Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 08736501 5

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Mr 10 '21

MANNUS

Zeitschrift für Vorgeschichte

begründet und für die Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte

herausgegeben von

Prof. Dr. Gustaf Kossinna

11/12. Band (1919/20)

Leipzig
Verlag von Curt Kabitzsch
1920.

Digitized by Google

PUBL. LIBRARY
754884
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1922 L

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.

Druck der Universitätsdruckerei H. Stürtz A. G., Würzburg.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Mitgliederliste der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte, 1. April 1920 I
Abhandlungen 1, 249
Mitteilungen 155
Bücherbesprechungen 211, 419
Aus Museen und Vereinen 416
Nachrichten 230, 429
Nachrufe (B. Caemmerer, R. Dorr, P. Zschiesche, H. Busse, M. Trautmann, G. Goldsche, G. Girke, G. Retzius) 242, 429

Bericht über die sechste Tagung der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte. Berlin, 8. bis 11. April 1920 349
Bestehorn: Ausflug der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte nach Potsdam am 25. April 1920. Mit 1 Textabb. 357
Fleischer, Oskar: Vorgeschichtliche Musiktheorie in Europa. Mit Tafel VIII . . 276
Hahne, Hans: Einweihung des neuen Provinzialmuseums für Vorgeschichte zu Halle a.S. 232
Hein, Heinrich: Sumerer und Indogermanen 183
Holsten, Robert und Zahnow, Gustav: Die steinzeitlichen Gräber des Kreises Pyritz. Mit 4 Textabb. und Tafel V—VII 104
Jahn, Martin: Die germanische Besiedelung Oberschlesiens in vor- und frühgeschichtlicher Zeit 416
Kossinna, Gustaf: Das siegreiche Vordringen meiner wissenschaftlichen Anschauungen als Ergebnis meiner wissenschaftlichen Methode 396
Kossinna, Gustaf: Die eiszeitliche Fundstätte Rixdorf in Groß-Berlin 435
Kossinna, Gustaf: Höhepunkte nordindogermanischer Kultur 249
Kossinna, Gustaf: Mein 60. Geburtstag 230
Kossinna, Gustaf: Nachträge I—III. Mit 2 Textabb. 405
Kossinna, Gustaf: Noch eine Krötenurne. Mit 1 Textabb. 173
Kossinna, Gustaf: Das Provinzialmuseum für Vorgeschichte zu Halle a. S. . . 231
Kossinna, Gustaf: Wandalen in der Wetterau. Mit 3 Textabb. 412
Lienau, Michael Martin: Oldenburger Grabungen mit einer Studie über Brandgrubengräber. Mit 2 Meßtischblatt-Ausschnitten, 1 Lageplan, 4 Tafeln I—IV und 11 Textabb. 1
Moschkau, Rudolf: Eine steinzeitliche Scherbeninschrift der Spiral-Mäanderkeramik. Mit 1 Textabb. 205
Moschkau, Rudolf: Eine zweite bandkeramische Scherbeninschrift von Seltsch in Böhmen. Mit 1 Textabb. 378

Digitized by Google

Seite

Näbe, H. Max: Der Leipziger Thebalring. Mit 1 Textabb. 383
Niklasson, Nils: Neuere Ausgrabungen in Rössen. Mit 32 Abb. 309
Niklasson, Nils: Ein slawischer Friedhof des 12. Jahrhunderts bei Treben, Kr. Weißenfels. Mit 6 Textabb. und 1 Plan (Tafel IX) 338
Rademacher, C.: Der Piltdown-Fund und seine Bedeutung in der Entwicklungsgeschichte der Menschheit. Mit 3 Textabb. 361
Schulz, Walther: Das Haus in Glaube und Brauch der Vorzeit (Auszug). . . . 347
Schulz, Walther: Zur Geschichte des deutschen Hauses. Mit 9 Textabb. 175
Stephan: Vorgeschichtliche Steinkalender (Auszug) 304
Stimming, R.: Das Harz in der vorgeschichtlichen Zeit und seine Verwendungsweise. Mit 21 Textabb. 165
Wagner, Friedrich: Neuere Literatur zur Vorgeschichte Württembergs 387
Wilke, Georg: Über den Beginn der Bronzezeit in Mitteleuropa. Mit 31 Abbildungen 135
Wilke, Georg: Baum und Schiff. Mit 20 Textabbildungen 155

Bücherbesprechungen.

Seite

Hansen, Folke: Bidrag till kännedomen om äldre megalitkeramiken i Skane och Danmark. Lund 1918 (Nils Niklasson) 223
Heßler, Carl: Urgeschichte und Besiedelung der Umgegend von Cassel. Leipzig und Würzburg 1920 (W. Bremer) 427
Karge, Paul: Rephaim. Die vorgeschichtliche Kultur Palästinas und Phöniziens. Paderborn 1918 (J. Bayer) 215
Kossinna, Gustaf: Die deutsche Ostmark ein Urheimatboden der Germanen. Oberschlesien, März 1919 (M. Jahn) 226
Kostrzewski, Jozef: Die ostgermanische Kultur der Spätlatènezeit. Leipzig und Würzburg 1919 (M. Jahn) 419
Neuburger, Albert: Die Technik des Altertums. Leipzig 1919 (A. Winckler) . 228
Soergel, W.: Lösse, Eiszeiten und paläolithische Kulturen. Jena 1916 (J. Bayer) 211

Digitized by Google

Gesellschaft für Deutsche Vorgeschichte
1. April 1920.

Geschäftsführender Ausschuß.

Kossinna, Berlin, Vorstand	Snethlage,	1. Schriftführer
Bezzenberger, stellvertr. Vorsitzender	Hahne,	2. „
Wilke, Leipzig, „	Bayer,	3. „

Snethlage, Schatzmeister.

Erweiterter Ausschuß.

1.—7. die Mitglieder des geschäftsführenden Ausschusses.

8. Bracht, Darmstadt.	12. Jahn, Breslau.
9. Fleischer, Berlin.	13. Paape, Berlin-Schöneberg.
10. Günther, Koblenz-Lützel.	14. Rademacher, Köln.
11. Heß v. Wichdorff, Berlin.	15. Schmidt, Görlitz.

A. Ehrenmitglieder.

Mestorf, Johanna, Prof. Dr., Direktor des Museums in Kiel (17. April 1909; † 20. Juli 1909).
Montelius, Oscar, Prof. Dr., Reichsantiquar, Stockholm 11 St. Paulsgatan (4. Aug. 1911).
Koehl, Karl, Geh. San.-Rat Dr., Worms (7. Nov. 1917).

B. Ordentliche Mitglieder.

I. Lebenslängliche.

S. Kgl. Hoheit Ernst August, Herzog von Cumberland, Gmunden (1909).
*[1]) Vom Rath, Emil, Dr. h. c., Geh. Kommerzienrat, Köln (1909).
Frödin, Otto, Dr., Antiquar, Stockholm 15, Historisches Museum (1919).

II. Jährlich zahlende.

Abeling, Theodor, Schriftsteller, Berlin, Gotlandstr. 9 (1919).
Åberg, Nils, Dr. phil., Dozent, Upsala (Schweden) (1911).
Ailio, J., Dr. phil., Dozent, Helsingfors (Finnland), Histor. Museum (1912).
Almgren, Oscar, Dr., Professor an der Universität, Upsala (1909).

[1]) Ein Stern * bezeichnet die Gründer der Gesellschaft.

Digitized by Google

Altertümersammlung, Städtische, Göttingen (1909).
Altertumsgesellschaft, Elbinger (Anschrift Prof. Dr. Ehrlich, Elbing, Königsbergerstr. 16) (1909)).
Altertumsgesellschaft, Graudenzer, Graudenz (1909).
Altertumsgesellschaft Prussia, Königsberg i. Pr. (1910).
Altertumsverein, Schlesischer, Breslau (1909).
Altertumsverein, Weißenburg i. Bayern (1911).
Amende, E., Prof., Seminaroberlehrer, Altenburg, Hohe Str. 44 (S.-A.) (1913).
Andree, Julius, Dr., Münster i. W., Geologisches Institut, Pferdeg. 3 (1920).
Anteriſt, Gerichtssekretär, Andernach a. Rh. (1912).
Antoniewicz, Wladimir v., Mus.-Assist., Krakau, Ul. Kollataja 3 III. (1917).
Apparat für deutsche Archäologie der Universität Berlin, Kaiser-Franz-Joseph-Platz, Universitätsgebäude (1911).
Arndt, Alfred, Seminaroberlehrer, Beuthen O.-S. (1919).
Arne, T. J., Antiquar, Stockholm, Historisches Museum (1909).
Asmus, Rudolf, Dr. med., Teterow i. M. (1909).
Auerbach, Alfred, Rektor, Vorstand d. Städt. Mus., Gera (Reuß) (1909).
Auerswald, Frl. A. v., Heiligengrabe, Post Techow (Prignitz) (1914).
Bangert, Karl Ed., Architekt, Berlin W 50, Nachodstr. 17 (1912).
Barner, Dr. phil. et med., Braunlage i. Harz, Sanatorium Barner (1916).
Bartsch, Rechnungsrat, Landgerichtssobersekretär, Koblenz a. Rh., Neuendorferstraße 20 (1917).
*Baum, Albert, Prof., Museumsdirektor, Dortmund, Leipzigerstr. 6 (1909).
Baumann-Seyd, Frau A., Hamburg, Jordanstr. 36 (1910).
Baumert, Paul, stud. phil., Spandau, Potsdamerstr. 46 (1909).
Bayer, Josef, Dr., Dozent, Leiter der Vorgeschichtlichen und Anthropologischen Sammlungen des Naturhistorischen Museums, Wien, Burgring 7 (1919).
*Beltz, Robert, Prof. Dr., Museumsvorstand, Schwerin i. M. (1909).
Berger, Paul, Halle a. S., Kronprinzenstr. 48 (1909).
Bestehorn, Dr., Museumsleiter, Potsdam (1920).
*Bezzenberger, Adalbert, Geh.-Rat, Prof. Dr., Königsberg i. Pr., Steind. Wall ½ (1909).
*Bieder, Theobald, Hamburg 26, Hammersteindamm 114 (1909).
Bing, Just, Dr., Bergen (Norwegen), Stiftsarkivet (1914).
*Blume, Karl, Rentier, Berlin-Steglitz, Fichtestr. 11 (1909).
Bock, Franz, Akad.-Prof. Dr., Bielefeld, Wertherstr. 4.
*Bodenstab, E., privatisierender Apotheker, Braunschweig, Am Wendenwehr 2 (1909).
Boerschmann, Friedr., Dr., Kreisarzt, Bartenstein, Ostpreußen (1914).
Bohl, Dr. med., Berlin-Wilmersdorf, Pfalzburgerstr. 35 (1914).
Bohm, Waldtraut, Lehrerin, Berlin, Mariannen-Ufer 3/III (1920).
Bork, Ferdinand, Professor, Studienrat, Königsberg i. Pr., Weberstr. 7 (1909).
Bosch-Gimpera, Pedro, Univ.-Prof. Dr., Barcelona (Spanien), Lauria 56 (1914).
Boseck, Karl, Dr. med., prakt. Arzt, Stolp (Pomm.), Bismarckplatz 9 (1909).
*Bracht, Eugen, Geh.-Rat, Professor, Darmstadt (Mathildenhöhe), Alexanderweg, Haus Rosen (1909).
Braß, Photograph, Camen (Westfalen) (1912).
Bredow, Karl, Frhr. von, Hauptm. a. D., Rittergutsbesitzer, Dom. Dietznitz bei Friesack (Mark) (1910).
Bremer, Dr. W., Marburg a. L., Lutherstr. 6 (1915).
Bünte, W., Dr., Hannover-Linden, Deisterstr. 8 (1909).

Digitized by Google

Busch, John Ekkart, Fotogrammeter, Hellerau b. Dresden, am Pfarrlehn 10 (1918).
Caemmerer, Erich, Oberlehrer, Dr., Sondershausen, Possenweg (1919).
Carstenn, Edward, Dr., Danzig-Langfuhr, Coselweg 2/II (1909).
Cederhvarf, B., Mag. phil., Helsingfors, Skatuddsg. 1 (1909).
Central-Museum, Römisch-German., Mainz (1911).
Cervinka, J. L., Ingenieur, Kojetein (Mähren) (1909).
Claß, Heinrich, Justizrat, Berlin W 10, Rauchstr. 27 (1913).
Danicke, B., Professor, Berlin-Neukölln, Richardplatz 5 (1919).
Dege-Joachimi, Frau Dr. phil., Frankfurt a. d. Oder, Bahnhofstr. 16 (1920).
Demetrykiewicz, Wladimir, Prof. Dr.
Diewitz, Georg, Dr. med., Leipzig, Sidonienstr. 19 I (1911).
Dormagen, San.-Rat Dr., Köln a. Rh., Gereonsmühlengasse 2 (1913).
Ebert, Max, Dr., Privatdozent, Königsberg i. Pr., Schönstr. 8II (1919).
*Eichhorn, Gustav, Dr. med., Sanitätsrat, Mus.-Konservator, Jena, Leutrastr. 33 (1909).
Eifler, Robert, Ingenieur und Direktor, Breslau 8, Brüderstr. 67 (1919).
Erbt, Wilhelm, Lic. Dr., Oberlyzealdirektor, Neumünster, Fritz Reuterstr. 6 (1914).
Eulenburg, Graf Fritz zu Prassen, Kreis Rastenburg, Ostpr. (1914).
Fiddicke, Sanitätsrat, Dr. med., Freienwalde a. O. (1909).
Fischer, Eugen, Univ.-Prof. Dr., Freiburg i. B., Silberbachstr. 1 (1909).
Fleischer, Oskar, Geh. Regierungsrat, Univ.-Prof. Dr., Berlin W, Motzstr. 17 (1909).
Florschütz, Prof. Dr., Gotha (1909).
*Forrer, Robert, Dr., Straßburg i. E., Universitätsstr. 4 (1909).
Forster, S. v., Hofrat Dr., Nürnberg, Ägidienplatz (1911).
Franck, Ernst, Frankfurt a. M., Weberstr. 53 (1909).
*Franke, Ernst, Rittergutsbesitzer, Rohrsheim b. Halberstadt (1909).
Freystedt, Alwin, Landesbauinspektor, Liegnitz, Sophienstr. 38 I.
Friedländer, Dr., Sanitätsrat, Cobern a. Mosel (1911).
Frohböse, Herb., Lehrer, Hamburg 26, Saling 51.
*Fuhse, Franz, Prof. Dr., Mus.-Direktor, Braunschweig (1909).
*Gädcke, Karl, Prof., Salzwedel (1909).
Gaeßner, Heinz, stud. phil., Charlottenburg, Spreestr. 58 (1920).
Gaisberg-Schöckingen, Frdr., Freiherr, Rechtsritter des Johanniterordens, Schöckingen O.A. Leonberg (Wttbg.) (1916).
Gärte, W., Dr. phil., Königsberg i. Pr., Hermann-Allee 26 (1914).
Genthe, Theod., Dr., Dozent an der Humboldtakademie, Berlin-Dahlem, Podbielski-Allee 1, Post Schmargendorf (1909).
Genzmer, Felix, Dr., Reg.-Rat, Berlin-Lankwitz, Waldmannstr. (1912).
Georgi, Walter, Dr., Reg.-Assessor, Berlin-Wilmersdorf, Eisenzahnstr. 64 (1914).
Geschichts- und Altertumsverein, Mayen (Rheinland) (1911).
Geschichtsverein, Aschaffenburg (1911).
Gesellschaft, Deutsche, f. Kunst u. Wissensch., Abt. f. Geschichte (Hist. Ges. f. d. Netzedistr.), Bromberg (1909).
Gesellschaft, Naturhistorische, Nürnberg (1909).
Gesellschaft, Oberlausitzer, f. Anthropologie und Urgeschichte, Bautzen (1909).
Gesellschaft, Oberlausitzer, für Anthropologie und Urgeschichte, Görlitz. Anschrift: Mus.-Dir. Prof. Ludwig Feyerabend (1919).
Girke, Georg, Dr., Berlin W 35, Potsdamer Str. 117 (1909).
Götze, Alfred, Prof. Dr., Dir.-Assistent, Berlin-Lichterfelde, Steglitzerstr. 42 (1909).
Goldsche, Gustav, Stadtältester, Friesack (Mark) (1909).
Graef, Josef, Juwelier, Kronstadt (Siebenbürgen), Pürzengasse (1910).

Digitized by Google

Graefe, Holm, Chemiker, Berlin NW 23, Holsteiner Ufer 18 III (1909).
Graf, C. Engelbert, Schriftsteller, Berlin-Friedenau, Ringstr. 37 (1909).
Graff, Wilhelm (früher Lüchow) nun Schleswig, Gutenbergstr. 3.
Grauert, A., Lehrer, Taugwitz bei Bad Kösen i. Th. (1920).
*Günther, A., Vorsteher d. Städt. Tiefbauamtes, Coblenz-Lützel, Triererstr. 122 (1909).
Gütte, Otto, Lyzeallehrer, Berlin NW. 21, Bochumer Str. 9 (1919).
Gummel, Hans, stud. phil., Stralsund, Knieperdamm 25/I (1911).
Hackman, A., Dr., Helsingfors, Fredsgatan 13 (1909).
Haenchen, Karl, Oberlehrer, Berlin-Zehlendorf, Hohenzollernstr. 25 (1919).
*Hagen, v. d., Joachim Otto, Rittergutsbesitzer, Schmiedeberg bei Greiffenberg (Uckermark) (1909).
*Hahne, Hans, Professor Dr., Museumsdirektor, Halle a. S., Reilstr. 91 (1909).
Hartig, Paul, Jena, Schützenstr. 14 (1916).
Hartmeyer, Hans, Dr., Schriftsteller, Wien, Hadersdorf-Weidlingen (1914).
Hartwich, Dr. med., Sanitätsrat, Havelberg (1909).
Hauer, Hauptmann (1918).
Haupt, Albrecht, Prof. Dr., Geh. Baurat, Hannover, Lützowstr. 7 (1913).
Heimat- u. Museumsverein Heiligengrabe, Post Techow, Ostprignitz (1914).
Hellmich, M., Oberlandmesser, Liegnitz, Neue Haynauer Str. 49 (1909).
Hennig, F., Buenos Aires (Argentinien), Avenida da Majo 1431, durch Fridolin Gesell (1910).
Herrmann, Karl, Lehrer, Naumburg (Saale), Bahnhofstr. 22 (1909).
Heß v. Wichdorff, Hans, Dr., Bezirksgeologe, Berlin N 4, Invalidenstr. 44 (1909).
Heßler, Karl, Rektor, Kassel, Weißenburgstr. 9a (1919).
Hildebrand, Pfarrer, Leuthen b. Kottbus (1909).
*Hintze, Robert, Dr., Arzt, Lüchow (Hannover) (1909).
Hobus, Felix, Pastor, Dechsel, Kr. Landsberg a. W. (1909).
Hock, Georg, Professor Dr., Landeskonservator, Würzburg, Lessingstr. 1 III (1911).
Hoech, Baurat, Kolberg i. Pomm., Moltkestr. 17 (1918).
Hofbibliothek, Darmstadt (1909).
Hoffmann, C. Tassilo, Dr. phil., Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 33 III (1911).
Hofmeister, Prof. Dr., Lübeck, Hohenzollernstr. 13 (1919).
Hofrichter, H., Meißen, Talstr. 14 (1920).
Holsten, Geheimer Studienrat, Gymnasialdirektor, Pyritz (1919).
Hoops, Joh., Univ.-Prof. Dr., Geh. Hofrat, Heidelberg, Klingenteich 13 (1909).
Horvath, Dr. med., Herzogl. Coburgischer Herrschaftsarzt, Vereskö Gömör (Ungarn) (1909).
Hungerland, Lektor, Dr., Osnabrück, Schnatgang 23 (1909).
Hutloff, Dr. phil., Oberlehrer am Realgymnasium, Frankfurt a. d. Oder, Hohenzollernstr. 21 I. (1920).
Hüttenheim, Dr., Geh. Reg.-Rat, Charlottenburg, Thüringer Allee 1 (1912).
Institut f. Geschichte d. Medizin an der Universität Leipzig, Leipzig (1909).
Institut für Kunstgeschichte der Universität Leipzig, Leipzig (1910).
„Isis", naturwissenschaftliche Gesellschaft, Dresden. Anschr.: Bibliothek der „Isis", Dresden A, Bismarckplatz 18 (1912).
Jacob, K. H., Dr., Abt.-Dir. am Provinzialmuseum Hannover, Veilchenstr. 5 (1912).
Jahn, Martin, Dr. phil., Direktorialassistent, Breslau, Frankfurterstr. 115 IV (1909).
Jekelius, Erich, stud. theol., Kronstadt, Rudolfsring 13 (1909).
Jira, Josef Anton, Dejwitz bei Prag, Villa Hanspaulka (1909).
Kaack, H., Lehrer, Segeberg i. Holst., Kl. Seestr. (1918).
Kade, C., Apotheker, Römhild i. Th. (1909).

Digitized by Google

Kaiser-Franz-Josef-Museum für Kunst und Gewerbe (schlesisches Landesmuseum), Troppau (1919).
Kalliefe, Hilmar, Hermsdorf bei Berlin, Berlinerstr. 23a (1914).
Kallius, Erich, Geh. Med.-Rat Univ.-Prof. Dr., Breslau, Beethovenstr. 30 (1909).
Karnahl, Fritz, Leipzig-Stötteritz, Marienbrunnenstr. 5 (1919).
Kellner, Heinrich, Rentner, Köln, Gereonstr. 17—19 (1909).
Kern, Jos., Lehrer, Leitmeritz i. Böhmen, Johannisstr. 14 (1916).
Kießling, Franz, Ingenieur, Wien 5/1, Franzensgasse 13 (1919).
Kimakowicz v., Mus.-Direktor, Hermannstadt (Siebenbürgen) (1909).
Kirchhoff, Heinrich, Nahrungsmittelchemiker, Königsberg i. Pr., Königstr. 60II (1914).
Kiszely, v. K. J., Gymn.-Prof. u. Kustos am Museum, Beszterczebanya (Neusohl) (Ungarn) (1918).
Klein, W., Oberpostassistent, Stettin, Hohenzollernstr. 9III, Eing. Bogislavstr. (1919).
Klicks, Karl, Berlin NW. 5, Birkenstr. 32 (1919).
Knoke, Friedrich, Geh. Rat Prof. Dr., Gymn.-Direktor, Osnabrück, Rats-Gymnasium (1909).
Koch, Julius, Dr., Berlin-Schlachtensee, Adalbertstr. 8 (1910).
Korn, Joh., Prof. Dr. phil., Landesgeologe, Berlin-Wilmersdorf, Bingerstr. 87 (1909).
*Kossinna, Gustaf, Geheimer Reg.-Rat, Univ.-Prof. Dr., Berlin-Lichterfelde 3, Karlstr. 10 (1909).
Kossinna, Richard, Geheimer Justizrat, Nordhausen a. H. (1909).
Kostrzewski, Josef, Dr., Posen, Kochanowskiego 4 (1911).
Kothe, Konrad, Dr. phil., Bromberg, Talstr. 17a (1914).
Kozlowski, Leon, Dr. phil., Museumskonservator, Warschau, Podwala 15 (1913).
Krause, Paul Gust., Prof., Landesgeologe, Berlin N, Invalidenstr. 44 (1909).
Krauth, Prof. Dr., Erfurt, Klingenstr. 3 (1910).
Krehan, Rechnungsamtmann, Buttstädt (S.-Weimar) (1910).
Kreismuseum, Hadersleben (Schleswig) (1910).
Kreismuseum, Oberharzer, Zellerfeld (1909).
Kreis Ruppin, Neuruppin (1912).
Kreis Schleiden, z. H. Herrn Kreuzberg, Dr., Landrat, Schleiden i. Eifel (1913).
Krieg, R., Amtsgerichtsrat, Sangerhausen, Neuendorfer Trift 2a (1911).
*Kropp, Philipp, Ulrichswalde bei Roda, S.-A. (1909).
Krügel, Gerhard, Berlin S W 29, Bellealliancestr. 47 (1913).
Krügel, Max, Lehrer, Berlin N. 58, Stargarderstr. 54 II (1920).
Krüger, Fr., Lehrer, Lieske, Post Neuwelzow N. L. (1915).
Kumm, Prof. Dr., Danzig, Westpreuß. Provinzial-Museum, Langemarkt 24 (1912).
Kunst- und Gewerbe-Museum, Städt., Dortmund (1912).
Kunst-, Kunstgewerbe- und Altertumsverein für den Reg.-Bez. Coblenz, Coblenz (1912).
Kuntze, H., Rentmeister, Naumburg a. S., Weißenfelserstr. 41II (1909).
Lampe, W., Lehrer, Harriehausen bei Gandersheim (1910).
Landes- und Stadtbibliothek, Düsseldorf (1909).
Landesbibliothek, sächs., Dresden-N.
Landesbibliothek, steirische, und Johanneum, Graz (1913).
Landesdirektorium, Hannover (1909).
Landesmuseum, Schweizerisches, Zürich (1909).
Landmann, Elisabeth, stud. phil., Darmstadt, Schießhausstr. 108 (1916).
Langer, Franz, Postsekretär, Waidmannslust b. Berlin, Kurhausstr. 15 (1913).
*Langerhans, Wilhelm, Geheimer Justizrat, Berlin W. 15, Kaiser-Allee 221 (1909).
Lechler, Georg, stud. archaeol., Dölau b. Halle a. S. (1915).

Digitized by Google

Lehmann, Ernst, Studienassessor, Erfurt, Burgstr. 18 (1920).
Lehmann, J. F., Verlagsbuchhändler, München, Paul Heyseстr. 26 (1914).
*Lehmann-Haupt, Carl Fr., Dr. Univ.-Prof., Innsbruck-Mühlau, Villa Edelweiß (1909).
Leinveber, Geh. Reg.-Rat, Bernburg a. S. (1920).
*Lemcke, Hugo, Geh. Rat, Prof. Dr., Vorst. d. Gesellschaft f. Pommersche Geschichte, Stettin, Pölitzerstr. 8 (1909).
*Lienau, M. M., Prähistoriker, Frankfurt a. Oder, Villa Lienau (1909).
Lindau, Gustav, Prof. Dr., Kustos am Kgl. botan. Museum, Berlin-Lichterfelde, Moltkestr. 3 (1911).
Lissauer, Fritz, stud. med., Berlin W, Goltzstr. 38 (1911).
Lorentzen, A., Dr. med., Gevelsberg i. W. (1911).
Lüdemann, Karl, Wissenschaftlicher Mitarbeiter, Freiberg (Sachsen), Albertstr. 26 (1915).
Lühmann, H., Prof., Oberlehrer, Braunschweig, Riddagshäuser Weg 29 p. (1909).
Magdalinski, Pastor, Schwessin bei Köslin, Pommern (1919).
Magistrat der Ref.-Stadt Hannover, Hannover (1909).
*Malachowski, Frau Reg.-Baumeister, Charlottenburg, Lietzenseeufer 11 (1909).
Malfer, D., Dr., Gries b. Bozen, Tirol, Villa Mignon (1912).
Martian, J., Kgl. Kais. Major d. R., Gutsbesitzer, Naszod (Siebenbürgen) (1913).
*Martin, J., Museums-Dir., Prof. Dr., Oldenburg (Großh.) (1909).
Marx, P., Dipl.-Ingenieur, Coblenz, Fischelstr. 26 (1911).
Massenbach, Frhr. v., Regierungspräsident a. D., Muskau O. L. (1909).
Matern, Erich, Dr. med., prakt. Arzt, Berlin NW, Turmstr. 66 (1909).
Matz, Amtsgerichtsrat a. D., Köpenick-Spindlersfeld, Landhaus Daheim (1919).
Meiner, Arthur, Hofrat Dr., Leipzig, Dörrienstr. 16 (1918).
Meißen, Oberstabsarzt Prof. Dr., Essen (Ruhr), Bahnhofstr. 4 (1916).
Mellenthin, v., Oberlehrer, Friedrichshagen a. d. Spree (1920).
Meyer, C. H., Fabrikbesitzer, Bergen b. Celle (1909).
Michael, B., Dr., Berlin W, Traunsteinstr. 1 (1916).
Milleker, Felix, Musealkustos, Werschetz (Ungarn) (1909).
*Möller, Armin, Museumskustos, Weimar, Städt. Museum (1909).
Mötefindt, Hugo, stud. archaeol., Wernigerode a. H., Karlstr. 2 (1909).
Mogk, Eugen, Univ.-Prof. Dr., Leipzig, Salomonstr. 25 b (1909).
Mohrmann, Geh. Baurat Prof. a. d. technischen Hochschule, Hannover, Herrenhäuser Kirchweg 17 (1909).
Morgenstern-Museum, Städtisches, Geestemünde (1909).
Moschkau, Rudolf, Lehrer, Leipzig-Stünz, Zweenfurterstr. 19 (1913).
Much, Rud., Univ.-Prof. Dr., Wien, Penzingerstr. 82 (1910).
Müller, Ch., Maurer- und Steinhauermeister, Kassel, Jordanstr. 52 (1916).
Müller, Gerhard, Oberlehrer, Barlin-Grunewald, Hubertusbaderstr. 10 (1920).
Müller-Brauel, Hans, Schriftsteller, Zeven, Haus Sachsenheim (1909).
Museum, Bergens, Bergen (Norwegen) (1909).
Museum, Städtisches, Braunschweig, Steintorwall 14 (1909).
Museum der Stadt Essen (Ruhr). (Adresse Dr. E. Kahrs), Burgstr. 18, Abt. f. Vor- und Frühgesch. (1913).
Museum, Oberhess. u. Gailsche Sammlung G. m. b. H., Gießen (Adr. Prof. Dr. Kramer, Major a. D.) (1919).
Museum für Völkerkunde, Hamburg 13, Binderstr. 14 (Anschrift Dr. Byhan) (1912).
Museum, Historisches, des Staates, Helsingfors (Finnland) (1909).

Digitized by Google

Museum, Schleswig-Holstein., Vaterl. Altertümer, Kiel (1909).
Museum, Prähistorisches, Köln (1919).
Museum, Städtisches, für Völkerkunde, Leipzig (1909).
Museum für Natur- und Heimatkunde, Magdeburg (1909).
Museum, Städtisches, München-Gladbach (Direktor Prof. Dr. Schurz) (1914).
Museum, Städt., Nordhausen (1913).
Museum, Szekely Nemzety, Sepsi-Szent-György (Ungarn) (1909).
Museum, Histor. der Pfalz, Speyer, Adr. Museumsdirektor Dr. Sprater (1915).
Museum, Stavanger, Stavanger (Norwegen) (1910).
Museum f. vaterl. Altertümer, Stuttgart (1911).
Museum, Städtisches, Weimar (1919).
Museums- und Geschichtsverein, Uckermärkischer, Prenzlau (1911).
Museumsverein Goslar, Goslar (1909).
Museumsverein Harburg (Elbe) (1909).
Museumsverein f. d. Reg.-Bez. Osnabrück, Osnabrück (1909).
Museumsverein, Altmärkischer, Stendal (1909).
Nack, Lisa, Frl., Berlin W 30, Viktoria-Luise-Platz 4 (1916).
Näbe, F. Max, Rentier, Pottenstein i. Obfr. (1909).
Negelein, E. von, Leutnant a. D., Breslau XVI, Hobrechtufer 15 (1915).
Neumann, Gotthardt, Gymnasiast, Jena, Riemannstr. 4 (1919).
Niklasson, Nils, Museumsassistent, Halle a. S., Provinzialmuseum (1919).
Obst, Kurt, Kaufmann (1913).
Odensaß, Studienassessor, Stettin, Kg. Wilhelm-Gymnasium (1920).
Olshausen, Otto, Prof. Dr., Berlin W 50, Kulmbacherstr. 7 (1909).
Oßwald, Hans, Bezirksamtmann, Bergzabern i. Pfalz (1915).
Osten, v. d., Leutnant, Berlin N, Invalidenstr. 56 (1920).
Paape, Konrad, Prof. Dr., Berlin-Schöneberg, Meiningerstr. 3 (1909).
Pätzold, Alfred, Prof. Dr., Oberrealschuldirektor, Kottbus, Bahnhofstr. 56a (1913).
Palliardi, K. K. Notar, Mährisch-Budwitz (Mähren) (1910).
Panzer, Friedrich, Dr., Universitätsprofessor, Heidelberg (1913).
Paschen, Ernst Heinrich, Oberarzt, Berlin NW 52, Melanchthonstr. 21IV Hof links (1913).
Paulsen, Jens, Dr., Arzt, Kiel-Ellerbeck (1916).
*Peiser, Felix, Univ.-Prof. Dr., Königsberg i. Pr., Goltz-Allee 11 (1909).
Peschel, E., Lehrer, Nünchritz, Bez. Dresden (1910).
Peters, N., Prof. Dr., Paderborn, Dörener Weg 10 (1915).
Pfeiffer, Prof. Dr., Physikus, Hamburg, Carlstr. 7 (1913).
Pfeiffer, Ludwig, Geh. Medizinalrat Dr., Weimar (1909).
Pipo, W., Dr. med., Barmen-R., Freiligrathstr. 23 (1919).
Plettke, Friedrich, Konservator, Geestemünde, Buchtstr. 10/II (1915).
Polthier, O., Professor, Wittstock (Dosse) (1909).
Popp, Hermann, Dr., München, Herschelstr. 15 (1916).
Preuß, Eugen, Bankier, Berlin NW, Flensburgerstr. 2 (1909).
Preysing, H., Univ.-Prof. Dr., Köln a. Rh., Stadtwaldgürtel 77 (1912).
Prieß, Baurat, Koblenz, Markenbildweg 15 (1915).
Provinzialmuseum für Vorgeschichte der Provinz Sachsen, Halle a. S., Richard Wagnerstr. 9/10 (1909).
Provinzialmuseum, Westpreußisches, Danzig, Langemarkt 24 (1912).
Provinzialmuseum, Hannover (1909).
*Rademacher, Carl, Museumsdirektor, Köln a. Rh., Eifelstr. 66 (1909).
Ratig, Wilhelm, Rendant, Perleberg (1909).

Digitized by Google

Rauch, W., Inspektor, Helmsdorf, Mansf. Seekreis (1909).
Recke v. Volmerstein, Graf v. d., Oberstleutnant, Charlottenburg, Scharrenstr. 39 (1913).
Rehlen, W., Magistratsrat, Nürnberg, Rieterstr. 10 (1909).
Reichard, A. C., Dr., Berlin-Lichterfelde, Ringstr. 51 (1917).
Reichhelm, Zahnarzt, Treuenbrietzen (1916).
Reinicke, Erich, Charlottenburg, Schillerstr. 4 (1919).
Reischel, G., Prof. Dr., Hannover, Jfflandstr. 11 (1909).
Reitzenberger, Ludwig, Dr., Bezirksarzt, Hermannstadt (Siebenbürgen) (1913).
Richter, Adolf, Komm.-Rat, Rudolstadt (1916).
Richter, Johannes, Dr., Direktorialassistent, Leipzig, Museum f. Völkerkunde (1912).
Riedel, Kurt, Leutnant d. R., Chemnitz, Humboldtplatz 3 (1916).
Rieken, San.-Rat Dr., Kottbus, Bahnhofstr. 72 (1909).
Römer-Museum, Hildesheim (1909).
Römstedt, Präzeptor, Bergen b. Celle (1909).
Röttinger, Heinrich, Dr., Kustos an der erzherzogl. Kunstsammlung Albertina, Wien I, Bartensteingasse 14 (1914).
Rose, von, Amtsgerichtsrat, Hameln (1912).
Salgendorff, Hermann, Dr. med., Kreisarzt, Geilenkirchen bei Aachen (1918).
Sammlung, Städtische naturwissensch., Chemnitz (König Albert-Museum) (1909).
Sammlungen, Fürstl. Fürstenbergische, Donaueschingen (1912).
Sammlungen, Badische, Karlsruhe, Baden (1909).
Sartori, Professor, Dortmund, Ardeystr. 29 (1912).
Scheidemandl, Dr. med., Hofrat, Nürnberg (1909).
Schelzig, Elisabeth, Glienicke bei Berlin (Nordbahn) (1909).
Schemann, Ludwig, Prof. Dr., Freiburg i. B., Maximilianstr. 22 (1910).
Scheu, H., Landschaftsdirektor u. Ök.-Rat, Adl. Heydekrug, Kreis Heydekrug (1915)
Schick, Pfarrer, Queckborn (Oberhessen) (1913).
Schirmer, Oberstleutnant, Berlin-Schöneberg, Eisenacherstr. 76I (1911).
Schirwitz, Quedlinburg, Schützenstr. 10 (1917).
Schmidt, Heinrich, Dr., Univ.-Prof., Kolozsvar (Klausenburg) (Ungarn), Kossuthgasse 51 (1909).
Schmidt, Hermann, Oberlehrer, Görlitz, Melanchthonstr. 40 (1909).
Schmidt, Johannes, Pfarrer, Ketzin (Havel) (1913).
Schmidt, Rob. R., Prof. Dr., Privatdozent, Tübingen, Geolog. Institut (1909).
Schmidt-Gibichenfels, Dr., Schriftsteller, Berlin-Friedenau, Kaiserallee 138 (1913).
Schmorl, Justiz-Rat, Oschatz (Sachsen) (1911).
Schnittger, Bror, Dr., Dozent u. Museumsassistent, Stockholm 15, Historisches Museum (1909).
Schönefeldt, M., Geh. Rechnungsrat, Waidmannslust b. Berlin, Hubertusstr. 10 (1914).
Schröder, Arno, Pfarrer, Hainichen b. Dornburg a. S. (1909).
Schröder, H., Geh. Bergrat, Prof. Dr., Berlin N 4, Invalidenstr. 44 (1909).
Schubandt, A., Privatlehrer, Burg bei Magdeburg (1909).
Schultze, Hugo, Dr., S.-A., Driedorf (Dillkreis) (1920).
*Schultze, M., Pfarrer, Fahrenwalde bei Brüssow (1909).
Schulz, Walther, Dr. phil., Direktorial-Assistent am Prov.-Museum, Halle a. S., Seebener Str. 9II (1909).
Schulz, W., Köslin, Pommern, Danzigerstr. 42/44 (1919).
Schumacher, Paul, Präparandenlehrer, Bromberg, Thornerstr. 57 (1918).
Schunk, Geh. Reg.- u. Baurat, Moselkern (1917).
Schwantes, G., Lehrer, Hamburg, Fuhlsbüttel, Brombeerweg 37 (1909).

Digitized by Google

Schwerz, Fr., Dr., Bern, Gutenbergstr. 19 (1917).
Seelmann, Hans, Dr. med., Dessau, Kavalierstr. (1909).
*Seemann, Otto, Zahnarzt, Berlin N 37, Schönhauser Allee 174 (1909).
Seibertz, Norbert, Assessor, Berlin-Wilmersdorf, Aschaffenburgerstr. 2 (1913).
Seiffert, J., Architekt, Charlottenburg, Lohmeyerstr. 24 (1915).
Sellmann, Lehrer, Mühlhausen i. Th. Kiliansgraben 5 (1909).
Seminar, Deutsches, Hamburg I, Domstr. 9 (1911).
Sickel, Ernst, Oberlehrer, Görlitz, Goethestr. 1 (1914).
Sieglerschmidt, Prof. Dr., Berlin-Lichterfelde W, Steinäckerstr. 26 (1912).
Sieling, Heinrich, Buchdruckereibesitzer, Naumburg (Saale), Topfmarkt 7 (1916).
Sievers, Oberlehrer, Leiter des St. Realprogymnasiums i. Sensburg i. Ostpreußen (1918).
Sievert, Heinrich, Gutsbesitzer, Schwanebeck, Kr. Oschersleben (1909).
Simonis, Engelbert, Brauereidirektor, Koblenz, Adamstr. 4 (1917).
Siret, Luis, Ingenieur, Cuevas de Vera, Prov. Almeria, Spanien (1909).
*Snethlage, Ernst, Sekretär, Berlin NW 5, Quitzowstr. 123 (1909).
Stadtbibliothek, Hannover, Friedrichstr. 16 (1909).
Staffel, San.-Rat Dr., Chemnitz, Langestr. 19 (1909).
Stahel, Hnr. Maxim., Fabrikbesitzer, Bielefeld und Berthelsdorf Kr. Landeshut (Schlesien) (1919).
Staritz, Ekkehart, Berlin-Steglitz, Fritschstr. 1 (1920).
Stelzer, Dominik, Dr., Wien 49a 13/12, Steinhof (1916).
Stephan, Paul, Regierungs-Landmesser, Merseburg, Unteraltenburg 17 (1913).
Stimming, Richard, prakt. Arzt, Gr.-Wusterwitz b. Brandenburg (1909).
Stolyhwo, Kasimir, Direktor des Anthropolog. Laboratoriums, Warschau, Kaliksta 8 (1914).
Stolzing-Cerny, Josef, Schriftsteller, Berlin SW, Kleinbeerenstr. 14.
Strantz, Kurt v., Reg.-Rat, Berlin-Friedenau, Offenbacherstr. 30 (1912).
Strauch, Paul, ord. Lyzeallehrer, Berlin NW 87, Wullenweberstr. 7 (1919).
Strauß, Konrad, Frankfurt a. Oder, Linden 21 (1916).
Streitberg, Wilhelm, Univ.-Prof. Dr., München, Isabellastr. 31II (1909).
Strobach, G., Apotheker, Berlin S., Grimmstr. 21II (1916).
Tallgren, Dr. phil. J. M., Helsingfors, Nationalmuseum.
Tanzmann, Bruno, Schriftsteller, Hellerau b. Dresden (1916).
Tatarinoff, E., Prof. Dr., Direktor d. Hist. Museums, Solothurn (Schweiz) (1909).
Tegtmeyer, Dr., Lichte bei Wallendorf (S.-Meiningen) (1912).
Teuber, Erich, Kaufmann, Berlin NW 21, Altmoabit 83a IV (Römhild, Sachs.-Mein.) (1919).
Teutsch, Julius, Mus.-Vorstand, Kronstadt-Brassó (Siebenbürgen), Roßmarkt 4 (1909).
Thomson, A., Reval Estland, Dompromenade 10 u. 4 (1918).
Turobin, Bankvorstand, Schwiebus (1919).
Trautmann, Moritz, Geh. Reg.-Rat, Univ.-Prof. Dr., Bonn a. Rh. (1912).
Universitätsbibliothek Gießen (1911).
Universitätsbibliothek Greifswald (1909).
Universitätsbibliothek Innsbruck (1917).
Universitätsbibliothek Königsberg i. Pr. (1913).
Universitätsbibliothek Münster i. W., Bispinkhof (1918).
Universitätsbibliothek Rostock (1915).
Universitätsbibliothek Tübingen (1909).
Vasvarmegyei Kultur-egyesulet, Steinamanger (Szombathely) (Ungarn) (1913).
Veltheim, Freiherr v., Major, Rittergutsbesitzer, Neklade b. Bergen auf Rügen (1917).

Digitized by Google

Verein für Geschichte und Altertümer, Stade (1909).
Verein für Geschichte und Altertum in Bernburg (1911).
Verein für die Geschichte und Altertumskunde von Erfurt, Erfurt (1909).
Verein für Geschichte und Altertumskunde zu Plauen (Voigtl.) (1913).
Verein für Heimatkunde, Kottbus, Gymnasialstr. 8 (1909).
Verein für Heimatkunde, Kreuznach (1919).
Verein für Heimatkunde für den Kreis Lebus, Müncheberg (Mark) (1909).
Verein für Heimatpflege und Altertumskunde im Kreise Neuwied, Anschrift: Herrn Felix Arendt, Neuwied (1912).
Verein, Hennebergischer altertumsforschender, Meiningen (1919).
Verein, Historischer, von Oberbayern, München, Zweibrückenstr. 12II (1912).
Verein, Naturhistorischer, Bielefeld (Anschrift Dr. Zickgraf, Bielefeld, Reichspoststr. 12) (1920).
Verein deutscher Studenten, Berlin N 24, Artilleriestr. 7I (1913).
Wagner, Friedrich, Dr., Museumsassistent, München 08, Preysing-Platz 1b (1919).
Wahle, Ernst, Dr. phil., Heidelberg, Zwingerstr. 7 (1909).
Wallraf, Staatsminister a. D., Exz., Bonn a. Rh., Coblenzerstr. 95 (1913).
*Walter, E., Geh. Studienrat, Prof. Dr., Stettin, Birken-Allee 8b (1909).
Walter, Heinrich, Dr., Dresden A 27, Zwickauerstr. 71II (1909).
Walther, Max, Architekt, Berlin-Friedenau, Laubacherstr. 18 (1909).
Weber, Joh. Emil, Schweizerhäusl in Milland b. Brixen, Südtirol (1918).
Weise, Julius, Prof. Dr., Amalienau b. Königsberg i. Pr., Kranzer-Allee 35 (1909).
Weisker, Dr., Studienrat, Neuruppin, Wallstr. (1920).
Wels, Ober-Postassistent, Wittstock (Dosse) (1910).
Werner, Prof. Dr., Butzbach, Oberhessen (1916).
Wernert, Paul, stud. rer. nat., Straßburg i. Elsaß, Vogesenstr. 9 (1909).
Wespy, Prof. Dr., Direktor, Berlin-Schöneberg, Mühlenstr. 11 (1918).
Wilcke, Max, Dr., Kreisschulinspektor, Zeitz (1909).
Wilhelm, Chas. L., St. Louis, Mo. U. S. A., 3916 California-Street (1913).
*Wilke, Georg, Dr., Obergeneralarzt, Leipzig, Schönhausenstr. 19 (1909).
Wilke, W., Kaufmann, Berlin O 34, Memeler Str. 60a (1919).
Wilser, Ludwig, Dr., Heidelberg (1911).
Windler, Albert, Dr., Charlottenburg 5, Pestalozzistr. 51a (1909).
Winkelmann, Fr., Dr., Eichstätt (Bayern) (1911).
Wirth, Herm. F., Professor Dr., Baarn in Holland, Eemnesserweg 38 (1919).
Witte, Erhard, Dr., Berlin-Lankwitz, Waldmannstr. 21 (1919).
Witz, Hauptmann, Ingolstadt, bayer. Hauptlaboratorium (1911).
Wolf, Realgymnasialdirektor, Hannover-Linden (1919).
Wolff, Distriktskommissar, Silehne (1909).
Wolff, Karl Felix, Schriftsteller, Bozen (Tirol), Obstmarkt 4 (1909).
Wossidlo, Rich., Prof. Dr., Waren (Mecl.) (1909).
Wünschmann, K., Dr. Oberlehrer, Halberstadt, Moltkestr. 57 (1918).
Wüst, Ewald, Univ.-Prof. Dr., Kiel (1909).
Wurzer, Major a. D., Neuburg a. D., Theresienstr. 126I (1911).
Zakrzewski, v., S., Dr., Miroslawice bei Frohenau (Kr. Strelno, Posen) (1918).
Zechlin, Konrad, Mus.-Konservator, Salzwedel (1909).
Zschiesche, Amtsrichter, Kölleda, Thüringen (1910).

In Austausch steht die Gesellschaft mit:
a) Schweizer Gesellschaft für Urgeschichte in Solothurn.
b) Universitätsbibliothek in Upsala.

Digitized by Google

I. Abhandlungen.

Oldenburger Grabungen mit einer Studie über Brandgrubengräber.

Von Michael Martin Lienau, Frankfurt a/Oder.

Mit 2 Meßtischblatt-Ausschnitten, 1 Lageplan, 4 Tafeln und 11 Textabbildungen.

Im Sommer 1914 habe ich für die Vorgeschichtliche Abteilung des Großherzogl. Naturhistorischen Museums in Oldenburg i. Gr. Grabungen mit staatlichen Mitteln gemacht. Herr Museumsdirektor Professor Martin hatte mich zu den Grabungen aufgefordert und für die Bereitstellung der Mittel gesorgt. Meine Absicht war, längere Zeit für Oldenburg zu arbeiten, aber Krankheit trat dazwischen. So kehrte ich nur im Herbst 1915 noch einmal dorthin zurück, um die Studiensammlung der Prähistor. Abteilung zu chronologisieren. In der Schausammlung war dies, in der Hauptsache, bereits durch Herrn Professor Martin geschehen, wie diese Herrn Martin auch eine würdige neue Aufstellung, neue Katalogisierung und Bezeichnung verdankt. Die Vorgeschichte ist also im Großherzogtum Oldenburg in guten Händen und, auf Betreiben von Herrn Martin, durch ein Ausgrabungsgesetz geschützt.

Es ist mir aufrichtiges Bedürfnis, auch an dieser Stelle Herrn Museumsdirektor Martin für die durchaus kollegialische Unterstützung meiner Arbeit herzlich zu danken. Sämtliche Vorbedingungen für ein längeres gedeihliches Zusammenarbeiten waren vorhanden.

Ich habe an 2 Stellen gegraben: in der Gemeinde Emsteck und in der Gemeinde Husum. An beiden Stellen handelt es sich um Untersuchung von Grabhügeln.

A. Grabhügel auf der Garther Heide.

Gemeinde Emsteck, Amt Kloppenburg, Besitzer Ahrens.

(Eine Studie über Brandgrubengräber.)

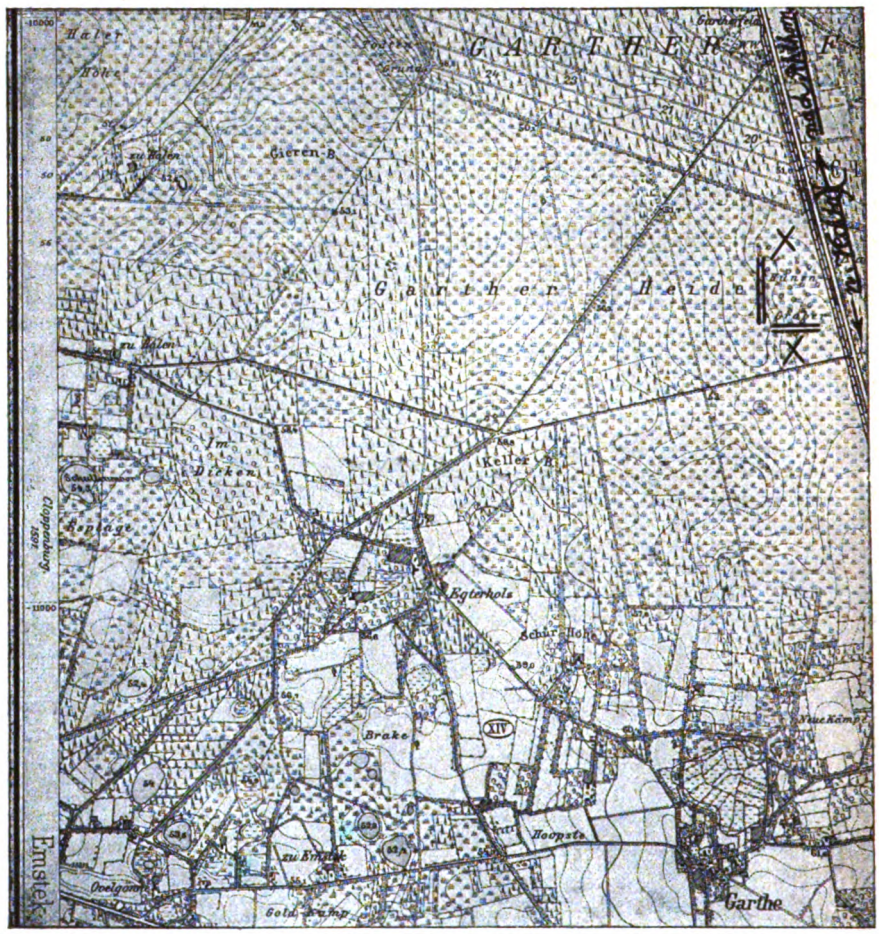
Mit 1 Meßtischblatt, 1 Lageplan, 1 Tafel und 8 Textabbildungen.

Im ganzen liegen auf der Garther Heide, wie der Lageplan zeigt, 47 Grabhügel, wovon 11 Hügel von mir untersucht worden sind. In die

Digitized by Google

47 Grabhügel teilen sich 2 Besitzer: Ahrens und Vorwerk (nach Lageplan). Es liegt in der Absicht des Oldenburger Naturhistorischen Museums, sämtliche Hügel nach und nach zu untersuchen. An der Südgrenze der Hügelgruppe liegen ziemlich große und hohe Hügel. Ich habe in der Nordwestecke (Besitzer

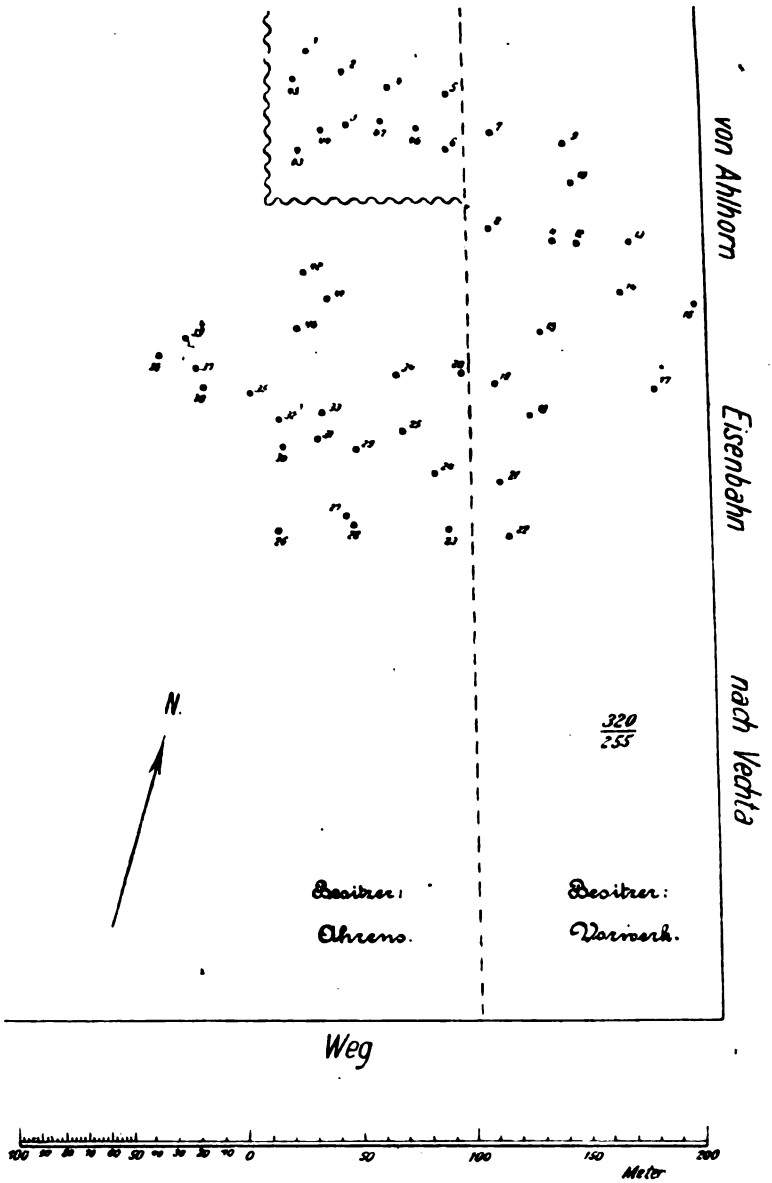
Garther Heide.



Ahrens) im Juli 1914 elf Hügel untersucht, nämlich die Hügel (laut Lageplan) 1, 2, 3, 4, 5, 6, 43, 44, 45, 46, 47. Ich habe die Hügel auf Tafel I der Größe nach geordnet und bespreche sie auch in dieser Reihenfolge: 2, 4, 5, 3, 1, 6, 43, 45, 47, 46, 44. Die untersuchten Hügel sind mittelgroß oder klein. Zu danken habe ich, wie bei allen meinen Ausgrabungen, meiner Frau als meiner treuesten Gehilfin besonders für Photographieren, Zeichnen und Bedienen des Nivellierinstrumentes, sodann Herrn Günther Martin,

Digitized by Google

Lageplan „Garther Heide".



damals Oberprimaner, der sich mit großem Fleiß an meinen Oldenburger Grabungen beteiligte und die Garther Hügel 1 und 45 unter meiner Anleitung und Aufsicht abgegraben hat.

I.

Ich gebe zuerst eine tabellarische Übersicht (Tabelle A).

Digitized by Google

Tabelle

(Alle Maße in Metern)	Hügel 2	Hügel 4	Hügel 5	Hügel 3
Abbildungen { auf Tafel I / im Text:	Abb. 1 „ 1	Abb. 2 —	Abb. 3 —	Abb. 4 —
Durchmesser des Hügels	15	12,60	13	11
Höhe des Hügels	0,72	0,74	1,16	0,75
Grabart	Grube	Grube	Grube	Brandstelle
Anzahl der Gruben oder Brandstellen[1])	**1 Grube**	**2 Gruben**	**1 Grube**	1 Brandstelle
Größe (Durchmesser) und Form der Gruben oder Brandstellen[1])	**0,60** (rund)	1. **0,45** (rund) 2. **0,60** (rund)	**0,40** (rund)	Maße der 4 Seiten: 1,40/1,80 : 0,90/1,30 (viereckig)
Tiefe der Gruben oder Brandstellen	**0,46**	1. **0,63** 2. **0,71**	**0,47**	0,26
Höhenlage der oberſten Schicht (Decke) der Gruben oder Brandstellen im Verhältnis zum ursprünglichen Gelände (Planum) + bedeutet über / — „ unter } dem Planum = dem Urboden des Grabhügels	+ **0,02**	1. — **0,02** 2. + **0,01**	+ **0,04**	+ 0,34
Höhenlage der unterſten Schicht (des Bodens) der Gruben oder Brandstellen im Verhältnis zum ursprünglichen Gelände (Planum) + —: wie vorstehend	— **0,44**	1. — **0,65** 2. — **0,70**	— **0,42**	+ 0,08
Funde in den Gruben oder Brandstellen K. = Knochenbrand, B. = Beigaben, Sch. = Gefäßscherben, Hk. = Holzkohle	K. B. Sch. Hk.	1. K. B. Sch. Hk. Feuerstein 2. K. B. Hk. Feuerstein	K. B. Hk.	B. Hk.
Sonstige Funde (Streufunde) in den Grabhügeln [Abkürzungen: wie vorstehende!]	Sch. Hk.	Sch. Hk.	Sch. B. Hk.	Sch. B. Hk.
Sonstige Beobachtungen.	In einigen Hügeln wurden wenige kleinere Steine der Gruben, einmal auf dem Boden einer Grube. Die			

[1]) „**Fett**" gedruckt bedeutet: Knochenbrand enthaltend.

Digitized by Google

A.

Hügel 1	Hügel 6	Hügel 43	Hügel 45	Hügel 47	Hügel 46	Hügel 44
Abb. 5 —	Abb. 6 —	Abb. 7 „ 2	Abb. 8 —	Abb. 9 —	Abb. 10 —	Abb. 11 —
9,80	9,40	9	8	7,80	7,80	7,60
0,40	0,79	0,46	0,39	0,60	0,62	0,48
Grube	Grube, dabei Brandstelle	Grube	Grube	Grube	Grube	Grube
2 Gruben, davon 1[1])	3 Gruben, davon 2 und 1 Brandstelle	1 Grube	6 Gruben, davon 4	1 Grube	1 Grube	1 Grube
1. 0,60[1]) (rund) 2. 0,50 (rund)	1. Brandstelle 2,20 : 1,10 (rechteckig) 2. 0,60 3. 0,45 4. 0,55 (rund)	0,70 (rund)	1. 0,60 : 0,80 (oval) 2. etwa 0,70 (rundlich) 3. 0,80 4. 0,60 5. 0,70 (rund) 6. 0,60 : 0,80 (oval)	0,70 (rund)	0,50 (rund)	0,80 : 1,20 (oval)
1. 0,51 2. ?	1. 0,23 2. 0,50 3. 0,48 4. 0,43	0,50	1. 0,36 2. 0,40 3. 0,37 4. 0,42 5. 0,42 6. 0,39	0,55	0,50	0,40
1. ± 0 2. + 0,10	1. + 0,33 2. + 0,05 3. + 0,12 4. + 0,08	— 0,04	1. + 0,01 2. — 0,06 3. — 0,13 4. — 0,03 5. — 0,09 6. — 0,09	+ 0,24	+ 0,35	— 0,05
1. — 0,51 2. — ?	1. + 0,10 2. — 0,45 3. — 0,30 4. — 0,35	— 0,54	1. — 0,35 2. — 0,46 3. — 0,50 4. — 0,44 5. — 0,51 6. — 0,48	— 0,31	— 0,15	— 0,45
K. B. Sch. Ht. Ht.	1. K. (wenig) Ht. 2. K. B. Ht. 3. K. Ht. 4. Ht.	K. B. (Sch.) Ht.	1. Sch. Ht. 2. K. Sch. Ht. 3. K. Sch. Ht. 4. Ht. 5. K. B. Ht. 6. K. B. Sch. Ht.	Ht.	K. Ht.	K. B. Sch. Ht. Feuerstein
B.	Ht.	Sch. Ht.	Sch.	—	Sch. Ht.	—

oder kleine Steinsetzungen beobachtet, erstere meist mit Scherben zusammen, letztere am Rande. übrigen Hügel waren gänzlich steinfrei.

Digitized by Google

II.

Erläuterungen und Ergänzungen zu Tabelle A.

Hügel 2. (Tafel I, Abb. 1.)

Dieser Hügel von 15 m Durchmesser und 0,72 m Höhe enthielt eine Grube von runder Form und 0,60 m Durchmesser bei 0,46 m Tiefe. Auf ihrem Boden hatte die Grube nur 0,45 m Durchmesser, so daß sie sich nach unten trichterförmig verjüngte, wie dies auch bei Grube 2 in Hügel 4 beobachtet wurde. Die Grube lag mit ihrem Zentrum 1,20 m nordwestlich vom Zentrum des Hügels. Die Grube war dreischichtig:

Die **obere** Schicht war 0,28 m tief; sie enthielt wenige kleine gebrannte Knochen, Holzkohle-Reste, wenige kleine Scherben und 1 Eisenfragment.

Die **mittlere** Schicht war 0,05 m tief; sie enthielt gebrannte Knochen (100 Gramm), Holzkohlereste und die Hauptbeigaben, nämlich 2 Türverschlüsse aus Eisen (für eine einflügelige Tür), bestehend aus je 2 gleichen Stücken (Textabb. 4, 1 bis 3).

Die **untere** Schicht war 0,13 m tief; sie enthielt das Hauptlager der gebrannten Knochen (320 Gramm). Sie war frei von Holzkohleresten, führte also nur schwarze Erde.

Ich bemerke hier, daß sämtliche 19 Gruben — außer den besonders aufgeführten Einschüssen — schwärzliche bis tiefschwarze Erde führten. Bei den einzelnen Gruben erwähne ich dies nicht noch einmal. Sämtliche Gruben hoben sich demnach als schwärzliche, schmutzig-fettige Erdflecke von dem übrigen Erdreiche ab, so daß sie für ein geübtes Auge nicht zu übersehen waren.

Die **obere** Schicht ragte mit ihrer Decke (ihrem Scheitel) 0,02 m über das Planum (den Urboden [gewachsenen Boden]) heraus. Auf das Verhältnis des Scheitels (der Decke) der Gruben oder Brandstellen zum Planum (dem Urboden) gehe ich in der Zusammenfassung (Abschnitt IV) näher ein. Hier, in Abschnitt II, führe ich im allgemeinen nur die nackten Ergebnisse an der Hand der Tabellen A u. B vor, also nur den Rahmen, in den ich in der Zusammenfassung das Bild einfüge.

Auf die Beigaben gehe ich in Abschnitt III näher ein.

An **Streufunden** lagen 10 Gefäßscherben und ein wenig Holzkohle im Hügel zwischen Nv.[1]) 0,86 und Nv. 1,24, also in einem Gebiet von 0,06 m unter der Hügelspitze (Nv. 0,80) und von 0,24 m über der Grube (Nv. 1,48).

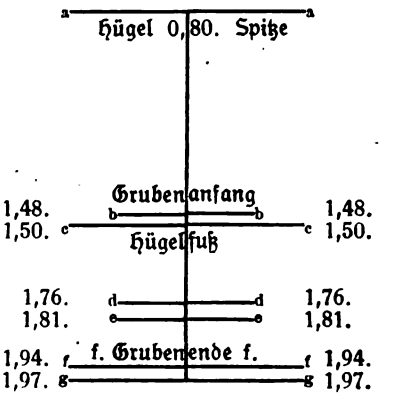
Ich gebe noch ein Profil des Hügels mit der Grube (Textabb. 1) im Maßstabe 1:25. Die neben den Linien stehenden Zahlen zeigen die Nivellements an. a—c ergibt die Höhe des Hügels = 0,70 m (0,02 m weniger als die Tabelle angibt, weil die Grube nicht absolut zentral lag); a—c enthielt

[1]) Nv. bedeutet: „Nivellement".

Digitized by Google

also die aufgebrachte (steinfreie) Hügelerde, bei c liegt das ursprüngliche Planum von c bis f (0,44 m) stand eine graue Humusschicht an, die mit Sicherheit als die verweste „alte Heide" angesprochen werden kann, von f bis g (0,03 m) folgte eine dünne Schicht „lebhaft gelben" lehmhaltigen Sandes und unter g wurde eine stärkere Lage „schwach gelben" festeren Lehmes angetroffen. Die Grube war eingetieft zwischen b und f (0,46 m tief), also im Bereiche des das alte Planum bedeckenden „alten Heidekrautes" (der grauen Humusschicht c—f) bis an die obere Grenze (f) des „lebhaft gelben" Lehmsandes. Die graue Humusschicht (verweste Heide) hatte etwas „Unreines", man hatte die Grube also bis auf den „reinlichen" Sand eingetieft. Die Grube (b—f) ist, wie vorher beschrieben, dreischichtig: die obere Schicht (b—d) hatte 0,28 m, die mittlere Schicht (d—e) 0,05 m, die untere Schicht (e—f) 0,13 m Tiefe.

Hügel 2 mit Grube.
(1 : 25)



bei a—a: Hügelspitze.
„ b—b: Grubenanfang.
„ c—c: Hügelsohle(fuß).
„ f—f: Grubenende.

Textabb. 1.

Hügel 4. (Taf. I, Abb. 2.)

Hügel 4 von 12,60 m Durchmesser und 0,74 m Höhe enthielt 2 Gruben.
Grube 1 lag mit ihrem Mittelpunkt 1,20 m südwestlich,
Grube 2 1,50 m südöstlich vom Mittelpunkt des Hügels.

Grube 1.

Die Grube, von runder Form, hatte einen Durchmesser von 0,45 m und eine Tiefe von 0,63 m.

Der Boden dieser Grube erweiterte sich etwas zu ovaler Form, worauf ich bei Hügel 43 zurückkomme. Am Nordrande des Bodens lagen 2 Steine, die zusammen eine Länge von 0,30 m ergaben. Als Typus für die dreischichtigen Gruben habe ich das Profil der Grube in Hügel 2 mit genauen Maßen in Textabb. 1 wiedergegeben.

Ich begnüge mich, unter Bezugnahme auf Textabb. 1, nun mit einer Beschreibung der Gruben ohne besondere Profil-Abbildungen.

Unsere in Rede stehende Grube begann 2 cm (0,02 m) unter der Hügelsohle (dem Urboden). Nun müßte ja die Decke (oberste Schicht) jeder in das ursprüngliche Planum (den Urboden) eingetieften Grube zu diesem theoretisch die Höhenlage ± 0 zeigen, während tatsächlich sich beim Nivellieren Abweichungen von — 0,13 m bis + 0,35 m zeigten.

Digitized by Google

Darauf komme ich in der Zusammenfassung zurück.

Auch diese Grube zeigte 3 Schichten: die obere Schicht von 0,33 m Tiefe enthielt wenige kleine gebrannte Knochen (5 Gramm) und feine Knochensplitterchen, Holzkohlereste, 1 Feuerstein, 2 Raseneisensteine und 2 eiserne Bruchstücke. Die mittlere Schicht von 0,08 m Tiefe enthielt Holzkohlereste und die Hauptbeigabe, nämlich ein auf einem Steinchen liegendes Konglomerat, bestehend aus: einem Stück Holzkohle, einem messerförmigen Feuerstein mit Schlagspuren und einem größeren Eisenrest. Dies Konglomerat spreche ich als Feuerzeug (zum „Pinken") an.

Die untere Schicht von 0,22 m Tiefe enthielt das feste Lager der gebrannten Knochen (1280 Gramm).

Grube 2.

Die Grube, von runder Form, hatte einen Durchmesser von 0,60 m, der sich bis zu ihrem Boden auf 0,40 m (also um 0,20 m) verjüngte; sie war 0,71 m tief.

Ihre oberste Schicht (Decke) überragte um 0,01 m (1 cm) den Urboden (die Hügelsohle).

Diese Grube hatte nur 2 Schichten: eine obere von 0,12 m Tiefe mit kleinen Knochensplittern und Holzkohlerestchen und eine untere von 0,59 m Tiefe mit gebrannten Knochen (10 Gramm) und den Beigaben. An Beigaben sind zu melden: 5 Eisenbruchstücke (unbestimmbar) und, ganz unten liegend, ein Feuerstein.

Sonstige Funde (Streufunde) im Hügel:

Ein Rechteck von etwa 4 m Langseite (Süd-Nord) und etwa 2 m Schmalseite (Ost-West) mit dem Hügelzentrum etwa in der Mitte seiner östlichen Langseite, die also ungefähr durch den Mittelpunkt lief: war nestweise durchsetzt mit Holzkohlenresten. Auch fanden sich in diesem Bezirk einige Scherben.

Dieses Rechteck — augenscheinlich die Stelle des Scheiterhaufens (siehe Zusammenfassung) bezeichnend — führte Holzkohlereste in einer Mächtigkeit von 0,27 m zwischen Nivellement 0,99 und 1,26.

Diese Holzkohle-Schicht begann also bei 0,58 m und endete bei 0,85 m unter der Hügelspitze (Nv.[1]) 0,41), unterfing demnach in ihrer untersten Lage den Urboden (die Hügelsohle bei Nv. 1, 15) um 0,11 m, während sie diesen mit ihrer Decke um 0,16 m überragte.

Hügel 5. (Tafel I, Abb. 3.)

Dieser Hügel hatte 13 m Durchmesser und 1,16 m Höhe. Er enthielt eine Grube.

Die Grube lag mit ihrer Mitte 1,25 m südwestlich vom Zentrum des Hügels. Sie hatte, bei runder Form, 0,40 m Durchmesser und eine Tiefe

[1]) Nv. = Nivellement.

Digitized by Google

von 0,47 m. Ihre Decke überragte den Urboden (die Hügelsohle) um 0,04 m. Diese Grube führte wieder 3 Schichten: die obere Schicht von 0,19 m Tiefe enthielt Knochensplitterchen, Holzkohlereſtchen und 2 Eiſenbruchſtücke, die mittlere von 0,04 m Tiefe, außer einigen gebrannten Knochen (20 Gramm), die Hauptbeigaben (4 Eiſenbruchſtücke) und die untere von 0,24 m Tiefe das kompakte Knochenlager (2175 Gramm) und ein Eiſenbruchſtück.

An Beigaben enthielt die Grube alſo im ganzen:

7 Eiſenreſte (unbeſtimmbar).

Sonſtige Funde (Streufunde) im Hügel:

Ein einzelner Gefäßſcherben und 3 Gefäßſcherben-Neſter, davon eines mit 4 flach liegenden Scherben, wovon einer mit Randtupfen (Textabb. 6, 6), das zweite mit 3 flach liegenden Scherben, davon einer mit Randtupfen (Textabb. 6, 4); das dritte mit 2 liegenden Scherben, hinter denen ein dritter ſchräg geſtellt war.

Dieſe 3 Scherben-Neſter, beſonders die beiden letzteren ſpreche ich als „Opfer-Stellen" an (vgl. meine Abhandl. über „Opferſtätten uſw. in Grabhügeln", Mannus V, Heft 3, S. 209/221). Ich tue dies um ſo überzeugter, als unmittelbar beim zweiten Neſt nach Süden ein ſtarkes Feuer gebrannt hat. Beim dritten Neſt (beim zweiten fehlt leider im Feldbuche eine entſprechende Angabe) hätte der Opfernde nach Weſten geblickt.

Außerdem fand ſich wild im Hügel ein Eiſenbruchſtück. Sämtliche Streufunde lagen innerhalb eines Viermeter-Quadrates mit dem Zentrum des Hügels als Mittelpunkt oder wenigſtens in unmittelbarſter Nähe dieſes (zur Ausmeſſung des Hügels konſtruierten) Quadrates. Das zweite und dritte Neſt lagen nicht ſehr weit voneinander. Sämtliche Streufunde wurden geſichtet zwiſchen Nv. 1,34 und Nv. 1,44, alſo in einer Erdſchicht von 0,10 m Mächtigkeit, deren Decke ſich 0,94 m unter der Hügelſpitze, deren Boden ſich 0,11 m über der Hügelſohle befand (Hügelſpitze Nv. 0,40, Hügelſohle (Urboden) Nv. 1,55).

Außerdem fanden ſich Holzkohlereſte im Hügel in der Erdſchicht über der Grube.

Hügel 3. (Tafel I, Abb. 4.)

Durchmeſſer 11 m, Höhe 0,75 m.

Er enthielt eine große Brandſtelle von viereckiger Form: mit Schmalſeiten im Norden und Süden, mit Langſeiten im Weſten und Oſten, im ganzen von Südweſt nach Nordoſt orientiert. Die weſtliche Langſeite hat 1,40 m, die öſtliche 1,80 m, die nördliche Schmalſeite 0,90 m, die ſüdliche 1,30 m Länge.

Die dem Zentrum des Hügels benachbarte Oſtſeite lief in einem Abſtande von 0,70 m an dieſem vorbei. Bemerken will ich gleich hier, daß in der nächſten Nähe des Hügelzentrums noch ein größerer Brandfleck mit einem winzigen Eiſenreſt geſichtet wurde; nimmt man an, daß ſich urſprünglich die

Digitized by Google

Brandstelle lückenlos (in den vorgefundenen Lücken können die Holzreste stärker vergangen sein) bis zum Zentrum fortsetzte, so erhalten wir einen annähernd quadratischen Brandfleck von etwa 1,80 m im Quadrat, dessen östliche Seite durch das Zentrum lief. Wir hätten dann sehr ähnliche Befunde, wie in dem noch zu besprechenden Hügel 6 (Tafel I, Abb. 6). Die Mächtigkeit (Tiefe) der Brandstelle betrug 0,26 m; es muß also hier ein sehr starkes Feuer gelodert haben, wenn nach mehr als 2 Jahrtausenden noch Brandreste von 0,26 m Mächtigkeit gefunden wurden. Die Decke der Brandstelle überragte das ursprüngliche Planum (die Hügelsohle) um 0,34, der Boden um 0,08 m.

Augenscheinlich handelt es sich um die Rückstände eines Scheiterhaufens.

In der Zusammenfassung spreche ich mehr davon.

Funde in der Brandstelle: keine Knochen (vgl. Zusammenfassung!), keine Scherben, sondern lediglich 2 winzige Eisenstückchen.

Sonstige Funde (Streufunde) im Hügel: ein bereits erwähntes winziges Eisenstückchen in einer zentral liegenden kleinen Brandstelle. Dieses Eisenstückchen zeigt genau das gleiche Nivellement (1,32), wie die beiden anderen aus der großen Brandstelle: eine Stütze mehr dafür, daß diese beiden Brandstellen ursprünglich zusammenhingen, wie vorstehend besprochen ist. Fernere Streufunde im Hügel: Im gleichen Nivo[1]) mit der Brandstelle an 3 Stellen: 7 Scherben, davon ein Randscherbe abgebildet auf Textabb. 6, 3, bzw. 2 Scherben und ein runder Fleck mit Holzkohle und kleinen Scherben; im Nivo über der Decke (obersten Schicht) der Brandstelle Holzkohlenreste und Scherben.

Hügel 1. (Tafel I, Abb. 5.)

Dieser Hügel lag dicht am Acker und war in seiner nördlichen (auf Tafel I, Abb. 5 schraffierten) Hälfte bereits durch den Pflug verschwunden. — Durchmesser 9,80 m, Höhe 0,40 m. Der Hügel enthielt 2 Gruben, von denen Grube 2 keinen Knochenbrand führte. Ich komme auf diesen Befund in der Zusammenfassung zurück. Grube 1 (mit Knochenbrand) lag 1,50 m mit ihrem Zentrum südwestlich, Grube 2 (ohne Knochenbrand) mit ihrem Zentrum 3,90 m südöstlich vom Zentrum des Hügels, letztere also ziemlich nahe dem Hügelrande.

Grube 1.

Die Grube war rund, hatte einen Durchmesser von 0,60 m bei einer Tiefe von 0,51 m. Ihre Decke (oberste Lage) muß ungefähr mit der Hügelsohle abgeschnitten haben, lag also etwa ± 0 über der Hügelsohle. (Dies geht aus dem Nv.[2]) der tiefsten Stelle des Hügelfußes im Osten hervor; ein Nv. des Urbodens im Hügel ist übersehen worden.) Diese Grube enthielt

[1]) Für Niveau.
[2]) Nv. = Nivellement.

Digitized by Google

2 Schichten: die obere Schicht von 0,20 m Mächtigkeit enthielt nur Holzkohlereſtchen, auf denen (ganz oben auf, alſo auf der Decke der Grube) ein kleines Eiſenfragment lag, die untere Schicht von 0,31 m Mächtigkeit enthielt das Knochenlager (3 Gramm) und die Beigaben. Die Knochen waren laut Feldbuchvermerk ſehr verwittert.

Die Beigaben beſtanden außer dem bereits erwähnten Eiſenſtückchen aus: 2 Eiſenreſten (unbeſtimmbar); neben dem einen lag ein Feuerſtein (vgl. Hügel 4, Grube 1). Ferner aus einem Bronzefragment, welches an einem Steinchen lag. Es iſt ein flaches Spiralgewinde (Textabb. 6, 5), wohl von einem Ohrringe oder einer Agraffe herrührend. Schließlich wurden gefunden ein großes Gefäßfragment (aufrechtſtehend) (Textabb. 6, 1) und ein Randſcherbe (Textabb. 6, 2). Die beiden letzteren lagen beieinander ziemlich am Grunde der Grube.

Grube 2.

Dieſe gleichfalls runde Grube enthielt keinen Knochenbrand, ſondern nur Holzkohlereſtchen. Sie hatte 0,50 m Durchmeſſer. Ihre Decke lag 0,10 m höher als die von Grube 1, alſo etwa 10 cm (0,10 m) über der Hügelſohle.

Sonſtige Funde (Streufunde) im Hügel: Holzkohlereſte in einer Erdſchicht von Nivo 1,68 bis Nivo 1,78, alſo in einer Schicht von 0,10 m Mächtigkeit, und zwar oberhalb der Decke (Nivo 1,78) der Beſtattungsgrube. In dieſer Erdſchicht ein Eiſenreſt (unbeſtimmbar) bei Nivo 1,76.

Hügel 6. (Tafel I, Abb. 6.)

Durchmeſſer 9,40 m, Höhe 0,79 m. Dieſer Hügel enthielt 1 Brandſtelle (1), 2 Gruben (2 und 3) mit und 1 Grube ohne Knochenbrand (4).

Die Brandſtelle (1) war rechteckig. Ihre Langſeiten lagen im Weſten und Oſten, ſie hatten je 2,20 m Länge, die Schmalſeiten (im Süden und Norden) waren je 1,10 m lang. Die Brandſtelle war von Südoſt nach Nordweſt orientiert. Ihre öſtliche Langſeite lief hart am Zentrum des Hügels vorüber, ſo nämlich, daß das Zentrum des Hügels an ihrer Mitte lag (vgl. Hügel 3). Sie hatte eine Mächtigkeit (Tiefe) von 0,23 m. Ihre Decke überragte die Hügelſohle um 0,33 m, ihr Boden um 0,10 m.

Funde: auf dem Boden der Brandſtelle wurde ein gebranntes Knochenſtückchen gefunden.

Erſte Grube (2): Die runde Grube hatte einen Durchmeſſer von 0,60 m bei einer Tiefe 0,50 m. Ihre Decke überragte die Hügelſohle um 0,05 m.

Sie lag mit ihrem Zentrum 1,25 m nördlich vom Zentrum des Hügels und mit ihrem Weſtrande ganz nahe bei der Nordoſtecke der Brandſtelle. Dieſe Grube (2) führte nur eine Schicht, nämlich Knochenbrand (16 Gramm) und dazwiſchen die Beigaben.

Digitized by Google

Die **Beigaben** bestanden aus 7 Bronzebruchstücken, nämlich 1 Fibelrest (Textabb. 7, 1), der dazu gehörigen Spirale (Textabb. 7, 2a, 2b), 1 Ring (Textabb. 7, 3), 1 Ring mit 2 Spiralwindungen (Textabb. 7, 4). Das Fibelbruchstück hat etwa 0,04 m Länge, der einfache Ring hat eine Höhe (Breite) von 0,004 m (4 mm), einen Gesamtdurchmesser von 0,012 m, einen Öffnungs-Durchmesser von 0,008 m, der Ring mit Spiralwindung zeigt bei 0,008 m (8 mm) Höhe (Breite) denselben Gesamt- und Öffnungs-Durchmesser.

Auf die Beigaben komme ich eingehender im Abschnitt III zurück.

Die zweite Grube (3) war gleichfalls rund. Sie lag mit ihrem Zentrum 0,80 m südlich vom Zentrum des Hügels und mit ihrem Weststrande hart an der Südostecke der Brandstelle. Bei 0,45 m Durchmesser hatte sie 0,48 m Tiefe. Ihre Decke überragte die Hügelsohle um 0,12 m. Diese Grube war gleichfalls nur einschichtig. Sie führte nur Knochenbrand (665 Gramm) und Holzkohlereste.

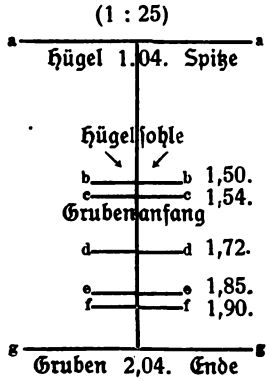
Die dritte Grube (4) hatte ebenfalls runde Form. Sie lag mit ihrem Zentrum 2 m südwestlich vom Zentrum des Hügels und mit ihrem Ostrande ganz nahe an der Südwestecke der Brandstelle.

Diese dritte Grube (4) hatte bei 0,55 m Durchmesser eine Tiefe von 0,43 m. Ihre Decke überragte die Hügelsohle um 0,08 m.

Diese Grube enthielt nur schwarze Erde.

Hügel 43. (Tafel I, Abb. 7.)

Durchmesser 9 m, Höhe 0,46 m. Dieser Hügel enthielt eine Grube (Textabb. 2), welche mit ihrem Zentrum 2,60 m nordwestlich vom Zentrum des Hügels lag. Sie war rund, hatte 0,70 m Durchmesser und 0,50 m Tiefe. Ihre Decke lag 0,04 m unter der Hügelsohle. In Textabbildung 2 gebe ich ein Profil des Hügels mit der Grube im Maßstabe 1:25.



Textabb. 2.

a = Spitze (Scheitel) des Hügels,
b = Hügelsohle (ursprüngliches Planum),
c = Beginn } der Grube.
g = Ende }
c—d = erste }
d—e = zweite } Schicht der Grube.
e—f = dritte }
f—g = vierte }

Die unter oder neben den Linien stehenden Zahlen bezeichnen die Nivellements (Nv.). Es ergibt sich also von der Hügelspitze a (Nv. 1,04) bis zur Hügelsohle (ursprüngliches

Digitized by Google

Planum) bei b (Nv. 1,50) ein Unterschied von 0,46 m = der Höhe des Hügels.

Von Beginn der Grube bei c (Nv. 1,54) bis zu deren Boden bei g (Nv. 2,04) ergibt sich ein Unterschied von 0,50 m = der Tiefe der Grube. Durch die Linien d—d, e—e, f—f wird die Grube (c bis g) in 4 Teile zerlegt.

Die oberste Decke der Grube bei c (Nv. 1,54) hob sich als runder schwarzer geschlossener Fleck von der Umgebung ab.

Der erste Teil c—d von 0,18 m Mächtigkeit (Nv. 1,54—1,72) enthielt reinen gelben lehmhaltigen Sand, umgeben von einem schwarzen kohligen Rande, der 0,08 m Breite hatte, so daß, bei einem Gesamtdurchmesser von 0,70 m der Grube, für die Erdfüllung 0,54 m Durchmesser bleiben. Bei Nv. 1,54, also auf dem diese erste Schicht bedeckenden geschlossenen runden schwarzen Fleck, lagen einige gebrannte Knochen. Der zweite Teil (die zweite Schicht) d—e von 0,13 m Mächtigkeit (Nv. 1,72 bis Nv. 1,85) enthielt schwarze Erde mit Holzkohleresten; ganz obenauf (bei Nv. 1,72) lag ein Eisenfragment.

Der dritte Teil e—f von 0,05 m Mächtigkeit (Nv. 1,85 bis Nv. 1,90) enthielt etwas Knochenbrand, viele Holzkohlereste und 3 Gefäßteile (davon einer auf Textabb. 7, 6 a/b).

Der vierte Teil f—g von 0,14 m Mächtigkeit (Nv. 1,90 bis Nv. 2,04) führte das eigentliche Knochenlager und 2 große Scherben, wovon einer auf Textabb. 7, 5 a/b abgebildet ist, außerdem Holzkohle. Sämtliche 4 Teile 0,18 m + 0,13 m + 0,05 m + 0,14 m ergeben 0,50 m, d. i. die Tiefe der Grube. Das Gesamtgewicht der gebrannten Knochen aus der dritten und vierten Schicht beträgt 25 Gramm. Die Knochen waren, laut Feldbuchvermerk, sehr verwittert. Es handelt sich hier um eine Beisetzung in einem stark angekohlten, ausgehöhlten Baumstamme von 0,50 m Höhe und von 0,70 m Durchmesser, den man bis auf einen Rand von 0,08 m ausgehöhlt und mit einem gleichfalls angekohlten dünnen Holzdeckel verschlossen hatte; den obersten Teil (c—d) dieses Holzzylinders, zu dessen Füllung die Knochenreste usw. nicht gereicht hatten, hat man mit gelbem Sande aufgefüllt. Der gelbe Sand steht unter dem Heideplanum an (vgl. Textabb. 1, Schicht f—g). Es erklären sich demnach die sehr interessanten Fundverhältnisse so: ganz oben (bei Nv. 1,54) zeigt sich der **geschlossene,** runde schwarze Fleck, das ist: der angekohlte Holzdeckel; dieser Fleck verschwindet nach kurzer Schürfung und nun erscheint die gelbe Sandfüllung in der Baumstamm-Höhlung, umschlossen von dem 0,08 m breiten, infolge Ankohlung erhaltenen Rande des Baumstammes.

Unter dieser Füllsand-Schicht folgen dann die üblichen uns schon bekannten Grabschichten, in unserem Falle kann man auch von Sargschichten sprechen.

Schon zur Bronzezeit war, wie der bronzezeitliche „Quellfund von St.

Digitized by Google

Moritz[1])" zeigt, die Technik so weit vorgeschritten, daß man Baumstämme von 1,40 m Durchmesser aushöhlen konnte bis auf einen Rand (eine Wand) von 0,06 m.

Unser Stamm hatte 0,70 m Durchmesser. Ich habe eine 100jährige Linde in meinem Garten mit einem Stammdurchmesser von 0,85 m. An alten Bäumen wird damals in der Oldenburger Heide kein Mangel gewesen sein. Diese Grabverhältnisse in Hügel 43 sind sehr wichtig, weil sich sonst die Grabbefunde in Hügel 47 und 46, wo die Brandgruben-Decken die Hügelsohle um 0,24 bzw. 0,35 m überragen, schwer hätten erklären lassen.

Bei c (Nv. 1,54) fanden sich wenige gebrannte Knochen, die man wohl als Reste eines Opfers auf den Holzdeckel gelegt hatte.

Leider sind durch ein ganz besonderes Mißgeschick die beiden photographischen Platten, welche die helle Erdfüllung innerhalb des schwarzen Rahmens (c—d) zeigen sollten, verdorben. So steht mir diesmal der beste Sachwalter nicht zur Seite: die Photographie.

Sonstige Funde (Streufunde) im Hügel: Im Niveau über der Grube die üblichen Holzkohlereste und kleinen Gefäßscherben.

Sonstige Beobachtungen im Hügel:

4 Steinsetzungen: eine gerade von 6 handgroßen Steinen, 1 m östlich von der Grube, die zweite und dritte etwas nördlich der Grube; die zweite führte 3 Steine in einer Längsausdehnung von 0,45 m; die dritte 6 Steine in rechteckiger Anordnung (je 3 einen Schenkel bildend), ein Schenkel hatte 0,60 m, der andere 0,50 m Länge.

Diese dritte Steinsetzung lag westlich von der zweiten, zwischen der zweiten und dritten war ein Zwischenraum von etwa 0,15 m. Die rechteckige dritte Steinsetzung war nach Süden (also in der Richtung nach der Grube) und nach Westen offen. Alle 3 Steinsetzungen lagen im Niveau der Grabschicht c—d, nämlich die erste bei Nv. 1,66, die zweite bei Nv. 1,55, die dritte bei Nv. 1,60.

Außerdem erschien viertens im Niveau der Grabschicht f—g, nämlich bei Nv. 1,95, am südöstlichen Rande der Grube ein Kreis von kleinen halbfaustgroßen Steinen. Die Grube war also im Norden, Osten und Südosten von kleinen Steinsetzungen begleitet.

Hügel 45. (Tafel I, Abb. 8.)

Durchmesser 8 m, Höhe 0,39 m.

Dieser Hügel enthielt 6 Gruben, von denen die Gruben 1 und 4 keinen Knochenbrand führten. Abb. 8 auf Taf. I zeigt, wie sich die 6 Gruben in 2 Gruppen zu je 3 Gruben um das Zentrum des Hügels gruppieren, nämlich

[1]) Heierli, Die bronzezeitliche Quellfassung von St. Moritz, Anz. f. schweiz. Altertumskd. N. F. IX, Bd. 1907.

Digitized by Google

im Norden des Zentrums die Gruben 2, 1 (1 ohne Knochenbrand) und 6, im Süden die Gruppen 3, 5, 4 (letztere ohne Knochenbrand). Die Abstände der Gruben-Zentren vom Zentrum des Hügels betragen bei der nördlichen Gruppe: bei Grube 2 0,70 m, Grube 1 1,00 m, Grube 6 1,50 m bei der südlichen Gruppe: bei Grube 3 2,10 m, Grube 5 1,65 m, Grube 4 2 m.

Ich bespreche zuerst die nördliche Gruppe von West nach Ost:

Grube 2.

Diese Grube war von unregelmäßiger, etwa rundlicher Form. Sie hatte etwa 0,70 m Durchmesser und 0,40 m Tiefe. Ihre oberste Schicht (Decke) lag 0,06 m unter der Hügelsohle (dem Urboden). Diese Grube führte nur eine Schicht, nämlich Holzkohlereste, gebrannte Knochen (minimal) und einige Gefäßscherben.

Grube 1.

Diese gleichfalls einschichtige Grube war von ovaler Form mit Durchmessern: von Nord nach Süd 0,60 m, von West nach Ost 0,80 m. Sie hatte eine Tiefe von 0,36 m. Ihre Decke überragte die Hügelsohle um 0,01 m. Sie enthielt keinen Knochenbrand, sondern nur Holzkohle und einige Scherben.

Grube 6.

Diese Grube war gleichfalls oval mit Durchmessern: von Nord nach Süd 0,80 m, von West nach Ost 0,60 m. Sie war 0,39 m tief. Ihre Decke (oberste Schicht) lag 0,09 m unter der Hügelsohle. Diese Grube war zweischichtig: Die obere Schicht von 0,28 m Mächtigkeit enthielt Holzkohlereste, einige Gefäßscherben und winzige Knochenreste, die untere Schicht von 0,11 m Mächtigkeit enthielt das Knochenlager (7 Gramm). Zwischen der oberen und unteren Schicht lag ein Bronzestückchen (unbestimmbar).

An Beigaben enthielten also:

Grube 2: einige Scherben. In dieser (einschichtigen) Grube lag außerdem 0,04 m unter der Decke im Nordwesten ein größerer Stein.

Grube 1 (ohne Knochenbrand): einige Scherben.

Grube 6: einige Scherben (in der obersten Schicht) und einen Bronzerest.

Die südliche Gruppe.

Von West nach Ost:

Grube 3.

Die Grube war rund. Ihr Durchmesser betrug 0,80 m, ihre Tiefe 0,37 m. Ihre Decke lag 0,13 m unter der Hügelsohle. Diese Grube war zweischichtig: die obere Schicht von 0,22 m Mächtigkeit enthielt Holzkohle, einige Scherben und kleine gebrannte Knochen, die untere Schicht von 0,15 m Mächtigkeit enthielt das Knochenlager (60 Gramm).

Digitized by Google

Grube 5.

Die Grube war rund. Sie hatte 0,70 m Durchmesser bei 0,42 m Tiefe. Ihre Decke lag 0,09 m unter der Hügelsohle. Die Grube war einschichtig: Sie enthielt gebrannte Knochen (minimal), Holzkohlereste und 1 Eisenfragment.

Grube 4.

Die Grube war rund. Sie hatte 0,60 m Durchmesser bei 0,42 m Tiefe. Ihre Decke lag 0,03 m unter der Hügelsohle. Sie war einschichtig und enthielt nur Holzkohlereste.

An Beigaben führten demnach:

Grube 3: einige Scherben (in der oberen Schicht).

Grube 5: einen Eisenrest (unbestimmbar).

Sonstige Funde (Streufunde) im Hügel:

In einer Erdschicht von 0,09 m Mächtigkeit über dem Nivo der Decke der am höchsten liegenden Grube (1): Holzkohlereste.

Hügel 47. (Tafel I, Abb. 9.)

Durchmesser 7,80 m, Höhe 0,60 m. Er enthielt eine Grube ohne Knochenbrand. Die Grube war rund, hatte einen Durchmesser von 0,70 m bei 0,55 m Tiefe. Sie lag mit ihrer Mitte 2,70 m südwestlich vom Zentrum des Hügels. Ihre Decke überragte die Hügelsohle (den Urboden) um 0,24 m; hierauf komme ich in Abschnitt IV zurück.

Diese Grube enthielt nur Holzkohlereste, größtenteils in schwarze Erde zersetzt.

Sonstige Funde im Hügel: keine.

Sonstige Beobachtungen im Hügel: keine.

Hügel 46. (Tafel I, Abb. 10.)

Durchmesser 7,80 m bei 0,62 m Höhe. Er enthielt eine Grube, welche mit ihrer Mitte 1 m südöstlich vom Zentrum des Hügels lag. Die Grube war rund, hatte 0,50 m Durchmesser und dieselbe Tiefe. Ihre Decke überragte die Hügelsohle um 0,35 m; hierauf komme ich in Abschnitt IV zurück.

Die Grube war einschichtig und enthielt nur Knochenbrand (155 Gramm) und Holzkohlereste.

Sonstige Funde (Streufunde) im Hügel: einige Scherben.

Hügel 44. (Tafel I, Abb. 11.)

Durchmesser 7,60 m, Höhe 0,48 m. Er enthielt eine Grube von ovaler Form. Sie lag mit ihrer Mitte 1,50 m nordöstlich vom Zentrum des Hügels. Bei einer Tiefe von 0,40 m hatte sie von West nach Ost einen Durch-

Digitized by Google

messer von 1,20 m, von Süd nach Nord von 0,80 m. Ihre Decke (oberste Schicht) lag 0,05 m unter der Hügelsohle (dem Urboden). Am westlichen Rande der Grube lag ein größerer Stein. Diese Grube war zweischichtig: die obere Schicht von 0,16 m Mächtigkeit führte Holzkohlereste, wenige kleine Scherben und winzigste Eisenteilchen, die untere Schicht von 0,24 m Knochenbrand, der gänzlich verwittert war. Auf dem Boden der Grube befand sich in ihrem westlichen Teile, nicht weit von ihrem Rande, eine von Süd nach Nord laufende Steinreihe von 6 Steinen in einer Gesamtlänge von 0,60 m. Vor den 2 größten Steinen (im Norden) standen nebeneinander

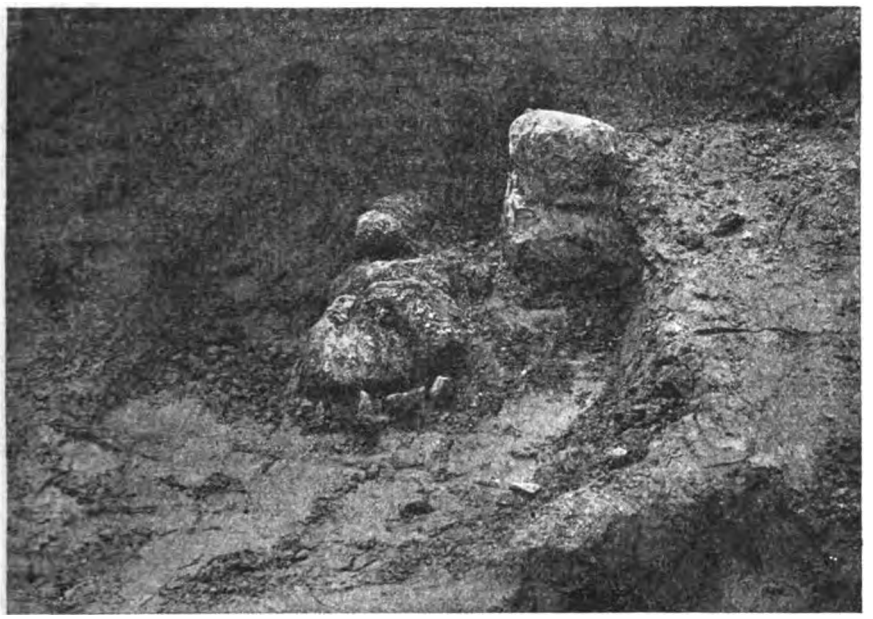


Abb. 3. Garther Hügel (44).

senkrecht in der Erde (von Ost nach West aufgezählt): 1. ein (speerspitzenähnlicher) Feuerstein mit der Spitze nach oben, 2. ein Gefäßscherben, 3. ein (tafelförmiger) Stein von der Größe der Fläche einer sehr großen Hand. (Textabb. 3.)

Auf diesen Befund komme ich in Abschnitt IV zurück.

Sonstige Funde (Streufunde) im Hügel: einige Gefäßscherben.

III. Beigaben und Zeitbestimmung.

Es wird bemerkt, daß auch Gefäßteile (große Scherben) zu den Beigaben gerechnet worden sind. Aber nur zweimal ist dies der Fall (Hügel 43 und Hügel 1 [Grube 1]). Die übrigen Beigaben bestanden aus Eisen und Bronze,

Digitized by Google

und zwar, mit wenigen Ausnahmen (Textabb. 4, 1—4, Textabb. 6, 5, Textabb. 7, 1—4), aus unbestimmbaren, meist kleinen und kleinsten Bruchstücken dieser beiden Metalle. Außer den auf den Tafeln abgebildeten Beigaben enthielt noch Grube 1 in Hügel 4 eine bestimmbare Beigabe, nämlich ein Feuerzeug (Konglomerat). Wie sich die Beigaben auf die einzelnen Hügel und Gruben (und deren Schichten) verteilen, ist aus Tabelle B (Tabelle der Gruben) ersichtlich. Danach führten sämtliche Hügel, bis auf Hügel 47 (Kenotaphion) und Hügel 46, Beigaben in den Gruben. Auch in der Brandstelle von Hügel 3, der keine Grube enthielt, wurden 3 Eisenreste gesichtet. Von den Hügeln enthielten 4 mehr als eine Grube: nämlich Hügel 4 zwei Gruben, welche beide Beigaben führten; Hügel 1 gleichfalls zwei Gruben, von denen Grube 1 Beigaben enthielt, Hügel 6 drei Gruben, von denen nur Grube 2 Beigaben aufwies und Hügel 45 sechs Gruben, von denen nur Grube 5 und Grube 6 Beigaben führten. Bronzebeigaben wurden nur in 3 Gruben gefunden: in Grube 2, Hügel 6 (ausschließlich Bronze, 7 Teile); in Grube 6, Hügel 45 (ausschließlich Bronze, 1 Fragment) und in Grube 1, Hügel 1 (1 Bronzebruchstück, 2 Eisenreste). Im ganzen wurden 37 Metallstücke gefunden, davon nur eines „wild" (in Hügel 1), die übrigen 36 in den Gruben (beziehentlich in der Brandstelle von Hügel 3). Von den 37 Gegenständen waren 11 zu bestimmen, nämlich: in Hügel 2 zwei Paar Türverschlüsse aus Eisen (sämtliche 4 Teile gut erhalten); in Hügel 6 (Grube 2) 2 Bruchstücke einer Fibel und 2 kleine Ringe (alles Bronze); in Hügel 45 (Grube 5) ein sehr rostblasiges, wohl als Türangel anzusprechendes Objekt (Eisen); in Hügel 4 (Grube 1) ein Feuerzeug (Eisen, Feuerstein, Holz) und in Hügel 1 (Grube 1) ein flaches Spiralgewinde aus Bronze. Zunächst sind die eisernen Türverschlüsse (Hügel 2) zu besprechen (Textabb. 4, 1—3). Es sind 2 gleiche Paare aus Eisen, von denen

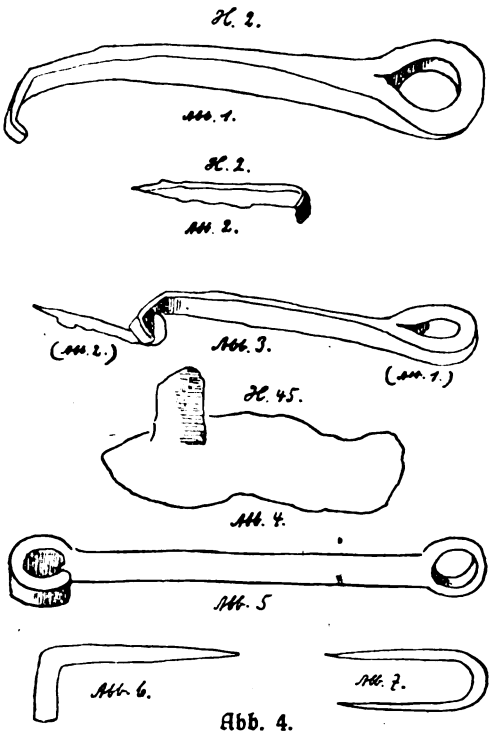


Abb. 4.
5, 6 u. 7: neuzeitliche Türverschlußgarnitur.
Alles in 1/2 Größe, nur Abb. 3: 1/3. H = Hügel.

Digitized by Google

eines abgebildet ist. Sie dienten in unserem Falle, wie anzunehmen ist, nicht zum Verschluß zweier einflügeliger Türen, sondern zum Doppel-Verschluß einer einflügeligen Tür (Textabb. 5). Für den Toten wird eine Tür als Bahre benutzt worden sein.

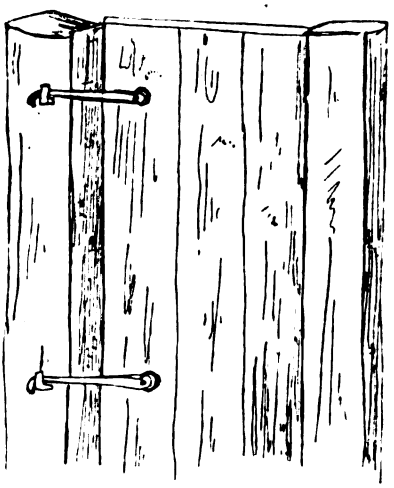


Abb. 5.

Jede von den beiden (wohlerhaltenen) Garnituren besteht aus einem „Schlaufenhaken" (Textabb. 4, 1) und einem „Verschlußhaken" (Textabb. 4, 2), hinter den der Schlaufenhaken greift, wie es anschaulich gemacht ist durch Textabb. 4, 3 und durch die Textabb. 5. Der „Schlaufenhaken" ist „geschweißt", d. h. das Loch ist durch Ausschmieden, Umlegen und Zusammenschweißen des einen Endes entstanden, während die heutige Technik ein solches Loch „eintreibt". Als Verbindung des Schlaufenhakens mit der Tür diente bei den römischen Funden eine eiserne Zwinge (siehe „Saalburg"[1]), Taf. XXXXV, Fig. 30 und S. 464, Fig. 73, Nr. 3 u. 4). Ein solches Bindeglied, welches um die „Schlaufe des Hakens" faßte, fehlt in unserem Funde. Auf Textabb. 4, 5 bis 7 habe ich eine neuzeitliche Türverschlußgarnitur (sogenannte „Anwurfshaken"-Garnitur) abgebildet. Hier wird eine Klammer (Textabb. 4, 7) durch die eine Schlaufe des Hakens geführt und in die Tür getrieben. — Im übrigen hat der Schlaufenhaken, wie man sieht, sich im Laufe der Jahrtausende wenig verändert, nur insofern, als aus der Umbiegung des Endes, welches um den Verschlußhaken faßt, eine geschlossene Schlaufe geworden ist, die nun über den Haken gestülpt wird. Wegen der „Entwicklung des Türverschlusses" vergleiche man auf S. 464, Fig. 73, „Saalburg"[1]) die Nr. 1—4. Nr. 3 entspricht etwa unserem Verschlusse (Textabb. 4), Nr. 4 unterscheidet sich dadurch, daß das Ende des „Schlaufenhakens" nicht umgebogen ist, sondern einen rechten Winkel (mit Dorn) bildet. Der senkrecht stehende Dorn greift in das Loch einer großen Öse (einer Schleife). Einen solchen „Schlaufenhaken" mit senkrechtem Dorn findet man auf Taf. XXXXV, Fig. 30, „Saalburg"[1]). Ein ähnliches jedoch sehr gedrungen-massives Stück bezeichnet Déchelette[2]) (Beuvray) auf Taf. XVI, Fig. 14 mit „Türband" („penture de porte"), während er die Fig. 6 derselben Tafel als „Haken zum Aufhängen" („crochet de suspension") anspricht. Diese Fig. 6 hat aber

[1]) Das Römerkastell Saalburg, L. Jacobi.
[2]) Les Fouilles Du Mont Beuvray.

Digitized by Google

ziemliche Ähnlichkeit mit unserem Tür-Schlaufenhaken. Der Fig. 15 derselben Tafel bei Déchelette ist unsere Textabb. 4, 4 verwandt. Déchelette bezeichnet seine Fig. 15 als „Türangel" („gond"). Unser Stück (Textabb. 4, 4), aus Hügel 45, Grube 5, stammend, ist sehr roſtblasig und dadurch entstellt. Auch der senkrechte Dorn ist heute „Roſtblase", die, wegen Gefährdung des ganzen Gegenstandes, nicht auf einen festen Kern untersucht werden konnte. Immerhin möchte ich diesen Gegenstand (mit Déchelette) als Türangel oder, an zweiter Stelle, als kräftigen Verschlußhaken (vgl. Textabb. 4, 2) ansprechen, mit der größten Wahrscheinlichkeit jedenfalls als ein Türzubehör. Wir hätten hier einen zweiten Fall der Benutzung einer Tür als Bahre. Da es des weiteren nicht ausgeschlossen ist, daß einige von den unbestimmbaren Eisen-Bruchstücken Reste von Verschlußhaken (wie Textabb. 4, 2) sind, so ist vielleicht es bei den Errichtern der elf untersuchten Grabhügel Sitte gewesen, die Toten auf einer Tür zum Scheiterhaufen zu tragen und auf dieser Tür-Bahre zu verbrennen. Wir werden gleich sehen, daß unsere Grabhügel den letzten Dezennien der Mittel-Latène-Zeit angehören. Solche eiserne „Tür-Schlaufenhaken" (wie Textabb. 4, 1) sind im Oldenburgischen auch anderwärts in der Latène-Zeit in Gebrauch gewesen, wie ich bei der Chronologisierung der vorgeschichtlichen „Studien"sammlung des Großherz. Naturhist. Museums in Oldenburg entdeckte. Ein solcher Haken liegt dort (außer einem anderen etwas abweichenden Verschluß-Stück) unter den Funden beim Dorfe Pestrup (Amt Wildeshausen in Oldenburg i. Gr.). Dort — auf der Pestruper Heide wurden im Jahre 1876 10 Hügelgräber, teils von v. Alten, teils von C. Nolte, untersucht. Die Funde aus diesen 10 Hügeln gehören dem Schlusse der „Früh-Latène-Periode" und der „Mittel-Latène-Periode", also etwa der Zeit vor und nach 300 v. Chr., an.

Die Pestruper Hügel sind also zeitlich nicht weit von unserer Garther Gruppe getrennt. Das Pestruper Fundmaterial ist im „terminus a quo" leicht zu bestimmen durch eine Bronzefibel, welche der in den „Altert. U. Heidn. Vorz. Bd. V, Taf. 20, Fig. 339" abgebildeten[1]) Fibel vom „Kl. Gleichberg" (Sachsen-Meiningen) fast genau gleicht. P. Reinecke bemerkt dazu im Text[2]): „Bronzedrahtfibel vom Früh-Latèneschema; dieser Typ reicht zweifellos in die ältere Hälfte der Latènezeit zurück, Weiterführungen (z. B. Bd. II, VII, 3, 1) lassen sich jedoch bis in jüngere Abschnitte verfolgen".

Sowohl P. Reinecke, wie auch Beltz weisen also unsere Fibel in ihrem ursprünglichen Typ (Reinecke, Fig. 339, a. a. O.; Beltz Fig. 38, a. a. O.)

[1]) Bei Beltz (V. Bericht Typenkarten, die Latène-Fibeln, Zeitschr. f. Ethnologie 1911), Fig. 38.

[2]) Im Text (Altert.U. Heidn. Vorz. a. a. O. S. 105) ist aber von P. Reinecke versehentlich Fig. 339 unter Nr. 338 und Fig. 338 unter Nr. 339 beschrieben worden, was Beltz (a. a. O.) nicht bemerkt hat, so daß die Hinweise bei seinen Abbildungen 38 und 43 (auf die Fig. 338 und 339 bei Reinecke) vertauscht werden müssen.

Digitized by Google

der Früh-Latène-Zeit zu, während sie einen anderen Typ mit Drahtgewinden (Reinecke, Fig. 338 = Beltz, Fig. 43) der Mittel-Latène-Zeit zurechnen.

Nun unterscheidet sich unsere Pestruper „Fibel mit Drahtgewinde am zurückgebogenen Fußende" von Fig. 339 bei Reinecke (a. a. O. = Beltz, Fig. 38) nur dadurch, daß ihr Bügel etwas gestreckter ist und das Drahtgewinde, als Abschluß des zurückgebogenen Fußes, höher am Bügel aufliegt. Dieses Aufliegen des Fußabschlusses auf dem Bügel leitet zu dessen fester Verbindung mit dem Bügel bei den Mittel-Latène-Fibeln über, deshalb rücken solche Fibeln, wie die unsrige, mehr an den Schluß der Früh-Latène-Periode.

Übrigens befindet sich die Pestruper Fibel nicht bei Beltz (a. a. O.) im „Verzeichnis der einzelnen Funde".

Zu den Pestruper Funden gehört ein bronzener Armring, der auch für Früh-Latène (Reinecke B., Tischler I) charakteristisch ist. Viollier[1]) rechnet diesen Typ zu seiner Periode Ic (325—250). Dieser Typ gehört demnach gleichfalls an das Ende der Früh-Latène-Periode. Es ist ein stark gekerbter Armring mit kräftigen, großen Querrippen, welche die Form eines der Länge nach geteilten schlanken Eies haben. Viollier (a. a. O.) beschreibt diesen Typ als: „Bracelet ..... portant une rangée de demi-perles ovoïdes."

Die Pestruper Hügel zeichnen sich überhaupt durch reiche und interessante Funde (so durch eigenartige Ohrringe) aus, deren Publikation sich das Oldenburger Museum vorbehalten hat.

Diese Beschäftigung mit Pestrup war notwendig, um zu zeigen, daß die Garther und Pestruper Türverschluß-Funde nicht nur landschaftlich, sondern auch zeitlich in Beziehung stehen.

Wir wenden uns jetzt zu den Funden aus der Grube 2 in Hügel 6. In dieser Grube wurde ausschließlich Bronze (7 Teile) gefunden; der größten Wahrscheinlichkeit nach handelt es sich nicht um mehrere Gegenstände, sondern nur um eine Fibel, in welcher 2 Ringe hingen. Von den 7 Bronzeteilen waren

[1]) Viollier („Les sépultures du second âge du fer sur le plateau suisse"), Planche 20, Fig. 83, 84, 85.

Viollier stellt folgendes Zeitschema auf:

Latène	Ia. 450—400	v. Chr.
„	Ib. 400—325	
„	Ic. 325—250	
„	II. 250—50	

Dagegen

Reinecke	A. 500—400	vor Chr.
„	B. 400—300	
„	C. 300—100	
„	D. 100 bis Chr. Geb.	
Tischler	I. 400—300	vor Chr.
„	II. 300—120	
	III. 120 vor bis 50 nach Chr.	

Digitized by Google

4 bestimmbar (Textabb. 7, 1 bis 4): Abb. 1 zeigt das Fibelbruchstück, Abb. 2a/b ein Bruchstück (in 2 Ansichten) der dazugehörigen Spirale und Abb. 3 und 4 je einen (sehr engen) Bronzering. Es ist anzunehmen, daß die restlichen 3 kleinen (unbestimmbaren) Bronzeteile gleichfalls von der Fibel stammen. Auf die beiden Ringe komme ich später zurück. Jetzt spreche ich zunächst über die Fibel (Textabb. 7, 1 u. 2). Dieser Fund war sehr wertvoll, denn die Fibel gibt den einzigen, ganz sicheren Zeitmesser für die Errichtung der Garther Hügel an. Es ist eine ausgesprochene Mittel-Latène-Fibel mit gestrecktem, flachem Bügel[1]), die aber wegen der sehr schlichten bandartigen (nicht mehr profilierten) „Befestigungsvorrichtung des zurückgebogenen Schlußstückes am Bügel" an das Ende der Periode zu setzen ist.

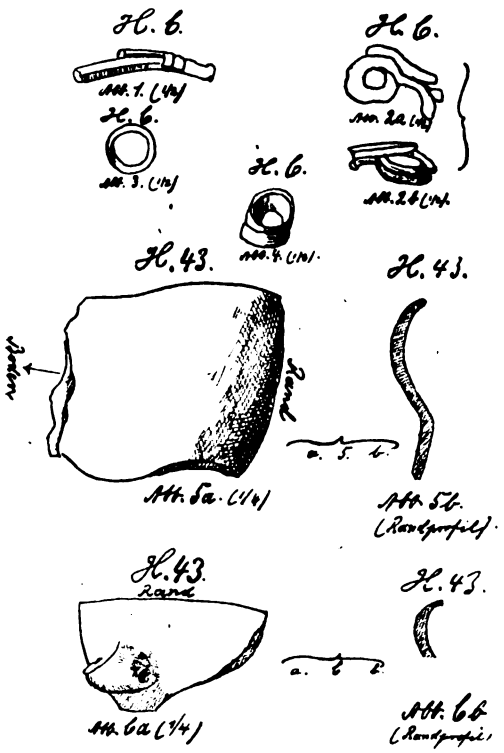


Abb. 7. H = Hügel. ( ) = Größenverhältnis.

Unsere Abb. 1 auf Textabb. 7 zeigt, daß dieses Band nicht den ganzen Bügel ringartig, sondern nur etwa Zweidrittel desselben, in Form einer geöffneten Zange, umfaßt. Da unser Fibelbruchstück aber sehr angegriffen ist und sich unterhalb des Umfassungsbandes starke Unebenheit zeigt, so will ich die Möglichkeit, daß ein Teil des Bandes vom Roste weggefressen ist, nicht ganz ablehnen. Die „geöffnete Zange" würde allerdings einen noch stärkeren Beweis, als die Schlichtheit des Umfassungsbandes für sich allein, dafür hergeben, daß unsere Fibel an das Ende der Mittel-Latène-Periode gehört. Unter den „Nauheimer Fibelfunden" der Spät-Latène-Zeit befindet sich nämlich ein zurückgebogenes Schlußstück mit zangenartiger Befestigungsvorrichtung[2]). Wie dem auch sei: ich setze auf Grund unseres Fibelfundes die „Garther Hügelgruppe" in den Ausklang der Mittel-Latène-Periode, also etwa in die Zeit vor oder um 100 vor Chr.

[1]) Vgl. Beltz, a. a. O. Abb. 41 („Typ" für Mittel-Latène).
[2]) Quilling, „Die Nauheimer Funde", S. 101, Abb. 1.

Digitized by Google

Unsere Mittel-Latène-Fibel führt noch zu einer allgemeinen Beobachtung: daß nämlich echte Brandgrubengräber (Brandpletter) überhaupt nirgends im Gebiete der heutigen norddeutschen Küstenprovinzen und der skandinavischen Inseln und Lande früher auftreten, als sich in diesen Gebieten die typische Mittel-Latène-Fibel zeigt. Man vergleiche die Abbildungen bei Undset[1]) und Dedel[2]) (zum Teil dieselben Funde wie bei Undset). Daß in den Bornholmer Funden einige Gürtelhaken und Nadeln älteren Charakters mit den Mittel-Latène-Fibeln zusammen vorkommen, beweist nur, daß sich einfache Formen nicht in den Rahmen einer Periode zwängen lassen. Man kann also feststellen, daß Brandgrubengräber in den genannten Gebieten nicht vor der Mittel-Latène-Periode vorkommen und östlich der Odermündung erst ganz am Ende dieser Periode. Zu dem ersten Auftreten dieser Grabform im Norden bemerkt Kossinna[3]) auf Seite 145: „Diese Art des Begräbnisses hatte sich im Laufe vieler Jahrhunderte aus dem südlichen Ostalpengebiet nordwärts zu den östlichen Grenzstämmen der Westgermanen verbreitet, war dann am westlichen Ufer der Oder zur Odermündung vorgedrungen und im dritten Jahrhundert nach Bornholm gekommen. Hier wurde sie vollkommen alleinherrschend, während sie bei den Wandiliern Ostdeutschlands ganz unbekannt geblieben war. So sehen wir schon in dem Zuge dieses Grabbrauchs (von Bornholm nach dem westlichen Hinterpommern) einen der vielen Beweise für die Übersiedelung der Burgunder nach Hinterpommern im 2. Jahrhundert vor[4]) Chr."

Wir beschäftigen uns jetzt mit den beiden Bronzeringen (Textabb. 7, 3 u. 4). Der Ring Abb. 3 ist schlicht, der Ring Abb. 4 zeigt 2 Spiralwindungen. Der Reif des ersteren hat 4 Millimeter, des zweiten 8 Millimeter Höhe; der Gesamtdurchmesser beträgt 12 Millimeter bei beiden, der Öffnungsdurchmesser (Durchmesser ohne Reif) beträgt, gleichfalls bei beiden Ringen, nur 8 Millimeter; die Öffnung ist also selbst für den kleinen Finger einer jugendlichen Hand zu klein. Es handelt sich demnach nicht um Fingerringe, auch nicht um Ohrringe, sondern um Ringe, die, da kein Hals- oder Armring zum Funde gehört, als Schmuck an der Fibel angebracht waren, sei es an deren Bügel oder deren Nadel. Fibeln der älteren mittel- und südeuropäischen Eisenzeit[5]), besonders in Italien, sind häufig mit Ringen, Rädchen oder sonstigen Berlocks behängt,

[1]) Undset, „Das erste Auftreten des Eisens", Taf. XV (Fig. 4), zu S. 140 u. 248. Ferner Textfig. 81—100 (85. und 86.), Textfig. 180 und 181.

[2]) Dedel, „Bornholms Oldtidsminder", Textfig. 109—124 (109—111). [Die Nummern der ältesten Fibeltypen sind in Anm. 1 und 2 fett gedruckt.]

[3]) Deutsche Vorgeschichte, 2. Aufl.

[4]) Bei Kossinna versehentlich „nach Chr." gedruckt!

[5]) Z. B. Diollier, „Etude sur les fibules de l'âge du fer trouvées en Suisse", im Anzeig. f. Schweiz. Altertumskd., Bd. V (Neue Folge) 1907, Planche III, Fig. 2, 13, 26, Planche IV, Fig. 28, 33, 35. — Déchelette, „Manuel d'Archéologie II, 2 (Epoque de Hallstatt), S. 882, Fig. 372 (besonders reiche Gehänge).

Digitized by Google

besonders die Sanguisuga- und Kahn-Fibeln. Für die frühe Latène-Zeit zeigt z. B. Viollier[1]) eine solche Fibel; 2 solche Fibeln vom Mittel-Latène-Schema und 3 vom Spät-Latène-Schema bringt z. B. Pič[2]).

Unser Spiral-Ring zeigt bandförmige (nicht drahtförmige) Spiralen und ich möchte darauf hinweisen, daß Viollier[3]) solche bandförmige Spiralringe („bagues") ausschließlich seiner Stufe II (250—50 v. Chr.) zuweist, also dem Mittel-Latène.

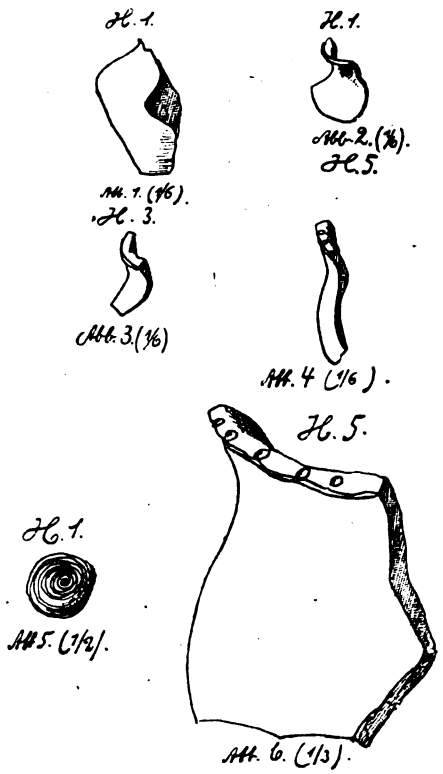


Abb. 6. H = Hügel. ( ) = Größenverhältnis.

Über die in Abb. 5 auf Textabb. 6 wiedergegebene Bronze-Spiralscheibe ist weiter nichts zu sagen, als daß sie wahrscheinlich von einem Ohrring oder einer Agraffe herstammt.

Den Fund in Grube 1 (Hügel 4) — ein Stück Holzkohle, ein messerförmiger Feuerstein mit Schlagspuren, ein größeres Eisenbruchstück (als Konglomerat auf einem Steinchen liegend) —, spreche ich als Feuerzeug („zum Feuerpinken") an.

Auch in Grube 1 (Hügel 1) lag ein Eisenfragment neben einem Feuerstein, jedenfalls auch zum „Feuerschlagen" bestimmt. — Schon zur jüngeren Steinzeit hat man sowohl auf Wohnplätzen, als auch in Gräbern (in diesen besonders in der Bronzezeit) nicht nur einzelne Spezialgeräte zum Feuerschlagen, sondern auch ganze Feuerzeuge („appareils complets") gefunden[4]).

Über die Keramik ist nicht viel zu sagen. Ganze Gefäße wurden nicht gefunden, nur Gefäßteile und Scherben verschiedener Größe. Ein Gefäßteil ist abgebildet auf Textabb. 6, 1; 6 Randstücke auf Textabb. 6, 2, 3, 4, 6 und auf Textabb. 7, 5 und 6. Wenn wir die Konturen unserer Abb. 1 auf Textabb. 6 vergleichen mit Fig. 41 bei

[1]) Wie Anm. 5 (S. 23): Planche VIII, Fig. 120.

[2]) Pič, „Le Hradischt de Stradonitz", Pl. III, Fig. 22 und 30, Pl. IV, Fig. 12 und 29 und Pl. X, Fig. 24.

[3]) „Les Sépultures ..... sur le Plateau Suisse", Pl. 28, Fig. 39, 42, 43.

[4]) „Sarauw, Le Feu".

Digitized by Google

Quilling[1]) und unsere Randstücke „mit nach innen gebogenem Rande" (Textabb. 7, 5a/b u. 6a/b) mit (a. a. O.) Fig. 1, so sehen wir in unseren Stücken Vorläufer dieser Nauheimer Gefäßtypen.

Verweilen wir noch bei den Beigaben von allgemeinen Gesichtspunkten aus und fragen wir zuerst, ob die Beigaben bei den Errichtern der Garther Hügel einen Schluß ermöglichen auf deren Auffassung von dem „Zustand der Seele" nach der Verbrennung? Ich stütze mich in den folgenden Ausführungen hauptsächlich auf Helbigs[2]) „Homerische Bestattungsgebräuche". Sehr oft werde ich Helbig auszugsweise wörtlich anführen. Das Recht, hier „Homer" anzuführen, nehme ich von dem lange angewandten gemeinen Rechte der Vorgeschichtsforschung: „sich der angrenzenden archäologischen, historischen und philologischen Disziplinen in weitem Umfange zu bedienen (Sophus Müller)". Dies Recht kann für das „homerische Zeitalter", dessen Hochblüte nach „v. Wilamowitz-Möllendorff[3])" in das achte Jahrhundert fällt, um so mehr in Anspruch genommen werden, als seine Ethik, bei allerdings weit überlegener materieller Kultur, in ihrer ausgesprochenen Naivität der germanischen der letzten Jahrhunderte v. Chr. ziemlich ähnlich gewesen sein wird. Daß solche Vergleiche auf ethischem Gebiete, die freilich selten zu festen Ergebnissen, meist nur zu mehr oder weniger guten Erklärungsversuchen führen können, verlockend sind zwischen dem Norden und den alten, vorklassischen Kulturen der Mittelmeergestade, das bringen mit sich die vielen Übereinstimmungen der Begräbnissitten. Um einige herauszugreifen: der Wechsel zwischen Flach- und Hügelgräbern, zwischen Körperbestattung und Verbrennung mit Beibehaltung der älteren Grabform während der Übergangszeit (vgl. Helbig[4]) und Lienau[5]), so auch der Wechsel in der Zahl und Art der Beigaben, das Nachlassen der Beigaben bis zu völligem Verschwinden, ferner die Grabopfer, die in den Gräbern zerstreuten Gefäßscherben von absichtlich zerschlagenen Gefäßen, Hineinzwängung von unvollkommen verbrannten Waffen in Gefäße (vgl. Helbig[6]) und Jahn[7]) usw.

In den östlichen Gebieten des Mittelmeeres finden wir in der Zeit der mykenischen Kultur die Körperbestattung mit einem ausgeprägten Totenkultus. Die damaligen Griechen glaubten an ein tatkräftiges Weiterleben der Toten und statteten infolgedessen zumal die vornehmeren Gräber mit

[1]) Quilling, „Die Nauheimer Funde", Übersichtstafel (eingangs) über die Nauheimer Tongefäßtypen.

[2]) Helbig, „Zu den homerischen Bestattungsgebräuchen" in den Sitzungsber. d. Kgl. Bayer. Akad. d. Wissensch. 1900, H. II.

[3]) „Die Ilias und Homer" (1916).

[4]) a. a. O. S. 217 u. 220.

[5]) „Über Grabformen", Mannusbibliothek Nr. 13, S. 29—31, Taf. XIV bis Taf. XVIII.

[6]) a. a. O. S. 271.

[7]) „Die Bewaffnung der Germanen", Kapitel 2.

Digitized by Google

einem reichen Apparate von Gegenständen aus, welcher mehr oder minder dem im Leben gebräuchlichen entsprach. Doch gingen sowohl sie (die Äolier) wie die Jonier, die nach ihnen denselben Weg (nach Osten) einschlugen, bald, nachdem sie sich in Kleinasien und auf den benachbarten Inseln niedergelassen hatten, von der Beisetzung zu der Feuerbestattung über und verbanden damit zunächst die Vorstellung, daß die Seele durch die Verbrennung des Leibes ein für allemal in das Schattenreich gebannt und ihr jegliches Bewußtsein der auf der Oberwelt vorgehenden Dinge wie jeglicher Verkehr mit den Lebenden abgeschnitten werde, eine Vorstellung, die mit besonderer Deutlichkeit in dem auf die Bestattung des Patroklos bezüglichen Teile der Ilias hervortritt (Il. XXIII, 52, 75, 76). Jedoch faßten die kleinasiatischen Griechen zunächst, nachdem sie von der Beisetzung zur Feuerbestattung übergegangen waren, den Zustand der Seele während der Zeit, welche von dem Tode des Menschen bis zur Verbrennung verfloß, in der alten, aus der mykenischen Periode überlieferten Weise auf, wie durch die bereits erwähnte, zum ältesten Bestande des Epos gehörige Schilderung (äolischer Kern, durch ionische Bearbeitung umgestaltet) des toten Patroklos bestätigt wird. Der Tote, der noch nicht des Feuers teilhaftig geworden ist, erscheint hier dem Achill in leibhaftiger, greifbarer Gestalt und vollständig seiner Sinne mächtig, also in einer der mykenischen Vorstellung entsprechenden Weise. So wird es verständlich, daß alle die Handlungen, welche Achill seinem toten Freunde zu Gefallen vollzieht, wie alle die Versprechungen, die er ihm macht, in dem aus dem äolischen Epos entnommenen Stücke der Ilias vor die Verbrennung der Leiche fallen, also in eine Zeit, während deren man der Seele noch die Fähigkeit zuerkannte, an den Vorgängen der Oberwelt teilzunehmen. Es gilt dies nicht nur für die vor dem Anzünden des Scheiterhaufens dargebrachten Tier- und Menschenopfer, von Honig und Fett in Amphoren, sondern auch für die Weinspenden, denn sie finden statt, während der Verbrennungsprozeß noch im Gange und somit der Akt, welcher die Seele vom Diesseits trennt, noch nicht vollendet ist.

Während wir also an diesem Lehrbeispiel starke Überlebsel des alten mykenischen Seelen- und Totenkultus in der Zeit zwischen Tod und Verbrennung finden, erkennen wir die Einwirkung des neuen Ritus, der Verbrennung, daran, daß weder Waffen, Rüstungsstücke, Trinkgeschirre oder ähnliche Dinge auf den Scheiterhaufen gelegt und zugleich mit der Leiche verbrannt wurden, noch irgendwelche Gegenstände zugleich mit den Knochenresten in der goldenen Phiale geborgen oder um dieselbe herumgruppiert wurden. Daraus ist zu erschließen, daß Patroklos ohne Rüstung in der schlichten, damals üblichen Totentracht (der „Himatien"-Tracht) verbrannt und sowohl der Scheiterhaufen wie das Aschengefäß und das Grab ohne Beigaben belassen wurden. Der Grund hiervon kann kein anderer gewesen sein als der Glaube, daß der Tote, wenn er der Feuerbestattung teilhaftig geworden sei, überhaupt keiner

Digitized by Google

Beigaben bedürfe. Aus diesem Dualismus des Zustands der Seelen „zwischen Tod und Verbrennung" und „nach erfolgter Verbrennung", wofür also die Leichenfeier des Patroklos ein Lehrbeispiel ist, kann man folgern, daß die Feuerbestattung zur Zeit, in welcher das äolische Epos entstand, noch etwas Neues war und daß der Dichter den toten Patroklos dem Achill deshalb erscheinen ließ, weil ihm dies Gelegenheit gab, das Programm des Glaubens zu entwickeln, auf dem der neue Ritus beruhte. Die zahlreichen aus der mykenischen Periode überkommenen Gebräuche, denen wir in seiner Beschreibung[1]) begegnen, stimmen auf das Beste mit dieser Annahme.

Aus einer beträchtlich späteren Zeit stammt das XXIV. Buch der Ilias, in dem die Bestattung des Hektor geschildert wird. Dieses Buch ist eine rein ionische Dichtung. Es ergibt sich, daß der tote Hektor nicht in der Kriegsrüstung, sondern in durchaus friedlicher Tracht (der „Himatien"-Tracht[2])) auf den Scheiterhaufen gelegt wurde. Es fehlen gänzlich Opfer (vergleiche Leichenfeier des Patroklos), welche vor der Verbrennung oder deren Vollendung dargebracht wurden. Es fehlen auch jegliche Beigaben.

Es erinnern an den „mykenischen Sepulkralritus" nur noch die „langwährende Ausstellung der Leiche" vor der Verbrennung und die „Grabform"[3]).

[1]) v. Wilamowitz-Moellendorff („Die Ilias und Homer", 1916) sagt: „Der Dichter der Achilleis $X\Psi^1$ [Ψ^1 (Gesang XXIII[1]): Verbrennung der Leiche des Patroklos] ist der Dichter der Ilias". „Das aber ist der Smyrnäer Homer, der nach Bolissos (auf Chios) kommt [und dort dichtet]". „Wenn wir soviel als geschichtlich gelten lassen, so fällt die Lebenszeit dieses Homer mit der Entstehungszeit der Ilias zusammen, die vorhin bestimmt ist, sagen wir um 750, hundert Jahre vor Archilochos. Wenn die beiden unabhängig geführten Untersuchungen nicht in die Irre gegangen sind, so ist es nicht nur erlaubt, es ist beinahe notwendig, den Homer, den die biographische Tradition zeigt, mit dem Iliasdichter zu identifizieren".

Nach v. Wilamowitz wäre also der Teil des Epos (XXIII[1]), welcher die Verbrennung des Patroklos und das damit verbundene Ritual enthält, im 8. Jahrhundert entstanden. An anderer Stelle schreibt nun v. Wilamowitz: „Es folgt die Zurüstung des Scheiterhaufens, die Schlachtung von vielem Vieh, von dem Viergespann und den Hunden des Patroklos und den Troerknaben; dies mißbilligt der Dichter [der „Achilleis", Homer] ausdrücklich. Kein Zweifel, daß er damit eine ganz feste Überlieferung wiedergibt, an die er gebunden ist. Es wäre also sehr verkehrt zu glauben, daß diese Sitten zu seiner Zeit noch gegolten hätten". Und bekräftigend: „Heldendichtung liegt dem Dichter vor. Sie hat ihm die Schleifung und Schändung Hektors, die Bestattung des Patroklos mit ihrem urzeitlichen Ritual geliefert". Das Ritual bei der Bestattung des Patroklos wäre also nach v. W. erheblich vor dem 8. Jahrhundert „Sitte" gewesen und wenn es, wie v. W. annimmt, „eine ganz feste Überlieferung wiedergibt", so wird „diese feste Überlieferung" „aus einer Zeit stammen (wie Helbig bemerkt), wo die Feuerbestattung noch etwas Neues war". Das „Patroklos-Ritual" wird also eine Zwischenstufe darstellen zwischen der altmykenischen Bestattungsweise und der aufgeklärten homerischen (Ω, XXIV, Bestattung des Hektor). In bezug auf das „Archaische" im „Patroklos-Ritual" begegnen sich also die Anschauungen der beiden Gelehrten.

[2]) Ich beschäftige mich später eingehender mit dieser Tracht.

[3]) Helbig, a. a. O., S. 217.

Digitized by Google

Jedoch hält der „ionische Verfasser des XXIV. Buches" die Seele auch nach der Verbrennung des Leibes noch für empfindungsfähig[1]), allerdings so, daß ihr Zustand ein vorwiegend „passiver", ohne Fähigkeit eines tatkräftigen Weiterwirkens ist. In diesem „vorwiegend passiven" Zustande bedurfte die Seele keiner Beigaben („keiner auf ihren Gebrauch berechneten Objekte"). Zwischen den abweichenden Vorstellungen, welche die Begräbnisrituale bei der Feuerbestattung des Patroklos und Hektor wiederspiegeln, muß eine Zeitspanne gelegen haben, in welcher der neue Glaube, der mit der Verbrennung verknüpft war, sich voll auswirkte durch die Vorstellung, daß die Seelen der Verstorbenen binnen kurzem durch die Verbrennung des Körpers doch der Bewußtlosigkeit anheimfallen und es deshalb nicht einmal der Mühe verlohne, ihnen in der kurzen Zeit zwischen Tod und Verbrennung Gefälligkeiten (Opfer) zu erweisen. Drei Entwicklungsstufen also haben diese Vorstellungen durchgemacht: Bewußtlosigkeit der Seelen nach erfolgter Verbrennung, aber Fähigkeit derselben, sich während der kurzen Zeit zwischen Tod und Verbrennung zur Oberwelt in Beziehung zu setzen und daher die Opfer, welche in dieser Zeitspanne dargebracht werden; zweite Stufe: Wegfall auch dieser Opfer; dritte Stufe: gleichfalls keine Opfer, aber Annahme eines „vorwiegend passiven" Empfindungsvermögens der Seele auch nach der Verbrennung.

In allen 3 Entwicklungsstufen fallen „Beigaben" aus, worauf ich bei Besprechung der „Himatientracht" näher eingehe.

Sehen wir schon in der dritten Stufe, welche etwa dem 8. Jahrhundert zugeschrieben werden kann, ein Wiederaufflackern des alten (mykenischen) Seelenkultus, so noch viel mehr in den dem homerischen Zeitalter nachfolgenden Entwicklungsstufen der griechischen Religiosität. In späterer Zeit, lange nach Homer, finden wir auch in Griechenland einen lebhaften Ahnenkult, ein allgemeiner Seelenkult ist in Übung[2]).

Bereits im 6. Jahrhundert kam das Wiederaufleben des alten Seelenglaubens im ionischen Kulturkreise nicht nur mythischen Personen, sondern sämtlichen Verstorbenen zugute[3]). Es wurden wieder allgemein Opfer zu Ehren der Toten bei der Beerdigung dargebracht. Zur Zeit des Herodot (gestorben etwa 425) war die Kluft, welche während der homerischen Epoche zwischen dem im Mutterlande und dem im griechischen Kleinasien herrschenden Seelenglauben vorlag, im wesentlichen ausgeglichen.

Auch „eigentliche Beigaben"[4]) (wohl zu unterscheiden von den Schmuckzutaten zur Kleidung des Toten, zur Totentracht) kommen wieder auf. Die Athener hielten stets an der Auffassung fest, daß die Lebenden verpflichtet seien, die Seelen ihrer verstorbenen Verwandten zu ehren und zu

[1]) Helbig, a. a. O., S. 254.
[2]) Rohde, „Psyche".
[3]) Über die Bestattungsgebräuche im 6.—4. Jahrh. vgl. Rohde, a. a. O., S. 216ff.
[4]) Pernice in „Gercke und Norden, Einl. in die Alt.-Wiss." S. 65.

Digitized by Google

pflegen, oder beobachteten zum mindesten die Gebräuche, welche diese Auffassung mit sich brachte. Selbst der Unglaube[1]) (Epikurs Testament!) hielt sich eben an den Kult, wie an anderes Herkömmliche, und der Kult erzeugte doch immer wieder bei vielen den Glauben, der ihn allein rechtfertigte (Rohde). Auch in der Blütezeit philosophischer Allerweltsbildung (im ersten und zweiten Jahrhundert nach Chr.) erhielt sich der Seelenglaube des Volkes, unberührt durch „philosophische" Betrachtung und Belehrung (Rhode[2]).

Fragen wir uns nun, indem wir für diese unsere Frage Ort, Volk und Zeit ganz beiseite lassen, in welcher der vorstehend besprochenen Entwicklungsstufen des Seelenglaubens die Errichter unserer Garther Grabhügel, welche etwa in der Zeit um 100 vor Chr. gelebt haben, gestanden haben, so gewinnen wir einen Anhalt durch die Beigaben und durch die (in Abschnitt IV, C) noch eingehend zu besprechenden Opfer. Daß die Nordindogermanen und später die Germanen, wie auch die Kelten usw., einen ausgeprägten Seelen- und Totenkult[3]) gehabt haben, gleichfalls mit verschiedenen Entwicklungsstufen, ist ja längst Gemeingut der Forschung. Wenn wir eine parallele Entwicklungsreihe des Seelenglaubens zu der im Bereiche des östlichen Mittelmeeres ermittelten aufstellen wollen im germanischen (also nordischen und norddeutschen) Gebiete, so finden wir in der Steinzeit und in der Bronzezeit bis noch in die V. Periode (Montelius 900—700, Kossinna[4]) 1050—750 vor Chr. [Königsgrab von Seddin]) einen stark ausgeprägten Seelenkult, die Kurve senkt sich aber schon von der IV. Periode der Bronzezeit an allmählich[5]), um in der frühen Eisenzeit einen mehrere Jahrhunderte währenden Tiefstand zu erreichen, während dessen wir vergeblich nach Opfern[6]) oder „eigentlichen" Beigaben ausspähen. „Erst mit dem Beginne der Spät-Latènezeit setzen reiche Waffenfunde in den germanischen Gräberfeldern ein", während vorher „die Lücke in der Kenntnis der germanischen Waffenformen, einen Zeitraum von mehr als fünf Jahrhunderten (etwa von 700—150 v. Chr.) einnimmt (Jahn)"[7]). Noch andere Anzeichen, wie wir gleich sehen werden, sind dafür vorhanden,

---

[1]) Rhode, a. a. O., S. 236 I.

[2]) a. a. O., S. 626 I ff.

[3]) Paul, Grundriß der germanischen Philologie „Seelenglaube und Totenkult der alten Germanen", S. 249 ff.

[4]) So chronologisiert Kossinna neuerdings seine V. Periode.

[5]) Wie man beim Durchwandern der norddeutschen und nordischen Museen schon an der zahlenmäßigen Abnahme der Beigaben, bei Vergleich der Gesamtfunde aus den Perioden, beobachten kann. Die endgültige, allgemeine Einführung der Leichenverbrennung am Schlusse der Periode III wird eine Rolle dabei spielen.

[6]) Um für die fragliche Zeit darüber völlige Klarheit zu bekommen, ist es allerdings ein dringendes Erfordernis, daß die „Bestände an verbrannten Knochen" in den Museen „bestimmt" werden.

[7]) a. a. O., Kapitel 2.

Digitized by Google

daß die Kurve des „Seelen- und Toten-Kultus" etwa von der Spät-Latène-Zeit an bei den Germanen wieder steigt, bis sie über die Höhenpunkte der reichen Völkerwanderungsgräber und nordischen Vendelgräber hinweg im Norden, kurz vor der Einführung des Christentums, ihren märchenhaft glänzenden Höchstpunkt erreicht in den norwegischen von Hügeln bedeckten Schiffsgräbern. Und logisch begleitet diese hochstrebende Totenkult-Kurve im Norden der Volksglaube an Walhall.

Liegt nun in dieser germanischen Entwicklung eine selbständige Analogie vor oder sollte es möglich sein, daß in der Latène-Zeit, die uns ja insbesonders beschäftigt, eine „wandernde" Beeinflussung durch die Kulturkreise des östlichen Mittelmeeres stattgefunden hat, und zwar durch Vermittlung der Kelten, welche ihrerseits von Massalia, der alten griechischen Pflanzstätte, aus neue Anregungen erhalten hätten? Wie stark altgriechischer, klassischer und hellenistischer Einfluß in der Latène-Kultur der Kelten und Germanen, soweit deren materielle Seite in Betracht kommt, gewirkt hat, hat Reinecke[1]) gezeigt. Nach Reinecke beginnt die Latène-Zeit (etwa 500 v. Chr.) „unter energischem altgriechischem Einfluß", der sich in Arbeiten zeigt, welche wahrscheinlich im keltischen Hinterlande von Massalia entstanden und von dort auch weiter nach Osten gelangt sind. Sollten da nicht auch ethische Elemente, so die des gerade um diese Zeit wieder erstarkenden Toten- und Seelenkultus aus dem östlichen Mittelmeer über Massalia[2]) in die keltischen Lande mit eingedrungen sein? „Reich ausgestattet" nennt Reinecke die Gräber seiner ersten Latène-Stufe (A. 500—400 v. Chr.). Aber „auch in der zweiten (400—300) und dritten (300—100) Stufe war die Latène-Gruppe klassischen und hellenistischen Einflüssen nicht ganz unzugänglich"[3]), bis schließlich in der letzten Latène-Stufe (D. 100 — Chr. Geb.) wieder ein starker hellenistischer Einfluß sich geltend macht. „Beibehalten von „Latène-Elementen" in mäßigem Umfange, starkes Wiederaufleben älterer einheimischer und fremder (südlicher) Erscheinungen, wie sie in der Hallstatt- und am Beginn der Latènezeit in den Funden nordwärts der Alpen vorhanden sind, endlich **starke** Beeinflussung durch **hellenistische** Arbeiten, das ist es, was die barbarische Kunst des Latène-Kreises im letzten Jahrhundert kennzeichnet" (Reinecke, a. a. O.). Also in der Spät-Latène-Zeit können wir

[1]) „Zur Kenntnis der Latène-Denkmäler usw." (Mainzer Festschrift).

[2]) Déchelette („Manuel d'Archéologie" II, 2, S. 580/547: La Fondation de Marseille) belegt mit guten Gründen seine Ansicht, daß der Einfluß Massalias auf das keltische Hinterland im Nordosten Frankreichs und am Mittelrhein sich erst nach Einnahme des ligurischen „Pufferstaates" durch die Kelten (etwa um 300 v. Chr.) geltend macht und daß bis dahin die Anregungen und Importen aus dem östlichen Mittelmeergebiet oder dessen westlichen Kolonien über die Po-Ebene, die Schweizer Täler (Tessin!) und weiter durch das Rheintal zu den Kelten in Frankreich, am Rhein und in Süddeutschland gelangten.

[3]) Reinecke, a. a. O.

Digitized by Google

im Gefolge der starken Beeinflussung durch die materielle hellenistische Kultur auch wieder ethische Einwirkungen aus dem Reiche des Hellenismus auf den keltischen und germanischen Latène-Kreis vermuten, um so mehr als sich neben unpersönlichen auch persönliche Aus- und Rückwirkungen der griechischen und kleinasiatischen Kelteneinfälle des 3. Jahrhunderts gerade in dieser Zeit bemerkbar gemacht haben werden; solche Rückströmungen gebrauchen Zeit. Und wo finden wir auf germanischem Gebiete Anhaltspunkte für solche hellenistische Einwirkungen auf Seelen- und Totenkult in der Spät-Latène-Zeit? Gerade im Westen, wo die Berührungspunkte mit den Kelten nachbarliche oder fast nachbarliche waren. Auf dem Nauheimer Grabfelde sehen wir ein ganz auffälliges starkes Wiederaufleben von blutigen Opfern[1]). Dieselbe Erscheinung haben wir, wie wir in Abschnitt IV C sehen werden, bei unserer Hügelgruppe, welche um die Wende des 2. und 1. Jahrhunderts zu setzen ist. In den vorausliegenden Jahrhunderten, bis auf die früheste Eisenzeit, d. h. etwa 800—700 v. Chr., also in der Zeitspanne des Tiefstandes des Toten- und Seelenkultus, haben wir keine oder sehr vereinzelte Anzeichen von Opfern[2]), welche den Toten dargebracht wurden. Dagegen mehren sich diese, wenn wir die Kurve des „Kultus" weiter nach rückwärts verfolgen, mit deren Steigen in der Bronzezeit fortschreitend nach rückwärts bis in die jüngste Steinzeit hinein. Besonders die Gräber der jüngsten Steinzeit und die der Bronzeperioden II und III sind reich an „Opfern für die Toten"[3]). Und diese Opfer bestätigen nur die durch andere Funde bereits gewonnene Gewißheit, daß die Anzeichen von tiefer Religiosität, von „Gottesverehrung", welche schon etwas vor Beginn der jüngsten Abschnitte der Steinzeit einsetzen, in den Bronzeperioden II und III ihren Höhepunkt erreichen (Felsenzeichnungen, Sonnen-Sinnbilder [meist aus Gold] usw.[4]), altarähnliche Opferstätten[5]). In den Zeiten tiefer Religiosität stellt sich also auch, logischerweise, ein ausgeprägter Seelen- und Totenkult ein.

Wenn wir nun bei unseren Garther Grabhügeln einerseits, wie wir in Abschnitt IV unter C sehen werden, das Wiederaufkommen von Opfern,

---

[1]) Quilling, a. a. O., S. 66—96.

[2]) Jedenfalls nach dem jetzigen Stande der Forschung. [Meine Bemerkung Mannus V, S. 217: „über reiche Belege (von Tieropfern) auch aus der Zeit der Urnenfelder (siehe z. B. die „Nauheimer Funde")": soll sich nicht auf die früheisenzeitlichen Urnenfelder beziehen.] Erst durch widersprechende Befunde, welche die sehr notwendige Untersuchung der zeitbezüglichen Knochenbestände der Museen etwa zutage fördern möchte, könnte der Standpunkt ein anderer werden. Sehr wahrscheinlich ist dies nicht, weil das Fehlen der blutigen Opfer in das Gesamt-Zeitbild gut hineinpaßt. Unter den vielen früheisenzeitlichen Urnengräbern habe ich nur 2 Fälle — und dabei nicht gänzlich gesicherte — von „Opferung" konstatieren können (Mannus V, S. 210 u. 214).

[3]) Lienau, Mannus V, Heft 3, „Über Opferstätten usw.", S. 209—226.

[4]) Kossinna, Mannusbibliothek Nr. 9, „Die deutsche Vorgeschichte", S. 75—98.

[5]) Lienau, a. a. O. (Mannus V), S. 214—216.

Digitized by Google

andererseits aber das Fehlen von „eigentlichen" Beigaben, wovon gleich die Rede sein wird, beobachten, so befinden wir uns in einer Periode des Übergangs, in welcher die „Kult"-Kurve wieder langsam zu steigen beginnt, und zwar wahrscheinlich, wie vorstehend angedeutet, unter hellenistischen durch die Kelten[1]) vermittelten Einflüssen.

Jetzt habe ich also zu zeigen, daß in unseren Garther Funden „eigentliche" Beigaben fehlen. Wenn nämlich die beigegebenen Gegenstände sich nur als Zubehöre zu einer „Totentracht" ausweisen, so ist das ein Gegensatz zu der Mitgabe eines mehr oder weniger großen Apparates von Gegenständen[2]), mit welchen der Tote für sein Weiterleben im Jenseits ausgestattet werden soll. Dies betont, meines Erachtens mit Recht, Helbig[3]) bei Besprechung der „Himatien"-Tracht, h. d. der Totentracht, in welcher die Leichen des Patroklos, Hektor und Achill auf den Scheiterhaufen gelegt wurden. Es ist dies dieselbe Totentracht, wie sie in den verschiedensten Gegenden Griechenlands und während der klassischen Zeit als die allgemein gebräuchliche nachweisbar ist. In „voller" „Himatien"-Tracht war der Tote mit einem Chiton bekleidet und über diesem in ein φᾶρος, d. i. einen umfangreichen Mantel oder Laken aus Leinwand eingehüllt, während ihm ein zweites φᾶρος als Unterlage diente. Nehmen wir an, daß eine weibliche Leiche einen „dorischen Chiton" trug, so mußte dieser Chiton selbstverständlich auf der einen Schulter mit einer oder mehreren Nadeln zusammengesteckt sein. Ebenso konnte man Gewandnadeln dazu brauchen, um den Mantel oder das Laken, welches männliche wie weibliche Leichen verhüllte, gehörig zusammenzuhalten. Einfache Gewandnadeln und mit Bügeln versehene Sicherheitsnadeln gehören zu den Gegenständen, die am häufigsten in den griechischen Gräbern vorkommen. Sie berechtigen, wenn in demselben Grabe keine Reste von Rüstungsstücken nachweisbar sind, stets zu dem Schluß, daß die Leiche in der „Himatien"-Tracht bestattet war. Solche notwendige Zutaten zu der „Totentracht", wie Gewandnadeln, sind also nicht als (eigentliche) Beigaben zur Ausstattung für das Jenseits zu betrachten.

Nun haben wir durch die nordischen Eichensärge[4]) Beweise dafür, daß auf germanischem Gebiete die Toten in der ältesten Bronzezeit in Kleidung bestattet wurden und daß dies in der Folge, auch nach Einführung der Leichenverbrennung, während aller vorgeschichtlichen Perioden gleichfalls der Fall war, dafür haben uns eine große Reihe von Grabfunden Zeugnisse gebracht. Aber ein wie großer Unterschied herrscht für die bekleideten Toten, wenn wir die ältere Eisenzeit mit der älteren Bronzezeit vergleichen. Hier z. B.

[1]) Siehe auch Jahn, a. a. O., S. 20.

[2]) Typische Beispiele dafür aus älterer Zeit: Die cornetaner „Tomba del guerriero", das „Königsgrab von Seddin" u. a. u. a.

[3]) a. a. O., S. 208 ff.

[4]) Sophus Müller, Nordische Altertumskunde I, S. 341 ff.

Digitized by Google

in den Eichensärgen der alten Bronzezeit finden wir eine reiche Ausstattung mit Waffen, Schmuck und hölzernem Hausgerät für die mit Tierfell, Mantel, Decke und Mütze versehenen bekleideten Toten — in der frühen Eisenzeit dagegen, der Zeit des Tiefstandes des Seelen- und Totenkultes, finden wir, mit wenigen Ausnahmen, auf germanischem Gebiete nur dürftige und für eine einfache Totentracht typische Beigaben: nämlich Gewandnadeln (einfache und Bügelnadeln [Fibeln]), Gürtelhaken und Gürtelringe, und solche Schmucksachen, welche die natürliche Ergänzung jeder weiblichen Kleidung bildeten, nämlich häufig Ohrringe und bisweilen Hals-, Arm- und Fingerringe.

In bezug auf derartige Grabfunde bemerkt Helbig (a. a. O.): „Wenn demnach ein Brandgrab außer der Leichenasche nur noch eine Fibula, ein Armband oder überhaupt Gegenstände enthält, die wir als zur Tracht gehörig betrachten dürfen, so steht nichts im Wege, das Ritual an einen Glauben anzuknüpfen, nach welchem die Toten keiner auf ihren Gebrauch berechneten Objekte bedurften." Aber das eine erschließen wir doch aus den Funden in Urnen, Knochenlagern und Brandgrubengräbern, daß auch in der Zeit des germanischen Kulttiefstandes (etwa 800—150 v. Chr.) die Toten in einer einfachen Totentracht verbrannt wurden, zu welcher eine Nadel oder Fibel und ein Gürtel gehörten.

Auch unsere Garther Hügelgruppe hat, außer den Tür-Zubehören (die Tür wurde als Bahre benutzt) und den unbestimmbaren kleinen Eisen- und Bronzefragmenten, nur Kleiderzutaten, also keine (eigentlichen) Beigaben erbracht, und zwar in einer Bestattungsgrube eine Fibel mit eingehängten Ringen, in einer anderen das Fragment eines Ohrrings oder einer Agraffe. Dies hatte ich noch nachzuweisen, um zu zeigen, wie unsere Hügelgruppe einerseits durch das Fehlen von (eigentlichen) Beigaben noch auf den Tiefstand des Totenkultes, andererseits durch die (in IV C) zu besprechenden Opfer auf dessen Wiederaufleben hinzeigt.

Schließlich haben wir noch zu untersuchen, ob die Funde in den Garther Grabhügeln absichtlich zerbrochen sind. Bis auf die sehr massiven Türzubehöre handelt es sich ja fast ausschließlich um beschädigte Gegenstände oder kleine Bruchstücke.

Wie unter IV B „Anderweitige Berichte über Brandgrubengräber" gezeigt wird, wird vielfach angenommen, daß zur Zeit der Brandgrubengräber sowohl in diesen, wie auch in gleichzeitigen Urnengräbern die Beigaben, einschließlich der Tongefäße, vielfach absichtlich zerstört sind. Eine absichtliche Zerstörung (Verbiegung) kann aber nur von größeren Gegenständen (Schwertern, Lanzen) mit Begründung behauptet werden. Denn die Zerstörung der kleineren Gegenstände aus Metall usw. und der Tongefäße erklärt sich auf ganz natürliche Weise teils durch die Glut, teils auch besonders durch das Einstürzen (Einsinken) des Scheiterhaufens, aber auch durch die tausend-

Digitized by Google

jährigen Witterungseinflüsse auf den Inhalt der unbeschützten Brandgruben. Die größeren, widerstandsfähigeren Gegenstände, wie Schildbuckel, Messer, Scheren usw., sind meist gut erhalten, ja bisweilen durch die „Feuerpatina" vorzüglich bewahrt.

Von einer absichtlichen Zerstörung (Verbiegung) kann also nur bei den Schwertern und Lanzenspitzen die Rede sein.

Darüber hat Jahn[1]) in „Kapitel 2" („Das Verbiegen der Waffen") eingehend gesprochen: Jahn nimmt an, daß für diese germanische Grabsitte, die wir, sehr vereinzelt, schon in der Mittel-Latène-Zeit, allgemein in der Spät-Latène-Zeit antreffen, gleichfalls die Kelten das Vorbild gegeben haben. Sowohl bei Kelten, wie bei den Germanen haben wir in dieser Sitte, nach Jahn, einen „symbolischen Akt" zu sehen, durch welchen man die Waffen in besonders enge Beziehung zu den Toten setzen wollte. Die Germanen, welche, infolge der Leichenverbrennung, bedeutend kleinere Gräber als die Kelten herrichteten, zwängten die verbogenen Waffen in die Urnen oder die vergänglichen Hüllen, welche bei den Brandgrubengräbern vorauszusetzen sind (nach Jahn). Die gleiche Sitte weisen, nach Helbig (a. a. O.), von Lusieri entdeckte Ostotheken bei Athen auf und Helbig (a. a. O.) bemerkt (also in Übereinstimmung mit Jahns Auffassung) dazu: „Wenn sich die Athener, welche die Asche ihrer Toten in diesen Gefäßen bargen, die Mühe gaben, die unvollkommen verbrannten Waffen zu krümmen und in die Gefäße hineinzuzwängen, so berechtigt dies gewiß zu dem Schlusse, daß ihnen viel daran lag, die Toten dauernd in nahe Beziehung zu deren Waffen zu setzen." Diese Sitte setzt also bei den Germanen überall erst um die Wende der Mittel- zur Spät-Latènezeit ein und sie ist ein neuer Beweis dafür, daß von dieser Zeit an der Seelen- und Totenkult wieder auflebt.

Bei unseren Garther Gräbern ist aber von absichtlich zerbrochenen oder verbogenen Gegenständen keine Rede. Die Beschädigungen sind lediglich durch natürliche Vorgänge, wie vorher besprochen, hervorgerufen und haben sich auf die massiveren Gegenstände, die Türzubehöre, überhaupt nicht erstreckt.

Bevor ich diesen Abschnitt meiner Arbeit, in welchem so viel von Seelen- und Totenkult die Rede war, schließe, möchte ich noch an einigen Beispielen zeigen, in welcher Stärke Überlebsel der alten Seelen- und Totenkulte noch bis in die heutige Zeit fortwirken:

„In den Mitteilungen der Anthropol-Gesellschaft in Wien, XXXII. Bd., V/VI. Heft" befindet sich eine Abhandlung von „Henri Lew: Der Tod und die Beerdigungsgebräuche bei den polnischen Juden". Hier heißt es u. a. u. a.:

Das jüdische Volk hängt fest an dem Glauben, der Körper der Verblichenen bewahre eine Zeitlang Gefühl und gewisse Lebenskraft und habe

[1]) a. a. O.

Digitized by Google

gegen Schmerz eine noch größere Empfindlichkeit, als zur Lebenszeit. Vom Tod bis zur Beerdigung wird bei der Leiche die heilige Schrift laut gelesen.

Man trägt gewöhnlich Sorge dafür, daß zwischen Tod und Bestattung der geringste Zeitraum vergehe. Ein längere Zeit unbestatteter Körper erleidet dem Volksurteile nach unaussprechliche Leiden und Schmach. In alten Zeiten war es Sitte, außer den Kleidern (nämlich der Totentracht „Tachrichim") mancherlei Gegenstände in den Sarg zu legen, und zwar solche, die der Tote während seines Lebens in Gebrauch hatte. Man ist fest überzeugt, der Tote höre deutlich alle ihm geltenden guten Worte, Tränen und Ehrenerweisungen und empfinde dadurch Trost und Beruhigung. Der in der (Grab-) Grube Befindliche bedeckt die Augen und Mund des Toten mit Tonscherben. Auf das Grab wird Erde gehäuft; jeder Anwesende[1]) hilft bei dieser Arbeit.

Sehen wir uns diesem Berichte gegenüber nicht geradezu mitten in die altgriechische Zeit zurückversetzt und finden wir dies nicht leicht erklärlich, wenn wir bedenken, wie lange und wie innige Berührungen das alte Volk der Juden mit der hellenistischen Welt gehabt hat!

Und dann noch zwei Reiseerinnerungen! Auf Grund persönlicher Beobachtungen auf dem Friedhofe zu Athen im Jahre 1905 schrieb ich in mein Tagebuch:

„Man bringt den Toten Schüsseln mit gekochtem Weizen, der mit Korinthen und Mandeln bestreut ist, ans Grab. Ein Priester, welcher ein Weihrauchgefäß schwingt, steht neben der Person, welche die Schüssel hält, und liest ein Gebet." „Eine Frau kam mit einem Laib Brot, breitete ein weißes Linnen über das Grab, worauf sie das in Stücke gebrochene Brot legte. Gleichzeitig zündete sie in einem auf das Grab gestellten Topfe ein Kienfeuer an. Die Frau versetzte sich einige Minuten in eine ekstatische Stimmung. Dann — nach etwa 10 Minuten — bot sie Vorübergehenden, so auch mir, von dem Brote an."

Bisweilen, wie mir ein Athener ergänzend mitteilte, wird auch etwas Wein über das Grab gegossen. Reste vom Wein und den Weizenschüsseln werden meist zu den Priestern in der unmittelbar am Friedhofe gelegenen Kapelle getragen.

Hieran anschließend möchte ich noch berichten, wie mir auf meinen ausgedehnten Reisen eines Tages die Witwe eines hohen russischen Würdenträgers Exzellenz von ...., Kaukasierin (Grusienierin) aus fürstlichem Geblüte, (absichtlich betone ich die hohe gesellschaftliche Stellung der Dame), mitteilte: „Sie habe jedes Jahr an einem bestimmten Tage allerhand Schüsselchen mit Lieblingsspeisen an das Grab ihres Gatten getragen".

[1]) Vgl. bei Homer: die Bestattung des Patroklos, wo bei der Errichtung des Scheiterhaufens alle „direkt Leidtragenden" und bei der Aufschüttung des provisorischen Grabhügels „der Atride und die anderen Besten der Achäer" beteiligt sind.

Digitized by Google

An solchen Beispielen erkennen wir die Macht der Sitte (und mit ihr zusammenhängender Anschauungen), welche den Glauben, auf welchem sie ursprünglich beruhte, durch Jahrhunderte und Jahrtausende überlebt, wir erkennen auch, „daß Glaube und Logik nicht immer Hand in Hand gehen (Helbig)". Daran haben wir zu denken, wenn wir auch in vorgeschichtlicher Zeit auf Unstimmigkeiten zwischen Glauben und Ritus stoßen; so wurden z. B. „aus dem Glauben, nach welchem die Feuerbestattung die Beigaben unnütz machte, nicht überall die logischen Konsequenzen (Helbig)" und auf germanischem Gebiete erst sehr spät, in der frühen Eisenzeit, gezogen.

IV. Zusammenfassung.

Maße der elf Hügel.

Die Durchmesser liegen in den Grenzen 15 m und 7,60 m, die Höhen im allgemeinen in den Grenzen 0,79 m und 0,39 m; nur ein Hügel (Hügel 5) überschreitet die Höhengrenze, und zwar gleich erheblich mit einer Höhe von 1,16 m.

Zwischen den Durchmesser-Grenzen 15 m und 11 m finden wir auch, abgesehen von der Ausnahme-Höhe 1,16 m, ziemlich gleichmäßige Höhen von 0,75 m bis 0,72 m.

Dagegen weichen die Höhen der Hügel mit Durchmessern von 9,80 m bis 7,60 m stark voneinander ab, nämlich sie schwanken zwischen 0,79 m und 0,39 m.

Im ganzen haben wir es mit mittelgroßen und kleinen Hügeln zu tun.

Art der Bestattung.

1. Scheiterhaufen.

Die Toten wurden auf dem Scheiterhaufen im Hügel selbst verbrannt. Es liegen vor volle Beweise in den Hügeln 4, 3, 6, in Hügel 3 und 6 ließ sich die Form des Scheiterhaufens sogar rekonstruieren (Taf. I, Abb. 4, Abb. 6), in Hügel 4 war ein Rechteck 4 m: 2 m, nahe am Zentrum (lies Abschnitt II unter Hügel 4), mit Holzkohleresten durchsetzt. Teilbeweise liefern die Hügel 5, 1, 43, 45, in welchen mehrfach Holzkohlereste (lies die Einzelberichte in Abschnitt II unter „Sonstigen Funden [Streufunden] im Hügel") zum Teil in einer Erdschicht von erheblicher Mächtigkeit (Dicke) gesichtet wurden. Einen sehr schwachen Beweis liefert noch Hügel 2, in welchem außerhalb der Bestattungsgrube nur einmal Holzkohle gefunden wurde. Hierbei kann es sich ja auch um Überbleibsel eines Opferfeuers handeln.

Keinen greifbaren Beweis erbrachten die Hügel 47, 46, 44, in denen Holzkohle wild (außerhalb der Gruben) überhaupt nicht festgestellt wurde.

Vorstehende Anführungen zeigen, wie verschieden in ein und derselben Hügelgruppe die Zersetzung von Holzkohle sein kann; es spielt wohl die größere

Digitized by Google

oder geringere Mächtigkeit des Scheiterhaufens eine Rolle dabei, in erster Linie aber der Grad der Aufzehrung des Scheiterhaufens durch das Feuer, der sicher verschieden war; bei Aufzug eines Unwetters z. B. wurde sicher die heilige Handlung nach Möglichkeit beschleunigt und es blieben mehr Reste, als in der Regel, vom Scheiterhaufen übrig. Selbstverständlich mußte der Scheiterhaufen unter allen Umständen und in allen Hügeln (abgesehen von Hügel 3, vgl. Abschnitt IV, 2 B.) bis zu einem „bestimmten Minimum der Einäscherung" der Leiche herunterbrennen, konnte dann aber — bei beschleunigter Zeremonie — sofort ausgelöscht werden.

Bei mir besteht kein Zweifel, daß auch die 3 Hügel 47, 46, 44, obwohl sie bei der Abtragung holzkohlefrei waren, ihrer Zeit (d. i. vor etwa 2000 Jahren) über einem Scheiterhaufen errichtet wurden. Wir wollen noch bei Hügel 3 (Tafel I, Abb. 4) und Hügel 6 (Tafel I, Abb. 6) verweilen, die uns über den Aufbau der Scheiterhaufen sicheren Aufschluß geben. In Abschnitt II führte ich „unter Hügel 3" aus, daß der Scheiterhaufen in seiner ursprünglichen Verfassung wahrscheinlich eine annähernd quadratische Form gehabt habe. Die noch zusammenhängend gesichteten Holzreste zeigten eine rechtwinklige Lage schichtweise zueinander (Textabb. 8).

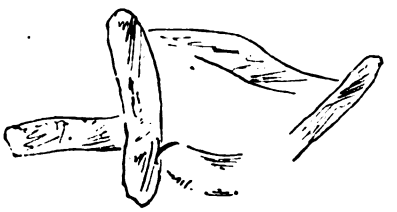


Abb. 8. Scheiterhaufenreste aus Hügel 3.

So wird man zu allen Zeiten einen Holzstoß, der, bei sicherer Lage, gut brennen sollte, aufgebaut haben. (Vgl. wegen der Schichtung: Mannus-Bibliothek 13, M. M. Lienau, „Über Megalithgräber usw.", S. 34, Abs. 1, [Taf. XXVIII, Abb. 2], dazu Lüneb. Mus. Bl. Heft 7, S. 208 oben, Heft 8, S. 338 und „Die Urnenfriedhöfe in Niedersachsen Heft 1/2", S. 40 [dazu dort Taf. 6, Abb. 11/12]).

In Hügel 6 sehen wir einen in seiner Form wohlerhaltenen Scheiterhaufen. Er ist rechteckig. Wir dürfen wohl folgern, daß die Scheiterhaufen, in vorbeschriebener Schichtung, rechteckig oder quadratisch errichtet wurden.

Die Hügel 4, 3, 6 geben noch weitere Aufschlüsse: die erhaltenen Scheiterhaufenreste hatten in Hügel 4: 0,27 m, Hügel 3: 0,26 m, Hügel 6: 0,23 m Mächtigkeit. Die unterste Lage griff bei Hügel 4: 0,11 m unter die Hügelsohle (das alte Planum), überragte bei Hügel 3 um 0,08 m, bei Hügel 6 um 0,10 m die Hügelsohle (das alte Planum). Es kann sich in allen 3 Fällen um ursprüngliche kleine Unebenheiten des Planums handeln. Der Scheiterhaufen in Hügel 4 kann in einer Planum-Senkung, die Haufen in den Hügeln 3 und 6 können auf einer Planum-Höhe, also in allen 3 Fällen auf dem alten Planum selbst errichtet worden sein. Aber die weit größere Wahrscheinlichkeit ist in den vorliegenden Fällen die, daß besondere Sorgfalt auf einen festen Unterbau der Scheiterhaufen verwendet wurde, indem man diese nicht ohne

Digitized by Google

weiteres auf dem alten Planum, das wohl mit Heidekraut bestanden war, gründete, sondern eine saubere Erdaufschüttung machte oder eine saubere Unterlage durch eine kleine Eingrabung schuf — schon deshalb, um die gebrannten Knochen und Beigaben leichter nach vollendeter Verbrennung aufzufinden. Zu diesem Zwecke hätte man also bei Hügel 4 eine Eingrabung von 0,11 m, bei Hügel 3 eine Aufschüttung von 0,08 m, bei Hügel 6 eine solche von 0,10 m gemacht.

Die Hügel 5, 1, 43, 45, welche Teilbeweise für einen Scheiterhaufen aufbringen, führten Holzkohlereste in einem Nivo, welches in seinem tiefsten Punkte höchstens bis zur Decke der Brandgruben herabreichte. Diese Beobachtung ist eine Stütze für die Annahme, daß die Holzkohlereste dieser Hügel von einem Scheiterhaufen herrühren.

Jetzt wäre die Lage der Scheiterhaufen in ihrer Beziehung zum Zentrum des Hügels und zu den Brandgruben (Bestattungsgruben) zu besprechen.

Einen Vollbeweis dafür, daß die Scheiterhaufen zentral lagen (mit einer Hinneigung nach Westen, denn das Hügelzentrum liegt bei den in Rede stehenden 3 Hügeln an der östlichen Kante der Scheiterhaufen), erbringen wiederum die Hügel 4, 3, 6 (lies: vorher Besprochenes, vgl.: Taf. I, Abb. 4 und Abb. 6 [1]), erbringen aber auch für andere Hügel (2, 5, 1, 45, 46, 44) die Gruben. Wie man auf Taf. I, Abb. 6 sieht: liegen die Gruben, welche die sterblichen Reste oder Opfer aufnahmen, unmittelbar an den Kanten des Scheiterhaufens. In Hügel 4 (Taf. I, Abb. 2) ist es, nach meinen eingehenden Ausführungen, ebenso gewesen. Nun liegen die Gruben in den Hügeln 2, 5, 1, 45, 46, 44 gleichfalls zentral, aber immerhin in einer Entfernung, die es, wie bei den eben besprochenen Hügeln 4 und 6, möglich macht, daß zwischen ihnen und dem Hügelzentrum noch ein stattlicher Scheiterhaufen liegen konnte. So komme ich zu dem Analogieschluß: auch in den anderen Hügeln (vielleicht bis auf Hügel 43) lag der Scheiterhaufen zentral. Der Scheiterhaufen also war der Kern der ganzen Grabanlage, an den sich die Gruben anlehnten.

Dies führt nun zur Besprechung der Gruben.

2. Die Gruben (Tabelle B, S. 40 u. 41.).

A. Form und Anlage der Gruben.

Die Gruben lagen also an der oder an den Kanten des Scheiterhaufens. In den elf untersuchten Hügeln wurden im ganzen 19 Gruben beobachtet, und zwar: je 1 Grube in 6 Hügeln (Hügel 2, 5, 43, 47, 46, 44), von diesen Gruben enthielt diejenige in Hügel 47 keine gebrannten Knochen; je 2 Gruben in 2 Hügeln (Hügel 4 und 1), eine von den Gruben in Hügel 1 enthielt keine gebrannten Knochen. 3 Gruben in einem Hügel (Hügel 6), eine davon enthielt keine gebrannten Knochen; 6 Gruben in einem Hügel (Hügel 45), 2 davon enthielten keine gebrannten Knochen.

Digitized by Google

Ein Hügel (Hügel 3) enthielt keine Grube.

Von den 19 Gruben waren: 15 rund, 3 oval (die Gruben 1 und 6 in Hügel 45 und die Grube in Hügel 44), 1 war etwas unregelmäßig in der Form (die Grube 2 in Hügel 45).

Bei den 15 runden Gruben schwankten die Durchmesser zwischen 0,80 und 0,40 m; davon hatten 1 Grube 0,80 m, 3 Gruben 0,70 m, 6 Gruben 0,60 m, 1 Grube 0,55 m, 1 Grube 0,50 m, 2 Gruben 0,45 m und endlich 1 Grube 0,40 m Durchmesser. Den mittleren Durchmesser von 0,60 m hatten demnach 6 Gruben, 4 waren größer, 5 kleiner.

Bei diesen 15 runden Gruben schwankten die Tiefen zwischen 0,71 m und 0,37 m; die meisten, nämlich 10 Gruben hatten Tiefen zwischen 0,40 und 0,55 m, davon 7 zwischen 0,46 m und 0,55 m. Während also bei den Durchmessern der Gruben das Mittel bei 0,60 m lag, war die mittlere Tiefe etwa 0,50 m.

Von den 3 ovalen Gruben hatten 2 (Gruben 1 und 6 in Hügel 45) völlig gleiche Durchmesser, nämlich 0,60: 0,80 m, 1 Grube (Hügel 44) hatte 0,80 m : 1,20 m, also in Breite und Länge fast genau ½ mal größer, wie die Gruben in Hügel 45. Auf diesen sehr bemerkenswerten Befund komme ich noch später zurück.

Auch die Tiefen der 3 ovalen Gruben zeigen merkwürdige Übereinstimmung; sie liegen zwischen 0,40 m (Hügel 44) und 0,36 m (Hügel 45: Grube 1 0,36 m, Grube 6 0,39 m).

Die unregelmäßige (rundliche) Grube (Grube 2 in Hügel 45) hatte etwa 0,70 m Durchmesser bei 0,40 m Tiefe.

Ich komme jetzt zu einem Punkte, der ernste Überlegung erforderte, aber auch wertvolle Aufschlüsse gab: nämlich zur Höhenlage der Decke (der obersten Schicht) der Gruben im Verhältnis zum ursprünglichen Gelände (Planum): Das ursprüngliche Planum setze ich = ± 0, — bedeutet dann unter, + über dem Planum.

Es liegen nun die Decken (obersten Schichten) sämtlicher 19 Gruben zwischen — 0,13 m und + 0,35 in folgender Skala: — 0,13, — 0,09, — 0,09, — 0,06, — 0,05, — 0,04, — 0,03, — 0,02, ± 0, + 0,01, + 0,01, + 0,02, — 0,04, + 0,05, + 0,08, + 0,10, + 0,12, dann sprungweise + 0,24, + 0,35.

Nun müßten ja theoretisch die Decken (obersten Lagen) der Gruben (jedenfalls der völlig angefüllten) bei ± 0 liegen. Tatsächlich ist dies, wie unsere Skala zeigt, nicht der Fall. Wir wollen nun alle Möglichkeiten, welche diese Abweichungen erklären können, durchsprechen, um sie dann auf ihre größere oder geringere Wahrscheinlichkeit zu prüfen: 1. mit etwaigen Unebenheiten im ursprünglichen Planum (Boden) des Grabhügels könnten sich die Unterschiede von — 0,13 bis + 0,12 erklären lassen; 2. dieselben Unterschiede ferner damit, daß das künstlich hergerichtete Grundlageplanum der Scheiterhaufen (lies vorstehend unter 1. Scheiterhaufen), das teils

Digitized by Google

Tabelle B.

14 Gruben (4 dreischichtige, 5 zweischichtige, 5 einschichtige):
5 Gruben (sämtlich einschichtig):

[Alle Maße in Metern.]

Hügel	Durchmesser und Form der Grube	Tiefe der Grube	Obere Schicht: wenige kleine gebrannte Knochen oder nur Knochensplitterchen führend — Knochen: wenige kleine	Knochen: Splitterchen	Holzkohle-Reste	Kleine Scherben	Eingemengte Beigaben	Tiefe	Mittlere Schicht: mit den Hauptbeigaben — Gebrannte Knochen	Holzkohle-Reste	Beigaben	Tiefe
Vier dreischichtige Gruben (Grube 43 führt noch eine vierte (oberste) Schicht [Erdschicht])												
2 (Textabb. 1)	oben 0,60 unten 0,45 rund	0,46	ja	nein	ja	ja	1 Fragment	0,28	ja (100 g)	ja	2 Türverschlüsse Textabb. 4	0,05
4 (Grube 1)	oben 0,45 unten oval-rund	0,63	ja (5 g)	ja	ja	ja	2 Fragmente	0,33	nein	ja	Feuerzeug	0,08
5	0,40 rund	0,47	ja	nein	ja	nein	2 Fragmente	0,19	ja (20 g)	ja	4 Fragmente	0,04
43 (Textabb. 2)	0,70 rund	0,50	ja	nein	ja	nein	1 Fragment	0,13	ja	ja	3 Gefäßteile	0,05
Fünf zweischichtige Gruben												
4 (Grube 2)	oben 0,60 unten 0,40 rund	0,71	nein	ja	ja	nein	nein	0,12	—	—	—	—
1 (Grube 1)	0,60 rund	0,51	nein	nein	ja	nein	1 Fragment	0,20	—	—	—	—
45 (Grube 6)	0,80 : 0,60 oval	0,39	nein	ja	ja	ja	1 Fragment (Bronze)	0,28	—	—	—	—
45 (Grube 3)	0,80 rund	0,37	ja	nein	ja	ja	nein	0,22	—	—	—	—
44	1,20 : 0,80 oval	0,40	nein	nein	ja	ja	winzige Fragmente	0,16	—	—	—	—
Fünf einschichtige Gruben			**Einzige Schicht.**									
6 (Grube 2)	0,60 rund	0,50	ja	ja	nein	7 (Bronze)		0,50	—	—	—	—
6 (Grube 3)	0,45 rund	0,48	ja	ja	nein	nein		0,48	—	—	—	—
45 (Grube 5)	0,70 rund	0,42	minimal	ja	nein	1 Fragment		0,42	—	—	—	—
45 (Grube 2)	etwa 0,70 rundlich	0,40	minimal	ja	ja	nein		0,40	—	—	—	—
46	0,50 rund	0,50	ja	ja	nein	nein		0,50	—	—	—	—
Fünf einschichtige Gruben ohne gebrannte Knochen oder Knochenreste												
1 (Grube 2)	0,60 rund	?	nein	ja	nein	nein		?	—	—	—	—
6 (Grube 4)	0,55 rund	0,43	nein	ja	nein	nein		0,43	—	—	—	—
45 (Grube 1)	0,60 : 0,80 oval	0,36	nein	ja	ja	nein		0,36	—	—	—	—
45 (Grube 4)	0,60 rund	0,42	nein	ja	nein	nein		0,42	—	—	—	—
47	0,70 rund	0,55	nein	ja	nein	nein		0,55	—	—	—	—

Digitized by Google

19 Gruben.

mit gebrannten Knochen oder noch erkennbaren Resten solcher.
ohne gebrannte Knochen oder Resten solcher.

Untere Schicht Lager (bzw. Hauptlager) gebrannter Knochen				General-Bemerkung für alle Gruben. Sämtliche 19 Gruben führen (in allen Schichten) schwärzliche bis tiefschwarze Erde. Die Beigaben bestehen teils aus (meist fragmentarischen) Metall (Eisen, Bronze)-Gegenständen, teils aus Gefäßteilen (großen Tonscherben)			
Gebrannte Knochen	Holzkohle-Reste	Eingemengte Beigaben	Tiefe	Tiefe der oberen Schicht	Tiefe der gebrannte Knochen führenden Schicht(en)	Gewicht (in g) gebrannten Knochen	General-Bemerkung für die dreischichtigen Gruben. Die mittlere Schicht entstand dadurch, daß die Beigaben (bez. Hauptbeigaben) oben auf das Hauptlager der gebrannten Knochen gelegt wurden.
ja	nein	nein	0,13	0,28	0,18	*[0,72] 420 g	Besondere Bemerkungen In der oberen Schicht: lag ein Feuerstein.
ja	nein	nein	0,22	0,33 (mittlere 0,08)	0,22	*[0,74] 1280 g	In der oberen Schicht: lag ein Feuerstein.
ja	nein	Fragment	0,24	0,19	0,28	[1,16] 2195 g	
ja	ja	2 Tonscherben	0,14	0,13	0,19	[0,46] 25 g	Diese Grube führte noch eine oberste (vierte) Schicht reiner Erde von 0,18 m Tiefe. (Gesamttiefe demnach: 0,50 m.) — Der Leichenbrand in dieser Grube war (laut Feldbuch) sehr verwittert.
ja	nein	5 Fragmente	0,59	0,12	0,59	[0,74] 10 g	In der unteren Schicht: lag ein Feuerstein. Diese Grube (siehe Text) spreche ich lediglich als Opfergrube an.
ja	ja	3 Fragm. (davon 1 a. Bronze) 2 Scherben	0,31	0,20	0,31	[0,40] 3 g	In der unteren Schicht: lag (neben Eisen) ein Feuerstein. Das Feldbuch spricht von „Knochenasche", der Leichenbrand war also sehr verwittert.
ja	ja	nein	0,11	0,28	0,11	[0,39] 7 g	
ja	ja	nein	0,15	0,22	0,15	[0,39] 60 g	
ja	ja	nein (Zauber)	0,24	0,16	0,24	[0,48] verwittert	Leichenbrand wurde konstatiert, aber stark verwittert. Die Grube enthielt am Boden eine Steinsetzung mit einem „Zauber" (Textfig. 3).
—	—	—	—	—	0,50	[0,79] 16 g	Diese Grube spreche ich lediglich als Opfergrube an (siehe Text).
—	—	—	—	—	0,48	[0,79] 665 g	
—	—	—	—	—	0,42	[0,39] minimal	Diese Grube spreche ich lediglich als Opfergrube an (siehe Text).
—	—	—	—	—	0,40	[0,39] 2 Stückch.	Diese Grube spreche ich lediglich als Opfergrube an (siehe Text).
—	—	—	—	—	0,50	[0,62] 155 g	
—	—	—	—	—	—	[0,40] —	Sämtliche Gruben „ohne gebrannte Knochen" spreche ich lediglich als Opfergruben an (siehe Text). Durch ein Versehen wurde die Tiefe im Feldbuche nicht notiert bei 1 (Grube 2).
—	—	—	—	—	—	[0,79] —	
—	—	—	—	—	—	[0,39] —	
—	—	—	—	—	—	[0,39] —	
—	—	—	—	—	—	[0,60] —	* Die in der letzten Rubrik eingeklammerten [ ] Zahlen geben die Höhe der Grabhügel an.

Digitized by Google

durch Aufschüttung (+), teils durch Eingrabung (—) hergerichtet wurde, soweit seitwärts über den eigentlichen Scheiterhaufen hinausgriff, daß die Gruben in seinem Bereiche eingetieft wurden. Das den Scheiterhaufen und die (vielleicht schon vor der Verbrennung) hergerichteten Gruben einfassende Grundlageplanum war dann der Ehrenbezirk. 3. Lassen sich die „— Unterschiede", also — 0,13 bis — 0,02 damit erklären, daß die Gruben durch die eingebrachten Knochen usw. nicht ganz voll wurden, kaum aber die „+ Unterschiede" + 0,01 bis + 0,12 damit, daß die Gruben übervoll wurden. Erstlich sollten doch die Bestattungsreste in einer Grube „geborgen" werden und zweitens (und das ist für mich entscheidend) hätte beim Überfüllen der Grube die Decke (zumal beim Zuwerfen des Hügels) nicht ihre regelmäßige runde oder ovale Form behalten können.

Bei den ersten 3 Möglichkeiten konnte die Skala immer nur von — 0,13 bis + 0,12 für die Erklärung herangezogen werden; nicht erklärt werden konnten die beiden sprunghaften Unterschiede + 0,24 und + 0,35.

Dies ist aber der Fall bei der letzten (vierten) Erklärungsmöglichkeit, die durch den Grubenbefund in Hügel 43 eine feste Stütze erhält und auch sonst noch besonders gut gestützt wird, so daß ich mich — was ich hiermit vorwegnehme — für diese letzte (4.) Möglichkeit entscheide. Für mich folgen also die vier Erklärungsmöglichkeiten in der Reihe: 4, 2, 1, 3 (?).

4. Sämtliche Unterschiede von — 0,13 bis + 0,35 lassen sich erklären, wenn man annehmen könnte, daß die zur Bestattung gelangten Scheiterhaufenreste in einem Behälter (z. B. in einem ausgehöhlten Baumstamme oder einem zylindrischen bzw. ovalen Korbe) in die Grube gestellt und mit einem Holz- oder Korb-Deckel versehen worden sind. Dann würden sich die „— Unterschiede" so erklären, daß der Scheitel der Grube den Deckel des hineingestellten Behälters überragte (nämlich bis 0,13 m), die „+ Unterschiede" damit, daß der Deckel des Behälters den Scheitel der Grube überragte (im allgemeinen bis 0,12 m; in 2 Ausnahmefällen bis 0,24 m und 0,35 m). In den 2 Ausnahmefällen + 0,24 m und + 0,35 m waren die Gruben 0,55 m, bzw. 0,50 m tief — so tief also mindestens auch die Behälter, so daß die Behälter immerhin noch 0,31 m bzw. 0,15 m tief eingegraben waren, also genügend Standfestigkeit hatten. Wo liegen nun die Beweise für die vierte (bei weitem wahrscheinlichste) Möglichkeit?: a) In dem Befunde der Gruben in Hügel 43, 5 und 4 (Grube, 1) b) in den 3 ovalen Gruben mit bestimmten Maßen, c) in der sonst durchgängig runden Form der obersten Schicht (Decke) der Gruben, d) in dem allgemeinen Bestreben der Vorzeit, die sterblichen Reste gut zu schützen.

a) Der merkwürdige Befund der Grube in Hügel 43 (lies vorstehend in Abschnitt II den betreffenden Bericht) ließ sich restlos dadurch erklären, daß die Beisetzung in einem ausgehöhlten Baumstamme, den man stark angekohlt hatte, erfolgt war. Ferner ist im Feldbuche bei Hügel 5 vermerkt: „Bei

Digitized by Google

Hügel 5 zeigte sich nur am Rande des eigentlichen Knochenlagers etwas Holzkohle, vielleicht lagen die gebrannten Knochen hier in einem Holzeimer". (NB. Diese Beobachtung und Bemerkung war unbeeinflußt durch den Befund in dem erst später untersuchten Hügel 43.) Schließlich erweiterte sich die runde Grube 1 in Hügel 4 auf ihrem Boden zu mehr ovaler Form. Auch hierfür ist die beste Erklärung der gehöhlte „Baumstamm"; ältere Baumstämme haben oft an ihrem Fuße eine zum „Oval" neigende Form.

b) Auch die 3 ovalen Gruben mit ihren in Beziehung zueinander stehenden Maßen (wie vorstehend in „diesem Absatz 2 A" beschrieben) lassen sich nur durch Eingrabung eines Behälters — in diesem Falle wohl von (ovalen) Flechtkörben — erklären.

c) Die sonst durchgängig runde Form der Decke der Gruben, wohl erkennbar nach Jahrtausenden, läßt sich am besten dadurch erklären, daß diese Rundung von einem Deckel herrührt, mit welchem die Grabbehälter versehen waren; dies würde auch d) der Pietät entsprechen, mit welcher in der Regel in der Vorzeit dafür gesorgt wurde, die Beisetzungs- oder Opferreste vor Verunreinigung durch unsaubere Erde und dergleichen zu schützen.

In den meisten Fällen werden die Bestattungsreste das betreffende Gefäß nicht ganz gefüllt haben, dann hat man wohl die Lücke bis zum Deckel mit sauberer Erde (vgl. Hügel 43) ausgefüllt, um ein Eindrücken des Deckels durch die Erdmassen des Hügels zu verhindern . . . . . das will also sagen, daß die Behälter wohl meist etwas höher, als der sie füllende Grabinhalt, gewesen sein mögen; gewesen sind: kann nicht gesagt werden, weil in allen Hügeln, bis auf Hügel 43 und Hügel 5, die Behälter nachweisbare Spuren nicht hinterlassen hatten; es waren gehöhlte Baumstämme oder Flechtkörbe, also sehr vergängliche Behälter. Die Baumstämme mag man wohl angekohlt haben, aber nur ausnahmsweise so gründlich wie in Hügel 43, wo Deckel und der obere Teil des Baumstammes nachzuweisen waren.

In wenigen Gruben zeigte der Boden der Grube einen vom Scheitel der Grube etwas abweichenden Durchmesser, meist eine Verjüngung; dies würde sich erklären, wenn die Behälter sich nach unten verjüngt oder erweitert hätten. Baumstämme z. B. haben oben und unten stets — auch schon bei Längen von 0,50 m — einen etwas abweichenden Durchmesser. Man wird sie gelegentlich auch mit der schmaleren Fläche in die Grube gestellt haben, dann haben wir die Verjüngung. Über die „unten oval erweiterte" Grube 1 in Hügel 4 ist bereits gesprochen worden mit besonderer Bezugnahme auf die Verwendung von ausgehöhlten Baumstämmen. Ich komme schließlich nochmals auf die 3 ovalen Gruben zu sprechen, bei denen es sich aller Wahrscheinlichkeit nach um Korbbehälter handelt. 2 davon (Grube 1 und 6 in Hügel 15) hatten gleiche Durchmesser 0,60: 0,80 m bei 0,36 bzw. 0,39 m Höhe, der dritte Korb (Grube in Hügel 45) hatte einen ½ mal größeren Durchmesser, nämlich 0,80 (genau wäre **0,90** = 0,60 + ½): 1,20 (0,80 + 0,40). Da liegt

Digitized by Google

die Vermutung nicht aus dem Wege, daß wir es mit alten Gemäßen für Feldfrüchte zu tun haben, die hier beim Totenkult Verwendung fanden. Bei den beiden kleineren waren die Höhen 0,36 bzw. 0,39 m; da nun diese Körbe mit dem Beisetzungsinhalt kaum genau bis zum Rande gefüllt waren, so kann man etwa eine Wandhöhe von 0,40 m und bei dem dritten größeren eine solche von etwas über 0,40 vermuten. Hoffentlich bringen die übrigen noch nicht untersuchten Grabhügel der Garther Heide weitere, ergänzende Funde und Maße. Auf meine Anfrage hat mir die „Landwirtschaftskammer" in Oldenburg freundlichst mitgeteilt, daß Feldfrucht-Maße in gleichen Dimensionen im „Oldenburgischen" aus geschichtlicher Zeit nicht bekannt sind. —

Schließlich ist noch zu untersuchen das Nivo-Verhältnis der Decken (obersten Schichten) der 3 in Hügel 6 (Taf. I, Abb. 6) am Rande des Scheiterhaufens liegenden Gruben; es ergeben sich folgende Beziehungen zur Hügelsohle (+ 0): Basis (unterste Lage) des Scheiterhaufens + 0,10 m, Decken (oberste Lagen) der 3 Gruben + 0,05 m, + 0,12 m, + 0,08. Daraus ergibt sich klar, daß die drei betreffenden Behälter, für welche die drei Gruben ausgehoben wurden, mit ihren Mündungsrändern an der Grundlage des Scheiterhaufens liegen. Mit unseren Zahlen + 0,05, + 0,12, + 0,08 ermitteln wir ja immer nur die oberste Schicht des Bestattungsinhaltes der Behälter, nicht deren Decke (Deckel) selbst, die (der) vergangen ist. Die Behälter sind, wie anzunehmen ist, und wie es bei der Grube in Hügel 43 nachgewiesen ist, nicht immer bis zum Rande (zum Deckel) mit dem Bestattungsinhalt gefüllt gewesen, so daß wir zu den von uns ermittelten Zahlen, (in unserem Falle + 0,05, + 0,12, + 0,08), immer noch einige Zentimeter hinzufügen müssen, um auf die wirkliche einstige Höhe des im Laufe der Jahrtausende verwitterten Behälters zu kommen. Die Behälter, für welche wir die Zahlen + 0,05, + 0,12, + 0,08 ermittelt haben, würden also, wenn ihr oberster mit Füllerde aufgefüllter Teil erhalten wäre, etwa die Zahlen (mit je + 0,05 m für Füllerde: als Schulbeispiel) + 0,10, + 0,17, + 0,13 aufweisen, also auch dann noch in sehr guten Beziehungen zur Grundlage des Scheiterhaufens (+ 0,10 m) stehen.

Unsere Ausführungen unter IV., 1. Scheiterhaufen (Schlußpassus) sind also dahin zu ergänzen: daß die Gruben an den Rändern der Scheiterhaufen lagen, und zwar auf deren Grund. Die Behälter wurden also derart in Gruben gestellt, daß ihre Deckel mit dem Grunde des Scheiterhaufens ungefähr gleiches Nivo hatten.

Bevor ich mich zur näheren Besprechung des Inhalts der Gruben wende, gebe ich:

Digitized by Google

B.

Anderweitige Berichte über Brandgrubengräber.

1.

Zuerst möchte ich in bezug auf die Terminologie eine Anregung geben. In der Literatur werden die „Brandgruben-Gräber" bisweilen nur als „Brandgruben" bezeichnet und dadurch nicht genügend getrennt von Gruben, die auch häufig als „Brandgruben" aufgeführt werden und meist auf Wohnplätzen vorkommen: nämlich den Opfer-, Abfall-, Herd-, und Eisengewinnungs-Gruben. Es würde sich also empfehlen, solche Brandgruben, welche Menschen zur Bestattung gedient haben, ausdrücklich als „Brandgruben-Gräber" zu bezeichnen, wie dies übrigens in den letzten Jahrgängen der Berliner Anthropol. Zeitschr. schon fest durchgeführt ist.

Mich nun zu den Berichten wendend, beginne ich mit **Undset** („Das erste Auftreten des Eisens in Nordeuropa"): Dort S. 52 (Wokovic in Böhmen): „Bei Wokovic ist ein beachtenswertes Gräberfeld entdeckt. Arbeiter fanden größere und kleinere Gruben, die in zähem Lehm ausgetieft waren und gefüllt mit Asche, in welcher Knochen, Tongefäße und verschiedene Altsachen lagen. In den großen Lehmgruben sieht man an den Seitenwänden deutlich, wie sich die Gräber in schwarzem Profil auf dem hellfarbigen Lehm scharf abzeichnen und zugleich zeigen diese Vertiefungen oft eigentümliche Umrisse, die an bekannte Urnenformen erinnern. Taf. V, Fig 10—14 veranschaulichen den Durchschnitt einiger solcher Gräber. Tiefe und Durchschnitt derselben variieren von 50—200 cm, das größte mißt etwa 3—4 m. Die Überreste der Leichen liegen gewöhnlich auf einer Tonplatte, die mit auf dem Holzstoß gewesen zu sein scheint; doch findet man dieselbe niemals am Boden der Grube, sondern mitten zwischen der Asche und der von Kohlen geschwärzten Erde. Von den verbrannten Gebeinen ist oft nur wenig vorhanden; die Schädel sind bisweilen unverbrannt."

(Hauptsächlich „Latène-Kultur"!)

Ebendort S. 140 (Begräbnisplatz von Oliva, Westpreußen): Teils waren es Urnen, teils waren es (nämlich die Gräber) 1—1½ Fuß weite und ebenso tiefe Gruben, gefüllt mit Kohlen und den Rückständen eines Brandes, zwischen welchen verbrannte Gebeine und vom Feuer beschädigte und außerdem absichtlich verbogene Altertümer lagen, ohne Spur von Urnen, also wirkliche Brandgruben.

(Späte Latène-Zeit und frühe römische Eisenzeit.)

Digitized by Google

Ebendort S. 157 (Römische Periode D und E nach Tischler):

„In D und E ist der Leichenbrand vorherrschend. Die Gebeine werden selten in Urnen bewahrt, man scharrt sie zu einem Häuflein zusammen und stellt einige Steine als Schutz ringsum, oder man schüttet sie mit Asche und Kohlen und den verbrannten Grabgeschenken in eine Grube (Brandgrubengräber)[1]. . . . . In jedem Grabe ruhen die Überreste eines Individuums, nur in einzelnen Fällen hat man hier und dort die Reste von mehreren in einem Grabe gefunden."

(Römische Periode D und E nach Tischler.)

Ebendort S. 248/49 (Persanzig, Pommern):

„Ein wichtiges Gräberfeld ist das von Persanzig, wo Urnengräber und Brandgrubengräber aufgedeckt wurden. Dieselben lagen indessen nicht durcheinander, vielmehr war in mehreren Gruppen eine der beiden genannten Arten vorherrschend. Die Brandgruben waren am zahlreichsten.

Die Urnen standen in Löchern, die mit den Rückständen vom Leichenbrande voll geschüttet waren; auch zwischen den verbrannten Gebeinen in den Urnen bemerkte man Reste vom Brande, was in den Steinkistengräbern niemals wahrgenommen ist. Die Knochen scheinen hier nicht mit der Sorgfalt aufgesammelt und gesäubert zu sein wie dort.

In die Brandgruben sind die Gebeine mit Kohlen, Asche, Urnenscherben und anderen Sachen ohne jedwede Ordnung hineingeworfen und oftmals die Gruben mit Steinen zugedeckt. . . . . Alle Beigaben trugen Spuren davon, daß sie mit auf dem brennenden Holzstoß gelegen; seltener waren sie vorher absichtlich verbogen worden."

(Späte Latène-Zeit und frühe römische Eisenzeit.) (Wie vorstehend: Oliva).

Ebendort S. 339/340 (Zusammenfassung):

„Das gemeinschaftliche Vorkommen beider Gräberarten, der Urnengräber mit Kleingerät und derjenigen mit größeren und absichtlich zerstörten Gegenständen ist namentlich auf solchen Begräbnisplätzen beobachtet worden, wo noch eine dritte Grabesform zur Erscheinung kam: die Brandgrubengräber. Diese Gruben, in welche die Überreste des verbrannten Leichnams ohne irgendwelche Sorgfalt hineingeworfen sind, trifft man sporadisch an manchen Orten. Sie sind bis jetzt wenig beachtet und selten von kundiger Hand untersucht worden . . . . . Am häufigsten schienen sie der Latène-Zeit anzugehören, wiewohl sie hier und dort

[1]) Sämtliche Heraushebungen durch Druck (Sperrdruck) in diesem Abschnitt B („Anderweitige Berichte") sind durch mich für meine Zwecke erfolgt.

Digitized by Google

auch bis in die römische Zeit hineinreichen. In Ostpreußen erscheinen sie erst in der jüngeren römischen Periode. Die oben beschriebenen Begräbnisplätze, wo Brandgruben- und Urnengräber nebeneinander auftreten, kennen wir bis jetzt hauptsächlich in Westpreußen und Hinterpommern, und zwar aus der Zeit, wo die Latène-Periode mit der römischen Eisenzeit zu verschmelzen beginnt.

(Undset: Rückblick).

Ebendort S. 396 (Dänemark, Bornholm):

„Die voll entwickelte Eisenzeit tritt uns auf Bornholm erst aus den Brandgrubengräbern entgegen. Diese merkwürdigen Gräber sind auf genannter Insel unzählig; sie sind dort überhaupt zuerst erkannt und studiert worden und man kann in der Tat den Amtmann Dedel den Entdecker derselben nennen. Das Kennzeichen derselben ist, daß die verbrannten Gebeine frei in der schwarzen mit Kohlen gemengten Erde liegen, ohne in einen Behälter gesammelt zu sein. Die schwarze Erde füllt eine kesselförmige Grube von mehr oder minder regelmäßigem halbrunden Querschnitt und durchschnittlich von 1—2 F. im Durchmesser und 1 F. tief. Bisweilen sind sie mit einem Stein bedeckt, und zwar findet man dies hauptsächlich bei den älteren, die zum Teil auch mit einem kleinen Steinkreis oder Steinpflaster über dem Deckstein und ringsum denselben versehen sind. . . . . In der Regel aber liegen sie gruppenweise beisammen und bilden Begräbnisplätze mit über 1000 dicht aneinanderliegenden Gräbern.

Der Inhalt derselben besteht in feiner schwarzer Erde mit Bruchstücken von im Feuer geglühten Steinen, Brocken gebrannten Lehms und Kohlenstückchen gemengt und durchsetzt mit kleinen verbrannten Knochensplittern. Finden sich Urnen und Beigaben, so liegen sie gewöhnlich ohne jedwede Ordnung dazwischen, selten findet man ein Tongefäß am Boden der kesselförmigen Grube stehen, gewöhnlich sind die Urnen und Metallgeräte mit dem Rückstande vom Leichenbrande hineingeschüttet. Hier ist an eine feierliche Beisetzung nicht zu denken. Vielmehr hat es alle Wahrscheinlichkeit für sich, daß man, nachdem das Feuer des Leichenbrandes erloschen, die Reste der Gebeine mit den Kohlen, den Beigaben, Tongefäßen usw. zusammen gescharrt und in einen Korb getan und diesen nach der Grube getragen und den Inhalt hineingeschüttet hat. Bisweilen hat man diese mit einem Stein verschlossen, ohne Ausnahme aber Rasensoden darübergelegt. Sehr oft findet man zwischen Kohlen und Knochenresten nichts weiter als einige Scherben von Tongefäßen; besonders arm an Beigaben sind die ältesten Gräber, in den jüngeren zeigen sie sich nach und nach häufiger. Alle diese Gegenstände sind beschädigt oder zerstört, teils durch das Feuer beim Leichenbrande, teils sind

Digitized by Google

sie vor der Niederlage absichtlich zerbrochen, namentlich die größeren Gegenstände. Von 50 Schwertern aus solchen Gräbern ist nur ein einziges wohlerhalten; aber auch bei kleineren Sachen, wie bei Gürtelhaken, Fibeln usw. läßt sich dies beobachten. Bronzegefäße und größere Tongefäße sind völlig zertrümmert. Jede Brandgrube bildet ein Grab und umschließt die Überreste eines Individuums; in einzelnen Fällen hat man gewisse Beigaben in doppelten und dreifachen Exemplaren gefunden und daraus den Schluß gezogen, daß zwei oder gar drei Leichen miteinander verbrannt und begraben seien.

(Drei chronologisch aufeinander folgende Gruppen reichen von etwa Mittel-Latène- bis weit in die römische Eisenzeit hinein. Über die Gräber der zweiten Gruppe (ältere römische Eisenzeit) wird berichtet (S. 405): „In den Tongefäßen tritt allmählich eine Veränderung ein; die rohen groben Gefäße verschwinden und an ihrer Statt erscheint vortrefflich gearbeitete Töpferwaare . . . . . Man findet in der Regel mehrere Tongefäße, in den Männergräbern sowohl als in den Frauengräbern und nach und nach scheint es Brauch geworden zu sein, die Gräber mit einer bestimmten Garnitur von Gefäßen auszustatten Taf. XXXI, Fig. 5—8 bringt eine solche zur Anschauung.)

Ebendort S. 487 (Norwegen, Grabhügel bei Gips und Ksp. Rygge in Smålenene):

„Diese (niedrigen, gestreckten) Hügel waren dadurch merkwürdig, daß sie eine Menge Gräber zum Teil ganz verschiedener Art umschlossen. In einem derselben wurden z. B. gegen 20 Gräber aufgedeckt, teils in brandgrubenähnlichen Bodenvertiefungen, teils in irdenen oder hölzernen Totenurnen.

(Mittel- bis Spät-Latène; Textfig. 180 a—b und 181.)

Ebendort S. 489 (Zusammenfassung über Norwegen):

„Wir können die ältesten Gräber der Eisenzeit in Norwegen folgendermaßen charakterisieren:

„Sie sind mit unansehnlichen, niedrigen, flachen Hügeln bedeckt, die in größerer oder geringerer Anzahl gruppenweise beisammen liegen. Der Inhalt besteht in den Überresten der verbrannten Leichen (Knochen und Kohlen). Oftmals liegen diese Überreste in kleinen Gruben, die in die Erde gegraben und mit einer Lage von Steinen bedeckt sind, worüber alsdann der Hügel aufgeschüttet ist; **bisweilen** enthält die Grube nur Kohlen und die verbrannten Gebeine sind für sich allein beigesetzt. **Bisweilen** sind sie sorgfältig gesäubert und in ein Grabgefäß gelegt, welches auf den

Digitized by Google

Boden des Hügels gesetzt oder in den Erdboden eingegraben wurde, häufig in Begleitung mehrerer Nebengefäße,[1] die nun leer sind; die Urnengräber dieser Art scheinen ein Erbteil aus der Bronzezeit zu sein.

Nach einer anderen Methode wurden die Gebeine auf der Brandstätte mit den Kohlen und der Asche löslich zusammengescharrt und in ein in die Erde gegrabenes Loch geschüttet; auch in diesem Falle bisweilen in ein Gefäß getan, oder in größeren und kleineren Schichten am Boden des Hügels ausgestreut. Unter diesen mit Kohlen vermischten Leichenresten liegen dann auch die irdenen Scherben und Beigaben.

Öfters umschließt ein Hügel eine Menge Gräber dieser Art; man hat deren bis zu 20 beisammen gefunden.

In dieser Begräbnisweise erkennen wir dieselbe zwiefache Behandlung der verbrannten Leichenreste, die wir in ganz Nordeuropa in der ersten Eisenzeit konstatiert haben:

Urnengräber und Brandgrubengräber. Nah verwandt mit letzteren ist die in Norwegen häufig vorkommende Begräbnisform, wo die mit Kohlen und Knochen zusammengemengten Beigaben nicht in eine am Boden des Hügels befindliche Grube geschüttet, sondern am Boden des Hügels ausgestreut sind.

(Zusammenfassung über Norwegen.)

Sophus Müller, Nordische Altertumskunde, II, S. 19. Über die von Vedel auf Bornholm untersuchten Brandgruben (Brandflecken, Brandpletter) wird zusammenfassend gesagt:

„Sie sind auf Bornholm zu Tausenden zu finden; Vedel hat im Laufe der Zeit über dritthalbtausend untersucht. Die Einrichtung der Brandgruben ist im wesentlichen immer dieselbe, ob sie nun aus älterer oder jüngerer Zeit stammen. Die Brandgrube ist ein kreisförmiger Klumpen schwarzer Erde, mit einem Durchmesser von ½—1 Elle, gewöhnlich 4—10 Zoll stark, der einfach in eine gegrabene Vertiefung eingelegt ist. Der Boden ist bisweilen bei den älteren Brandgruben mit Steinen ausgelegt, und über dem Inhalt liegt mitunter ein flacher Stein; mehr Arbeit aber hat man sich mit diesen einfachen Gräbern nicht gemacht. Darüber breitet sich die Erde in einer Stärke von ein paar Zoll bis zu ¾ Ellen aus, und kein Anzeichen verrät, daß darunter eine Brandgrube liegt; ursprünglich muß jedoch die Stelle auf eine oder die andere Weise bezeichnet gewesen sein, denn man findet fast nie, daß eine Brandgrube in eine andere eingreift oder sie nur berührt.

Das Grab enthält sämtliche Reste des Leichenbrandes, nicht bloß die verbrannten Knochen, sondern auch Kohle, Asche, Steinchen und verbrannte

Digitized by Google

Erdklumpen, wie es sich beim Zusammenschaben oder -fegen der Überreste des Scheiterhaufens ergeben mußte. Dieser charakteristische Unterschied unterscheidet die Brandgruben scharf von den Gräbern der Bronzezeit, in denen die verbrannten Knochen meist so rein und weiß deponiert sind, als ob sie gewaschen worden wären, und die niemals Beimengungen von Kohlen und anderen Resten vom Brandplatze enthalten. Die Brandgrube dagegen bildet einen dunklen, schwärzlichen Klumpen, dessen geringster Teil die verbrannten Gebeine ausmachen. Wo Altertümer vorkommen, liegen sie meist ganz ungeordnet, wie sie eben mit den anderen Resten des Scheiterhaufens zusammengefegt und mit dem ganzen Abfall zusammen in die Grube geschüttet worden sind.

Ebendort S. 22. über die Beigaben, Textabb. 3, 4, 5: Gürtelhaken, einfache Nadeln und namentlich Bügelnadeln (Fibeln). Selten: einschneidige Schwerter und Metallgefäße. [Also in der Regel: Zubehöre zur Kleidung, wozu beim Manne auch das Schwert zu rechnen ist.]

Ferner Scherben von großen groben Tongefäßen, sowie kleine, meist ebenfalls nur fragmentarisch erhaltene Tongefäße.

„Gewöhnlich sind alle Gegenstände mit der Leiche auf den Scheiterhaufen gekommen, woraus sich die Beschädigungen der Tongefäße und die Brandspuren an den Eisensachen erklären; weitere Zerstörung haben die Altertümer dadurch erlitten, daß sie in den unbeschützten Gruben knapp unter der Erdoberfläche zweitausend Jahre lang den Einwirkungen des Regenwassers und der wechselnden Temperatur ausgesetzt waren.

Ebendort S. 32/34 (über Herkunft der Brandgruben):

„Es erhebt sich nun die Frage, ob sich nicht auch die neue Grabform, die Brandgrube und die früher unbekannte Anlage der Gräber unter flachem Bodenniveau, sowie die Vereinigung von Gräbern zu einem größeren Gräberfeld, aus derselben (nämlich keltischen) Quelle wie die Altertümer ableiten lassen. Dies ist in der Tat der Fall . . . . . Schon zu Beginn des Jahrtausends vor Christus wurden in Etrurien Gräberfelder angelegt, wo die verbrannten Gebeine ohne einen deckenden Hügel beerdigt wurden. Dieser Brauch verbreitete sich nach und nach zu den Völkern nördlich der Alpen, ostwärts bis nach Skandinavien, westwärts bis nach England. . . . . Nach Osten zu hat sich die neue Bestattungsweise frühzeitig ausgebreitet, schon in der Hallstattperiode, der ersten Hälfte des Jahrtausends, und neben Urnengräbern kommen Brandgruben ähnlicher Art wie auf Bornholm vor, oft in bedeutender Anzahl und mit den eigentümlich zusammengebogenen und beschädigten Waffen. . . . . In Norddeutschland, sowohl in Westpreußen, wie in Holstein, entspricht alles den Verhältnissen der Bornholmer Gräberplätze auf das genaueste."

Digitized by Google

(Südlichste Brandgrubengräber: St. Lucia [an der österreichisch-italienischen Grenze], St. Michael in Krain)

Die neue Bestattungsweise hat sich dem Norden in jahrhundertelanger Wanderung langsam genähert. Nur auf Bornholm trifft man schon am Schlusse der Bronzezeit Urnengräber unter flachem Felde in größerer Anzahl; doch auch hier wie in den anderen dänischen Landschaften werden die Gräberfelder mit Brandgruben eigentlich durch das Eisen und die fremden Latène-Formen charakterisiert."
(Sophus Müller, Wanderung der Urnen- und Brandgruben-Gräberfelder.)

Lissauer, Die prähistorischen Denkmäler der Provinz Westpreußen. S. 123 (Allgemeines Kulturbild der Latène-Epoche):

. . . . . Eine große Änderung zeigt auch der Sepulkralritus in dieser Epoche. Der Leichenbrand wird zwar beibehalten, der Verstorbene samt den Beigaben auf den Scheiterhaufen gelegt, verbrannt, — die Reste des Leichenbrandes werden aber dann in einer Weise beigesetzt, welche von der Sitte der früheren (Hallstatt-) Epoche sehr abweicht. Entweder wurden die Knochenstücke samt der Asche und Kohle in eine Urne geschüttet, die Beigaben zusammengebogen oder zerbrochen heineingelegt, die Urne dann in eine kleine Grube gestellt, mit einigen Kopfsteinen gestützt und bedeckt und dann die Erde darüber geworfen, so daß die Urne, im Gegensatze zu den Grabkammern der Hallstätter Epoche, frei in der Erde stand; oder man schüttete die Überreste des Verstorbenen mit Asche, Kohle und den Beigaben ohne jedes Gefäß in eine kleine Grube und warf dieselbe dann ohne weiteres mit Erde zu. Die ersteren Gräber nennen wir „freiliegende Urnengräber", die letzteren „Brandgruben" oder „Brandpletter" (Fig. 1, Tafel IV, bringt eine Abbildung von beiden Arten.) In keinem Falle wurde das Grab über dem Boden markiert. . . . . Welcher Unterschied zwischen den beiden Arten der Beisetzung gemacht wurde, ist bisher nicht zu ermitteln gewesen. In Oliva enthielten nur die Urnengräber Waffen, die Brandgruben nur Schmucksachen, indes in Rondsen und Ladekopp besteht ein solcher Unterschied durchaus nicht. Dagegen steht es fest, daß in beiden Arten von Gräbern Beigaben mit entschiedenem Latène-Charakter auftreten, daß sie also sicher der gleichen Epoche angehören. (Latène-Periode.)

Ebendort, S. 127/128 (Oliva, Westpreußen):

„Es befanden sich hier im ganzen 21 Urnengräber und 19 Brandgruben. . . . . Von den Urnen enthielten 3 nur Erde, von den Brandgräbern enthielten 4 nur Kohle, unter diesen zeichnete sich eine sehr große Grube durch große Kohlenstücke aus. (Latène-Periode.)

Digitized by Google

Tischler, Ostpreußische Gräberfelder III. S. 258/59 (Dietrichswalde):

„Endlich finden sich aber auch die sorgfältig ausgelesenen Knochen zu einem Haufen ohne Urnen, aber auch ohne jede schwarze Beimischung unter der Erde aufgeschüttet. Ich will diese Gräberform „Knochenhäufchen" nennen. Sie haben mit den Urnengräbern das Auslesen der Knochen gemein und liegen geschlossener, während bei den Brandgruben der ganze Rückstand des Scheiterhaufens in ein Loch flach ausgeschüttet wurde. . . . . Im ganzen waren ca. 5 Urnengräber, 16 Knochenhäufchen, ca. 3 Brandgruben." Auf S. 259 sagt Tischler ferner: „daß die sog. Brandgruben, welche von Bornholm so bekannt sind, im Norden der Provinz (Ost-Preußen), so zu Tengen, Eisselbitten die Hauptzahl der Gräber bilden".

(Römische Eisenzeit.)

Blume („Die germanischen Stämme zwischen Oder und Passarge zur römischen Kaiserzeit").

S. 149, Anmerkung 1.

„Die Brandgruben mögen z. T. so entstanden sein, daß man Leichenbrand, Branderde und Beigaben vermischt in die Grube schüttete, es ist aber auch denkbar, daß man alles in einen Sack tat und diesen vergrub; vgl. Hollack, Zeitschr. f. Ethn. 1908, 147 unten.

(Römische Kaiserzeit.)

Hollack („Grabformen ostpreußischer Gräberfelder"). Zeitschr. f. Ethn. 1908.

1. Die Latène-Gräber.

S. 147. „. . . . . geht hervor, daß die Bestattung in einer Brandgrube erfolgte, d. h. die Erde, in welcher die Überreste gebettet wurden, ist durch Kohle und Rauch vollständig geschwärzt. Die Form dieser Brandgruben ähnelt der eines unten spitz zulaufenden Sackes.

Die Brandgrubengräber von Wilhelmsau in Brandenburg.

(Nach Kossinna: Gräberfeld ostgermanischen Charakters aus dem 3. u. 4. Jahrh. nach Chr.)

1. **Friedel** „Die Brandpletter von Wilhelmsau". (Festgabe z. Gvsl. des Gesamt-V. d. deutsch. Gesch.-Alt.-Ver. in Mainz 1887).

S. 5. „Die in die Erde gesenkte Leichenbrandmasse hatte immer die Form eines Nestes oder eines mehr oder weniger durch Druck verschobenen

Digitized by Google

länglichen Ellipsoids, dessen senkrechter Durchmesser etwa 0,40, der wagerechte etwa 0,30 cm lang war. Zuerst erschien eine das ganze Nest umgebende, nur dünne, modrige, humose Schicht, etwa von dem Fell, dem Tuch oder dem Korb, in welchen die gesamten Brandreste getan worden waren; einer solchen Einhüllung entspräche dann auch die ganze Form der Grabnester. Dann waren von oben die Scherben von Tongefäßen zu beseitigen, welche ohne jeden Zusammenhang aufgeschüttet lagen, so daß unmöglich angenommen werden kann, daß sie als ganze oder auch nur teilweise ganze Gefäße hingesetzt seien. Ihre oft verschmolzene verbogene und verschlackte Beschaffenheit läßt vielmehr vermuten, daß die bez. Töpfe usw. schon bei der Verbrennung zu der Leiche auf den Holzstoß gesetzt worden und dann beim Zusammenscharren der Brandreste mit beigelegt worden sind. Da bei dem letzteren Verfahren ein Teil durch Zerbersten der Gefäße gewiß verloren ging, so erklärt sich daraus der Umstand, daß, so sorgfältig auch von einzelnen Gräbern jede Scherbe gesammelt wurde, doch niemals sämtliche Teile eines Gefäßes sich zusammengefunden haben.

Die Gefäßreste reichten zum Teil schon in die **eigentliche** Leichenbrandmasse, welche aus den durch Feuer zerborstenen Knochen und schwarzer, kohliger Erde, mitunter richtigem Kohlenklein, bestand und immer durchsetzt war von einzelnen eisernen Dingen als: Schlüsseln, Scheren, Messern usw. . . . . ., ferner von Schmelzklumpen einzelner kleinerer Silber- und Bronzesachen usw. . . . . ."

Ebendort S. 14: „Während nun bei den Bornholmer Brandplettern wenigstens noch einige Sorgfalt auf die Ausstattung der Grabstelle verwendet zu sein pflegt, indem die Brandreste der Verstorbenen auf Steine gebettet, oder von Steinen umkränzt, oder von Steinen bedeckt sind, ist von alledem in Wilhelmsau keine Rede mehr. Die Gebeinreste der Toten sind einfach in einen Sack oder Korb gesteckt und dann oberflächlich in der Erde verscharrt, derart liederlich, daß oft ein Teil der Gebeine und Beigaben unordentlich verstreut daneben liegt, auch wo der Pflug nicht eingegriffen hat.

Dergleichen ist bei einem ethisch veranlagten, wohlkultivierten Volke, wie die Germanen sind, so lange sie im strengsten Wortsinne noch seßhaft waren, nicht wohl möglich; es müssen also ganz absonderliche kulturgeschichtliche Umstände bei der Anlegung dieser Grabstätten mitgewirkt haben.

Dies führt mich auf den Charakter der Brandplatter-Gräber überhaupt.

Erwägt man die rührende Sorgfalt, mit welcher in der Bronzezeit, sowie in der frühen Eisenzeit (?) und noch in der Zeit der Mäanderurnen-Friedhöfe mit den Toten verfahren ist, wie ihre Grabstellen durch Steinsetzungen gegen Entweihung gesichert sind, wie man den geliebten Toten die besten beweglichen Güter, herrliche Gefäße, Gold- und Silberschmuck unversehrt

Digitized by Google

auf die Reise nach Walhall mitgegeben hat, so ist die kulturelle und rituelle Entartung, welche sich in den Brandplettern kundgibt, nur daraus zu erklären, daß das Volk das Heimatsgefühl bereits verloren und sich mit dem Gedanken der Auswanderung vertraut gemacht hatte.

Während man in früheren germanischen Epochen den Leichenbrand an gesonderter Stelle vornimmt, die sorgfältig gereinigten, weiß und klingend ausgeglühten Gebeinreste, gewissermaßen unter Rekonstruktion des Körpers, derartig, daß die Schädelreste zu oberst liegen, mit frommer Sorgfalt in einer unversehrten Urne sammelt, in diese die Lieblingsgegenstände des Toten oder symbolische Beigaben legt oder Ausstattungsgefäße mit dergleichen Dingen um die Totenurne herumstellt und nun alles bestens mit Steinen schützt, auch die Grabstelle äußerlich durch einen Hügel kennzeichnet, wird der Verbrennungs- und Beisetzungsakt zur Zeit der Brandpletter mit einer fast roh zu nennenden Überhastung vorgenommen. Der Tote scheint mit der ihm zugedachten Habe notdürftig verbrannt zu sein, seine Gebeine werden nicht gesammelt, nicht gereinigt, nicht in einer schützenden Urne vereinigt, nicht mit Zeremoniengefäßen umstellt, nicht mit unversehrtem Beilaß ausgestattet, nicht mit Steinsetzungen oder Hügeln gekennzeichnet. Im Gegenteil, jede Spur des Toten, seiner Mitgift und seiner Bestattung wird möglichst verwischt, die Urnen und der Beilaß, soweit ihn nicht die Flamme des Scheiterhaufens vernichtet, unbarmherzig zerschlagen, vernichtet oder doch möglichst unbrauchbar gemacht.

So handelt nur ein Volk, das sich nicht bloß unsicher auf der Scholle fühlt, nicht bloß an das Verlassen der Scholle für immer denkt, sondern das weiß oder doch ahnt, daß fremde Geschlechter alsbald dort eindringen werden."

Fernere Ausgrabungen in Wilhelmsau.

2. Busse (Berliner Zeitschrift für Ethnologie usw.) 1905. S. 570. „Die Gräber lagen 25—50 cm unter der heutigen Erdoberfläche und bildeten kesselförmige Gruben von 25—40 cm Tiefe und ebenso großem Durchmesser. In diesen Gruben lagen die Reste des verbrannten Leichnams, darin die Waffen, der Schmuck, die Wirtschaftsgebrauchsgegenstände des Verstorbenen, sowie noch beigegebene Töpfe, alles bunt durcheinander. Häufig konnte ich jedoch eine bestimmte Ordnung der Sachen erkennen, dann lagen die Topfscherben oben auf, darunter der Schädel, unter diesem die andern Knochenteile und die Beigaben aus Metall, Glas und Ton.

Sämtliche Gegenstände der Brandgruben müssen einem sehr starken Feuer ausgesetzt gewesen sein, das beweisen die ganz verschlackten, verbogenen Gefäße, die vielen Metallschmelzstücke und die Beschaffenheit der sonstigen Fundstücke aus Metall, Ton und Glas.

Digitized by Google

Andererseits hat das Feuer wiederum zur Konservierung der Eisenfunde beigetragen, sonst wäre wohl die häufig tadellose Erhaltung derselben bis heute undenkbar. — Weniger vom Feuer beschädigte Gefäße fanden sich äußerst selten, in mehreren Fällen ist es mir aber gelungen, die verschlackten Stücke derselben zusammenzusetzen, und dann ist die Form der Gefäße, wenn auch oft breit gedrückt, ganz gut zu erkennen.

Die Brandgruben heben sich mit ihrer mehr oder weniger tiefschwarzen glänzenden Erde scharf ab von der natürlichen gelblichen Muttererde, und ich komme deshalb zu der Ansicht, daß der Inhalt der Gruben seiner Zeit in einem Behälter, wahrscheinlich aus Holz, Leder oder anderem Stoff, beigesetzt worden ist. Spuren oder Reste solcher Behälter fanden sich nicht, doch müssen dieselben sich längere Zeit in der Erde erhalten haben, da die benachbarte Erde wenig oder gar nicht mit dem Inhalt der Grube durchsetzt war.

Wenn auch die Knochen meistens die gleiche Beschaffenheit wie in Urnengräbern zeigten, so ließen dieselben doch in einigen Gruben eine größere Zerkleinerung erkennen.

Die Verteilung der Gräber war keine einheitliche; bestimmte Reihen und Abstände waren nicht zu konstatieren. Die Entfernung der einzelnen Gruben voneinander betrug 3—7 m. **Zwischen denselben fanden sich oftmals schwärzliche Feuerstellen, durchmischt mit Stücken von Holzkohlen, Knöchelchen und Gefäßscherben.**

3. Busse (Mannus, Band V). Weitere Ausgrabungen in Wilhelmsau.

S. 59, 60, 61. „Herr Professor Kossinna" . . . . . erachtet es (das Gräberfeld von Wilhelmsau) . . . . . als echt ostgermanisch, wenn auch schon an der äußersten Grenze liegend[1]). Auch die Art der Beisetzungen des Leichenbrandes ist charakteristisch ostgermanisch.

Die Gräber bestehen aus rundlichen Gruben. . . . . Kustos Buchholz hat in Wilhelmsau über den Brandgruben und um sie herum eine dünne, moosige, humose Schicht gefunden, die von einem Fell, Tuch oder Korb herstammen könnte, worin der Leichenbrand gesammelt und darin beigesetzt wurde. Auch H. Jentsch spricht ebenfalls von einem Faß, Eimer, Kasten, Korb, Sack oder Tuch, die als Umhüllung der gesammelten Brandreste gedient hätten.

Obgleich ich dieser Annahme[2]) nicht widersprechen will, möchte ich doch

[1]) Zeitschr. f. Ethnolog. 1905, S. 396 ff., S. 596 ff.

[2]) Während sich Busse an dieser Stelle zu der „Annahme von Buchholz und Jentsch" nicht ablehnend, aber sehr zurückhaltend stellt, hat er sich in seinem früheren (vorstehenden) Bericht (Ethnolog. Zeitschr. 1905) in bejahender Weise für eine solche Annahme ausgesprochen.

Digitized by Google

bemerken, daß ich bei der größten Aufmerksamkeit nicht das geringste Anzeichen davon gefunden habe. Es könnte höchstens die ungemein scharfe Abgrenzung des Inhalts der Brandgruben zu dem hellgrauen Mutterboden dafür sprechen. Ein Kasten, der ja eckig ist, würde jedenfalls ausgeschlossen sein, denn die Brandgruben sind immer rund, nie eckig.

Bei einem Versuch, die schwarze Erde der Brandgruben auszulaugen, ergab sich, daß die Auflösung stark kalihaltig war, und demnach nehme ich an, daß in die Gruben viel Holzasche vom Scheiterhaufen gelangt ist, denn die Holzasche enthält bekanntlich einen mehr oder weniger hohen Prozentsatz von Kali.

Max Weigel (Niederlausitzer Mitteilungen, 3. Band. Neue Funde aus dem römischen Gräberfelde von Reichersdorf, Kr. Guben).

S. 16/17: „Über die Anlage der einzelnen Gräber ist nicht viel zu sagen; es sind in der Regel einfache sog. Brandgruben ohne Steinsetzungen und Tongefäße, meist von ziemlich geringem Umfang, durchschnittlich etwa 1½ bis 2 Fuß im Durchmesser und gewöhnlich in einer Tiefe von 2—2½ Fuß. Nur einige wenige Gräber zeigten rohe Steinsetzungen oder besser Steinkränze und diese dann — ob zufällig oder nicht, möchte ich nicht entscheiden — gewöhnlich auch Tongefäße, sei es als Knochenurnen, sei es als Beigefäße.

Auch bei den übrigen Gräbern ohne Tongefäße, den sog. Brandgruben, kam ich oft zu der Überzeugung, da die schwarze Aschenschicht mehrmals so recht scharf von dem sonst ganz weißen Sandboden abschnitt, und da außerdem die Beigaben dicht ineinander gedrängt, wie sonst in einem Tongefäß zusammenlagen, daß die Knochenreste mit den Beigaben in irgend einem aus vergänglichem Stoff hergestellten Gefäß beigesetzt gewesen sein mußten. Es können hölzerne Gefäße gewesen sein oder vielleicht Flechtwerke oder Lederbehälter oder irgend ein anderes Material, von dem bis auf unsere Tage keine Spur mehr übrig geblieben ist.

Sehr häufig, wenigstens 10—20 mal[1]), fand ich Brandgruben mit kohlschwarzer Aschenerde und mit wenigen oder gar keinen Knochenspuren. Ich kann sie mir, da sie zwischen den übrigen Gräbern und in derselben Tiefe lagen, nicht anders erklären, als daß sie ebenfalls Gräber waren, in denen keine Metallsachen und entweder gar keine oder nur Gegenstände von leicht vergänglichem Material mitgegeben waren. Auch in vielen andern Gräbern fand ich eine oft auffallend geringe Knochenmenge und meist ganz winzig kleine Stücke — so daß Herr

[1]) Also etwa ebenso viele wie die von Weigel als „sichere Gräber" angesprochenen Brandgruben. Ich spreche sie, wie ich im folgenden Abschnitt auseinandersetzen werde, als Opfergruben an.

Digitized by Google

Reimnitz meinte, sie wären alle nachträglich noch absichtlich zerschlagen — ganz im Gegensatz zu den älteren Lausitzer Gräbern, in denen die Urnen doch nicht selten bis zum Rande mit großen Knochen gefüllt sind.

(Römische Eisenzeit.)

Hugo Jentsch (Das Gräberfeld bei Sadersdorf im Kreise Guben).

S. 24/25. „In der Grabeinrichtung dieses Gebietes der provinzialrömischen Kulturniederschläge herrschte nicht völlige Gleichmäßigkeit[1]). Untermischt kommen Urnenbegräbnisse und Brandgrubengräber vor, und wenn auch die letzteren bei weitem überwiegen, so kann man doch eine einigermaßen haltbare Grenze zwischen beiden Arten von Beisetzungen nicht ziehen. Diese Durchmengung wird begreiflicher, wenn man annimmt, daß auch in den Brandgrubengräbern, die in der Regel auf der Sohle mit einigen Steinen umstellt waren, ein Behälter, — ein Faß, Eimer, Kasten, Korb, Sack oder Tuch —, verwendet wurde, der Unterschied in der Ausstaltung also minder auffallend war. Dafür spricht die feste, nach außen gleichmäßig abgeschlossene Packung der Gebeinreste in den Brandgruben.

Die Metallbeigaben und gelegentlich auch, in den anscheinend jüngsten Gräbern, ein kleines Gefäß lagen über oder mitten in dem Leichenbrande, dieses wie jene bisweilen angeschmolzen oder von zerflossenen Glasperlen überlaufen, oft aber auch ersichtlich unbeschädigt. Aus der Lagerung möchte man schließen, daß bei der Überführung von der Brandstelle zur letzten Ruhestätte der Inhalt der Behälter einigermaßen durcheinandergerüttelt worden ist. Durchweg ist Sand zwischen die meist recht klein geschlagenen Skelettteile eingelaufen, die von Kohlenbeimengung im allgemeinen frei sind.

Häufig finden sich zwischen den Gräbern schwarze Aschenhaufen, wohl Rückstände von der Leichenverbrennung; sie waren oft gleichfalls am Boden mit Steinen umstellt, so daß es den Anschein gewann, als hätte man auch hier einem leichteren Behälter Halt geben wollen. Kulturniederschläge sind bis jetzt darin nicht festgestellt worden. Es bleibt daher nur die Annahme, daß man entweder aus Anhänglichkeit die gesamten

[1]) Es handelt sich um die Gräber „aus der Periode der Römischen Eisenzeit". Das Gräberfeld bei Sadersdorf enthielt auch Gräber der Latène-Periode. Diese Latène-Gräber waren ausschließlich Urnengräber.

Digitized by Google

Überbleibsel des Leichnams und seiner Ausstattung zusammenzuhalten wünschte, oder daß der Brandplatz sofort gesäubert und die Verbrennungsreste mit unter die Erde gebracht wurden[1]). In ganz vereinzelten Fällen ist eine lange Brandstelle ohne festen Unterbau aufgedeckt worden: hier dürfte die Leichen-Verbrennung stattgefunden haben.

Im ganzen sind bis jetzt ungefähr 120 Gräber (Urnen- und Brandgrubengräber) geöffnet worden, von denen etwas mehr als ein Drittel mit Beigaben ausgestattet war, in der Regel 3—6 und auch noch mehr Gegenständen.

(Römische Eisenzeit.)

C. Rademacher (Mannus, Bd. IV, Chronologie der niederrheinischen Hallstattzeit usw.).

S. 212. „Während der Spät-Latènezeit bilden sich dann die Brandgruben aus, die in der Kaiserzeit herrschen.

Hier ist die Bestattungsweise die folgende: Der Leichnam wird mit dem Schmuck und den Gefäßen verbrannt, die Knochen nicht mehr vorsichtig gesammelt und wie in früherer Zeit in einer gewissen Anordnung in einer Urne geborgen, man senkt die sämtlichen Brandreste, Knochen, Kohle, Scherben, Bronzen, Eisenreste in kleine Gruben. Diese sind rundlich in den Boden eingeschnitten, 0,50 m tief, 0,80 m Durchmesser. Bisweilen stellt man ein ganzes Gefäß dann noch in die Grube, oft legt man einzelne Knochen in kleinere Gefäße.

Ist so der Leichenbrand geborgen, wird die Grube zugeworfen. Die ausgehobene Erde reichte natürlich nicht zur Bildung eines wirklichen Grabhügels, wohl aber blieb die Stelle des Grabes, ähnlich unsern Gräbern, durch eine kleine Erhöhung kenntlich. Im Laufe der Jahrhunderte mußte natürlich diese kleine unbedeutende Erhöhung vollständig verschwinden. Die Gruben legte man in den flachen Boden, auch wohl, je nach Lage des Begräbnisplatzes, in Sandwehen (Scheuerbusch), ja selbst in alte Gräber der Hallstatt- und Steinzeit (Scheuerbusch, Trippelsdorf). Die Folgerung lag nahe, daß man, bei nicht genügender Erforschung, die aus solchen Hügeln entnommenen germanischen Funde als Beweis anzu-

[1]) Jentsch spricht also diese „Aschengruben", identisch [wie aus einer Anmerkung bei Jentsch hervorgeht] mit den vorher von Weigel erwähnten „Brandgruben mit kohlschwarzer Aschenerde", entweder als „Filialgruben" von „Bestattungsgruben" an, während Weigel sie als selbständige, in sich abgeschlossene Bestattungen betrachtet, oder erklärt sie als dazu bestimmt, die gesamten Überreste des Scheiterhaufens (Asche und Holzkohlen) aufzunehmen.

Digitized by Google

sehen habe für den germanischen Ursprung des Hügels und demgemäß für eine Dauer der Hügelbestattung bis in die Kaiserzeit. Im Scheuerbusch bei Wahn konnte jedoch nachgewiesen werden, daß die Brandgruben in Hügeln Nachbestattungen waren, da das eigentliche Hallstattgrab, zu dem der Hügel gehörte, ebenfalls zum Vorschein kam.

(Germanische Brandgruben der Spät-Latène-Zeit und der römischen Kaiserzeit [Eisenzeit]).

Ich trage noch nach: **Montelius** (Kulturgeschichte Schwedens).

S. 159/160: „In den „Brandgruben" („Brandpletter") liegen die Knochen nicht rein gewaschen, wie die der Bronzezeit, sondern mit Kohlen und Asche vom Scheiterhaufen verunreinigt".

Kossinna (Deutsche Vorgeschichte, 2. Auflage).

S. 145: „Nunmehr bringen die Burgunden den Brauch mit (von Bornholm nach dem westlichen Hinterpommern), den gesamten Rückstand des Leichenbrands, die ungereinigten Knochenreste nebst den im Feuer zerstörten Beigaben, dazu noch die Asche und die Kohlen, entweder auf einer großen Fläche auszubreiten, das sind die Brandschüttungsgräber[1]) — oder in einer sackartigen Umhüllung in eine Grube zu legen, das sind die Brandgrubengräber".

Kostrzewski („Die Ostgermanische Kultur der Spät-Latène-Zeit", Mannusbibliothek Nr. 18):

S. 216: Grabformen. „Die Bestattungssitte der Spät-Latène-Zeit ist durchaus nicht einheitlich. Neben den aus der späten Hallstattzeit und den frühen Latènestufen übernommenen reinen Urnengräbern kommen solche vor, die von dem ganzen Rückstand des Scheiterhaufens umgeben oder überschüttet sind (Brandschüttungsgräber), und schließlich besonders zahlreich reine Brandgrubengräber, die außer den verbrannten Knochen und den Beigaben nur noch die Reste des Scheiterhaufens ohne jede Spur einer Urne enthielten."

Ferner S. 220: „Das reine Brandgrubengrab..... herrscht auch in Ostdeutschland, besonders im burgundischen Teil desselben, durchaus vor. Es sind dies kesselförmige Gruben von rundem oder ovalem Querschnitt. Ihr oberer Durchmesser beträgt durchschnittlich 75 cm bis 1 m; der Boden liegt gewöhnlich 75 cm bis 1 m, der obere Rand etwa 25—40 cm unter der Oberfläche, nur selten ist die Grube flacher. Während in den meisten Fällen die Brandmasse völlig frei im Boden liegt, ist sie bisweilen mit einem oder mehreren Steinen bedeckt. (Dazu Anmerkung: „Bisweilen kommen sogar mehr oder weniger ausgedehnte Kopfsteinpflaster als schützende Decke des Grabes vor: Persanzig, Taubendorf".)

[1]) Siehe nachstehend „Kostrzewski".

Digitized by Google

In Persanzig war ab und zu auch der Boden mit flachen Steinen gepflastert. Während auf burgundischem Gebiet Beigefäße nur spärlich und dann immer nur in der Einzahl gefunden werden, sind die wandalischen Brandgruben meist mit einer großen Zahl derselben ausgestattet, und zwar sind sie hier häufig zerbrochen und verschlackt."

Kostrzewski unterscheidet also:

1. Reine Urnengräber.
2. Übergangsformen zwischen 1 und 3, worauf ich in Abschnitt IV C zurückkomme.
3. Brandschüttungsgräber (die von Kossinna vorstehend mit „Brandschüttungsgrab" bezeichnete Grabform nennt Kostrzewski [a. a. O. S. 216, Anm. 1]: Brandflächengrab [Brandfleck]).
4. Übergangsformen zwischen 3 und 5; auch diese sind für meine Ausführungen in Abschnitt IV C wichtig.
5. Reine Brandgrubengräber.

2.

Rückblick (Zusammenfassung von 1).

Undset (a. a. O.):

S. 339/340. „Diese Gruben, in welche die Überreste des verbrannten Leichnams ohne irgendwelche Sorgfalt hineingeworfen sind....." „hier ist an eine feierliche Beisetzung nicht zu denken; vielmehr hat es alle Wahrscheinlichkeit für sich, daß man, nachdem das Feuer des Leichenbrandes erloschen, die Reste der Gebeine mit den Kohlen, den Beigaben, Tongefäßen usw. zusammengescharrt und in einen Korb getan und diesen nach der Grube getragen und den Inhalt hineingeschüttet hat."

Ebendort, S. 489 (Norwegen):

„Bisweilen enthält die Grube nur Kohlen und die verbrannten Gebeine sind für sich allein beigesetzt."

Sophus Müller (a. a. O.).

II. S. 19 („Über die Bornholmer Brandgruben"):

„Die Brandgrube ist ein kreisförmiger Klumpen schwarzer Erde." — „. ... . man findet fast nie, daß eine Brandgrube in eine andere eingreift oder sie nur berührt." — „Die Einrichtung der Brandgruben ist im wesentlichen immer dieselbe". — „Das Grab enthält sämtliche Reste des Leichenbrandes, nicht bloß die verbrannten Knochen, sondern auch Kohle, Asche, Steinchen und verbrannte Erdklumpen, wie es sich beim Zusammenschaben oder -Fegen der Überreste des Scheiterhaufens ergeben mußte." — „Die Brandgrube dagegen (im Gegensatz zu den Gräbern der

Digitized by Google

Bronzezeit) bildet einen dunklen, schwärzlichen Klumpen, dessen geringsten Teil die verbrannten Gebeine ausmachen."

„Wo Altertümer vorkommen, liegen sie meist ganz ungeordnet, wie sie eben mit den anderen Resten des Scheiterhaufens zusammengefegt und mit dem ganzen Abfall zusammen in die Grube geschüttet worden sind."

(Ähnlich äußern sich **Montelius** und **Kossinna,** wie auch **Blume** und **Hollack.**)

Ebendort S. 32/34: „Doch auch hier (auf Bornholm) wie in den anderen dänischen Landschaften werden die Gräberfelder mit Brandgruben eigentlich durch das Eisen und die fremden Latène-Formen charakterisiert."

Lissauer (a. a. O.):

S. 123: „. . . . ; oder man schüttete die Überreste des Verstorbenen mit Asche, Kohle und den Beigaben ohne jedes Gefäß in eine kleine Grube und warf dieselbe dann ohne weiteres mit Erde zu."

S. 127/128: „Von den Brandgräbern enthielten 4 nur Kohle, unter diesen zeichnete sich eine sehr große Grube durch große Kohlenstücke aus."

Tischler (a. a. O.):

S. 258/59. „Während bei den Brandgruben der ganze Rückstand des Scheiterhaufens in ein Loch flach ausgeschüttet wurde".

Kostrzewski (a. a. O.): dessen „Grabformen" bespreche ich noch im letzten Abschnitt ausführlicher.

Friedel (a. a. O.):

S. 5: Sammlung der Brandreste etwa in ein Fell, Tuch oder Korb; „einer solchen Einhüllung entspräche dann auch die ganze Form der Grabnester". Sodann erscheinen Scherben von Tongefäßen, die mit Feuer in Berührung gekommen sind. „Die Gefäßreste reichten zum Teil schon in die **eigentliche** Leichenbrandmasse hinein, welche aus den durch Feuer zerborstenen Knochen und schwarzer, kohliger Erde, mitunter richtigem Kohlenklein, bestand und immer durchsetzt war von einzelnen eisernen Dingen."

Ebendort S. 14. „Die Gebeinreste der Toten sind einfach in einen Sack oder Korb gesteckt und dann oberflächlich in der Erde verscharrt, **derart liederlich,** daß oft ein Teil der Gebeine und Beigaben unordentlich verstreut daneben liegt, auch wo der Pflug nicht eingegriffen hat."

Ein solches Verfahren widerspräche „einem ethisch veranlagten, wohlkultivierten Volke, wie die Germanen sind" und wäre nur zu erklären dadurch, daß sie kurz vor der Auswanderung gestanden hätten.

Digitized by Google

An einer anderen Stelle heißt es: „Der Verbrennungs- und Beisetzungsakt wird zur Zeit der Brandpletter mit einer fast roh zu nennenden Überhastung vorgenommen."

Und schließlich: „Im Gegenteil jede Spur des Toten, seiner Mitgift und seiner Bestattung wird möglichst verwischt, die Urnen und der Beilaß, soweit ihn nicht die Flamme des Scheiterhaufens vernichtet, unbarmherzig zerschlagen, vernichtet oder doch möglichst unbrauchbar gemacht."

Busse (a. a. O.).

S. 570: Runde, kesselförmige Gruben von 25—40 cm Tiefe und ebenso großem Durchmesser; 25—50 cm unter der heutigen Erdoberfläche.

„**Häufig** konnte ich jedoch eine **bestimmte Ordnung** der Sachen erkennen, dann lagen die Topfscherben oben auf, darunter der Schädel, unter diesem die anderen Knochenteile und die Beigaben aus Metall, Glas und Ton."

„und ich komme deshalb zu der Ansicht, daß der Inhalt der Gruben seinerzeit in einem Behälter, wahrscheinlich aus Holz, Leder oder anderem Stoff, beigesetzt worden ist. Spuren oder Reste solcher Behälter fanden sich nicht, doch müssen dieselben sich längere Zeit in der Erde erhalten haben, da die benachbarte Erde wenig oder gar nicht mit dem Inhalt der Grube durchsetzt war."

„Die Knochen ließen in einigen Gruben eine größere Zerkleinerung (als in den Urnengräbern) erkennen."

„Zwischen denselben (den Brandgrubengräbern) fanden sich oftmals schwärzliche Feuerstellen, durchmischt mit Stücken von Holzkohlen, Knöchelchen und Gefäßscherben".

„. . . . . und demnach nehme ich an, daß in die Gruben viel Holzasche vom Scheiterhaufen gelangt ist. . . . . ."

Max Weigel (a. a. O.).

S. 16/17: „Bei den sog. Brandgruben kam ich oft zu der Überzeugung . . . . . , daß die Knochenreste mit den Beigaben in irgend einem aus vergänglichem Stoff hergestellten Gefäß beigesetzt gewesen sein mußten.

„Sehr häufig fand ich Brandgruben mit kohlschwarzer Aschenerde und mit wenigen oder gar keinen Knochenspuren."

„Auch in vielen andern Gräbern fand ich eine oft auffallend geringe Knochenmenge und meist ganz winzig kleine Stücke."

Hugo Jentsch (a. a. O.):

Jentsch nimmt gleichfalls die Bergung der Brandreste in einem vergänglichen Gefäße (Faß, Eimer, Kasten, Korb, Sack oder Tuch) an.

Digitized by Google

„Durchweg ist Sand zwischen die meist recht klein geschlagenen Skeletteile eingelaufen, die von Kohlenbeimengung im allgemeinen frei sind."

„Häufig finden sich zwischen den Gräbern schwarze Aschenhaufen, wohl Rückstände von der Leichenverbrennung ...."

C. Rademacher (a. a. O.):

S. 212. „Während der Spät-Latène-Zeit bilden sich dann die Brandgruben aus, die in der Kaiserzeit herrschen."

„Der Leichnam wird mit dem Schmuck und den Gefäßen verbrannt, die Knochen nicht mehr vorsichtig gesammelt und wie in früherer Zeit in einer gewissen Anordnung in einer Urne geborgen, man senkt die sämtlichen Brandreste, Knochen, Kohle, Scherben, Bronzen, Eisenreste in kleine Gruben. Diese sind rundlich in den Boden eingeschnitten 0,50 m tief, 0,80 m Durchmesser. Bisweilen stellt man ein ganzes Gefäß dann noch in die Grube, oft legt man einzelne Knochen in kleinere Gefäße."

3.

Vergleichende Übersicht (zu 1. und 2).

Die Brandgruben, soweit sie nicht in Hügeln liegen, liegen ziemlich flach unter der Erdoberfläche. Sie erscheinen meist als runder, schwarzer Erdfleck. Ihre Form wird in einigen Berichten als nest- oder kesselförmig bezeichnet. Sie haben also bisweilen Neigung, sich etwas zu verjüngen. Durchmesser und Tiefe von je 0,40 m bezeichnen etwa das Mittel der räumlichen Ausdehnung. Die Brandgruben treten meist in größerer Menge auf und bilden so einen gemeinsamen Begräbnisplatz. Sehr häufig liegen auf demselben Begräbnisplatze Urnengräber und Brandgrubengräber gemischt. Die Brandgruben sind ausgefüllt mit schwarzer Erde[1]), zwischen welcher die Knochenreste, die Beigaben, Scherben und Holzkohlestücke (in Bornholm auch gebrannte Erdklumpen) liegen. Die „**schwarze Erde**" rührt „nach Busses Analyse derselben" von verwitterter Holzasche (des Scheiterhaufens) her[2]). Die **Knochenreste** werden oft als winzig und häufig als stark zerkleinert angesprochen. Sophus Müller bemerkt ausdrücklich zu den Bornholmer Brandgruben: „Daß die verbrannten Gebeine den geringsten Teil des Brandpletters ausmachen." Die **Beigaben** sind teils unversehrt,

[1]) Jedoch bemerkt **Jentsch** zu den Sadersdorfer Brandgruben (Römische Eisenzeit): „Durchweg ist Sand zwischen die meist recht klein geschlagenen Skeletteile eingelaufen, die von Kohlenbeimengung im allgemeinen frei sind".

[Dieser Sand scheint also nicht „geschwärzt" gewesen zu sein.]

[2]) Diese Beobachtung halte ich für sehr zutreffend.

Digitized by Google

meist aber durch das Feuer des Scheiterhaufens oder dazu noch, wie vielfach angenommen wird, absichtlich beschädigt (zerstückelt, zusammengebogen) und auch durch den Einfluß der Witterung, welchem der Inhalt von Brandgruben stark unterlag, angegriffen. **Scherben** und **Holzkohlestücke** (meist kurz mit „Kohle" bezeichnet) werden vielfach besonders erwähnt.

Mehrfach wird angenommen, daß die Brandreste nicht ohne weiteres in die Erdgrube geschüttet, sondern in **einem vergänglichen Behälter** oder in einer vergänglichen **Umhüllung** (etwa Faß, Eimer, Korb, Sack, Tuch) beigesetzt worden sind. Für diese Annahme hat meine Grabung einen positiven Beweis erbracht: einen Behälter (ausgehöhlten Baumstamm) in der Brandgrube von Hügel 43. — Vielfach wird berichtet, daß sich zwischen den Brandgrubengräbern: **Gruben** oder **schwarze Aschenhaufen** befanden, welche meist nur Holzkohlestückchen, bisweilen einige Knöchelchen oder Knochenspuren, selten Scherben enthielten.

Fast allgemein wird ausgeführt: „den Inhalt der Brandgrubengräber bildeten die **„zusammengefegten" („zusammengescharrten")** Reste des Leichenbrandes."

So sagt Sophus Müller: „Das Grab enthält sämtliche Reste des Leichenbrandes, nicht bloß die verbrannten Knochen, sondern auch Kohle, Asche, Steinchen und verbrannte Erdklumpen, **wie es sich „beim Zusammenschaben oder -fegen" der Überreste des Scheiterhaufens** ergeben mußte". „Wo Altertümer vorkommen, liegen sie meist ganz ungeordnet, wie sie eben mit den **anderen Resten** des Scheiterhaufens **„zusammengefegt"** und mit **„dem ganzen Abfall"** zusammen **in die Grube geschüttet worden sind."**

In vorstehendem drückt sich die herrschende Auffassung aus. Diese sieht denn auch vielfach in der Brandgrubenbestattung einen Verfall der Begräbnissitten: so sagt Undset: „Hier ist an eine feierliche Beisetzung nicht zu denken. . . . ." und ganz besonders **Friedel** („Die Brandpletter von Wilhelmsau") betont: „die kulturelle und rituelle Entartung, welche sich in den Brandplettern (Brandgruben) kundgibt". „Jede Spur des Toten, seiner Mitgift und seiner Bestattung wird möglichst verwischt, die Urnen und der Beilaß, soweit ihn nicht die Flamme des Scheiterhaufens vernichtet, unbarmherzig zerschlagen, vernichtet oder doch möglichst unbrauchbar gemacht."

Aber gerade **Friedel** widerspricht seiner fast „Gruseln erregenden" Beschreibung schon selbst:

Erstlich nimmt **Friedel** die Bergung der Brandreste in einem Behälter an, dann unterscheidet er in den Gruben 2 Lagen: **oben** „Scherben von Tongefäßen" und **nach unten** „reichten die Gefäßreste (Scherben) zum Teil schon in die **„eigentliche"** Leichenbrandmasse".

Digitized by Google

Und gerade die Brandgruben (Brandpletter) von Wilhelmsau geben **Busse** Veranlassung zu der Bemerkung:

„**Häufig** konnte ich jedoch **eine bestimmte Ordnung der Sachen** erkennen, dann lagen die Topfscherben oben auf, darunter der Schädel, unter diesem die andern Knochenteile und die Beigaben aus Metall, Glas und Ton."

Busse bestätigt also in ergänzender Weise die vorstehende Beobachtung Friedels. Auch die sonstigen Beobachtungen **Busses** in Wilhelmsau zeigen ihn als alten erfahrenen, scharf beobachtenden Ausgrabungs-Praktiker.

Im folgenden Abschnitt C werde ich nachzuweisen versuchen, daß meine Brandgrubengräber sehr sorgfältig, also sehr pietätvoll angelegt sind — so pietätvoll, daß ich behaupte: „würden die von mir untersuchten Brandgrubengräber einem aus Urnengräbern und Brandgrubengräbern gemischten Gräberfelde angehören, so würde ich die letzteren für die sorgfältigeren und pietätvolleren Grabanlagen ansprechen".

Meine Schlußfolgerungen werden also der „herrschenden Meinung" widersprechen und ich muß es dem Urteil der Vorgeschichtsforscher überlassen, wie weit sie mir folgen und wie weit sie diesen Mangel an Übereinstimmung darauf zurückführen wollen, daß die Ausgrabungs- und Beobachtungs-Methoden in steter fortschreitender Bewegung sind. **Undset** sagt: „Sie (die Brandgrubengräber) sind bis jetzt wenig beachtet und selten von kundiger Hand untersucht worden". —. Nachtragen möchte ich noch die Bemerkung **Friedels**: „Die Gebeinreste der Toten sind einfach in einem Sack oder Korb gesteckt und dann oberflächlich in der Erde verscharrt, derart liederlich, **daß oft ein Teil der Gebeine und Beigaben unordentlich verstreut daneben liegt,** auch wo der Pflug nicht eingegriffen hat." Hierbei handelt es sich meines Erachtens nicht um die Folgen von „Liederlichkeit", sondern um die Darbringung eines Opfers (sind die betreffenden Knochen untersucht auf ihre Herkunft?) nach Schließung des Grabes. Diesem Opfer sind einige von den Beigaben oder Spenden der Sippe beigefügt worden. Meiner Überzeugung nach haben Opfer eine große Rolle im Begräbnisritus der späteren Latène-Zeit gespielt, worauf ich im folgenden Abschnitt IV C näher eingehe.

Schließlich müssen wir eine Erklärung suchen für die in vorstehenden Berichten vielfach erwähnten: „Gruben oder schwarzen Aschenhaufen, **welche meist nur Holzkohlestückchen,** bisweilen einige Knöchelchen oder Knochenspuren, selten Scherben enthielten." Diese Gruben lagen zwischen den Brandgrubengräbern. Sie sind in den meisten Berichten einfach nur verzeichnet, nur Weigel und Jentsch haben eine Meinung geäußert (siehe vorstehend unter IV B 1: die Anmerkung zum Schlusse des Berichtes von Jentsch über Sadersdorf). Auch in diesem Punkte komme

Digitized by Google

ich zu einer anderen Auffassung, wie ich im folgenden Abschnitt C zeigen werde. Diese Gruben spreche ich als Opfergruben für Feldfrucht oder kleinere Tiere an.

Sämtliche Berichte, bis auf zwei, melden, daß die Brandgrubengräber zu Flachgräberfeldern gehören, sei es, daß sie deren alleinige Grabform sind oder gleichzeitig mit anderen Grabformen auf demselben Gräberfelde auftreten.

Nur bei den Grabfunden Norwegens (vgl. vorstehend unter A) sagt **Undset S. 489**: „Die ältesten Gräber der Eisenzeit in Norwegen sind mit unansehnlichen, niedrigen, flachen **Hügeln** bedeckt . . . . . oftmals liegen die Überreste (Knochen und Kohlen) in kleinen Gruben . . . . ."

Ferner S. 487 (bei Beschreibung der Grabhügel bei Gipsund, Ksp. Rygge in Smålenene): „Diese (niedrigen, gestreckten) **Hügel** waren dadurch merkwürdig, daß sie eine Menge Gräber zum Teil ganz verschiedener Art umschlossen. In einem derselben wurden z. B. gegen 20 Gräber aufgedeckt, teils in brandgrubenähnlichen Bodenvertiefungen, teils in irdenen oder hölzernen Totenurnen. (Mittel- bis Spät-Latène.)

Und als Zweiter spricht **Rademacher** (vgl. vorstehend unter A) davon: daß in den Grabhügeln zwischen Sieg und Wupper Brandgruben vorkommen, aber nur als **Nach**bestattungen („in alten Gräbern der Halstatt- und Steinzeit"). Vorher trägt Rademacher die Meinung vor, daß sämtliche Brandgrubengräber ursprünglich durch eine kleine Erhöhung kenntlich waren. Wenn auch eine Kenntlichmachung sehr wohl auf andere Weise geschehen konnte, so ist diese Annahme nicht ganz von der Hand zu weisen. Aber solche unbedeutenden Erhöhungen, die vielleicht für sämtliche Flachgräberfelder (Urnengräber-Knochenlager-Brandgruben) anzunehmen sind, sind längst für das Auge verschwunden und können unter keinen Umständen als einstige Grabhügel angesprochen werden. Natürlich werden Übergänge von solchen kleinen Erhöhungen zu eigentlichen Grabhügeln vorgekommen sein: so spricht ja Undset (vorstehend) von „unansehnlichen, niedrigen, flachen Hügeln".

Die einzige Parallele zu unseren **Garther** über Brandgruben errichteten **Grabhügeln** bilden also die Grabhügel bei Gipsund, Ksp. Rygge in Smålenene, Norwegen und diese Parallele hinkt noch insofern, als diese Hügel bis 20 Gräber, und zwar Urnengräber und Brandgrubengräber, bedeckten.

Ich wende mich nun zur Besprechung des Inhalts unserer Garther Brandgruben:

Digitized by Google

C.

Inhalt der Garther Gruben[1]).

(Siehe Tabelle B.)

Aus der Tabelle B ersieht man, daß von insgesamt 19 Gruben: 14 gebrannte Knochen oder noch erkennbare Reste von solchen, außerdem schwarze Erde, 5 dagegen nur schwarze Erde enthalten, welche letzteren ich als Opfergruben anspreche.

Von den ersteren 14 spreche ich 10 als Bestattungsgruben, 4 als Opfergruben an (siehe: Besondere Bemerkungen, Tabelle B): davon sind 4 **dreischichtig**, nämlich die Grube in Hügel 2, die Grube 1 in Hügel 4, die Grube in Hügel 5 und die Grube in Hügel 43. Die Grube in Hügel 43 führte außerdem noch eine vierte (oberste) Schicht reiner Erde;

5 zweischichtig,

nämlich die Grube 2 in Hügel 4, die Grube 1 in Hügel 1, die Gruben 6 und 3 in Hügel 45 und die Grube in Hügel 44;

5 einschichtig,

nämlich die Gruben 2 und 3 in Hügel 6 (das mit 1 bezeichnete Ereignis in Hügel 6 ist identisch mit dem Scheiterhaufen, vgl. Tafel I, Abb. 6), die Gruben 5 und 2 in Hügel 45 und die Grube in Hügel 46.

Bei den (4) **dreischichtigen** Gruben führt die

Obere Schicht: nur wenige kleine gebrannte Knochen oder Knochensplitterchen, Holzkohle-Reste, Beigabenfragmente und in 2 Fällen außerdem kleine Scherben,

die Mittlere Schicht: die Hauptbeigaben, Holzkohle-Reste und in 2 Fällen kleinere Mengen gebrannter Knochen,

die Untere Schicht: das Hauptlager der gebrannten Knochen und außerdem (je in einem Falle) Holzkohle-Reste, 1 Beigabenfragment, 2 Tonscherben.

Die Obere Schicht zeigt Tiefen von 0,13 m bis 0,33 m.

Die Mittlere Schicht Tiefen von 0,04 bis 0,08 m.

Die Untere Schicht Tiefen von 0,13 bis 0,24 m.

Die **Obere** Schicht spreche ich als **Opfer**schicht an. Die kleinen (winzigen) gebrannten Knochen führe ich auf die Reste eines kleinen Opfertieres (etwa Vogels) zurück, welche man mit den Rückständen des Opferfeuers auf die gesammelten und zuerst niedergelegten Menschenknochen und Beigaben schüttete.

Schon in Feldbuche ist während der Arbeit bei Abschürfung der „ersten" Schicht bemerkt worden: „daß die dort gefundenen Knochensplitterchen nicht

[1]) Genau würde die Überschrift lauten müssen: „Inhalt der Behälter in den Garther Gruben" (vgl. 2. A.: „Form und Anzahl der Gruben").

Digitized by Google

den Eindruck menschlichen Leichenbrandes machen". Leider sind aber die Knochenreste der ersten Schichten zu winzig, um „bestimmt" werden zu können, aber wir haben die beste Analogie durch die Nauheimer Funde („Die Nauheimer Funde" von Dr. F. Quilling). Aus dem Nauheimer Gesamtfunde sind 57 Knochenbehälter osteologisch untersucht worden; davon enthielten nur 8 Knochen des Menschen allein, 40 Knochen von Mensch und Tieren, 9 von Tieren allein. Es war also „strenge" Sitte, den Toten ein Tieropfer darzubringen und ins Grab mitzugeben. Diese „strenge" Sitte der Spät-Latène-Zeit muß sich in der Mittel-Latène-Zeit vorbereitet haben, spätestens in deren Schlußstufe, welcher unsere Hügelgruppe angehört. In den „Nauheimer" Behältern sind nachgewiesen worden: Schwein, Wiederkäuer, Hund, Vogel (Huhn, Taube?), dabei oft in ein und demselben Behälter verschiedene Tiere, so in einem Falle außer Mensch: Schwein, Wiederkäuer, Hund und Vogel.

Ich möchte annehmen, daß es sich bei unseren Knochensplittern der „ersten" Schichten am ehesten um Vogelknöchelchen handelt. Daß wir nur winzige Knochenrestchen in der Opferschicht vorfinden, hängt damit zusammen, daß fast jedes Opfer mit einem Opferschmaus verbunden war, wobei der Löwenanteil nicht demjenigen zufiel, für den geopfert wurde, sondern den Opfernden. Vielfache Belege dafür bietet Homer bei Beschreibung von „Opfern für Gottheiten"[1]). „Die Götter erhalten das Fett der Opfertiere und dazu etwas von jedem Gliede oder auch einzelne Teile, besonders die Schenkelknochen; den Rest verzehren die Menschen bei den Opferschmäusen (nach Buchholz, a. a. O.)." „So macht z. B. Eumaios bei der Mahlzeit ein wahrhaft rührendes Rechenexempel, indem er seinen Fleischvorrat in 7 Portionen zerlegt: eine davon fällt auf die Nymphen und Hermes, vier auf sein Hirtenpersonal, eine auf ihn selbst, die letzte und beste aber, ein tüchtiger Schweinsrücken, auf Odysseus. Letzterer kommt also hier auf Kosten der Gottheiten am besten weg, indem er den köstlichsten und gediegensten Bissen erhält (nach Buchholz, a. a. O., § 172, III. Bd., II. Abt.)." Analog haben wir uns die Vorgänge bei den Garther Totenopfern zu denken. Die Leidtragenden verschmausten das Opfer, für den Toten genügten winzige Knochenreste und die mit dem Fett des Opfertieres in Berührung gekommenen Rückstände des Opferfeuers. Will man die Analogie noch weiter treiben und etwa annehmen, daß auch die Garther Leidtragenden denselben ritualen Unterschied, wie die Griechen, zwischen „Opfer **vor**" und „Opfer **nach**" der Bestattung machten, so müßte allerdings „das dem Toten nach der Bestattung am Grabe dargebrachte Opfer" vollständig verbrannt worden sein. „Es war verboten, davon (von den *ἐναγίσματα*, den Opfern nach der Bestattung)

---

[1]) **Buchholz**, „Die Homerischen Realien", II. Bd., 2. Abteil., § 115; III. Bd., 2. Abteil., § 166 bis § 174.

Digitized by Google

etwas zu genießen, eine Vorschrift, die offenbar auf dem Glauben beruhte, daß es für die Lebenden schädlich sei, sich Dinge zunutze zu machen, die ausschließlich für die Unterirdischen bestimmt waren. Wenn dieser Glaube die Lebenden von dem Mitgenusse der den Toten (nach der Bestattung) dargebrachten Opfer ausschloß, so lag es nahe genug, ihn auf die Gefäße zu übertragen, die dabei zur Anwendung gekommen waren, und diese Gefäße für die weitere Benutzung untauglich zu machen (in Scherben zu schlagen; nach Helbig, a. a. O.)". Sollten also bei den Garthern den griechischen ähnliche Vorstellungen und feine Unterscheidungen obgewaltet haben, so würden wir eine Erklärung dafür, daß von kleineren Opfertieren nur minimale, von größeren nur unvollständige Knochenreste mit den Rückständen des Opferfeuers in die Gruben gelangten, darin finden, daß „nach Ritual" die Verbrennung des Opfertieres eine vollständige (intensive) sein mußte. Aber auch für ein anderes in germanischen Grabhügeln in der Regel vorkommendes Ereignis würde bei Annahme einer so weit getriebenen Analogie sich eine Erklärung finden, nämlich für die rituellen, in den Grabhügeln wild und zerstreut liegenden Gefäßscherben[1]), sowie auch für die Scherben in unseren Gruben. (Hierzu ist zu vergleichen: Helbig, a. a. O., S. 258, S. 246/248, 249/50, 264, 266.)

Diesem in der oberen Schicht enthaltenen Opfer hat man meist einige Beigabenreste und kleine Tonscherben beigefügt. Wahrscheinlich sind diese Bruchstücke und Tonscherben in symbolischer Weise von den Leidtragenden gespendet worden, während man die Hauptbeigaben in der mittleren oder unteren Schicht findet. Bei unseren dreischichtigen Gruben legte man sie (als mittlere Schicht) auf die untere Schicht, welche das eigentliche Knochenlager enthielt.

---

[1]) Neuerdings hat P. Reinecke (Wien. Prähistor. Zeitsch. IV, 1917: „Die Streuscherben in süddeutschen Grabhügeln") für „süddeutsche Grabhügel" der älteren süddeutschen Bronzezeit (vorwiegend aus deren zweiter Stufe) eine abweichende Meinung geäußert und begründet: daß es sich nämlich bei den Streuscherben nicht um einen Grabgebrauch sondern „um unabsichtliche Beimengungen unmittelbar anschließender Kulturschichten" handele. Wie weit sich diese Beobachtung Reinecke s örtlich und zeitlich ausdehnen läßt: hängt davon ab, ob in anderen Gegenden beobachtete Streufunde in Grabhügeln zu demselben Ergebnis führen. Dies bemerkt auch Reinecke selbst am Schlusse seiner Abhandlung. Für unsere Garther Hügelgruppe bleibe ich dabei, daß es sich, sowohl in bezug auf die Streuscherben in den Hügeln, wie auf die Scherben in den Gruben, um „rituelle" Beimengungen handelt: weil die Garther Streuscherben weder in größerer Menge noch in zeitlicher Abweichung auftreten, auch eine nahe Siedelung, wenigstens bisher nicht festgestellt wurde. Dagegen habe ich in einem steinzeitlichen Grabmale (einem Hünenbette ohne Grabkammer) bei Tosterglope, Kreis Bleckede, dieselbe Beobachtung wie P. Reinecke, und zwar unbeeinflußt von dessen (späterer) Abhandlung, gemacht (Lüneb. Mus. Bd. B. 2, Heft 8, S. 316). Im übrigen beziehe ich mich auf meine Bemerkung über „rituelle Grabscherben" in Mannus, Bd. V, Heft 3, S. 230/231.

Digitized by Google

Über die Beigaben habe ich mich ausführlich in „Abschnitt III. Beigaben und Zeitbestimmung" ausgesprochen und nachgewiesen, daß es sich fast ausschließlich um „Zubehör zur Totentracht" handelt. Eine Ausnahme machen die Türverschlüsse in Hügel 2 (hier hat man den Toten auf einer als Bahre benutzten Tür verbrannt) und das Feuerzeug in Grube 1 des Hügels 4 (noch in 3 anderen Gruben wurden Feuersteine gefunden, einmal in Grube 1 des Hügels 1 neben einem größeren Eisenfragment).

Die (5) **zwei**schichtigen Gruben führen keine besondere (mittlere) Beigabenschicht, vielmehr sind hier die Beigaben in das Knochenlager (untere Schicht) eingemengt. Im übrigen — also bis auf den Wegfall einer dritten (mittleren) Schicht — gleichen die Verhältnisse denen, auf welche wir vorstehend, bei Besprechung der dreischichtigen Gruben, näher eingegangen sind. Zu bemerken ist noch, daß in 2 Fällen (Grube 1, Hügel 1 und Grube Hügel 44) die Opferschicht (obere Schicht) keine noch erkennbaren Reste von Knöchelchen enthielt, ferner ist noch zu bemerken, daß ich die zweischichtige Grube 2 in Hügel 4 als Opfergrube anspreche, worauf ich zurückkomme. Bei den übrigen vier zweischichtigen Bestattungsgruben zeigte

die **Obere Schicht** Tiefen von 0,16—0,28 m,
die **Untere Schicht** Tiefen von 0,11—0,31 m.

Von den 5 **ein**schichtigen Gruben, welche gebrannte Knochen oder minimale Reste von solchen enthielten, spreche ich nur 2 als Bestattungsgruben (Grube 3 in Hügel 6 und die Grube in Hügel 46) an, die übrigen 3 (Grube 2 in Hügel 6 und die Gruben 5 und 2 in Hügel 45) als Opfergruben an.

Ebenso spreche ich als Opfergruben an die 5 **ein**schichtigen Gruben, die weder Beigaben noch Spuren gebrannter Knochen, sondern lediglich schwarze Erde, oder Holzkohle-Reste enthielten. Nur eine von diesen 5 Gruben (Grube 1 in Hügel 45) enthielt außerdem einige kleine Tonscherben.

Wir haben also insgesamt **10 Bestattungs-** und **9 Opfer**gruben.

Von den 9 **Opfer**gruben haben 5 (nämlich die ohne Knochenreste) Feldfruchtopfer, 4 Tieropfer enthalten. Außer Tieropfer enthielten von den letzteren Gruben zwei Beigaben, von den ersteren mit Feldfrucht eine ein Beigabenfragment.

Wie verteilen sich nun die 10 Bestattungs- und 9 Opfergruben auf die elf Hügel?

Hügel 2 (Abb. 1, Taf. I) enthielt lediglich eine Bestattungsgrube. Dieselbe war dreischichtig: Opferschicht[1]), Beigabenschicht (2 Türverschlüsse)

[1]) Soweit nicht anderes bemerkt wird, wird das Opfern eines kleinen Tieres (etwa eines Vogels) angenommen.

Digitized by Google

und untere Schicht mit dem eigentlichen Knochenlager. Gewicht der gebrannten Knochen 420 Gramm (davon 100 Gramm in der mittleren und 320 Gramm in der unteren Schicht).

Hügel 4 (Abb. 2, Taf. I) enthielt eine Bestattungsgrube (Grube 1) und eine Opfergrube (Grube 2).

Die Bestattungsgrube (Grube 1) war dreischichtig: Opferschicht, Beigabenschicht (Feuerzeug) und untere Schicht mit dem eigentlichen Knochenlager. Gewicht der gebrannten Knochen 1280 Gramm.

Die Opfergrube (Grube 2) war zweischichtig: die obere Schicht enthielt das Opfer eines kleinen Tieres (etwa Vogels), die untere Schicht das Opfer eines größeren Tieres (10 Gramm Knochenreste) und 5 Eisenreste, die wahrscheinlich von den Leidtragenden beigefügt wurden, da man den Toten in Grube 1 mit seinem Feuerzeug ausgestattet hatte.

Wir haben also hier einen Fall, wo man außer dem üblichen Opfer in der Bestattungsgrube (obere Schicht) noch eine besondere Opfergrube angelegt hatte. Besondere Opfergruben neben Bestattungsgruben werden wir auch in Hügel 1, Hügel 45 und Hügel 6 antreffen. Auch hierzu bieten die „Nauheimer Funde" (Quilling, a. a. O., S. 96) Analogien. Dort wurden neben den Bestattungsurnen fünfmal Gefäße, die nur Tierreste enthielten, gefunden, während im allgemeinen die Opferknochen mit den menschlichen Knochen vermischt wurden, wie wir sie auch in der Regel zusammen, wenn auch in getrennten Schichten, in unseren Garther Gruben antreffen. Die fünf Nauheimer Gefäße mit „nur Tierresten" würden also den besonderen Opfergruben unserer Hügel entsprechen. Einmal wurde in Nauheim ein Gefäß mit „ausschließlich Tierknochen" ohne Zusammenhang mit anderen (Bestattungs-) Urnen gefunden (Fund Nr. 69). In diesem Falle wird es sich um ein Kenotaphion mit Opfergefäß handeln, wie auch bei unserem Hügel 47, den ich als Kenotaphion mit Opfergrube anspreche.

Warum ich die 10 Gramm Krochenreste in der Opfergrube (Grube 2) in diesem Falle nicht als menschlichen Leichenbrand — also die Grube 2 nicht als eine zweite Bestattungsgrube anspreche, obwohl die Reste des Leichenbrandes in unseren elf Hügeln bis auf 7 und 3 Gramm, ja bis auf völlige (wenn auch noch erkennbare) Verwitterung einschrumpften, das werde ich später in einem „Exkurs über menschlichen Leichenbrand" im Zusammenhange besprechen.

Hügel 5 (Taf. I, Abb. 3) enthielt lediglich eine Bestattungsgrube. Dieselbe war dreischichtig:

Opferschicht, Beigabenschicht und untere Schicht mit dem eigentlichen Knochenlager. Gewicht der gebrannten Knochen 2195 Gramm.

Hügel 3 (Taf. I, Abb. 4). Dieser Hügel umschloß überhaupt keine Grube, sondern nur gut erhaltene Scheiterhaufenreste. In den Scheiterhaufenresten wurden keine Knochenreste, aber 2 winzige Eisenreste und an der Peri-

Digitized by Google

pherie 9 Tonscherben gefunden. Diesen Hügel spreche ich als ein Kenotaphion an, errichtet für einen in der Heimat[1]) Verstorbenen, dessen Leichnam aus irgend einem Grunde (Mord, Jagdunfall usw.) nicht aufgefunden wurde. Ihm zu Ehren veranstaltete man ein rituell fast lückenloses, symbolisches Begräbnis mit Scheiterhaufen, dem auch von dem Leidtragenden einige unbedeutende Eisenreste und rituelle Scherben beigefügt wurden. Auch ein Opfer eines kleinen Tieres oder von Feldfrucht wird nicht gefehlt haben, aber es hat uns keine Spuren hinterlassen, da man keine Opfergrube anlegte. Darin liegt die einzige Abweichung vom Ritus.

Hügel 1 (Taf. I, Abb. 5) enthielt eine Bestattungsgrube (Grube 1) und eine Opfergrube (Grube 2).

Die Bestattungsgrube (Grube 1) war **zwei**schichtig: Opferschicht und Knochenlagerschicht mit Beigaben (Fragmenten und Tonscherben). Die Opferschicht enthielt keine noch erkennbaren Knochenreste, aber einen Eisenrest.

Die Opfergrube (Grube 2) enthielt nur Holzkohle-Reste und schwarze Erde. Da jedwede Knochenspuren fehlten, wird sie ein Feldfruchtopfer enthalten haben.

Hügel 6 (Taf. I, Abb. 6). Das auf der Tafel I, Abb. 6 mit 1 bezeichnete Ereignis ist der Scheiterhaufen, in dem noch geringe Leichenbrandreste gefunden wurden. Von diesem Scheiterhaufen ist in diesem Abschnitt IV unter „1. Scheiterhaufen" ausführlich gesprochen worden.

Im übrigen enthielt der Hügel:

eine Bestattungsgrube (Grube 3), und zwei Opfergruben (Gruben 2 und 4).

Die Bestattungsgrube (Grube 3) war einschichtig; sie enthielt nur Holzkohle-Reste[2]) und an Leichenbrand 665 Gramm.

Die eine Opfergrube (Grube 2) enthielt Holzkohle-Reste, 7 Bronzefragmente und an Knochen 16 Gramm (vergleiche die Ausführungen bei der vorstehenden Besprechung von Hügel 4). Hier hat man also Beigaben und die Opferreste eines größeren Tieres in eine besondere Grube gelegt. Die zweite Opfergrube (Grube 4) enthielt nur Holzkohle-Reste. Alle Gruben, die nur Holzkohle-Reste führen, spreche ich als Opfergruben für Feldfrucht an.

Hügel 43 (Taf. I, Abb. 7) enthielt lediglich eine Bestattungsgrube. Sie war **drei-** bzw. **vier** schichtig: Oberste Schicht: reine Erde, obere Schicht: Opferschicht, mittlere Schicht: Beigaben (Gefäßteile), untere Schicht: Knochenlager, 25 Gramm (laut Feldbuch war der Leichenbrand sehr verwittert).

[1]) Während ich bei Hügel 47, den ich gleichfalls als Kenotaphion anspreche, annehmen möchte, daß er zu Ehren eines in der Fremde Verstorbenen aufgeführt wurde, weil kein Scheiterhaufen errichtet wurde.

[2]) Sämtliche 19 (Bestattungs- und Opfer-) Gruben enthalten quantitativ als „Hauptinhalt": Schwarze Erde, auf die ich später zu sprechen komme, während ich sie jetzt bei den Einzelbesprechungen nicht erwähne.

Digitized by Google

Hügel 45 (Taf. I, Abb. 8) enthielt 6 Gruben, von denen ich 2 (Gruben 6 und 3) als Bestattungsgruben, 4 (Gruben 5, 2, 1, 4) als Opfergruben anspreche, und zwar 2 (Gruben 5 und 2) zur Aufnahme eines Tieropfers (etwa Vogels), 2 (Gruben 1 und 4) zur Aufnahme eines Feldfruchtopfers bestimmt.

Die 2 Bestattungsgruben (Gruben 6 und 3) waren zweischichtig: Opferschicht und Knochenlagerschicht (7 und 60 Gramm Knochenreste).

Die 2 Opfergruben (5 und 2) enthielten Holzkohle-Reste und minimale Knochenreste, Grube 5 außerdem ein Eisenfragment, Grube 2 einige Tonscherbchen.

Die 2 Opfergruben (1 und 4) enthielten, außer einigen Tonscherbchen in Grube 1, lediglich Holzkohle-Reste, somit Feldfruchtopfer. Wir haben also in Hügel 43 zwei Gruben-Gruppen von je 3 Gruben: 3, 5, 4 und 6, 1, 2 mit je einer Bestattungsgrube (3 und 6), je einer Tieropfergrube (5 und 2) und je einer Feldfruchtopfergrube (4 und 1). Die Opfergruben liegen rechts von den Bestattungsgruben. Dies mag Absicht oder Zufall sein.

Die zwei Bestattungen dieses Hügel waren demnach ganz besonders reich mit Opfern ausgestattet, da außer der üblichen oberen Opferschicht „in den Bestattungsgruben (6 und 3) selbst" für jeden Bestatteten noch 2 besondere Opfergruben angelegt wurden.

Hügel 47 (Taf. I. Abb. 9) enthielt nur eine Opfergrube mit lediglich Holzkohle-Resten, also mit Feldfruchtopfer. Von einem Scheiterhaufen konnte keine Spur entdeckt werden. Diesen Grabhügel spreche ich (wie es auch bei Hügel 3 der Fall war) als Kenothaphion an für einen in der Fremde Verschollenen, bei dem man (im Gegensatz[1]) zur Erfüllung fast des vollen Rituals in Hügel 3) von der Errichtung eines Scheiterhaufens absah, sich vielmehr mit der Aufschüttung eines Grabhügels und der Darbringung eines Feldfruchtopfers begnügte. Für das homerische Zeitalter ist die Sitte von Opfern auch für Kenotaphien bezeugt. Wurde ein Kenotaphion errichtet, dann schüttete man einen Grabhügel auf und schlachtete die Tiere daneben (Odyssee I, 291, II, 222)[2]). Wie ich schon in Abschnitt III bemerkte, ist ein Vergleich mit den noch durchaus naiven, einer urwüchsigen Ethik entspringenden Kultvorgängen des homerischen Zeitalters, bei den

[1]) Meine Unterscheidung zwischen „in der Heimat" (Hügel 3) und „in der Fremde" (Hügel 47) Verschollenen ist selbstverständlich eine reine Annahme. Bei dem derzeitigen Stande der Vorgeschichtsforschung muß noch häufig mit „Erklärungsversuchen" gearbeitet werden. Der Forscher, für den der „Mannus" ja in erster Linie erscheint, erkennt leicht, ob ein völlig aufgeklärtes Ereignis oder ein mehr oder weniger gut begründeter Erklärungsversuch vorgelegt wird. An solchen Versuchen fehlt es auch in vorliegender Abhandlung nicht, wenn solche auch nicht immer ausdrücklich als solche gekennzeichnet sind, was für den Sachgelehrten nicht notwendig ist.

[2]) W. Helbig, Das homerische Epos (S. 52).

Digitized by Google

entsprechend ähnlichen Zuständen zur Zeit der Errichtung unserer Garther Hügel, durchaus erlaubt und angebracht.

Hügel 46. (Taf. I, Abb. 10). Enthielt eine einschichtige Bestattungsgrube mit Holzkohle-Resten und Leichenbrand, 155 Gramm, ohne Beigaben oder Beigabenfragmente.

Hügel 44. (Taf. I, Abb. 11). Enthielt eine (ovale) Bestattungsgrube. Diese war zweischichtig: Opferschicht (mit winzigen Eisenresten) und Leichenbrandschicht. Die Knochenreste waren nicht mehr wägbar, aber stark verwitterter Leichenbrand wurde (laut Feldbuch) festgestellt.

Auf dem Boden dieser Grube (Textabb. 3) standen nebeneinander senkrecht in der Erde vor einer kleinen Steinsetzung (Steinreihe) ein speerspitzenähnlicher) Feuerstein mit der Spitze nach oben, ein Gefäßscherben, ein (tafelförmiger) kleiner Stein. Hier haben wir es mit einem „magischen" Aufbau, einem „Zauber" zu tun, bei dem die „Zauberndeu", wie immer in naiven Zeiten, auf eigenen Vorteil bedacht waren. Der einzelliegende Stein (Textabb. 3, rechts) lag ganz oben am Rande der Grube.

Betrachten wir jetzt noch einmal zusammenfassend den Inhalt unserer 19 Gruben, zunächst der **10 Bestattungs**gruben:

So haben wir es mit 8 drei- oder zweischichtigen zu tun. Bei diesen Gruben ist das Charakteristikum die über der unteren Knochenlagerschicht befindliche **obere** Opferschicht mit den winzigen Knochensplittern, die nicht den Eindruck von Resten menschlichen Leichenbrandes, wie mehrfach im Feldbuche betont wird, machen, vielmehr von einem kleineren Tiere herrühren werden. Nur in zwei Gruben konnten keine Knochenreste in der Opferschicht konstatiert werden, wohl aber kleine Beigabenreste, die das zweite Kennzeichen für die Opferschichten (oberen Schichten) abgeben (vgl. Tabelle B). Fünfmal (vgl. Tabelle B) lagen kleine Scherben in der Opferschicht. Diese Beigabenreste in den Opferschichten, wie auch die Tonscherben, führe ich zurück auf rituale Spenden der Leidtragenden. Es genügte als Symbol auch die Spende eines winzigen oder beschädigten Gegenstandes. Schließlich enthielten sämtliche Opferschichten unserer 8 Bestattungsgruben schwarze Erde (als Hauptfüllung) und Holzkohle-Reste, also die Rückstände der Opferfeuer.

Eine von diesen 8 Gruben (Grube 1 in Hügel 4) war außerdem von einer besonderen zweischichtigen Opfergrube (Grube 2 in Hügel 4) begleitet.

Von den (restlichen) 2 einschichtigen Bestattungsgruben war Grube 3 in Hügel 6 von einer besonderen Opfergrube (Grube 2) begleitet, welche Knochenreste eines größeren Tieres und die Hauptbeigaben enthielt, während die Bestattungsgrube lediglich (außer Holzkohle-Resten) den Leichenbrand führte. Eine zweite besondere Opfergrube (Grube 4) enthielt ein Feldfruchtopfer (vgl. Hügel 45). —

Digitized by Google

Die Grube in Hügel 46 schließlich ist die einzige Bestattungsgrube, bei welcher eine Opferschicht nicht nachzuweisen ist bei gleichzeitigem Fehlen einer besonderen Opfergrube.

Die **unteren** Schichten (eingeschlossen: die mittlere Schicht bei den dreischichtigen Gruben) der 8 mehrschichtigen Bestattungsgruben enthielten das Knochenlager (den Leichenbrand) und in 5 Fällen Beigaben (vgl. Tabelle B).

Hier ist nun der Platz, ausführlicher über den Leichenbrand zu sprechen. Wie Tabelle C zeigt, schwanken die erhaltenen Mengen zwischen 3 Gramm und 2195 Gramm, soweit nicht gänzliche Verwitterung festgestellt wurde (in einem Falle) und, um es gleich zu sagen, hängen, wie Tabelle C einwandfrei zeigt, die erhaltenen Quantitäten von der Höhe der Grabhügel ab, also von der größeren oder geringeren Beeinflussung durch die Witterung, d. h. durch die Nässe. Aber die Witterung kann nicht in ein- und demselben Grabhügel auf Knochen, die in Gruben (Behältern),

Tabelle C.

Hügel	Hügelhöhe in Meter	Grube	Menge der gebrannten Knochen in Gramm	Besondere Bemerkungen: Von den hier beigesetzten Zahlen geben die ersteren die Tiefen der Gruben, die letzteren die Gesamttiefen (Hügeltiefe [höhe] zuzüglich der Grubentiefe) an		
5	1,16	einzige Grube	2195	Bestattungsgrube	0,47 m	1,63 m
6	0,79	Grube 2	16	Opfergrube	0,50 m	1,29 m
„	„	Grube 3	665	Bestattungsgrube	0,48 m	1,27 m
4	0,74	Grube 1	1280	Bestattungsgrube	0,63 m	1,37 m
„	„	Grube 2	10	Opfergrube	0,71 m	1,45 m
2	0,72	einzige Grube	420	Bestattungsgrube	0,46 m	1,18 m
46	0,62	„	155	Bestattungsgrube	0,50 m	1,12 m
44	0,48	„	verwittert	Bestattungsgrube	0,40 m	0,88 m
				Der Leichenbrand konstatiert: aber gänzlich verwittert.		
43	0,46	„	25	Bestattungsgrube	0,50 m	0,96 m
				Das Feldbuch sagt: „Leichenbrand sehr verwittert“.		
1	0,40	Grube 1	3	Bestattungsgrube	0,51 m	0,91 m
				„Leichenbrand sehr verwittert“. Das Feldbuch notiert: „Knochenasche“.		
45	0,39	Grube 6	7	Bestattungsgrube	0,39 m	0,78 m
„	„	„ 3	60	Bestattungsgrube	0,37 m	0,76 m
„	„	„ 2	2 Stückchen	Opfergrube	0,40 m	0,79 m
„	„	„ 5	minimal	Opfergrube	0,42 m	0,81 m

Hügel 3 enthielt keine Grube, sondern eine Brandstelle.
Hügel 47 enthielt nur eine Opfergrube (ohne Spuren gebrannter Knochen).

Digitized by Google

welche fast im gleichen Nivo liegen, beigesetzt sind, diametral wirken. Solche diametralen Unterschiede finden wir bei den Gruben 2 (16 Gramm) und 3 (665 Gramm) des Hügels 6 und bei den Gruben 2 (10 Gramm) und 1 (1280 Gramm) des Hügels 4 — und auf Grund dieses Befundes habe ich in diesem Kapitel die Grube 2 des Hügels 6 und die Grube 2 des Hügels 4 als besondere Opfergruben angesprochen. Beide Gruben werden die Knochenreste eines kleinen[1]) Tieres enthalten haben. Die Knochenmengen (16 Gramm u. 10 Gramm) stimmen gut zusammen. Aus demselben Grunde habe ich die Gruben 2 und 5 in Hügel 45 als Opfergruben (für sehr kleines Tier) angesprochen, die Gruben 6 und 3 dagegen als Bestattungsgrube. Bei der geringen Höhe des Hügels 45 waren die Knochenreste in diesem Hügel überhaupt, wie Tabelle C zeigt, geringe. Bei dem nicht erheblichen Unterschied der Knochenmenge zwischen der Grube 6, die ich als Bestattungsgrube (auch wegen der Bronzebeigabe), und Grube 2, die ich als Opfergrube (außer 2 Knochenstückchen nur Holzkohle und einige Tonscherbchen führend) angesprochen habe, ist meine Annahme in diesem Falle anfechtbar. Die Gruben 1 und 4 desselben Hügels (Hügels 45) hatten ein Feldfruchtopfer aufgenommen.

Wir haben uns nun 4 Fragen vorzulegen:

1. Welches Gewichtsquantum zeigen die vollständigen Knochenreste eines erwachsenen Individuums?

2. In welcher Beschaffenheit befinden sich diese nach der Verbrennung?

3. Wodurch entsteht und wie weit geht die Verwitterung bei Knochenbrand?

4. Konnte die Verwitterung in unseren Hügeln ungehindert wirken?

Für die Beantwortung der ersten 3 Fragen sandte mir der Berliner Gerichtsarzt Herr Medizinalrat Professor Dr. med. Strauch sehr wertvolle Mitteilungen, die ich zum großen Teile wörtlich wiedergebe und für die ich auch an dieser Stelle herzlichst danke:

1. Ein frisches **Skelett** eines 42jährigen Mannes von 172 cm Größe wog mit Zähnen, Zwischenwirbelscheiben und Rippenknorpeln 9814 Gramm.

Ein trockenes **Skelett** wiegt 4264 Gramm (männlich) und 2917 Gramm (weiblich).

Diese Zahlen sind natürlich (so schreibt Herr Professor Strauch) nur approximative.

Der absolute Aschengehalt der Gewebe eines 62,5 kg schweren Mannes betrug nach A. W. Volkmann 2715,5 Gramm.

Nun haben wir ja in unserem höchsten Hügel 5 (mit der ausnahmsweise erheblichen Höhe von 1,16 m) auch die ausnahmsweise hohe Menge er-

[1]) Wenn ich früher „größeren Tieres" gesagt habe, so meinte ich: größer, als etwa ein Vogel.

Digitized by Google

haltener Knochenreste von 2195 Gramm, die etwa dem „absoluten Aschengehalt" einer Frau oder eines kleinen Mannes entsprechen könnte.

Durch diesen Befund in Hügel 5 ist für unsere Hügelgruppe mit Sicherheit bewiesen, daß die wechselnden Knochenmengen nicht etwa auf absichtliche oder unabsichtliche (liederliche) Teilbestattungen zurückzuführen sind, vielmehr sind in jede Grube (in den Behälter jeder Grube) ursprünglich die gesamten Knochenreste gelangt, und ausschließlich die im Verhältnis zur Hügelhöhe stehende Verwitterung hat die Unterschiede hervorgebracht.

2. Auf Grund eigener Verbrennungsversuche mit menschlichen Leichnamen teilt Herr Professor Strauch mit, (dabei bemerkend, daß denselben Effekt, wie die Verbrennung, lang andauernde Sonnenbestrahlung bei frei liegenden Knochen hervorruft):

Sämtliche Knochen — bis auf die Röhrenknochen — werden so mürbe, daß man größere Stücke mit der Hand zerdrücken kann. Vielfach, so auch bei unserer Hügelgruppe, sind die einzelnen Knochenstücke sehr klein, so daß sie einen „künstlich" zerkleinerten Eindruck machen. Häufig hat man deshalb behauptet, daß die Knochen mit einem Instrument „zerhackt" seien. Wie man sieht: genügt ein Druck mit der Hand. Die Knochen verbiegen, zersplittern, springen, werden rissig. Nur die Röhrenknochen haben die Neigung, „der Länge nach" zu spalten (Spieße zu bilden), abgesehen von ihren oberen und unteren Gelenkenden (Epiphysen), die zirkulär springen. Durch das Verbrennen werden sämtliche organische Knochensubstanzen (Wasser, Fett, Leim) vernichtet; es bleibt nur übrig das Kalkgerüst der Knochen.

3. Auch dieses Kalkgerüst (also der sogenannte Leichenbrand) kann in freier Erde (dagegen weniger oder gar nicht: in gut schützenden Hüllen, z. B. gut schließenden, mit Deckel versehen Tongefäßen oder engliegenden Steinmänteln) verwittern (verwesen) hauptsächlich durch Einfluß von Feuchtigkeit, zumal wenn andere Stoffe (z. B. Holzkohlereste) in seiner Nähe der Auflösung anheimfallen. Außer durch den Grad des Zutritts von Feuchtigkeit wird die größere oder geringere, schnellere oder langsame Auflösung des Knochenkalkgerüstes, also des Leichenbrandes beeinflußt: durch den Grad der Einäscherung, durch das Alter der Verstorbenen und schließlich auch durch gewisse Knochenkrankheiten.

Der in allererster Linie (neben dem Grade der Einäscherung) in Betracht kommende Grad des Zutritts von Feuchtigkeit wird bedingt teils durch die Bodenbeschaffenheit überhaupt, teils durch die größere oder geringere Tiefe, in welcher der Leichenbrand unter der Erdoberfläche liegt; für letzteres liefert unsere Tabelle C einen vorzüglichen Beweis.

4. Konnte die Verwitterung in unseren Hügeln ungehindert wirken?

Unsere Hügel waren mit Heidekraut bedeckt, welches aber keinen Ortstein gebildet hatte, so daß Nässe von oben (Regen, Schnee) unbehindert eindringen konnte durch die lockeren (sandigen) Massen der Hügelschüttung.

Digitized by Google

Die Heidekrautdecke läßt zwar Feuchtigkeit etwas schwerer eindringen, als es beim Fehlen einer solchen der Fall ist, aber sie schützt die einmal eingedrungene Feuchtigkeit vor dem Aufsaugen durch Sonne und Wind; sie wirkt also erhaltend auf die einmal eingedrungene Feuchtigkeit und fördert somit deren verwitternde (zersetzende Tätigkeit). Nun sind unsere Hügel 0,39 m bis 0,79 m (in einem Falle 1,16 m) hoch; **0,39** m bis **0,79** m, in einem Falle bis 1,16 m tief, mußte also die Feuchtigkeit durch die lockere Sandschicht der Hügelschüttung herunterſickern, um die oberen Ränder unserer Gruben zu erreichen; dagegen **0,76** m (Grube 3 in Hügel 45: 0,39 m Hügelhöhe + 0,37 m Grubentiefe) bis **1,45** m tief (Grube 2 in Hügel 4: 0,74 m Hügelhöhe + 0,71 m Grubentiefe), einmal sogar bis **1,63** m tief (Grube in Hügel 5: 1,16 m Hügelhöhe + 0,47 m Grubentiefe) herunterſickern, um den Boden der Gruben und somit den Leichenbrand, der fast ausnahmslos im unteren Teil der Gruben lag, zu erreichen.

Verschiedene Landwirte und Gärtner haben mir bestätigt, daß Feuchtigkeit durch lockeren Boden (vornehmlich Sand) 1½ bis 2 m tief einzudringen vermag und Herr Professor C. Weber von der Moor-Versuchsstation war so gütig, mir zu schreiben: „Eine 1,50 m starke Sandschicht läßt Wasser durch und hemmt zugleich in unserem Klima ein völliges Austrocknen des Bodens in dieser Tiefe.“ Konnte demnach die Feuchtigkeit überall auch die Böden unserer Gruben erreichen, so sieht man doch wieder an den letzten Zahlen der Tabelle C (ganz rechts in den einzelnen Kolonnen), daß sie fast genau im Verhältnis zur Gesamttiefe (Hügelhöhe [Tiefe] zuzüglich Grubentiefe) mehr oder weniger auflösend wirkte und daß meine Aussonderung von 3 Gruben als Opfergruben (Grube 2, Hügel 6; Grube 2, Hügel 4; Grube 5, Hügel 45 [zur Bestattungsgrube 3 gehörig]) richtig ist, während diese Annahme bei Grube 2, Hügel 45 (zur Bestattungsgrube 6 gehörig) anfechtbar ist.

Vielleicht nur wenig ist die Menge des Leichenbrandes in Hügel 5 durch Verwitterung verringert. Die Gesamttiefe beträgt aber auch 1,63 m, also über 1,50 m, die Knochenmenge dementsprechend 2195 Gramm; dann folgt die Bestattungsgrube (Grube 1) in Hügel 4 (Gesamttiefe 1,37 m; Knochenmenge 1280 Gramm, also noch stattlich!), des weiteren die Bestattungsgrube (Grube 3) in Hügel 6 (Gesamttiefe 1,27 m, Knochenmenge 665 Gramm) usf., bis die Leichenbrandmengen bei Gesamttiefen von **unter** 1 m stark abnehmen oder gänzlich verwittert (wenn auch noch feststellbar) sind.

Die Leichenbrandmengen bei Gesamttiefen unter 1 m schwanken im allgemeinen zwischen 25 Gramm und völliger Verwitterung. Ausschließlich die Bestattungsgrube 3 in Hügel 45 (Gesamttiefe 0 76 m [also die geringste Tiefe]) mit ihren noch 60 Gramm Leichenbrand stört etwas das sonst ungetrübte Gesamtbild der Tabelle C.

Eingangs dieser Untersuchung über die Verwitterung des Leichenbrandes

Digitized by Google

in unseren Hügeln betonte ich, daß diese nur wirksam werden konnte wegen des Fehlens des Ortsteins unter dem hügelbedeckenden Heidekraut. Darüber schreibt mir Herr Professor C. Weber: „Der Ortstein unserer Heiden ist hauptsächlich aus Humusstoffen gebildet, die aus einer Lösung solcher, welche aus einer sauren Humusdecke in den Boden eindrang, niedergeschlagen wurden. Er bildet eine für Wasser schwer durchlässige Schicht. Die Voraussetzung seiner Entstehung ist eine Decke von saurem Humus, wie sie von der Heide gebildet wird (aber auch zuweilen von anderen Pflanzenvereinen) und ein Boden, der unter der durch Wurzel- und Humuseinwirkung ausgelaugten, als Bleisand bezeichneten Lage eine basenreichere Lage enthält, welche die Ausfällung der gelösten Humussäuren veranlaßt.

Warum die Ortsteinbildung in Ihrem Falle unterblieben ist, ob an der Stelle früher keine Heide in solcher Üppigkeit wachsen konnte, um eine Decke von saurem Humus zu hinterlassen oder ob der Boden zu arm an Stoffen war, um die Humussäuren in einer Ortsteinlage niederzuschlagen, vermag ich nicht zu sagen. Jedenfalls erfordert der Vorgang der Ortsteinbildung in der Regel lange Zeit. Wenn jetzt auf den Hügeln Heide wächst, so braucht es früher nicht geschehen zu sein. Es kann Gebüsch darauf gestanden haben, unter dem die Ortsteinbildung zu unterbleiben pflegt."

Auch an dieser Stelle möchte ich Herrn Professor C. Weber noch einmal für seine sehr gütige Belehrung herzlichst danken.

Wenden wir uns jetzt, nachdem wir den Inhalt der 10 Bestattungsgruben erschöpfend besprochen haben, zu dem Inhalt der 9 besonderen Opfergruben:

Vier davon haben m. E. die Reste eines Tieropfers aufgenommen, und zwar von einem kleinen Tier (etwa Vogel): die 2 Opfergruben (2 und 5) in Hügel 45; von einem etwas größeren Tier: die Opfergrube (Grube 2) in Hügel 6 und von einem kleinen (obere Schicht) sowie von einem etwas größeren Tier (untere Schicht) die zweischichtige Opfergrube (Grube 2) in Hügel 4 (Analogie: die Nauheimer Gefäße mit Knochenresten verschiedener Tiere). Die beiden letzteren Gruben enthielten auch Beigaben, die Grube 2 in Hügel 6 sogar die Hauptbeigaben (Textabb. 7, 1/4), während die Bestattungsgrube dieses Hügels 6 (Grube 3) nur den Leichenbrand ohne Beigaben enthielt. Eine Analogie zu diesem Befunde bietet z. B. ein von mir untersuchter Grabhügel der Bronzezeit (Kossinna IIc/IIIa) bei Addenstorf Kr. Ülzen[1].) Auch dort waren die Beigaben nicht zum Leichenbrande, sondern etwa 2 m südlich der zentralen Brandbestattung auf ein Tieropfer (Taf. XIX, Mannusbibliothek 13) gelegt.

Es sind schließlich noch bündig zu besprechen die 5 besonderen Opfergruben ohne Knochenreste (⊙ Taf. A): Diese enthielten nur Holzkohle-Reste

[1]) Lienau, Mannusbibliothek Nr. 13, Taf. XIX (zu S. 29) und Mannus, Bd. V, 3, S. 210 unter 9.

Digitized by Google

und schwarze Erde. Die einzige Ausnahme macht Grube 1 in Hügel 45, in welcher auch einige Tonscherbchen gefunden wurden. In diesen 5 Gruben sind m. E. die Reste von Feldfruchtopfern[1]) niedergelegt worden.

Holzkohle-Reste und schwarze Erde sind die Überreste des Opferfeuers. Busse (siehe diesen Abschnitt unter 2 B: „Anderweitige Berichte über Brandgrubengräber") hat die schwarze Erde aus Brandgrubengräbern bei Wilhelmsau ausgelaugt und hat die Auflösung (Lauge) als „stark kalihaltig" befunden und nimmt deshalb gleichfalls an, „daß in die Gruben viel Holzasche gelangt ist, denn die Holzasche enthält bekanntlich einen mehr oder weniger hohen Prozentsatz von Kali."

Also bei sämtlichen 9 besonderen Opfergruben, wie auch bei den oberen (Opfer-) Schichten der 8 mehrschichtigen Bestattungsgruben erklärt sich die schwarze Erde als alte, verwitterte Holzasche.

Die schwarze Erde bildet ja auch bei sämtlichen 10 Bestattungsgruben den Hauptinhalt in bezug auf die Masse. Für die quantitative Füllung der Gruben kommen außer den Holzkohleresten und der schwarzen Erde (Holzasche) nur noch die Leichenbrandmengen in Betracht. Nehmen wir z. B. die untere Lage der Bestattungsgrube in Hügel 5 mit dem quantitativ größten Knochenlager von 2195 Gramm, so würden diese, bei dem Durchmesser von 0,40 m dieser Grube, dicht an dicht gelegt (ohne irgend eine andere Beimengung) nur eine Höhe (Tiefe) von knapp 4 cm erreichen, während die untere Lage unserer Grube eine Höhe (Tiefe) von 0,24 m hat, hiervon kämen also 0,20 m auf die schwarze Erde, eingeschlossene Holzkohlereste und etwaige verwitterte Bruchteile des Leichenbrandes.

Wie ist nun der Befund der schwarzen Erde (Holzasche) aufzufassen für die mittleren und unteren Lagen der 8 mehrschichtigen Bestattungsgruben und für die 2 einschichtigen?

Ist es für unsere Hügelgruppe denkbar wie die meisten anderweitigen Berichte (vgl. diesen Abschnitt unter 2 B, Absatz 2 und 3) über Brandgrubengräber annehmen, daß die „Reste des Scheiterhaufens" plan- und rücksichtslos „zusammengescharrt und in die Gruben gefegt oder geschüttet" worden sind? Ich meine: aus meiner Tabelle B und den sich daran knüpfenden eingehenden Besprechungen geht hervor, daß ein solcher Gedanke für unsere Hügelgruppe schroff abzulehnen ist, daß im Gegenteil unsere Brandgrubengräber mit großer Pietät und Sorgfalt angelegt sind: so habe ich bei einigen Gruben die ursprüngliche Einlagerung des Grubeninhalts in

[1]) Feldfruchtopfer sind für das Altertum bezeugt; so sagt Helbig (a. a. O. S. 248/49): „Wir wissen, daß den Toten wie den Heroen nicht nur blutige Opfer, sondern auch die Erstlinge der Feld- und Gartenfrüchte dargebracht wurden", und Sam Wide (Einl. in die Altert.-Wissensch. Gercke und Norden II) sagt S. 244 bei Besprechung des Römischen Opferkultus: „Zu den unblutigen Opfern gehörten Feld- und Baumfrüchte (besonders die Erstlinge), Milch, Käse, Brei, Backwerk, Honig, Wein, Rauchwerk u. dgl."

Digitized by Google

einen vergänglichen Behälter mehr oder weniger bestimmt nachweisen, sowie für alle Gruben das gleiche sehr wahrscheinlich machen können (vgl. diesen Abschnitt IV unter 2 A: „Form und Anlage der Gruben"), dann habe ich für die Bestattungsgruben obere Opferschichten oder aber besondere Opfergruben, in einigen Fällen beides nachweisen können, ferner habe ich die besonders sorgfältige Niederlegung der Beigaben in den dreischichtigen Gruben anführen können, schließlich beweisen können, daß die Knochenreste peinlichst eingesammelt wurden (in der Grube von Hügel 5 haben wir annähernd den unverkürzten Aschengehalt eines erwachsenen Individuums, wie wir sahen) und daß die Knochenmengen nur infolge Verwitterung stark, aber „logisch" wechseln. Einen weiteren und sehr starken Beweis gegen das „Zusammenfegen der Scheiterhaufenreste" bietet der eingehend (IV, 2 A) besprochene Befund in Hügel 43: Die dreischichtige Bestattungsgrube hat bei einer Gesamttiefe der 3 Schichten von 0,32 m (obere [Opfer-] Schicht 0,13 m; mittlere [Beigaben-] Schicht 0,05 m; untere [Knochenlager-] Schicht 0,14 m) noch eine vierte oberste Schicht reiner Erde von 0,18 m Tiefe (Mächtigkeit), über welcher die Reste eines runden Holzdeckels lagen, im ganzen also eine Tiefe von 0,50 m. Selbst wenn wir nun „annehmen" wollen: „es gäbe in dieser Grube keine Opferschicht" (was ja tatsächlich der Fall ist), vielmehr nähme die Knochenlager- (Leichenbrand-)Schicht, die immer unbedingt in Beziehung zum Scheiterhaufen steht, die ganze übrige Tiefe der Grube (ausschließlich der obersten Schicht reiner Erde), nämlich 0,32 m, ein: so ist es bei der Größe, die ein Scheiterhaufen behufs Verbrennung eines menschlichen Leichnams haben muß — eine Größe, die, laut Berichten aus dem klassischen Altertume, noch häufig „der Ehrung des Toten halber" weit über das Notwendige gesteigert wurde — so, sage ich, ist es bei der Größe eines Scheiterhaufens undenkbar, daß die „zusammengefegten und zusammengescharrten" Reste nicht eine Grube (in unserem Falle einen ausgehöhlten, mit Deckel versehenen Baumstamm) von 0,50 m Tiefe und 0,70 m Durchmesser gefüllt hätten. (So wurden ja in Hügel 3 noch heute, nach etwa 2000 Jahren, ganz bedeutende Scheiterhaufenreste [Textabb. 8] frei gelegt.) Anstatt dessen hätten sie die Grube (bei vorstehender Annahme des Wegfalls der Opferschicht) nur bis 0,32 m Tiefe und haben sie tatsächlich die Grube nur bis 0,19 m (mittlere und untere Schicht) ausgefüllt. Man hat demnach keine Scheiterhaufenreste zusammengefegt, vielmehr hat man in dem Behälter (ausgehöhltem Baumstamm) „streng rituell" verschiedene Schichten angelegt, und als mit diesen der Behälter sich nicht bis zum Deckel füllte, hat man eine Schicht reiner Erde von 0,18 m Mächtigkeit darauf gelegt, um dem Holzdeckel gegen den Druck der Hügel-Erdmassen Halt zu geben und so das Einsickern unreiner, aufgefüllter Erde zu verhindern. Hätten die Bestattenden Scheiterhaufenreste wahllos zusammengefegt, so würden sie diese (nicht Erde) dazu benutzt haben. Aber der strenge Ritus schloß solche Absicht aus. Der Scheiter-

Digitized by Google

haufen war ihnen ein „Heiliges", worauf ich zurückkomme. Man hat die Knochen, nachdem man die Glut des Scheiterhaufens gelöscht hatte, „sorgfältig gesammelt" (wie schon vorstehend nachgewiesen ist durch die in den höchsten Hügeln erhaltenen Knochenmengen) und man hat, wie die betreffenden Grubenschichten zeigten, dann teils Asche vom Scheiterhaufen auf die Knochen gelegt, teils Knochen und Asche vom Scheiterhaufen als Gemenge in die Gruben (Behälter) gelegt. (In einem Teile der Bestattungsgruben lagen die menschlichen Knochenreste zu unterst am Boden der Grube, also im untersten Teil der unteren Schicht, in anderen Gruben waren sie mit der schwarzen Erde, also der Holzasche des Scheiterhaufens mehr vermengt). Der Vorgang bei der Bestattung war also bei den mehrschichtigen Bestattungsgruben so, daß man zuerst die Knochenrückstände sorgfältig sammelte, sie mit der Hand zerkleinerte, sie auf den Boden der Grube legte und dann vom Scheiterhaufen eine gewisse Menge Holzasche (mit eingeschlossenen Holzkohlestückchen) auf die Knochen legte oder aber die zerkleinerten Knochen mit einer gewissen Menge Holzasche vermengte und so in die Grube (den Behälter) schüttete und später noch (in beiden Fällen) die Rückstände eines Opferfeuers darauf gab. Die Beigaben legte man entweder zwischen den Leichenbrand und die Holzasche oder noch sorgfältiger als Mittelschicht zwischen Knochenlager-Holzasche-Schicht und Opferschicht.

Bei den 2 einschichtigen Bestattungsgruben war der Vorgang derselbe, nur daß die Opferschicht wegfiel, dafür aber in einem Falle eine besondere Opfergrube angelegt wurde.

Aus welchem Beweggrunde hat man nun die sorgfältig gesammelten Knochen (den Leichenbrand) mit der Holzasche des Scheiterhaufens, indem man die Holzasche entweder darauf schüttete oder ein Gemenge herstellte, in innige Berührung gebracht?

Mir ist es kein Zweifel, daß man den Toten Wärme zuführen wollte, indem man ihre sterblichen Überreste mit einer Wärmeschicht umgab oder bedeckte. Diese Wärmeschicht war die Holzasche, die man dem Scheiterhaufen entnahm, sei es in noch erwärmtem Zustande, was das Wahrscheinliche ist[1]), sei es in abgekühltem; auch in letzterem Falle wäre die abgekühlte Holzasche immer noch das „Symbol" der Wärme gewesen. Jedoch ist die Entnahme in noch angewärmtem Zustande das Natürliche und wahrscheinlichste; es dauert nämlich tagelang, bis von Holzresten zugedeckte Holzasche ganz abkühlt[2]). Da nun die Knochen von den Leidtragenden eingesammelt wurden, solches aber nicht aus glühender Asche heraus geschehen konnte, so wurde der Scheiterhaufen, sobald der Leichnam vom Feuer verzehrt war, jedenfalls mit Wasser

[1]) So waren in der unteren (Knochenlager-) Schicht von der Grube in Hügel 43 mehrere Holzkohlescheitchen mit einem großen Gefäßscherben überdeckt. Das hatte nur Sinn bei Niederlegung der Holzscheitchen in glimmendem Zustande.

[2]) Lies bei Homer, Odyssee V. Gesang, Vers 362/65 (Schlußverse).

Digitized by Google

abgelöscht (bei den Helden Homers geschieht es mit Wein). Trotz dieses Wassergusses muß sich noch ein gewisser Grad von Wärme in der wärmebindenden Holzasche des Scheiterhaufens erhalten haben.

Also Wärme wollte man den Toten zuführen außer der Mitgabe von Kleidung (Totentracht) und Nahrung (Opferschichten, Opfergruben). Nahrung, Wärme, Kleidung: das sind die drei Grundbedingungen für das menschliche Dasein, wozu als vierte noch die Behausung tritt und diese vier Hauptbedürfnisse spielen naturgemäß eine Hauptrolle beim Totenkult.

Die Behausung wird durch das Grab selbst oder die Art der Beisetzung innerhalb desselben symbolisch dargestellt: Pyramiden, Kuppelgräber, Steinkammern, Holzkammern, Steinsarkophage, Holzsärge, Schiffe (Bootgräber), Hausurnen[1]), Fensterurnen; die Holzsärge (Holzkisten) sind ja nur ausnahmsweise zu beobachten, aber von diesen immerhin nicht seltenen Ausnahmen kann man auf die Regel bei sämtlichen vorgeschichtlichen und frühgeschichtlichen Körperbestattungen schließen.

Überall in den Berichten über Untersuchungen vorgeschichtlicher Gräber treffen wir auf Beobachtungen von Wärmezufuhr für die Toten, sei es in mittelbarer Weise durch Beigabe von einzelnen Gegenständen oder Garnituren (Feuerzeugen) zur Feuererzeugung, sei es in unmittelbarer Weise durch Anzündung von Feuern in den Gräbern, Anhäufung von Holzasche oder Beigabe von Holzkohlescheiten. Um nur einige wenige von den bezüglichen zahlreichen Stellen in der vorgeschichtlichen Literatur herauszugreifen, führe ich an: **Sarauw,** Le Feu[2]) (Monographie), **Sophus Müller,** Nordische Altertumskunde (I, S. 101), der u. a. davon spricht „daß niedrigstehende Völker am Grabe Feuer anzünden, um den Toten zu erfreuen und zu wärmen", **Herold,** Sitz.-Ber. der Physik.-Medizinischen Sozietät in Erlangen, Bd. 45, der berichtet, daß in 7 mit „kalzinierten Knochen gefüllten Gefäßen (der „Latène-Zeit"; a. a. O., Taf. 1) aus einem Grabhügel bei Kostach den Knochen gewöhnlich ein größeres Stück Holzkohle beigelegt war, schließlich **Viollier,** Les Sépultures du second âge du fer sur le plateau suisse. S. 82/83: „Le rôle du feu dans les cérémonies funéraires":

---

[1]) Auch jede gewöhnliche Urne wie jedes andere Bestattungsgefäß spreche ich in „symbolischem" Sinne als „Behausung für den Toten an, so auch die Behälter (aus Holz, Korbgeflecht, Leder, Stoff od. dgl.), die, wie sicher anzunehmen ist, ursprünglich in unseren Garther Bestattungsgruben gestanden haben. Ich bin fest überzeugt, daß niemals in vorgeschichtlicher Zeit menschliche Knochenreste ohne irgend eine — wenn auch noch so vergängliche — Hülle der Erde übergeben worden sind.

Unserem Toten in Hügel 2 hatte man überdies in der mitverbrannten, jedenfalls vorher auch als Bahre benutzten Tür ein untrügliches „Symbol" der „Behausung" mitgegeben.

[2]) Vgl. auch Lienau, Ausgrabungen, Lüneburger Mus. Blätter II, 8, S. 325 (Rieklingen) und S. 322 (Büsndorf).

Digitized by Google

a) traces de feu à l'extérieur des tombes;

hier beschreibt Diollier Brandgruben: „on trouve fréquemment, entre les tombes, des enfoncements circulaires remplis de cendres et de charbons". Diollier ist der Ansicht, daß diese Brandgruben die Reste von Ritualfeuern oder von Opferfeuern aufgenommen haben. Ritualfeuer konnten aber, um mit Sophus Müller zu reden, nur den Sinn haben: „den Toten zu erfreuen und zu erwärmen." Es waren dann also Wärmegruben. Solche zwischen den Bestattungs-Brandgruben zerstreut liegenden Brandgruben (nur mit schwarzer Erde und Holzkohlestückchen gefüllt) werden auch vielfach bei Ausgrabungsberichten über Brandgrubengräber-Felder erwähnt (vgl. Abschnitt IV, 2, B). Auch sie werden Wärmegruben oder Opfergruben (mit Rückständen von Feldfruchtopfern) gewesen sein.

b) traces de feu à l'interieur des tombes:

„Parfois le mort est complètement enveloppé dans une couche de cendres, qui remplit le fond de la fosse et atteint, encore anjourd'hui, une épaisseur de 0,12 à 0.20 m". „C'est sans doute à la même croyance, que répondent les tas de charbons que l'on trouve dans de nombreuses sépultures. Au lieu d'envelopper complètement le corps dans de la cendre, on se contentait de déposer, soit sur le corps, soit à côté de lui, une poignée de charbons". „C'est sans doute à la même croyance": Diollier ist nämlich der Ansicht, daß die Asche oder die Holzscheite dem häuslichen Herde entnommen sind: „déposer dans la fosse des cendres provenant de ce foyer (familial), c'était enfermer au fond de la fosse une partie de la maison"; Diollier sieht also hierin eine symbolische „Beigabe des Wohnheimes" für den Toten. Wie ich die symbolische „Beigabe der Behausung" auffasse, habe ich vorhin gesagt.

Diollier begründet seine Auffassung mit der Erheblichkeit der beigegebenen Aschenmengen: „Pour en produire une semblable quantité (de cendres), il aurait fallu des bûchers énormes, brûlant pendant plusieurs jours consécutifs. Il est donc vraisemblable que l'on a dû apporter ces cendres d'ailleurs". Aber ebensogut läßt sich bestreiten, daß die Größe und Einrichtung vorgeschichtlicher Herde, welche zahlreich ausgegraben und beschrieben sind, geeignet waren, erhebliche Aschenmassen so zu sagen auf Lager zu haben — und die Asche aus Herdaschen- oder Abfallgruben hat man sicher nicht für den Totenkult verwandt.

Mir erscheint Diolliers Deutung etwas gesucht und die Auffassung der Wärmezuführung durch die Aschenmassen erscheint mir natürlicher — ganz gleich, wo diese Aschenmassen herstammen.

Besonders wertvoll sind mir die bei Herold und Diollier gefundenen Analogien, weil sie derselben Kulturperiode, der Latène-Zeit, wie unsere Garther Hügel, angehören.

Digitized by Google

Ich sagte vorstehend beim Polemisieren gegen die „übliche Auffassung der Brandgrubengräber" als „zusammengefegter" Scheiterhaufenreste:

daß besonders auch das Einsammeln der Knochen, das ich nachweisen konnte, gegen ein „Zusammenfegen" spräche. Beim „Zusammenfegen oder -scharren wären kaum alle Knochenreste, vor allem nicht in zerkleinertem Zustande, in die Grube gelangt. In erster Linie spricht aber die deutliche Unterscheidung mehrfacher Schichten (bei 8 von 10 Bestattungsgruben) dagegen. Wie wäre es beim „Zusammenfegen" denkbar, daß die ganze Knochenmenge nach unten zu liegen kam, in der oberen Schicht dagegen nur minimale Knochensplitterchen liegen? Wie denkbar, daß beim „Zusammenfegen" die Hauptbeigaben (bei 4 Gruben) eine besondere mittlere Schicht bilden? Und wo wir, wie bei Bestattungsgrube 3 in Hügel 6, keine Schichten vorfinden, da sehen wir, daß diese einschichtige Bestattungsgrube mit zwei besonderen Opfergruben ausgestattet ist.

Also die Knochenreste unserer Garther Hügelgruppe wurden nicht zusammengefegt, sondern sorgfältig eingesammelt.

Dies sorgfältige Einsammeln der Knochenreste aus dem Scheiterhaufen und überdies die sorgfältige Behandlung der Knochenreste nach dem Einsammeln wird uns vielfach als streng rituell durch den Totenkult der alten Mittelmeervölker bezeugt, so auch bei Homer: ich führe nicht die einzelnen Stellen bei Homer an, sondern verweise auf das, was Buchholz (a. a. O., II, 2, S. 296) in

§ 164, die Bestattungszeremonie

zusammenfassend darüber sagt, und zwar gebe ich aus dieser Buchholzschen Zusammenfassung nur ein paar, für die Garther Gruppe wichtige Sätze: „. . . . . Sodann wurde der Katafalk errichtet, der bei Patroklos' Bestattung hundert Fuß „ins Gevierte" maß, die Leiche auf einer Bahre von den Freunden des Verstorbenen hinausgetragen und auf den Holzstoß gelegt, worauf dieser angezündet wurde . . . . . So lange das Totengerüst brannte, brachte man dem Schatten des Verstorbenen, indem man ihn laut anrief, Trankopfer mit Wein; war aber der Katafalk niedergebrannt, so löschte man den verglimmenden Schutt mit Wein, suchte aus der aufgehäuften Asche die Gebeine zusammen, umgab sie mit einer Fetthülle, um, wie Friedrich bemerkt, die durch das Feuer kalzinierten Knochen vor dem gänzlichen Verfallen zu schützen, und barg sie sodann in einer Urne (φιάλη) oder einem Kästchen (λάρναξ). Diese Urne wurde endlich in eine Gruft gesenkt und Steine darüber gehäuft, auf dem Ganzen aber ein σῆμα errichtet . . . . . ."

Ein solches sorgfältig-feierliches Einsammeln der Knochenreste aus dem Scheiterhaufen haben wir also auch bei unseren Garther Bestattungszeremonien mit gutem Grunde anzunehmen.

Digitized by Google

Dem Umhüllen der Knochenreste mit Fett entspricht bei uns die Einlagerung der Knochenreste in oder deren Beschüttung mit Holzasche, welche man dem verglimmenden Scheiterhaufen entnahm. Die Annahme Friedrichs aber, daß die Fettschicht die kalzinierten Knochen „konservieren" sollte, kann m. E. ebensogut, wenn nicht besser durch die Annahme ersetzt werden, daß die Fetthülle für die Knochenreste eine Wärmehülle darstellt. Fett erwärmt bekanntlich; jetzt in der Kriegszeit frieren wir alle viel leichter, nachdem wir unser Fettpolster verloren haben; wohl jedem bekannt ist auch die wärmende Einwirkung einer Öleinreibung auf die Haut.

Helbig (a. a. O., S. 250 und 267) erwähnt „eine Sitte, über die wir im besonderen durch die Ausgrabungen des Hügels von Marathon unterrichtet sind", nämlich die Knochenreste unmittelbar nach der Verbrennung mit Öl zu besprengen.

Pernice (bei Gercke und Norden, a. a. O., II, S. 64) sagt bei Besprechung der „Brandgräber von Thera" aus dem 8.—6. Jahrh. v. Chr.: „Während der Verbrennung spendeten die Theräer und brachten Opfer dar, sicher wohl nicht nur unblutige, sondern auch blutige; sie sprengten Salböl über die Gebeine und löschten den Scheiterhaufen mit Wein, ein Brauch, den die theräische Begräbnissitte mit der homerischen gemein hat. Die Knochen wurden sorgfältig gesammelt und in ein Gewand gehüllt; als Urne diente meist ein Tongefäß . . . . ." Und auf S. 71 (a. a. O.) sagt Pernice im Kapitel „Tod und Bestattung: Rom" bei Beschreibung eines vornehmen Begräbnisses: „Die Asche wurde mit Wein gelöscht und die nächsten Verwandten sammelten die Gebeine, begossen sie mit Wein und Milch, trockneten sie mit leinenen Tüchern und legten sie in die Urne; dahinein wurde auch die Totenmünze getan und gelegentlich Salbfläschchen."

Lassen wir Homer noch selbst in strenger Übersetzung zu Worte kommen. Im 23. Gesange der Ilias heißt es: „Atride, und ihr anderen Besten aller Achäer, zuerst nun löscht mit funkelndem Weine den Holzstoß ganz aus, soweit die Gewalt des Feuers reicht. Darauf aber laßt uns die Gebeine des Menoitiaden Patroklos sammeln, indem wir sie wohl unterscheiden. Sie sind aber sehr kenntlich. Denn er lag mitten in dem Scheiterhaufen, die anderen aber verbrannten gemischt ferne davon am äußersten Rande, die Pferde und die Männer. Diese (die Gebeinreste des Patroklos) laßt uns nun legen in eine Totenurne und in doppeltes Fett, bis daß ich selber mich im Hades berge". Es sollte also sorgfältig eine Vermengung der Knochenüberreste des Patroklos mit denjenigen der Pferde und geopferten Troer vermieden werden. Neuerdings berichtet Götze (Prähistor. Zeitschr. IX) bei Besprechung „Germanischer Kistengräber der frühen Eisenzeit" folgendes (S. 65):

„Auffallend ist die Vermengung des Inhalts der beiden Urnen in Grab I. Während die kleinere Urne (b) die Knochen eines Kindes birgt, befinden sich

Digitized by Google

in der größeren Urne (a) außer den Knochen eines Erwachsenen auch einige Milchzähne, die wohl dem Kinde in Urne b angehören. Umgekehrt ist die Spitze einer Bronzenadel von a nach Urne b gelangt. Auch die beiden auf a und b verteilten Armbandfragmente scheinen von einem und demselben Exemplar herzurühren. Eine solche Vermischung ist nur zu verstehen unter der Voraussetzung, daß der Erwachsene und das Kind auf demselben Herd verbrannt wurden, und zwar entweder zusammen oder unmittelbar nacheinander, ohne daß man dazwischen den Herd sauber abfegte. Wenn man dagegen sich erinnert, mit welcher Sorgfalt Achill die Gebeine des Patroklos aus dem niedergebrannten Scheiterhaufen sammelt, kann man den Gedanken an eine gewisse Lax heit in der Anschauung, die eine räumliche Abtrennung von Teilen der Körpersubstanz und der Beigaben für erlaubt hält, nicht los werden."

Ich komme zu einer anderen, entgegengesetzten Auffassung. Nach den Beigaben aus Urne Ia (mit den Brandknochen des Erwachsenen, Abb. 3 [a. a. O., S. 57]) zu schließen, welche in drei Gewandnadeln, dem Bruchstück eines Armringes und in einem Zierrat (wahrscheinlich Anhänger) aus Zinn bestehen, war der Erwachsene eine Frau und diese Frau doch aller Wahrscheinlichkeit die Mutter des mitverbrannten Kindes mit Milchzähnen, dessen Gebeine in Urne Ib (Beigaben Abb. 4, a. a. O., S. 58) ruhen. Ich halte die teilweise Vermengung von Knochenresten und Beigaben der zusammen oder unmittelbar nacheinander Verbrannten (Mutter und Kind) für beabsichtigt; sie soll „symbolisch" die enge Gemeinschaft zwischen Mutter und Kind darstellen: „Noch im Tode vereint!"

Noch einen letzten Grund möchte ich gegen das „Zusammenfegen" der Knochenreste in (aus) dem Scheiterhaufen anführen: nämlich die hohe Bedeutung, welche der Scheiterhaufen im Totenkult einnimmt. Der Scheiterhaufen — ich spreche von der Regel — ist der Kern der Grabhügelanlage. Er liegt, wie auch bei unseren Garther Hügeln, wo ich dies zweimal bei Hügel 3 (Taf. I, Abb. 4) und Hügel 6 (Taf. I, Abb. 6) nachweisen und zur Darstellung bringen konnte, meist im Zentrum des Grabhügels.

Scheiterhaufen und Grab bilden eine Kulteinheit und von den 2 Bestandteilen dieser Einheit gibt im Altertum nicht das Grab, sondern der Scheiterhaufen dem über ihnen aufgeführten Grabhügel den Namen: *τύμβος* (= bustum, von *τύφω*) (Buchholz, a. a. O.). Ich führe eine Stelle aus Homer an in der Übersetzung von Hans Georg Meyer:

„. . . . . Laß denn am Morgen
Stillstand herrschen und uns auf Maultierwagen die Toten
Sammeln und alle verbrennen; gemeinsam werde der Hügel
Über der Brandstatt allen im ebenen Felde geschüttet".
(„*τύμβον δ'ἀμφὶ πυρὴν*," Ilias VII).

Digitized by Google

Hier also, bei einer gemeinsamen Verbrennung, waren Brandstatt und Grab identisch.

Ganz besonders wertvoll für die hohe rituale Bedeutung des Scheiterhaufens, für dessen „Heiligkeit" ist mir die vorhin bereits aus anderem Grunde angeführte Stelle aus dem 23. Gesange der Ilias, die ich jetzt weiter in wörtlicher Übersetzung anführe unter Wiederholung des letzten Satzes: „Diese (die Gebeinreste des Patroklos) laßt uns nun legen in eine Totenurne und in doppeltes Fett, bis daß ich selber mich im Hades berge. Seinen Grabhügel aber befehle ich, nicht sehr groß aufzuführen, sondern nur so bescheiden. Hernach aber sollt ihr Achäer ihn breit und hoch machen, die ihr später mich in den vielruderigen Schiffen zurücklassen werdet. So sprach er, die aber gehorchten dem schnellfüßigen Peliden. Zuerst nun löschten sie den Scheiterhaufen aus mit funkelndem Weine, soweit als die Flamme gekommen war, und es fiel zusammen die tiefe Asche. Weinend aber sammelten sie die weißen Gebeine des wohlwollenden Gefährten in eine goldene Urne und in doppeltes Fett, **und sie in die Zelte setzend** hüllten sie sie mit zarter Leinwand ein. Sie zogen aber um das Grabmal einen Kreis und legten das Fundament um den Scheiterhaufen. Sogleich aber türmten sie aufgeschüttete Erde auf, und, nachdem sie das Grabmal aufgeschüttet hatten, gingen sie wieder fort."

Hier ist, ohne die Möglichkeit einer anderen Deutung, klar gesagt: daß die goldene Urne (*φιάλη*) mit den Gebeinresten des Patroklos in die Zelte (will heißen: in die Zelte, das Zelt des Achilleus)[1]) gesetzt (getragen) — also nicht beim Scheiterhaufen belassen wurde. Dementsprechend sagt Helbig (a. a. O., S. 225/26): „Die Achäer sammeln die Knochenreste . . . . . und bergen sie so in einer goldenen *φιάλη*, welche in die Zelthütte des Achill gebracht und hier in ein Stück feine Leinwand eingeschlagen wird. Sie soll daselbst aufbewahrt werden, bis sie zugleich mit den Gebeinen des Achill in einem und demselben Grabe beigesetzt werden kann." Der Grabhügel (*σῆμα*) wurde also **lediglich über dem Scheiterhaufen** des Patroklos errichtet, und zwar so, daß die Basis (das Fundament) des Grabhügels rund um den Scheiterhaufen abgezirkt wurde. Der Scheiterhaufen sollte also vollkommen durch den Grabhügel geschützt und verdeckt werden.

Nur auf Irrtum kann es beruhen, wenn Rhode (a. a. O., S. 15) sagt: „Die Gebeine des Patroklos werden gesammelt, in einen goldenen Krug gelegt und im Hügel beigesetzt."

Und bei H. Grimm („Homers Ilias II, S. 325) finden wir denselben Irrtum: „Patroklos' Gebeine werden in einem goldenen Gefäße beigesetzt

[1]) Patroklos hatte ja Achilleus gebeten: daß seine und des Achilleus Gebeine zusammen in einer Urne ruhen möchten, und Achilleus hatte die Erfüllung dieser Bitte versprochen.

Digitized by Google

und ein mäßiger Grabhügel darüber angehäuft. Nach seinem eigenen Tode erst wird dasselbe Gefäß dann auch Achills Gebeine aufnehmen und von den Griechen, die ihn überleben, ein großes Grabmal aufgeschüttet werden."

Wäre die goldene Urne mit den Gebeinen des Patroklos im Hügel beigesetzt worden, so würde das von Homer **ausdrücklich** erwähnt und beschrieben worden sein, wie bei der Bestattung des Hektor (Ilias, XXIV): „Sofort aber setzten sie dieselbe (die goldene Urne mit den Gebeinresten des Hektor) in eine hohle Gruft, darauf aber deckten sie in Menge große Steine. Schnell aber schütteten sie ein Grabmal auf," (also über dem Scheiterhaufen und der Gruft) . . . . . und wie bei der Bestattung des Achilleus (Odyssee XXIV): „Über diese (die Gebeinreste des Achilleus und Patroklos zusammen in einer goldenen und die Gebeinreste des Antilochos in einer zweiten Urne) schütteten wir darauf einen großen, herrlichen Grabhügel „(also auch hier **ausdrücklich über den Urnen** und den Scheiterhaufen).

Auch würden wir, falls die Patroklos-Urne im (vorläufigen) Hügel beigesetzt worden wäre, sicherlich in der Odyssee, bei Schilderung der Bestattung des Achilleus, eine Beschreibung eines für das Altertum so außergewöhnlichen Vorgangs, wie der Exhumation der goldenen Urne behufs Vereinigung der Gebeinreste des Patroklos mit denen des Achilleus, finden. Nichts von dem. Vielmehr heißt es nur in der Odyssee (XXIV): „Aber die Mutter (Thetis) gab ein goldenes Henkelgefäß . . . . . hierin ruht dein weißes Gebein, ruhmvoller Achilleus, mit dem Gebeine vermischt des Menoitiaden Patroklos."

Die goldene Urne des Patroklos, die nach dessen Verbrennung in Achilleus Zelt gesetzt wurde (Ilias XXIII), hat Achilleus also bei sich treu behütet, um sein Versprechen, bei seinem Tode des Patroklos und seine Gebeine in einer Urne zu bergen, einzulösen. Zu diesem Zwecke spendete Thetis das (gewiß geräumige) goldene Henkelgefäß.

Wenn nun bei Achilleus Bestattung (Odyssee XXIV) von der Aufschüttung eines großen und herrlichen Grabhügels die Rede ist, so darf man wohl annehmen, wenn es auch der Verfasser des XXIV. Gesanges der Odyssee nicht ausdrücklich sagt, oder darf es sich wenigstens, ohne den letztwilligen Verfügungen des Achilleus etwas hinzuzudichten, so vorstellen, daß der Scheiterhaufen für den Achilleus über dem kleinen provisorischen Grabhügel, der den Scheiterhaufen des Patroklos umschloß, aufgetürmt und dann über ihm und den beiden Urnen der große herrliche Hügel errichtet wurde nach dem Willen des Achilleus: „Seinen Grabhügel aber befehle ich, nicht sehr groß aufzuführen, sondern nur so bescheiden. Hernach aber sollt ihr Achäer ihn breit und hoch machen, die ihr später mich in den vielrudrigen Schiffen zurücklassen werdet."

Es kann also kein Zweifel bestehen, daß der kleine (bescheidene) vor-

Digitized by Google

läufige Grabhügel lediglich über dem Scheiterhaufen, auf dem Patroklos verbrannt worden war, errichtet wurde, um diesen vor Entheiligung zu schützen. So hoch stand also der Scheiterhaufen im Ritus des homerischen Zeitalters.

Es ist übrigens Achilleus gewesen, welcher aus eigenem Antrieb die Bitte des Patroklos, „seine Gebeine nicht fern von denen des Achilleus, sondern zusammen niederzulegen", eine Bitte, die Patroklos gleich darauf noch dahin einengend genauer umgrenzte „so mögen unsere Gebeine eine gleiche Urne anfüllen" — es ist, sage ich, Achilleus gewesen, der, diese Bitte erweiternd, die Anweisung gab, diese Urne nach seinem Tode niederzusetzen in einem Grabhügel, der sich über der Stelle, an welcher Patroklos verbrannt worden war, erheben sollte. Diese Stelle hätte er aber, nur um sie wieder zu finden, ebensogut kennzeichnen lassen können durch irgend ein anderes σῆμα: eine Steinpyramide oder einen großen Steinblock, den herbeizuwälzen für die homerischen Kraftmenschen ein leichtes gewesen wäre. Ihm lag aber in erster Linie daran, den Scheiterhaufen seines Freundes als eine „heilige, geweihte Stätte" durch den vorläufigen kleinen Hügel zu beschirmen. Wenn er gleichzeitig ihm die Stelle, an der später, nach seinem ergänzenden Willen, der gemeinsame große Hügel errichtet werden sollte, bezeichnete, so war dies nur eine Nebenwirkung. Durch seine ergänzende Anordnung — um mich in einem alltäglichen Bilde auszudrücken — „schlug er zwei Fliegen mit einer Klappe".

Schon der Scheiterhaufen als solcher war also ein „Ehrenmal" für den Toten, welchem Schutz durch einen Grabhügel gebührte.

So wurde auch in unserem Kenotaphion, dem Garther Grabhügel 3 (Taf. I, Abb. 4), über dem Scheiterhaufen ein Hügel aufgeschüttet.

Und daß auch bei den Germanen der Scheiterhaufen nicht nur Mittel war, den Leib des Toten zu verbrennen, sondern gleichzeitig den Toten zu ehren, ihm ein letztes „Ehrenmal", ein „Ehrenfeuer" zu sein, das erfahren wir durch die Germania des Tacitus (S. 27):

„Funerum nulla ambitio, id solum observatur, ut corpora clarorum virorum certis lignis crementur".

Wenn für die Helden des Homer die gewaltigen Scheiterhaufen, die z. B. für Patroklos („hundert Fuß ins Geviert") und Hektor („neun Tage lang brachten sie nun herbei unermeßliches Holz", Ilias XXIV) errichtet wurden, bezeugen, „daß die besondere Ehrung in der Größe des „Ehrenmals" („Ehrenfeuers") lag, so lag sie nach Tacitus bei den Germanen in besonderen Holzarten, die für die Scheiterhaufen „clarorum virorum" verwendet wurden.

Überzeugt von der hohen Bedeutung des Scheiterhaufens als solchen, von seiner Heiligkeit im Begräbnisritus der Alten ist auch von Duhn, wovon

Digitized by Google

seine Bemerkung[1]) zeugt: „Ich bezweifle nicht, daß das reine heilige Feuer von dort (dem Vestatempel im nördlichen Forumtal) geholt wurde, um die in der unmittelbaren Nachbarschaft (auf der alten Forumsnekropole) lodernden Scheiterhaufen zu entzünden, und so das Vernichten der Toten gewissermaßen unter den Schutz göttlicher Autorität zu stellen, die Hinterbliebenen gegen die Rache des Toten zu sichern."

Nach alledem glaube ich nicht, daß man in solchem Ehrenmal herumgefegt — oder gescharrt hat; nur in vorsichtiger pietätvoller Weise hat man Knochen, Beigaben und Holzasche aus ihm entnommen. Hätte man im Scheiterhaufen herumgefegt, so könnten auch seine Umrisse — noch nach Jahrtausenden — nicht so scharfsymmetrisch erhalten sein, wie z. B. in unserem Hügel 6 (Taf. I, Abb. 6).

Wie wir häufig bei Begräbnisriten ein allmähliches Verblassen der ursprünglich strengen (mit einem bestimmten Gedanken verbundenen) Sitte beobachten können, so auch beim Scheiterhaufen-Kult. Ein solches Verblassen erkennen wir in den „gemeinsamen Brandplätzen", sofern auf diesen wiederholt Leichen nacheinander[2]) verbrannt wurden, und in den „Ustrinen", das sind besondere Aufbauten zu dauernder Benutzung behufs Leichenverbrennung.

Ich hoffe, nunmehr meine von der herrschenden abweichende Auffassung der Brandgrubengräber — jedenfalls für die Garther Hügelgruppe — nach allen Seiten hin genügend begründet zu haben. Wie weit meine Auffassung allgemeinere rückwirkende Bedeutung gewinnen kann, hängt von der kritischen Durchsicht alter Ausgrabungsberichte ab. Für die Zukunft erwarte ich, infolge der neuzeitlichen in Technik und Beobachtung verfeinerten Ausgrabungsmethoden, zuversichtlich Bestätigungen meiner Beobachtungen und meiner Auffassung. Daß aber auch in der Vergangenheit solche Bestätigungen, wenigstens andeutungsweise, nicht gänzlich fehlen, beweisen die Ausgrabungsberichte über „die Brandpletter Wilhelmsau" von **Friedel** und **Busse**, worüber ich mich bereits ausführlich ausgesprochen habe in diesem Abschnitt IV unter B: „Anderweitige Berichte über Brandgrubengräber", Absatz 3 „Vergleichende Übersicht". Ebendort heißt es auch: „Vielfach wird berichtet, daß sich zwischen den Brandgrubengräbern Gruben oder schwarze Aschenhaufen befanden, die meist nur Holzkohlestückchen, bisweilen einige Knöchelchen oder Knochenspuren, selten Scherben enthielten." Hier sind also in Übereinstimmung mit meinen Beobachtungen vielfach Gruben festgestellt worden, die nach meinen Darlegungen als Opfergruben und somit als Zeugen besonderer Pietät anzusprechen sind.

[1]) v. Duhn, „Ein Rückblick auf die Gräberforschung", S. 22.

[2]) Wohl zu unterscheiden von gemeinsamen Massenverbrennungen von Kriegern (Kriegermassengräbern), wie sie im Altertum wiederholt bezeugt sind, so auch durch Homer (Ilias, VII).

Digitized by Google

Als besten Zeugen für meine Auffassung habe ich jedoch Kostrzewski zur Seite (a. a. O., S. 216/220; vgl. diesen Abschnitt IV, B unter Absatz 1, Nachtrag).

Zu seiner Grabform 2 (Übergangsform vom „reinen Urnengrab" zum „Brandschüttungsgrab") wird bemerkt: „In Persanzig (Kr. Neustettin), dem einzigen, größeren pommerschen Gräberfelde dieser Zeit (Spät-Latène-Zeit), in dem wir neben dem Inhalt auch die Form der einzelnen Gräber genau kennen, sind mehrfach Bestattungen beobachtet worden, die außer den in einer Urne oder einer kleinen Steinpackung gesammelten Knochen den besonders beigesetzten übrigen Rückstand des Leichenbrandes enthielten. In einem Grabe lagen z. B. die Reste des Scheiterhaufens! in einer Grube zwischen zwei großen Steinpflastern, unter dem unteren derselben befanden sich in einer mit Deckel versehenen Urne die reinen, sorgfältig ausgewählten Knochen des Toten!

In dem unweit von Persanzig gelegenen Friedhof von Hütten (Kr. Neustettin) wurden von Kasiski in einer Steinpackung zwei nebeneinander stehende Gefäße gefunden, von denen eines nur gebrannte, fein zerschlagene Knochen!, das andere nur schwarze Brandmasse! enthielt." Während aber Kostrzewski, in der alten Auffassung befangen, fortfahrend sagt: „Augenscheinlich wurden in einzelnen Fällen die Knochen aus dem Rückstand des Scheiterhaufens ausgesondert und für sich beigesetzt, während die übrigen Brandreste an einer anderen Stelle daneben vergraben wurden" und während Stjerna[1]) ähnliche Belege aus Bornholm bringt und dazu bemerkt: „Daß man in diesem Übergangsstadium (auch chronologisch als soches aufzufassen!) noch eine Vermischung der Knochen mit den übrigen Brandresten! vermied", sage ich: Hier haben wir in klarster Weise die getrennt dargebrachten Totenopfer vor Augen, seien es nun Wärmespenden oder Spenden von kleinen Tieren bzw. Feldfrucht oder eine Verbindung beider Opferarten. Die Wärmespende ist wahrscheinlich dem Scheiterhaufen entnommen worden; eine solche Spende ist aber himmelweit verschieden: von dem Zusammenfegen und Vergraben der „übrigen Brandreste".

Solche besonderen Opfer (nicht den darüber [über das Gefäß mit den gebrannten Knochen] ausgeschütteten „ganzen Rückstand des Leichenbrandes [Knochen, Beigaben, Kohlen, Asche]) solche **Opfer**, sage ich, erkennen wir auch in der „Schüttung" der Brandschüttungsgräber (K. a. a. O., S. 218/219), sowie auch bei derjenigen Grabform, welche von letzteren zu den „reinen Brandgrubengräbern" (K. a. a. O., S. 219) überleitet.

Finden sich in der „Brandschüttung" außer Kohlen und Asche auch Knochen und Beigaben, so hat dies, nach meinen eingehenden Ausführungen

[1]) Antiqu. Tidsfr. XVIII, S. 11.

Digitized by Google

(Abschnitt IV, 2 C), nichts dem Opfercharakter Widersprechendes. Die in der „Schüttung" liegenden Knochen werden sich, so weit sie getrennt aufbewahrt und bestimmbar sind, sicher als Tierknochen (-knöchelchen) ausweisen.

Und ich zweifle nicht daran, daß sich auch bei zukünftigen Untersuchungen „reiner Brandgrubengräber" (K. a. a. O., S. 220) innerhalb des Gebietes der ostgermanischen Kultur der Spät-Latène-Zeit solche Unterscheidungen zwischen Leichenbrand- und Opfer-Schichten werden feststellen lassen.

Von meinem Standpunkte aus kann ich auch Kostrzewski nicht folgen, wenn er (a. a. O., S. 218) sagt: „Wir werden wohl nicht fehlgehen, wenn wir diese Mittelformen zwischen (reinen) Urnen- und Brandschüttungsgräbern (Grabform 2) den Resten der unter burgundischer Herrschaft weiterlebenden, alten westgermanischen Bevölkerung dieses Gebietes zuschreiben, die sich in ihrer Bestattungsform allmählich den Grabsitten der neuen Einwanderer anpaßt."

Ich bringe diese neue Grabsitte — Hinzufügung von Wärme- und Tier-Opfer — in Verbindung mit dem allgemein wieder erstarkenden Begräbnisritus um die Wende der Mittel- zur Spät-Latène-Zeit.

So spreche ich noch einmal entgegen der bisher herrschenden Anschauung meine Überzeugung aus, daß auf denjenigen Urnenfeldern, auf denen nebeneinander Urnengräber und Brandgrubengräber auftreten, letztere als die sorgfältigeren, pietätvolleren aufzufassen sind, und dies bestätigt mir Blume (a. a. O., S. 188) bei Besprechung der „Masurischen Gruppe": „Neben der Beisetzung in brandfreiem Boden kommen auch Urnen mit Brandschüttung oder wenigstens gemischter Erdschüttung vor. Nach Hollack wären dies vornehmlich die reicher ausgestatteten Gräber" (bei denen also der Tote durch einen prächtigeren Begräbnisritus geehrt wurde). Vorstehend stellten wir ja die nahen Beziehungen zwischen Brandschüttungs- und Brandgruben-Gräbern fest.

Gewiß werden sich meine Beobachtungen an den Garther Brandgrubengräbern in ihrer Gesamtheit nicht überall und für alle Zeitfolgen wiederholen, denn auch die Brandgrubengräber werden örtliche und zeitliche Abweichungen aufweisen.

Nach den Forschungsergebnissen Kossinnas[1]) sind unsere Garther Hügel zweifelsohne von Germanen errichtet worden. Bereits in der 3. Periode der Bronzezeit, also schon ein Jahrtausend vor Errichtung unserer Hügel haben die Germanen den unteren Lauf der Hunte überschritten, während sie in der mittleren Latène-Zeit bereits die Moselgegend erreichen.

[1]) Kossinna, „Herkunft der Germanen" und dazu seine Karte in der „Deutschen Erde, 1912, Heft 4/5".

Digitized by Google

Schlußbemerkung.

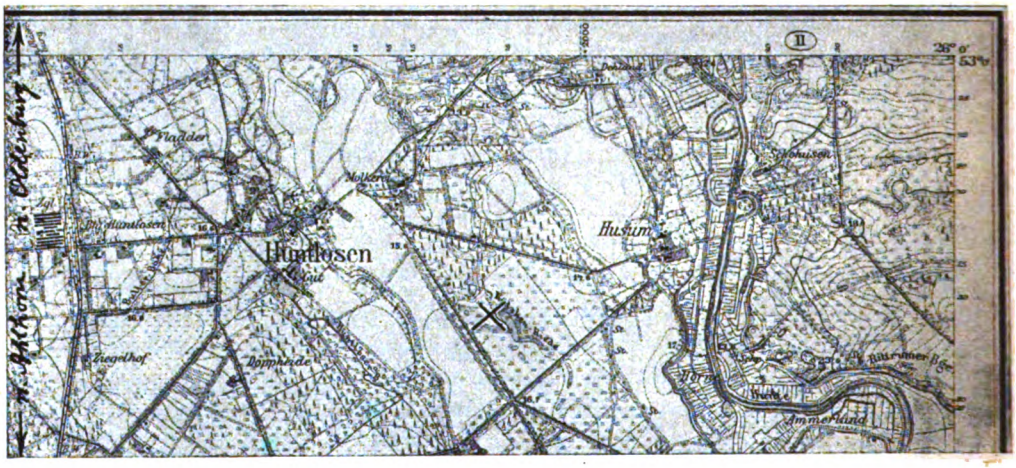
Diejenigen Forscher, die sich der Mühe unterzogen haben, vorstehende Abhandlung in allen ihren Teilen kennen zu lernen, werden hier und da auf Wiederholungen gestoßen sein. Diese waren leider nicht zu vermeiden bei meinem Bemühen, alle Teile des spröden Stoffes in meine Hand zu bekommen und durch das geistige Band zu verknüpfen.

B. Kurze Heide (auch Kützken-Riede).

Huntlosen bei Husum (Hofbesitzer Heinrich Meyer), Amt Wildeshausen.

(Mit 1 Meßtischblatt-Ausschnitt, 3 Tafeln und 3 Textabbildungen.)

Husum.



Es handelt sich um eine Gruppe von drei Grabhügeln: zwei flachen, die benachbart lagen, und einem großen, hohen, der in nicht erheblicher Entfernung südöstlich von den beiden ersteren einsam lag. Ich spreche die drei Grabhügel, obwohl keine unmittelbar beweisenden Funde gemacht wurden, der Bronzezeit zu durch Analogieschluß, zu dem mich meine Grabhügelkenntnis und Ausgrabungserfahrung berechtigen, und zwar die zwei flachen der Bronzeperiode II, den großen, hohen der Bronzeperiode III. Ich komme auf diese zeitliche Bestimmung bei Besprechung der einzelnen Hügel zurück.

Digitized by Google

Hügel 1. (Tafel II, Abb. 1.)

Der Hügel hatte eine Höhe von 0,87 m bei einem Durchmesser von 14,50 m.

Von der brandlosen Bestattung (dem Skelette und dem Grabe) konnte keine Spur mehr entdeckt werden, jedoch wurden zwei jedenfalls von Opfern herrührende Knochenlager gesichtet (Tafel II, Abb. 1, a und b), beide von regelmäßiger rechteckiger Form. Das eine (b) hatte eine Länge von 0,60 m bei einer Breite von 0,30 m und einer Tiefe (Mächtigkeit) von 0,05 m. Mit seiner Basis lag es auf dem Urboden (der Hügelsohle). Das zweite (a) lag mit seiner Basis 0,20 m über der Hügelsohle (dem Urboden); es hatte eine Länge von 0,50 m bei 0,16 m Breite und 0,08 m Tiefe (Mächtigkeit).

Aus der Lage dieser beiden Opfer-Knochenlager ist zu schließen, daß der unverbrannt beerdigte Tote zentral auf der Hügelsohle lag, daneben das eine Opfer-Knochenlager (b). Nachdem man den Hügel bis zu 0,20 m Höhe aufgeschüttet hatte, hat man das zweite Opfer (a), gleichfalls zentral, niedergelegt.

Wegen der regelmäßigen rechteckigen Form der beiden Opfer-Knochenlager (a und b) nehme ich an, daß diese ursprünglich auf einem Holzbrette oder in einer Holzkiste lagen. Analogien dazu bieten die von mir untersuchten, gleichfalls der *älteren* Bronzezeit angehörigen Grabhügel 1, Addenstorf, Kr. Ülzen und der Grabhügel „auf dem Stüberg", Hof Freschenhausen bei Stelle, Kr. Winsen a. d. L. (Mannus, Bd. V, S. 210 [unter 9/10] und Lüneb. Mus.-Bl. Bd. 2, S. 156 [oben] und S. 327).

Auch in diesen beiden älterbronzezeitlichen Hügeln lagen von Opfern herrührende gebrannte Knochen, welche in diesen beiden Fällen *nachweislich von Tieren* stammen, aller Wahrscheinlichkeit nach ursprünglich in einer Holzkiste oder auf einem Holzbrette niedergelegt. Anfänglich hatte ich diese beiden Knochenlager (Addenstorf und Freschenhausen) für Bestattungen bzw. Nachbestattung angesprochen, bis die in diesen beiden Fällen mögliche osteologische Untersuchung den wahren Tatbestand enthüllte (Mannus, Bd. V, S. 210 [9/10]). Auch hatte ich anfänglich — es handelt sich um meine erste wissenschaftliche Grabung und Veröffentlichung im Jahre 1908[1]) — den Addenstorfer Grabhügel zeitlich zu spät angesetzt.

Sowohl wegen der Form des Grabhügels (Verhältnis der Höhe zum Durchmesser), als auch wegen des Befundes in seinem Innern (Skelettbestattung mit sorgfältig niedergelegten gebrannten Opfer-Knochen) schreibe ich den Hügel der Bronzeperiode II zu.

Eine große Stütze erhält diese Zeit-Bestimmung durch den Befund im benachbarten Hügel 2, in dem, zentral liegend, ein für einen unverbrannt

[1]) Bei der auf S. 156 des Lüneb. Mus.-Bl., Bd. 2, erwähnten „*eisernen* Radnadel" (Privatsammlung Georg *Piepenbring*, Königstein im Taunus, *angeblicher* Fundort „Ringwall auf dem Altkönig") handelt es sich wohl um eine Fälschung.

Digitized by Google

bestatteten Toten sorgfältig hergerichtetes Grab aufgedeckt wurde. Die Toten werden in der Bronzeperiode II beerdigt, nicht — bis auf höchst seltene Ausnahmen — verbrannt. Eine weitere Bekräftigung bringt auch unser Hügel 3, welchen ich, wegen äußerer Form und des Befundes im Innern, der nächstfolgenden Bronzeperiode, also der Periode III, zuzähle.

Sonst, außer den beiden Knochenlagern, wurden keine Funde, auch nicht Streuscherben, in Hügel 1 gemacht.

Hügel 2. (Tafel II, Abb. 2.)

Der Hügel hatte einen Durchmesser von 15 m bei 0,68 m Höhe. Auf der Sohle des Hügels, der sonst keine Funde (auch keine Streuscherben) brachte, wurde ein Grab gesichtet, welches folgendermaßen angelegt war (Tafel II, Abb. 2 und Abb. 3 und Tafeln III und IV): Man hatte die Heide 0,35 m tief in einem Kreise von etwa 8 m Durchmesser um das Zentrum[1]) aufgegraben, bis man auf eine Schicht weißen Sandes stieß. Auf dieser kreisförmig eingetieften Basis (siehe Taf. II, Abb. 2: „Innerer punktierter Kreis") hatte man einen mächtigen Holzstoß errichtet und diesen als Ehrenfeuer für den Toten zur Weihe des Grabmals entzündet. Noch heute, also noch weit über 3000 Jahre seit Errichtung des Hügels, hatte dies mächtige Feuer eine zinnoberrote aschige Erdschicht[2]) von 0,35 m Mächtigkeit (Dicke) (von der weißen Sandschicht als Basis [Nivellement 1,74] bis zur Hügelsohle, d. i. der alten Heidekraut-Bodendecke [Nivellement 1,39] reichend) hinterlassen. In diese zinnoberrote Holzaschenschicht von 0,35 m Mächtigkeit hatte man das Grab eingetieft und seine Kanten mit Soden (Heidesoden) ausgelegt, welche sich bei der Aufdeckung als bräunlichschwarze Ränder abhoben sowohl von dem Grab-Innern, über welches man eine dünne Lage der zinnoberrot gefärbten aschigen Erde gestreut hatte, als von der Umgebung des Grabes. Die Einzelheiten der Grabanlage werde ich jetzt an der Hand der Abbildungen erklären: Abb. 2 auf Tafel II zeigt die Gesamtanlage, Abb. 3 auf Tafel II nur das Grab bei der Aufdeckung, also die Grabdecke, vergleiche auch Tafel III, während Tafel V die Grabhöhlung zeigt. Bei der Aufdeckung des Grabes (Taf. II, Abb. 3) hatte das Grab-Innere (punktiert) eine Länge von 1,35 m bei einer Breite von 0,60 m. Die (Heide-) Soden-Ränder (gestrichelt) hatten im Norden und Süden eine Breite von 0,60 m, im Westen und Osten eine Breite von 0,62 m. Diese Maße zeigten sich bei Nivellement 1,39 (der Hügelsohle). Bei Abschürfung von 0,06 m Erde,

[1]) Das Zentrum des Hügels ist kenntlich gemacht: auf Tafel II, Abb. 2 u. 3, durch einen dicken Punkt (an der West-Schmalseite des Grabes), auf Tafel III durch den senkrecht stehenden Eisenstecher.

[2]) So oft von dieser zinnoberroten Erdschicht gesprochen wird, ist zu betonen, daß diese Sand-Erdschicht einst durch einen gewaltigen Feuerbrand rot gefärbt wurde: also der Hauptsache nach gefärbter Sand ist, der mit Asche- und Holz-Teilchen durchsetzt ist.

Digitized by Google

also bei Nivellement 1,45 zeigte das Grab-Innere 1,60 m Länge bei einer Breite von 0,70 m, während die Soden-Einfassungen im Norden und Süden nur noch eine Breite von 0,25 bzw. 0,20 m und im Westen und Osten von 0,30 bzw. 0,35 m aufweisen. Dieser Größenzuwachs des Grab-Innern bei gleichzeitiger Größenabnahme der Grabkanten erklärt sich dadurch, daß die obersten der (die Grabkanten bildenden) Soden durch den Druck der aufgeschütteten Hügelerde platt gedrückt wurden und so zu beiden Seiten der Grabkanten überquollen. Wie klar dagegen die Grabkanten sich in größerer Tiefe abzeichnen, zeigt Tafel IV. Auf dieser Tafel IV erkennt man auch eine tiefe Senkung der östlichen Kante (Schmalseite) des Grabes, wenn man die drei anderen Grabkanten in Betracht zieht. Auf der nördlichen, westlichen und südlichen Grabkante hörten nämlich die noch erkennbaren Spuren der Soden bei Nivellement 1,51 auf, während sie auf der Hügelsohle bei Nivellement 1,39 begannen, also eine heute noch nachweisbare Tiefe von 0,12 m hatten, während auf der östlichen Schmalkante die Soden bis zu Nivellement 1,74, also bis zur Basis des eingetieften Grabes nachgewiesen wurden, dort also — bei einer Breite von 0,35 m — eine Tiefe von 0,35 m hatten. Man hatte demnach dem Toten ein starkes Kopfpolster von Soden hergerichtet, so daß der Kopf und Rücken des Toten eine erhöhte Lage bekamen. Aus diesem Befunde ist demnach auch die Orientierung des Bestatteten zu erschließen: sein Kopf lag im Osten. Unter Hinzurechnung von der Breite des Soden-Kopfpolsters mit 0,35 m hatte das Grab also auf seiner Basis eine Länge von 1,95 m (1,60 m + 0,35 m) bei einer Breite von 0,70 m. Zeigt uns Tafel IV die Umrisse des Grabes in sehr klarer Form, so ersehen wir aus Taf. III, daß bei der Auffindung des Grabes die Umrisse aus schon belegten Gründen mehr verschwommen sind. Der Eisenstecher (auf Taf. III) steht im Zentrum des Grabhügels, von ihm geht (der Länge des Grabes nach) nach Osten hin ein glatter heller Fleck aus: Das ist das Grabinnere welches mit der zinnoberroten aschigen Erde bedeckt war, man erkennt ferner recht gut die mehr oder weniger verwischten Soden-Grabkanten (in natura von bräunlich-schwarzer Färbung).

Als ich auf die ausgedehnte zinnoberrote aschige Erdschicht bei Nivellement 1,39 (also auf der Hügelsohle beginnend) stieß, ließ ich sofort auf dem benachbarten Acker[1]) verschiedene tiefe Eingrabungen machen, ohne aber eine anstehende rote Erdschicht zu finden. Inzwischen erschien der Besitzer Meyer aus Husum, der beim Anblick der roten Erde ausrief: „Das ist ja Torfasche aus unserem (Husum-Huntloser) Moor." Auf Grund dieser Aussage des Besitzers nahm auch ich ursprünglich an, daß man ein mächtiges Feuer von Torfsoden entzündet und die Grabkanten mit Torfsoden ausgelegt hätte. Aber die Analyse der rotaschigen Hügelerde in der „Moor-Versuchs-

[1]) Die Heide war hier soeben urbar gemacht worden.

Digitized by Google

Station" zu Bremen, wofür ich an dieser Stelle Herrn Geheimrat Dr. Tacke und Herrn Professor C. Weber meinen verbindlichsten Dank noch einmal abstatte, brachte Klarheit. Das Bremer Gutachten sagt zusammenfassend: „Schon die mikroskopische Untersuchung läßt erkennen, daß zwischen der rezenten Torfasche (aus dem Husum-Huntloser Moor) und der (Erd-) Probe aus dem Grabhügel wesentliche Unterschiede bestehen. Eine chemische Untersuchung hat daher wenig Zweck." Das Ergebnis der mikroskopischen Untersuchung der (roten) Erdschicht aus Grabhügel 2 durch Herrn Professor Weber lautet: „Rötlicher, ziemlich feiner Quarzsand. Die einzelnen Körner sind mehr oder weniger vollständig mit einem dünnen rostroten Überzuge versehen. Dazwischen spärlich Trümmer feuerverkohlten Holzes, das z. T. als Koniferenholz bestimmt werden konnte. Diatomeen[1]) fehlen". Dazu erklärend und ergänzend schreibt Herr Professor Weber: „Der rötliche Sand aus dem Grabe (Grabhügel 2) ist zweifellos gebrannt. Ich habe mich durch Vergleiche und Versuche davon überzeugt, daß humushaltige, etwas eisenhaltige kalkfreie Sande beim Verbrennen genau dasselbe mikroskopische Bild geben. Darauf deuten ja auch die Holzkohlentrümmer in dem Sande, unter denen ich Nadelholz bestimmen konnte. Wahrscheinlich stammen sie aber alle von solchem, vermutlich von dem der gemeinen Föhre (Pinus silvestris), sind aber in der mir übergebenen Probe so winzig, daß es nicht möglich ist, die Art des Nadelholzes danach näher zu bestimmen.

Es liegt also keine Torfasche vor, sondern es handelt sich um einen Sand, der nicht mehr Humus als gewöhnlicher Acker-, Wald- oder Heideboden enthielt. Er stammt meines Erachtens von der Bodenstelle, auf der die Leiche verbrannt wurde[2])". Und ferner schreibt Herr Professor C. Weber: „Es ist nicht wahrscheinlich, daß die Stelle, wo man die Leiche zur Bestattung niederlegte, mit Torfsoden umrahmt worden ist, wenn das Wort „Torf" in dem Sinne unserer jetzigen Sprache gebraucht wird. Denn das Graben von Torf in Mooren zum Brennen ist erst während des Mittelalters aufgekommen. Die in diesem Sinne gedeutete Angabe des Plinius (captumque manibus lutum etc.) ist jedenfalls anders zu interpretieren, wie ich bei Gelegenheit dargetan habe. Entweder brauchten die Chauken mit den Händen gesammelten Rindermist, den man im Winde trocknete, wie es heute noch vielfach an unseren Küsten geschieht, oder es waren humose Rasenplaggen.

Rasensoden sind es auch wahrscheinlich, mit denen die von Ihnen geschilderte Lagerstätte der Leiche umrahmt worden ist."

Unsere zinnoberrote aschige Hügelerde (Tafel II, Abb. 2 und 3: „punktiert") ist also ein Gemisch von weißem, in Feuer geglühtem Sande und

[1]) Solche kommen nämlich in der Husum-Huntloser Torfasche vor.

[2]) Tatsächlich wurde ja der mächtige Holzstoß über einer weißen Sandschicht errichtet. Es handelt sich aber nicht um einen Scheiterhaufen, sondern um ein Ehrenfeuer (Weihefeuer).

Digitized by Google

Resten eines mächtigen Feuers von Nadelholz. Und die Grabkanten waren mit Rasen- (Heidekraut-) Soden ausgelegt; wie ich es bereits eingangs geschildert habe, war also das Grab eingetieft mitten in die Rückstände eines mächtigen kreisrunden Weihefeuers, welches man aber nicht auf der alten Bodendecke, sondern 0,35 m tiefer auf einer weißen Sandschicht entzündet hat. Dadurch, daß man die Basis für den Holzstoß eintiefte, schuf man sich einerseits ein gutes Planum, andererseits beugte man der Gefahr eines Wald- oder Heidekraut-Brandes besser vor.

Wenn man das Grab mitten in die verglimmende oder verglommene Asche des mächtigen Holzstoßes eintiefte und später noch die Grabdecke mit dieser Asche überstreute, so verband man damit sicher auch die Absicht, den Toten rings um mit Wärme zu umgeben, ihm von allen Seiten Wärme zuzuführen. Darüber habe ich mich eingehend in meiner vorstehenden „Studie über Brandgruben-Gräber" verbreitet.

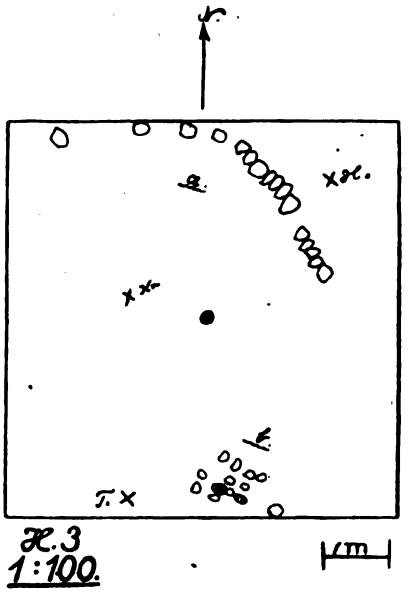


Abb. 9. Kurze Heide, Husum. Grabhügel 3.

Man sieht also, daß die „Idee der Wärmezuführung bzw. die Ausstattung des Toten mit Gegenständen zur Feuerbereitung" im Grabkultus bis in die ältere Bronzezeit (und darüber hinaus bis in die Steinzeit) hinaufreicht.

Wie Hügel 1, jedoch mit noch größerer Sicherheit schreibe ich auch Hügel 2, sowohl wegen seiner äußeren Form als auch insbesondere wegen seiner Grabanlage für eine unverbrannte Leiche, der Bronzeperiode II zu.

Die Untersuchung dieses Grabhügels bringt wieder einen Beleg dafür, daß unsere Forschung, gestützt auf Ausgrabungsgesetze, immer mehr darauf dringen muß, Sammler und Liebhaber, mögen sie noch so leidenschaftlich erpicht darauf sein, von der eigenmächtigen „Durchsuchung" unserer Bodendenkmäler und Bodenaltertümer fernzuhalten. Die „Erforschung" dieser gebührt einzig und allein der Wissenschaft.

Hügel 3. (Textabbildung 9.)

Der Hügel hatte von Nord nach Süd einen Durchmesser von 22 m, von Ost nach West einen Durchmesser von 18 m bei einer Höhe von 1,41 m. Er lag in nicht großem Abstande südöstlich von den Hügeln 1 und 2.

Digitized by Google 754884

Die Schichtung des Hügels von oben nach unten war folgende:

0,56 m dunkle Schicht (von Nivo 0,28 [Hügelspitze] bis Nivo 0,84);
0,22 m braune hellere Schicht (von Nivo 0,84 bis Nivo 1,06);
0,06 m dunkle Schicht (von Nivo 1,06 bis Nivo 1,12);
0,23 m braune Schicht mit dunklen Streifen (von Nivo 1,12 bis Nivo 1,35);
0,17 m gelbgraustreifige Schicht (von Nivo 1,35 bis Nivo 1,52);
0,10 m alte Heide, durchsetzt mit gelbem Sand (von Nivo 1,52 bis Nivo 1,62);
0,07 m gelber Sand (Urboden) (von Nivo 1,62 bis Nivo 1,69).

1,41 m = Höhe des Hügels.

Abb. 10. Kurze Heide, Husum. Grabhügel 3. Steinaltar.

Wegen Arbeitermangel wurde vorläufig nur ein 8 m-Quadrat mit dem Hügelzentrum als Mittelpunkt (Textabb. 9) untersucht. Obwohl keine Skelettreste festgestellt werden konnten, ist es sehr wahrscheinlich, daß die brandlose Bestattung etwa zentral innerhalb des untersuchten Arbeitsquadrates lag; zu dieser Annahme berechtigen die übrigen Feststellungen im Hügel: von diesen sind belanglos verschiedene Einzelsteine und kleinere Steinansammlungen in verschiedenen Höhenlagen des Hügels, weil uns diese kein Bild geben von dem einstigen Zweck ihrer Niederlegung im Hügel, weshalb sie auch nicht eingezeichnet sind, um das Hauptbild nicht zu verwischen. Dagegen sind wichtig: das Segment eines Steinkranzes (Textabb. 9, a) und der Steinaltar (Textabb. 9 b und Textabb. 10), beide, a und b, im selben Nivo liegend.

Die Feststellung dieser beiden Ereignisse innerhalb des untersuchten 8 m-Quadrates legt doch die Annahme sehr nahe, daß auch die (restlos ver-

Digitized by Google

gangene) brandlose Bestattung innerhalb des Quadrates, und zwar innerhalb unserer beiden Ereignisse (Abb. 9a u. b), also mehr oder weniger zentral gelegen hat. Nun könnte es allerdings auffallen, daß unsere beiden Ereignisse etwa 0,25—0,35 m mit ihren Basen (Unterkanten der Steine) über der Hügelsohle (dem Urboden) liegen. Die Hügelsohle liegt im Nivo • 1,69 (Hügelspitze • 0,28), dagegen die Steinunterkanten des Steinringes und Steinaltars im Mittel 0,35—0,25 m höher, nämlich bei Nivos • 1,34 bis • 1,44. Es gibt da zwei Möglichkeiten: entweder, daß man die Leiche nicht auf dem alten Heideboden (der Hügelsohle), sondern auf einer planen Aufschüttung von etwa 0,30 m Mächtigkeit niedergelegt hat, oder daß man aus nicht mehr nachzufühlenden Beweggründen Steinring und Steinaltar erst anlegte, nachdem man bereits etwa 0,30 m Erde über der Bestattung aufgehäuft hatte. Letzteres — daß nämlich die Leiche doch auf der Hügelsohle (dem alten Heideboden) lag — wird dadurch wahrscheinlich, daß ein leeres Töpfchen (Textabb. 9 × T und Textabb. 11) auf der Hügelsohle gefunden wurde, desgleichen Reste eines Feuers (Textabb. 9 × H). Das Töpfchen war leer.

Abb. 11. 1/3.

Als letztes Ereignis wäre noch zu nennen: die flache Niederlegung (nur 0,49 m unter der Hügelspitze) eines kreisförmigen Haufens gebrannter Knochen (Textabb. 9, × Kn.). Der Knochenhaufen hatte einen Durchmesser von 0,17 m bei 0,11 m Mächtigkeit (Tiefe). Hier handelt es sich entweder[1]) um ein Tieropfer oder[1]) um eine früheisenzeitliche Nachbestattung. Solche flachen früheisenzeitlichen Nachbestattungen sind ja in älteren bronzezeitlichen Grabhügeln keine Seltenheit. Um noch auf die Hauptereignisse (Textabb. 9a und b) zurückzukommen, so sind Steinringe (ganze, halbe oder Segmente) in bronzezeitlichen Grabhügeln keine außergewöhnliche Erscheinung. Sie sind aufzufassen als Bezirkung (vielleicht auch im besonderen Sinne eines „Schutz-Zaubers") der Bestattung.

Steinaltäre[2]) (Textabb. 9b u. 10) kommen in Grabhügeln — besonders in Grabhügeln der älteren und mittleren Bronzezeit (bis Periode III einschließlich) — häufig vor. Eine Reihe von Beispielen dafür habe ich in meiner Abhandlung: „Über stelenartige Grabsteine, Sonnenkult und Opferstätten usw."

[1]) Die gebrannten Knochenreste konnten osteologisch nicht mehr bestimmt werden.

[2]) Nach einer Feldbuch-Skizze des Herrn Günther Martin. Daß es sich tatsächlich um einen benutzten Opfer-Altar handelt, geht auch daraus hervor, daß an der Basis der Steine Holzkohle-Reste gesichtet wurden.

Digitized by Google

(Mannus, Bd. V, S. 195/234) auf S. 214 bis 217 unter „3. Die altarähnlichen Opferstätten" angeführt; dazu vergleiche man ebendort die Abbildungen auf: Taf. XII, Abb. 1 III, Abb. 3 III, Abb. 6 (schraffierte Steine); Taf. XIII, Abb. 2a III, Abb. 2b, 3, 4, 5, 6; Taf. XVI, Abb. 2 (vorn, rechts), Abb. 3 (vorn), 4, 5); ferner vgl. man für die vorröm. Eisenzeit Mannusbibliothek 13 „Lienau, Grabformen", Taf. XXVII, Abb. 2.

Auf unserer Textabb. 10 (vergleiche auch Textabb. 9b) sind 2 Steine mit × versehen; diese beiden Steine luden zum „Daraufknien" ein (vgl. auch Mannus Bd. V, a. a. O. insbesondere auch Taf. XVI, Abb. 4). Solche „Knie-Steine" habe ich also bei „altarähnlichen" Opferstätten häufig beobachtet. In unserem (Husumer) Falle würde der Knieende nach Nord-Ost geblickt haben. Deutlich erkennt man auch auf unserer Textabb. 10, daß die vier hintersten Steine einen schutzwandartigen Abschluß unseres Steinaltars bilden, was auch die Nivellements bestätigen. Über primitive Altäre äußert sich Sam Wide[1]) wie folgt:

„Ein Altar ist gewöhnlich eine sich über dem Boden erhebende Opferstätte. Primitive Altäre sind rote Feldsteine (die von Fetischsteinen wohl kaum zu unterscheiden sind) oder Erhöhungen, die aus Asche oder Opferresten entstanden sind. In ländlichen Kulten waren auch Erd- oder Rasenaltäre üblich. Bisweilen wurde ein natürlicher Felsen zu einem Altar zurechtgemacht, und nicht selten bestand der Altar aus angehäuften Steinen[2]). Viel häufiger waren aber die regelmäßig aufgebauten Steinaltäre . . . . . — Neben den Altären gab es auch Opfertische[3]), die besonders für unblutige Opfer geeignet waren . . . . ."

Besondere Herrichtungen zur Darbringung eines Opfers, wenn auch primitiver Art, lassen auf ein gesteigertes religiöses Empfinden schließen und wenn wir sehen, daß die Kniesteine (die zum Knien einladenden Steine) unserer primitiven Opferaltäre (Mannus, a. a. O.) so gerichtet sind, daß der beim Opfern Kniende nach Osten (in unserem [Husumer] Falle nach Nord-Osten) oder Westen, also nach Sonnen-Aufgang bzw. -Untergang, geblickt hat, so können wir nicht zweifeln, daß der Opfernde sich mit seinen durch sein Opfer erhobenen Ansprüchen an die Sonne wandte. Unsere (Mannus, a. a. O.) „altarähnlichen" Opferstätten gehören nun hauptsächlich der II. und III. Bronzeperiode an. Auch unseren Hügel rechne ich sowohl wegen seines beträchtlichen Umfanges mit entsprechender Höhe[4]) als auch wegen

[1]) Gercke-Norden, Einl. i. d. Altertums-Wissensch. Bd. II, S. 190.

[2]) Vgl. insbesondere Mannus, Bd. V, a. a. O., Taf. XVI, Abb. 3, vorn und Mannusbibliothek Nr. 13, Taf. XXVII, Abb. 2.

[3]) Vgl. Mannus, Bd. V, a. a. O., Taf. XIII, Abb. 6, Taf. XV, Abb. 1.

[4]) Nach meinen zahlreichen Grabungen und Beobachtungen gehören — jedenfalls in der Lüneburger Heide — die an Umfang und Höhe größesten bronzezeitlichen Grabhügel der III. Bronzeperiode an.

Digitized by Google

seiner inneren Einrichtung (brandlose Bestattung), Steinring, Opferaltar[1]) der III. Bronzeperiode zu. Nun sind die Perioden II und III der Bronzezeit nachweisbar bei den Germanen Perioden gesteigerter Religiosität. Ausführlich darüber verbreitet sich „Kossinna in seiner „Deutschen Vorgeschichte, 2. Aufl." auf den Seiten 75 bis 98 und Kossinna leitet diesen Abschnitt seines Werkes ein mit den Worten: „Diese wunderbar reiche zweite Periode der alten Bronzezeit ist es nun auch, die uns die Denkmäler germanischer Gottesverehrung zum ersten Male in ansehnlicher Fülle vor Augen führt." Und einen breiten Raum in den Kossinna'schen Ausführungen nimmt die Sonne[2]) (als Sonnenscheibe und auf den Felsenzeichnungen als Sonnengott) ein. Am Schlusse sagt Kossinna (a. a. O., S. 98): „Es reden keine Inschriften und keine Papyri und Pergamente zu uns von vorgeschichtlichem germanischem Götterglauben. Aber wenn Menschen schweigen, werden Steine reden: dies gilt auch hier. Und diese Steine sind unsere skandinavischen Felsen und ihre Rede sind die Felsenzeichnungen." Dazu darf ich wohl auf Grund meiner Ausführungen im Mannus Bd. V (S. 219/221) ergänzend sagen: Und solche Steine sind auch die primitiven Steinaltäre und ihre Rede sind die Orientierung nach der Sonne.

Und auch diese Steinaltäre finden sich hauptsächlich in Grabhügeln der II. und III. Bronzeperiode.

---

[1]) Im allgemeinen konkurrieren in der III. Bronzeperiode noch Körper-Beerdigung und -Verbrennung.

[2]) Vgl. auch Déchelette, Manuel II, Heft 1, Age du Bronze, Kapitel XIII: La Religion a l'âge du Bronze.

Digitized by Google

Die steinzeitlichen Gräber des Kreises Pyritz.

Von Geh. Studienrat Dr. Robert Holsten, Gymnasialdirektor, und Gustav Zahnow, Lehrer an der Knabenschule, in Pyritz.

Mit 4 Textabbildungen und Tafel V—VII.

In der Geschichte der pommerschen Steinzeit und damit der Steinzeit überhaupt gebührt dem Kreise Pyritz eine besondere Stelle. In mancherlei Hinsicht zeichnet er sich vor anderen Teilen Pommerns aus oder tritt ihnen wenigstens ebenbürtig an die Seite.

Groß ist zunächst die Zahl der Einzelfunde von Steingeräten. In einem Verzeichnisse, welches ich 1909 herausgegeben habe[1]), konnte ich 81 Geräte aus Stein aufzählen, die hier und da im Kreise gefunden sind. Seitdem sind mir noch 14 bekannt geworden[2]). Es kommen also, da der Kreis Pyritz 19 Quadratmeilen umfaßt, 5 Einzelfunde auf die Quadratmeile.

Diese Funde sind aber nicht gleichmäßig über den Kreis verteilt. Besonders reich an Einzelfunden ist das Land unmittelbar nordöstlich und südwestlich des Plöne-Sees (Karte Tafel 7). Ich zähle im Nordosten 26, im Südwesten 24 Steingeräte. Daneben ist der Westen um Wartenberg, Babbin, Beelitz, Isinger, Grape mit 16 Einzelfunden zu nennen. Dagegen haben wir nur 3 Funde im Südzipfel des Kreises südlich der Linie Schwochow-Pyritz-Wobbermin und gar nur einen im Nordosten jenseits der Faulen Ihna. Auch der in der Mitte gelegene eigentliche Weizacker, das alte Staubecken eines Gletschersees aus der Eiszeit, wie es die beigegebene Karte erkennen läßt, hat nur ganz wenige Einzelfunde von Steingeräten aufzuweisen; vier von

[1]) Holsten, Die Verkehrsverhältnisse im Pyritzer Weizacker in vorgeschichtlicher Zeit. Pyritz 1909, S. 6ff.

[2]) 1 Lanzenspitze aus Horst (Lehrer Blessin-Pyritz); 1 Lanzenspitze aus Möllendorf (Lehrer Kammin-Möllendorf); 1 Steinbeil aus Repenow (Greifswald); 4 Steingeräte aus Wartenberg (Lehrer Schmidt-Wartenberg); 1 Steinbeil aus Raumersaue (in meinem Besitz); 1 Steinbeil aus Megow, 1 Steinhammer aus dem Madü-See bei Raumersaue, 2 Steinhämmer aus Pyritz (die 4 letzten Stücke in der Pyritzer Gymnasialsammlung); 1 Steinbeil und 1 Steinhammer aus Augusthof.

Digitized by Google

diesen sind hart an seiner Grenze gemacht, bei Klützow, Pyritz, Megow und Woitfick, sieben in seiner Mitte, in Augusthof, Werben, Friedrichsthal, Horst und bei Raumersaue.

Manche dieser Funde verdienen, besonders hervorgehoben zu werden. Bei Horst ist eine Speerspitze gefunden, die noch im Holzschaft gesteckt haben soll. Leider ist dies kostbare Stück des Schaftes verloren gegangen, bevor es sachverständig besichtigt und beschrieben werden konnte[1]). Nicht weniger als 6 der halbmondförmigen Sägen sind im Kreise Pyritz gefunden worden[2]), die Walter noch 1891 in den Balt. Stud. (S. 289) als noch immer seltenen Typus bezeichnete. Besonders selten sind diese Sägen in Gräbern. Nach Walter stand es 1904 nur bei einer Säge fest, daß sie in einem Grabe gefunden war; nach Beltz ist in Mecklenburg das Vorkommen dieser Stücke in Gräbern auch zweifelhaft[3]). Im Kreise Pyritz aber stammen von den 6 Sägen 2 aus Gräbern, eine aus Wartenberg und eine aus Schöningsburg[4]). In Prillwitz ist eine sog. Amazonenaxt gefunden. Walter kann neben ihr 1891 nur noch 2 Exemplare aus Pommern nennen, eins aus Stettin und eins aus Althagen[5]). Auch zwei der verhältnismäßig seltenen Depotfunde aus der Steinzeit sind im Kreise Pyritz gemacht worden, 3 Äxte bei Sallentin unter einem großen Stein und 3 Beile und 2 Sägen von gleicher hellgrauer Farbe bei Suckow[6]). Ein Steinhammer ist aus dem Wasser des Madü-Sees gegenüber von Raumersaue 100 m vom heutigen Ufer entfernt bei 1 m Tiefe hervorgeholt; es liegt die Möglichkeit vor, daß dort zur Steinzeit Land war[7]). Bekanntlich sind an den Küsten Rügens mehrfach Steingeräte unter Wasser gefunden worden. Auch eine Schlagstätte[8]) ist bei Dölitz nachgewiesen, wie sie in dem westlich benachbarten Kreise Greifenhagen mehrfach entdeckt worden sind[9]).

Auch die Überständigkeit der Steingeräte, die schon mehrfach beobachtet ist, läßt sich im Kreise Pyritz nachweisen. Bei Klützow[10]) sind 3 Streithämmer von Feuerstein zusammen mit einer Speerspitze und Nadeln von

---

[1]) Die Steinspitze befindet sich jetzt im Besitz des Lehrers Blessin in Pyritz. Sie lag in einem Torfloch in der Nähe des Madü-Sees. Sie ist aus dunkelgrauem Feuerstein, 18 cm lang, in der Mitte 5 cm breit.

[2]) Je eine in Schöningsburg, Werben, Woitfick, Wartenberg, 2 in Suckow; vgl. Holsten a. a. O.

[3]) Balt. Stud. 1904, S. 156.

[4]) Holsten a. a. O. S. 10f.

[5]) Balt. Stud. 1891, S. 289.

[6]) Holsten a. a. O. S. 10. Balt. Stud. 1901, S. 247.

[7]) Monatsblätter der Gesellschaft für Pomm. Geschichte und Altertumskunde 1918, S. 7. Dagegen spricht Deecke, ebenda S. 35.

[8]) Holsten a. a. O. S. 7.

[9]) Balt. Stud. 1892, S. 293; 1893, S. 221; 1896, S. 229; 1897, S. 294; 1905, S. 219.

[10]) Holsten a. a. O. S. 8f; Balt. Stud. 1901, S. 248; 1902, S. 173.

Digitized by Google

Metall unter einem Steinhügel gefunden. Wendische Gräber in Gr. Küssow[1]) enthielten auch Steinsachen. Und in Lübtow[2]) ist eine größere Anzahl von Steingeräten in der untersten Schicht eines zu beiden Seiten des Ausflusses der Plöne aus dem Plöne-See entdeckten Pfahlbaus gefunden worden, der sicher nicht der Steinzeit angehört.

Die Steingeräte sind natürlich zum Teil aus Feuerstein, zum Teil aus anderen Gesteinsarten angefertigt. Auf merkwürdige Unterschiede in der Verwendung der Gesteine in den beiden Hälften des Kreises nördlich und südlich der Plöne habe ich schon 1909 hingewiesen[3]). Nordöstlich der Madü-Plöne-Linie sind rund 81% aller gefundenen Geräte aus Feuerstein gefertigt, 19% nicht aus Feuerstein; südwestlich dieser Linie dagegen sind nur rund 33⅓% der Geräte aus Feuerstein, 66⅔% sind aus anderen Gesteinsarten gemacht. Das könnte als Zufall erscheinen; aber die beiden Hälften des Kreises sind stets in mannigfacher Hinsicht von einander abgewichen. Denn die Madü-Plöne-Linie bildet eine natürliche Grenze, die beide Hälften scharf von einander scheidet.

Bedeutsamer noch als die Steingeräte sind die Reste steinzeitlicher Keramik aus dem Kreise Pyritz, die auf uns gekommen sind. Da haben wir zunächst geschweifte Becher mit Schnurverzierungen aus Lettnin. Sie sollen in einem großen Grabe mit bronzezeitlichen Urnen gefunden sein. Drei dieser Becher, von denen einer allerdings keine Verzierungen aufzuweisen hat, gehören der Pyritzer Gymnasialsammlung; sie sind beschrieben und abgebildet von Lemcke in den Monatsblättern der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Altertumskunde 1890, S. 149, 152. Einer, der sich jetzt im Stettiner Museum befindet, ist veröffentlicht von Walter in den Balt. Stud. 1894, S. 356 mit Abbildung Taf. I, 6 und besser in der Lemcke-Festschrift, Beiträge zur Geschichte und Altertumskunde Pommerns. Herausgegeben von der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Altertumskunde. Stettin 1898, S. 6 mit Abb. Nr. 18. Die Becher gehören sowohl ihrer Form wie ihrer Verzierung nach ohne Frage der Steinzeit an. Wenn die oben erwähnte Angabe über den Fundort der Lettniner Becher wirklich richtig ist, so würden wir auch hier einen Beweis für die Überständigkeit der Erzeugnisse der Steinzeit haben. Im besonderen bildet diese Pyritzer Keramik einen Ausläufer der sog. Oder-schnurkeramik, die an der unteren Oder heimisch ist und durch die Schnur-verzierungen charakterisiert wird. Sie hat in der wissenschaftlichen Literatur eine bedeutende Rolle gespielt[4]). Zuletzt ist sie von Kossinna und Wilke

[1]) Walter, Prähistorische Funde zwischen Oder und Rega. Stettin 1889. S. 17, Nr. 129.

[2]) Holsten a. a. O. S. 8 f.; Balt. Stud. 1901, S. 248; 1902, S. 173.

[3]) Holsten a. a. O. S. 17.

[4]) Man vergleiche die Berichte Walters in den Balt. Stud. 1893, S. 221; 1901, S. 246; 1904, S. 156; 1907, S. 216; 1910, S. 179.

Digitized by Google

behandelt. Kossinna (Mannus II, 1910, S. 70) bezeichnet die schnurverzierten Becher als charakteristisches Gefäß des dritten Zuges, auf dem sich nach seiner Annahme die Nordindogermanen in der Steinzeit nach Osten ausgebreitet haben. Auch Wilke (Mannus IX, 1918, S. 27) sucht den Ursprung dieser Odergruppe im Norden in der Megalithkultur, während Goetze sie aus Thüringen hatte herleiten wollen[1]). Sie ist nach Wilke eine Schwester der Thüringer Keramik, nicht eine Tochter, gehört aber der letzten neolithischen Zeit an. Demnach würde die von uns oben angedeutete Überständigkeit dieser Form wohl möglich sein.

Daneben sind Gefäße aus einem unten zu besprechenden Grabe von Schöningsburg zu nennen, die der Bandkeramik angehören. Sie sind veröffentlicht von Walter in der oben erwähnten Lemcke-Festschrift (Beiträge zur Geschichte und Altertumskunde Pommerns. Stettin 1898, S. 8 und Abb. 28 bis 30). Auch über sie gibt es eine reiche Literatur[2]). Schöningsburg ist ziemlich der nördlichste Punkt, an dem wir diese Bandkeramik bisher nachweisen können; nur ein Tongefäß aus Graudenz ist noch nördlicher gefunden[3]). Die neusten Ansichten über sie sind wieder durch Kossinna und Wilke vertreten. Nach Kossinna (Mannus II, 1910, S. 59ff.) gehört sie dem südindogermanischen Donaukulturkreis der Steinzeit an und ist über Schlesien an der Oder entlang bis in den Kreis Pyritz gelangt. Wilke (Mannus IX, 1918, S. 36) sieht in den Illyriern die Träger dieser Kultur. Er spricht von einer mitteldeutsch-böhmisch-schlesischen Gruppe, deren äußersten nördlichen Ausläufer wir hier vor uns haben. Er setzt sie in den letzten Abschnitt des Neolithikums.

Was Schliz in der Zeitschr. f. Ethnologie 38, 1906, S. 324ff. über das Verhältnis von Schnur- und Bandkeramik gesagt hat, paßt durchaus auf die Pyritzer Verhältnisse, als hätte er es gerade aus ihnen abgelesen. Die Bandkeramik gehört nach ihm einem Ackerbauvolk an, in dessen Gräbern sich außer Pfeilspitzen nur Ackerbau- und Handwerksgeräte (Beile, Meißel, Hämmer, Messer, Schuhleistenkeile) finden; es wohnte stets in der Nähe eines Wasserweges in hochwasserfreier Lage und auf waldfreiem Löß, wie er auch bei der Bildung von Staubecken entstanden sein kann. Bei Schöningsburg haben wir einen Wasserweg in der Plöne; das Grab lag aber nicht unten am Ufer, sondern oben am Höhenrande in dem Gebiete des Staubeckens, aus dessen Sedimenten sich der Weizacker ton gebildet hat. An Geräten sind in diesem Grabe 1 Steinbeil, 2 Feuersteinmesser und 1 Feuersteinsäge gefunden. In engster Fühlung mit den bandkeramischen Niederlassungen steht die Schnurkeramik; die schnurkeramische Bevölkerung hielt die Höhen besetzt. Von Lettnin,

[1]) Balt. Stud. 1893, S. 221.

[2]) Vgl. die Berichte Walters in den Balt. Stud. 1901, S. 246; 1902, S. 174; 1907, S. 216; 1910, S. 177.

[3]) Mannus II, 1910, S. 61.

Digitized by Google

von wo wir schnurverzierte Becher haben, nach Schöningsburg sind etwa 10 km; Schöningsburg hat 48 m Höhe, bei Lettnin reichen die Höhen bis 112 m.

Auf jeden Fall haben wir hier durch diese Reste der Keramik auf engem Raum zwei Gruppen der steinzeitlichen Kultur neben einander vertreten, die sich scharf von einander abheben.

Besonders in die Augen fallend ist der Reichtum des Kreises Pyritz an steinzeitlichen Gräbern. Meistens sind es Megalithgräber. Diese begegnen uns in der wissenschaftlichen Literatur zuerst in den Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte 1877, S. 304. Dort weist Voß nach, daß es auch östlich der Oder Hünenbetten gegeben hat. Als Beweis führt er nach den Akten der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Altertumskunde Hünenbetten zwischen Pumptow und Muscherin aus dem Kreise Saatzig an. Leider ist diese erste Angabe in der Literatur fehlerhaft und unvollständig. Denn Pumptow und Muscherin liegen nicht im Kreise Saatzig, sondern eben im Kreise Pyritz, und aus den erwähnten Akten hätte Voß ersehen können, daß es in diesem Kreise viel mehr Hünenbetten gegeben hat. Der Irrtum ist um so merkwürdiger, als Voß das Aktenstück, wie er sagt, selbst eingesehen hat. Diese Erwähnung ist also nicht zu rechnen, und Walter kommt das Verdienst zu, in seinem Programm „Prähistorische Funde zwischen Oder und Rega" (Stettin 1889) die Pyritzer Gräber wirklich in die wissenschaftliche Literatur eingeführt zu haben. Seine Angaben sind vollständig und bedürfen in dieser Beziehung kaum einmal einer Ergänzung oder Berichtigung. Mängel ergeben sich aus Wesen und Zweck der Walterschen Arbeit. Walter will alle prähistorischen Funde anführen. Er kann dabei natürlich nicht immer eine Scheidung nach den Perioden der Vorgeschichte vornehmen und weist daher auch die Pyritzer Gräber nicht ausdrücklich der Steinzeit zu. Walter gibt ferner nur ein Verzeichnis. Infolgedessen müssen seine Angaben kurz sein. Er hat bei aller Kürze die Gräber trefflich gekennzeichnet; doch läßt sich vielfach über die einzelnen Grabanlagen mehr sagen, als er im Rahmen eines Verzeichnisses hat sagen können.

Die wissenschaftliche Literatur schweigt nun 20 Jahre lang von den Pyritzer Gräbern, vielleicht eben deshalb, weil Walter sie keiner bestimmten Periode der Vorgeschichte zugewiesen hatte. 1896 bringen die Baltischen Studien auf Taf. I, 3 eine Abbildung eines der hierher gehörenden Gräber aus Schöningsburg von Stubenrauch als Beilage zu Schumanns Aufsatz „Die Kultur Pommerns in vorgeschichtlicher Zeit" unter den steinzeitlichen Funden; doch nimmt Schumann in seinen Ausführungen gerade auf diese Zeichnung nicht Bezug. 1902 erwähnt Walter in den Balt. Stud. S. 173 die Untersuchung eines dreieckigen Langgrabes im Forstrevier Dölitz Kr. Pyritz, welches „zur Gruppe der kujavischen Gräber zu gehören schien". Doch will er aus dem geringen Ergebnis der Untersuchung keine besonderen Schlüsse ziehen. 1904 erwähnt er in den Balt. Stud. S. 156 eine Säge, die mit einer Speerspitze

Digitized by Google

und einem Meißel in einem Kistengrabe in Wartenberg Kr. Pyritz gefunden sein soll; genauere Angaben über das Grab fehlen. Das ist alles.

Dann habe ich 1909 in einer kleinen Festschrift des Pyritzer Gymnasiums „Die Verkehrsverhältnisse im Pyritzer Weizacker in vorgeschichtlicher Zeit" (Pyritz 1909) S. 6ff. ein Verzeichnis der steinzeitlichen Altertümer des Kreises Pyritz gegeben. Ich habe hier die schon von Walter angeführten Gräber mit geringen Abweichungen und Änderungen unter den Denkmälern der Steinzeit angeführt. In einer Besprechung meiner Arbeit in den Monatsblättern 1910, S. 28 äußert Walter gegen diese Zuweisung zur Periode der Steinzeit Bedenken; „sie brauchen nicht alle steinzeitlich zu sein", sagt er. Auch lehnt er die von mir betonte Scheidung in drei- und viereckige Gräber ab.

Doch hat Kossinna in seinem oben schon erwähnten Aufsatz „Der Ursprung der Urfinnen und Urindogermanen und ihre Ausbreitung nach Osten" im Mannus I, 1909; II, 1910 diese Zuweisung der Gräber zur Steinzeit angenommen. Er führt dort aus, daß sich die nordische steinzeitliche Megalithkeramik in drei Zügen nach Osten verbreitet hat. Als Hauptkennzeichen des zweiten Zuges nennt er die Megalithgräber, unter ihnen auch die sog. kujavischen Gräber (II, 67). In dem beigegebenen Verzeichnis der Fundorte finden auch die Pyritzer Gräber Erwähnung (II, 87f.). Dem schließt sich Walter nun in einer Besprechung jenes Aufsatzes in den Balt. Stud. 1910, S. 178 an. Er weist hier auf den ungewöhnlichen Formenreichtum der Pyritzer Gräber hin, der wohl eine ausführliche Veröffentlichung verdient hätte. In den Balt. Stud. 1913 (S. 329) führt er diese Pyritzer Gräber noch einmal unter den steinzeitlichen an; er irrt aber, wenn er meint, sie seien heute alle spurlos verschwunden. Denn eins oder vielmehr ein Doppelgrab ist bei Schöningsburg noch vorhanden[1]). Dann finden die Pyritzer Gräber an einer Stelle keine Erwähnung, wo wir sie erwarten könnten. Wilke in seinem Aufsatz „Die Herkunft der Kelten, Germanen und Illyrer" im Mannus IX, 1917 will zwar bei seiner Besprechung der steinzeitlichen Kultur von den kujavischen Gräbern absehen (S. 28), da sie seines Erachtens eine wesentlich jüngere Entwicklungsform darstellen; aber die Pyritzer Gräber gehören nicht alle zur sog. kujavischen Gruppe. Von diesen scheint Wilke jedoch nichts zu wissen; er kennt Megalithgräber wohl in Pommern östlich der Oder, aber nur in den Kreisen Bublitz und Neustettin. Ihm gegenüber bleibt Walter (Monatsblätter 1918, S. 29) bei seiner nun gewonnenen Ansicht, daß die kujavischen Gräber, also auch die Pyritzer, „doch wohl zur Megalithgruppe zu rechnen sind". Schließlich berücksichtigt Ernst Wahle (Ostdeutschland in jungneolithischer Zeit, ein prähistorisch-geographischer Versuch. Würzburg 1918, S. 146, 149, 184, 205) auch die Pyritzer Gräber. Er behandelt, nachdem er die Boden-

[1]) Vgl. Balt. Stud. 1896, Taf. I, 3. Holsten, Die Verkehrsverhältnisse im Pyritzer Weizacker. Pyritz 1909, S. 10.

Digitized by Google

verhältnisse, die Bewässerung, Klima, Tier- und Pflanzenwelt besprochen hat, die menschlichen Siedelungen nach Verteilung, Dichte und Lage. Er bedauert natürlich, daß für Pyritz die alten Akten der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Altertumskunde wörtlich und bildlich noch nicht wiedergegeben sind (S. 165).

So haben die steinzeitlichen Gräber des Kreises Pyritz in der wissenschaftlichen Literatur schon mehrfach Erwähnung gefunden. Doch zeigt noch die letzte Veröffentlichung von Wahle deutlich, daß sie doch noch nicht genügend bekannt geworden sind. Der von Walter 1910 geäußerte Wunsch, sie möchten eine ausführliche Veröffentlichung finden, war nur zu berechtigt. Man sollte meinen, hierfür wäre Walter selbst der geeignete Mann gewesen. Aber ohne genaue Kenntnis der Örtlichkeit ist eine solche Veröffentlichung doch kaum möglich, und darum habe ich geglaubt, im Verein mit dem Lehrer Zahnow, der im besonderen die Zeichnungen und die Karte (Tafel 7) nach der von Soenderop in meiner Volkskunde des Weizackers (Stettin 1914) gegebenen geologischen Aufnahme angefertigt hat, mich dieser Aufgabe unterziehen zu sollen. Da wir in Pyritz wohnen, kennen wir den Kreis gut und haben durch Nachfrage bei den Einwohnern und Einsicht der Örtlichkeit immer wieder Nachhilfe schaffen können.

Die steinzeitlichen Gräber des Kreises Pyritz.

Unsere Kenntnis der Pyritzer Gräber beruht in der Hauptsache auf einem Aktenstück, welches sich unter C. I, 1 im Besitz der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Altertumskunde befindet. Eins der dort erwähnten Gräber, das Doppelgrab von Schöningsburg, ist heute noch vorhanden; es ist auf der Generalstabskarte 1:100000 etwa 2,5 km nordöstlich von Schöningsburg verzeichnet. Alle andern sind verschwunden. Zwei sind anderweitig bekannt geworden, eins von Schöningsburg und eins von Kraazen, welches den Grenzhügel zwischen dem Kreise Pyritz und der Neumark bildete. Ich werde also zunächst jenes Aktenstück, so weit es hierher gehört, veröffentlichen, und dann die Angaben über die beiden anderen Gräber folgen lassen. Eine zusammenfassende Betrachtung mag den Schluß bilden.

Die Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Altertumskunde entschloß sich im Jahre 1825 bald nach ihrer Gründung dazu, eine vollständige Übersicht der heidnischen Denkmäler Pommerns nebst einer Karte zu entwerfen, welche die Stätten sorgfältig andeuten sollte, in denen sich dergleichen merkwürdige Überreste der Vorzeit befinden. Sie wandte sich daher durch Vermittelung des Oberpräsidenten von Pommern an einen größeren Kreis ihrer Landsleute, bei denen sie die genaueste Ortskenntnis glaubte voraussetzen zu können, besonders an die Landräte, Prediger und Oberförster, und ersuchte diese um Mitteilungen, wie sie jenen Zwecken dienlich sein könnten. Als be-

Digitized by Google

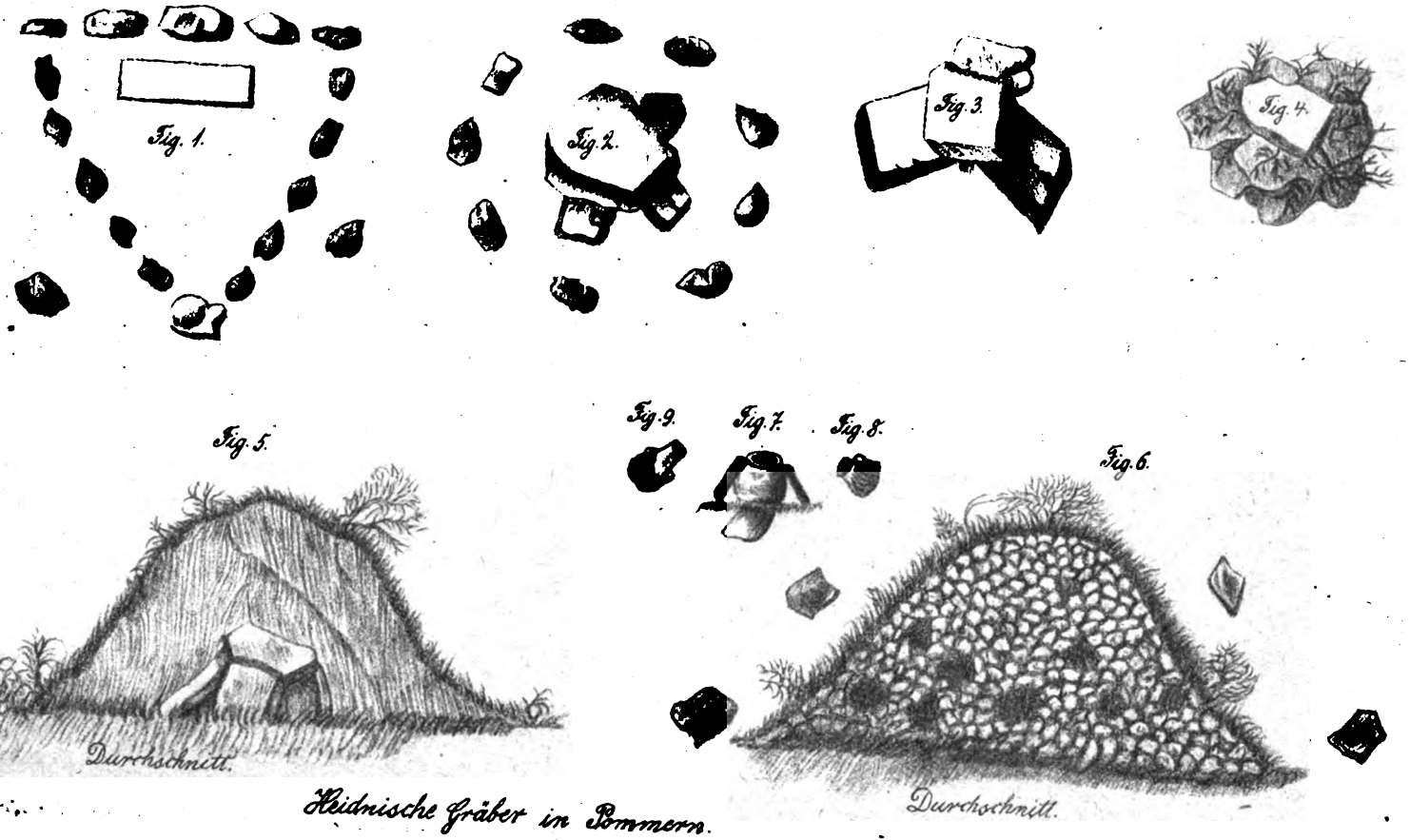
sonders zu berücksichtigen bezeichnete die Gesellschaft: 1. sog. Opfer- oder Näpfchensteine; 2. alte Burgwälle; 3. „heidnische Begräbnisplätze, zum Teil mit unbedeutend aufgeworfenen Hügeln in größerer oder geringerer Menge, zum Teil ohne sichtbare Erhebung des Bodens, aber erkennbar an den Scherben von Aschenkrügen, welche durch Zufall oder bei leichterem Aufscharren des Erdreichs zum Vorschein zu kommen pflegen; 4. größere hoch aufgeschüttete Erdhügel, zum Teil ohne aufliegende Steinblöcke, zum Teil mit großen Steinen auf verschiedene Weise belegt und eingefaßt. Unter dem Namen Hünengräber, Riesenbetten, Steinbetten, Topfberge usw. sind diese Hügel unter uns bekannt genug und stellt die anliegende Zeichnung Fig. 1. 2. 3. 4. 5. 6 die äußere Ansicht mehrerer derselben dar, wie man sie bisher am meisten wahrgenommen hat." Vgl. nebenstehende Abbildung, auf die in dem Schöningschen Bericht, mehrfach als Zeichnung Lit. C, immer wieder Bezug genommen wird. Der Oberpräsident Sack legte allen Beteiligten den Wunsch der Gesellschaft durch einen Erlaß vom 30. August 1825 warm ans Herz, und so liefen denn alsbald zahlreiche Berichte ein, die natürlich nach Umfang und Wert recht verschieden waren. Sie wurden in einem Aktenstück vereinigt, welches sich unter L. I, 1 noch heute bei den Akten der Gesellschaft befindet.

Für den Kreis Pyritz übernahm der Landrat von Schöning die Untersuchung. Er teilte den Kreis in 8 Bezirke und ernannte für jeden einen Leiter der Feststellungen. Dies waren 1. Amtsrat Sehmsdorf, 2. Bürgermeister Röhl, 3. Landschaftsdeputierter von Plötz, 4. v. Wedell in Repplin, 5. Lindemann-Augusthof, 6. er selbst, 7. von der Heyden in Sabow, 8. von Wißmann-Falkenberg. Diese Männer nahmen wieder zum Teil die Hilfe der Geistlichen und Gutsbesitzer ihres Bezirks in Anspruch. Der Landrat von Schöning stellte aus ihren Angaben einen zusammenfassenden Bericht auf (L. I, 1, S. 195—211), welchen er am 5. April 1826 dem Oberpräsidenten einsandte. Als Fol. 1—17 (S. 212—229) sind die ihm zugestellten Berichte und Zeichnungen beigefügt. Ergänzend treten Angaben einiger Berichte aus anderen Kreisen Pommerns hinzu.

Ich veröffentliche nun im folgenden die hierher gehörenden Angaben des von Schöningschen Berichtes, indem ich bei den einzelnen Orten die Berichte und Zeichnungen einschiebe, auf denen von Schöning fußt. Dies ist nötig, weil gelegentlich Abweichungen vorhanden sind. Die Nummern am Rande habe ich hinzugefügt. Die Seitenangaben beziehen sich auf das Aktenstück.

I. **Bezirk.** (Altstadt, Strohsdorf, Briesen, Beyersdorf, Köselitz, Löllhöfel, Möllendorf, Kl. Rischow, Wobbermin, Babbin, Beelitz, Alt Falkenberg, Horst, Isinger, Prielipp, Gr. Rischow, Sabes, Gr. Schönfeld, Wartenberg, Werben, Friedrichsthal, Giesenthal, Neu Falkenberg, Schöningen, Raumersaue, Schützenaue, Paß, Neu-Prielipp, Neu Schönfeld.)

Digitized by Google



Heidnische Gräber in Pommern.

Abb. 1.

Digitized by Google

Nr. 1. 2. S. 197. 11. Isinger; es befinden sich in der dortigen Hütung (Bericht des Pastors Bandelow 31. Januar 1826: in der hiesigen Weide) zwey sogenannte Hünen Gräber, welche der Zeichnung Fig. I am nächsten kommen, nur in mehr verlängerter und schmaalerer Form[1]).

Nr. 3. 16. Wartenberg. Dort befinden sich einige anscheinend interessante Denkmäler, sowohl in der Fig. 1 als 5 u. 6 in der Zeichnung dargebotenen Form. — Beide letztere scheinen noch ganz unberührt, und sind um so interessanter, als sie nur selten in hiesiger Gegend gefunden werden.

Zu Wartenberg.

S. 188. Der ganze Hügel, auf der Hütung des Dorfs Wartenberg, und ½ Meile von Wartenberg wie von Sinzlow gelegen, unter dem

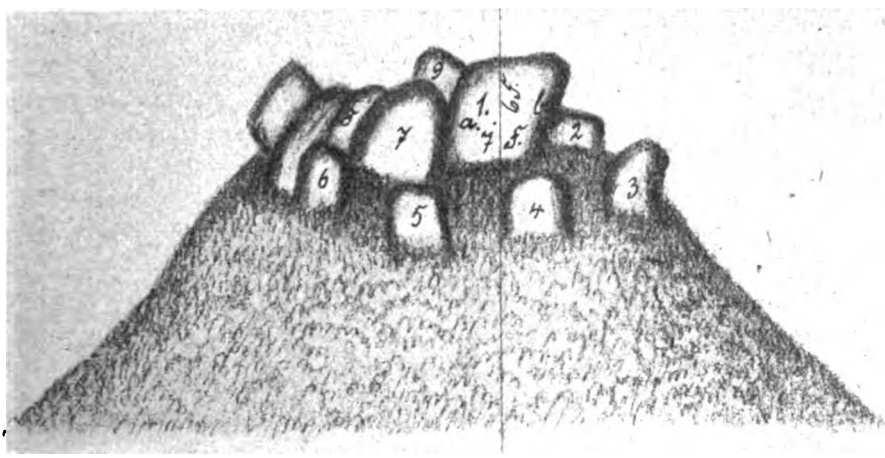


Abb. 2.

Namen „Hühnengrab" bekannt, scheint auch nichts anderes als ein Grabhügel zu seyn: da die beyden rohen Steine No. 1 und 7 wohl Grabdekkel aber nicht Opfersteine seyn können. Der Stein No. 1 ist bey

[1]) Die Lage der Gräber ist nach der heute noch im Dorfe lebendigen Erinnerung einwandsfrei festgestellt. Sie lagen auf einer Sandscholle. Unweit dieser Stelle ist am Anfang dieses Jahrhunderts ein großes Gräberfeld gefunden. „Jedes Grab bestand aus 3 runden Steinen mit einer darüberliegenden Platte. Der Raum zwischen den Steinen war mit schwarzer Erde ausgefüllt, wie man sie in Blumentöpfen hat, während der Untergrund Sand ist. Die Gräber waren verschieden groß, eines zeichnete sich durch seine Dimensionen vor den andern aus. Die Steine hatten einen Meter Durchmesser, jedoch fehlte die Platte, die wahrscheinlich schon bei einer früheren Gelegenheit gesprengt worden ist. Die Steine waren unbehauen, aber rund und glatt, als ob sie lange im Wasser gelegen hätten. Urnenteile und sonstige Werkzeuge sind nicht gefunden." (Angaben des Kossäten Gottfried Kuhn-Isinger.)

Digitized by Google

a seiner Unterlage beraubt, und bey b gehoben worden, weshalb er mit dem Ende a auf die Erde geschoßen, und bei b von seiner Unterlage dem Stein No. 3 gewichen ist. Die dadurch unter dem Steine zugänglich gewordene Erdfläche ist bereits vor langer Zeit ausgegraben worden, um entweder Urnen, oder auch Schätze zu suchen. Die links liegenden nicht numerirten Steine scheinen gar nicht zu der Ordnung der übrigen Grabsteine zu gehören.

Sinzlow, den 9. Nov. 1825. Schmidt (war Prediger).

S. 213. Fol. 2. I. Das erste (Denkmal) ist ein Grabmal, oder vielleicht ein Opfer-Altar, von jeher unter dem Namen Hünengrab, auch Hünenkiste in hiesiger Gegend bekannt, zur rechten Seite des Weges von Wartenberg nach Sintzlow, am Anfange der Hütung, der Buchstrauch genannt, gegen Nord-Nord-West etwa 3500 Schritte vom Dorfe belegen. Seine Gestalt kommt der in Fig. I der litographirten Zeichnung Litt. C. am nächsten, ist jedoch in einiger Rücksicht von ihr verschieden.

Auf einer Anhöhe, die sich von Süden gegen Norden hinzieht, erhebt sich ein künstlicher Hügel, der, wie an einigen Überbleibseln noch sichtbar ist, früher ringsum auf Steinen ausgesetzt gewesen, und im Umkreise etwa 140 Fuß beträgt. — Auf diesem Hügel sind gegen Morgen und Abend an jeder Seite drei Steine neben einander aufgerichtet, die über der Erde jetzt noch ungefähr 3 Fuß erhöht sind, so daß beide Reihen 8 Fuß von einander abstehen. An beiden Enden steht dazwischen ein Stein, und der dadurch gebildete Kasten nimmt einen ziemlich regelmäßigen Raum von 24 Fuß Länge und 8 Fuß Breite ein. Über diese aufrecht stehenden Steine sind 2 große Steine horizontal gelegt, so daß sie den Raum, den die unteren Steine bilden, bedekken, und jeder ungefähr 12 Fuß lang und 10 Fuß breit sind. — Doch sind diese beiden Steine durch den Druck ihrer bedeutenden Last und die Länge der Zeit an einer Seite von ihren Unterlagen, da diese etwas ausgewichen sind, herabgeglitten. — Außer einer, wohl nur oberflächlichen Aufgrabung unter dem einen Dekksteine gegen Norden scheint bisjetzt keine genauere Untersuchung dieses Denkmals vorgenommen zu seyn. — Am Fuße der Anhöhe nach der Morgenseite ist eine bedeutende Vertiefung, die zum Teil aus Bruch und Wiesen besteht, und mit dem näher nach Wartenberg hin belegenen langen See zusammenhängt, wahrscheinlich also mit diesem in früherer Zeit einen großen See gebildet hat. — Auch an der Abendseite ist ein ziemlich großes Bruch, das jetzt aber fast ganz ausgetrokknet ist.

II. —

Übrigens machen beide Anhöhen, auf welchen sich diese Denkmäler befinden, vornemlich letztere, die höchsten Punkte in einem weiten Umkreise, indem sich vom Dorf aus das Erdreich gegen Westen und Nord-

Digitized by Google

westen allmählich erhebt, und von diesen Anhöhen an, mehr oder weniger senkt. —

Wartenberg, den 26. Novbr. 1825.

Carmesin, Prediger.

S. 269. Bericht des Pastors Golcher Alt Damerow den 6. Oktober 1825.

10. Auf die großen Hünengräber bei Warsin, unweit Bernstein (Pyritzer Kr.) und die bei Sinzlow, Wartenberg und Babbin (Amts Colbatz Pyritz) befindlichen Steinbetten, von denen einige der Figur 3 und 4 (Lit. C) entsprechen andere aber von drei oder 4 behauenen Steinen eng eingeschlossen, und mit einem großen platten Deckelstein versehen sind, will ich hier wenigstens aufmerksam machen[1]).

II. **Bezirk.** (Stadt Pyritz, Eichelshagen, Marienwerder, Gr. Zarnow, Brederlow.) —

S. 199. III. **Bezirk.** Demselben sind zugelegt die Dörfer Brietzig, Lettnin, Megow, Coßin und Mützelburg, Gaarz, Klotzin, Klücken, Gr. Latzkow, Plöntzig, Prillwitz nebst Vorwerke, Rosenfelde, Schönow, Woitfick, und dem Landschafts Deputierten v. Plötz übertragen, in denselben nähere Nachforschungen anzustellen. Derselbe hat unter Beyhülfe seines Bruders sich dem Gegenstande mit besonderer Vorliebe hingegeben und letzterer darüber eine Sammlung Zeichnungen geliefert, die eine interessante Versinnligung der Lokalität gewähren. — In diesem Bezirke haben sich ganz besonders viele Spuren heidnischer Denkmäler dargestellt, wohl besonders deshalb, weil bey diesen Dörfern größere hoch gelegene Hütungs Terrains sich befinden, bey denen erst in neuerer Zeit durch Separation, specielle Teilung vorbereitet ist, und die nach ihrer Beschaffenheit bisher weniger geeignet waren, um für die Kultur in Anspruch genommen zu werden. —

Nr. 4—27. S. 200. Fol. 3, 4, 5. 1. Bey Brietzig gewähren die Tafeln A. B. C sehr reiche Spuren heidnischer Grab Mäler, welche jedoch größtenteils der Fig. 1 der mitgeteilten Zeichnung angehören, und zum Theil noch unberührt zu sein scheinen. — Werden in den nächsten Jahren Special Separationen ausgeführt, so werden auch diese bald ganz verschwinden (Taf. 5)[2]).

Nr. 28—39. 2. Bey Lettnin bietet Fol. 6 gleiche anscheinend zum Theil noch unberührten Gräber dar (Taf. 5).

---

[1]) Die Lage des Grabes läßt sich nach den Angaben der Akten genau feststellen.

[2]) Die Stelle, wo die Gräber Nr. I und II Fol. 3 lagen, heißt heute noch Hönebarg (statt Hünenberg). Die Stelle, wo das am weitesten östlich nahe dem Jordan-Fließ und der Kossiner Grenze gelegene Grab sich befand, heißt noch heute Hönegraw. Auf dem Matthisberg, auf dem Nr. III—VI Fol. 3 lagen, sieht man heute noch zahlreiche Steintrümmer.

Digitized by Google

Nr. 40—80. 4. Bey Coßin mit Vorwerk Mützelburg, weisen die Tafeln Fol. 7. 8. 9 sehr zahlreiche Grabstätten nach, welche mit den Grundstücken von Lettnin in Verbindung stehen, alle jedoch der Fig. 1 der mitgeteilten Zeichnung anzugehören scheinen (Taf. 5, 6).

Nr. 81—88. 6. Für Kloxin, Gr. Latzkow, Plönzig[1]), bietet die Tafel Fol. 10 die aufgefundenen Überreste ähnlicher Denkmäler dar (Taf. 5).

Nr. 89—98. 8. bey Prillwitz[2]) geben die Tafeln Fol. 11. und 12. die Uebersicht; auch diese scheinen in so weit sie noch unberührt sind der Fig. 1 der mitgeteilten Zeichnung anzugehören (Taf. 6).

S. 201. 9. bey Rosenfelde und Schönow sind bisjetzt noch keine Grab Mäler ermittelt, obgleich bey der großen Ausdehnung der Feldmark Schönow und ihrer Begrenzung mit Prillwitz Kloxin Plönzig und Gr. Latzkow nicht zu bezweifeln ist, daß deren noch vorhanden sein dürften, oder doch sicher vorhanden gewesen sind[3]).

Nr. 99—102. 10. Für Woitfick[4]) wird durch die Fol. 13 beygefügte Zeichnung eine besondere Uebersicht der verschiedenen Denkmäler gegeben[5]) (Taf. 6).

IV. **Bezirk** (Brallentin, Kremzow, Klützow, Repplin, Wittichow, Streblow, Linde, Petznick, Schönwerder, Sandow, Kollin, Blumberg). —

S. 202. V. **Bezirk** (Buslar, Damnitz, Gr. Küssow, Kl. Küssow, Verchland, Schlötenitz, Schellin, Ludwigsthal, Klemmen, Barnimskunow, Warnitz, Krüssow, Streesen, Lübtow). Nur allein

bey Krüssow haben nach anliegender Anzeige sich noch allein Spuren alter heidnischer Grab Mäler ermittelt, welche gleichfalls in die Kathegorie derer zu gehören scheinen, welche durch die Fig. 1 der mitgeteilten Zeichnung angedeutet sind.

[1]) Die Stelle, wo die 3 Gräber südöstlich von Plönzig an der Gr. Latzkower Grenze lagen (Fol. 10), heißt heute noch hünengrabshufen.

[2]) In der Schonung am Wege nach Berlinchen südlich von Prillwitz (Fol. 11) sieht man heute noch zum Teil die Löcher, aus denen die großen Steine herausgebrochen sind.

[3]) Hierfür spricht auch, daß auf einer alten Karte der Schönower Feldmark vom Jahre 1781 ein kleiner Teich, der nordwestlich des Dorfes in der Nähe des Gr. Lutz-Sees liegt, den Namen Steinkistenpfuhl trägt.

[4]) Die Stelle heißt heute noch Steenhöwelsbag.

[5]) Die Lage der Gräber dieses Bezirks läßt sich nach den in den Zeichnungen gegebenen Maßen und nach der noch lebendigen und zum Teil in Flurnamen festgelegten Erinnerung genau bestimmen. Man kann nur bei den Gräbern südlich Lettnin gelegentlich einmal schwanken, ob ein Grab noch auf Sand oder schon auf Geschiebemergel gelegen hat. Die Steine der Mützelburger Gräber sind heute noch vorhanden. Es sind nicht nur die Mauern der Ställe und Scheunen des Gutes zum größten Teil vom Fundament bis zum Dach aus Findlingen aufgeführt, sondern es wird auch der Mützelburger Tanger im Osten völlig zwecklos von einer langen Mauer begrenzt, die aus großen Findlingen gebaut ist. Die Blöcke sind zum Teil 1—1½ m hoch.

Digitized by Google

Nr. 103. S. 216. Hierzu Bericht des H. Lindemann Augusthof 16ten Januar 1826.

Die eine daselbst (nämlich in Krüssow) vorhandene Spur, welche ich für ein heidnisches Grabmahl halte, ist so gestaltet, wie in der hierbei zurückerfolgenden Zeichnung sub No. 1. dargestellt ist. — Es ist dieses Grabmahl noch mit vielen großen Steinen besetzt, obgleich auch die Spur deutlich zeigt, daß viele Steine schon davon genommen sind. — Oben am Anfange des Grabmahls, wo auch die größten Steiner liegen, beträgt die Breite desselben ohngefähr 10 Fuß, die Länge aber circa 500 Fuß. — Es befinden sich hierbei zwei frisch gegrabene Löcher, welche wohl nur im verwichenen Jahre gegraben worden, und sind dieselben auch nur von geringem Umfange. — Eine Ordnung, wornach die Steine gesetzt sind, ist hiebei nicht anders zu erkennen, als daß dieselben dicht neben einander, und am Anfange, so wie auf der Zeichnung, etwas breiter von einander, hernach aber immer schmäler zusammen liegen. — Ein Quell oder See ist in der Nähe hiebei nicht befindlich, und von Krüssow aus, liegt das Grabmahl halb Osten und halb Süden. —

Nr. 104. Einige hundert Schritte von diesem Grabmahl, liegt noch ein zweites, eben so wie das erstere gestaltet, nur das es ohngefähr nur 10 Fuß breit und 100 Fuß lang ist. — Es befindet sich bei demselben weder ein See noch eine Quelle, und sind auch keine Spuren zu entdecken, daß jemals dabei gegraben worden ist. Es liegt von Krüssow auch in derselben Richtung wie das erstere [1]).

S. 202. VI. **Bezirk.** Demselben habe ich die Dörfer Muscherin, Sallentin, Succow a. Pl., Schöningsburg, Pumptow, Uckerhof vorbehalten und in denselben selbst die näheren Erörterungen veranstaltet. —

Spuren von Grabmälern heidnischer Vorzeit habe ich nur entdeckt

Nr. 105—107? S. 203. bey Pumptow an der Grenze von Succow Pumptow und Muscherin, wie dieselben unter dem Namen Hünen Gräber bekannt sind. —

Oblonga von mehrerer und minderer Länge, an dem einen Ende breiter und mit höheren Steinen besetzt, am andern Ende schmaler und in kleinerer Stein Einfassung auslaufend. — Sie liegen etwa in der Mitte zwischen Pumptow und Muscherin unfern der dort angelegten Kiehnenholzung in der Richtung von Westen nach Osten, die größeren Steine auf der Seite nach Osten [2]).

[1]) Um 1870 waren die beiden Gräber noch vorhanden. Südlich der Stelle liegt ein länglicher Pfuhl, der heute noch den Namen Hünenpütt führt.

[2]) Die Zahl der Gräber ist also ungewiß, ihre Lage auf Geschiebemergel nicht zweifelhaft.

Digitized by Google

Nr. 108. 109. S. 204. bey Succow a. Pl. auf den an Schöningsburg übergegangenen Grundstücken, befinden sich noch 2 große sogenannte Hünen Gräber in ähnlicher Form wie die vorgehend bey Pumptow angedeuteten, nur ungleich länger, wenig von einander entfernt und in gleicher Richtung von Westen nach Osten, die größesten Steine auf dem östlichen Ende. — Sie scheinen noch unberührt, und bey der Urbarmachung der umliegenden Grundstücke nach Errichtung des Guths Schöningsburg habe ich jedoch diese beiden heidnischen Grab Mäler unversehrt erhalten[1]). —

Daß aber auf der Feldmark ehemals noch mehrere ähnliche Gräber sich befanden, leidet nach den zahlreichen angehäuften Steinen, welche fortgenommen, an den Wegen aufgerichtet und zu andern Zwecken verwendet sind, keinen Zweifel. —

Nr. 110—112? S. 207. bey Sallentin, befinden sich noch einige den vorerwähnten ähnliche Hünen Gräber mit Stein Einfaßung an der Grenze von Collin und Blumberg auf den bisher nicht bebauten Dreisch.

Nr. 113. S. 269. Bericht des Pastors Golcher Alt Damerow den 6ten Oktober 1825.

9. Auf der Straße von Blumberg nach Pumptow, Pyritzer Kreises etwa 1000 Schritt südwestlich vom ersten Orte beim Eingang in den Birkenwald läuft auf einem wenig gewölbten Erdrücken ein langes Hünenbette, wie ein Steindamm quer über den Weg hin, und deutet auf ein reichhaltiges Todtenbette.

S. 207. VII. **Bezirk** (Alt Grape, Neu Grape, Löst, Gr. Möllen, Leine, Schwochow, Naulin, Repenow, Sabow).

---

[1]) Dies sind die beiden heute noch vorhandenen Gräber. Eine Abbildung gibt Stubenrauch in den Balt. Stud. 1896, Taf. I, 3. Es sind zwei langgestreckte Trapeze, die von Osten nach Westen in einem Abstand von 5—6 m einander parallel laufen. Das südliche Grab ist 42 m lang, am breiten Ost-Ende 8 m, am schmalen West-Ende 3 m breit. Das nördliche Grab ist 37 m lang und 6 bzw. 3 m breit. Die Steinsetzungen zeigen am Ostende die größten Steine; diese werden je weiter nach Westen um so kleiner. Der größte Stein liegt am Ost-Ende des Nord-Grabes; es ist ein Granit von 1,5 m Höhe, 1,75 m Breite und 0,6 m Dicke. Ein Stein am Ost-Ende des Süd-Grabes zeigt 1,20 m Höhe, 1,05 m Breite, 0,5 m Dicke. Die größeren Steine der Seiteneinfassung messen etwa 1 × 0,5 m. Innerhalb der Steinsetzungen finden sich nach dem Ost-Ende zu Erhebungen. Die Sonde stößt hier auf größere Steine unter der Erde; es ist also wohl möglich, daß hier noch die Grabkammer vorhanden ist. Die Grabanlage liegt auf überragender Höhe, von der aus man besonders nach Westen und Süden eine weite Aussicht hat. Man sieht die Höhen bei Gr. Latzkow (10 km), die Heideberge bei Lettnin (12 km), die Lindenberge bei Megow (14 km), Pyritz (17 km), die Buchheide (30 km). Man kann sich schwer vorstellen, daß man in der Steinzeit einen solchen Ort ausgesucht haben sollte, ohne daß man die gleiche Aussicht gehabt hätte; diese kann kaum durch Wald versperrt gewesen sein. — Der Platz wird durch den Besitzer von Schöningsburg, Herrn Rittmeister von Schöning, geschont und angemessen gehalten.

Digitized by Google

Nach der anliegenden Anzeige vom 16. Mrz. c. haben sich alterthümliche Grab Mäler gefunden,

Nr. 114. 115. bei Alten Grape nordwestlich das Dorf unfern des Fließes, die Parnitz genannt, an der Grenze von Isinger und Sabow.

Nr. 116—120. bey Schwochow an der Landstraße nach Greiffenhagen links derselben und nahe der Borrinschen Grenze am sogenannten Kienbruche in der dortigen Forst, wie dieselben unter dem Namen Hünen Gräber in hiesiger Gegend bekannt sind, und der Fig. 1 der Zeichnung annähern.

Nr. 121. S. 208. Bei dem zu Sabow gehörigen Vorwerke Tangerhof etwa 100 Ruthen von demselben, in südwestlicher Richtung entfernt, erhebt sich aber ein Hügel rund herum, mit Feldsteinen umgeben, und auf der Höhe mit so ungewöhnlich großen Steinen bedeckt, daß ihre Hinaufschaffung Staunen erregt. —

Diese Form erscheint von andern der Gegend abweichend, jedoch unbezweifelt, eine Grab Stätte zu bezeichnen.

Nr. 114. 115. S. 218. Bericht des Herrn von Heyden Sabow 16. März 1826.

1) Auf der Feldmark von Alten Grape im Nordosten des Dorfes nicht weit von dem Fließe Parnitz und der Grentze von Isinger und des Vorwerks Tangerhoff sind zwei Hünengräber befindlich, welche jedes rund herum mit Feldsteinen belegt sind.

Nr. 116—119. 2) Auf der Feldmark von Schwochow im Norden des Dorfs nicht weit von der Landstraße, die von Schwochow nach Greiffenhagen geht, und auf der linken Seite derselben und nahe an der Borrinschen Grenze und am sogenannten Kienbruch sind in der Schwochowschen Forst vier Hünengräber befindlich, welche jedes rund herum mit Feldsteinen belegt sind.

Nr. 121. 3) Auf der Feldmark von dem zu Sabow gehörigen Vorwerk Tangerhoff im Südwesten desselben und 100 Ruthen von demselben entfernt liegt auf einem Hügel ein Hünengrab, welches sowohl rund herum als auch auf demselben mit so großen Feldsteinen belegt ist, daß ich es bewundern muß, wie man so große Steine hat dahin bringen können.

Nr. 120. S. 260. Bericht W. Boehmer-Stettin den 15ten October 1826.

Heidnische Gräber bei Schwochow,

in und an dem Eichwalde, zwischen dem Wege von Schwochow nach Langenhagen und dem nach Borrin, also zwischen Westen und Norden von Schwochow aus.

1. Ein Hünengrab, etwa 1000 Schritt unterhalb Langenhagen, am Ende der Allee, die nach Schwochow führt.

Digitized by Google

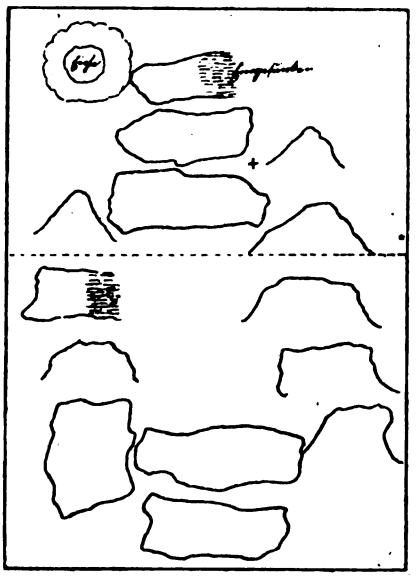


Abb. 3. Schwochow.

Das Ganze gewährt wegen der bedeutenden Steinmaßen, welche bemoost sind, und der dabei stehenden Eiche einen ehrwürdigen Anblick. Die Richtung des Grabes wird ziemlich von Westen nach Osten gehen; die Länge beträgt etwa 10 Schritte, die Breite 4 bis 5 Schritte; die größten Steine sind vielleicht 8 Fuß lang, und einige Fuß breit und hoch. Die Erhöhung des Erdreiches, auf welchem sie liegen, ist unbedeutend. Viele große Steine, welche außerdem rings umher sich finden, sind erst in neueren Zeiten dorthin zusammen gefahren. Ob das Grab schon geöffnet worden, schien ungewiß; vielleicht war es bei dem Zeichen + geschehen. — Die punktierte Linie zeigt die Grenze zwischen Schwochow und Langenhagen an.

S. 208. VIII. **Bezirk** (Dobberphul, Fürstensee, Dölitz, Billerbeck, Blankensee, Falkenberg, Gottberg, Hohenwalde, Jagow nebst Kuckmühle, Libbehne, Warsin).

Nr. 122—125. Bey Fürstensee befinden sich am Wege nach Warsin etwa 200 Schritte von demselben in der Richtung von Südost nach Nordwest Gräber, nach der Form welche No. 1 der Zeichnung andeutet.

Nr. 126. 127. Bey Dölitz in einem Winkel, den die Wege von Dölitz nach Sandow und Dobberphul bilden befinden sich 16 Steinhügel, welche Gräber nach Fig. 6 der Zeichnung zu bilden scheinen. — Auf der linken Seite des Weges nach Dobberphul auf der Höhe des Ufers der kleinen Ihna sind aber 2 Grabhügel, welche der Gestalt nach, No. 2 und 3 der Zeichnung anzugehören scheinen, und nur aus großen Steinmaßen zusammengesetzt, während die andern nur durch kleinere Steine angehäuft sind. — Diese Gräber scheinen sämtlich noch unberührt zu sein. —

Nr. 128—130. (s. unten). Bey Dobberphul liegen auch 300 Schritte vom Wege noch von Dölitz nach Dobberphul noch 2 Begräbniß Stellen, die der Fig. 1 der Zeichnung entsprechen. —

Nr. 131—134. (s. unten). Bey Falckenberg liegen am sogenannten Dobberphulschen Tanger rechts dem Wege von Billerbeck nach Dobberphul zwey und links dem Wege, eine dritte, ferner links dem Wege von

Digitized by Google

Falckenberg nach Billerbeck gleichfalls vier Grabstellen, welche alle der Fig. 1 der Zeichnung entsprechen. —

Nr. 135. S. 210. Bey Jagow ergaben sich noch Spuren ähnlicher Gräber, aber nicht mehr in unversehrtem Zustande, und

Nr. 136—140. bey Warsin, sind rechts dem Wege von Falckenberg nach Pumptow nahe an der Dobberphuler Grenze, drey Grab Stellen, und am Wege von Warsin nach Gr. Latzkow $^1/_8$ Meile von Warsin, in der Nähe der Kiehnen Holzung, zwey Gräber, welche ein längliches Viereck bilden und der Fig. 1 und 2 anzugehören scheinen.

Nr. 122—125. S. 221. Bericht des Herrn von Wißmann Falkenberg 24. Oktober 1825.

Bey Fürstensee liegen auf dem dortigen Pfarracker, etwa 200 Schritte rechts dem Wege von Fürstensee nach Warsin vier Hünengräber in gleicher Richtung von Süd-Ost nach Nordwest, welche wohl zu No. 1 der übersandten Zeichnung gehören, deren Vierecke nur noch mehr in die Länge ausgedehnt sind.

S. 222. Auf der Dölitzer Feldmark ist in einem Winkel, den die Wege von Sandow nach Dölitz und Dobberphul bilden, etwa 100 Schritte von der dort über die Faule Ihna befindlichen Brücke, ein Begräbnißplatz. Er besteht aus 16 Steinhügeln zur Kathegorie ad 6. jener Zeichnung gehörig, die sich in einer unregelmäßigen Folge vom Wege nach Dölitz längst dem Wege nach Dobberphul ausbreiten.

Nr. 126. 127. Auf der linken Seite des Dobberphuler Weges auf dem hohen Ufer an der Faulen Ihna liegen fast nur durch den Weg von jenen übrigen Hügeln geschieden, zwey Grabhügel, die sich wesentlich durch ihre Form von den übrigen auszeichnen, indem das erste zu No. 3, das zweite zu No. 2 der Zeichnung gehört, und während jene nur aus kleineren Steinen zusammengehäuft sind, diese nur aus großen Steinmaßen bestehn, wovon das Erstere einen großen in Form einer Tafel aufgerichteten Stein nach der nordöstlichen Seite hat, gleich als sey dies das Grab des Fürsten, der in der Nähe beerdigten Voreltern. — Diese sämtlichen Hügel scheinen unversehrt, bis auf einige kleine des Begräbnißplatzes, indem die Doelitzer Dorfschaft von den näher gelegenen öfters Steine zu Bewehrungen und Bauten entnommen hat.

Nr. 128—130. Außerdem liegen noch etwa 300 Schritt rechts dem Wege von Doelitz nach Dobberphul drey Hühnen-Gräber nach Fig. 1 der Zeichnungen.

Nr. 131—134. S. 223. Auf der Falkenbergschen Feldmark liegen in dem sogenannten Dobberphulschen Tanger rechts dem Wege von Billerbeck nach Dobberphul zwey und links demselben, etwa 60 Schritt davon ein drittes Hünengrab, ferner links dem Wege von Falkenberg nach

Digitized by Google

Billerbeck in der Gegend, wo der Weg nach Blankensee abgeht, ein dergleichen, welche insgesamt die Richtung von Ost nach Westen haben und gleichfalls ein längliches Viereck wie Fig. 1 bilden.

Nr. 135. Bey Jagow befindet sich rechts dem Wege nach Warsin, etwa $^1/_8$ Meile von Dorfe entfernt, in der Nähe der dort befindlichen großen Brücke ein Hünen-Grab, was fast ganz aufgeräumt ist, indem der jetzige Besitzer die Steine zu verschiedenen Bauten gebraucht. Außer unbedeutenden Scherben hat man dabey aber nichts wesentliches aufgefunden und auch diese der Aufbewahrung nicht werth beachtet.

Nr. 136—140. S. 224. Auf der Warsiner Feldmark sind rechts am Wege von Falkenberg nach Pumptow etwa $^1/_{16}$ Meile von Falkenberg in der Nähe der Dobberphuler Grentze, in der Richtung von Osten nach Westen drey und links dem Wege von Warsin nach Latzkow etwa $^1/_8$ Meile von Warsin in der Nähe des dortigen Kiehnbusches zwey Hünengräber von der Form eines länglichen Vierecks von großen Steinmaßen und noch unversehrt.

(Diesen Bericht hat v. Schöning stark verkürzt und nicht in allen Angaben genau wiedergegeben. Doch muß der Bericht v. Wißmann maßgebend sein, da v. Schöning selbst angibt, daß er seine Angaben nach ihm macht.)

Zu Warsin vgl. den Bericht des Pastors Golcher Alt Damerow den 6ten Oktober 1825 beim I. Bezirk.

Nr. 135. S. 254. Bericht des Predigers Vogel in Schellin, 10. Juny 1826.

c. Unfern Jagow fand ich auf meiner Durchreise einen beträchtlichen Steinberg, der seinen Ursprung in der heidnischen Vorzeit hat. Der Gutsbesitzer Herr Schroeder hat die Fichten, mit denen er bewachsen war, abhauen lassen und im vorigen Jahre auch angefangen, die Steine an den Seiten des Hügels zum Bau seiner Hofgebäude ausbrechen und sprengen zu laßen. Aber die Mitte desselben stand noch in seiner bewunderungswürdigen Maße da, denn eine nähere Ansicht gab die Überzeugung, daß dieser Steinberg einst mit großem Fleiß und erstaunlicher Kraftanwendung durch Menschenhände in der Vorzeit so errichtet war, daß Stein an Stein mit vieler Kunst, in der Mitte von bedeutender Höhe, nach den Seiten aber in stufenweiser kleinerer Maße an einander gereihet war. . . . . Der Gutsbesitzer Herr Schroeder zu Jagow bei Bernstein wird auf eine von Seiten des Ober Präsidiums an ihn ergehenden Aufforderung der Gesellschaft der Pommerschen Geschichte und Altertumskunde, sich gewiß sehr willfährig zeigen, von der noch stehenden Mitte des Steinhügeln (sic), welche als eine von hohen Feldsteinen zusammengefügte Durchschnittsmauer anzusehen ist, etwa eine Zeich-

Digitized by Google

nung anfertigen; oder das Innere dieses Steinberges aufbrechen und untersuchen zu lassen.

Nicht weit von diesem Denkmal des Alterthums steht noch ein anderer mit einigem Fichtenstrauch bewachsener Hügel, welcher vielleicht eine ähnliche Steinmasse der Vorzeit in sich faßt. Diese Steinhügel liegen in der Nähe eines Baches, nicht fern von dem Wege, welcher von Jagow nach Warsin führt.

S. 256. Brief des Gutsbesitzers Schroeder Jagow bei Bernstein 16 July 1826.

In Betreff des Hünengrabes hat vorige Herrschaft v. Arnim vor einigen 20 Jaren beim Ackern daselbst verschiedene Urnen ein Kl. goldenes

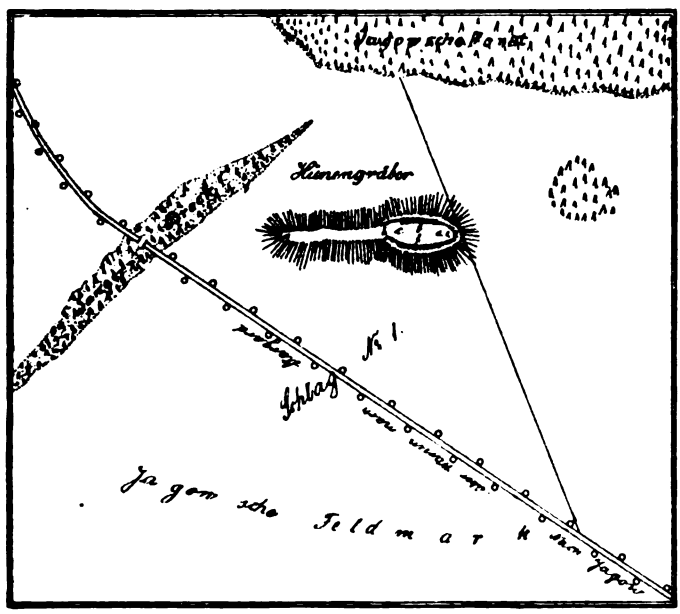


Abb. 4.

Kreuz und Ring gefunden, solche aber nicht aufbewaret, ich habe seit meinem Besitz mit aller Sorgfalt diese Hünengräber aufgraben, von Steinen befreien laßen, aber nicht den geringsten interessantesten Gegenstand bey der Aufräumung auch nicht einen Schatz finden können. . . . ich übermache zugleich eine genaue Handzeichnung dieses Stein Hügels und Hünengrabes nebst Angabe der Himmelsgegend und nähere Beschreibung desselben. . . . .

S. 258. Die Hünengräber nach beiliegendem Plan liegen nordwerts 1200 Schritte von Jagow in der Richtung von Abend nach Morgen zu.

Digitized by Google

Der größte Theil derselben von a nach b ist schon vor vielen Jahren zerstöhrt worden und wird jetzt beackert. Dieser kleine Bergrücken von 100 Schritten zeichnet sich hinsichts seiner geraden vom übrigen Acker erhabenen Lage besonders aus.

Von b nach c und von d nach e sind die Theile welche neuerdings im vergangenen Jahre zum Gebrauch der Steine und zur allmähligen Urbarmachung als Acker abgeräumt worden sind, welcher jeder derselben 20 Schritte lang. Der Theil dieser Hünengräber welcher noch unberührt vorhanden, ist der c. f. d. g. von 6′ Höhe 90′ lang und 30′ breit, er ist an seinen Außen Seiten von großen bis 6′ hohen auf der hohen Kante gesetzten Feldsteinen umgeben und mit kleinen Steinen zum Richtaufstehen verzwickt. Unmittelbar an dieser Schichte großer Steine ist reiner weißer Sand. Von der Morgen Seite ist das bemerkbar, wo die Abräumung statt gefunden, so ist in der Mitte dieses Berges etwa 3′ tief eine Maaße kleiner Feldsteine umgeben gewolbartig von mittleren Feldsteinen.

Soweit die in den Akten der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Altertumskunde vorliegenden Berichte. Aus keinem dieser Gräber ist ein Gerät aus Stein oder Knochen, aus keinem eine Urnenscherbe auf uns gekommen, die es mit Sicherheit der Periode der Steinzeit zuwiesen. Nur möchte ich glauben, daß die Säge, die Speerspitze und der Meißel, die, wie oben erwähnt, nach den Balt. Stud. 1904, S. 156 in Wartenberg in einem Kistengrabe gefunden sein sollen, aus dem von mir unter Nr. 3 angeführten Grabe stammen; doch ist dies natürlich nicht gewiß. Wir können diese Gräber also lediglich ihrer Form nach der Steinzeit zuschreiben. Doch werden wir darin schwerlich irren; nur bei dem von mir unter Nr. 135 angeführten Grabe aus Jagow können wir zweifelhaft sein; ich habe es aber, um nichts auszulassen, doch mit angeführt.

Außer diesen uns durch die Akten bekannt gewordenen Gräbern kennen wir nun aber noch zwei andere steinzeitliche Gräber aus dem Kreise Pyritz.

Nr. 141 Schöningsburg. Wir lesen in den Balt. Stud. 1885, S. 390: „Herr Major Berghaus zu Stargard berichtet: „Ein sehr interessanter Fund ist kürzlich auf dem Gute Schöningsburg, Kr. Pyritz, gemacht worden. Bei dem Aufwerfen von Wruckenmieten am Höhenrande des am Norduser des Plönesees hinziehenden Bergrückens fanden die Arbeiter ca. 10 Zoll tief in der Erde ein menschliches Skelett, und zwar den Kopf nach Osten, die Füße nach Westen gelagert. Die Knochen waren bereits sehr mürbe, auch der Schädel zum größten Teil zerbröckelt. Am Kopfende fand sich eine noch ziemlich gut erhaltene Urne vor, welche an einer Stelle mit senkrechten Strichen und Punkten versehen ist und die Wellenornamente der Burgwallperiode nicht besitzt. Von mehreren anderen Urnen, dem Anschein nach drei, fanden

Digitized by Google

sich nur noch Fragmente. Die eine ist ohne jeden Zierrat, während die andern senkrechte und schräg nach unten gehende Ornamente zeigen. Zu den Füßen des Skeletts lagen ein ca. 10 Zoll langes Steinbeil und zwei 3—4 Zoll lange Feuersteinmesser, sowie eine Feuersteinsäge und außerdem zwei gewaltige Hauer vom Wildschwein. Von Kohlen und Asche keine Spur. . . Die Zähne des Skeletts waren noch wohlerhalten und rühren dem Anschein nach von einem Manne im kräftigsten Alter her." Vgl. Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie usw. 1886, S. 600. Der Fund befindet sich im Stettiner Altertumsmuseum. Dort ist auch ein Spondylus-Schmuck ausgestellt, der nach der Angabe Walters in den Monatsblättern 1910, S. 29 und Balt. Stud. 1910, S. 177 dazu gehört, obgleich er in dem Bericht des Majors Berghaus in den Balt. Stud. a. a. O. nicht erwähnt wird. Die Gefäße gehören zur sog. Bandkeramik.

Nr. 142. Kraazen. Im Katalog der Ausstellung prähistorischer und anthropologischer Funde Deutschlands, Berlin 1880, S. 84 lesen wir: „Sammlung des Herrn Hauptmann von Kamienski. 3. Schädel und Beigaben (knöcherne Nadel und Feuersteinmesser). F.-O. Hünengrab, jetzt Grenzhügel zwischen Mark und Pommern bei Craazen, Kr. Soldin i. Neumark. Leiche in hockender Stellung auf die linke Seite gelegt. Unterlage aus weißem Sande bereitet. Beigaben in beiden Händen." Der Erdhügel war etwa 5 Fuß hoch; er ist in der Mitte der 70er Jahre durch Hauptmann v. K. ausgegraben. Die Fundstelle ist heute noch bekannt.

Ergebnisse.

Wenn wir diese Zusammenstellung der steinzeitlichen Gräber des Kreises Pyritz durchsehen, dann fällt uns zunächst der wunderbare Formenreichtum dieser Anlagen auf. Viele Gräber waren freilich schon zur Zeit der Bestandsaufnahme zerstört, so daß ihre Form nicht mehr erkennbar war; bei vielen kann man, obgleich sie nicht als zerstört bezeichnet werden, selbst wenn Zeichnungen vorliegen, doch zweifeln, zu welcher Form sie zu rechnen sind. Die Mehrzahl aber können wir mit Sicherheit einer bestimmten Gattung zuweisen.

Am häufigsten sind die sog. kujavischen Gräber. Es sind langgezogene, spitzdreieckige, schmale Hügel mit gleichlaufender Steinumfassung. Sie enthalten anderswo am breiteren Kopfende eine in der Längsrichtung des Hügels sich erstreckende, teils überirdische, teils unterirdische Steinkammer. Von dieser finden wir in unsern Gräbern meistens keine Spur mehr. Doch haben wir sie wohl in dem Viereck am breiteren Ende zu erkennen, welches bei einigen Gräbern in Mützelburg (Sol. 9, Nr. I und II) und Lettnin (Sol. 6, Nr. 2) erwähnt wird. Die Lage ist meist von Ost nach West; aber in Mützelburg (Sol. 8, Nr. 12—14) finden sich auch einige, die von Norden nach Süden

Digitized by Google

laufen. Von diesen Gräbern zähle ich 63[1]). Davon liegen 5 oder 7,9% nördlich der Plöne.

Nächst diesen Gräbern sind am häufigsten die viereckigen Steinsetzungen oder sog. Hünenbetten. Es sind Oblonga, häufig trapezförmig. Am breiteren Ende, welches meistens nach Osten liegt, finden sich wohl größere Steine, die sog. Wächter oder Kustoden. Nahe am Kopfende ist anderswo eine Steinkammer errichtet; in unserem Kreise zeigt sich davon keine Spur mehr. Von dieser Art zähle ich 26 Gräber[2]); davon liegen 5 oder 19,2% südlich der Plöne.

Beide Formen finden sich mit Ausnahme der beiden Gräber von Jsinger (Nr. 1 und 2) nur in der Osthälfte des Kreises, östlich der Stadt Pyritz und des Madü-Sees.

Ziemlich gleichmäßig auf die Ost- und Westhälfte des Kreises verteilt sind große Steinkammern. Diese rechteckigen Kammern sind aus großen Steinblöcken gebildet, deren flache Seite nach innen gekehrt ist, etwa 3 auf jeder Längsseite, je einer an den beiden Enden; darüber ruhen meist 2 große Decksteine. Sie scheinen meistens in einem Hügel gelegen zu haben. Ich zähle ihrer 7[3]).

In Dölitz scheinen zwei Gräber (Nr. 126, 127) Dolmen gewesen zu sein. Dolmen bestehen aus wenigen (4, 5, 6) großen Steinen, die neben einander stehen und mit einem Steinblock von großem Umfang bedeckt sind.

Das Grab in Brietzig Fol. 4, Nr. III scheint ein Einzelsteingrab oder Monolithgrab[4]) gewesen zu sein, d. h. ein Erdgrab, das von einem einzigen großen Steinblock überdeckt war. Die Zeichnung zeigt jetzt 6 Steine. Aber der Text dazu lautet: „Nr. III ist unfehlbar ein Opferstein, der in neueren Zeiten gesprengt worden ist. Richtet man die Steine auf, so würde man eine auf einem künstlich geformten Hügel horizontal liegende Steinplatte von 6 Fuß Durchmesser haben."

Einmal finden wir auch ein Hügelgrab ohne Kiste, in Kraazen (Nr. 142). Es scheint hier die Bestattung in dem aufgeschütteten Hügel selbst stattgefunden zu haben. Auch hier ist, wie sonst gewöhnlich in solchen Gräbern, die Leiche als liegender Hocker beigesetzt.

Einmal, in Schöningsburg (Nr. 141), haben wir auch ein Flachgrab ohne Kiste oder Skelettgrab. Es sind das Gräber, in denen die Verstorbenen ohne Steinsetzung oder dgl. nur in die Erde gelegt worden sind.

---

[1]) 2 Jsinger Nr. 1, 2; 5 Brietzig; 6 Lettnin; 3 Kossin (Fol. 7); 25 Mützelburg (Fol. 8, 9); 5 Klozin (Fol. 10); 7 Prillwitz (Fol. 11, 12); 1 Woitfick (Fol. 13, Nr. 3); 2 Krüssow Nr. 103, 104; 4 Schwochow Nr. 116—119; 3 Dobberphul Nr. 127—129.

[2]) 2 Brietzig; 1 Lettnin; 2 Woitfick (Fol. 13, Nr. 1 u. 2); 3 Pumptow Nr. 105—107; 2 Schöningsburg Nr. 108, 109; 3 Sallentin Nr. 110—112; 5 Warsin Nr. 136—140; 4 Fürstensee Nr. 122—125; 4 Falkenberg Nr. 131—134.

[3]) 1 Wartenberg Nr. 3; 3 Brietzig (Fol. 3, Nr. III; Fol. 4, Nr. I. II); 1 Lettnin (Fol. 6, Nr. I); 1 Schwochow Nr. 120; 1 Sabow Nr. 121.

[4]) Vgl. Mannus. II, 1910, S. 75.

Digitized by Google

Wir haben also außer den Ganggräbern oder Riesenstuben alle Formen steinzeitlicher Gräber, die es in Deutschland überhaupt gegeben hat, im Kreise Pyritz auf engem Raum neben einander vertreten. Walter (Balt. Stud. 1910, S. 179) weist darauf hin, daß wir vielleicht in manchen Gräbern noch eine besondere runde Form zu erkennen haben. Er zählt deren 9, bei Kossin 2, bei Lettnin 2, bei Brietzig 5. Das eine Brietziger Grab habe ich oben geglaubt als Monolithgrab erklären zu müssen.

Wie haben wir diesen auffallenden Formenreichtum zu erklären? — Wir haben hier Formen bei einander, die im allgemeinen in nördlichen Gebieten der Steinzeitkultur vertreten sind, die Dolmen und Hünenbetten, und solche, die uns weiter nach Süden, nach Mitteldeutschland, führen, die Steinkammern und die Flachgräber, und solche, die ihr Hauptgebiet im Osten haben, die kujavischen Gräber. Wir haben Formen nebeneinander, die man einer älteren Periode der jüngeren Steinzeit zuweist, die Dolmen und Hünenbetten, und solche, die man für jünger, ja, für die jüngsten hält, die Hügel- und Flachgräber[1]) und die kujavischen Gräber. Wollen wir annehmen, daß hier die verschiedenen Formen gleichzeitig in Gebrauch gewesen sind? Oder zeigen sich verschiedene Kulturströmungen mit verschiedenen Bestattungssitten auf engstem Gebiet nach einander wirksam? Bei Brietzig-Lettnin zählen wir allein 5 Formen, kujavische, Monolith- und Hügelgräber, Steinkammern und Hünenbetten. Sollten sie verschiedenen Zeiten angehört haben, so müßten die Friedhöfe Jahrhunderte hindurch an derselben Stelle gelegen haben. Kossinna weist die Megalithgräber im allgemeinen dem zweiten Zuge zu, auf dem sich die Nordindogermanen in der Steinzeit nach Osten ausgebreitet haben (Mannus II, 1910, S. 67). Unter die Megalithgräber rechnet er die kujavischen und die Steinblockkammern. Aber diesem Zuge haben auch weiter im Osten, in Rußland (S. 68), einfache ungeschützte Hockerbestattungen in Erdhügeln angehört. Charakteristisch für den dritten Zug sind die Becher mit Schnurverzierungen, wie wir sie aus Lettnin haben. Auf diesem Zuge finden sich nicht selten die Monolithgräber (S. 75). Die Bandkeramik weist er den Südindogermanen zu (S. 59). Aber Schliz hat behauptet, daß sich gerade die Schnurkeramik immer in engster Fühlung mit bandkeramischen Niederlassungen findet, wie wir sie in Schöningsburg (Nr. 141) voraussetzen müssen. Es spricht also manches für ein Nacheinander, aber auch manches für ein Nebeneinander der verschiedenen Formen. Wir vermögen also einstweilen nicht, die Schwierigkeit zu lösen.

Ebenso auffallend wie der Formenreichtum der Gräber sind die Unterschiede in der Verteilung der Formen. Wir sahen, daß die kujavischen

[1]) Flachgräber mit Skelett gibt es in der Nachbarschaft im Kr. Königsberg Nm. (Königsberg-Rollberg, Warnitz), Landsberg (Zechow), Randow (Glasow, Kasekow), in Königsberg-Rollberg und Kasekow mit Bechern mit Schnurverzierung, während wir in dem Schöningsburger Grab Bandkeramik haben (Mannus II, 1910, S. 96).

Digitized by Google

Gräber nördlich der Plöne selten sind; ihr Hauptgebiet liegt südlich des Wassers. Umgekehrt finden wir südlich der Plöne verhältnismäßig wenig Hünenbetten; das Hauptgebiet dieser Form liegt nördlich des Wassers. Das wird um so auffallender, wenn wir uns erinnern, daß wir in der Einleitung auch in der Herstellung der Steingeräte einen Unterschied zwischen dem Land nördlich und südlich der Plöne feststellen konnten. Sollen wir annehmen, daß das Zufall ist? Oder erkennen wir hier verschiedene Ströme der Besiedelung? In der Nachbarschaft haben wir kujavische Gräber nur nördlich im Kr. Saatzig (Alt-Damerow, Borkenstein, Silber), sonst in Pommern nur noch im Kr. Stolp (Mannus II, 1910, S. 87, 89), Hünenbetten in der Nachbarschaft nur in Rostin Kr. Soldin, sonst in Pommern in Klemmen Kr. Kammin (ebenda 87).

Ebenso auffallend wie die Mannigfaltigkeit und die Verteilung der Formen ist die Zahl der Gräber an sich. Wir haben oben 142 Gräber gezählt. Nun aber sind bei Prillwitz Fol. 11 zwar nur 7 Gräber verzeichnet; in dem Text heißt es aber: „Man kann sicher annehmen, daß auf dieser Feldmark bei den großen und vielen Bauten, die seit 20 Jahren hier vorgenommen worden sind, mindestens 10mal so viele zerstört worden." Und Fol. 9 bei Mützelburg heißt es: „Hier liegen noch sehr viele Grabmäler, die ganz erhalten sind, und die man nur durch Erhöhungen wahrnimmt, da die Erde die Steine noch ganz bedeckt. Ich habe sie nicht alle auffinden können und mich nur begnügt, diejenigen aufzunehmen, wo unmerkliche Steine hervorsehen." Bei Schönow bezweifelt von Schöning nicht, daß auch dort Gräber vorhanden gewesen sind, obgleich er keine hat nachweisen können; der von mir in der Anm. zu S. 201. 9 der Akten angeführte Flurname bestätigt diese Vermutung. Wir irren also sicher nicht, wenn wir behaupten, daß es im Kreise Pyritz an 200 Steinzeitgräber gegeben hat. Es kommen also im Kreise Pyritz, wenn wir ihn mit seinen 19 Quadratmeilen als Ganzes nehmen, auf die Quadratmeile etwa 11 steinzeitliche Gräber. Nun liegen aber die meisten Gräber auf engem Raume nördlich und südlich des Plönesees zusammengedrängt. Südwestlich des Sees aber können wir eine Quadratmeile mit den Ortschaften Lettnin, Brietzig, Mützelburg, Kossin, Prillwitz, Klozin und Woitfick ausscheiden, auf der uns 81 Steingräber bekannt sind. Ja, nehmen wir hinzu, was, wie oben angeführt, auf den Zeichnungen bei Prillwitz und Mützelburg gesagt ist, so mögen es hier an 160 Steingräber auf einer Quadratmeile gewesen sein. Nordöstlich des Sees können wir eine Quadratmeile mit den Ortschaften Blumberg, Dölitz, Pumptow, Dobberphul, Fürstensee und Schöningsburg ausscheiden, die immerhin noch 17 steinzeitliche Gräber aufzuweisen hat. Zum Vergleich sei darauf hingewiesen, daß auf der an steinzeitlichen Denkmälern so reichen Insel Seeland 27 Steingräber auf eine Quadratmeile kommen[1]). Auch die umliegenden Kreise können wir zum Vergleich heranziehen.

[1]) S. Müller, Nordische Altertumskunde I. Straßburg 1897 S. 202.

Digitized by Google

Im Kreise Saatzig kennen wir bei 22,1 Quadratmeilen 10 steinzeitliche Gräber, im Kreise Greifenhagen bei 17,5 Quadratmeilen 5, im Kreise Soldin bei 20,8 Quadratmeilen 11. Es kommt also in der Nachbarschaft erst auf 2—3 Quadratmeilen 1 Grab.

Wir werden die Frage, woher der große Reichtum an Gräbern gerade in diesem Bezirk kommt, nicht beantworten, ohne uns Klarheit über die Lage der Gräber verschafft zu haben. Zunächst wollen wir den Boden betrachten, auf dem sie liegen. Wir haben in der Mitte des Kreises Pyritz ein altes Staubecken aus der Eiszeit; seine tonigen Sedimente haben den fruchtbaren Boden des eigentlichen Weizackers gebildet[1]). Rundherum liegt der ebenfalls sehr fruchtbare obere Geschiebemergel, hier und da durchragt von unteren Sanden. Im Osten des Kreises haben wir Sand über Geschiebemergel. Dies ist festgestellt von Soenderop in seiner geologischen Übersichtskarte des Pyritzer Kreises, die meiner Volkskunde des Weizackers (Stettin 1914) beigegeben ist. Auch auf der hier angefügten Karte des Lehrers Zahnow sind die verschiedenen Bodenarten durch die Zeichnung deutlich geschieden. Danach liegen die meisten Gräber (85 oder 60%) auf oberem Geschiebemergel. Auf sandigen oder kiesigen Teilen, die den oberen Geschiebemergel unterbrechen, liegen 24 oder 17%. Im eigentlichen Staubecken finden wir 33 oder 23%; von diesen 33 liegen auf sandigen Stellen des Staubeckens 12 (3 in Kossin, 5 in Brietzig, 4 in Woitfick).

Wir werden auch die Höhe über dem Meeresspiegel berücksichtigen müssen, in der diese Gräber liegen. Bei weitem die meisten Gräber finden wir südlich des Staubeckens, wo der Kreis Pyritz zu seiner größten Höhe ansteigt, in Höhe von 60—112 m, die Mehrzahl zwischen 70 und 90 m. Im Osten des Kreises liegen die Gräber in Höhe von 40—60 m, im Westen von 30—40 m; nur die beiden Gräber bei Isinger sehen wir in 25 m Höhe. Im Staubecken selber liegen die Gräber in 30—50 m Höhe, nur eins, 3½ km vom Südrande bei Brietzig entfernt am Plönebruch, in Höhe von 25 m[2]). Der Boden des Staubeckens liegt im allgemeinen 30—35 m über dem Meeresspiegel; die im Staubecken vorhandenen Gräber liegen daher alle wenigstens relativ hoch. Selbst das in 25 m Höhe gelegene Grab erhob sich etwa 6 m über der Umgebung. In den meisten Fällen liegt der Ort so, daß man heute von ihm aus einen weiten Umblick hat.

Wir erkennen daraus, daß sowohl die Bodenbeschaffenheit als auch die Höhenlage bestimmend gewesen sind für die Siedelungen der Steinzeit, die wir in der Nähe der Gräber suchen müssen. Man bevorzugte den fruchtbaren Boden; doch mußte er hoch und daher trocken liegen. Die sandigen

[1]) Vgl. Wahnschaffe, Die Oberflächengestaltung des norddeutschen Flachlandes. 3. Aufl. Stuttgart 1909, S. 201. Soenderop, Der Oberflächenbau des Kreises Pyritz in Pommern; Einl. zu Holsten, Die Volkskunde des Weizackers. Stettin 1914.

[2]) An der Lage ist nicht zu zweifeln.

Digitized by Google

Stellen innerhalb des Geschiebemergels sind vielleicht eben deshalb mit Gräbern besetzt, weil sie sich für den Ackerbau nicht eigneten. Das eigentliche Staubecken dagegen ist in der Steinzeit nicht besiedelt gewesen, worauf ich schon in meiner kleinen Festschrift „Die Verkehrsverhältnisse im Pyritzer Weizacker in vorgeschichtlicher Zeit" (Pyritz 1909, S. 12) hingewiesen habe. Wir finden zwar 33 Gräber im Staubecken; aber sie liegen alle unmittelbar am Rande und auf relativ hohem Boden. Wie wir in der Einleitung sahen, ist das Staubecken auch an Einzelfunden von Steingeräten besonders arm. Die Verteilung dieser Einzelfunde entspricht durchaus der Häufigkeit der Gräber. Wo wir die meisten Gräber kennen, sind auch die meisten Steingeräte gefunden worden[1]). Das Staubecken ist in der Steinzeit offenbar noch zu naß gewesen, um besiedelt zu werden. Ein See kann es freilich nicht wohl mehr gewesen sein, da die Ufer des Stausees seiner Zeit zum Teil offenbar durch Eis gebildet worden sind[2]). Aber es wird noch ein großer Sumpf gewesen sein, aus dem einzelne Höhen wie Inseln emporragten. Hier ließen die Steinzeitmenschen sich auch nieder, aber offenbar erst gegen Ende der Periode. Denn wenn wir von den zerstörten Gräbern absehen, über deren Form wir nichts mehr sagen können, so finden wir im Staubecken 14 kujavische Gräber, ein Monolithgrab, ein Flachgrab, eine Steinkammer, aber nur 2 Hünenbetten. Wir finden also im eigentlichen Weizacker im allgemeinen nur diejenigen Formen vertreten, die wir als die jüngsten ansprechen. Zu den älteren gehören nur die beiden Hünenbetten; diese liegen aber bei Woitfick in 44 m Höhe. Nichts hindert die Annahme, daß die Leute dort zu ihrer Sicherheit gleichsam auf einer Insel gewohnt haben. Auch die beiden Gräber bei Isinger, die nur in 25 m Höhe lagen, gehörten zur kujavischen Gruppe.

Die Beobachtungen, die wir hier auf engem Gebiete gemacht haben, stimmen durchaus zu dem, was sonst über die Lage der steinzeitlichen Siedlungen beobachtet ist[3]).

Wenn unsere Annahme aber richtig ist, so können wir einen Schluß auf die Zeit der Gräber ziehen. Wir haben einen Beweis in Händen, daß nicht alle Formen in unserem Gebiet gleichzeitig vertreten gewesen sind. Das Staubecken ist eben erst in jüngerer Zeit besiedelt; was wir dort finden, ist also jünger. Das wird von den kujavischen, den Monolith- und Flachgräbern

[1]) Gewiß sind lange nicht alle Steingeräte in der Steinzeit an die Stelle gekommen, wo sie heute gefunden werden. Wenn ich in Pyritz einen Steinhammer auf der Straße gefunden habe, wenn ein anderer auf dem Hofe eines Ackerbürgers gelegen hat, so sind diese Geräte eben verschleppt worden. Aber das oben erwähnte Verhältnis der Zahl der Einzelfunde zu der der Gräber zeigt doch, daß die meisten Geräte heute noch an der Stelle liegen, wo sie zuletzt die Hand eines Steinzeitmenschen berührt hat.

[2]) Vgl. Soenderop a. a. O. S. 42.

[3]) Vgl. Walters Zusammenstellungen in den Balt. Stud. 1905, S. 219; 1907, S. 210; 1914, S. 173 und meine Festschrift Verkehrsverhältnisse im Pyritzer Weizacker in vorgeschichtlicher Zeit. Pyritz 1909, S. 15ff.

Digitized by Google

aber auch allgemein angenommen. Wo wir diese Formen also mit älteren, namentlich den Hünenbetten, vereinigt finden, muß der betreffende Platz lange Zeit hindurch besiedelt gewesen sein. Und wenn die jüngere Form eine neu auftretende Bevölkerung verrät, so müssen die Ankömmlinge sich an den Wohnplätzen ihrer Vorgänger niedergelassen haben. Dabei scheint das Land südlich der Plöne, wenn wir die Unterschiede in der Häufigkeit der Formen der Gräber berücksichtigen, später besiedelt zu sein als das Land nördlich der Plöne. Denn nördlich der Plöne sind die älteren Formen der Gräber häufiger, südlich die jüngeren.

Es bleibt die Dichtigkeit der Siedelung zu erörtern. Warum die Steinzeitmenschen im Staubecken ursprünglich nicht gewohnt haben, ist uns klar geworden. Wir müssen aber fragen, warum sie an einzelnen Stellen des Pyritzer Kreises, besonders im Südwesten des Plönesees, aber auch im Nordosten, augenscheinlich sehr dicht gesessen haben, während breite Strecken kein einziges Grab aufweisen und auch an Steingeräten arm sind, also augenscheinlich nicht besiedelt gewesen sind. Ich nenne den ganzen Südzipfel des Kreises südlich der Linie Schwochow-Pyritz-Wobbermin und den ganzen Teil nordöstlich der Faulen Ihna. Wir haben auch hier hoch gelegenen Geschiebemergel, nur im äußersten Osten Sand über Geschiebemergel; der Boden erscheint also zur Besiedelung ebenso geeignet wie an den andern Stellen. Zudem müßte doch die Endmoräne südlich Beyersdorf zur Besiedelung des südlichen Teils besonders eingeladen haben, weil sie mit ihren großen Blockpackungen reiches Material für die Herstellung der Steingeräte und der Gräber hot. An den Bodenverhältnissen kann diese auffallende Tatsache also nicht liegen. Wir wissen nun freilich auch sonst, daß die Besiedelung in der Steinzeit zonenweise erfolgt ist; wir finden auch sonst neben dicht besiedelten Strichen solche, die keine Spuren des Menschen aus der Steinzeit aufweisen[1]). Einen Grund muß diese Erscheinung aber doch haben. Es könnte an der Bewässerung liegen. Gerade den Teil des Kreises südlich der Plöne durchschneiden viele Bäche, die trotz ihres kurzen Laufes immer gutes Wasser führen, und der Plöne-See mit seinem Fischreichtum liegt in der Nähe. Es ist gewiß kein Zufall, wenn in Orten wie Lettnin und Brietzig alle Perioden der Vorgeschichte vertreten sind. Aber es fehlte auch im Süden und Nordosten des Kreises nicht an Wasserläufen und Seen. Der Grund muß also anderswo zu suchen sein. Ich glaube, daß die so dicht besiedelten Teile des Kreises schon in der Steinzeit oder noch in ihr frei von Wald gewesen sind. Der südliche Teil grenzt an ausgedehnte Wälder, die früher nachweislich einen noch größeren Umfang gehabt haben. Auch wissen wir aus Urkunden, daß im Norden das Land Stargard und im

[1]) Vgl. S. Müller, Nordische Altertumskunde I. Straßburg 1897, S. 203f. Montelius, Kulturgeschichte Schwedens. Leipzig 1906, S. 60ff. Deecke im IX. Jahresbericht der geogr. Gesellschaft zu Greifswald S. 174. Höfer, Archäologische Probleme in der Provinz Sachsen. Halle 1904, S. 9.

Digitized by Google

Osten das Land nach Polen zu am Anfang der geschichtlichen Zeit von ausgedehnten Wäldern bedeckt war. Dagegen finden wir gerade südlich der Plöne niemals auch nur eine Spur eines Waldes, wenn wir von dem kleinen Wäldchen südlich von Prillwitz absehen. Keine Urkunde, kein Flurname, kein Zeugnis der Natur spricht davon. Daß die Menschen der Steinzeit den Wald aber mieden und sich auf waldfreiem Boden ansiedelten, ist auch sonst schon bemerkt[1]).

So läßt sich die Frage, wie sich die mannigfachen Formen der Steinzeitgräber des Kreises Pyritz zeitlich zu einander verhalten, vielleicht doch lösen, wenn wir die Bodenverhältnisse berücksichtigen: sie waren nicht alle gleichzeitig vorhanden, sondern wir haben eine zeitliche Folge anzunehmen[2]).

Aus diesen Verhältnissen ergibt sich meiner Meinung nach mit zwingender Notwendigkeit noch eine andere Tatsache, die zwar nicht die Steinzeitkultur an sich, aber die Verhältnisse betrifft, unter denen sie sich entwickelte: es muß gegen Ende der Steinzeit eine wesentliche Änderung des Klimas eingetreten sein. Denn bedenken wir folgendes. Der eigentliche Weizacker ist hervorgegangen aus den Sedimenten eines Gletscherstausees, der sich während der

[1]) Hausrath, Pflanzengeographische Wandlungen der deutschen Landschaft. Leipzig und Berlin 1911, S. 94ff.

[2]) Als ich diese Zeilen schon längere Zeit geschrieben hatte, kam mir Ernst Wahles Buch (Ostdeutschland in jungneolithischer Zeit, ein prähistorisch-geographischer Versuch. Würzburg 1918) in die Hand. Er sieht (S. 150) den Grund für die Dichtigkeit der steinzeitlichen Besiedelung des Kreises Pyritz nicht im Fehlen des Waldes, sondern vielmehr darin, daß dieses Gebiet dem Ausgang der Wanderung am nächsten lag. „Ehe die Wanderung recht in Fluß war und zu einer stärkeren Verteilung der Massen führte, wurde von dem übervölkerten Gebiete aus das diesem zunächst liegende Land besetzt. Diese Annahme führt aber notwendigerweise zu einer weiteren, denn unter diesen Umständen muß die Besiedelung hier längere Zeit hintereinander stattgehabt haben als anderwärts in dem von den Nord-Indogermanen besetzten ostdeutschen Gebiet. Daß dies nun tatsächlich der Fall gewesen ist, besagen eine Reihe von archäologischen Zeugnissen". Zu dieser Ansicht, daß das Pyritzer Gebiet in der jüngeren Steinzeit längere Zeit hindurch besiedelt gewesen ist, sind auch wir oben gekommen. Ohne Zweifel wird die Nähe des Zentrums der Auswanderung für die Dichtigkeit der Besiedelung bestimmend gewesen sein. Aber wäre hier überall dichter Urwald gewesen, so würde trotz der Nähe des Zentrums das Land sicher nicht so dicht besiedelt worden sein. Wenn wir eine gewisse Bevorzugung der sandigen Stellen in unserem Gebiete oben erkennen konnten, so stimmt das mit Wahles Ansicht (S. 111) überein, daß dort sicher kein dichter Wald vorhanden gewesen ist. Wenn aber Wahle S. 149 meint, daß das eigentliche Staubecken deshalb nicht oder nur wenig besiedelt gewesen ist, weil es dicht bewaldet war, so irrt er hierin sicher. Der Weizacker liegt in gemäßigt kontinentalem Klima und ist ein feinkörniger Kalkboden, zeigt also gerade Eigenschaften, die in den Steppenländern des Ostens als waldfeindlich und direkt oder indirekt steppenbegünstigend bekannt sind (S. 99). Daher haben wir denn auch mitten im Weizacker Reste einer Steppenflora; vgl. meine Volkskunde des Weizackers, Stettin 1914, S. 90. Auch ist nicht einzusehen, warum im Weizacker, wenn er dicht bewaldet war, gerade die Höhen von der steinzeitlichen Besiedelung bevorzugt sein sollten.

Digitized by Google

Eiszeit gebildet hatte. Am Ende der Eiszeit, als das Eis weit genug nach Norden zurückgewichen war, lief das Wasser dieses Stausees durch den heutigen Unterlauf der Plöne zum Dammschen See ab.[1]) Trotzdem war der Boden dieses alten Staubeckens, wie wir aus dem Fehlen von Resten der Steinzeit schließen müssen, zu Beginn dieser Periode noch nicht besiedelungsfähig; es muß eben ein großer Sumpf dort gewesen sein. Am Ende der Steinzeit aber wurde auch dies Gelände, wie uns die Gräber zeigen, für die Menschen zugänglich. Wodurch ist es das geworden? — hat das Wasser etwa eine bessere Möglichkeit gefunden, abzufließen? — Der Abfluß kann im Laufe der Zeit doch höchstens schlechter, nicht besser geworden sein. Denn wenn der Mensch nicht nachhilft, pflegen unsere Flußläufe zu versanden und zu verwachsen; darum müssen sie heute regelmäßig ausgeräumt und ausgekrautet werden. — Menschenhand kann in der Steinzeit doch auch nicht den Abfluß gebessert haben, etwa wie Friedrich d. Gr. ihn in den 70er Jahren des 18. Jahrhunderts bessern ließ, als er an den Ufern des Madüsees Land für neue Siedelungen gewinnen wollte. Es bleibt also nur die Annahme übrig, daß der Sumpf von selbst allmählich ausgetrocknet ist. Wenn aber das Klima kühl und feucht ist, dann trocknet so ein Sumpf nicht von selbst aus; dazu findet zu reichlicher Zufluß von Wasser statt. Daraus ergibt sich eben, daß gegen Ende der Steinzeit eine Änderung des Klimas eingetreten sein muß; es ist wärmer und trockener geworden.

Dafür sprechen auch manche Beobachtungen, die die Naturwissenschaft gemacht hat. Diese sind zuletzt von Ernst Wahle[2]) ausführlich zusammengestellt; es genügt hier, auf seine Ausführungen hinzuweisen. Erwähnen will ich nur, daß eine der kleinen Landschnecken, deren Vorkommen für eine kontinentale Phase in dem nacheiszeitlichen Klima zu sprechen scheint, Helix bidens, bei Woitfick im Kreise Pyritz gefunden ist[3]). So stimmen die Ergebnisse der Naturwissenschaft mit denen der Prähistorie trefflich überein.

Unter diesen Umständen kann es natürlich auch als möglich erscheinen, daß jener Steinhammer, der, wie in der Einleitung erwähnt, aus dem Wasser des Madüsees gegenüber von Raumersaue 100 m vom heutigen Ufer entfernt bei 1 m Tiefe hervorgeholt ist, dort in der Steinzeit auf gangbarem Boden verloren ist.

Es sprechen also neben den naturwissenschaftlichen Beobachtungen auch mehrere prähistorische dafür, daß gegen das Ende der Steinzeit eine Änderung des Klimas eintrat; es wurde trockener und wärmer.

[1]) Soenderop a. a. O. S. 43.

[2]) Ernst Wahle, Ostdeutschland in jungneolithischer Zeit, ein prähistorisch-geographischer Versuch. Würzburg 1918, S. 94ff. Vgl. auch Haustath, Pflanzengeographische Wandlungen der deutschen Landschaft. Leipzig und Berlin 1911, S. 66f.

[3]) Menzel in der Zeitschr. d. Deutsch. Geol. Ges. 1910, S. 263.

Digitized by Google

Nun hat Deecke freilich in dieser Frage ein *αὐτὸς ἔφα* geschaffen[1]). Er lehnt die Annahme jener Klimaschwankung als nicht hinreichend begründet ab, berücksichtigt dabei freilich nur den Raumersauer Steinhammer und die Schnecken. Da aber Naturwissenschaft und Vorgeschichte auch sonst in so wunderbarer Weise in dieser Frage zusammenstimmen, glauben wir, uns diesmal seiner Autorität nicht fügen zu sollen.

Die Beobachtungen, zu denen uns die Feststellung des Bestandes steinzeitlicher Gräber im Kreise Pyritz Anlaß gegeben hat, bestätigen also, was die Wissenschaft bisher über die Siedelung in der Steinzeit und ihre Grundlagen und die Entwickelung des steinzeitlichen Gräberbaus gelehrt hat. Eine solche Probe aufs Exempel erscheint nicht unwichtig.

Für die Behandlung allgemeiner Fragen ist die Kenntnis der Einzelheiten durchaus nötig. Die Lösung, die für eine allgemeine Frage gefunden wird, kann doch nur dann Anspruch auf Richtigkeit machen, wenn sie auch für die Verhältnisse des Einzelgebietes paßt. Die Forschung tut daher gut, den Blick von den großen Zusammenhängen immer wieder auf ein enges Gebiet zu richten; sie wird, indem sie hier Klarheit schafft, vielleicht aus der Enge mit schärferem Blick in die Weite schauen.

---

[1]) Monatsblätter. Herausg. von der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Altertumskunde. 1918, S. 35. Wahles Ausführungen waren ihm noch nicht bekannt.

Digitized by Google

Über den Beginn der Bronzezeit in Mitteleuropa.

Von Georg Wilke.

Mit 31 Abbildungen.

Die Ansichten über den Beginn der frühesten Bronzezeit in Mitteleuropa gehen heute noch weiter auseinander. Naue verlegte ihn in die Zeit um 1400[1]). Montelius nimmt für Süddeutschland und Böhmen den Beginn des 2. Jahrtausend an[2]), während er die I. nordische Bronzezeitperiode auf 1800—1600 verlegt[3]). M. Hörnes wies ihr die Zeit von 1900—1600[4]), K. Sorrer von 1800—1700[5]) zu, und G. Kossinna setzt in seiner Abhandlung „Die Herkunft der Germanen" den Beginn der Bronzezeit auf 2200[6]), in der später erschienenen 2. Auflage seines Buches: „Die deutsche Vorgeschichte eine hervorragend nationale Wissenschaft" auf 2100 an[7]), wobei er freilich diese Zahl mit einem ? versieht, wohl um damit anzudeuten, daß er die Möglichkeit eines noch früheren Beginnes offen läßt. Zu einer wesentlich früheren Datierung ist außer Déchelette, der die Periode I von 2500—1900 ansetzt, in ihr aber die mit der Glockenbecherstufe zusammenfallende Kupferzeit mitbegreift[8]), bisher nur Hubert Schmidt gelangt, der in zwei trefflichen Arbeiten den Beginn der Bronzezeit auf die Mitte des 3. Jahrtausend verlegt[9]).

[1]) Naue, Die Bronzezeit in Oberbayern. München 1894.
[2]) O. Montelius, Chronologie der ältesten Bronzezeit. S. 195.
[3]) O. Montelius, Kulturgeschichte Schwedens. S. 84.
[4]) M. Hörnes, Urgeschichte d. bild. Kunst in Europa. 2. Aufl., S. 416.
[5]) R. Sorrer, Urgeschichte des Europäers. S. 563.
[6]) G. Kossinna, a. a. O. S. 27.
[7]) G. Kossinna, a. a. O.[2]). S. 130.
[8]) Déchelette, Manuel d'Archéologie préhistorique celtique et gallo-romaine II. S. 105.
[9]) H. Schmidt, Der Bronzefund von Kanena. Pr. Zeitschr. I. S. 113ff. — H. Schmidt, Zur Vorgeschichte Spaniens. Zeitschr. f. Ethn. 1913. S. 238 ff.

Digitized by Google

Um zu einer einigermaßen genaueren Datierung dieser in vieler Hinsicht so wichtigen Kulturperiode zu gelangen, müssen wir zuerst einmal über das Alter der Periode II möglichst Klarheit zu gewinnen suchen. Sie muß einen recht langen Zeitraum umfaßt haben, da sich in ihr die Entwickelung einer ganzen Reihe kennzeichnender Gerätetypen vollzieht, im Norden außerdem auch noch die Entfaltung des reichen nordischen Kunststils zu seiner höchsten Blüte vor sich geht, der dann schon in der folgenden Periode einen raschen Verfall erfährt. Die lange Dauer dieser Periode und die in ihr vor sich gehende erhebliche Entwickelung der Kultur machen eine Gliederung in einzelne Unterstufen erforderlich, und zwar hat Kossinna, wie ich meine durchaus zutreffend, drei Abschnitte unterschieden, die er als IIa, IIb und IIc bezeichnet. Die Hauptkennzeichen dieser drei Stufen bilden einmal die Entwickelung des Kunststils, der erst von der mittleren Stufe ab die Spiralverzierung zu verwenden beginnt, um sie dann im letzten Abschnitte zu er-

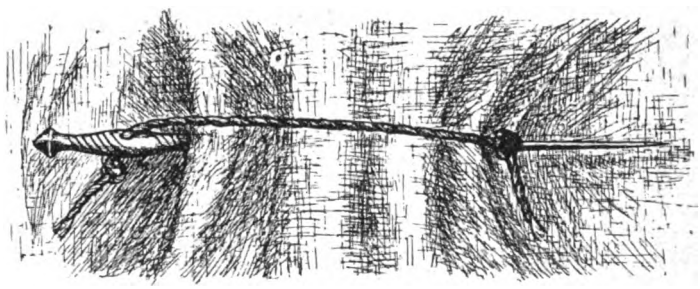


Abb. 1. Nadel mit durchlochtem Halse mittels einer Schnur in der Gewandfalte gesichert. Nach Kossinna, Die deutsche Vorgesch. eine hervorrag. nat. Wissensch. S. 111. Abb. 229.

staunlicher Vollkommenheit zu entwickeln, und anderseits die mannigfachen Geräteformen, unter denen die Fibeln und verschiedenen Schwerttypen wegen ihrer Verbreitung in andere Kulturgebiete für die hier behandelte Frage besonders wichtig sind.

Die Entstehung der nordischen zweiteiligen Fibel, die Hildebrand auf östliche Einflüsse, Undset zuerst auf ungarische und später mit Montelius auf italische Vorbilder zurückzuführen suchten, ist durch Lissauer völlig klargelegt worden[1]). Sie ist ihrem Wesen nach weiter nichts, als die schon in der Periode IIa übliche Nadel mit geschwollenem durchlochten Hals, bei der nur die zur Sicherung der Nadel durch das Halsloch geführte und um die Spitze geschlungene Halteschnur durch einen einfachen Drahtbügel ersetzt wurde (Abb. 1 und Lissauer, a. a. O., Fig. 58). Entsprechend dieser Entstehung ahmt daher der Bügel gewöhnlich auch die Form einer Schnur, bisweilen auch die eines schmalen Bändchens nach, das ja gleichfalls zur

[1]) Zeitschr. f. Ethnol. 1907, S. 805, Fig. 58.

Digitized by Google

Sicherung der alten einfachen Gewandnadel verwendet werden konnte (Abb. 2 u. 3).

Diese nordische Urfibel, die bald noch einige uns hier zunächst nicht weiter berührende Abänderungen erfuhr, blieb im wesentlichen zwar auf den nordischen Formenkreis beschränkt, gelangte aber doch in einigen Exemplaren bis nach Italien, wo sie sich alsbald, wie Kossinna in mehreren Arbeiten überzeugend dargetan hat, zur einteiligen Peschiera- oder Violinbogenfibel weiter entwickelte (Abb. 4) Schon daraus folgt, daß die Peschiera-

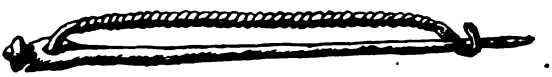


Abb. 2. Fibel von Bollersleben, Kr. Apenrade. Nach Kossinna, a. a. O. 110, Abb. 226.

Abb. 3. Sylt, Schleswig-Holstein, a. a. O., Abb. 228.

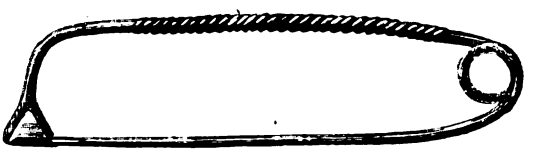


Abb. 4. Peschiera am Gardasee, a. a. O., S. 109, Abb. 224.

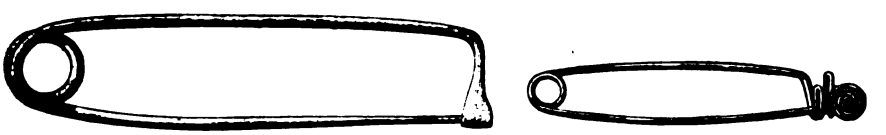


Abb. 5 u. 6. Mykenä. Nach Kossinna, a. a. O., S. 122, Abb. 224 u. 45.

fibel jünger sein muß, als die nordische Urfibel. Doch wird dies auch noch durch andere Tatsachen bestätigt, deren Klarlegung wir gleichfalls Kossinna[1]) verdanken. Die Peschierafibel gehört nämlich der italienischen Periode IIIa von Montelius an, die inhaltlich im wesentlichen der nordischen Periode IIc entspricht. In dieser Stufe erscheinen aber im Norden schon etwas weiter entwickelte Fibeltypen, während die ältesten nordischen Typen, wie bemerkt, noch in Periode IIb fallen.

Eine absolute Zeitbestimmung der Peschierafibeln wird uns durch deren Auftreten im mykenischen Formenkreise ermöglicht (Abb. 5 u. 6), wo

[1]) G. Kossinna, Die deutsche Vorgeschichte eine hervorragend nationale Wissenschaft. 2. Aufl. S. 118 f.

Digitized by Google

sie mehrfach in Kuppelgräbern und in ihnen gleichaltrigen Felsenkammergräbern in Verbindung mit den sehr kennzeichnenden Bügelkannen, und zwar dem älteren Typus mit kugelförmigen Bauch (Abb. 7), erscheinen[1]). Diese Bügelkannen kommen anderseits aber auch, wie namentlich die Ausgrabungen in Gurob und Tell el Amarna gelehrt haben, in Ägypten vor, und zwar finden sie sich hier in Gräbern und Brandgruben in Verbindung mit Kartuschen des Königs Amenhoteps IV. und seines Vaters Amenhoteps III., der 1411 zur Regierung gelangte[1]). Der gleichen Zeit sind daher auch die Bügelkannen und die mit ihnen zusammengefundenen Peschierafibeln in den jüngeren mykenischen Kuppelgräbern zuzuschreiben. Da aber die Peschierafibeln in Oberitalien ihren Ursprung genommen haben, so müssen sie dort gleichfalls spätestens dem Ende des 15. Jahrhunderts angehören. Ja wir werden sie hier wohl noch ein gutes Stück zurückdatieren dürfen, denn man kann doch kaum annehmen, daß die Fibeln schon ganz unmittelbar nach ihrer Erfindung von Oberitalien bis nach dem entfernten Griechenland gelangt sein sollten.

Abb. 7. Bügelkanne mit kugelförmigen Körper; Ägypten. Nach Flinders Petrie.

Gehört also die italienische Bronzestufe IIIa, für die die ältesten Violinbogenfibeln kennzeichnend sind, dem 15. Jahrhundert an, so muß das Gleiche auch für die ihr parallellaufende nordische Bronzestufe IIc gelten. Die nordische Stufe IIb muß demnach dem 16. Jahrhundert entsprechen, ein Zeitraum, der sich ja auch aus dem Verhältnis zwischen der nordischen Urfibel und der Peschierafibel unmittelbar ergibt. Denn wenn die den älteren Abschnitten des 15. Jahrhunderts angehörende Peschierafibel, wie wir oben sahen, aus der nordischen Urfibel hervorgegangen ist, so muß diese eben in noch ältere Zeiten, also ins 16. Jahrhundert, zurückgehen, und zwar werden wir hier wiederum einen schon etwas älteren Abschnitt voraussetzen müssen, weil einmal die sehr zahlreichen Funde dieser Fibeln innerhalb des nordischen Formenkreises auf eine längere Bestandsdauer dieser Form hinweisen, und weil gleichfalls kaum anzunehmen ist, daß schon die allerersten Exemplare unmittelbar nach ihrer Erfindung bis nach Italien gelangten, um hier nun sofort die Anregung zu der eben besprochenen Verbesserung zu bieten.

[1]) O. Montelius, Chronol. der ältesten Bronzezeit. S. 171.

[2]) Diederich Zimmen, Zeit und Dauer der Kretisch-Myken.-Kultur. Leipzig und Berlin 1909, S. 51 ff.

Digitized by Google

Diese Ansätze werden schließlich auch noch durch die Griffzungenschwerter bestätigt[1]), deren typologisch jüngere Form gleichfalls bis nach Mykenä gelangt, wo ein solches, im Norden in der Hauptsache sogar erst der Periode IIIa angehöriges Schwert in einem den vorhin behandelten Kuppelgräbern gleichaltrigen Gebäude gefunden worden ist[2]) (Abb. 8). Das Stück gehört also in Mykenä gleichfalls dem Ende des 15. Jahrhunderts an und damit werden auch die nordischen Stücke dieses Typus und mit ihm zugleich die Periode IIc, für die diese Formen kennzeichnend sind, ins 15. Jahrhundert datiert.

Abb. 8. Griffzungenschwert aus Mykenä. Kossinna, Die deutsche Vorgesch. S. 125, Abb. 254.

Füllt somit die der Periode IIc vorausliegende Stufe IIb das 16. Jahrhundert aus, so muß die Periode IIa ins 17. Jahrhundert fallen. Doch halte ich es für wahrscheinlich, daß ihr Anfang noch um ein beträchtliches weiter zurückliegt. Denn einmal muß die Periode IIb, innerhalb deren wir eine mächtige Kulturentwickelung und namentlich die reiche Entfaltung des nordischen Kunststils vor sich gehen sehen, von längerer Dauer gewesen sein und ihr Beginn dementsprechend jedenfalls noch vor 1600 liegen. Und anderseits darf man wohl auch der Periode IIa, innerhalb deren sich die ganze Entwickelung der Formen vom Ende der Stufe Ic zu denen von IIb vollzieht, eine längere Dauer zuschreiben, und zwar um so mehr, weil erfahrungsgemäß die Entwickelung um so langsamer vor sich zu gehen pflegt, in je ältere Perioden wir zurücksteigen.

Eine Möglichkeit, die betreffenden Daten unmittelbar zu bestimmen, ist bisher noch nicht vorhanden, und wir sind daher in dieser Hinsicht vorläufig noch auf bloße Schätzung angewiesen. Kossinna hat den Beginn der Stufe IIa, und damit zugleich den Schluß der Periode Ic auf 1750 angenommen[3]). Ich glaube jedoch, daß man aus den soeben dargelegten Gründen diesen Zeitpunkt unbedenklich noch etwas weiter zurückverlegen darf, also mindestens etwa bis 1800.

Vor diesem Zeitpunkt liegt nun die ganze Periode I, die Kossinna, wie ich meine durchaus zutreffend, in drei Unterstufen gegliedert hat[4]), deren jede einzelne außer durch eine Reihe sie kennzeichnender Sondertypen durch das Mischungsverhältnis der Bronze

[1]) G. Kossinna, Mann. IV, S. 274 ff. und Mann.-Bibl. S. 124 ff.
[2]) Montelius, Chronol. der ältesten Bronzezeit. S. 172 u. Fig. 405.
[3]) G. Kossinna, Die deutsche Vorgesch. eine hervorrag. nat. Wissenschaft S. 130.
[4]) G. Kossinna, Die Herkunft der Germanen. S. 23 f. und Mannus III, S. 317.

Digitized by Google

bestimmt wird[1]). Wie lange diese Periode gedauert hat, läßt sich natürlich nicht ohne weiteres sagen. Sicher ist nur, daß sie von sehr, sehr langer Dauer gewesen sein muß, da in ihr die Entwickelung einer ganzen Reihe von wichtigen Gerätetypen vor sich geht und da nach dem soeben erwähnten Erfahrungssatz die Kulturentwickelung in den älteren Perioden eine unverhältnismäßig weit längere Zeit beansprucht, als in den jüngeren, kulturell fortgeschritteneren Zeiten.

Rechnet man daher für jeden der von Kossinna aufgestellten drei Abschnitte nur 150 Jahre — was ich eher für zu wenig, als zu viel halte —, so würde die ganze Periode I einen Zeitraum von 450 Jahren umfassen, ihr Beginn also spätestens auf etwa 2250 fallen. Räumt man ihnen aber je 200 Jahre ein, so würde der Beginn bis spätestens 2400 zurückreichen.

Abb. 9. Hängespiralen. a und b Helmsdorf, Mansfelder Seekreis; c und d Karlsburg, Siebenbürgen; e Troja. Jahresschr. f. d. Vorgesch. d. sächs.-thür. Länder, 6. Bd., 1907, Taf. VI.

Indessen bleibt dies eine bloße, sehr unsichere Schätzung, weil ja die Voraussetzungen, auf die sie sich stützt, die Dauer der einzelnen Abschnitte Ia, Ib und Ic, ebenso wie die Dauer der Abschnitte IIa und IIb gleichfalls nur

[1]) Statt des Zinns wurde in den Frühabschnitten vielfach auch Arsen oder Antimon zugesetzt. Hinsichtlich des etwas schwankenden Zinngehaltes ist zu berücksichtigen, daß bei starker Oxydation des betreffenden Gegenstandes und dadurch bewirkter Überführung des Kupfers in lösbare Kupfersalze mehr oder weniger große Mengen Kupfers im Laufe der Zeit ausgelaugt worden sind, so daß unter Umständen der relative Zinngehalt bei Geräten der frühesten Bronzezeit sogar noch höher sein kann, als bei solchen der späteren Perioden. Ein bezeichnendes Beispiel für diesen Vorgang liefert eine Schwertanalyse durch Kröhnke, die vom Oberteil des Schwertes nach der Spitze zu eine beträchtliche Abnahme des Kupfergehaltes ergab (I, 63, 79%; II, 59, 95%; III, 45, 91%, IV, 8,56%). Da die Bronzemischung ursprünglich überall die gleiche gewesen sein muß, so muß also die Auslaugung an der dünnen Spitze, die im Verhältnis zum Volumen die größte Oberfläche hat und daher der lösenden Wirkung des Wassers am stärksten ausgesetzt ist, am stärksten gewesen sein (vgl. Olshausen in Verhandl. d. Berl. Anthr. Gesellsch. 1897, S. 344 und Montelius a. a. O. 20). Umgekehrt bewirkt ein Umschmelzen der Bronzen einen mehr oder weniger starken Zinnverlust (O. Kröhnke, Chem. Untersuchungen an vorgesch. Bronzen Schleswig-Holsteins, Kiel 1897, S. 26), weshalb Gegenstände aus sehr späten Abschnitten der Bronzezeit, die aus eingeschmolzenen Altsachen hergestellt wurden bisweilen sehr zinnarm erscheinen. Man wird sich also hüten müssen, das Alter eines Gegenstandes lediglich nach dem Zinngehalt zu bestimmen.

Digitized by Google

auf willkürlicher Schätzung beruhen. Um zu einem einigermaßen sicheren Ergebnis zu gelangen, müssen wir uns daher schon nach anderen Hilfsmitteln umsehen.

In Betracht kommen zunächst die Hängespiralen mit und ohne Rückbiegung (Abb. 9), die bereits in der ältesten Stufe Kossinnas auftreten und in Böhmen und Mähren ihr Verbreitungszentrum haben, außerdem aber auch noch in Siebenbürgen in großer Zahl vorkommen[1]). In welchem dieser beiden Verbreitungsbezirke das Ursprungsgebiet zu suchen ist, läßt sich nicht mit Bestimmtheit sagen. Da sich aber innerhalb dieser Zeit gewisse keramische Typen, wie namentlich die in Schlesien schon in der Steinzeit auftretenden weitbauchigen Doppelhenkelkrüge (Abb. 10) und die gleichfalls schon am Schluß des Neolithikum aufkommenden Mond- und hornförmigen Henkel (Abb. 11) vom ostdeutschböhmischen Formenkreise nach Südosten verbreiten[2]), so halte ich es für wahrscheinlich, daß auch die Siebenbürgerschen Hängespiralen auf die ostdeutschböhmischen Muster zurückgehen. Sei dem wie immer — sicher ist jedenfalls, daß sie in beiden Gebieten der gleichen Zeit angehören. Nun sind aber, wie Hubert Schmidt gezeigt hat, die Siebenbürgischen Hängespiralen durch ihr, wenn auch nur vereinzeltes Auftreten in Troja II sicher datierbar[3]).

Abb. 10. Doppelhenkelkrüge aus Schlesien und Thessalien. Wilke, Spiralmäanderkeramik und Gefäßmalerei, Hellenen und Thraker, S. 55, Abb. 73.

Troja II läßt man gewöhnlich mit dem ganzen Zeitraum der VI. bis XI. Dynastie (2500—2000) zusammenfallen. Wir sind aber heute in der Lage, diesen weiten Zeitraum noch wesentlich einzuschränken. Auf Grund zahlreicher Parallelfunde (Schnabelkannen, einhenklige Becher, *δέπας ἀμφικύπελλον*, Schnurösenflaschen, Schnurösenbüchsen, Schnurösenkrüge, Schnuröösennäpfe, gewisse Idolformen, Dolche, Lanzen und Flachbeile) ergibt sich nämlich die Gleichaltrigkeit von Troja II mit der älteren Kykladenkultur[4]), die ihrerseits wieder mit dem Evansschen Early Minoan III Kretas (Marmoridole, Reibschalen, Tonbüchsen usw.), wie wir es insbesondere in den Funden von Hagios Onuphrios bei Phaistos und aus der Tholos von Hagia Triada

[1]) H. Schmidt, Troja-M.-Ungarn 1904, S. 616 ff.
[2]) Zahlreiche Beispiele von Sărată-Monteorŭ in meiner Sammlung.
[3]) a. a. O.
[4]) D. Zimmen a. a. O. S. 21 ff.

Digitized by Google

vor uns haben[1]), zusammenfällt. Diese Funde werden nun durch die ägyptischen Knopfsiegel, die vorwiegend in Gräbern der VI. Dynastie vorkommen,

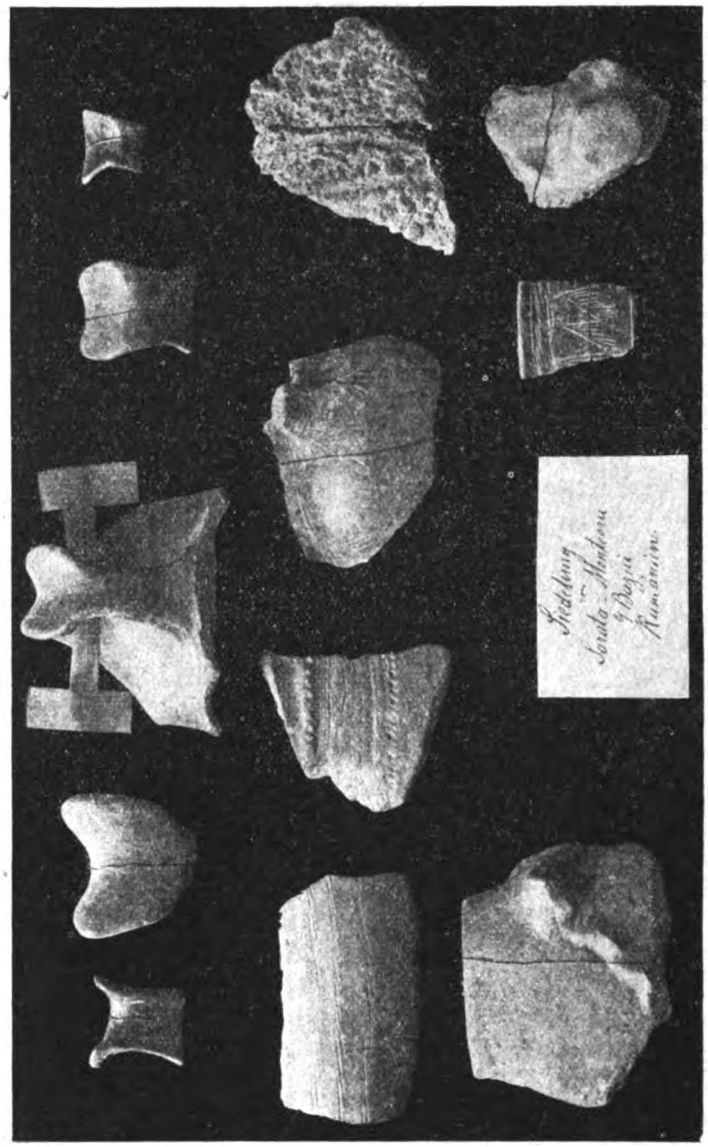


Abb. 11. Mondhentel aus der Siedelung von Sărată-Monteoru bei Buzeŭ in Rumänien. Eigene Sammlung.

von der IX. Dynastie ab jedoch verschwinden, sehr genau bestimmt und sind daher der VI.—VIII. Dynastie gleichzusetzen[2]). Der gleichen Periode, d. h.

[1]) a. a. O. S. 39.
[2]) a. a. O. S. 45 f.

Digitized by Google

der Zeit von 2500—2360 muß daher auch Troja II angehören, während die III. und IV. Ansiedelung, die mit der jüngeren Kykladenkultur und dem Middle Minoan I Evans zusammenfällt, der IX.—XI. Dynastie (2360—2000) entspricht.

Gehören also die trojanischen Hängespiralen der Zeit von 2500—2360 an, so müssen auch ihre Vorläufer, die Siebenbürgischen und die ihnen gleichaltrigen mitteldeutsch-böhmischen Stücke in dieselbe Zeit fallen.

Einen zweiten chronologisch wichtigen Typus, der im Aunjetitzer Formenkreise gleichfalls der Frühstufe angehört, bilden die cyprischen Schleifennadeln (Abb. 12), deren Hauptverbreitungsgebiet in Böhmen liegt, die aber auch noch in Ungarn und Bosnien vorkommen[1]). Auch diese Nadeln sind in Troja II[2]) gefunden worden, und ebenso erscheinen sie in großer Zahl in cyprischen Gräbern[3]), die der älteren Kykladenkultur nahe stehen[4]), also gleichfalls auf dieselbe Zeit hinweisen. Dabei ist noch besonders bemerkenswert, daß die cyprischen Stücke aus zinnarmer Bronze bestehen. Endlich sind Nadeln dieser Form, und zwar aus Kupfer, die Flinders Petrie freilich als „Dornauszieher" bezeichnet, auch noch mehrfach in Verbindung mit Kupferdolchen und kupfernen Rollennadeln in Gräbern von Naqada gefunden worden[5]), die Flinders Petrie zwar anfangs in die Zeit der VII.—IX. Dynastie setzte, später aber in die vordynastische Zeit (vor 3300) zurückdatiert hat (Abb. 13).

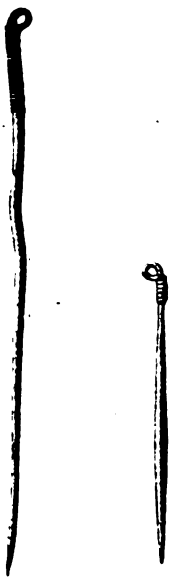


Abb. 12. Abb. 13.

Abb. 12. Schleifennadel aus Bronze vom Röderberg bei Halle; Grabfund Nr. 72. Photogr.-Album d. Berliner Ausstellung 1880, VI, Taf. V.

Abb. 13. Schleifennadel aus Ägypten. Nach Flinders Petrie, Naqada, Kahun and Gurob, Taf. LXXV, 19.

Auch durch diese Form wird also als Zeit der Frühstufe der ältesten mitteleuropäischen Bronzeperiode das dritte Viertel des 3. Jahrtausends mit Sicherheit bestimmt.

Als dritten Typus führe ich die böhmischen Ösennadeln an, die gleichfalls schon in der Periode I erscheinen, anderseits sich aber auch noch

[1]) Lissauer, Vierter Bericht über die prähist. Typenkarten. Zeitschr. f. Ethnol. 1907, S. 807.

[2]) a. a. O.

[3]) Ohnefalsch-Richter, Cyprus, the Bible and Homer S. 456 und Zeitschr. f. Ethnol. 1899, S. (334).

[4]) D. Zimmen a. a. O. S. 24.

[5]) Flinders Petrie, Naqada and Ballas S. 48, Taf. 65, Fig. 19.

Digitized by Google

in den Unterstufen b und c erhalten haben (Abb. 14). Auch ihr Hauptverbreitungszentrum entspricht dem Aunjetitzer Formenkreise[1]), doch ist ihr Verbreitungsgebiet etwas größer, als das der Schleifennadeln. Im Orient fehlen sie meines Wissens vollständig, so daß sie uns dort keine unmittelbaren chronologischen Anhaltspunkte zu bieten vermögen. Dagegen sind sie mehrfach, aus Knochen gearbeitet, in dänischen Megalithgräbern gefunden worden (Abb. 15), und zwar, wie Montelius auf Grund einer brieflichen Mitteilung von Sophus Müller berichtet, ausschließlich in Ganggräbern[2]). Lissauer hält diese dänischen Knochennadeln für Nachbildungen der böhmischen Bronzenadeln[3]) und das mag vielleicht auch in Anbetracht der außerordentlichen Häufigkeit dieser Nadelform im Aunjetitzer Formenkreise, die diesen als wahrscheinlichen Entstehungsherd erscheinen läßt, zutreffen. Indes erscheint doch auch der nordische Ursprung, den Montelius[4]) für wahrscheinlicher hält, nicht ausgeschlossen, und wenn diese Form sich im Norden jetzt nur sehr selten findet, so könnte dies sehr wohl in der Vergänglichkeit des Materials seinen Grund haben. Sicher ist jedenfalls, daß die dänischen und böhmischen Ösennadeln annähernd gleichaltrig sind. Nun müssen die nordischen Ganggräber in Anbetracht ihrer zahlreichen nahen Beziehungen zur bretonischen Megalithkultur den bretonischen Ganggräbern ungefähr gleichaltrig sein, die ihrerseits, wie sich aus ihrem engen Zusammenhange mit den jüngeren Ganggräbern der Iberischen Halbinsel mit Sicherheit ergibt, noch in die erste Hälfte des 3. Jahrtausends fallen. In annähernd die gleiche Zeit müssen daher auch die nordischen Ganggräber, die dem vorletzten Abschnitte der jüngeren Steinzeit nach Montelius angehören, angesetzt werden und das Ende der Ganggräberstufe kann daher jedenfalls kaum viel unter dem Jahre 2500 liegen.

Abb. 14.

Abb. 15.

Abb. 14. Goldene Ösennadel von Leubingen, Prov. Sachsen. Grabfund Nr. 74. Z. f. E. 1886, S. 469.

Abb. 15. Ösennadel von Knochen. Ganggrab Dänemark. Sophus Müller, Ordning, Stenalderen. Fig. 241.

Auch dieser Typus nötigt uns daher den Beginn der frühen Bronzezeit bis weit ins 3. Viertel des 3. Jahrtausends zurückzuverlegen.

Einen vierten Typus stellen die Nadeln mit senkrecht durchbohrtem Kopfe dar (Abb. 16), die zwar in der Hauptsache der Periode Ib

[1]) Lissauer, a. a. O. S. 808ff.
[2]) Montelius, Chronol. der ältesten Bronzezeit. S. 116[2]).
[3]) Lissauer a. a. O. S. 792.
[4]) a. a. O.

Digitized by Google

und in ihren jüngeren, durch die Drehung des Schaftes und die Halsriefelung gekennzeichneten Entwickelungsformen sogar erst Ic angehören, mit ihren ältesten noch völlig unverzierten Vertretern aber gleichfalls bis in Ia zurückreichen[1]). Ihr Verbreitungsgebiet ist etwas größer, als das der vorgenannten

Abb. 16. Nadeln mit senkrecht durchbohrtem Kopfe von Stoßdorf, Kr. Kalau.. Vorgesch. Abteilung des paläontologischen Mus. der Universität Leipzig. Nr. 1845/46.

Abb. 17. Knochennadeln mit senkrecht durchbohrtem Kopfe. a) Ganggrab bei Luttra, Westgothland; Montelius, Antiquités suéd. Fig. 77. b) Ganggrab bei Falköping, Westgothland; a. a. O. Fig. 79.

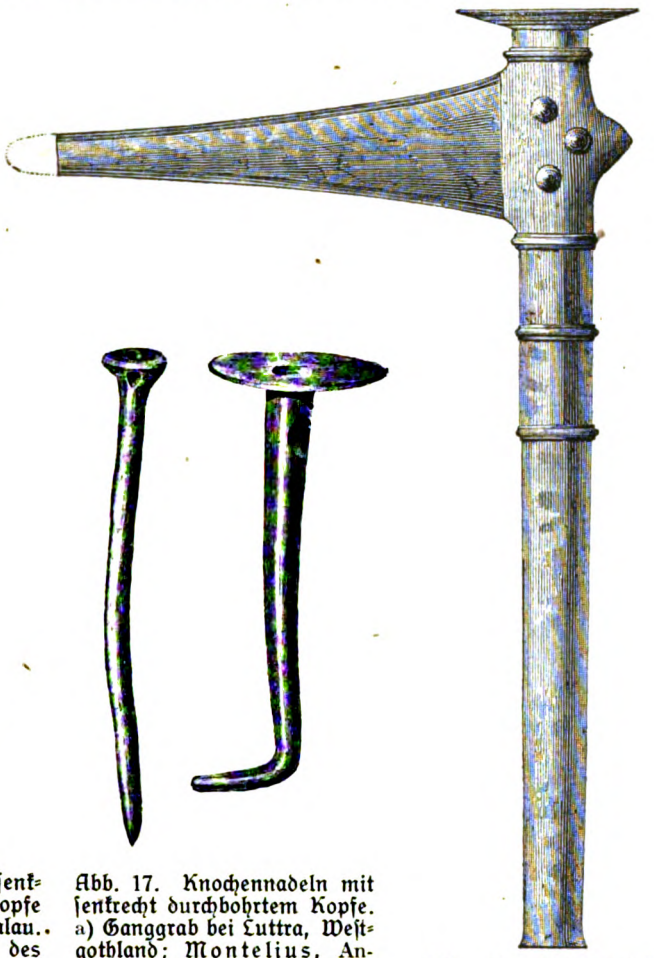


Abb. 18. Dolchstab mit Bronzeschaft. Nach Kossinna.

Nadeln, doch sind auch sie dem Orient fremd. Dagegen sind von ihnen gleichfalls mehrere Stücke aus Knochen in nordischen Ganggräbern gefunden worden[2]), wodurch auch sie hoch ins 3. Viertel des 3. Jahrtausends datiert werden (Abb. 17).

[1]) G. Kossinna, Mannus III, 317
[2]) Montelius a. a. O.

Digitized by Google

Als fünfter und letzter Typus endlich sind die Dolchstäbe zu nennen, die schon von Montelius, Kossinna und namentlich Hubert Schmidt eingehend behandelt worden sind. Sie lassen sich in mehrere, eine typologische Entwickelungsreihe bildende Abarten gliedern, deren jüngste Form — Klinge und Stab in einem Stück gegossen — augenscheinlich auf den nordischen Formenkreis beschränkt bleibt[1]) und hier der Periode Ic angehört (Abb. 18).

Viel weiter verbreitet ist die Urform, die für uns allein von Belang ist. Sie besteht in einer einfachen dolchartigen, öfter verzierten Klinge mit bogenförmigem Abschluß, die in einem Holzstabe senkrecht zu seiner Längsaxe mit Nieten befestigt war und die entweder aus zinnarmer Bronze oder häufig auch aus reinem Kupfer hergestellt ist (Abb. 19 u. 20).

Das Hauptverbreitungsgebiet dieses Typus, der in Deutschland in dem Funde von Lunow (Kreis Angermünde), Giebichenstein (Saalkreis) und Gr. Schwechten (Kr. Stendal) vertreten ist, bildet die Iberische Halbinsel, wo namentlich die großen frühbronzezeitlichen Gräberfelder von El Oficio, Fuente Alamo und El Argar sehr zahlreiche Exemplare geliefert haben[2]) und wo dementsprechend auch ihr Ursprungsherd zu suchen ist.

Nun entspricht der Almeriagruppe Spaniens, zu der außer den schon genannten auch noch zahlreiche andere große Gräberfelder gehören[3]), die 1. Sikulische Periode Siziliens, die ihrerseits wieder größtenteils mit Troja II zusammenfällt und nur mit ihrem ältesten Abschnitt etwas weiter zurückreichen mag. Dies ergibt sich nicht nur aus mancherlei keramischen Parallelen zwischen der Castelluccio-gruppe und Troja II[4]), sondern auch aus den eigentümlichen vielerörterten beinernen Beschlägen mit Buckelverzierung von Castelluccio[5]) und aus der Grotte Lazzaro[6]) unweit Medica (Prov. Siracus), die vollständig mit 3 in Troja II aufgefundenen Stücken übereinstimmen[7]) (Abb. 21). Fällt also die Castelluccio-gruppe Siziliens mit Troja II zusammen, so muß das gleiche auch für die mit ihr gleichaltrige El Argarstufe Spaniens gelten, was sich übrigens auch noch durch mancherlei Parallelfunde (Brettidole usw.) zwischen diesen und der Kykladenkultur unmittelbar ergibt[8]) (Abb. 22).

Die so ermittelte Datierung der älteren Dolchstabtypen hat nun aber neuerdings noch eine gewisse Bestätigung erfahren durch die Veröffentlichung

---

[1]) Montelius, S. 27[2]) ff.

[2]) H. und L. Siret, Les premiers âges du metal dans le Sud-Est de l'Espagne pl. 32, 149; 33, 169, 244, 533, 534; 63, 42; 9; 62; 66, 1, 18.

[3]) Wilke, Südwesteurop. Megalithkultur u. ihre Bez. z. Orient S. 46.

[4]) Montelius, Chronol. der ältesten Bronzezeit. S. 188.

[5]) Bull. Pal. Ital. 1892, S. 1 ff., Tav. IV, 1, 2; 1893, S. 30.

[6]) a. a. O. 1882, S. 23.

[7]) Schliemann, Ilios S. 573, Nr. 983 und Mus. f. Völkerk. Berlin 7953 und 7954.

[8]) Wilke, Südwesteurop. Megalithkultur u. ihre Bez. z. Orient. Mann.-Bibl. 8.

Digitized by Google

Abb. 19. Dolchstabklingen, 1/3. a) Lunow, Kr. Angermünde. b) Giebichenstein, Saalkreis. Mus. f. Völkerk., Berlin. Nach H. Schmidt, Pr. Zeitschr. I, 139.

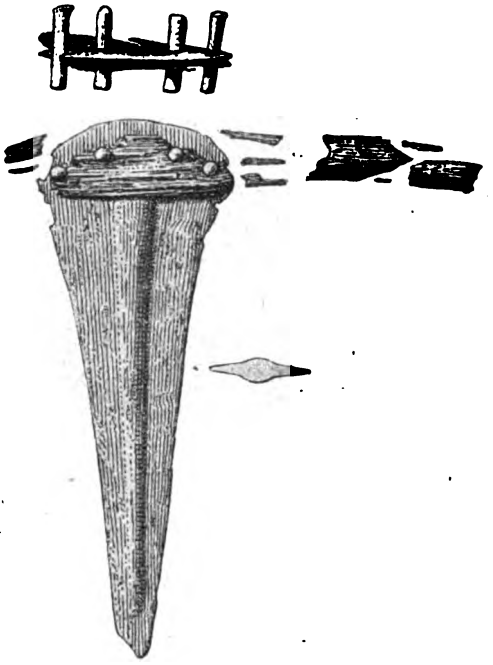


Abb. 20. Dolchstab von Kupfer oder Bronze mit Überresten des Holzschaftes. El Argar unweit Almeria im südöstlichen Spanien. Grab Nr. 449. H. und L. Siret, Les premiers âges du métal dans le Sud-Est de l'Espagne, Taf. 32. 1/2 n. Gr.

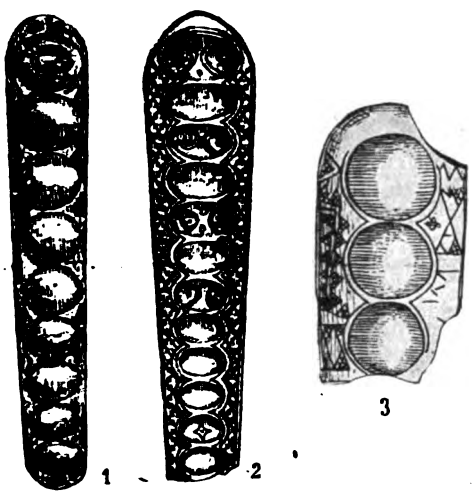


Abb. 21. Beinerne Beschläge mit Bukelverzierung. 1 Troja II. 2 u. 3 Castelluccio bei Syrakus. Nach Déchelette, Manuel d'Archiologie préhist. celtique et gallo-romaine. Bd. II, 1. T., S. 75, Abb. 22.

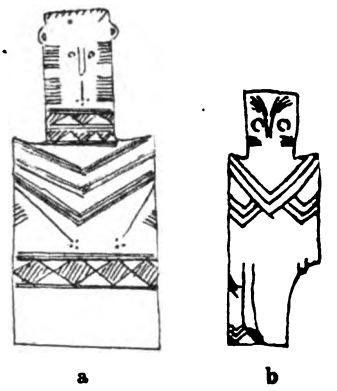


Abb. 22. a) Brettförmiges Tonidol von Cypern. b) Schieferamulett von Idanha a Nova, Portugal. Wilke, Südwesteurop. Megalithkultur u. ihre Bez. z. Orient, S. 168, Abb. 118 u. 119.

Digitized by Google

eines in der Vorderasiatischen Abteilung des Königlichen Museums zu Berlin befindlichen altbabylonischen Siegelzylinders (Abb. 23), auf dem sich ein nackter Mann mit einer ähnlichen Waffe dargestellt findet[1]), die sich freilich von den europäischen Dolchstäben insofern nicht unwesentlich unterscheidet, als sie nicht wie diese nur einen, sondern drei Zacken auf dem Rücken aufweist (Abb. 24).

Abb. 23. Altbabylonischer Siegelzylinder, wahrscheinlich aus Tello. Pr. Zeitschr. IV, 16, Abb. 1.

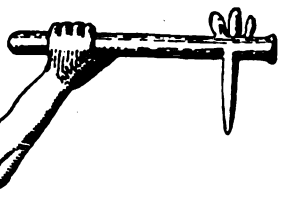


Abb. 24. Detail des Siegelzylinders (vergrößert) a. a. O., Abb. 2.

Da dem babylonischen Formenkreis diese Waffe anscheinend sonst völlig fremd ist[2]), so müssen die Vorbilder zu dieser Darstellung — falls es sich bei ihr wirklich um einen Dolchstab und nicht etwa, wie H. Schmidt[3]) vermutet, um ein der Keulenaxt auf dem Torrelief von Boghasköi verwandtes Kultgerät handelt (Abb. 25) — von außen dahin gelangt sein, und zwar kann dann nur Spanien in Betracht kommen, das damals mit dem Orient in sehr regem Verkehr stand. Nun gehört der altbabylonische Zylinder, wie Prinz gezeigt hat, der Dynastie von Ur, d. h. etwa der Zeit um 2350 v. Chr. an. Die Dolchstäbe müssen daher in Spanien schon vor dieser Zeit bekannt gewesen sein. Freilich ist, wie gesagt, die Deutung der altbabylonischen Darstellungen nicht ganz sicher und deren Verwendung zu chronologischen Feststellungen daher auch nur von bedingtem Wert, insofern sie unsere auf anderem Wege gewonnenen Ergebnisse bestätigen können. Diese bleiben jedenfalls bestehen, und wir dürfen also die spanischen Dolchstäbe mit großer Bestimmtheit ins 3. Viertel des 3. Jahrtausend verweisen.

Abb. 25. Darstellung einer Axt vom Torrelief von Boghasköi. Pr. Zeitschr. VII, 29, Abb. 2.

Annähernd der gleichen Zeit müssen dann aber auch die ältesten mitteleuropäischen Dolchstäbe angehören. Dafür spricht vor allem, daß auch sonst

[1]) H. Prinz, Der Dolchstab im alten Babylonien. Präh. Zeitschr. IV, 16.

[2]) Prinz führt noch einen zweiten altbabylonischen Zylinder mit einer Dolchstabdarstellung an.

[3]) H. Schmidt, Zum „Altbabylonischen" Dolchstab. Pr. Zeitschr. IV, 28 ff.

Digitized by Google

noch, namentlich in keramischer Hinsicht[1]), recht merkwürdige Parallelen zwischen der Almeriagruppe und der ältesten Aunjetitzer Stufe bestehen, daß wir es daher hier nicht mit der Übermittelung einer einzelnen Geräteform, sondern mit einer ganzen Kulturgruppe zu tun haben, deren Übertragung also gleichzeitig erfolgt sein muß und daher kaum längere Zeit beansprucht haben kann.

Außer durch diese direkten Zeugnisse läßt sich der Beginn der mitteleuropäischen Bronzezeit aber auch noch indirekt durch Festlegung der der frühesten Bronzezeit unmittelbar vorausgehenden Glockenbecherkultur mit ziemlicher Sicherheit ermitteln, die in der Hauptsache der Kupferzeit angehört, wenn auch hin und wieder einmal ein einfaches Gerät aus Bronze mit Glockenbechern zusammen vorkommt.

Diese Glockenbecherkultur, die nicht nur durch ihre scharf ausgeprägten keramischen Formen, sondern auch durch die verschiedenen Gerätetypen (Daumenschutzplatten; kurze Kupferdolche mit breiter Griffzunge; vierkantige Kupferpfriemen; dreieckige Pfeilspitzen aus Feuerstein u. a. m.) scharf gekennzeichnet wird, hat ihre größte Verbreitung und ihre reichste Entfaltung in den Kuppelgräbern der Los Millares-Gruppe und den gleichaltrigen künstlichen Grabgrotten von Palmella und anderen Punkten der Iberischen Halbinsel gefunden[2]), wo daher auch ihr Heimatgebiet anzunehmen ist. Von dort aus hat sie sich einmal nordwärts nach der Bretagne und Südengland, anderseits in nordöstlicher Richtung nach dem südlichen Mitteleuropa verbreitet, wo sie namentlich in Süddeutschland, Thüringen, Böhmen und Mähren häufig vorkommt, aber auch in Sachsen und Schlesien und namentlich in Westungarn verbreitet ist[3]).

In Mitteleuropa kann diese Kultur nur ganz kurze Zeit bestanden haben. Nicht nur fehlen hier alle Vorstufen für sie, sondern es fehlt auch jede weitere Entwickelung, wie wir sie bei längerer Dauer unbedingt erwarten müßten und wie wir sie in Spanien auch wirklich beobachten, wo sie durch zahlreiche Übergangsformen ganz allmählich zur Almeriagruppe hinüberleitet[4]). Auf diesen chronologisch wichtigen Umstand, daß die Glockenbecher-

[1]) Déchelette, Manuel d'Archéologie préhistorique, celtique et gallo-romaine Bd. II, 1. Teil, S. 83.

[2]) Wilke a. a. O. S. 43 ff; H. Schmidt, Zur Vorgeschichte Spaniens. Zeitschr. f. Ethnol. 1913, S. 238.

[3]) Vgl. bes. K. Schumacher, Alt. uns. heidn. Vorgesch. Bd. V, Heft 1, 4, Taf. 1, 10 u. 11; Heft 6, 170, Taf. 31, 516; Heft 11, 353, Taf. 61; Heft 12, 390; Größler, Die Tongefäße der Glockenbecherkultur und ihre Verbreitung in Thüringen und angrenzenden Gebieten, in Jahresschr. f. d. Vorgesch. d. sächs.-thür. Länder, Bd. 8; J. Palliardi, Beiträge zur Kenntnis der Glockenbecherkultur, W. Pr. Zeitschr. VI, 41, ff.; Pič, Starožitnosti I und Památky XXIV, Taf. I—IV, XXVIII 185 ff.; Wosinsky, Die inkrust. Keramik u. a.

[4]) Nur im Verzierungsstil der frühbronzezeitlichen Keramik des von mir den Kelten zugeschriebenen südwestdeutschen Formenkreises bestehen noch mancherlei Anklänge an die

Digitized by Google

kultur bei uns nur von ganz kurzer Dauer war, werden wir alsbald noch einmal Bezug nehmen.

Zu einer unmittelbaren Altersbestimmung der mitteleuropäischen Glockenbecherkultur fehlen uns vorläufig noch die Mittel. Dagegen sind wir in der Lage sie auf der Iberischen Halbinsel ziemlich sicher zu datieren. Denn wenn, wie wir vorhin feststellen konnten, die Almeriakultur bis zur Mitte des 3. Jahrtausends zurückreicht, so muß eben die ihr vorausgehende Glockenbecherkultur noch in die erste Hälfte des 3. Jahrtausends fallen. Das Gleiches ergibt sich aber auch noch aus dem Auftreten der Glockenbecherkultur in Sizilien, dem äußersten Ausstrahlungspunkt der Spanischen Gruppe nach Osten zu. Hier erscheint die Glockenbecherkultur in Villafrati südöstlich Palermo (Abb. 26) zusammen mit der Stentinellogruppe[1]), deren Keramik

Abb. 26. Glockenbecher aus der Grotte von Villafrati, südöstlich Palermo. Montelius, a. a. O., 185, Fig. 454.

selbst auch noch mancherlei Anklänge an die Glockenbecher aufweist (Abb. 27). Nun liegt die Stentinellogruppe vor der Castellucciogruppe, die, wie wir oben sahen, zeitlich mit Troja II zusammenfällt, ja sogar noch etwas weiter zurückgreift. Auch in Sizilien muß also die Glockenbecherkultur noch in die erste Hälfte des 3. Jahrtausends zurückgehen, und da sie hier erst von Spanien übernommen worden ist, so muß dies mithin für die spanische Gruppe erst recht zutreffen. Bestätigt wird dieser Ansatz schließlich auch noch durch zahlreiche andere Tatsachen. Nicht nur bestehen, wie ich in meinem Buche „Südwesteuropäische Megalithkultur usw." ausführlich dargetan habe, mancherlei Beziehungen zwischen der Palmellakultur und Troja I (Violinkastenidole, Brettidole usw.), das der III.—V. Dynastie, d. h. der Zeit von 2900—2500 entspricht (Abb. 28), sondern es finden sich in den Grabgrotten von Palmella und den älteren

---

Glockenbecherkeramik fort. Vgl. Mainzer Kal. Nr. 6, S. 68, Abb. 16, 73, Abb. 18, 78, Abb. 20, 81, Abb. 21, 82, Abb. 22.

[1]) G. Patroni, La civilisation primitive dans la Sicile orientale in L'Anthropologie VIII (1897), S. 133.

Digitized by Google

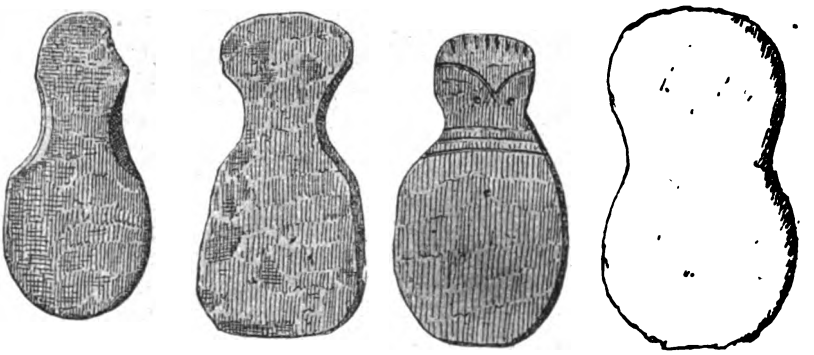
Kuppelgräbern der Los Millaresgruppe auch noch zahlreiche Schmuckgeräte, die von von Ägypten unmittelbar nach der Iberischen Halbinsel eingeführt sein müssen, und die dort gleichfalls in Gräbern der genannten Dynastien er-

Abb. 27. Gefäßscherben von Stentinello bei Syrakus. Eigene Sammlung.

scheinen. So, um nur einige Beispiele zu nennen, die charakteristischen Zierscheiben und Knöpfe, die oft reich verzierten Kämme aus Elfenbein (Abb, 29), die Parfümflaschen (Abb. 30) aus Alabaster, die Schmuckgeräte aus Straußeneiern, die Perlen aus Amethyst usw. (Abb. 31).

Digitized by Google

Gehört hiernach die spanische Glockenbecherkultur der Zeit vor der Mitte des 3. Jahrtausend an, so müssen auch die mitteleuropäischen Glockenbecher in ungefähr die gleiche Zeit, jedenfalls aber nicht viel später fallen. Das ergibt sich schon aus der Tatsache, daß diese Kultur nicht durch langsame Übermittelung von Hand zu Hand, sondern durch eine Völkerwelle verbreitet worden ist.



a b c d

Abb. 28. Violinkastenförmige Idole. a) Spanien, b) und c) Troja, d) Sizilien.

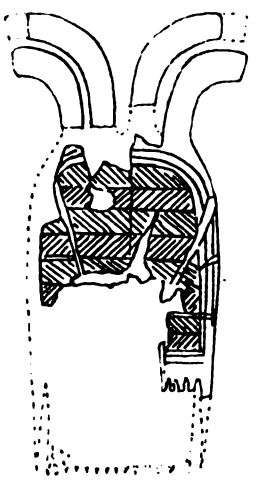


Abb. 29. Elfenbeinkamm aus einem Grabe von Los Millares. Wilke, Südwesteurop. Megalithkultur und ihre Bez. z. Orient, S. 160, Abb. 138.

Abb 30. Parfümfläschchen aus Alabaster von Los Millares. Wilke, Südwesteuropäische Megalithkultur u. ihre Bez. z. Orient, S. 43, Abb. 32.

Abb. 31. Schmuckstück und Perlen aus Bernstein, Jadeit, Amethyst, Callais, Alabaster und Elfenbein aus Gräbern von Los Millares.
Wilke, Südwesteurop. Megalithkultur und ihre Bez. z. Orient, S. 44, Abb. 34.

Wo immer wir in Mitteleuropa echte Glockenbecher antreffen und nicht etwa bloße örtliche Nachbildungen von ihnen — die natürlich auch hergestellt wurden, die sich aber von ihren feintonigen, glänzend polierten eleganten Vorbildern sehr beträchtlich unterscheiden — wo immer wir also echte Glocken-

Digitized by Google

becher antreffen, da erscheint als Träger von ihnen ein einheitlicher Menschenschlag, der sich durch seine ausgeprägte Brachyzephalie und sein schmales hohes Gesicht scharf von der seitherigen Bevölkerung Mitteleuropas abhebt.

Die Glockenbecherkultur ist mithin mit einem neuen Volke zu uns gelangt und ihre Übertragung kann daher nur sehr kurze Zeit beansprucht haben. Hatte also diese Kultur auf der Iberischen Halbinsel schon um 2500 ihr Ende erreicht, so muß sie bei uns allerspätestens um oder kurz nach 2500 angelangt sein, und zwar sind wir zu dieser Ansetzung um so mehr genötigt, weil diese Kultur bei uns gar nicht einmal in ihrer vollen Entwickelung, wie wir sie auf der Iberischen Halbinsel vor uns haben, sondern nur in ihren einfacheren und älteren Formen erscheint.

Da aber anderseits der Glockenbecherkultur in Mitteleuropa, wie wir oben sahen, nur ein sehr kurzes Dasein beschieden war, so muß der Beginn der sich unmittelbar an sie anschließenden frühesten Bronzezeit gleichfalls bald nach 2500, jedenfalls aber noch ins 3. Viertel des 3. Jahrtausends fallen*.

Führt uns also die Glockenbecherkultur zu dem gleichen zeitlichen Ergebnis, zu dem wir schon durch Betrachtung der Hängespiralen, der verschiedenartigen Nadeltypen, der cyprischen Dolche und der Dolchstäbe gelangt waren,

* Anmerk.: Unsere Datierungen haben sich, wie aus den obigen Ausführungen hervorgeht, auf die bisher wohl ziemlich allgemein anerkannte ägyptische Chronologie Ed. Meyers aufgebaut. Neuerdings ist nun aber, wie mir erst während der Korrektur der vorliegenden Arbeit bekannt wurde, Ludwig Borchardt auf Grund astronomischer Feststellungen zu einer wesentlich anderen Chronologie gekommen, nach der die älteste Königszeit (1. und 2. Dynastie) von 4190—3640, das alte Reich (3.—6. Dynastie) von 3640—2720 reicht, dann ein Zerfall des Reichs eintritt und erst von der 11. Dynastie (2040 bis 2000) ab die alte Ordnung wiederhergestellt wird. Sollten sich diese Ansätze bestätigen, so müßte der Beginn von Troja II, das zu einem guten Teil mit der 6. Dynastie parallel geht, noch bis in den Beginn des 3. Jahrtausend, Troja I und die ihm entsprechende südwesteuropäische Glockenbecherkultur (Palmellastufe) mit ihren ersten Anfängen bis um die Mitte des 4. Jahrtausend zurückverlegt werden. Indessen wird von den Ägyptologen, wie mir Herr Geheimrat Steindorff mitzuteilen die Güte hatte, die Borchardtsche Chronologie noch keineswegs allgemein als gesichert anerkannt, und wir können daher bis zur endgültigen Klarstellung der ägyptischen Frühzeit unbedenklich an den außerordentlich scharfsinnig ermittelten Ansätzen Eduard Meyers und der aus ihnen hergeleiteten Datierung der mitteleuropäischen frühen Bronzezeit festhalten.

Falls aber die Borchardtschen Ansätze doch noch die allgemeine Zustimmung der Ägyptologen erhalten sollten, würden nicht nur die vorstehenden Daten, sondern auch die von mir in meinem Buche „Südwesteuropäische Megalithkultur und ihre Beziehungen zum Orient" ermittelten Ansätze der älteren und ältesten iberischen Megalithkultur erheblich weiter zurückverlegt werden müssen. Uns könnte dies, beiläufig bemerkt, nur angenehm sein. Denn in je ältere Zeiträume wir die älteste Dolmenkultur verlegen können, um so schmäler wird die zeitliche Lücke, die jetzt noch zwischen dieser und dem nachpaläolithischen Asylien klafft und die vielleicht manchem noch die Herleitung dieser altiberischen Kultur und ihrer ostmittelländischen Ausstrahlungen vom westeuropäischen Spätpaläolithikum trotz der vorhandenen zahlreichen Analogien, wenn nicht auch gerade als unmöglich, so doch als einigermaßen bedenklich erscheinen läßt.

Digitized by Google

so bleibt uns nur noch die Aufgabe, den immerhin noch ziemlich weiten Zeitraum von einem Vierteljahrtausend noch etwas weiter einzuengen.

Wir hatten soeben gesehen, daß das Ende der nur ganz kurze Zeit bestehenden mitteleuropäischen Glockenbecherkultur, das daher von ihrem Beginn nur wenig entfernt sein kann, spätestens auf die Zeit um oder bald nach 2500 fallen muß. Anderseits hatten wir oben als frühesten Zeitpunkt für den Beginn der II. Bronzeperiode, falls wir ihren Unterstufen a und b eine etwas längere Dauer (etwa je 150 Jahre) einräumen, das Jahr 1800 ermittelt. Nun muß zwar die I. Periode in Anbetracht der in ihr vor sich gehenden staunenswerten technischen Fortschritte (Zusammensetzung der Bronze, Gußtechnik) und der beträchtlichen typologischen Entwickelung der verschiedenartigsten Geräte von den primitiven Urformen zu den vollendeten Schlußtypen (Manschettenarmbänder, Halskragen, Schwerter, Dolchstäbe u. a. m.), wie auch Montelius mehrfach ausdrücklich betont[1]), von sehr langer Dauer gewesen sein. Aber mehr als 200 Jahre auf jede einzelne ihrer drei Unterstufen, mithin mehr als 600 Jahre auf die gesamte Periode zu rechnen, will mir doch etwas reichlich hoch erscheinen. Hält man daher an diesem Ansatz fest, so würde der Beginn der frühen Bronzezeit in Mitteleuropa etwa auf das Jahr 2400 fallen, ein Zeitpunkt, der sich auch noch recht gut mit dem über das erste Auftreten und die Dauer der mitteleuropäischen Glockenbecherkultur Gesagten vereinigen läßt. Die ältere Bronzezeit gliedert sich also in folgende Abschnitte:

I. Periode	Stufe a	2400—2200
	„ b	2200—2000
	„ c	2000—1800
II. Periode	„ a	1800—1650
	„ b	1650—1500
	„ c	1500—1400
III. Periode	„ a	1400—1300
	„ b	1300—1200

[1]) Montelius, Chronol. der ältesten Bronzezeit S. 5 und 6.

Anmerkung des Herausgebers zu S. 144. Die dort erwähnten Knochennadeln mit Kopföse sind nach Montelius (Minnen från vår forntid. I, S. 23) auch in Schweden gefunden worden, teils in den Höhlen von Stora Karlsö, teils in Steinkisten; ebenso ist eine Knochennadel mit senkrecht durchbohrtem Kopf in Nerike aus einem Steinkistengrabe gehoben worden. Aber auch in Dänemark gehören letztere Nadeln, wie C. A. Nordman in seiner umfassenden Darstellung der dänischen Ganggrab-Kultur ausgeführt hat (Aarböger f. nord. Oldkynd. 1917, S. 221 ff.), durchaus in die „Dolchzeit". Für diese ist zwar im allgemeinen die Steinkiste oder das späteste Einzel-Erdgrab kennzeichnend; indes sind Ganggräber auch noch in der Dolchzeit nicht nur oft zu Bestattungen benutzt, sondern nach Nordmans Ansicht damals vereinzelt auch noch neu errichtet worden. Da nun die dänisch-schwedische Steinkistenzeit (= Dolchzeit) mit meiner Periode Ia und Ib der mitteleuropäischen Bronzezeit (etwa 2400—2000 vor Chr.) zeitlich zusammenfällt, so würden jene Knochennadeln frühestens dieser Zeit angehören können. G. K.

Digitized by Google

II. Mitteilungen.

Baum und Schiff.

Von Georg Wilke.

Mit 20 Textabbildungen.

In seiner letzten Abhandlung hat M. Hörnes[1]) anknüpfend an zwei meiner früheren Arbeiten[2]) die wiederholt vorkommende Verbindung des Schiffs mit dem Baume erörtert und insbesondere die eigenartige stilisierte Form des Baumes auf mehreren Rasiermesserklingen der Periode V, den man früher vielfach fälschlicherweise als Segel aufgefaßt hat, zu gewissen älterhallstattzeitlichen Bogenmustern des nordischen Formenkreises und Slawoniens in Beziehung gesetzt. Ich will mich auf diese Herleitung des Baummusters hier nicht weiter einlassen. Nur soviel sei hier noch erwähnt, daß Hörnes zur Erklärung dieser Verbindung die Möglichkeit in Betracht zieht, „daß der Baum auf dem Schiffe eine primitive Vorrichtung zur Benutzung des Fahrwindes darstellt, eine Art Ursegel, wie es tatsächlich bei einigen Naturvölkern beobachtet wurde". Im besonderen stützt er sich hierbei auf die Arbeit F. Aßmanns „Die Uranfänge des Segeln", der dabei auch der so oft in ägyptischen kupferzeitlichen Vasenbildern auf dem Vorschiffe der Nilbarken dargestellten Palmzweige oder dicht belaubten Büsche gedenkt[3]).

Diese zuerst von M. Hörnes gegebene Deutung der nordischen jüngerbronzezeitlichen Baumdarstellungen hat sich nun auch K. Schuchardt, freilich ohne seines Vorgängers auch nur mit einer Silbe zu gedenken und ohne selbst irgend etwas Neues zu bringen, zueigen gemacht[4]). Nur geht er über M. Hörnes, der nur an die Möglichkeit einer solchen Deutung gedacht hatte, insofern noch hinaus, als er nunmehr das Rätsel jener Rasiermesser für gelöst hält.

[1]) M. Hörnes, Prähist. Miszellen. Wien. prähist. Zeitschr. IV, 32 ff.

[2]) Wilke, Kulturbeziehungen zwischen Orient, Indien und Europa, S. 155. Wissenschaftl. Mitteil. a. Bosnien u. d. Herzegowina XIII (1916), S. 171 f.

[3]) Zeitschr. f. Ethnol. 1916, 82 ff.

[4]) C. Schuchardt, Der Busch als Segel. Prähistor. Zeitschr. X, 178.

Digitized by Google

Indessen so einfach, wie sich K. Schuchardt dies denkt, liegt die Sache doch nicht. Zunächst halte ich es für höchst unwahrscheinlich, daß sich die Germanen, die sich schon in der II. Periode der Bronzezeit auf eine sehr hohe Kulturstufe emporgeschwungen hatten und die gerade zur Zeit jener Rasiermesser wieder eine neue herrliche Blüte ihrer altheimischen Bronzekunst

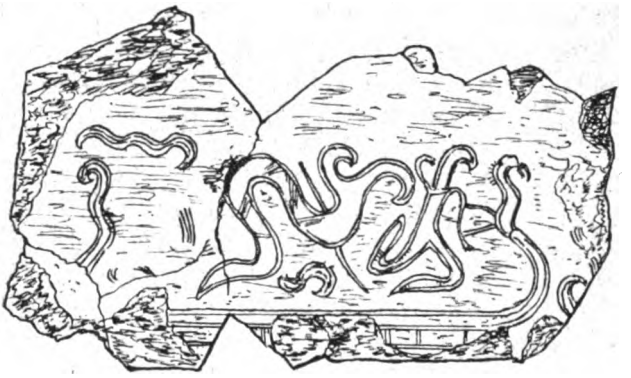


Abb. 1. Meerdrachen und Sonnenbarke auf einem Bronzemesser von Borgdorf. Wilke, Mannus-Bibl. Nr. 10, S. 214, Abb. 201 c.

erlebten, damals noch eines so primitiven Hilfsmittels, wie des Baumsegels, bedient haben sollten. Ich halte die Heranziehung der Ethnographie zur Erklärung der mannigfachen Erscheinungen und künstlerischen Darstellungen in vorgeschichtlicher Zeit für höchst wichtig und wertvoll, nur muß man bei der Vergleichung bestimmter Erscheinungen bei heutigen Natur- und bei vorgeschichtlichen Völkern jederzeit den beiderseitigen gesamten Kulturstand im Auge behalten. Und da scheint mir doch zwischen dem der Germanen der V. Bronzeperiode und dem der hier in Betracht kommenden Naturvölker ein recht erheblicher Unterschied zugunsten der ersten zu bestehen.

Abb. 2. Meerdrachen und Sonnenbarke auf einem Siegelbruchstück von Knossos. $^3/_1$. Evans, Knossos Exkavat. 1903, S. 58, Abb. 36.

Aber auch die Darstellungen selbst sprechen in hohem Grade gegen die von Hörnes ausgesprochene und von K. Schuchardt wiederholte Auffassung. Zunächst ist es höchst auffällig, daß bei sehr vielen der spätbronzezeitlichen nordischen Schiffsdarstellungen zu dem Schiffe noch andere Figuren

Digitized by Google

hinzutreten, die allein schon irgend ein mythisches Motiv der betreffenden Gruppe vermuten lassen. Meist sind es drachenförmige Gebilde, unter denen besonders eines auf einem Rasiermesser von Borgdorf (Abb. 1) bemerkenswert ist, weil hier das Ungeheuer, ganz ähnlich wie in einem Schiffsbilde auf einem Siegelbruchstücke von Knossos (Abb. 2), in Beziehung zu einer Menschenfigur gesetzt wird, die bei der kretischen Darstellung dem Drachen kühn entgegentritt, bei der nordischen die rechte Hand abwehrend entgegenhält. Ich erblicke darin das im ganzen indogermanischen Völkerkreise wiederkehrende Verschlingungsmotiv der Sonne durch ein Ungeheuer, hier also der Sonnenbarke durch einen Meerdrachen, ein Mythos, durch den man sich die für den primitiven Menschen ebenso rätselhaften und eindrucksvollen, wie Furcht und Grausen erregenden Sonnenfinsternisse verständlich zu machen versuchte.

Ähnliche Motive werden gewiß auch den sonstigen Kompositionen von Schiff mit Drachen zugrunde liegen, und es liegt dann die Annahme nahe, daß auch das Schiff allein schon irgend eine mythische Bedeutung hat.

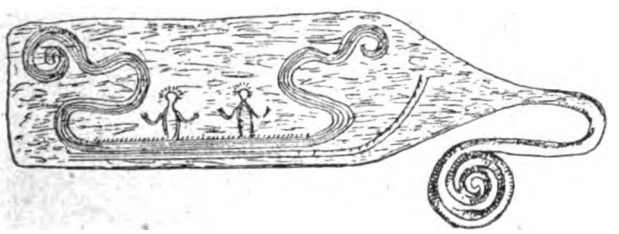


Abb. 3. Bronzemesser aus Jütland. Mannus-Bibl. Nr. 10, S. 91, Abb. 112.

Dabei ist noch zu berücksichtigen, daß die ältere bildliche Kunst wie die der Naturvölker in der Regel rein historisierend ist, also entweder wirkliche oder nur geglaubte Geschehnisse und zu solchen in Beziehung stehende Wesen und Gegenstände, nicht aber bloße Allgemeinbegriffe oder frei erfundene Vorgänge behandelt. In den Bildern, die sich Weule von Eingeborenen Ostafrikas zeichnen ließ, bedeutete eine Hütte nicht eine Hütte im allgemeinen, sondern die Hütte, die der Zeichner vor drei Jahren gehabt hatte; eine Anzahl von Vierfüßlern neben einer Gruppe von Strichen nicht irgend eine als Vertreter des Genus Affe bloß gedachte Heerde von Affen, sondern die Affenherde, die die Schamba des Zeichners ausplünderten, als sein Freund Soundso Hochzeit feierte[1]). Ebenso wird es sich also auch mit den einfachen Schiffsbildern verhalten. Auch sie bedeuten nicht ein beliebiges Schiff oder den Gattungsbegriff „Schiff", sondern ein ganz bestimmtes Boot, und da liegt es nahe genug, auch in ihnen die so oft dargestellte Sonnen- oder Mondbarke, vielleicht auch das Totenschiff, das die Seelen der Abgeschiedenen nach der Insel der Seligen führt, zu erblicken.

[1]) K. Weule, Vom Kerbstock zum Alphabet, S. 11 f.

Digitized by Google

Ein etwas anderes mythisches Motiv zeigt eine Rasiermesserklinge von Jütland (Abb. 3). Wir sehen hier in einem Schiff zwei Männer mit aufgehobenen Händen und einem deutlichen Strahlenkranz um den Kopf, der über die göttliche Natur der dargestellten Figuren keinen Zweifel aufkommen läßt. Wir haben hier ganz offenbar, wie ich schon bei anderer Gelegenheit dargetan habe, die Dioskuren vor uns, die überall als Lichtgottheiten erscheinen und im ganzen indogermanischen Mythenkreise zum Ozean und zum Boote in Beziehung stehen. Wie die indischen Açvins, so galten auch die griechischen Dioskuren als Schützer der Schiffahrt. Die slawischen Holtschy, Lel und Polel mit Namen, die mit Kastor und Pollux gleichgesetzt wurden, soll man als ein auf einem Baumstamme, also wohl auf einem Einbaume stehendes Brüderpaar dargestellt haben. Die keltischen Dioskuren Westfrankreichs, die den Anwohnern des Ozeans als die höchsten Götter galten, sollen nach einer uralten Sage in einem Schiffe über den Ozean zu ihnen gekommen sein, und auch bei den taciteischen Alcis tritt diese Beziehung zum Schiff deutlich her-

Abb. 4. Schiff mit Baum und Sternenpaar. Vor dem Vordersteven ein Schwan. Bronzemesser aus Jütland. Nach Madsen, Broncealderen 7.

vor. Ich bleibe also dabei, daß wir in den beiden Menschenfiguren die anthropomorph gedachten Dioskuren vor uns haben und stütze mich bei dieser Deutung noch ganz besonders auf die Form der Darstellung, den den Kopf umsäumenden Strahlenkranz, da ja nach den Sternmythen fast aller Völker der Erde gewöhnlich nicht der ganze Körper, sondern nur der Kopf mit dem Stern gleichgesetzt wird.

Eine gewisse Verwandtschaft mit dieser Komposition zeigt nun auch die eine der beiden fraglichen Darstellungen, bei der sich auf dem Schiffe ein Baum erhebt (Abb. 4). Zwar haben wir es hier nicht mit anthropomorphen Götterfiguren zu tun, wohl aber gleichfalls mit einem Paar von Strahlenkränzen, von denen der eine, links neben dem Baum befindliche drei, der andere, rechts vom Baume dargestellte zwei konzentrische Kreise umgibt. Diese Sterne, die Schuchardt anscheinend gar nicht bemerkt hat, haben doch gewiß nicht lediglich eine rein ornamentale Bedeutung und den Zweck den Raum zu füllen, sondern es muß ihnen ein ganz bestimmter Gedanke zugrunde liegen. Ich halte es daher für höchst wahrscheinlich, daß wir es auch bei dieser Darstellung mit dem Dioskurenmotiv zu tun haben, doch lasse ich es dahingestellt, ob

Digitized by Google

hier das Zwillingsgestirn oder Sonne und Mond, die ja gleichfalls in der Mythologie vielfach als Zwillinge aufgefaßt werden, gemeint sind. Für die letzte Annahme könnte vielleicht sprechen, daß der eine Stern drei, der andere nur zwei Kreise umschließt[1]).

Dieser Gruppe steht nun wieder das gleichfalls von mir schon früher mehrfach behandelte Felsenbild von Lökeberg in Bohuslän sehr nahe, das ebenfalls auf einem Schiffe einen Baum, und rechts und links neben diesem wiederum konzentrische Kreise aufweist. Etwas oberhalb der hinteren Hälfte des Schiffes befindet sich noch eine kleinere baumähnliche Figur, die vielleicht einen Laubbaum darstellen soll (Abb. 5). Mir erscheint es zweifellos, daß sich diese Darstellung inhaltlich mit

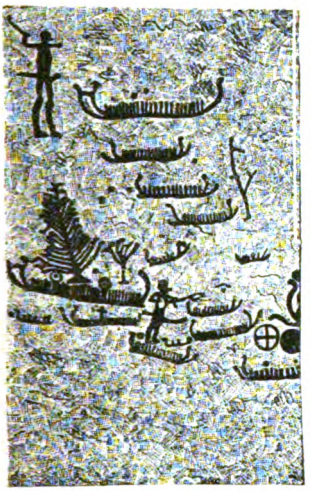


Abb. 5. Baum und Schiff in einem Felsenbilde von Lökeberg, Bohusläu. Mannus-Bibl. Nr. 10, S. 158, Abb. 162c.

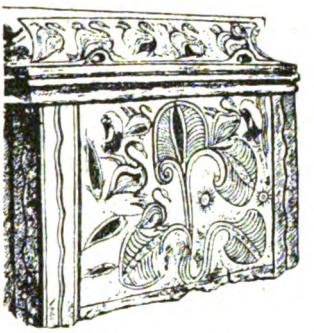


Abb. 6. Doppelgestirn mit baumartiger Wasserpflanze auf einem Sarkophag von Kreta.

der auf dem dänischen Messer deckt, und daß wir es bei beiden mit dem gleichen mythischen Motiv zu tun haben.

Als dritte Parallele endlich kommt eine Darstellung auf einem Sarkophag von Knossos in Betracht, auf dem wir wiederum das Zwillingsgestirn in Verbindung mit einem baumartigen Gebilde sehen, das durch die beigefügten Fische und Schwäne als im oder am Meere befindlich gekennzeichnet wird (Abb. 6). Hier handelt es sich also offenbar um ein kosmisches Bild,

[1]) Die Verbindung des Weltenbaums (ein mythisches Bild des Himmels) mit Sonne und Mond, die oft als zwei Vögel versinnbildlicht werden, kehrt im Sagenschatze fast aller indogermanischen Völker wieder. Anderseits ist der Baum in den indogermanischen Sagen vielfach auch mit dem Meere, oder als dessen Vertreter mit einem Schiffe verknüpft, und zwar ersteigt der Held entweder den Gipfel des Baums, um die auf ihm hängenden Früchte (Sterne) zu pflücken, wie in dem von mir „Indien, Orient und Europa" S. 155 angeführten Märchen von Borneo, oder er rettet sich an den ins Meer herabhängenden Zweigen aus schwerer Seenot wie im indischen Sactidevamärchen, in einer isländischen Thorsage, in der Odysseusſage usw.

Digitized by Google

um den Himmelsozean, über den Sonne und Mond als Doppelgestirn dahingleiten, während die baumartige Pflanze den Weltenbaum, die heilige Eiche von Dodona, den Feigenbaum der Inder und die Weltesche der Edda vertritt.

Abb. 7. Rasiermesserklinge mit Baum und Schiff, vor dem Vordersteven ein Schwan.

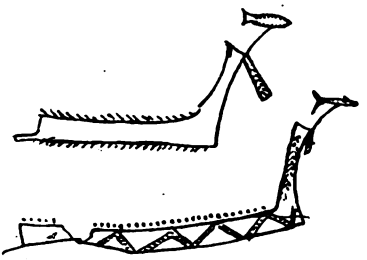


Abb. 8. Schiffsbilder mit Delphin auf Gefäßen von Syros. Mannus-Bibl. Nr. 10, S. 88, Abb. 111.

Bei der zweiten Komposition von Baum und Schiff fehlt das Sternenpaar. Dagegen sehen wir hier, was freilich Schuchardt ebenfalls unerwähnt läßt, vor dem Vordersteven einen Schwan, der offenbar das Schiff vorwärts ziehen soll (Abb. 7) und dadurch einigermaßen an einige Darstellungen auf Gefäßen von Syros erinnert, bei denen die Sonnenbarke, wie wir es auch aus dem griechischen Mythus kennen, von einem Delphin gezogen wird (Abb. 8). Die Bewegung der Sonnenbarke durch den Schwan bildet ja ein bekanntes nordisches mythisches Motiv und erscheint u. a. in der Sage von Lohengrin, dem Sonnenhelden, dessen Nachen von

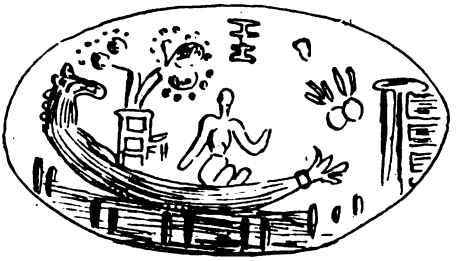


Abb. 9. Ring von Mochlos. Athen. Mitt. 1910. Mannus-Bibl. Nr. 10, S. 154, Abb. 160.

Abb. 10. Baum auf altarähnlichem Untersatz und Mond. Mannus-Bibl. Nr. 10, S. 154, Abb. 160b.

Schwänen gezogen wird. Wir haben es also bei dieser Darstellung ganz zweifellos mit einer Sonnenbarke zu tun, und da diese von einem Sonnenvogel, dem Schwan, gezogen wird, ein weiteres Bewegungsmittel also über-

Digitized by Google

flüssig ist, so kann der Baum auf ihr unmöglich eine primitive Segelvorrichtung bedeuten, sondern auch er muß vielmehr einen viel tieferen Sinn haben.

Damit tritt aber wieder die Verwandtschaft mit der Darstellung auf der Ringplatte von Mochlos klar hervor (Abb. 9). Auch hier sehen wir in einem Boote einen Baum, neben dem, den Rücken ihm zuwendend, eine weibliche Figur sitzt. Der Baum steht auf einem altarähnlichen Untersatz, wie wir ihn im ägäischen Kulturkreise des öfteren bei Darstellungen finden, die sich zweifellos auf die Mondgottheit beziehen (Abb. 10). v. Lichtenberg erblickt in der Frauenfigur von Mochlos eine Verehrerin des Baumes, doch hat schon Hörnes gegen diese Auffassung eingewendet, daß dann die Gestalt dem Baum nicht den Rücken zuwenden könne. Die Figur muß also eine Göttin selbst darstellen, und zwar kann als solche nur die Mondgottheit in Betracht kommen, die man sich immer als weiblich gedacht hat und die überall in enger Beziehung zum Schiffe steht. Der Baum muß also ein Attribut der Gottheit bilden, und zwar soll er sie ohne Zweifel als Fruchtbarkeitsgottheit kennzeichnen, als welche ja die Mondgottheit ganz allgemein galt.

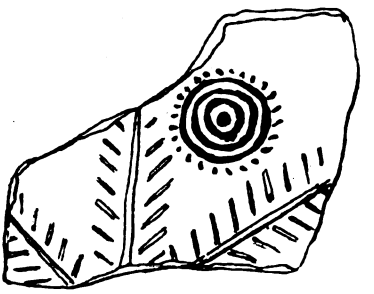


Abb. 11. Baum mit Sonnenfigur auf einem Gefäßscherben von Hissarlik-Troja. Mannus-Bibl. Nr. 10, S. 158, Abb. 162d.

Als ein solches Fruchtbarkeitssymbol — wenn nicht etwa als Weltenbaum, d. h. als Sinnbild des Himmels — haben wir daher auch den Schiffs-

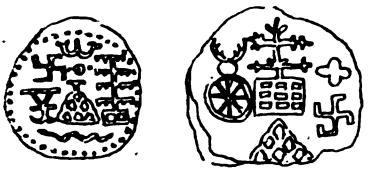


Abb. 12. Altindische Darstellung: Baum mit Altar, Kreuz, Hakenkreuz u. Sonnenrad. Mannus-Bibl. Nr. 10, S. 156, Abb. 161cd.

Abb. 13. Zeichnung auf einem Tonzylinder von Susa (Antilope, Bogen, Mann, Sonnenrad, Baum). Mém. de la Déleg. en Perse T. VIII, S. 24, Fig. 55.

baum auf den nordischen Rasiermesserklingen aufzufassen. Nur bezieht sich hier dieses Symbol nicht auf die Mond-, sondern die Sonnengottheit, die im Frühjahr die erstarrte Natur aus ihrem Totenschlummer zu neuem Leben erweckt und von neuem befruchtet. Diese Verbindung des Baumes mit der Sonnengottheit oder Symbolen von ihr findet sich ja auch sonst nicht allzu selten. So u. a. auf einem Scherben von Troja (Abb. 11), auf altindischen Münzen (Abb. 12) und weiter auf einem Tonzylinder von Susa (Abb. 13), der noch insofern bemerkenswert ist, als hier das gleiche Motiv behandelt wird,

Digitized by Google

wie auf dem oben erörterten Siegelbruchstück von Knossos und dem Rasiermesser von Borgdorf. Die durch den Lebensbaum als Lebensspenderin gekennzeichnete, durch ein Sonnenrad dargestellte Sonne wird von einer Antilope, der gewöhnlichen Repräsentantin der Mondgottheit[1]) im indoiranischen Formen- und Mythenkreise, angegriffen, und der Sonnenheld tritt ihr mit dem Bogen entgegen. Mit anderen Worten, wir haben hier gleichfalls einen Sonnenfinsternismythos vor uns, und zwar die auch bei vielen

Abb. 14. Zylinder aus dem Schatz von Curium, Cypern: die durch den Sonnenhirsch versinnbildlichte und vom Sonnenadler gefolgte Sonne naht sich der kuhgestaltigen Mondgottheit, die als Beherrscherin der Unterwelt von den typischen Unterweltstieren, der Schlange und den Hunden, begleitet wird. (Mann.-Bibl. Nr. 10, S. 116, Abb. 133g.)

nichtindogermanischen Völkern öfter wiederkehrende Vorstellung, daß sich bei den Sonnen- und Mondfinsternissen die beiden Himmelskörper gegenseitig verdecken. Als Grund ihres Zusammentreffens wird im Mythos der Naturvölker entweder Liebe (Umarmung, Begattung) oder Haß (Kampf) angegeben. Die erste Vorstellung liegt beispielsweise der Sage vom kerynitischen Hirsch (Abb. 14) und dem Mythos von Aktäon zugrunde, der seine Schwester

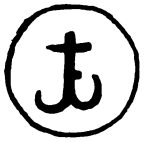


Abb. 15. Bodenstempel eines frühdeutschen Gefäßes von Göllschau (Schlesien). (Näbe, Die Bodenstempel usw. Mannus X, S. 82.)

Abb. 16. Ankerdarstellung auf einem geschnittenen Stein der frühchristlichen Zeit. Nach Montelius, Mann. VII, 296, Abb. 32.

Semele, um sie zu heiraten, verfolgt, aber von Artemis in einen Hirsch mit goldenen (!Anspielung auf die Sonne) Hörnern verwandelt wird. Das Haß- oder Kampfmotiv, dem wir u. a. in mehreren litauischen und böhmischen Märchen begegnen, ist offenbar in unserer Zeichnung von Susa dargestellt[2]).

[1]) Auf einer Antilope reitend wird gewöhnlich Soma, die indische Mondgottheit, dargestellt. Vgl. Wilke, Mannusbibl. 10, S. 132, Abb. 145.

[2]) Vgl. hierzu Wilke, Sonnen- und Mondfinsternisse im Glauben und in der darstellenden Kunst der indogermanischen Vorzeit; das Weltall, 19. Jg. 23./24. Heft.

Digitized by Google

Im Anschluß hieran möchte ich noch ganz kurz eines anderen Kultsymboles gedenken, das zwar auf den ersten Blick gleichfalls zum Schiff in näherer Beziehung zu stehen scheint, in Wirklichkeit aber damit nichts zu tun hat. Es ist dies der Anker, der in der vorchristlichen Symbolik schon ziemlich früh auftritt und dann, wie so vieles andere, vom Christentum übernommen worden ist (Abb. 15 und 16). Den Ursprung dieses Symbols zeigt uns sehr deutlich eine Darstellung auf einer schwarzfigurigen Vase im Antiquarium in Berlin (Abb. 17). Die Form des christlichen Ankers tritt hier schon ziemlich deutlich hervor und insbesondere erscheint die Verbindung des Ankers mit dem Kreuze, wie sie sich gerade in der christlichen Symbolik wiederfindet, sehr bemerkenswert. Da aber hier die Arme nicht einen einfachen Bogen bilden, sondern leicht S-förmig geschweift sind, so haben wir es bei dieser Figur offenbar nicht mit einem Anker, sondern mit Hörnern zu tun. Die Komposition bildet also einen Abkömmling der alten ägäischen Verbindung des Hörnerpaares mit der Doppelaxt (Abb. 18), wobei die Hörner zu Ankerarmen, die Doppelaxt zum einfachen horizontalen Kreuzarm

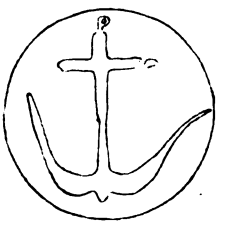
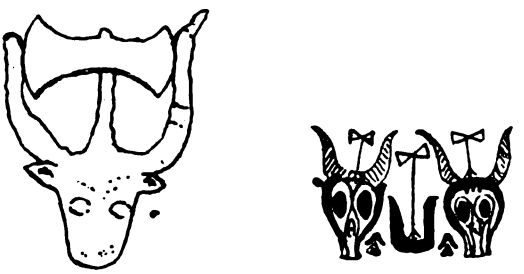


Abb. 17. Griechischer Rundschild von einer schwarzfigurigen Schale (VI. Jhrh. v. Chr.) im Antiquarium, Berlin[1]).



a b

Abb. 18. a) Stierkopf aus Goldblech von Mykenä. b) Stierköpfe und Mondbild mit Doppelbeil auf einem Gefäßfragment von Cypern. Mannus-Bibl. Nr. 10, S. 127, Abb. 139 b u. c.

geworden sind und der ursprüngliche Stierkopf nur noch als kurzer Vorsprung am unteren Ende des Ankers erhalten ist.

In ähnlicher Weise dürften auch die zahlreichen altindischen ankerförmigen Figuren entstanden sein, bei denen aber im Gegensatz zu den christlichen und altgriechischen Ankerdarstellungen das Kreuz fehlt (Abb. 19). Ihre Vorstufe bilden die gleichfalls nicht selten vorkommenden Doppelhörner

[1]) Die Zeichnung verdanke ich der Freundlichkeit des Herrn Lehrer Moschkau in Leipzig-Stünz, der zahlreiche antike Ankerfiguren gesammelt hat.

Digitized by Google

mit einfachem Beilträger statt des Doppelbeiles, wie wir sie auch aus dem westmittelländischen Formenkreise kennen Abb. 20. Die älteste mir bekannte Verbindung des Hörnerpaares mit der Doppelaxt befindet sich auf einer skulptierten Platte vom Mané-er-Hroek bei Lokmariaker in der Bretagne.

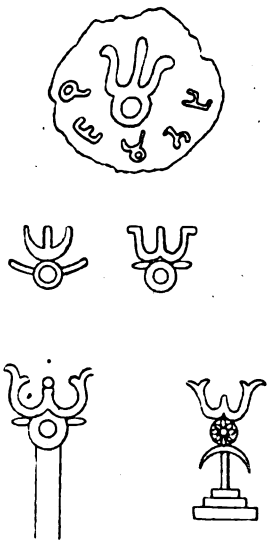


Abb. 19. Altindische Darstellungen.

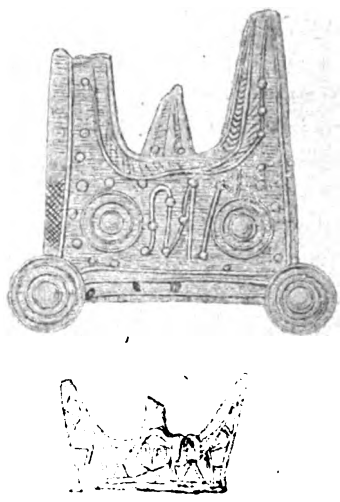


Abb. 20a u. b. a) Bleiplatte aus Pina bei Montuire. b) Konsekrationshorn von Kreta. Mann.-Bibl. Nr. 10, S. 128, Abb. 141a u. b.

Dort sind also die eigentlichen Wurzeln des Ankermotivs zu suchen, dessen Entstehung und ursprüngliche Bedeutung mit der fortschreitenden Entartung des ihm zugrunde liegenden Stierhorn-Doppelaxtsymbols begreiflicherweise schon frühzeitig in Vergessenheit geriet.

Digitized by Google

Das Harz in der vorgeschichtlichen Zeit und seine Verwendungsweise.

Von R. Stimming, Großwusterwitz.

Mit 21 Textabbildungen.

In dieser Abhandlung möchte ich eines Gegenstandes gedenken, der uns als kennzeichnende Beigabe fast in jeder Urne aus der Völkerwanderungszeit begegnet, nämlich des Räucherharzes. Dieses Harz besteht aus unregelmäßig geformten, verschieden großen, knollenartigen Stücken eines harzigen Stoffes von gelblichbrauner oder schwarzer, undurchsichtiger Farbe, von sehr geringem spezifischem Gewicht. Es verbreitet beim Anbrennen einen nicht unangenehmen Geruch und verbrennt mit rußender, rötlicher Flamme; es besteht aus 2 Teilen Birkenharz und einem Teile Wachs. Lisch behauptete bereits, daß das Harz schon zur Steinzeit bekannt gewesen sei und sich bis zum Anfang unserer Zeitrechnung erhalten habe. Ob diesem Forscher Funde von Harz aus der Steinzeit bekannt waren, weiß ich nicht, daher will ich versuchen, nach Fundstücken aus meiner väterlichen Sammlung und Aufzeichnungen aus meiner dreißigjährigen Sammlertätigkeit das Auftreten des Harzes von der Steinzeit an zu schildern.

In der Steinzeit sehen wir es bei sechs bearbeiteten, verkieselten Knochenstücken, welche im blauen Wiesenton in einer Tiefe von 6—10 m gefunden worden sind, auftreten. Am Schaftende der 28,5 cm langen Knochenspeerspitze aus Döberitz (Kr. Westhavelland) Nr. 1 befinden sich eine Anzahl von kleinen schwarzen Harzstückchen neben fünf wagerechten Schnürstrichen von Harzresten. Ebenfalls eine Anzahl von Schnürstrichen weist die 24,6 cm lange Speerspitze aus Milow (Kr. Jerichow II) Nr. 3 auf, dieselben sind durch die Befestigungsart mittelst einer Schnur oder Bastes am hölzernen Stiel hervorgerufen worden; ähnliche Harzspuren finden sich an den beiden Speerspitzen Nr. 2 und 4, von denen die 28 cm lange von Götz (Kr. Zauch-Belzig) und die 25 cm lange von Marquede (Kr. Jerichow II) stammt. Die 14 cm lange Speerspitze vom Großwusterwitzer See (Kr. Jerichow II)

Digitized by Google

Nr. 5, aus dem Ellenknochen eines größeren Säugetieres gefertigt, besitzt an der einen Kante drei deutliche Schnürstreifen, während die Seitenflächen mehr oder minder ausgeprägte Schnürstriche aufweisen. Das Schaftende des mit einem Widerhaken an der einen Seite versehenen 9,2 cm langen Knochenpfeils aus dem Pritzerber See (Kr. Westhavelland) Nr. 6 weist einige schwarze Harzstückchen auf. Wahrscheinlich wird das Harz auch zur Befestigung des Steinbeils in der Hirschhornfassung gedient haben, jedoch

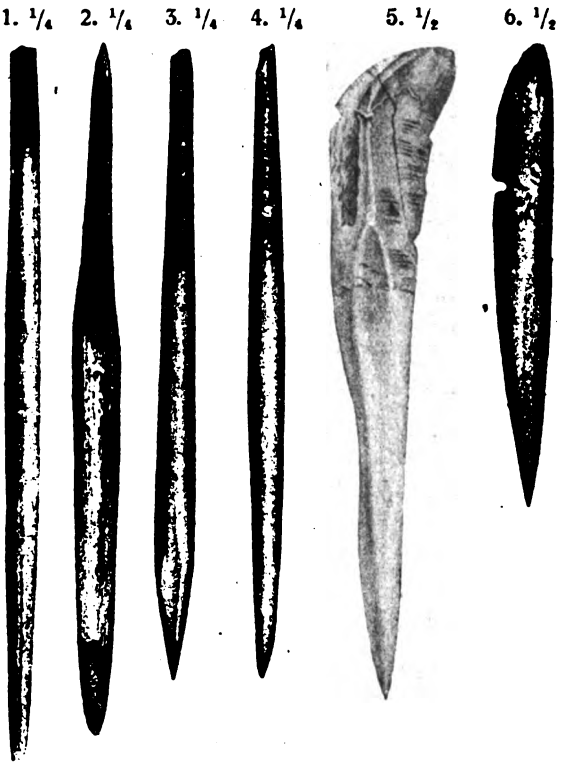


Abb. 1—6.

1. Döberitz (Kr. Jerichow II.) 1899. 2. Götz (Kr. Zauch-Belzig.) 1908. 3. Milow (Kr Jerichow II.) 1912. 4. Marquede (Kr. Jerichow II.) 1908. 5. Großwusterwitzer See (Kr. Jerichow II.) 1904. 6. Pritzerber See (Kr. Westhavelland.) 1901.

habe ich kein Beweisstück zur Hand, dieselbe Verwendung wird es auch bei den Flinthakenharpunen zur Befestigung der Feuersteinsplitter in der Knochenrinne gehabt haben.

In der Bronzezeit tritt es nur vereinzelt auf in dem Steingrabe von Mötzow (Kr. Westhavelland) Nr. 8 zusammen mit einer einhenkligen größeren und kleineren Kanne und einem zweihenkligen Gefäß mit rundem Bauche und zylindrischem Halse neben einem 11 cm langen, geschweiften

Digitized by Google

Bronzemesser (8a), dessen Rücken verziert ist, und einem 6 cm langen, mit senkrechten und wagrechten Streifen versehenen Bronzeblechstück (8b).

Das hellbraune Harzstück 8c mißt 3,3 resp. 4,5 cm und besitzt eine Stärke von 1,5 cm. Das Gewicht beträgt 9 g; es hat den Anschein, als wenn das flüssige Harz in einem kleineren Gefäß erkaltet sei, also gleichsam den Abguß des inneren Gefäßbodens darstellt. Das Steingrab lag 35 cm unter der Erdoberfläche und hörte bei 120 cm Tiefe auf.

In dem Steingrabe Nr. 9 aus demselben Zeitabschnitte von dem Gräberfelde Kirchmöser (Kr. Jerichow II) herrührend fand sich neben vier kleineren Gefäßen, welche in vier verschiedenen Abteilungen der Steinpackung beigesetzt waren, in dem schraffiert dargestellten Knochenlager ein 6,3 cm langer Bronzepfriemen (9a), an dessen Schaftende noch Holzteile erkennbar sind; als Befestigungsmaterial zwischen Holz und Pfriemen diente wiederum das Harz, welches in kleinen Stückchen erhalten ist. Außerdem enthielten die Knochen ein kleines defektes Bronzemesser (9c) und eine schmale 5,8 cm lange Pinzette aus demselben Metall (9b). Die oberste Steinschicht begann 50 cm unter der Oberfläche, die unterste erreichte eine Tiefe von 150 cm.

Auf dem Hasselberge in Butzow (Kr. Westhavelland), welcher das bekannte sehr umfangreiche Gräberfeld aus der Völkerwanderungszeit beherbergt, fand sich neben einer zerbrochenen, weitbauchigen, der Bronzezeit angehörigen Urne mit nach außen umgebogenen Rande eine kleine einhenklige Kanne Nr. 7, deren Bauchteil mit senkrechten Streifen versehen ist, während der durch zwei Horizontallinien begrenzte Hals ein Band von aufrecht stehenden Dreiecken trägt. Die Verzierungen sind tief eingeritzt und zum Teil mit Harz ausgeschmiert.

Auf dem ausgedehnten Gräberfelde von Radewege (Mühlenberg) fanden sich nur einmal in einer Urne zwei bohnengroße Harzstückchen, ebenso fand sich in Demsin (Kr. Jerichow II) nur einmal ein winziges Stückchen Harz zusammen mit einem kleinen Ringe von Bronze und einem gleichgeformten von Eisen. Dies Gräberfeld gehört der Übergangsperiode von der Bronze- zur Eisenzeit an.

In der frühen Eisenzeit tritt das Harz schon häufiger zutage, es findet sich vereinzelt je einmal in Rietz (Holzberg, Kr. Zauch-Belzig) und in Schermen b. Burg (Kr. Jerichow I); das Harzstück mißt 4,5 cm in der Breite, 5,3 cm in der Länge, 2,0 cm in der Stärke, sein Gewicht beträgt 22 g, es ist das schwerste bisher gefundene Stück.

Das Glienecker Gräberfeld (Kr. Jerichow I) weist zweimal ein haselnußgroßes Stückchen auf, außerdem fand ich daselbst im Jahre 1911 eine 30,5 cm hohe, mit zwei hufeisenförmigen Ansätzen versehene Urne Nr. 11, deren Seitenwände mit neun- bzw. vierzehnfachen, senkrecht geschlängelten Wellenlinien (Kammstrichverzierung) verziert sind. Verschlossen war dieses Gefäß mit einer einhenkligen Deckelschale Nr. 11a; bevor dieselbe zur Bei-

Digitized by Google

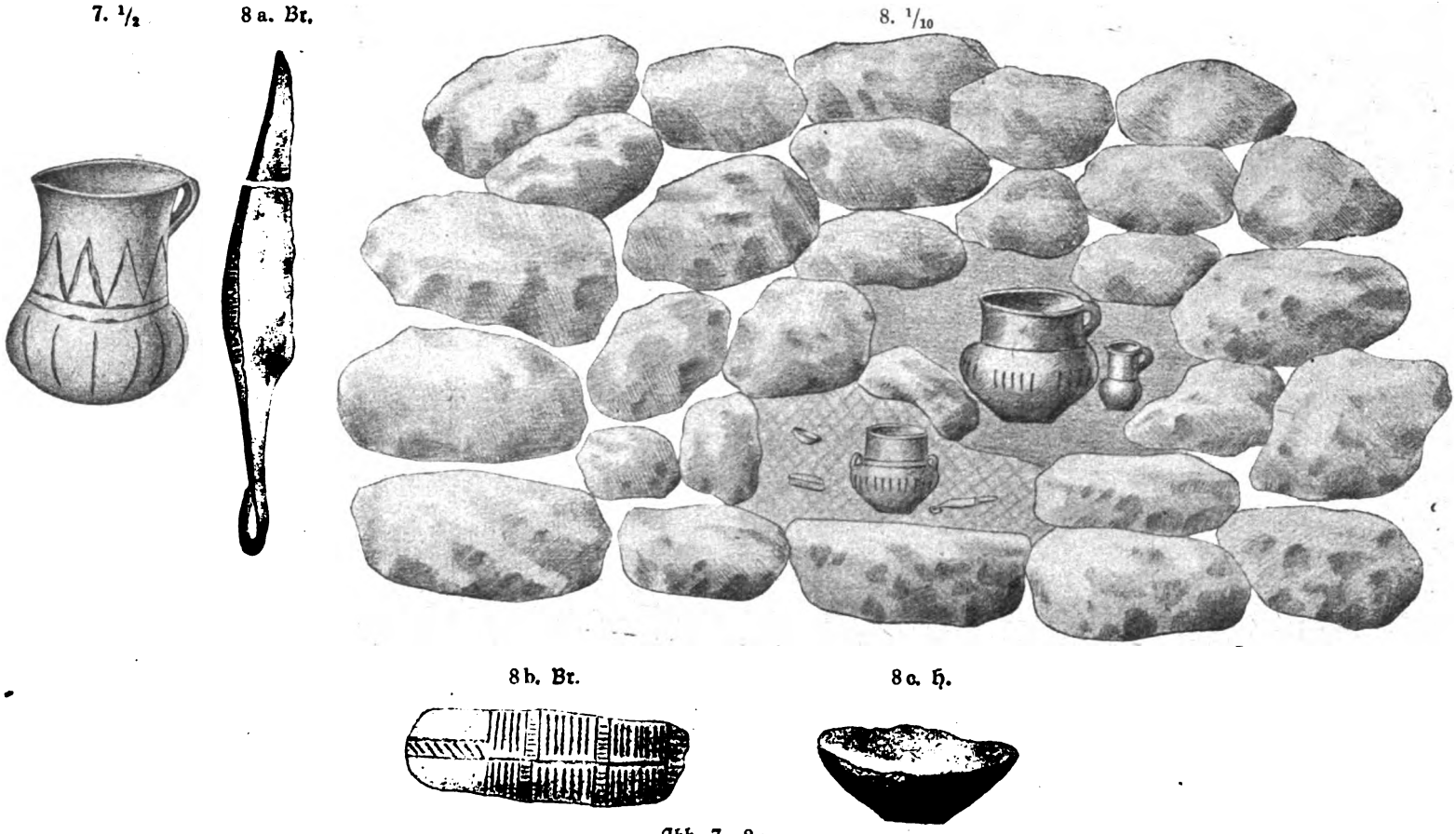
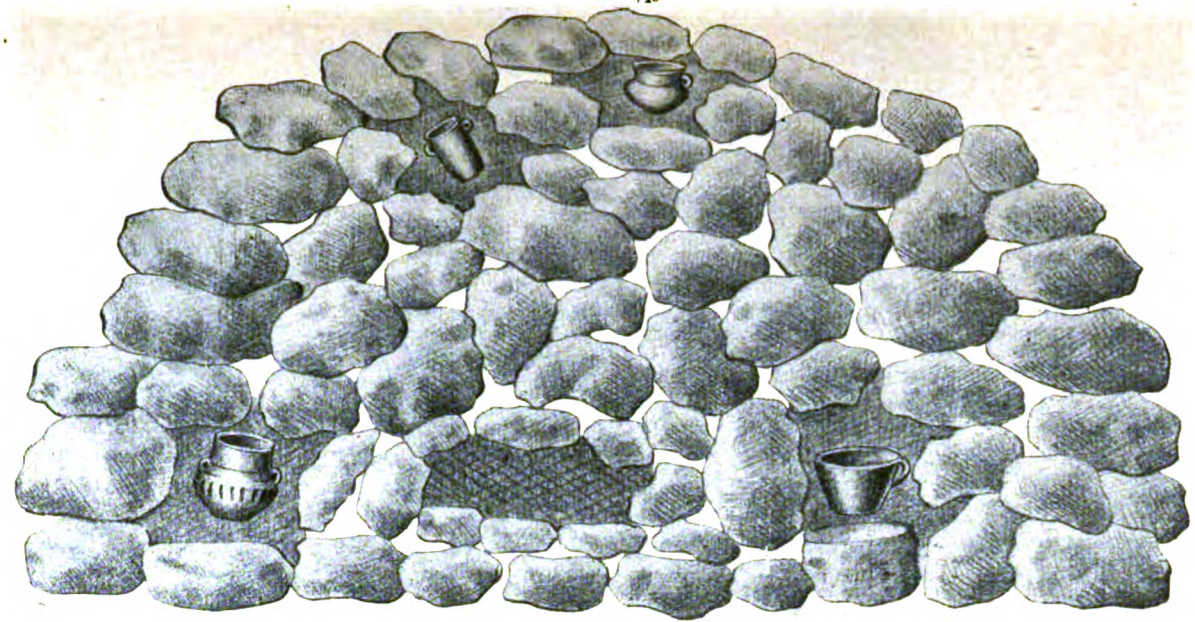


Abb. 7—8 a.

7. Butzow (Hasselberg, Kr. Westhavelland.) Bronzezeit 1892. 8. Mötzow (Kr. Westhavelland.) Bronzezeit 1888.

Digitized by Google

9. 1/10



9a. Br. m. H.

9b. Br.

9c. Br.

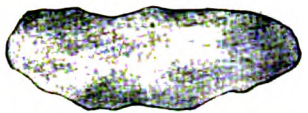


Abb. 9—9c.

9. Kirchmöser, Weinberg (Kr. Jerichow II.) Bronzezeit 1896.

Digitized by Google

setzung verwandt worden ist, war eine größere dem Henkel gegenüberliegende Randstelle in fünf Stücke ausgebrochen. Diese fünf Stücke sind mittelst schwarzen Harzes wieder an ihrem ursprünglichem Platze eingekittet worden.

Eine ähnliche Verwendung des Harzes fand sich in Gollwitz (Kr. Jerichow II), wo eine 16 cm hohe weitbauchige Urne (Nr. 10) mit verjüngtem Halsteil und etwas nach außen gebogenem Rande an einer Stelle am Übergang des unteren Bauchteils zum Boden abgeschelbert war; die entstandene Lücke ist mit Harzmasse ausgeschmiert und ergänzt worden. Verschlossen war dies Gefäß mit dem abgeschlagenen Bodenteil eines größeren Gefäßes. Aus der Wiederinstandsetzung kann man einen Schluß auf die Kostbarkeit der damaligen Tonwaren ziehen.

In der älteren römischen Kaiserzeit tritt das Harz in fünf Gefäßen von Kl. Kreutz (Kruseberg) (Kr. Westhavelland) zutage, in der jüngeren Kaiserzeit in zwei Urnen von Butzow (Mosesberg) und häufiger in den beiden großen Begräbnisplätzen von Sohrde Gallberg III und Hohenferchesar. Alle drei im Kreise Westhavelland gelegen. Erwähnenswert sind ein größeres Stück Harz von Sohrde (Voß und Stimming V, 13, 39c), das einen Wiegestempel besitzt, und (wegen seiner Größe) ein hellbraun gefärbtes Stück aus Hohenferchesar (3,4 cm breit, 6 cm lang, 1,4 cm stark; Gewicht 12 g). Bei einigen Fibeln aus Silber von Hohenferchesar mit emailierter Bügelplatte hat Harz zur Befestigung gedient.

In der Völkerwanderungszeit gehört das Harz zu dem Inhalt beinahe eines jeden Gefäßes, es ist als ständige Beigabe anzusehen, also ein Kennzeichen für diesen Zeitabschnitt. Die Verfertiger dieser meistenteils flachen Gefäße sollen Langobarden gewesen sein, welche an einzelnen Plätzen z. B. Butzow (Hasselberg) an dem Ufer des fischreichen Beetz-Sees lange Zeit und zahlreich ansessig gewesen sein müssen, denn aus diesem Berge sind über 3000 gut erhaltene Gefäße zutage gefördert, teils durch Grabungen, teils durch die Kiesverwertung und die damit verbundenen Abräumungsarbeiten, ungerechnet die beschädigten und unbrauchbaren Gefäße.

Zu dieser Epoche gehören die Gräberfelder von Deetz, Rietz (Bukstücken), neustädtische Brandenburger Forst am Gestade des Breitlingssees, Garlitz, Schermen b. Burg. Beachtenswert ist ein mittelgroßes Harzstück vom Butzower Hasselberg, das deutliche Abdrücke eines Gewebes erkennen läßt (14a und b), ein Vorgang, den die Beisetzer dieses Gefäßes nicht geahnt haben mögen. Die auf dem noch nicht erkalteten Harz zurückgebliebenen Gewebsspuren lassen uns einen Schluß auf die Webetechnik dieser Zeit ziehen.

Von demselben Fundplatze stammen zwei Urnen, zunächst die flache 10,5 cm hohe (Nr. 12) mit stark vorspringendem Bauche, die Schulter ist mit zwei wagrechten Furchen versehen und am Halsteil durch eine schräg geriefte Leiste abgegrenzt. Eine zehnpfennigstückgroße Stelle der Gefäß-

Digitized by Google

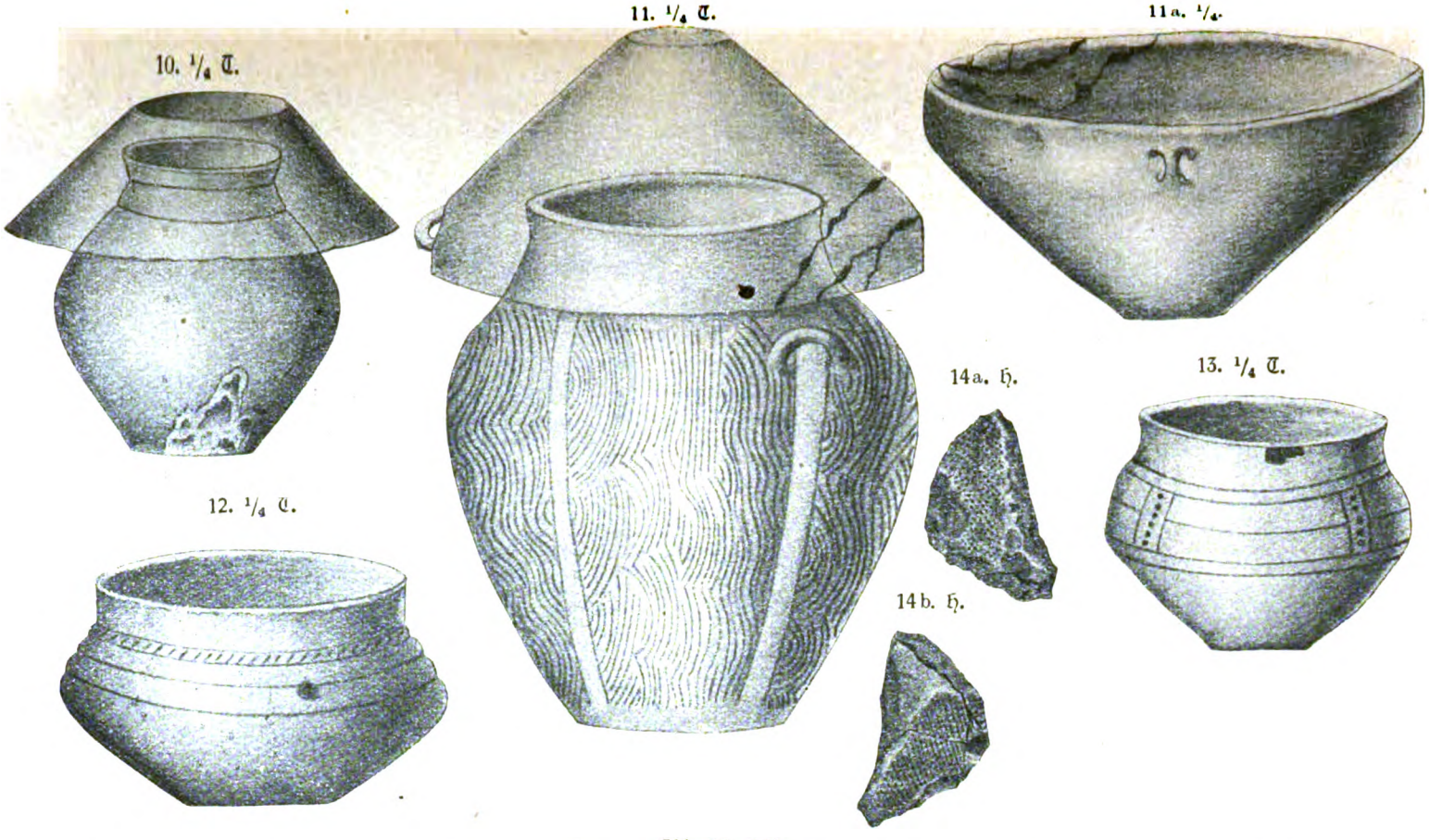


Abb. 10—14b.

10. Gollwitz (Kr. Jerichow II.) Eisenzeit 1898. 11. Glienecke (Kr. Jerichow I.) Eisenzeit 1911. 12. u. 13. Butzow, Hasselberg (Kr. Westhavelland.) Völkerwanderungszeit 1905. 1906.

Digitized by Google

außenwand an der oberen Furche ist ausgesprungen gewesen, dieser Substanzverlust ist durch Harz wieder ersetzt worden. An der zweiten 11 cm hohen Urne (Nr. 13), deren oberer Bauchteil kantig abgestumpft und mit drei, von senkrechten Strichen eingefaßten Punktreihen verziert ist, ist ein 1½ cm langer Randdefekt durch ein Stück Harz wieder ausgebessert worden.

Aus der Wendenzeit ist mir das Vorkommen von Harz unbekannt, obgleich ich eine ganze Anzahl von Siedlungen, Wohngruben und Gräbern dieses Zeitabschnitts sorgfältig durchforscht habe (siehe Mannus VII, S. 127); Hartmann sieht die Verwendung des Harzes als einen slawischen Gebrauch an.

Überblicken wir noch einmal sämtliche Funde, so wird das Harz als Befestigungsmittel bei den Lanzen- und Speerspitzen (1—6) in der Steinzeit, bei dem Pfriemen 9a in der Bronzezeit und bei den Silberfibeln mit Glasemail in der Kaiserzeit verwendet. Als Verzierungsmittel, um das Ornament kräftiger hervortreten zu lassen, in der Bronzezeit (7), als Klebemittel, einer Vorstufe unseres heutigen Tischlerleims, in der Eisenzeit (11a) zum Kitten zerbrochener Gefäße, als Ersatzmittel für Abbrüche an Gefäßen in der Eisen- und Völkerwanderungszeit (10, 12, 13).

Als Beigabe findet es sich zweimal in der Bronzezeit, vereinzelt (fünfmal) in der frühen Eisenzeit, häufiger erscheint es in der römischen Kaiserzeit und als Regel in der Völkerwanderungsepoche, beinahe in jedem Gefäße.

Ob dieses Harz als Produkt des Scheiterhaufens anzusehen ist, oder ob das zum Verbrennen des Toten verwandte Holz mit Harz getränkt wurde oder ob schließlich der Leichnam nach der Sitte der Ägypter vor der Verbrennung einbalsamiert wurde und das Harz als Überbleibsel dieser Bestattungsweise aufzufassen ist, darüber fehlt jeder Anhaltspunkt[1]).

[1]) In Schweden hat man das auch dort häufig auftretende Urnenharz bekanntlich als Rückstand vergangener Holzkästchen oder Bastschächtelchen, die damit gedichtet waren, nachweisen können. G. K.

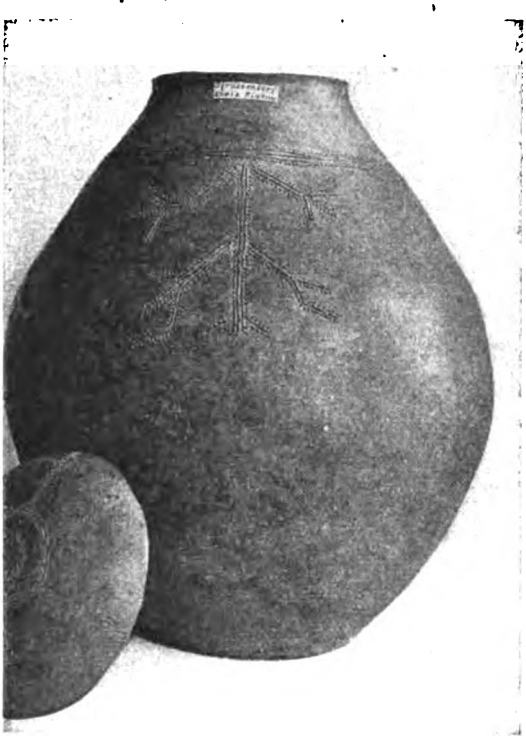
Digitized by Google

Noch eine Krötenurne.

Von Guſtaf Koſſinna.

Mit 1 Textabbildung.

Die Kröte hat in der Vorgeſchichte Europas und beſonders auch Mitteleuropas zu allen Zeiten in der religiöſen Vorſtellungswelt eine Rolle geſpielt[1]). Bereits in der noch vorindogermaniſchen Kultur der Ancyluszeit des Oſtſeegebiets kennen wir eine Knochenharpune, die das eingeritzte Bild einer Kröte trägt[2]). Daß während der ſpätneolithiſchen Zeit Krötendarſtellungen in naturaliſtiſcher, wie in ſtark ſtiliſierter Art an den Tongefäßen der ſüdindogermaniſchen Bandkeramik Süddeutſchlands und Nordöſterreichs häufig auftreten, zuweilen auch innerhalb der nordindogermaniſchen Stichkeramik Südweſtdeutſchlands erſcheinen, haben Joſef Kern und Verfaſſer gezeigt[3]).



1/6. Strußendorf Kr. Flatow, Weſtpreußen.

Nunmehr bin ich durch die Freundlichkeit des Herrn Studienrats Profeſſor Herm.

[1]) Vgl. G. Wilke, Kulturbeziehungen zwiſchen Indien, Orient und Europa (Mannusbibliothek 10), S. 145 ff.

[2]) Mannus I, Taf. IV, 1.

[3]) Mannus IX, S. 55ff. nebſt meinem Nachtrag.

Digitized by Google

Günther, Vorsitzenden der Graudenzer Altertumsgesellschaft, in der Lage, auch aus der Eisenzeit ein Tongefäß mit Krötenbildern vorzuführen. Es handelt sich um eine Urne des Graudenzer Museums aus einem ostgermanischen Steinkistengrabe der frühen Eisenzeit, also aus der Kultur der Gesichtsurnen, von Strußendorf Kr. Flatow im südwestlichen Westpreußen. Von dieser Stelle ist vor Jahren eine größere Anzahl Steinkistenurnen in die Graudenzer Sammlung gekommen, die ich durch den verstorbenen Herrn Schulrat Kaphahn in Graudenz s. Z. im Bilde bereits kennen gelernt hatte; doch wären die damals mir übersandten Photographien nicht deutlich genug, um die Tierbilder erkennen zu lassen.

Die glänzend schwarze Urne von eiförmiger Gestalt, die 29,5 cm hoch ist, deren Boden und Mündung je 10 cm Durchmesser hat und deren größte Weite 25,5 cm beträgt, hat am Halse drei wagrechte umlaufende Furchen, über und unter ihnen je eine umlaufende Reihe kleiner Schrägstrichelchen. Von diesem Bande hängt an vier gleichmäßig verteilten Stellen je eine Kröte herab, die durch je zwei Furchen mit derselben Strichelchen-Umsäumung dargestellt ist. Wie meist bei den steinzeitlichen Darstellungen der Kröte fehlt auch hier der Kopf; Vorder- und Hinterbeine endigen in drei Zehen; der Schwanz ist am Ende zweigeteilt. Es sei noch erwähnt, daß der über den Mündungsrand der Urne ziemlich weit übergreifende Deckel, der zugleich mit einem Stöpsel in die Mündung eingreift, in derselben Art wie der Oberteil der Urnenwand verziert ist: dargestellt sind zwei konzentrische Kreise, von denen aus nach dem Deckelrande hin eine Anzahl Strahlen sich hinziehen.

Digitized by Google

Zur Geschichte des deutschen Hauses.

Von Dr. Walther Schulz, Halle a. S.

Mit 9 Textabbildungen.

O. Lauffer: Das deutsche Haus in Dorf und Stadt. Ein Ausschnitt deutscher Altertumskunde. Sammlung: Wissenschaft und Bildung. Nr. 152, 1919. Verlag Quelle und Meyer in Leipzig. 126 S. — 16 Abb.

In dem Buche wird die Entwicklungsgeschichte des deutschen Hauses vom altertumskundlichen Standpunkt aus dargestellt. An die Untersuchung über die Herkunft der deutschen Bauernhausformen seien hier einige Bemerkungen geknüpft[1]). Vorwegschicken möchte ich, daß das streng wissenschaftlich und doch leicht verständlich geschriebene Buch dem Leser zu Bewußtsein bringt, daß bereits die vorgeschichtlichen Siedler des deutschen Bodens wohnliche Häuser besaßen, daß nicht schmutzige und dumpfe Erdgruben und enge Rundhütten als die üblichen Behausungen anzusehen sind. Die häufig übertrieben hoch eingeschätzten Einwirkungen der römischen Kultur auf das volkstümliche Wohnhaus werden auf das rechte Maß zurückgesetzt.

Lauffer kommt zu dem Ergebnis, daß wir in den Grundformen des niederdeutschen Hauses zugleich die ursprünglich germanische Hausform in Deutschland zu erkennen haben, während vieles dafür spricht, daß das oberdeutsche Haus als keltisches Erbe anzusehen ist. Dazu ist folgendes zu bemerken.

Nach den bisherigen Aufschlüssen der Bodenforschung sind die germanischen Häuser im Innern Deutschlands denen der benachbarten Kelten verwandt. Von der Bronzezeit ab finden wir als übliches Wohnhaus, aus dem sich das der geschichtlichen Zeit entwickelt hat, einen einräumigen viereckigen in verschiedener Holzkonstruktion zum Teil auch mit Lehmflechtwerk errichteten Bau, dessen Wände zuweilen nicht im rechten Winkel aufeinander stießen. Nicht immer war die Herdstelle in diesem Hause untergebracht. Man benutzte daneben noch besondere Grubenhütten als Winteraufenthalt, Werkstätten,

[1]) Ich werde mich dabei vielfach auf mein Buch: „Das germanische Haus in vorgeschichtlicher Zeit". Mannusbibliothek Nr. 11, 1913 beziehen; abgekürzt: Schulz.

Digitized by Google

Arbeitsräume, Kochhütten und Keller. Von dem Äußern der Häuser geben die sorgfältiger geformten Hausurnen ein gutes Bild[1]), z. B. die Hausurne von Königsaue, Kr. Aschersleben, die ein hochgiebeliges Rohr- oder Strohdach deutlich erkennen läßt (Schulz S. 43ff., S. 62ff, S. 75ff. Anhang 1).

Doch man kann auch einige Unterschiede in Haus — ebenso wie in Hof und Siedelung — zwischen Germanen und Kelten bereits nach den bisherigen Ausgrabungen feststellen. So finden sich im keltischen Gebiet zuweilen Trockenmauerungen in der vorrömischen Eisenzeit (Schulz S. 94, 95). Keltische Häuser zeigen mitunter einen kleinen Wand-Ausbau, zum Teil für die Feuerstelle (Schulz S. 96). Liegen bei dem in die Wand eingebauten Herd vielleicht die Anfänge eines Kamins vor, der heute gerade im westlichen Deutschland und im romanischen Hause üblich ist? Besonders im keltischen Gebiete finden sich die Kellergruben mit engerem Zugange (Schulz S. 98). Mehrräumigkeit des Wohnhauses ist bei den Germanen im östlichen Deutschland (Provinz

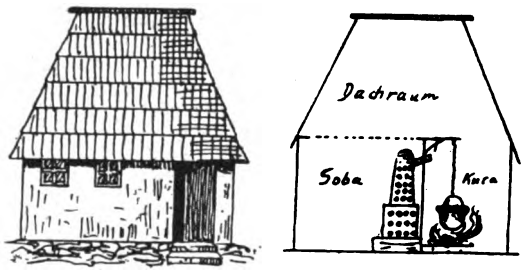


Abb. 1. Bosnisches Haus. Nach Meringer.

Brandenburg) nachgewiesen, und zwar eine Einteilung in Vorraum und Herdraum, die wahrscheinlich auf südosteuropäische Baueinflüsse zurückgeht (Schulz, Anhang 2). Die Wohnhäuser der Kelten hatten vor dem Eingange mitunter einen Vorbau (Schulz S. 97). Auch größere Häuser mit kleinen Nebenräumen finden sich in den keltischen Siedelungen (Schulz S. 95). Doch die Mehrräumigkeit des oberdeutschen Hauses, das in seiner einfachsten Gestalt Herdraum mit eingebauter Ofenstube enthält (Abb. 1), geht nicht auf die im Grundriß abweichenden keltischen mehrräumigen Häuser, wie Lauffer (S. 41) meint, zurück. Wohl könnte man mit Lauffer im Rauchabzug und Obergeschoß, das im Gotischen mit dem keltischen Lehnwort kelikn bezeichnet wird, keltische Einflüsse sehen. Das oberdeutsche Haus ist entstanden durch Einfügen der Stube in ein Wohnhaus, wie es das in Binnendeutschland bei Germanen und Kelten übliche Haus war.

[1]) Die germanischen Hausurnen gehören der spätesten Bronzezeit und dem Beginn der Eisenzeit an, sie reichen nicht bis in die Latènezeit wie ich in meinem Buche S. 60 angebe, ebenso Lauffer S. 28. Der Hausurnenfund von Luggendorf Kr. Ostpignitz, auf die sich diese Angabe stützt, ist nicht gesichert (vgl. Behn: Prähistorische Zeitschrift X, 1918, S. 78).

Digitized by Google

Die Untersuchung der Herkunft der Ofenstube klärt zugleich die Entstehung des oberdeutschen Hauses. Lauffer lehnt die übliche sprachliche Zusammenstellung von „Stube" mit ahd. stiuban, „stieben, Wasserdampf erzeugen" oder mit lat extufare „mit Dampf heizen" und die ursprüngliche Bedeutung der Stube als Dampfbaderaum ab. Er stellt „Stube" zu altnord. staup „Becher" und staup „Vertiefung im Wege". Der Grundbegriff wäre „Höhlung mit steilen Wänden", und die Stube wäre ursprünglich die Wohngrube. Die Erklärung ist bestechend, und die bergmännische Bezeichnung „Brunnenstube" für ein Wassersammelbecken gehört sicher hierher. Trotzdem möchte ich an

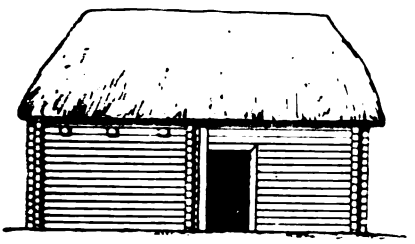


Abb. 2. Badehaus in Jassew bei Kobylnik.

Abb. 3. Inneres des Baderaumes. Jassew bei Kobylnik.

der Verbindung des Wortes Stube mit stiuban festhalten. Im litauisch-weißrussischen Grenzgebiete, in der Gegend des Narotschsees nordöstlich von Wilna, hatte ich Gelegenheit den Zusammenhang von Badestube und Wohnstube zu beobachten. Das Badehaus der dortigen Gegend ist ein zweiräumiger Holzbau; er enthält den Vorraum und den mit Decke versehenen Baderaum, in dessen Ecke neben dem Eingange der aus Steinen gewölbte Badeofen steht (Abb. 2, 3, 4). Das Dampfbad wird dadurch bereitet, daß man auf die erhitzten Ofensteine Wasser gießt. Das Wohnhaus in seiner einfachsten Gestalt mit Vorraum und überdeckten Wohnraume gleicht im Grundriß, in Konstruktion, wie z. B. in der Anfügung des Vorraums an den Hauptraum, in der Lage der Tür, in der Lage des Ofens vollkommen der Badestube. Die Maße sind etwas größer, an Stelle der kleinen Lichtöffnungen finden sich hier Fenster, an Stelle des altertümlichen Badeofens steht ein großer moderner Ofen (Abb. 5). Meistens ist indes der Vorraum zu einem Mittelflur geworden dadurch, daß man an seiner freien Seite einen Wirtschaftsraum angebaut hat. Daß ein Zusammenhang zwischen Wohnhaus und Badehaus hier besteht, dürfte nicht zu bezweifeln sein. Es könnte aber noch vermutet werden, daß das Badehaus ein Abbild des Wohnhauses ist.

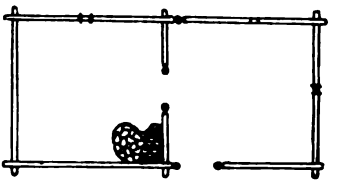


Abb. 4. Jassew bei Kobylnik. Grundriß zu Abb. 2.

Digitized by Google

Das Badehaus hatte früher auch auf germanischem Gebiete weitere Verbreitung. Heute finden wir es noch in Schweden (badstuga) und im südostdeutschen Volksgebiete, im kärntnerischen Alpenland und in Oberbayern (Badstube).

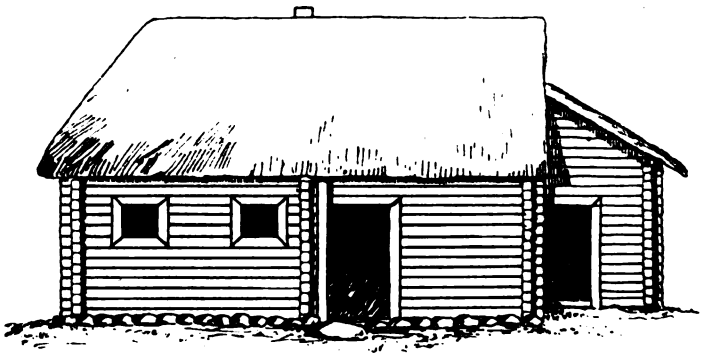


Abb. 5. Wohnhaus in Podriezy am Narotschsee.

Die Badestube Schwedens ist ein in Blockbau errichtetes Haus mit Hauptraum und Vorhalle die entweder offen und aus einem von Säulen getragenen Dachvorsprung gebildet ist, oder auch seitlich geschlossen ist (Abb. 6 und 7)[1].

Abb. 6. „badstuga" aus Schweden. Nach einer Photographie des Nordischen Museums in Stockholm.

Auch die Badestuben in Kärnten und in Oberbayern bestehen aus einem gemauerten Herdraum und der von Holzpfeilern getragenen Vorhalle (Abb. 8 und 9)[2]. Wir sehen also, daß die Zweiteilung des Badehauses, die wir auch

[1]) Nach Angaben des Nordischen Museums in Stockholm.

[2]) Badestuben in Kärnten: Bünker, Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien 32, 1902, S. 254ff. — Dazu Meringer: Das deutsche Haus und sein Haus-

Digitized by Google

anderwärts bei östlichen Völkern finden[1]), verbreitet ist. Ein Vorraum war nötig zum Ankleiden und Auskleiden. Wir kommen also für das Gebiet des Narotschsees zu dem Schlusse, daß für das Badehaus die Zweiteilung in Vorraum und Heizraum nicht dem Wohnhause entlehnt, sondern ursprünglich ist. Die Untersuchung über das litauische Haus von Bezzenberger ergibt, daß das älteste Haus námas hieß und ein Rauchhaus war; später kam als

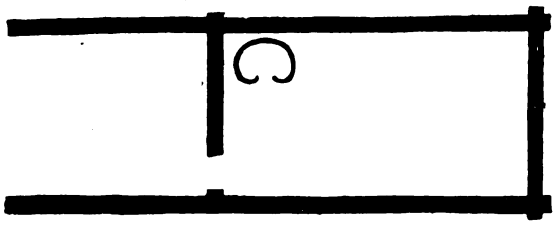


Abb. 7. „badstuga" aus Schweden. Die Vorhalle öffnet sich nach drei Seiten. Nach einer Zeichnung des Nordischen Museums in Stockholm.

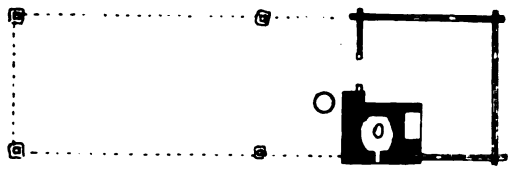


Abb. 8. Badestube aus Trasischt, Kärnten. Nach Bünker.

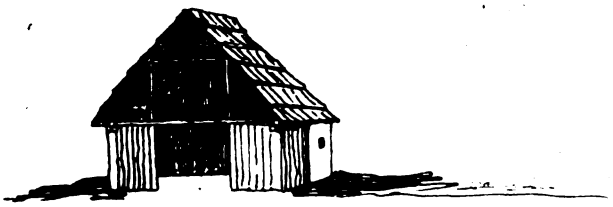


Abb. 9. Badestube aus Fresnitz, Kärnten. Nach Bünker.

zweites Wohnhaus hinzu stubba, das mehr im Winter bewohnt wurde[2]). Die Wärme des Badehauses war offenbar der Grund dafür, daß es daneben als Wohnung benutzt wurde. Auch aus Kärnten wird berichtet, daß die Badestube in der Regel den größten Teil des Jahres bewohnt ist. Ein Bad

rat 1906, S. 63. — In Oberbayern: v. Schulenburg, in Zeitschrift für Ethnologie 21, 1889 S. (22).

[1]) Rhamm, Die altslavische Wohnung. 1910, S. 327, auch Abb. 43. A. O. Heikel, Die Gebäude der Ceremissen, Mordwinen, Esten und Finnen. Journal de la Société finno-ougrienne IV, 1888.

[2]) A. Bezzenberger, Über das litauische Haus. Altpreußische Monatsschrift. N. F. 23, 1886, S. 36, 61.

Digitized by Google

wird darin heute hier, sowie in Oberbayern und Schweden, nur noch ausnahmsweise genommen, vielfach wird in ihnen der Flachs gedörrt[1]). In der Narotschseegegend diente zur Kriegszeit notgedrungen das Badehaus als Wohnhaus der einheimischen Bevölkerung, wie ich in Jassew sah. Hier war der Badeofen als Kochofen umgebaut. Die vorgeschichtlichen Wohnhäuser enthielten, soweit sie überhaupt mit einer Feuerstelle ausgestattet waren, den offenen Herd. Im Badehause dürfte die Erfindung des überwölbten Feuerraumes für das Dampfbad gemacht sein. Man merkte nun die Vorteile, die dieser Badeofen für den Zusammenhalt der Wärme hatte. So wurde im litauischen Gebiete das Badehaus als Wohnhaus übernommen. Die Gründe für die Übernahme der Stube in das Wohnhaus im oberdeutschen Hause sind dieselben, hier wurde die Stube mit dem Ofen in das Wohnhaus mit Herd hineingestellt[2]) (Abb. 1). Aus dem überwölbten Steinofen entwickelte sich in Anschluß an die römische Topfwölbung der Kachelofen[3]). Der Ursprung des oberdeutschen Hauses ist nun dort zu suchen, wo die Badestube heimisch war, das scheint aber gerade in den östlichen Teilen des Germanenlandes der Fall gewesen zu sein. Nach Lauffer (S. 33) besaßen die Westgoten, die damals in der unteren Donaugegend siedelten, um die Mitte des 4. Jahrhunderts n. Chr. das oberdeutsche Haus. hethjo wäre nach ihm die Stube, auhns der Stubenofen. Sicherheit gibt der Wortschatz des Ulfilas keineswegs, immerhin sei diese Möglichkeit zugegeben, die gleichfalls für die Entstehung des oberdeutschen Hauses mehr im östlichen Siedelungsgebiete der Germanen sprechen würde.

Niederdeutsches Haus und oberdeutsches Haus lassen sich auch in ihren Urformen nicht miteinander verbinden. Man hat das niederdeutsche Haus auf ein Dachhaus zurückgeführt, d. h. auf ein auf die Erde gestelltes Dach, und dabei an die in dieser Weise errichteten niedersächsischen Schafställe der Lüneburger Heide erinnert. Auch Lauffer führt (S. 61) diese Ansicht an, ohne sich mit ihr weiter auseinander zu setzen. Ich halte sie für richtig. Dann muß man aber auch dem Dachhause der vorgeschichtlichen Zeit, soweit es als Vorform des niederdeutschen Hauses in Betracht kommen kann, das Augenmerk zuwenden. Wohl gibt es außerdem noch überdeckte Grubenhütten und ähnliche Bauten, die aber in diesem Zusammenhang nicht so wichtig erscheinen, da sie nicht entwicklungsfähig waren, da sie nicht für die heutige volkstümliche Bauweise von Bedeutung waren, wenn sie sich auch hier und da noch als untergeordnete Baulichkeiten erhalten haben, wozu z. B. die kegelförmigen Köhlerhütten und die ähnlich gestalteten schwedischen Kochhütten zu rechnen sind.

[1]) Angabe des Nordischen Mus. zu Stockholm. — Bünker, a. a. O. — v. Geramb, Mitteilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien 38, 1908, S. 128. — v. Schulenburg, a. a. O.

[2]) So auch Meringer, Das deutsche Haus. 1906, S. 26.

[3]) Vgl. Lauffer S. 13.

Digitized by Google

Ich glaubte einige Hausgrundrisse als Dachhäuser rekonstruieren zu dürfen, die Beziehungen zum niederdeutschen Hause oder seiner Vorform zeigen; so Hausreste der ersten Jahrhunderte n. Chr. aus Skandinavien (Schulz S. 19), der letzten Jahrhunderte v. Chr. von Steinfeld, Kr. Zeven, Pr. Hannover (Schulz S. 42), der jüngeren Steinzeit von Klein-Meinsdorf, Kr. Plön, Pr. Schleswig-Holstein (Schulz S. 79ff.). Auch Schliz hat das Wohnhaus der Rössener Kultur, also wiederum einer nordischen Kultur, als Dachhaus rekonstruiert[1]). Es sei nun zugegeben, daß derartige Rekonstruktionen unsicher bleiben. Daß aber das Dachhaus wirklich in vorgeschichtlicher Zeit einmal eine hervorragende Bedeutung gehabt haben muß, das erweisen die Einbauten in Form eines Dachhauses in mehreren „Fürstengräbern" der beginnenden Bronzezeit in Thüringen (Schulz S. 58, 81). Wenn im heutigen Volksglauben gerade das Dach des Hauses eine Rolle spielt — eine Tatsache, auf die Lauffer aufmerksam macht, da sie nach ihm in die Zeit der Dachhütte zurückreicht (S. 27) —, so spricht auch diese Vorstellung für die einstige Bedeutung des Dachhauses. Der nordische Kulturkreis, in dem das Dachhaus verbreitet war, hat aber zur Steinzeit auch bereits das Wandhaus mit Pfosten gekannt, dafür sprechen die Siedelungsfunde von Trebus, Kr. Lebus, Pr. Brandenburg[2]) und von Roßwitz, Kr. Glogau, Pr. Schlesien[3]), beide in Verbindung mit Kulturhinterlassenschaften der norddeutschen Megalithkultur. Ob es von Bedeutung ist, daß wir uns bei beiden Siedelungen mehr an der Grenze der nordischen Kultur befinden, muß noch die Zukunft entscheiden.

Das niederdeutsche Haus hat ursprünglich nicht sein heutiges Gebiet innegehabt, sondern im Laufe des ersten Jahrtausends sich von dem Lande der Altsachsen aus in Norddeutschland verbreitet[4]). Es haben sich aber im nordgermanischen Gebiete, auf Gotland, Öland und in Jäderen in Norwegen Hausstellen der ersten Jahrhunderte n. Chr. gefunden, die unverkennbar Verwandtschaft mit dem niederdeutschen Hause aufweisen (Schulz S. 6ff.). Auch hier finden wir große hallenartige einräumige Bauten, bei denen wir ein hohes Dach voraussetzen müssen, das bei einigen Gebäuden sicher durch 2 innere Pfostenreihen noch getragen wurde; auch hier liegt der Eingang durchweg an der Giebelseite. Allerdings ist das niederdeutsche Haus in der Hauptsache Wirtschaftsgebäude, an der Hinterwand liegt der Wohnteil mit Herd. Bei den nordischen Hallen ist eine derartige Hausteilung wohl nicht anzunehmen: in der Mitte des Raumes brannte das aus den nordischen Sagen bekannte „Langfeuer". Daneben aber zeigt doch ein Haus von Jäderen an der Hinterwand eine Herdgrube; also im hinteren Hausteil hat sich wie beim niederdeutschen Hause das häusliche Leben abgespielt. Das niederdeutsche

[1]) In: Historischer Verein Heilbronn. Bericht aus den Jahren 1909/1912. 1912, S. 21.
[2]) A. Kiekebusch, in Prähistorische Zeitschrift V, 1913, S. 340ff.
[3]) Seger, in Schlesiens Vorzeit VII, 1916, S. 27ff.
[4]) Peßler, Das altsächsische Bauernhaus, S. 133.

Digitized by Google

Haus scheint mir daher eine durch die Wirtschaftsverhältnisse bedingte Nebenform des altnordischen Hauses zu sein. Die gemeinsame Vorform ist wohl im Nordlande bei den Nordgermanen und in den angrenzenden Küstengebieten Norddeutschlands beheimatet gewesen. Wir befinden uns hier im Ursprungsgebiet der Germanen, in Ländern, in denen die germanische Kultur besonders rein und edel ausgeprägt ist. Im heutigen niederdeutschen Hause dürfen wir also eigenste germanische Bauentwicklung erblicken. Hier trifft sich das aus den Bodenfunden gewonnene Ergebnis mit der von Lauffer gezogenen Schlußfolgerung.

Sehr bedeutsam auch für die Vorgeschichtswissenschaft ist Lauffers Hinweis darauf, daß in geschichtlicher Zeit je nach Umständen Auswanderer ihre heimische Bauart mitnehmen oder die vorgefundene übernehmen. Das Haus wandert mit bei völkisch und zeitlich geschlossener Wanderung einer größeren Volksschar, bei Besiedelung von Ödland, oder wenn die heimische Bevölkerung sich in Kultur und Wirtschaft stark von den Neusiedlern unterscheidet, besonders wenn sie tiefer steht. So haben die deutschen Kolonisten des slawischen Ostens ihre heimische Bauweise dorthin ausgebreitet. Die alte Bauweise dagegen wird übernommen bei der Einwanderung eines Völkergemischs oder von geringen Volksteilen, bei einem allmählichen Einsickern, schließlich bei Wanderungen in Kulturländer. Beispiele bietet die germanische Völkerwanderung. An einem Beispiele seien diese Sätze auf die vorgeschichtliche Zeit angewandt. Ich habe angenommen, daß das Vorhallenhaus, das in der Steinzeit im südöstlichen Europa, dann von der späteren Bronzezeit ab bis in Brandenburg nachzuweisen ist, sich zugleich mit der Kultur südosteuropäischer Völker ausgebreitet hat, deren nördlichster Zweig nach Kossinna nordillyrische Stämme in Ostdeutschland sind (Schulz, Anhang 2). Als nun die Germanen seit dem Ende der Bronzezeit ihre Kultur in das Illyriergebiet ausdehnten, behielten sie das Vorhallenhaus bei, denn es ist in der Siedelung der spätrömischen Zeit von Paulinenaue, Kr. Westhavelland, Pr. Brandenburg nachzuweisen. Der Grund hierfür dürfte sein, daß die Germanen, die an Kultur gleich hoch stehenden Illyrier nicht ganz verdrängten, sondern sie zum Teil überlagerten und schließlich aufsogen.

Die Slawen aber übernahmen wieder im frühen Mittelalter von den Germanen diesen Haustypus (nach dem Funde von Hasenfelde, Kr. Lebus, Pr. Brandenburg). Wir wissen, daß zur Zeit der Slaweneinwanderung nur noch eine äußerst dünn gesäte germanische Bevölkerung in Ostdeutschland siedelte. Trotzdem muß sie kulturell von so hoher Bedeutung gewesen sein, daß sie den Slawen ihre Bauweise gab. Diese Anwendungen auf die vorgeschichtliche Zeit stützen sich nur auf wenige Funde, können daher nur als Vermutung gelten, es ist aber hiermit doch gezeigt, in welcher Weise die Ergebnisse von Lauffer auch für die Vorgeschichte in Zukunft verwertet werden können.

Digitized by Google

Sumerer und Indogermanen.

Von Dr. Heinrich Hein.

1. Über indogermanische Bestandteile in der sumerischen Sprache.

Die babylonische Kultur gilt bekanntlich als ein Erbteil der Sumerer, die schon vor dem dritten vorchristlichen Jahrtausend im Euphrat-Tigrislande ansässig waren.

Die Sprache der Sumerer, deren Kenntnis uns durch Werke babylonischer Sprachgelehrten in gewissem Maße vermittelt wird, galt bislang für alleinstehend, nachdem ein Versuch Hommels, Verwandtschaft mit den Turksprachen nachzuweisen, sich als unzulänglich erwiesen hat.

Dann und wann sind gewisse Anklänge an andere Sprachen aufgefallen, z. B. wenn Boissier die Vermutung ausspricht, daß die Bezeichnung „haruspex" mit dem babylonischen Wort ḫar, Leber, gebildet sei, das aus dem Sumerischen stammt, oder wenn man vermutete, das Wort τέμενος, heiliger Bezirk, und weiter templum seien vom sumerischen temen ‚Gründungsurkunde', ‚Grundstein' entlehnt worden.

Es zeigt sich aber — z. B. an Hand des sumerischen Glossars von Delitzsch — daß derartige Übereinstimmungen sumerischer Wörter mit Wörtern indogermanischer Sprachen überraschend häufig sind. Auch die Grammatik weist bemerkenswerte Zusammenhänge auf. Darauf hinzuweisen ist der Zweck dieser Ausführung. Die Ausarbeitung und endgültige Beurteilung dieser Zusammenhänge muß der Zukunft überlassen bleiben, da die philologische Bearbeitung des Sumerischen noch kaum über das Gröbste hinausgekommen ist.

Bei der Vergleichung des Wortschatzes mit dem indogermanischer Sprachen sind gewisse Lautabweichungen zu beachten. Die Laute des Sumerischen sind uns nur durch die Wiedergabe seitens der babylonisch-assyrischen Sprachgelehrten bekannt. Die sumerische Schrift bestand — wie wohl bekannt — aus Bildzeichen oder Ideogrammen, die ursprünglich je einen oder auch mehrere Begriffe bezeichneten. Bei Weiterentwicklung der Schrift wurde

Digitized by Google

es nötig, auch für die Formelemente der Sprache (Präfixe, Suffixe) Zeichen einzuführen. Dazu wurde ein Teil der Begriffsideogramme benutzt, die dann nur noch nach ihrem Lautwert verwendet wurden. Beide Arten von Zeichen übernahmen die Babylonier für ihre Sprache. Den Begriffsideogrammen legten sie ihre eigenen Laute unter, z. B. das Zeichen für König wurde im Sumerischen lugal, im Babylonischen šarru ausgesprochen, was beides ‚König' bedeutet. Die Zeichen für die Formelemente wurden als Silbenzeichen mit ihrem Lautwert übernommen, so daß die Silben pa, ba, na usw. im Sumerischen und im Babylonischen das gleiche Zeichen haben. Diese Silbenzeichen scheinen jedoch nicht immer völlig identische Laute im Sumerischen und Babylonischen zu bezeichnen. Wenn nun die Babylonier die Aussprache sumerischer Wörter in ihren Sprachwerken anzugeben versuchten, so benutzten sie dazu die Silbenzeichen. Da deren Lautwert nicht immer genau derselbe gewesen zu sein scheint, wie im Sumerischen, so ist die Aussprache des Sumerischen nicht ganz einwandfrei festzulegen. — Eine auffällige Eigentümlichkeit ist der vielfache Wechsel von Media und Tenuis. Es scheint so, als ob die Aussprache von b, g, d der von p, k, t nahe gestanden habe, ähnlich wie z. B. im obersächsischen Dialekt des Deutschen, oder daß zwischen verschiedenen Gegenden Dialektunterschiede bestanden hätten. Auch bei z, s, š finden sich ähnliche Unsicherheiten. Endlich scheinen die vier Vokale der Babylonier a, e, i, u bei weitem nicht auszureichen, um den wahrscheinlich größeren Vokalreichtum der Sumerer wiederzugeben.

All das sind den Sumeriologen seit langem geläufige Tatsachen, an die hier nur noch einmal erinnert werden muß. Bei der Vergleichung sumerischer Wörter mit solchen aus dem urindogermanischen Wortschatz ist also zu berücksichtigen, daß im Sumerischen zuweilen b, g, d an Stelle von arischem oder graeko-italischem p, k, t stehen dürfte und der Unterschied von z und s sich zuweilen verwischt (wie im Lateinischen).

Unter Berücksichtigung dieser Ausführungen mögen aus den zahlreichen Übereinstimmungen einige Proben folgen (die Akzente bezeichnen Unterschiede der Ideogramme, nicht der Laute!):

ab ‚Meer': skr. ap ‚Wasser' — altpreuß. ape ‚Fluß'; lit. upis ‚Fluß', ‚Bach'.

ag ‚machen', ‚künden',

àg ‚beordern', ‚Befehl' — zu beidem skr. aj ‚treiben', ājñā ‚Befehl' — *ἄγω* ‚treiben', ‚führen'. (Bemerkenswert ist, daß àg auch die Bedeutung ‚messen' besitzt: im Graeko-Italischen ist für *ἄγω*, agere die Bedeutung ‚wiegen' oder ‚wägen' charakteristisch. Ein anderes àg ‚lieben' erinnert an *ἄγαμαι*, *ἀγαπάω* ‚verehren, ‚lieben').

agar ‚Flur': — skr. ajra ‚Feld', ‚Acker' — *ἀγρός* — lat. ager. (adar ‚Flur', vgl. lat. ador ‚Spelt').

arad ‚Sklave': — skr. arati ‚Gehilfe', ‚Diener' — *ἐρέτης* ‚Ruderknecht'. *ὑπ-ηρέτης* ‚Diener', ‚Gehilfe'.

Digitized by Google

erin ‚Zeder': — skr. arna ‚Teakbaum' — lat. ornus ‚Esche'. (ἐρινεός ‚wilder Feigenbaum'?).

Wenn skr. vaj ‚stärken', ‚mehren' nebst ugra ‚mächtig', ‚furchtbar', ojas ‚Kraft', ‚Glanz' von der indogermanischen Forschung mit ὑγιής ‚gesund', αὐγή ‚Glanz', lat. augeo ‚mehren', lit. áugu ‚wachsen' usw. zusammengestellt wird, so berührt sich das mit sumerisch:

ug, ùg ‚Tag', ‚Licht', ‚Sonnengott'; ‚Löwe', ferner mit
ùg, ug ‚mächtig' und auch wohl mit
ùg, ug ‚Getier', ‚Tier' (vgl. lit. áugu ‚wachsen', also „Gewächs").
ubur ‚weibliche Brust': — skr. ūdhar ‚Euter' — οὖθαρ ‚Euter' — lat. uber ‚weibliche Brust'.

Die Annahme, daß sumerisch u im Sanskrit durch va vertreten wird, wird schon durch die Etymologien bei ug ‚Tag', ‚Licht' usw. nahe gelegt. Auf Grund dieser Annahme ergibt sich dann weiter:

ur ‚umschließen'; ‚Verschluß'; ‚Hürde': — skr. var ‚umschließen' — οὖρος ‚Wächter' — lat. vereor ‚sich wahren', ‚hüten', ‚scheuen' u. a. m.
ur ‚fremd', ‚feind' und ur ‚Scham', ‚Scheu' würden sich dem vorhergehenden durch lat. vereor ‚sich scheuen' anschließen. Ferner
ùr ‚Mauer', ‚Verschluß', ‚Hürde' trotz des andern Ideogramms.
ùr ‚ernten': — skr. vāra ‚Haufen', ‚Menge', var ‚wählen'.
úr ‚Bein'; ‚Unterkörper'; ‚Unterteil'; ‚Wurzel': — ved. vāra ‚Schweif' — οὐρά ‚Schweif'; ὄρρος ‚Steiß'.

Nachdem die Gleichsetzung u = skr. va mehrere Bestimmungen ermöglicht hat, liegt es nahe ur ‚Mensch' mit skr. vīra ‚Mann' — lat vir zusammenzustellen.

Danach entspräche u auch skr. vi. Damit ergibt sich aber weiter:

uš ‚fließen'; ‚fließen machen': — skr. vish ‚flüssig machen', ‚netzen' — ἰός (aus ϝισός) ‚Saft' — lat. virus (visos) ‚Saft'.
uš ‚männliches Glied': — skr. vish ‚Exkremente'.
uš ‚Tod', ‚tot' — skr. visha ‚Gift' — ἰός (ϝισός) ‚Gift' — lat. virus (aus visos) ‚Gift'.
uš ‚Blut' dürfte zu uš ‚fließen' und weiterhin zu viscera (lat.) das ‚rohe (blutige) Fleisch' zu stellen sein. —
pel ‚beschmutzen': — skr. palvala ‚Teich', ‚Pfuhl' — πηλός ‚Schlamm' — lat. palus ‚Sumpf'.
gan ‚gebären': — skr. jan ‚zeugen', ‚entstehen' — γίγνομαι — lat. gen in gigno ‚entstehen'.
gam ‚gebären': — skr. jami ‚Geburt' u. ä. — γάμος ‚Hochzeit', γάμβρος ‚Schwiegersohn'.
gēme ‚Weib', ‚Magd': — skr. jāmā ‚Schwiegertochter'.
gi (auch ge?) ‚Land': — skr. gō — γῆ, γέα, γαῖα ‚Erde'.

Digitized by Google

gu (gud) ‚Stier', ‚Rind': — skr. gō, dass. — βοῦς — bos — „Kuh".
gù ‚rufen', ‚schreien': — skr. gu ‚schreien' — γόος ‚Klage'.
gur ‚Dicke', ‚Größe': — skr. guru ‚schwer' — lat. gravis ‚schwer'.
gur ‚groß', ‚machtvoll' u. ä.: — skr. çūra ‚Starker', ‚Held' — κῦρος; κύριος ‚Macht'; ‚mächtig'.
u. a. m.

Diese wenigen Beispiele, die sich ohne Voraussetzung irgendwelcher verwickelteren Entsprechungsgesetze ergeben, dürften zeigen, daß eine genauere Untersuchung des Sumerischen auf indogermanische Bestandteile erfolgversprechend erscheint. Die bisher ältesten indogermanischen Sprachreste sind in Briefen von Tell Amarna und in Keilschrifttexten von Boghaz-köi entdeckt worden. Hier fanden sich Namen arischen Charakters sowie die Götternamen Mithra, Indra, Varuna. Ebenso wie die Lehnwörter, die das Finnische aus dem Germanischen besitzt, auf eine germanische Vorzeit Licht werfen, aus der uns sonstige Denkmäler germanischer Sprache völlig fehlen, mag auch das Vorkommen indogermanischer Wurzeln im Sumerischen über die indogermanische Urzeit Licht verbreiten.

2. Einige Übereinstimmungen und Ähnlichkeiten der sumerischen Grammatik mit Erscheinungen in Sprachen des indogermanischen Stammes mögen folgen:

Das Pronomen personale lautet:

má (mae, mē)	‚ich'. Vgl. s. ma — ἐ·με — lat. me — lit. ma.
za (za·e)	‚du' (s. tvam = tu + am) — σύ.
ene	‚er', ‚sie', ‚es', s. ana ‚jener' — lit. an·s.
mēne	‚wir'.
enenene	‚sie' (2. Pluralis fehlt).

Der Plural ist ersichtlich aus dem Singular gebildet.

Pronomen possessivum (wird suffigiert):

mu, má ‚mein', zu, za ‚dein' vgl. oben. Die 3. Person ni, na ‚sein', ‚ihr' dürfte mit dem Demonstrativum nē ‚dieser', ‚diese', ‚dieses' zusammenhängen. na findet sich als Pronominalstamm der dritten Person zur Verstärkung anderer Pronomina in indogermanischen Sprachen. Bemerkenswert ist die Form der 2. Person mit z. Nur im Griechischen findet sich bekanntlich σ bei der 2. Person. Im übrigen kann nicht verkannt werden, daß z. B. auch das Türkische Formen für die 1. Person mit m für die 2. mit s kennt. Spricht das Pronomen also auch nicht direkt für Zusammenhang mit der indogermanischen Sprachenfamilie, so doch wenigstens nicht dagegen.

Die Negationen sind nu, na, nam, bara, la. Davon ist na mit s. na ‚nicht' — νη. — lat. ne ‚damit nicht', ne in nefas — lit. nè ‚nicht' zu vergleichen. nu steht bei Adjektiv und Verbum finitum. Es dürfte nebst nam

Digitized by Google

von na abzuleiten sein. bara ‚hinweg', ‚fort', ‚vorbei' ist dem Sinne nach völlig mit gr. *παρά* identisch. la ist vielleicht aus dem Semitischen übernommen.

Das sumerische Verbum zeigt keinen deutlichen Unterschied zwischen aktiven und passiven Formen. Vielfach werden die Formen in auch kausativem Sinne benutzt. Überwiegend dürfte die aktive Ausdrucksweise sein. Auch innerhalb der indogermanischen Sprachenfamilie ist der Unterschied zwischen aktiv und passiv nicht immer ganz scharf; z. B. wird das Passiv in den altgermanischen Sprachen z. T. durch reflexive Bildungen ersetzt, desgleichen im Slawischen, also letzten Grundes auch durch das Aktiv ausgedrückt. Auch die Ausdrucksweise mit dem Hilfsverbum ‚werden' u. ä. in altgermanischen Sprachen ist nicht ganz prägnant passivisch. Teilweise stehen Aktivformen in passivem Sinn. Im Griechischen ist Medium mit seiner aktiven Bedeutung von Passiv nur aus dem Zusammenhange des Satzes zu unterscheiden, so daß das Passiv sich wohl erst aus dem Medium gebildet haben dürfte. Es sind also Andeutungen genug vorhanden, daß in Urzeiten weder das Griechische noch das Urgermanische ein Passiv besaß. Vom sumerischen Verbum ist nur die 3. Person bekannt. Vielleicht bestehen überhaupt keine Formen für 1. und 2. Person, da sich solche Formen stets bequem durch die 3. umschreiben lassen. Manchmal steht die 3. Person einfach an Stelle der 1. Person. Zum Vergleich wurden gewählt sumerisch bal ‚brechen', ‚durchbrechen' u. ä.; ‚ausgießen', ‚schütten' (‚werfen') u. ä., das sich mit gr. *βαλλω* ‚werfen' teils mit *πάλλω* ‚schütteln" ‚erschüttern' u. ä. in der Bedeutung berührt. Wenn vielleicht auch nicht jede Form von bal belegt ist, so sind doch stets genügend entsprechende Bildungen von anderen Wurzeln zu finden. Das Griechische wird auch in der 3. Person angeführt.

Präs.: bal-e (bal·a) *βάλλει*. Fut.: *βαλεῖ*.

Impf.: bal *ἔβαλ·ε*, *βᾶλ·ε* bei Homer.

Präsens dient im Sumerischen mit für Futur. Der volleren Endung des Griechischen in Präsens und Futur (nur Unterschied der Betonung!) entspricht e bzw. a im Sumerischen. Der schwächeren Endung im Imperfekt Fehlen der Endung im Sumerischen.

Infin.: bal, bal·e *βάλλειν*. Präsens und Infinitivform sind in beiden Sprachen ähnlich. Das Sumerische benutzt jedoch nebenbei den reinen Stamm als Infinitiv.

Partiz. 1: bal·ám *βάλλων*. Dieses ám schreibt sich a·an, was auf ursprüngliches n hinweist. Auch entspricht sum. a öfter gr. *o*.

Partiz. 2: bal·e, bal·a. —

Partiz. 3: bal·e·dà, bal·e·dè *βλητός*.

Der Sinn von bal·e·dà, bal·e·dè ‚werfbar', ‚geworfen' entspricht *βλητος*.

Digitized by Google

Verbaladj.: bal·e·dà, bal·e·dè *βλητέος* ‚zu werfen' (vgl. Supinum im Latein).

Man beachte, daß Partizip 3 und Verbaladjektiv in beiden Sprachen identisch oder sehr ähnlich sind.

Imper. 1: bal *βάλλε*. Schwache Endung im Griechischen, Fehlen derselben im Sumerischen: vgl. Impf.

Imper. 2: bal·ab. —

Imper. 3: mun·bal *μήν*, *μά βάλλε*.

u meni bal *ὦ μήν βάλλε*.

mun bzw. meni könnten wohl mit *μήν*, *μά*, deren Bedeutung die einer starken Betonung ist, wie deutsches ‚man', verwandt sein.

Intensiv: bal·bal. Perf.: *βέ·βληκε*.

Das Perfektum ist letzten Grundes ein intensiviertes Präsens, also dem sumerischen Intensivum nicht unähnlich. Im Griechischen ist die Reduplikation schon abgeschliffen. Übrigens besitzt das Sumerische auch verkürzte Verdopplungsformen: babar u. a. Ob als Intensivum oder Perfektum wäre erst noch zu untersuchen.

Das Sumerische besitzt die „Hilfszeitwörter"

en ‚ich bin', ‚du bist', ‚er ist'	= men,
eš ‚sie sind'	= meš,
ena ‚seiend'	= mena.

Sie kommen nur nachgestellt bei Verbalstämmen und bei Adjektiven vor, also nur als Endungen; vgl.

Partiz. 1: bal·ena mit Formen wie *τιθ·έν*, *ἰ·έν* usw. Sanskrit — āna.

Partiz. 2: bal·mena *βαλλόμενος*; Part. Pr. med. im Sanskrit: — māna.

Das sumerische Verbum erscheint sehr formenarm im Vergleich zum Griechischen. Pluralbildung erfolgt durch ene, das auch beim Nomen den Plural bildet oder durch eš. Ob sich noch größerer Formenreichtum nachweisen läßt, ist erst auszumachen, wenn von zahlreichen Verben Paradigmen wirklich benutzter Formen aufgestellt sein werden. Zur Zeit ist das sumerische Verbum erst im groben bekannt.

Eine besondere Eigentümlichkeit ist die Umstellung von Stamm und Präfix(en) beim Imperativ, die auch im Germanischen vorkommt: hin gehen — geh hin!

Es ist nun weiter besonders darauf hinzuweisen, daß das sumerische Verbum Präformative benutzt, und zwar in sehr reichlichem Maße, ganz im Gegensatz zu den semitischen Sprachen, die meist mit Vokaländerung des Stammes arbeiten. Ein Teil dieser Präformative wird von Delitzsch als Wurzelerweiterung bezeichnet, d. h. sie ändern die Bedeutung des Stammes in gleicher Weise, wie das die „Wurzelerweiterungen" der indo-

Digitized by Google

germanischen Sprachen tun. Beachtenswert ist, daß die sumerischen Wurzelerweiterungen ta und bara in jeder Beziehung dem griechischen κατά und παρά entsprechen, die Wurzelerweiterungen da und šu dem griechischen διὰ und ξύν in vielen Beziehungen nahe stehen. Der Assyriologe Witzel kommt in eingehenden Untersuchungen zu dem Ergebnis, daß auch den übrigen Präformativen ein gleicher Charakter zukommt — wenn auch nicht in allen Fällen, einige sollen zuweilen das Subjekt oder Objekt des Satzes wieder aufnehmen. Danach wäre beim sumerischen Verbum eine bemerkenswerte Tatsache festgestellt. Im einzelnen scheint mir eine etymologische Übereinstimmung vorzuliegen zwischen e = ἐκ, ni und in = ἐνί, εἰνί (bei Homer) = lat. in; ib = ἐπί. Durch diese Gleichsetzung wird der Sinn der sumerischen Verben fast restlos genügend erfaßt. Besonders merkwürdig erscheint mir die schon von Witzel betonte Tatsache, daß diese Präformative, ganz wie im Griechischen, in Häufung vorkommen können, z. B. e·ta·bal, vgl. ἐκ·κατα·βάλλω; e·ta·šub ‚trieb heraus' könnte sinngemäß und etymologisch einer Bildung ἐκ·κατα·σοβέω (σϝοβέω = šub ‚treiben'?) entsprechen usw. (oder šub = ahd. scuf ‚Stoß', scupfen ‚schubsen'?).

Von besonderem Interesse dürfte das Zahlensystem sein, weil es von dem der indogermanischen Sprachenfamilie durchaus abweicht. Die Zahlen sind:

1. aš, gē, diš, deš, dili	6. aš
2. min, man	7. imin, umun
3. eš, peš	8. ussu
4. limmu	9. ilimmu
5. ia	10. ú, ḫu, a, ḫa.

20. neš, niš. 30. ušu. 40. nimin. 50. ninū. 60. geš (muš).
600. geš·u, ner. 3600. šár.

Ein Vergleich zeigt sofort, daß 7. imin = ia + min, 9. ilimmu = ia + limmu ist. Auch 6. aš könnte aus ia + aš synkopiert gedacht werden, vielleicht — in Verbindung mit Vokaländerung — auch 8. ussu aus ia + eš. Danach läge ein Fünfersystem vor. Die Lautwerte der nicht angegebenen Zahlen über 10 fehlen. 30. ušu mag eš·u, d. ḫ. 3 · 10, 40. ni·min mag vielleicht niš·min, d. i. 20 · 2 gewesen sein. 600. geš·u ist offenbar 60 · 10.

Etymologisch ließe sich 1. aš mit lat. ās, assis die Einheit (des Gewichtes = Pfund) vergleichen. dili bedeutet ‚vollkommen', etwa wie wir noch sagen ‚prima', ‚erstklassig'. Es stimmt in dieser Bedeutung mit griechischem τέλειος überein. 10. ha bedeutet auch ‚Vielheit', ‚Menge' und mag mit he ‚Menge', ‚Masse' und weiter mit he ‚schütten' (häufen?): skr. ho·ma ‚Guß', hu·tis ‚Guß' — χέω ‚schütten', ‚häufen', zusammenhängen, also ursprünglich ‚viel', ‚Haufen' bedeuten. 60. ner ließe sich zu νήριτος ‚unzählig' stellen, falls dieses nicht mit positiver Sicherheit aus ἀν + αριθμος entstanden zu

Digitized by Google

denken ist. 3600. šár bedeutet zugleich ‚Menge', ‚Unmenge' u. ä. Verwandtschaft mit ahd. scara ‚Menge', ‚Schar' anzunehmen liegt nahe. Man heißt übrigens noch ‚Genosse', ‚Bruder', ‚Zwilling', man, min auch ‚beide'. S. manu ‚Mensch' — got. manna ‚Mensch' as., ags., ahd., mhd. man hat durchweg den Sinn des ‚Genossen', des zum ersten hinzutretenden zweiten Wesens. Der Übergang von ‚Genosse' zu ‚zweiter', ‚zwei' ist leicht.

Bekanntlich lassen sich die indogermanischen Zahlen nicht etymologisch von anderen Wurzeln ableiten. Sie stehen insofern so isoliert da, als wenn sie aus einer fremden Sprache übernommen wären, oder als wenn eine Neuschöpfung von Wurzeln stattgefunden hätte. Höchst bedeutungsvoll würde es sein, wenn eine Identifizierung mehrerer sumerischer Zahlen mit indogermanischen Wurzeln gelingen sollte. Bisher erscheint das allerdings noch fraglich.

½ heißt bar, ba. bar dürfte gleich lat. pār ‚gleich groß' sein. ba ‚Teil', ‚Hälfte' vielleicht verwandt mit *βαιός* ‚klein' u. ä.[1])

3. Einiges über die sumerische und indogermanische Mythologie.

Die Welt entsteht nach babylonischer, von den Sumerern übernommener Auffassung aus dem Urgrund Apsū, sumerisch ab·zu. Dieser vereinigt sich mit Tiāmat, dem weiblichen Prinzip. Aus der Vereinigung entsteht Mummu. ab·zu wird erklärt als ‚Haus (ab) der Weisheit (zu)'. Mummu bedeutet die personifizierte Weisheit, die Intelligenz. Eudemos von Rhodos erklärt Mummu (*Μουμις*) als ‚*κόσμος νοητός*'. Der Gedankengang erinnert an neuplatonische Spekulationen: abzu entspricht dem unfaßbaren Urgrund, dem „Einen", der „Weisheit", Tiāmat der ungestalteten Materie, dem Urstoff, Mummu dem *λόγος* oder dem reinen Denken. Daß der Neuplatonismus von den babylonisch-sumerischen Gedanken ausging, ist nicht zweifelhaft. Weitere Emanationen des Mummu sind Lahmu und Lahamu, deren Bedeutung nicht klar ist, und darauf folgend An·šar und Ki·šar. Letztere sumerischen Wörter bezeichnen die ‚obere und die untere Welt'. Dann entsteht die Götterdreiheit Anu, En·lil, Ea.

War die neuplatonische Spekulation aus dem Orient entlehnt, so steht das für die Schöpfungsmythen der Griechen und Germanen nicht von vornherein fest. Die überraschende Übereinstimmung, die schon seit langem aufgefallen ist, tritt bei Nebeneinanderstellung noch mehr hervor:

---

[1]) Beachte, daß die altrömischen sowie die urgermanischen Zahlzeichen (Wilser, Germanen) auf ein Fünfersystem hinweisen. Die sumerischen Zeichen übrigens nicht.

Digitized by Google

Ab·zu—Tiāmat		Ginnungagap	
Mummu	Chaos	Ymir	Muspilheim–Niflheim
Lahmu—Lahamu	Uranos—Gaia	Buri	Ymir—Audhumbla
An·šar—Ki·šar	Kronos—Rhea	Bur	Buri—Bur
Anu—Eulil—Ea	Zeus—Poseidon—Hades	Odin—Wili—We.	

Eine Wanderung sumerischer Mythen in vorgeschichtlicher Zeit bis zum Norden Europas anzunehmen liegt kein unmittelbarer Grund mehr vor, wenn die Sprachvergleichung andere Möglichkeiten eröffnet. Ab·zu soll ‚haus der Weisheit' bedeuten. Ob ab hier nicht auch mit ‚Meer' übersetzt werden kann oder mit ‚Fülle' (aba), wäre vielleicht fraglich. ‚Meer' oder ‚Fülle der Weisheit' würde keinen schlechten Sinn geben. ab ‚Meer' aber vgl. mit s. ap ‚Wasser', altpreußisch ape ‚Fluß'. aba ‚Fülle' mit altnordisch afa ‚Fülle'. zu, wissen', ‚kennen', ‚lernen'; ‚lehren'; ‚Weisheit' entspricht sinngemäß *σοφία* ‚Wissen', ‚Weisheit'. Daß die griechische Aspirata *φ* im Sumerischen keine Entsprechung findet, steht nicht vereinzelt, denn me ‚Schlacht' — *μάχη* und me ‚Wasser', ‚zeugen' — *ὀ·μιχέω* ‚harnen' (vgl. s. mih ‚harnen') zeigen das gleiche Verhalten. zu: *σοφία* — sapientia — ags. sefa, seofa ‚Einsicht'.

Mummu möchte ich etymologisch zu *μνήμη* stellen (Denken und Erinnerung, Gedächtnis — *μνήμη* — berühren sich in der Bedeutung), obwohl das nicht unbedenklich ist (Mummu vielleicht ursprünglich mun=mu?). Lahmu und Lahamu sind nicht zu fassen, wohl aber An·šar und Ki·šar. An·šar bedeutet die ‚obere (Himmels)welt', Ki·šar die ‚untere Welt' (Erdkreis). Sie entsprechen also dem Sinne nach genau Uranos und Gaia. Zu an ‚Himmel', ‚hoch', ‚hochsein', stellt sich: zend. ana ‚auf' — *ἀνά* ‚auf', *ἄνω* ‚oben', ‚droben'. Ki, das den Sinn des ‚unten befindlichen', ‚liegenden' hat, wäre zu s. çi ‚liegen' — *κεῖ μαι* ‚liegen' — lat. quies ‚Ruhe' zu stellen. šar bedeutet alles, was sehr groß, viel u. ä. ist: ‚Menge', ‚Fülle', ‚Gesamtheit', hier ‚Welt'. Vgl. dazu ahd. scara ‚Menge', „Schar". Anu ist die babylonische Form für an ‚Himmel'. Es bezeichnet also einfach den Himmel, d. h. das Reich der Gestirne, als Gottheit aufgefaßt. En·lil ist als ‚Herr (en) der Luft (lil)' erklärt worden. Das ist von anderer Seite wieder bestritten worden, wegen des Ausdrucks en·lil ki·a, was demnach ‚Herr der Luft der Erde' (ki hier in der Bedeutung ‚Erde') bedeuten würde. Es liegt aber kein Widerspruch in dieser Bezeichnung, denn En·lils Herrschaft erstreckt sich über alles, was von der Luft bespült wird, d. h. über den ganzen Erdkreis: en·lil ki·a ist also Tautologie. Wenn en ‚Herr' unerklärt bleiben muß, so dürfte lil dagegen möglicherweise mit *λαῖλαψ* ‚Windsturm', ‚Orkan' wurzelverwandt sein. Ea

Digitized by Google

heißt sumerisch En·ki. Hier steht ki nicht im Sinne der gewöhnlichen Welt, sondern in dem Sinne, den es oft hat: ‚Unterwelt'. ki entspricht dem Sinne des bergmännischen: ‚das Liegende', das auch stets relativ gebraucht wird.

Wie in den Weltentstehungsmythen, so zeigt sich auch in den Göttersagen manche Analogie. Der Mondgott, der Sonnengott und als weibliches Prinzip Ištar spielen in der babylonischen Religion eine große Rolle. Der Mondgott findet sich bei den Griechen nicht wieder, wohl aber der Sonnengott, durch Helios, Apollon vertreten. Ištar tritt wie ihre griechischen Entsprechungen Demeter, Artemis, Aphrodite, Semele, Jo usw. bei den Babyloniern, also auch wohl schon bei den Sumerern, in verschiedenen Beziehungen: als Muttergöttin, Himmelskönigin, Liebesgöttin, Göttin des Krieges und der Jagd u. ä. auf. Ihre verschiedenen Erscheinungen werden auch zuweilen als getrennte Persönlichkeiten aufgefaßt. Hauptbezeichnung der Ištar ist Nin ‚Herrin', z. B. Nin·lil, Nin·maḫ u. ä. Nin ‚Herrin', ‚Priesterin', vielleicht auch ‚Schwester' würde gut durch *νεᾶνις* ‚Jungfrau' wiedergegeben werden. Die Bezeichnung Nin bei männlichen Gottheiten entspräche dann *νεανίας* ‚junger Mann'. lil ist dasselbe lil wie bei En·lil (*λαῖλαψ*), maḫ ‚erhaben', ‚groß': s. mah ‚groß', ‚mächtig' — *μέγας* — ‚magnus'. Nin·ḫarsag ‚Herrin des Gebirges': vgl. zu ḫarsag ‚Gebirge', ‚Berg' s. harsh ‚starren', ‚rauh sein' — *χέρσος* ‚Festland', zu sag ‚Haupt', ‚Gipfel', ‚erster' u. ä. *ἡγέομαι* ‚anführen'. Nin·gal ‚große Göttin'. gal ‚groß' dürfte zu s. kalya ‚heil', ‚gesund' — *καλός* ‚schön', ‚edel' u. ä. zu stellen sein.

Durchaus dem griechischen Hermes entsprechend ist der babylonische Gott Nabu. Er ist der Totengott mit der Totenwage — *ψυχοπομπός* — sowie der Gott der Kaufleute, indem die Totenwage als Kaufmannswage aufgefaßt wird, und der Gott der Heilkunst. Sein sumerischer Name ist Nin giszida: ‚Herr der Totenwage'. Das sumerische Wort giš kann ungefähr alles bedeuten: ‚Welt', ‚Gott', ‚Baum', ‚Holz', ‚Gegenstand', ‚(hölzernes) Werkzeug' u. a. m. Deutsch wurde es durch ‚Ding' einigermaßen wiedergegeben. Vielleicht ist das Wort wurzelverwandt mit s. ji ‚beleben', ji·vi ‚lebendig'; zend. ji·ti ‚Leben' — lat. vita (aus gvita) — got. qius; ahd. quëk. Dann wäre seine Grundbedeutung etwa: das ‚Lebende', allgemein: das ‚Seiende'. Es wird auch nur von Dingen gebraucht, die unmittelbar oder mittelbar lebendig sind oder doch als belebt aufgefaßt werden (z. B. Holzgeräte aus Holz, dieses aber von lebenden Organismen). Hier bedeutet giš ‚(Holz)-Werkzeug'. zid ‚recht', ‚wahr', ‚verläßig'; das ‚Rechte', ‚Fromme' u. ä. dürfte, wie got. sidus, ahd. situ „Sitte" mit *ἦθος*, *ἔθος* verwandt sein. giš·zida = ‚Richtwerkzeug'.

Dem Loki der germanischen Sage entspricht in mancher Hinsicht der Gott Nergal. Wie Loki Urheber alles Verderblichen ist, so ist Nergal der Gott der Pest. Hel ist Lokis Tochter, die Gemahlin Nergals ist die Göttin des Totenreiches. Wie Loki als Gott des Feuers gilt, so wird Nergal auch

Digitized by Google

als ‚Feuergott mit glühendem Munde' und als ‚Verbrenner' bezeichnet. Nergal wird erklärt als Abkürzung aus Ne·uru·gal: ‚Herr der großen Wohnung'. Zu ne ‚Herr' vgl. ſ. na ‚Mann', weitergebildet in nar ‚Mann' (ἀ·νήρ), wie ſumeriſch ne (auch na ‚Mann') in nir ‚Herr' (auch nar). uru ‚Wohnung', ‚Ortſchaft', ‚Stadt' vgl. mit ùr ‚Verſchluß', ‚Hürde'; ‚umſchließen, und mit ſ. var ‚umſchließen', „wahren" — οὖρος ‚Wächter' — got. varjan ‚wehren' uſw. uru = „Wehr", ‚feſter Platz'. gal ‚groß' ſ. o.

Die Herrin des Totenreichs, entſprechend der Perſephone, noch beſſer aber der nordiſchen Hel, die Gemahlin Nergals, iſt Ereš·ki·gal, d. h. ‚Herrin der großen Unterwelt'. Da lat. erus aus altem esus abgeleitet wird, ſo iſt für ereš·‚Herrin' keine Entſprechung zu finden. ki und gal ſ. o. Ein Name der Totengöttin iſt Gula. Dieſes bedeutet ‚gewaltig', ‚ungeheuer' u. ä. Wie gal mit καλός ließe ſich gula ‚rieſig', ‚gewaltig' mit κολοσσός vergleichen, doch iſt hier vielleicht noch ein anderer Zuſammenhang vorhanden. Hel ſteht mit Höhle, Hölle, hohl, hehlen, alſo ferner mit lat. celare, occulere und gr. κοῖλος u. a. in Verbindung. Da lat. c und gr. κ des öfteren ſumeriſchem g entſprechen (übrigens wird auch wohl galea Helm, galerus Mütze mit ahd. hullā Hülle zuſammengeſtellt!), ſo iſt die Möglichkeit vorhanden, daß Gula nicht nur bedeutungsgemäß, ſondern auch etymologiſch dem nordiſchen „Hel" entſpricht.

Bemerkenswerte Übereinſtimmungen zeigt ferner das Gilgames-Epos der Babylonier, das auf ſumeriſche Quellen zurückgeht, mit dem griechiſchen Sagenkreis. U. a. enthält dies Epos einen ausführlichen Sintflutbericht. Die Sage vom guten Gott, der vom böſen Gott getötet wird (Baldurmythos) iſt ebenfalls in Sumerien nachzuweiſen. Hier iſt es der Gott Dumu·zi, Sohn Eas, der gute und gerechte Gott (Dumu·zi heißt wörtlich frommes Kind), der ins Totenreich hinabwandern muß. Wie dem toten Baldur ſeine Gattin Nanna, ſo folgt dem Dumu·zi ſeine Gemahlin Ištar ins Totenreich hinab.

So laſſen ſich noch mehr Parallelen zwiſchen der Mythologie der Babylonier, die Erbteil (und z. T. auch Weiterbildung desſelben) von den Sumerern iſt, mit der griechiſchen und nordiſchen Sagenwelt aufzeigen. Zweck dieſer Zeilen iſt jedoch nur, einige bemerkenswerte Ähnlichkeiten anzuführen und zu zeigen, daß etliche Bezeichnungen der ſumeriſchen Mythologie der Sprachvergleichung zugänglich ſind. Wenn dieſe Bezeichnungen etymologiſche Verwandtſchaft mit indogermaniſchen Wurzeln beſitzen, ſo darf man daraus wohl auf indogermaniſchen Urſprung der Mythenwelt ſelbſt ſchließen. Denn die Bezeichnungen dürften doch wohl der Sprache angehören, in der die Mythen zuerſt gedacht und erzählt wurden. Eine Wanderung der Mythen aus Sumerien oder Babylonien in vorgeſchichtlicher Zeit von Volk zu Volk bis in den Norden Europas bleibt darum nicht ausgeſchloſſen, verliert aber an Wahrſcheinlichkeit gegenüber der Annahme,

Digitized by Google

daß hier vorgeschichtliche Verwandtschaft oder innige Berührung der Völker in Frage kommt.

Namen der babylonischen Sage, wie Atar·hasis, Etana, Adapa, Ira klingen wenig semitisch, erinnern vielmehr an arische Wörter. Man möchte versucht sein in Atarhasis (auch Atrahasis, gr. Ξίσουθρος aus Hasis·atra) das ‚der Erz·gescheite' bedeuten soll, atar mit dem altpersischen arta (vgl. Artaxerxes), zend. ereta, areta ‚hoch' oder s. arta ‚vollkommen' zu vergleichen. Desgleichen könnte man bei Adapa dem ‚Urmenschen' an s. ādi ‚Anfang' und pa ‚Herr' denken. Der Name Ira — als Halbgott die heroische Entsprechung des Nergal — dessen Zorn nicht zu besänftigen ist, als er mit seinen Dämonen Babylonien verwüstet, erinnert an lat. ira (ursprünglich eira) ‚Zorn'.

Wie die sumerische Sprache besondere Beziehungen zum westeuropäischen Sprachstamm (Kentumgruppe) aufweist, so zeigt auch die Mythologie nach dieser Richtung. Beziehungen nach der arischen Seite sind seltener, z. B. kommt das Wort martu (wahrscheinlich) ‚Sturmwind' als Beiname des Wettergottes vor, sonst bedeutet es im besonderen ‚Westwind' und ‚Westen'. Vgl. dazu s. marut ‚Wind' und ‚Windgott'.

4. Über indogermanische Sprachreste in der babylonischen Sternkunde.

Die babylonische Astronomie und Astrologie benutzen fast durchweg sumerische Bezeichnungen für die Himmelserscheinungen. Lautwert und Sinn derselben steht für eine große Anzahl fest. Bei manchen allerdings nicht. Bei der Feststellung des Sinnes ist zu beachten, daß die babylonischen Erklärungen öfters von babylonischen Sprachgelehrten gegeben sind, die selbst nicht immer das Sumerische ausreichend beherrschten. Kein Wunder, nachdem das Sumerische vielleicht schon anderthalb Jahrtausende als Volkssprache verklungen war. Die Folge ist aber, daß die babylonischen Erklärer zuweilen seltenere sumerische Wörter mit den ihnen allein bekannten häufigeren Wörtern gleichen Klanges verwechselten oder sich überhaupt darauf beschränkten, statt einer wörtlichen Übersetzung eine Umschreibung zu liefern. In solchen Fällen kann man versuchen, den richtigen Sinn durch Vergleichung mit Wurzeln der indogermanischen Sprachen wieder zu entdecken. Ein unsicherer Versuch bleibt das jedoch unter allen Umständen. Daß sich aber auf diese Weise vielfach eine befriedigende Auslegung ergibt, dürfte immerhin für den Zusammenhang des Sumerischen mit indogermanischem Sprachgut mit eine Stütze bilden.

Am Fixsternhimmel ist der Tierkreis von besonderer Bedeutung. Der ‚Tierkreis' heißt an·ter·an·na. Meist bedeutet dieses Wort ‚Regenbogen'. Auch die Bezeichnung ter·an·na und tir·an·na kommt vor. tir bedeutet

Digitized by Google

sonst ‚Wald'. Deshalb ist an·ter·an·na von einigen mit ‚Hain des Himmels' übersetzt worden: an·na ist Genitiv von an Himmel, oben, droben. (Vgl. zend. ana auf — ἀνά auf, ἄνω droben.) Die Sprachvergleichung liefert nun im Griechischen τεῖρος und τέρας beide ‚Himmelserscheinung' irgendwelcher Art, z. B. ‚Meteor', ‚Gestirn', ‚Regenbogen' bezeichnend und in ihrem Stamm sowohl tir als ter entsprechend (tír ‚Wald' — s. taru ‚Baum').

Die Tierkreisbilder sind fast dieselben, die wir noch heute — von den Griechen her — anzunehmen pflegen: — Stier, Zwillinge —, Löwe, Jungfrau, Wage, Skorpion, Schütze, Steinbock, Wassermann, Fische. Der Widder fehlt hier: er heißt bei den Babyloniern Kakkab amel Ku·mal. Kakkab amel ist Determinativ mit der Bedeutung ‚Gestirn-Mann', was heißen soll, daß das Gestirn einen Mann darstellt, und zwar einen Lohnarbeiter. Sumerisch ku bedeutet ‚mieten', mal ‚Mann'. Könnte ku vielleicht mit nordischem hyre ‚heuern' mieten, mal mit englischem male ‚männlich' zusammenhängen? Auffällig dürfte aber vielleicht sein, daß das Griechische zu dem sumerischen Laut ku ein lautlich passendes Wort κῶ·ας liefert, das ‚Schaffell', ‚Vlies' bedeutet. Ferner, daß sich zu mal μαλλός, μαλός ‚Zotte', μῆλον ‚Kleinvieh' (d. h. das Wolle liefernde Vieh) findet. Ferner stellt das griechische Sternbild des Widders den Widder mit dem goldenen Vlies der Argonautensage dar, dieses Vlies aber wiederum ist Sinnbild der strahlenden Sonne. Nun aber ist endlich das Sternbild ku·mal in der babylonischen Astrologie Hypsoma, d. h. Hauptwirkungsbereich der Sonne. Danach könnte man fast an einen Irrtum der Babylonier denken, den sie bei Übernahme der Bezeichnung von den Sumerern begingen. ku·mal i. S. v. ‚Lohnarbeiter' ist ein sehr gebräuchlicher Ausdruck. ku·mal ‚Zottelvlies' o. ä. wäre ein sehr seltenes Wort gewesen. Als die Kenntnis des Sumerischen allmählich abnahm, wurde ku·mal durchgehend als ‚Lohnarbeiter' aufgefaßt und als endlich das Sumerische direkter Erklärung benötigte, mußte auch das noch erläutert werden durch amel = ‚Mann'.

Daß derartige Irrtümer vorkommen können, beweisen u. a. die Sternbilder des Wagens und des Bären. Beide werden ständig — auch von Astronomen — zusammengeworfen. Der große Wagen besteht aus den sieben bekannten Sternen. Das Sternbild des Bären jedoch hat außerdem noch zwei deutlich erkennbare Hinterfüße, desgl. zwei Vorderfüße und einen deutlichen Kopf. Es ist überhaupt eines der am besten im Umriß erkennbaren Sternbilder und dennoch fast völlig vergessen oder verkannt. Warum sollte den Babyloniern nicht etwas Ähnliches passiert sein?

Der Stier heißt gù·an·na ‚Stier des Himmels' oder am·an·na ‚Wildstier des Himmels'. Zu gù vgl. s. go Rind, Stier — βους — bos — „Kuh". Zu am s. amas ‚roh, wild' — ὠμός dasselbe — altnordisch ama ‚schädigen', ‚plagen'. Die Zwillinge heißen maš·tab·ba gal·gal ‚große Zwillinge'. Es sind damit Kastor und Pollux gemeint. maš bedeutet in astronomischen Texten

Digitized by Google

‚halbieren', ‚Hälfte' und erinnert an s. mádhya ‚Mitte' — μέσσος — lat. ‚medius'. tab Genosse u. ä. ist nicht zu erläutern. gal·gal ist Plural von gal ‚groß', das mit s. kalya und καλός ‚schön', ‚edel' verwandt sein könnte. Im Krebs werden die beiden Eselchen als ‚kleine Zwillinge' maš·tab·ba tur·tur aufgefaßt. tur ‚klein' erinnert an gr. τυτθός ‚winzig', ‚klein', das vielleicht aus τυρθός entstanden sein könnte. Der Löwe heißt ur·gula oder ur·maḫ, beides der ‚gewaltige oder große Löwe' bedeutend. Die Bezeichnung ur haben Hunde und ihnen ähnlich sehende Raubtiere. Vgl. keltisch ur wild. Vielleicht auch in Auerochs, Auerhahn enthalten? gula dürfte sich zu gal ‚groß' verhalten etwa wie κολοσσός zu καλός. maḫ entspricht s. mah ‚groß', ‚mächtig' — μέγας groß — magnus — ahd. magan ‚Kraft, Macht'. Das Sternbild der Jungfrau wird als Ähre aufgefaßt, aber anscheinend auch als magna mater, die Urmutter alles Lebens. Die Bezeichnungen sind nicht zu erklären. Ganz in der Nähe jedoch findet sich, wo wir heute den Schwanz der Wasserschlange sehen das Sternbild Nin maḫ ‚große Herrin'. nin dürfte gr. νεᾶνις, νῆνις ‚Jungfrau' entsprechen; maḫ s. soeben.

Eine Wanderung der Bezeichnung nach benachbarter Stelle ist auch sonst schon am Fixsternhimmel vorgekommen. — Die Wage heißt zibanitu. Dies Wort scheint aus dem Sumerischen entlehnt zu sein, und zwar aus zi·ba·an·na. Eine Erklärung erscheint mir noch zu unsicher, um sie hier anzugeben. Skorpion: gir·tab. Auch gír allein kann ‚Skorpion' bedeuten. Vgl. dazu s. kar·ki ‚Krebs' — καρκίνος ‚Krebs'. Bekanntlich sieht der Skorpion einem Krebs ähnlich. Der Stern λ. Scorpii wird besonders gir genannt. gír kann außer ‚Skorpion' auch ‚Dolch' und ‚Blitz' bedeuten. Da sumerisches g öfter κ entspricht, möchte ich Verwandtschaft mit κέρας ‚Horn', s. çrvā ‚Horn' vermuten. Dolch, Blitz, Stachel des Skorpions haben die gemeinsame Eigenschaft des „Stoßens" und der „Krümmung". Vgl. zur Sicherung dieses Ergebnisses noch s. çeru ‚Geschoß', çaru ‚Waffe', ‚Pfeil', ‚Donnerkeil' — got. hairus ‚Schwert', sowie κεραυνός ‚Blitz'. Die Bedeutung von tab ist nicht klar. Auf die Erklärungsmöglichkeiten soll nicht eingegangen werden. — Schütze pa·bil·sag wird um — 1300 mit dem Skorpion zusammen als Doppelwesen dargestellt, doch ist damit die Unselbständigkeit des Schützen in älterer Zeit noch keineswegs erwiesen. Da keine Worterklärung zu pa·bil·sag vorliegt, soll auf die Erklärungsmöglichkeit durch indogermanische Wurzeln nicht eingegangen werden.

Der Steinbock suḫur·máš·ḫa wird als ein Doppelwesen aus dem Fisch suḫur als Hinterteil und einem Bock máš als Vorderteil aufgefaßt. ḫa heißt ‚Fisch'. Die Fischart suḫur ist nicht bekannt. Daß es nicht absolut ausgeschlossen ist, selbst solche Tiere zu identifizieren, dürfte das Beispiel des Wortes gú·bí zeigen, das 1. einen Fisch, 2. eine Schlange bezeichnet. Das Griechische bietet hier κωβιός, das Lateinische gobio. Beides bedeutet „Grundel". gú·bí dürfte also auch die „Grundel" bezeichnen, um so mehr als seine zweite

Digitized by Google

Bedeutung auf ein kriechendes „gründelndes" Tier hinweist. Zu máš ‚Bock' vgl. ſ. mesha ‚Widder'; ‚Vlies', ‚Fell' — lit. maiszas ‚Fell'. Ha ‚Fisch' zeigt das ch, das auch in ἰχθύς (aus ι·χυς!) ‚Fisch' vorkommt. — Der Waſſermann wird als Waſſerfrau Gula aufgefaßt. Gula iſt die Unterweltsgöttin, entſprechend der nordiſchen Hel. Wenn gula nicht ‚gewaltig' o. ä. bedeutet, ſo iſt etymologiſche Verwandtſchaft mit Hel nicht ausgeſchloſſen. — Der nördliche Fisch šim·mah wird von den Babyloniern als Schwalbenfiſch geſehen. Was šim bedeutet, iſt nicht zu erkennen, mah dürfte ‚groß' bedeuten (ſ. beim Löwen).

Auch die Sternbilder außerhalb des Tierkreiſes geben hier und da Möglichkeit zur Vergleichung. Der ‚Adler' id könnte mit ἀετός, ἀιετός verwandt ſein, da ſumeriſches i für mehrere hellere Laute des Griechiſchen einzutreten ſcheint und d öfters griechiſchem τ entſpricht. — Die nördliche Krone hat die naheſtehende Bezeichnung lugal ‚König', d. i. wörtlich ‚großer Menſch'. gal iſt oben mehrfach erwähnt. lu dürfte zu λᾶος (λαϝος!) — and. lydr ‚Leute' gehören. — Der kleine Wagen heißt apin. Dies bedeutet ein Bewäſſerungsfahrzeug, das auch ausdrücklich als von ‚Menſchen gezogen' lu gid·da vorkommt. Dazu vgl. ἀπήνη ‚Laſtwagen'. — Der große Wagen heißt mar gid·da ‚Laſtwagen'. Denkt man an die Bezeichnung lu gid·da bei apin, ſo liegt es nahe mar gid·da als ‚von Pferden (Eſeln uſw.) gezogen' aufzufaſſen. Dazu ſtimmt, daß eine ſemitiſche Erklärung lautet imer eriqqu, d. i. Zieheſel. Demnach entſpricht mar gid·da ſinngemäß unſerem ‚Geſpann', wo auch die Bezeichnung vom Zugtier auf das Gezogene übergegangen iſt. Vgl. nun ſ. marya ‚Hengſt' — vielleicht auch and. marr ‚Pferd'.

Orion am Südhimmel hat den Namen sib·zi·an·na ‚der treue Hirte des Himmels'. Sib auch sub, ‚Hirt', dürfte zu σοβέω hin und hertreiben — lat. dis·sipare (altlat. — supare) — altſächſ. suipan ſcheuchen, treiben gehören. zi iſt gleich zid ‚recht', ‚wahr', ‚fromm' u. ä. und alſo wohl wurzelverwandt mit ἔθος, ἦθος — got. sidus „Sitte". an ‚Himmel' ſ. o. Der große Hund ſüdlich Orion nebſt einigen Sternen von Puppis wird als ‚Bogen' ban aufgefaßt. Zu ban vgl. ſ. bana ‚Pfeil'. — Die Hydra oder Waſſerſchlange hat den babyloniſchen Namen siru, der auf einen ſumeriſchen Ausdruck zir oder sir zurückgehen dürfte. Ein ſumeriſches sur·sur bedeutet ‚kriechen', das an ſ. sárpas ‚Schlange' — ἕρπω ‚kriechen' — lat. serpo ‚kriechen', serpeus ‚Schlange' erinnert[1]). Da Ablaut, d. h. Vokalwechſel, im Sumeriſchen vorkommt, ſo iſt Verwandtſchaft von siru mit sur·sur ‚kriechen' nicht unwahrſcheinlich. — Das ſüdliche Kreuz, das in Sumerien um — 3000 gut zu ſehen war, wird mu·sir·a·ab·ba oder šudun·a·ab·ba genannt. Beides bedeutet ‚Joch des Meeres'. mu iſt Bezeichnung für Geräte, genau wie giš (ſ. bei Nergal-Nin·giš·zida). Es kann giš aber auch in allen anderen Bedeutungen

[1]) Vgl. auch σαῦρος ‚Eidechſe'?

Digitized by Google

vertreten: ‚Menſch', ‚Mann', ‚Herr', ‚Baum', ‚Organ', ‚Himmel', ‚Gott', ‚Feuer', ‚Sonne'. Bemerkenswert iſt, daß das lateiniſche Wort mundus (Stamm mud), an das es anklingt, eine ähnlich umfaſſende Bedeutung hat: ‚Menſchheit', ‚Menſchen', ‚Unterwelt,' ‚Erde', ‚Himmel', ‚ſauber', ‚zierlich', ‚Gerät' (Putz und Schmuck-). sir hängt vielleicht mit sir ‚lang ſein', ‚lang machen' = sir ‚ſpinnen' (d. i. lang ziehen) zuſammen. Vgl. εἴρω ‚reihen', ‚knüpfen' = lat. serere dasſelbe, series ‚Reihe' — σειρά ‚Seil', σύρω ‚ziehen'. musir ‚Ziehholz'. a-ab-ba ‚Meer', vgl. ſ. āp ‚Waſſer' oder vielleicht Kompoſitum aus a ‚Waſſer' + aba ‚Fülle'? a = aqua? aba ‚Fülle' vgl. mit lat. ops ‚Fülle' und altnordiſch afa ‚Fülle'. Das ſüdliche Kreuz war eben über dem perſiſchen Golf zu ſehen, daher der Name. „Joch" iſt der Name des Pols der Ekliptik, der in der Nähe des ſüdlichen Kreuzes liegt. — Der Rabe heißt u-elteg-ga. elteg-ga Genetiv von elteg, ‚Sturm', das unerklärt bleiben muß. u dürfte aller Wahrſcheinlichkeit nach ‚Vogel' bedeuten, was durch ſ. vi ‚Vogel' (= a-vis — οϝιωνος ‚großer Vogel') geſichert wird. ſ. va, ve, vi erſcheint auch ſonſt im Sumeriſchen vielfach als u. Vgl. die Raben Odins, die auch als Sturmvögel gelten.

Auch einzelne Sterne oder Geſtirne laſſen in ihren Benennungen indogermaniſche Sprachreſte erkennen.

Die gewöhnlichſte Bezeichnung für den Mond iſt Sin. Es iſt bemerkenswert, daß dieſe Benennung ſeitens des babyloniſchen Aſtronomen nur bis zum 10. Tage nach Neumond benutzt wird, d. h. ſolange als der Mond noch keine vollendete Rundung zeigt. Die ſichel- oder bogenartige „unvollendete" Krümmung liegt alſo im Begriff von Sin. Ganz dasſelbe gilt aber vom lat. sinus ‚Bogen', ‚Buſen' u. ä. Die Bezeichnung mul-an-na, d. h. einfach ‚Himmelsgeſtirn' dürfte in mul denſelben Stamm wie deutſches ‚Mal' = ‚Zeichen' aufweiſen. Es wird nämlich mul einmal als ‚(Himmels-)Schrift' erläutert. mul (wahrſcheinlich mol geſprochen vgl. μολο-βαβάρ) dürfte alſo genau dasſelbe wie unſer „Mal" ſein. an ſ. o. Das Halblicht (Erdlicht) des Mondes gilt als Tiara (Turban): babyloniſch agū genannt, ſumeriſch aga ‚Krone', ‚Turban', verwandt mit agé ‚Gürtel'. Dieſes wohl weiter verwandt mit ſ. angh ‚beengen,' — ἄγχειν dasſelbe ἀγχόνη ‚Strick' — lat. ang — ‚beengen' — got. agan ‚ſich ängſtigen'. Ein Beiname des Mondes iſt Nannar, das als ‚Leuchter' erklärt wird. Dieſe Erklärung ſcheint mir, wie zuweilen auch ſonſt der Fall, Verlegenheitserklärung der babyloniſchen Aſtronomen. Vgl. nämlich ſ. nanâ ‚Mütterchen' — νάνναρ ‚Großvater', ‚Oheim', νάννα ‚Großmutter' und beachte, daß der Mond auch als Vater der Sonne gilt. Auch die Muttergöttin von Erech führt den Beinamen Nanâ. Und wenn Iſtar nannarat (babyloniſche Endung), angeblich ‚Erleuchterin' genannt wird, ſo iſt für die Urmutter alles Lebens der Titel nana = ‚Urmutter' viel paſſender.

Planet heißt lu-bat. Wenn auch keine wörtliche Überſetzung dieſer

Digitized by Google

Bezeichnung vorliegt, so darf man doch wohl vermuten, daß sie sich auf die bemerkenswerteste Eigenschaft, die Bewegung, bezieht. Da Merkur speziell lu·bat, Venus Dil·bat und Mars Zal·bat heißt, so kann man auf Komposita schließen, zumal auch zwei Ideogramme zusammengestellt sind. lu dürfte vielleicht dasjenige lu sein, das der Sumerer als Pronomen relativum benutzt, und zwar für Personen. Da aber die Planeten als belebt gelten, ist diese Art Gebrauch kein Hindernis. lu als verwandt mit λᾶος (λαϝ-) Volk' usw. s. o. nördliche Krone. bat dürfte, da sumerisch b öfter p, π entspricht, zu s. pat ‚fallen', ‚fliegen' — πατέω ‚wandeln' usw. stimmen. Lu·bat hieße demnach ‚der sich bewegt', „Wandelstern".

Merkur, der unter allen Planeten die schnellste Bewegung zeigt, hat die Bezeichnung Lu·bat allein, oder auch mit dem Zusatz Gù·ud ‚Stier'. Dies ist erweiterte (?) Form von gù ‚Stier', s. bei Stier.

Der Name Dil·bat für Venus wird an einer Stelle als ‚Verkünderin der Sterne' erklärt. Da aber im gleichen Text ganz weifellos falsche Übersetzung anderer Ausdrücke vorkommt, ist ein Zweifel an der Richtigkeit dieser Übersetzung erlaubt. bat wird sonst nie für Fixsterne gebraucht, deren „Verkündigung" der Babylonier doch wohl meint. Was dil im Sinne von ‚verkünden' anlangt, so ließe sich wohl an gr. δηλόω ‚offenbaren' denken. Besser paßt aber δείλη ‚hellste Zeit', dann ‚Nachmittag', auch ‚Abend'. Nimmt man bat als ‚Planet', so ergibt das den Sinn: 1. der ‚Planet der hellsten Zeit', d. h. der schon am hellen Tage erkennbar ist, wenn andere Sterne noch nicht zu erkennen sind bzw. 2. ‚Abendplanet'.

Mars heißt Dir. Er ist der babylonische Unglücksstern „unheilbringend", „feindlich, widrig". dir wird als ‚rot' erklärt, was auch ‚düster' bedeuten kann. Zur astrologischen Bedeutung paßt gut lat. dirus, das ‚unheildrohend' u. ä. speziell von Vorzeichen bedeutet. Die Bezeichnung Zal·bat für Mars soll ‚mit Tod gesättigt' bedeuten. Die Erklärung stützt sich offenbar auf s. zal(·zal) übervoll sein: vgl. σάλος ‚Schwall' — lat. salus, salum „schwellende" = ‚hohe See' — ahd. swëllan, ‚schwellen'. bat als ‚Tod' entspricht der gewöhnlichsten Bedeutung des betr. Ideogramms. Warum hier aber bat Tod bedeuten soll, welche Bedeutung bei den andern Planeten gar keinen Sinn hat, ist nicht recht einzusehen. Ich möchte also vorziehen, auch hier bat als ‚sich bewegend' = ‚Planet' aufzufassen und zal zu ζῆλος ‚Eifer', ‚Ungestüm', ‚Zorn' zu stellen (auch verwandt mit ζάλη ‚Wogenschwall', σάλος ‚Schwall'). Danach hieße Zal·bat der ‚zornige, wütende usw. Planet', was seinem astrologischen Charakter gut entspräche.

Jupiter hat zahlreiche Benennungen: Sag·me·gar, Ud·al·tar, Umun·pa·è, Umun·pa·ud·du, Dugdug, Te·ut, Mulu babbar, die meist der Erklärung Schwierigkeit bereiten. Mulu babbar heißt ‚weißer Stern' (gr. μολοβαββαϱ, in spätgriechischen Schriften). Zu mul ‚Stern' = „Mal" s. o. babbar ‚hell', ‚weiß', ist wohl mit bar ‚erglänzen', ‚aufgehen' (von Gestirnen)

Digitized by Google

verwandt. Dieſes wiederum mit lat. pareo ‚erſcheinen' (von Geſtirnen!). Te·ut ſoll dasſelbe bedeuten. ut mag mit ud ‚Tag'; ‚Zeit'; ‚Sonne' und utu ‚Sonnengott' zuſammenhängen. Zu ud Zeit ſtimmt ſ. vat ‚Jahr', z. B. in par·ut = *πέρ·υτι* ‚vorjährig'. Te mag zu *θεάομαι* ‚ſchauen', *θέα* die ‚Schau' (√ dhi ‚ſcheinen', ‚ſchauen') gehören. — Dug·dug Plural oder hier Superlativ von dug ‚ſchön' erinnert an ſ. duh ‚gewinnen' — lit. daug viel — got. dugan ‚taugen'.

Saturn: Sag·uš ‚erſter Schein', sag ‚Haupt', ‚Anfang', ‚erſter' u. ä. mag mit *ἡγέομαι* ‚Erſter ſein', ‚anführen' gleicher Wurzel ſein. uš erinnert an uš ‚Blut' = vis·cera ‚rohes Fleiſch', uš ‚Tod' = altlat. visus ‚Gift', bei denen ſum. uš lat. vis- entſpricht. Deshalb dürfte uš ‚Schein' zu lat. visio ‚Erſcheinung' geſtellt werden dürfen. — Der Name Mi ‚der Dunkle' dürfte ſich durch *μιαίνω* ‚färben', ‚beſchmutzen' erläutern laſſen. — Für Sag·uš verwendeten die Babylonier ſpäter den Ausdruck Gin. Dies bedeutet ‚glänzend'. Die genauere Bedeutung läßt erſt die Vergleichung erkennen. Der Laſurſtein, lapis lazuli heißt nämlich ſumeriſch za·gin. za bedeutet ebenfalls ‚glänzend', aber ganz allgemein; es wird in demſelben Sinne wie griechiſches *ζα* benutzt, d. h. als Vorſilbe zum Zweck der Verſtärkung ‚ſehr'. Nun heißt der Lapis lazuli im Griechiſchen *κύανος*. Damit iſt gin als *κύανος* beſtimmt. Es handelt ſich alſo bei Gin um dunklen Glanz, wie es zu dem am wenigſten hellen Planeten paßt.

Auch die Namen einzelner Fixſterne bieten zu Betrachtungen Anlaß. Aldebaran im Stier wird An·na·mir ‚Krone Anus' (des Himmels) genannt. an ſ. o. mir = mer ‚Gürtel', vgl. mit *μήρινθος*, *μέρμις* ‚Band', ‚Faden' u. ä. — Die Plejaden werden einfach als mul bezeichnet, vgl. oben. — Spica in der Jungfrau heißt šú·pa. Dies ſoll ‚glänzender Stern' bedeuten. Ein ſumeriſches šu heißt ‚Hand', ſowohl als auch ‚Macht', ‚Gewalt'. Es erinnert an *ἴσχω* (= *ἔχω*) ‚haben', ‚halten', *ἰσχύς* ‚Macht', ‚Kraft'. Vielleicht iſt hiermit šú in šú·pa verwandt. Die Bezeichnung He·gál·a ‚Stern der Fülle', wörtlich ‚Fülle habend' eines Sternes in der Jungfrau bezieht ſich ebenfalls wohl auf Spica. he ‚Fülle', ‚Menge' ſtellt ſich zu he ‚ſchütten' und ſomit zu ſ. ju·hoti ‚gießt'; hutis, homa ‚Guß' — *χέω*, *χόω* ‚ſchütten' — got. giutan ‚gießen'. gál etwas ‚ſein', ‚beſitzen' vgl. lat. celare, occulere — ahd. hëlan „hehlen". a iſt Partizipialendung. Die Bezeichnung Bal·ur·a, Stern der „ſtrotzenden Fülle", mag ſich gleichfalls auf Spica beziehen. Dazu vgl. ſ. bala ‚Kraft', ‚Stärke' und ſ. vāra ‚Haufen', ‚Menge'. Endlich findet ſich noch Giš·ban für Spica. Damit mag hier die Wage gemeint ſein, die als Attribut der Jungfrau ſowohl in Babylonien wie in Griechenland (Themis, Dike) vorkommt. giš für Geräte ſ. o. ban ‚Bogen' (ſ. bana ‚Pfeil'). Ein Bogen würde ſich zum Vergleich mit dem Wagebalken eignen. Vgl. auch, daß die Wage — das auf die Jungfrau folgende Sternbild — babyloniſch zibanitu — ſumeriſch wahrſcheinlich zi·ban hieß (= zid-ban, ‚Richt-bogen').

Digitized by Google

Ur·bar·ra ist der Name des Polarsterns. ur bezeichnet jedes hundeähnliche Raubtier (s. beim Löwen). barra bedeutet ‚wild'. Da das Sumerische kein f oder φ aufweist (möglicherweise konnten die Babylonier es nur nicht wiedergeben), so mag es vielleicht zuweilen in b seine Entsprechung finden. Unter dieser Annahme ließe sich bar·ra ‚wild' zu φήρ ‚Untier' und lat. ferus ‚wild' in Beziehung setzen, dann aber weiter zu got. biari ‚Tier' und ahd. përo ‚Bär'. Damit erklärt sich dann die Bezeichnung ‚kleiner Bär' für den ‚kleinen Wagen, die in der Gestalt des Sternbildes keinen Anhalt findet. Sie wäre vom hellsten Stern auf das ganze Bild übergegangen. Eigentümlich ist der griechische Name des Sterns: κυνος·οὖρα ‚Hundeschwanz': fast als ob in κύων der Sinn und in οὖρα der Lautwert von sumerisch ur sich wiederspiegelte!

Sirius stellt bei den Babyloniern die Spitze eines Pfeiles dar, dessen Schaftende bei δ canis maj. liegt. Sein Name ist kak·si·di, später kak·ban. Der Name dürfte wohl Pfeilspitze oder ähnliches bedeuten. ban ist ‚Bogen'. sidi kommt in im·sidi, ‚Nordwind', vor und wird erklärt mit ‚gerade'. Das würde auf einen Pfeil zutreffen. Ob etwa sidi mit lat. seta ‚Borste' (steifes bzw. gerades Haar) verwandt wäre? Kak dürfte wohl Spitze bedeuten. Vgl. dazu s. kakut ‚Gipfel', ‚Kuppe' — lat. cacumen (aus cacudmen) ‚Gipfel', sowie assyrisch qaqqadu ‚Haupt', wo wie auch sonst öfter das assyrische Lehnwort die ursprüngliche längere Form des Sumerischen bewahrt hat. (Der Name Sirius Σείριος findet sich in lat. serenus sowie sumerisch sir ‚Licht' wieder.) Der Name Bàr·sag ‚erstes Licht' ist für den hellsten aller Fixsterne bezeichnend. Daß sag ‚Haupt', ‚erster' u. ä. mit ἡγέομαι ‚Führer sein', ‚anführen' verwandt sein könnte, wurde oben erwähnt. Bàr ‚hell sein', ‚hell werden', auch ‚Sonne' stellt sich wohl zu pareo ‚erglänzen' (von Gestirnen gesagt).

Endlich seien noch einige Sachausdrücke erwähnt. Der Pol heißt mu·sir keš·da ‚geflochtenes Joch', d. h. es flechten sich dort die Meridiane zusammen. mu·sir war beim südlichen Kreuz erörtert. Zu kešda vgl. sumerisch keš ‚Stirn' — s. keça ‚Haupthaar', neupers. gēsō ‚Locke', endlich lit. kasà ‚Haarflechte'. — ši ist Sachausdruck für den heliakischen Aufgang, das Hervortreten eines Gestirnes aus den Strahlen der Sonne. Dazu beachte s. khyā (aus ski + ā) ‚berühmt sein' — lat. scire ‚wissen' (= sehen) — altsächs. skī·n ‚leuchtend', ‚sichtbar', ‚hell'; ahd. skīnan „scheinen". — šu bezeichnet den heliakischen Untergang, das Verschwinden eines Gestirns in dem Strahlenkreis der Sonne: s. sku ‚bedecken' — σκύτος ‚Fell', σκύνιον ‚Augenlid' — lat. scutum ‚Schild' — altsächs. skio, agls. scéo ‚Decke', ‚bedeckter Himmel'. — en ‚Zeit' stimmt zu ἔνος in ἐνιαυτός ‚Jahr' sowie zu ἦνις = ἔνος (nach Hesych) — itu ‚Monat' ist dem Ideogramm zufolge eine Steigerungsform von ud ‚Tag'. Wenn itu und ud (ut) verwandt sind, so gehören beide wohl zu s. vat ‚Jahr', ut in par·ut = πέρυτι ‚voriges Jahr' — lat. vetus ‚alt'

Digitized by Google

— got. vith ‚Jahr'. Zu itu speziell vgl. ἔτος ‚Jahr'. — ušu Sonnenuntergang vergleicht sich s. ushas ‚Morgenröte' — ἠώς, ἕως, αὔως = aurora (aus ausosa). Der Begriff „Dämmerung" würde ušu und ushas usw. verbinden.

Wenn im obigen auch manches als wenig sicher begründet, als bloße Vermutung erscheinen mag, so dürfte sich doch ergeben, daß die sumerische Astronomie in ihren Bezeichnungen stark mit indogermanischem Sprachgut durchsetzt ist. Daß die Bezeichnungen von denen herstammen, die auch das Gebäude der Astronomie errichtet haben, dürfte wohl kaum zu bezweifeln sein. Somit wäre also die vielbewunderte babylonische Sternkunde, wenn nicht ganz, so doch wenigstens zum guten Teil ein Erzeugnis urindogermanischen Geistes. Die mancherlei Ähnlichkeiten des babylonischen und griechischen Sternhimmels wären zum Teil durch Urverwandtschaft statt durch Entlehnung zu erklären.

Leider ist aus der Vorgeschichte Nord- und Mittel-Europas über den Fixsternhimmel der vorgeschichtlichen Europäer kaum etwas bekannt. Die Hoffnung, darüber mehr zu erfahren, dürfte gering sein. Am ehesten würde sich aus Märchen noch etwas rekonstruieren lassen, die bekanntlich zum Teil Sternmythen enthalten. Oder aus alten Namen (wie z. B. septemtrio der Römer, das wohl Sieben„gespann" bedeutet, also ursprünglich sich mit mar gid·da ‚Gespann' berühren würde). Etliches kann vielleicht noch aus astronomischen Steinsetzungen geschlossen werden, wenn auch nur wenig. Bemerkenswert erscheint mir, wenn man an die Beachtung denkt, die die Sumerer den Plejaden gezollt zu haben scheinen — allein daß sie das Gestirn einfach als mul Mul das Gestirn„Gestirn" bezeichneten — daß auch die Rennbahn beim Stonehenge (um — 2000) nach dem Aufgangspunkt der Plejaden orientiert ist. Das gleiche ist aber, wie ich fand, beim Stadion von Olympia der Fall, und zwar ergibt sich nach meiner Rechnung für die Anlage dieses Stadions etwa — 900 aus seiner Richtung nach dem Aufgangspunkt der Plejaden. Nach griechischen Quellen fanden die ersten Olympischen Spiele um — 880 statt, was hierdurch bestätigt wäre.

In manchen Beziehungen zeigt das Sumerische ganz erhebliche Abweichungen gegenüber den Sprachen des indogermanischen Sprachstammes. So ist z. B. die Syntax sehr eigentümlich. Viel kommt allerdings darauf an, wie man die Sache betrachtet. Der Gebrauch von Postpositionen, der im Sumerischen häufig ist, findet sich auch noch bei Homer des öfteren. Im Germanischen ist er nichts Ungewöhnliches. Was die Syntax im allgemeinen anlangt, so leistet die lateinische Dichtung darin bekanntlich öfters sehr Merkwürdiges und auch der griechischen Poesie sind Absonderlichkeiten nicht fremd. Wenn Relativsätze einfach durch eingefügte Hauptsätze dargestellt werden, so ist das im Nordischen ebenso wie im Sumerischen. Auch in der Syntax noch mehr Parallelen aufzudecken als bisher möglich war, erscheint mir nicht

Digitized by Google

ausgeschlossen, wenn genauere Untersuchungen unter dem Gesichtspunkt der Sprachvergleichung stattfinden werden.

Daß erhebliche Reste indogermanischen (auch speziell gemeinsam-indogermanischen) Sprachgutes im Sumerischen enthalten sind, dürfte wohl ziemlich feststehen. Manches (z. B. die Übereinstimmung der Verbalpräfixe mit dem Griechischen, ferner die der Mythologie, einige besondere Parallelen im Wortschatz) deuten auf nähere Beziehungen zum Kentumzweig, insbesondere zu den Griechen.

5. Schlußwort.

Wenn auch das Material noch nicht zu ausreichender Begründung genügen mag, so möge es doch erlaubt sein, einige Vermutungen über das Verhältnis der Sumerer zu den Indogermanen zu äußern, die eben nicht viel mehr als Spekulationen sein können. Wenn um — 3000 die Kultur der Sumerer vielleicht schon den Gipfel der Entwicklung überschritten hatte, so verlegt sich der Zeitpunkt, wo noch Berührung mit indogermanischen Rassen bestand, etwa in der Zeit um — 4000, wenn nicht früher. Da das Sumerische ein ganz abweichendes Zahlensystem zeigt, so dürfte das indogermanische Zahlensystem — vielleicht — um etwa — 4000 aufgekommen sein. Es wäre erst entstanden, als die Sprachen sich vom Urindogermanischen sehr merklich entfernt hatten, die Völker aber noch ziemlich nahe nebeneinander wohnten. Die Verbreitung des Zahlensystems wäre dann vielleicht durch den Handelsverkehr erfolgt. Ein brauchbares Zahlensystem erleichtert den Handel und ist auch das erste, was durch den Verkehr bei fremden Völkern verbreitet wird, wie die Beispiele aus unseren Tagen genügend zeigen. Die Verbreitung durch den Verkehr hätte die Sumerer nicht mehr erreicht. — Was die Mythologie anlangt, so behauptet Herodot, die Griechen hätten ihre Götter von den Pelasgern übernommen. Die Griechen hatten auch sonst eine große Hochachtung vor den Pelasgern, sie nennen sie ‚göttliche Pelasger' *δῖοι Πελάσγοι*, sie erinnern sich noch an die hohe Kultur und an den Goldreichtum der Pelasgerfürsten in ihren Sagen vom goldenen Zeitalter, ihre Fürsten rechnen es sich zur besonderen Ehre von Pelasgern abzustammen. Eine Vermischung von Vorgriechen mit Pelasgern — worunter ich die Träger der ägäischen Kultur verstehe — dürfte wohl außer Zweifel sein. Wenn die Griechen nun mit den Italikern urverwandt sind, so mag zum Teil das was beide unterscheidet auf pelasgischen Einfluß zurückgehen. Was aber in den griechischen und italienischen Sprachen verschieden ist, ist doch zum Teil wieder Sprachgut, das andere indogermanische Völker besitzen. Wäre dieses unterscheidende — aber in anderer Beziehung ebenfalls indogermanische — Sprachgut von den Pelasgern überkommen, so wären die Pelasger ebenfalls in näherer Beziehung zu den Indogermanen, als man bis-

Digitized by Google

her annehmen konnte. Vielleicht waren die Pelasger und Sumerer miteinander verwandt. Der pelasgisch-sumerische Urstamm hauste an den Ufern des Schwarzen Meeres, nördlich und nordwestlich die urindogermanische Familie, mit deren griechischem Zweig sie irgendwie verwandt waren oder innige Berührung besaßen. Sie wanderten ab. Die Sumerer über Bosporus-Kleinasien oder Kaukasus und Armenien ins Euphratland, die Pelasger durch Thrakien ins ägäische Gebiet. Wie in Sumerien um — 3000 der Gipfel der Kultur erreicht war und um — 2000 die Kultur von den Semiten aufgesogen war, so blühte um — 3000 die ägäische Kultur und verfiel seit — 2000. — Die Argonautensage weist direkt auf das Schwarze Meer hin, die Odyssee hat man gleichfalls dort zu lokalisieren versucht. Wie die Götterwelt mögen auch diese Sagen zum Teil von den Pelasgern übernommen sein. Von den untergehenden Pelasgern erhielt sich die Kolonie der Philister in Palästina noch sehr lange. Beachtenswert erscheint mir, daß die Philister einen Gott Dagon besaßen, wie die Sumerer einen Dagan, der ungefähr dem höchsten Gott An (Himmel) gleich gewesen zu sein scheint. Daß die Philister diesen Gott von den Semiten zu einer Zeit übernommen haben sollten, wo er bei diesen doch nur noch eine Nebenrolle spielte, erscheint wenig wahrscheinlich, wie überhaupt die Götter eigentlich nur bei Vermischung von Völkern übernommen, selten von außen her sozusagen „importiert" werden. Dann wäre der Besitz des gleichen Gottes ein Hinweis auf Urverwandtschaft der Sumerer und Pelasger. Das Vorkommen gleicher Bestattungsart in Sumerien, auf etlichen griechischen Inseln und in Nordägypten weist auch auf Zusammenhänge hin. Wie schon gesagt, handelt es sich bei diesen Ausführungen um Gedanken, denen eine sichere Begründung abgeht, die aber vielleicht einmal zu Untersuchungen in bestimmter Richtung Anlaß geben könnten.

Zum Schlusse sei es mir gestattet, an dieser Stelle Herrn Geheimrat Prof. Dr. G. Kossinna für die Veröffentlichung des Aufsatzes, sowie für einige freundliche Ratschläge meinen besten Dank auszudrücken.

Der Verfasser.

Digitized by Google

Eine steinzeitliche Scherbeninschrift der Spiral-Mäanderkeramik.

Von Rudolf Moschkau, Leipzig.

Mit einer Textabbildung.

Der Dauerzustand wirtschaftlicher Not, der die Gegenwart traurig kennzeichnet, hat durch den Materialmangel auch die fortlaufende Veröffentlichung wissenschaftlicher Beobachtungen und Ergebnisse in vielen Fällen in Frage gestellt. Unsere Fachzeitschriften als die wichtigsten Träger solcher Veröffentlichungen sehen sich in ihrem Bestande schwer bedroht, und ihr regelmäßiges Erscheinen wie in Friedenszeiten ist meist unmöglich geworden. Dieser Umstand sowohl als der Wunsch, die Kenntnis eines vorgeschichtlichen wertvollen Scherbenfundes in weiteren Kreisen verbreitet zu sehen, veranlaßten mich, den Fund erstmals in der Wochenschrift der „Umschau" (Nr. 9 vom 28. Februar 1920) statt in einer vorgeschichtlichen Fachzeitschrift zu veröffentlichen. Was indes an jener Stelle keinem allgemeineren Interesse begegnen konnte, mußte einer Besprechung in diesen Blättern vorbehalten bleiben und mag nun das Bild, das wir uns von diesem Scherbenfund und seiner Bedeutung zu machen haben, ergänzen und abrunden.

Der Fundort des Scherbens liegt in Nordböhmen bei Seltsch am Abhange des Spanwaldes, südlich Saaz a. d. Eger. In Verbindung mit den Scherben sind u. a. eine Menge Feuersteinabschläge und -spitzen sowie typische bandkeramische Beile zum Vorschein gekommen. In dankenswerter Weise hat Herr Fabrikbesitzer Kutzer, Leipzig-Stünz, was hiervon in seinem Besitz war, samt dem Scherben geschenkweise dem Leipziger Museum für Völkerkunde überwiesen. Der Scherben, den unsere Abbildung um etwa $^1/_5$ vergrößert zeigt, ist ein dünnwandiges Randstück von einem der spiralverzierten bombenförmigen Tongefäße, wie sie in der Spiral-Mäanderkeramik besonders West- und Mitteldeutschlands häufig sind. Das Material ist ein feingeschlämmter grauer Ton, der ganz vereinzelt winzige Einsprengsel, anscheinend von Holzkohle, enthält. Nach dem Rande zu tritt eine oberflächliche Schwärzung auf,

Digitized by Google

bei der nicht an Engobierung zu denken ist. Nach unten hin geht die Schwärzung in ein schwach bräunliches Grau über. Die Reste der Verzierung sind in einer spitzwinkeligen Furche zu erkennen, die als obere Begrenzungslinie eines fortlaufenden Spiralbandes zu gelten hat. Das Band ist mit Einstichen gefüllt gewesen, wie sie gern paar- und gruppenweise oder aber wie hier in dichter Streuung angebracht wurden. Es seien hierbei, um einige Beispiele dieser Verzierungsweise heranzuziehen, je ein Gefäß von Beesenstedt (Mansfelder Seekreis), Trotha (Halle) und Merseburg, sowie Gefäßreste von Eutritzsch (Leipzig) genannt[1]). Nach obenhin bildet das Spiralband mit dem Gefäßrande ein dreieckiges Zwickelfeld, das auf unserem Scherben mit drei Reihen eingeritzter linearer Zeichen verschiedener Form so gefüllt ist, daß auf die oberste

Seltsch, Nordböhmen. Steinzeitliche Scherbeninschrift der Spiralkeramik.

aus 5—6 Zeichen bestehende Reihe eine mittlere aus 3 und eine untere aus 2—3 Zeichen gebildete Reihe folgt. Die Zeichen sind tief eingeritzt und in ihrer Form klar und eindeutig erkennbar. Besonders tief erscheinen die Zeichen der ersten Reihe bis auf den oberen Teil des Doppelhakens. Bei dem ersten Zeichen von rechts her bleibt zweifelhaft, ob ein kleiner, nach links gerichteter Beistrich als beabsichtigt oder nicht vielmehr als Abdruck eines kleinen hier zufällig eingebackenen Holzteilchens anzusehen ist. Weiter stellt sich unter der Lupe der oberste der drei Punkte auf dieser Zeile als eine geringe zufällige Verletzung heraus. Die beiden unteren Punkte unterscheiden sich von ihm dadurch, daß sie tiefer geführt und durch das Einstechen in den weichen Ton glatter ausgefallen sind. Außerdem lassen beide wie auch die Punkte der mittleren Reihe bei scharfem Zusehen erkennen, daß das zum Einritzen verwendete Gerät, wohl ein Hölzchen, nicht scharf zugespitzt war und so in jedem Punkte noch einen winzigen Nebenstich verursachte. Hingewiesen sei noch auf

[1]) Abbildungen bei Wilke, Beziehungen usw., Mitt. d. Anthr. Gesellsch. in Wien, Bd. XXXV, S. 250ff.

Digitized by Google

einen schwachen und sehr kleinen Beistrich, der über das untere Ende des offenen ovalen Zeichens der mittleren Reihe hinweggeht und auf unserer Abbildung kaum erkenntlich ist. Er erinnert an ein völlig ähnliches Zeichen einer minoischen Inschrift von Präsos auf Kreta (Wilke, Südwesteurop. Megalithkultur usw., Mannusbibl. 7, Fig. 46).

Ist somit der Erhaltungszustand des Seltscher Scherbens und seiner Zeichen im ganzen als gut zu bezeichnen, so sind doch die Wirkungen langen Lagerns im Erdreich nicht zu verkennen. Die Oberfläche ist stellenweise wie über dem rechten Zeichen der mittleren Reihe angegriffen, und die Ränder der Einritzungen haben ihre ursprüngliche Schärfe eingebüßt. Bei der Säuberung des Scherbens und bei dem Versuche eines Wachsabdruckes zeigte sich die Oberfläche sehr empfindlich, indem Spuren der Schwärzung und des Tons sich ablösten. Auf Kosten der äußeren Einflüsse mag es mit zu setzen sein, daß die obersten Zeichen tiefer und breiter erscheinen und sich von ihrer Umgebung heller abheben.

Bei der nicht ganz unversehrten Oberfläche des Scherbens ist es kaum angängig, allein aus technischen Gründen mit zwingender Bestimmtheit zu sagen, daß die Zeichen vor dem Brande eingeritzt seien, indessen spricht ebensowenig ein technischer Umstand dagegen. Nach meinem Erachten und dem Urteil Georg Wilkes als eines ersten Kenners neolithischer Keramik haben Scherben und Einritzungen als gleichaltrig zu gelten. Es ist zwar gemeinhin selbstverständlich, daß man Einritzungen eines vorgeschichtlichen Scherbens als gleichaltrig mit dem Scherben selbst ansieht, indes verdient diese Feststellung für unsern Fall besonders unterstrichen zu werden; denn die Einritzungen unseres Scherbens sind von so einzigartigem Vorkommen und lassen so wichtige Schlüsse zu, daß sie, wie es einzigartigen Funden zu gehen pflegt, die uns altgewohnten Vorstellungen zu entsagen nötigen, leichthin als eine Fälschung bezeichnet werden könnten. Für diesen Fall aber möchte ich erklären, daß nicht nur nach meiner Kenntnis der bisherigen Besitzverhältnisse des Scherbens eine Fälschung als ausgeschlossen gelten kann, sondern eine solche Auffassung auch auf technische Gründe hin nicht mit Erfolg vertreten werden könnte. Auch sprechen Gründe anderer Art entschieden dagegen. So sind punkt- und furchenförmige Einstiche, aus denen unsere Einritzungen zusammengesetzt sind, an sich charakteristisch für die neolithische Verzierungsweise der Gefäße. In ihrer abstrakt linearen Form lassen sie wie die meisten Gefäßornamente dieser Zeit irgend einen Bildwert nicht erkennen. Trotzdem aber weichen sie von diesen Ornamenten erheblich ab und zeigen eine so auffallende Ähnlichkeit mit altertümlichen Schriftzeichen, daß man sich auf den ersten Blick gedrungen fühlt, sie als Schriftzeichen anzusprechen.

Schon der Umstand ihrer zeilenweisen Anordnung, die dem Rande parallel, also wagerecht läuft, vor allem aber die Tatsache der Übereinstimmung einzelner Zeichen mit wirklichen Schriftzeichen der alteuropäischen

Digitized by Google

Alphabete, besonders der Runen, nötigt zu einer solchen Auffassung. Sodann aber treten doch an neolithischen Gefäßen besonders der Spiral-Mäanderkeramik nicht selten vereinzelte ähnliche, strichartige Zeichen auf wie I-, M-, V-, W-Figuren, sowie leiter-, hand-, kamm-, kreuz- und dreizackförmige Darstellungen, denen wiederum sämtlich Parallelen aus den mittelmeerländischen Linearalphabeten an die Seite gestellt werden können. Um nur einige Beispiele für Einzeldarstellungen solcher Figuren heranzuziehen, sei auf ein Gefäß von Rhinow, Kr. Westhavelland (Zeitschr. f. Ethnol. 1892, Fig. 2) und auf je eine Amphora von Walternienburg, Kr. Jerichow I, und Satzkorn, Kr. Osthavelland (Kossinna, Deutsche Vorgeschichte, Abb. 26, 27) verwiesen, ferner auf die bekannten Handpauken, auf Gefäßscherben von Draschwitz bei Grimma (Zeitschr. f. Ethnol. 1907, S. 998/99) und Cassabra bei Oschatz (Umschau, Heft 9, 1920, Abb. 2), sowie auf die entsprechenden Zeichen der neolithischen Niederlassung von Tordos, Siebenbürgen (Zeitschr. f. Ethnol. 1903). Nach Maßgabe dieser und weiterer Funde vereinzelter schriftförmiger Zeichen kann es als etwas Unerhörtes nicht mehr erscheinen, im Scherben von Seltsch nun auch einer ganzen Folge solcher Zeichen zu begegnen, die man bei ihrer zeilenweisen Anordnung freilich nicht anders denn als eine Gefäßinschrift bezeichnen kann.

Steht aber diese Auffassung fest, so wird die außerordentliche Bedeutung des Scherbens für Schrift- und Kulturgeschichte sogleich klar. Denn an Alter übertrifft dieses Denkmal — wenn man sich Wilkes neueste Chronologie zu eigen macht, die durch Verlegung des Beginns der Bronzezeit auf rund 2400 v. Chr. die Anfänge der Spiral-Mäanderkeramik noch ins 4. Jahrtausend v. Chr. hineinrückt — alle bisher bekannten europäischen Schriftdenkmäler. Nur die dolmenzeitlichen Inschriften von Alvão in Portugal, die bereits dem 5. Jahrtausend angehören dürften, gehen ihm zeitlich voran. Bei dieser Zeitstellung aber kommt allein eine Herleitung der Seltscher Zeichen von den Asylienmarken Westfrankreichs in Frage, und außer zeitlichen Umständen sprechen auch archäologische Parallelen des frühen Neolithikums zwischen Mittel- und Südwesteuropa sowie die Rassenverhältnisse dieser Zeit zugunsten einer solchen Annahme[1]).

Für eine Herleitung der Runen aus dem ausgehenden westeuropäischen Paläolithikum, die erstmals Freiherr v. Lichterberg öffentlich vertrat, wäre dann in der Seltscher Inschrift ein zeitliches Bindeglied gegeben. In dieser Auffassung bestärkt uns der runenartige Charakter der Seltscher Zeichen, von denen einzelne ihrer Form nach mit Runen genau übereinstimmen. Es sei

[1]) Zur Frage des Zusammenhangs zwischen den Asylienmarken und den jungsteinzeitlichen alphabetförmigen Gefäßzeichen vgl. R. Moschkau, Steinzeitliche Anfänge unserer Linearschrift vom Boden Mitteleuropas. (Wissenschaftl. Beilage der Leipziger Lehrerzeitung Nr. 4, März 1920.)

Digitized by Google

besonders auf die merkwürdige Form des Doppelhakens <>, d. i. der ng-Rune hingewiesen.

Da nun die Asylienzeichen als teilweise mnemonische, sowie bilderschriftliche und besonders gebärdensprachliche Symbole in graphischer Niederschrift gelten dürfen, die Runen aber reine Lautschrift sind, so muß eine Übergangsstufe der Schriftentwicklung zur Lautschrift vorhanden gewesen sein, die den älteren Symbolen den Wert von Wort- oder Silbenzeichen gab. Für diese Übergangszeit möchte ich die Periode des Seßhaftwerdens der einstmaligen Jägerstämme ansehen. Damals wurden nach meiner Auffassung die der Jägerstufe eigentümlichen, reich entwickelten gebärdensprachlichen und zauberischen Abwehrgesten zugunsten einer herrschend werdenden lautsprachlichen Verständigung verdrängt, ein Vorgang, der bei den altüberkommenen Asylienmarken notwendig einen Wechsel von der magischen Bedeutung zur Bedeutung sprachlicher Laute anbahnen mußte. Für die Bedeutung der Seltscher Zeichen, die zeitlich dieser Übergangszeit schon recht ferne liegen, ergibt sich daraus, daß man ihnen wenigstens Silbenwert, wenn nicht gar den Wert einzelner Laute zusprechen muß.

Merkwürdig erscheint nur, daß eine so wichtige Errungenschaft wie die Silben- und Lautschrift bisher in Mitteleuropa weder vor noch nach der Zeit der Spiral-Mäanderkeramik bis zu den Zeiten der nachchristlichen Runen hinab in irgendwelchen vorgeschichtlichen Denkmälern bekannt geworden ist. Indes ist doch wahrscheinlich, daß unter ungezählten Tausenden von Scherben in musealem und privatem Besitz, wie sie selbst der allerfleißigste Prähistoriker nicht durchzumustern vermag, sich noch manch weiteres Zeugnis für den neolithischen oder bronzezeitlichen Gebrauch einer Linearschrift in Mitteleuropa verbirgt. Vor allem sei hier an die große Anzahl angeblicher Runeninschriften erinnert, die Rudolf Henning, der Herausgeber der „Deutschen Runendenkmäler", geprüft und als nicht lesbar verworfen haben will. Vielleicht gehört zu den älteren Vorstufen der Runen das Tonköpfchen des Berliner Museums, das technisch der Lausitzer bronzezeitlichen Keramik am nächsten steht und dessen Zeichen unter Zuhilfenahme der phonetischen Geltung der Runen eine einwandfreie Lesung nicht ermöglichen, vielleicht ist auch die Tonscheibe von Nassenbeuren hierher zu rechnen. All dieses Material bedürfte für die Frage nach der vorgeschichtlichen Schrift einer neuen Durchsicht und vor allem einer chronologisch sicheren Ordnung. Schließlich mag uns manche Probe vorgeschichtlichen Schriftgebrauchs auch noch im Erdreich vorenthalten bleiben; hat doch selbst ein so stark durchwühlter Boden wie der Ägyptens uns seine ältesten, den ersten beiden Dynastien angehörigen Schriftdenkmäler erst in den letzten zwanzig Jahren herausgegeben.

Wie der Mangel an vorgeschichtlichen Schriftzeugnissen, so bedarf auch das Aufkommen der bronzezeitlichen Bilderschrift des germanischen Skandinaviens in Zukunft der Aufklärung. Denn wenn schon die Seltscher Scherben-

Digitized by Google

inschrift nicht aus dem urgermanischen Siedelungsgebiet stammt — die Spiral-Mäanderkeramik umfaßt mit ihrer mitteldeutsch-böhmischen Gruppe nach G. Wilke das Siedelungsgebiet urillyrischer Stämme — so muß doch bei der Nachbarschaft dieser beiden Siedelungsgebiete und bei der gleichen Herkunft beider Stammesgruppen auch für die Urgermanen die Bekanntschaft mit linearschriftlichen Zeichen vorausgesetzt werden. Dann aber bleibt schwerverständlich, wie sich neben dem Gebrauch einer Linearschrift eine bronzezeitliche Bilderschrift mit ihrer unvergleichlich schwierigeren Wiedergabe lesbarer Tatbestände entwickeln konnte.

Aber jeder neue Fund gibt neue Rätsel auf. Wir müssen uns für heute bescheiden erkannt zu haben, daß mit dem Seltscher Scherben für den jungsteinzeitlichen Boden Mitteleuropas der zeilenweise Gebrauch linearer Schriftzeichen belegt ist, die alphabetförmiges Aussehen zeigen und anscheinend den Wert von Silben- oder Buchstabenzeichen haben. Wer sich zu der bisher bestbegründeten Wilkeschen Lösung des Indogermanenproblems bekennt, muß mir in der Deutung dieses Scherbens als eines im eigentlichen Sinne indogermanischen Schriftdenkmals zustimmen, das dem Siedelungsgebiet der nachmals als Illyrer bezeichneten indogermanischen Stämme angehört.

Digitized by Google

III. Bücherbesprechungen.

W. Soergel, Lösse, Eiszeiten und paläolithische Kulturen. Eine Gliederung und Altersbestimmung der Lösse. Verlag von Gustav Fischer-Jena 1919. Mit 14 Abbildungen im Text und 1 graphischen Darstellung. IX und 177 S. 8°.

Die Anschauung über Zahl der Lösse, Zeit ihrer Bildung, zeitliches Verhältnis zur Kulturentwicklung usw. sind innig verknüpft mit den verschiedenen Auffassungen vom glazial-interglazialen Zyklus überhaupt.

Diese Bedeutung der Lösse kommt in dem vorliegenden Buch Soergels, welches sich als Hauptaufgabe ihre Gliederung und Altersbestimmung stellt, deutlich zum Ausdruck.

Wie ich vor der Besprechung der Einzelheiten seiner Aufstellung betonen möchte, stellt sich letztere lediglich als eine neue Abart der bisherigen Quartärgliederung der deutschen Geologen dar.

Abgesehen von kleinen Fortschritten, wie die ältere Datierung der jüngeren Lösse, krankt sie noch immer an dem Hauptfehler der norddeutschen und der Pendschen Gliederung, dem Riß-Würm-Antiquus-Interglazial. Aber sonst hat Soergel in manchem recht.

Was er z. B. an Beweisen für die Entstehung der Lösse während der Vereisungsperioden vorbringt, ist zwar größtenteils nicht neu, wird aber von allen Unparteiischen nur in dem Sinne gedeutet werden können, daß die Lößbildung zweifellos an eiszeitliche Vorgänge gebunden ist und keinesfalls in das Höhestadium einer Zwischeneiszeit fallen kann.

Große Schwierigkeiten bereitet aber auch nach Ausschaltung der Zwischeneiszeiten als Entstehungszeit der Lösse deren Fixierung im Verlauf eines eiszeitlichen Phänomens. Soergel nimmt an, daß sich die Lösse nur beim Eisvorstoß und während des Maximums gebildet hätten, nicht aber in der Abschmelzperiode.

Wer das Lagerungsverhältnis zwischen Lössen, Moränen und Schotterterrassen rein sachlich betrachtet, wird dem Verfasser nur zum Teil recht geben können, nämlich bezüglich der Bildung eines Lösses im ersten Stadium einer Eiszeit. Dagegen scheint sich während des Hochstandes einer Eiszeit kein Löß gebildet zu haben, sondern es ist für diese Zeit ein feuchtkaltes Klima anzunehmen. Wie sollte man sich sonst den sandig-humosen Tundrenhorizont über dem älteren Löß mit seiner hocharktischen Fauna erklären?

Liegt dann auf diesem Tundrenhorizont ein Löß auch noch mit glazialer Fauna, die langsam zu einer gemäßigten überführt, so kann man, glaube ich, diesen Löß (L I) doch nur als Löß der Abschmelzperiode ansehen, welche Ansicht noch dadurch verstärkt wird, daß dieser Löß dort, wo er fluvioglaziale Terrassen bedeckt, letzteren ohne größeren zeitlichen Abstand aufgelagert erscheint.

Digitized by Google

Es kann hier nicht der Ort sein, die anderen wichtigen Gründe für diese Auffassung anzuführen. Ich will nur betonen, daß gerade beim Eisrückgang m. E. die günstigsten Bedingungen für Lößbildung vorhanden waren, nämlich freiliegendes Feinmaterial und die zur Verfrachtung in das eisfreie Gebiet vorauszusetzenden Winde.

Soergel kommt mit der Annahme nur eines Lösses für jede Eiszeit im Vorstoß und z. T. im Maximum und einer feuchten Abschmelzperiode zu einer Assymmetrie der eiszeitlichen und zwischeneiszeitlichen Klimakurve. Danach würde einem langsamen Sinken der Kurve zum Maximaleisstand ein sehr rasches Ansteigen zum Interglazial folgen.

Der Angelpunkt der Soergelschen Ansicht ist die entscheidende Bedeutung, welche er der sog. „größten Vergletscherung" der Schweizer Geologen beimißt. Da sie die Grundlage seiner Lößaufteilung, ja der ganzen Neugliederung des jüngeren Quartärs darstellt, muß um so mehr auf die große Unsicherheit dieser Grundlage hingewiesen werden, welche in den bezüglichen Abschnitten des Buches für den objektiven Leser deutlich zum Ausdruck kommt.

Örtlich eng begrenzte Glazialablagerungen, deren Altersdeutung noch durchaus schwankend ist, werden uns hier als Zeugen einer bisher vermeintlich nicht genügend berücksichtigten Vereisungsperiode vorgeführt, die durch eine lange warme Zwischeneiszeit von der Rißeiszeit, durch eine Schwankung von der Würmeiszeit getrennt sein soll.

Hier hat unsere Kritik leichtes Spiel! Suchen wir den entscheidenden Horizont, dann ist es die Zeit zwischen Spätacheuléen und Moustérien. Da Soergel erstere Kultur in die Rißeiszeit versetzt, das Spät-Moustérien aber in die „größte Vergletscherung", müßte das warme letzte Interglazial mit dem Moustérien zusammenfallen. Wie schaut aber das Moustérien in Wirklichkeit aus? Es ist nach übereinstimmendem Urteil aller Prähistoriker, welche die westeuropäischen Profile kennen, hocheiszeitlich, also gerade das Gegenteil von dem, was es nach Soergel sein sollte.

Um diese Tatsache kann man sich auch nicht mit dem Hinweis drücken, daß die Kulturentwicklung im Acheuléen und Moustérien keine klar einheitliche war, denn das Entscheidende ist die Fauna, welche nach dem Acheuléen keine Wiederkehr des Altelephanten kennt.

Diese Feststellung ist an so zahlreichen und eindeutigen Profilen gemacht worden, daß an ihrer Richtigkeit nicht zu zweifeln ist.

Das vermeintliche letzte Interglazial Soergels fällt also weg, so daß sich die untere Nagetierschicht des Moustérien mit der Rißeiszeit deckt, welches geologische Alter die Station von Markkleeberg bestens bestätigt.

Was Soergel als Schwankung zwischen die „größte Vergletscherung" und die Penckschе Würmeiszeit einschiebt, wird dann das kühle letzte Interglazial meiner Aufstellung.

Sein Klima war gemäßigter als Soergel annimmt, der es lediglich eine Schwankung innerhalb einer und derselben Eiszeit sein läßt. Schon die Vorstellung, daß sich so mächtige Lößmassen, daß sich eine Verlehmungs- und Schwemmlehmschicht von 4 und mehr Metern in zwei Eis-Hochständen und einer dazwischen liegenden Schwankung einer Eiszeit gebildet hätten, ist an und für sich unhaltbar[1]), noch dazu, wo stets die „größte Vergletscherung" als nur kurze Vereisungsperiode aufgefaßt wurde.

Wie fest verankert die „größte Vergletscherung" in Norddeutschland ist, geht aus der richtigen Deutung der fraglichen Moränenzüge als Rißmoränen durch Keilhack, Schmierer, Wunderlich u. a. zur Genüge hervor.

---

[1]) In Österreich gibt es Profile der beiden Lösse und der Göttweiger Verlehmungszone von 20—25 m Mächtigkeit.

Digitized by Google

Eine Annäherung an meine Ansicht von der Zugehörigkeit von je 2 Lössen zu einer Eiszeit findet man im Kapitel über die ältere Lößformation, wo sich Soergel zu der Annahme gezwungen sieht, „daß vielfach zwei Lösse einer größeren Glazialperiode zugehören“ ... (S. 109).

Die im älteren Löß vorkommenden Laimenzonen können nur als Unterbrechungen in einem und demselben Löß gewertet werden, denn wie im besonderen die Sommeprofile lehren, gehören mehrere ältere Lösse und Lößlehme der Früh-Rißzeit an.

Mir ist im deutschen älteren Löß kein Horizont bekannt, der unzweifelhaft auf das Mindel-Riß-Interglazial bezogen werden könnte; er müßte bei der Länge dieses Interglazials auch sehr scharf zum Ausdruck kommen.

Daher möchte ich Soergel nicht folgen, wenn er willens ist, Teile des sog. älteren Lösses der Mindel-Eiszeit zuzurechnen.

Die Stellung der jüngeren Lößformation nach Soergel und in Wirklichkeit wurde oben bereits dargelegt.

Wichtig ist, daß er die durch eine dazwischen liegende Klimaschwankung bedingte Zweiteilung von mir übernommen hat und mit ihr operiert, ein Fortschritt, der gegenüber allen Forschern, die sich bisher mit Quartärchronologie befaßten, hervorzuheben ist.

Leider ist, wie bereits auseinandergesetzt wurde, Soergels zeitliche Festlegung dieser beiden Lößbildungsperioden unhaltbar. Sich selbst aber widerspricht der Verfasser, wenn er den „Pariser“ mit L I parallelisieren will (S. 112). Er scheint nicht bedacht zu haben, daß dann die zwischeneiszeitliche Tierwelt mit dem Altelephanten usw., die im Tuff über dem „Pariser“ vorkommt, zwischen seine „größte Vergletscherung“ und die Penckschе Würm-Eiszeit fallen, also dem Aurignacien altersgleich sein müßte, was aber nicht möglich ist, da zwischen den beiden jüngeren Lössen im Aurignacien ebensowenig wie zwischen älteren Lössen und L I je der Altelephant gefunden wurde.

Nirgends findet Soergel klare, eindeutige Beziehungen der Lösse zu Moränen oder Terrassen, die seiner Auffassung entsprechen würden.

Das hindert den Verfasser aber keineswegs, nach anfänglichem Eingeständnis seiner Unsicherheit, die Sachlage so darzustellen, als ob die Richtigkeit des Hauptpunktes seiner Ansicht außer Frage stünde.

Unter vielem anderen hätte ihn das gänzliche Fehlen des oberen jüngeren Löß auf der Niederterrasse nachdenklich stimmen sollen, der ja nach seiner Lößbildungstheorie darauf liegen müßte. Nun kommt nirgends primärer Löß auf dieser Terrasse vor, auch nicht im Elsaß, was doch nur so zu deuten ist, daß die Lößbildung vor beendigter Aufschüttung der Niederterrasse geendet hat. Versetzt man letztere in das Vereisungsmaximum, so kann die Lößbildungszeit höchstens bis zu diesem gereicht haben.

Hier versagt also die Soergelsche Annahme.

Folgert man aber weiter, so sieht man in dem Fehlen des L II auf der Niederterrasse einen indirekten Beweis dafür, daß L I nicht der vorstoßenden „größten Vergletscherung“ angehört (da er sonst auch nicht auf der „Mittelterrasse“ läge), sondern der Riß-Eiszeit zugerechnet werden muß und zwar als Löß der Abschmelzperiode.

Wenn sich Soergel über dieses „Memento mori“ seiner Aufstellung damit tröstet, daß „das ‚Fehlen‘ eines Löß auf der Niederterrasse für jede andere als“ seine „Altersstellung des Löß im glazial-interglazialen Zyklus eine weit größere Schwierigkeit bedeuten würde, so scheint ihm meine Aufstellung nicht im Gedächtnis gewesen zu sein, wo das Lößbildungsende mit dem Alt-Solutréen der Aufschüttungszeit der Niederterrasse um ein Beträchtliches vorangeht und daher das „Fehlen“ eine Selbstverständlichkeit darstellt.

Bei der Beurteilung der letzten Vereisung durch Soergel fällt die Überschätzung der Oszillationen auf. Das gilt vor allem bezüglich der Achenschwankung und dem

Digitized by Google

Bühlvorstoß. Auch er verwechselt hier wieder diese Schwankung mit der gemäßigten Periode des Aurignacien, wohin z. B. mit großer Wahrscheinlichkeit Mörswil und Uznach zu versetzen sind.

Auch beim Vergleich der für die „größte Vergletscherung" in den Alpen und in Norddeutschland in Anspruch genommenen Ablagerungen erlebt Soergel wenig Freude, wenn er sieht, wie entgegengesetzt sich die Dimensionen da und dort verhalten: im Norden soll die „größte Vergletscherung" kleiner, in den Alpen größer als die Rißvereisung gewesen sein.

Die falsche Altersansetzung der Lösse kommt natürlich auch bei der „Gliederung und Altersbestimmung der Lösse auf Grund diluvial-archäologischer Ergebnisse" zum Ausdruck. Besonders gilt dies vom Altpaläolithikum.

Die heillose Verwirrung, die naturgemäß herauskommt, wenn man ein nicht vorhandenes Interglazial einschaltet, schiebt Soergel der ungleichmäßigen Entwicklung und verschiedenen Lebensdauer der Industrien des Acheuléen und Moustérien zu.

Gerade die von ihm verpönte archäologisch-paläontologische Methode, „von der sich bisher die wenigsten Prähistoriker frei machen konnten", würde ihm, wenn er sie zu Rate gezogen hätte, Klarheit gebracht haben.

Denn wie immer die Steinwerkzeuge zwischen Chelléen und Aurignacien (von wo er schon wieder die Typologie anerkennt) ausgesehen haben mögen, die Faunenabfolge kann nicht trügen, sie muß richtig sein!

Sie läßt zwischen Chelléen und Aurignacien nur eine Eiszeit erkennen. Wer also das Acheuléen am Ende des Mindel-Riß-Interglazials zugibt, muß nach den westeuropäischen Profilen auch das Moustérien der Riß-Eiszeit gleichsetzen.

Wenn also auch zugegeben werden soll, daß die Formenreihen der Steinwerkzeuge in den genannten Kulturstufen nicht die Einheitlichkeit wie im Jungpaläolithikum aufweisen, so fügen sich die beiden Stufen doch ohne Schwierigkeit in den geologischen Rahmen, wenn man diesen nur nicht, wie Soergel, unmöglich auseinanderzieht.

Natürlich kann La Micoque und Montiéres, Taubach und Rabutz nicht letztinterglazial sein, sondern sie gehören noch in die warme Phase der Mindel-Riß-Zwischeneiszeit.

Die Kulturen- und Faunenabfolge ist also folgende:

Chelléen — Antiquusfauna — Mindel-Riß-Interglazial.
Acheuléen — Übergang zur kalten Fauna — älterer Löß.
Moustérien, Alt-Aurignacien } Eiszeitliche Fauna — Riß-Eiszeit. Unterer jüngerer Löß.
Mittel-Aurignacien — Mammutfauna — Zurücktreten der arktischen Elemente. Riß-Würm-Interglazial. Kein Löß.
Jung-Arignacien, Solutréen } Eiszeitliche Fauna — Würm-Eiszeit. Oberer jüngerer Löß.
Magdalénien — Frühe Nacheiszeit ohne Löß.

Von weniger weittragenden Folgen als Soergels unrichtige Beurteilung der Zeitstellung des Moustérien ist die des Magdalénien.

Er stellt das Frühmagdalénien in das Maximum der Penckschen Würmeiszeit, weil sich nach seiner Theorie im Höhestadium jeder Eiszeit Löß gebildet hat und Magdalénien tatsächlich noch im Löß liegen soll (Munzingen, Mezine).

Wie ich schon vor 10 Jahren nachgewiesen habe, liegt an den vermeintlichen Lößstationen des Magdalénien jüngeres Aurignacien und Alt-Solutréen vor. (Munzingen entspricht etwa Willendorf II/6, Mezine Willendorf II/9, besser noch Predmost.)

Digitized by Google

An mehreren Stellen im alpinen Vereisungsgebiet vorkommend, kann das Magdalénien nur als postglaziale Kulturstufe angesehen werden, wenn wir es auch mit seinen Anfängen recht weit in das Eiszeittal stellen müssen, da seine Fauna durchaus glazial ist.

Daß mitten in das Magdalénien die Achenschwankung fällt, wird Soergel uns noch an besseren Beispielen als dem Keßlerloch erweisen müssen.

Ebenso wird m. E. den Tatsachen Gewalt angetan, wenn Soergel dem Bühlvorstoß zuliebe eine hypothetische 3. Nagetierschichte im Spätmagdalénien aufstellt.

Die faunistische Beurteilung eines Zeitalters vom Ausfall zweier Tiere an einer Station abhängig zu machen, wo sich der Grundstock der Fauna ansonsten gar nicht geändert hat, erscheint mir gewagt.

Um zu einem wirklich richtigen Faunenbild zu kommen und damit zu realen Rückschlüssen auf das Klima, ist es m. E. notwendig, eine große Anzahl Stationen mit ihren Faunen in den Kreis der Betrachtung zu ziehen.

Tut man das, so ergibt sich vor allem in Westeuropa eine fast gleiche Faunenzusammensetzung vom Früh- bis zum Spätmagdalénien mit der Tendenz einer leichten Milderung zum ausgehenden Magdalénien hin, aber nicht zum mittleren Magdalénien mit etwa abermals erniedrigter Temperatur im Spätmagdalénien.

Die langsam in der Faunenzusammensetzung kaum erkennbar zunehmende Wärme während des Magdalénien erreicht dann bekanntlich nach dem Asylien das gemäßigte Klima von heute.

Vorstehende kleine Auswahl von kritischen Bemerkungen, die leicht noch um ein Bedeutendes vermehrt werden könnte, dürfte bereits zeigen, wie weit entfernt Soergel noch ist, die tatsächliche Sachlage zu erfassen.

Dazu gehört unbedingt mehr als die Kenntnis einiger deutscher Profile, vor allem die Kenntnis der westeuropäischen archäologisch-paläontologischen Aufschlüsse, die allein imstande sind, den Schiedsrichter auf deutschem Boden dort zu spielen, wo die gegen Osten mehr weniger verblassende, weil verarmende Archäologie ausläßt oder die Geologie nicht in jedem Falle volle Klarheit zu bringen imstande ist.

Die Lösung des Chronologieproblems ist nur im Zusammenarbeiten, nicht im gegenseitigen Sichablehnen der daran teilhabenden Wissenschaften möglich.

Wien, Mai 1919. J. Bayer.

Dr. **Paul Karge** (Professor an der Universität Münster): **Rephaim. Die vorgeschichtliche Kultur Palästinas und Phöniziens.** Archäologische und religionsgeschichtliche Studien. Mit 67 Abbildungen und einer Karte. Paderborn 1918. Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh. (Collectanea Hierosolymitana. Veröffentlichungen der Wissenschaftlichen Station der Görresgesellschaft in Jerusalem. I.) XIV und 765 Seiten. Gr.-8°.

Angeregt durch die zahlreichen Spuren des vorgeschichtlichen Menschen in Palästina und Phönizien hat es der lange Zeit im Lande gewesene Verfasser unternommen, eine zusammenhängende Darstellung der steinzeitlichen und älteren bronzezeitlichen Kulturentwicklung dieser Länder zu geben, wozu ihm vor allem auch eigene Funde und zwar die steinzeitliche Werkstätte in der Höhle Murārēt el-'Abed und die Dolmennekropole von Hirbet Kerāzije Veranlassung boten.

Wie er selbst sagt, soll das vorliegende Werk nichts „Abschließendes" sein, aber doch einen „entschiedenen Versuch" bedeuten, die bis jetzt etwas stiefmütterlich behandelte

Digitized by Google

Vorgeschichte Palästinas in ihrem gesamten Verlaufe von der ältesten Zeit bis zu Beginn der Bronzezeit darzustellen und mit der Entwicklung in Europa zu vergleichen.

Nicht zuletzt soll das Werk „die Aufmerksamkeit der Archäologen auf das bisher noch wenig bebaute und doch so wichtige Gebiet der vorgeschichtlichen Forschung in Vorderasien hinlenken".

Das Werk ist nicht aus einem Guß, was schon im Vorwort begründet wird: Der I. Teil des Buches, S. 1—379, war bereits vor dem Kriege fertig, der II. Teil, S. 379—715, entstand erst während desselben.

Die Gliederung des Stoffes ist im allgemeinen chronologisch angeordnet, daher beginnt die eigentliche Darstellung der Kulturentwicklung, nachdem im I. Kapitel (S. 4—16) „die steinzeitlichen Erinnerungen im Alten Testament" behandelt werden und ein „Überblick über den bisherigen Gang der prähistorischen Forschung in Palästina" gegeben wird, mit dem ältesten Auftreten des Menschen in Vorderasien und seinen geologischen Voraussetzungen (II. Kap., S. 16—37).

Wie in allen folgenden Kapiteln werden schon in der Eolithenfrage die europäischen Verhältnisse als die beststudierten zum Vergleiche herangezogen. Verfasser steht auf Seite jener, welche die Eolithen als Beweise für den Tertiärmenschen nicht anerkennen. Über die Gliederung des Quartärs ist man sich noch nicht einig, aber „da sich in Nordafrika und Vorderasien dieselbe altpaläolithische Kulturphase findet wie überall im Anfange des europäischen Paläolithikums und zwar in absoluter Identität mit den westeuropäischen Erscheinungen, müssen wir dem Menschen in jenen Gegenden mindestens dasselbe Alter zuschreiben als in Europa. Mindestens dasselbe Alter, weil alles darauf hinzuweisen scheint, daß der Mensch nicht in Europa zuerst aufgetreten ist" (S. 23).

Da der ältesten Kultur aber eine eolithische Ära vorausgegangen sein muß, muß sich auch diese in Vorderasien finden, wie Schweinfurth für das benachbarte Ägypten gezeigt hat.

Aber die Spuren in Palästina sind mangels geologischer Kennzeichen noch zu unsicher, als daß man die Anwesenheit des Menschen hier weiter als bis ins mittlere Diluvium zurückverfolgen kann.

Seine Anwesenheit in Syrien im unteren Diluvium und Oberpliozän wird mit Rücksicht auf die in diese Perioden fallenden Umbildungsvorgänge der Erdrinde als höchst zweifelhaft hingestellt (S. 25). Das wird in einem Unterkapitel „Das älteste Auftreten des Menschen in Vorderasien" noch des näheren erörtert und (S. 25—37) der allgemeinen Ansicht Ausdruck gegeben, daß sich seit der letzten Zwischeneiszeit und Eiszeit das Klima Phöniziens, Palästinas und Ägyptens nicht wesentlich geändert habe.

Es wird im Sinne Blankenhorns ein großes und ein kleines Pluvial, der Günz- und Mindel-Eiszeit der Alpen entsprechend, unterschieden, ferner eine lange trockene Periode entsprechend dem Mindel-Riß-Interglazial Europas, abgeschlossen von einer neuerlichen, kleineren Regenperiode während der europäischen Rißeiszeit.

Die europäische Würmeiszeit soll sich nicht mehr bemerkbar machen, sondern unmittelbar nach dem Riß-Pluvial das heute noch herrschende Steppenklima beginnen.

Da Karge das erste Auftreten des Menschen nach Boule-Obermaiers Vorgang in Europa erst nach der Riß-Eiszeit ansetzt, nimmt er ein solches Alter auch für den altpaläolithischen Menschen in Syrien an und da nach Blankenhorns und des Verfassers Ansicht die Würm-Eiszeit in Vorderasien nicht zum Ausdruck kam, erscheint somit der Mensch erst nach den Regenzeiten während des heutigen Steppenklimas.

Die Frage, woher der Urmensch nach Palästina gekommen ist, läßt sich noch nicht beantworten, da die große altpaläolithische Kulturprovinz sich in die afrikanische und asiatische Nachbarschaft Syriens erstreckt und es ungewiß ist, von woher der Mensch im Mitteldiluvium dahin eingewandert ist; wahrscheinlich aus Inner-Asien.

Digitized by Google

Nach diesen einleitenden Betrachtungen geht der Verfasser auf die Besprechung der einzelnen Kulturstufen ein.

Im III. Kap. (S. 37—72) wird das Altpaläolithikum eingehend behandelt.

Die Übereinstimmung der Werkzeugformen ist eine vollständige, doch möchte der Verfasser „das syrisch-ägyptische Altpaläolithikum etwas vor dem europäischen" ansetzen.

Die weite Verbreitung der Kulturstufe von Chelles wird mit den „gleichen Lebensbedingungen der primitiven Menschheit und ihren gleichartigen Fähigkeiten" erklärt.

In Palästina ist das Chelléen reich vertreten, besonders auf den Hochplateaus.

Es lassen sich hier und in Phönizien vier Fundgruppen unterscheiden, welche von Norden nach Süden eingehend besprochen werden.

Im Libanongebiet gehören hieher die Stationen von ʿAḳbīje und Dūḥa, in Galiläa Ḥallet el-Ḥamrā, am Ufer des Genezarethsees bei Tiberias und auf der Westspitze des Karmel, in Judäa die auf dem Kamm des judäischen Gebirges von Rāmallāḥ und el-Bīre, Tell en-Nasbe, Mons Scopus (Ölberg), die in der Rephāimebene bis Sūr Bāḥir u. a., im Ostjordanland bei Petra, am Ǧebel en-nebi Ḥarūn, bei Maʿān, Derʿā usw.

Der altpaläolithische Mensch hat also bereits ganz Palästina in Besitz genommen.

Ebenso reich wie das Chelléen und Acheuléen ist das Moustérien im Libanongebiet vertreten. In dieser Zeit werden Höhlenwohnungen bevorzugt.

Hier sind u. a. die Stationen von ʿAdlūn, Kefreija und Rās el-Kelb zu nennen. Sonst kommt das Moustérien in Palästina nicht allzuhäufig vor.

Auch bezüglich dieser Stufe besteht volle Übereinstimmung mit Ägypten.

Die Lebensführung dieser Menschen müssen wir uns ähnlich der der heutigen primitiven vorstellen (S. 72—78).

Kap. IV behandelt das Jungpaläolithikum (S. 78—114) wieder nach vorausgehender Erörterung der europäischen Verhältnisse. Während der nacheiszeitlichen Steppenperiode in Europa wird für Syrien bereits das heutige warme Klima angenommen.

Aber hier ist es nur zu einer sehr reichhaltigen Entwicklung des Aurignacien gekommen, Solutréen und Magdalénien scheinen gänzlich zu fehlen.

Das gilt auch in hohem Grade für Nordafrika.

Von den jungpaläolithischen Stationen ist die wichtigste die von Anteljās, wo die ersten Reste des diluvialen Menschen in Syrien gefunden wurden.

Ein besonderes Verdienst des Verfassers ist die Entdeckung der Station in der Höhle Muräret el-ʿAbed, die er als typisches Aurignacien klassifiziert.

Die Gleichheit mit dem europäischen Aurignacien ist so groß, daß kulturelle Zusammenhänge angenommen werden (S. 111).

Wie im Altpaläolithikum liegen auch hier wieder die Parallelen in Ägypten vor. Soweit der Verfasser über die ältere Steinzeit Syriens.

Leider ist seine Auffassung des Paläolithikums, welche mit der bisherigen allgemeinen Ansicht übereinstimmt, von Grund auf unrichtig. Das Alt-Paläolithikum, das hier der Verfasser in so schöner Übereinstimmung mit Europa findet, hat mit dem europäischen Alt-Paläolithikum zeitlich gar nichts zu tun, sondern ist postglazial und stellt eine in ihrem wahren Wesen bisher noch nicht erkannt gewesene Kultur dar, die Stammkultur des Neolithikums. Die gesamten Faustkeilstationen Syriens sind nacheiszeitlich und stehen im engen Zusammenhang mit dem ältesten Campignien Europas. Daß das sogenannte Aurignacien von Anteljās usw. daher nur eine spätglaziale Kulturstufe sein kann, die besonders bei den Jägern des Libanon ausgeprägt gewesen zu sein scheint, ist nun im Hinblick auf ihre Abkunft von der Faustkeilkultur einleuchtend.

Digitized by Google

Damit bricht der Aufbau der ersten 4 Kapitel des Verfassers gänzlich zusammen.

Bemerkt sei auch, daß die vom Verfasser zugrunde gelegte Diluvialchronologie Boule-Obermaiers an und für sich falsche Ableitungen bezüglich der Einreihung der vermeintlich identischen Kulturstufen in den geologischen Rahmen Syriens zur Folge haben würde und daher die Sache auch in dieser Beziehung nicht aufrecht zu erhalten gewesen wäre.

Das jugendliche Alter der Faustkeilkultur Syriens wurde mir bei Askalon 1917 klar, wo ich Chelles- und andere Typen auf postglazialem lößähnlichem Material fand. Dazu kommt, daß sich zahlreiche Stücke offensichtlich als Übergangsformen zum neolithischen Beil darstellen und die Bearbeitungsweise (Retusche) bei einzelnen Fäusteln so ist wie nie im Altpaläolithikum, sondern wie nur im Campignien. Auch kommen Dolche vor, die dem europäischen Altpaläolithikum durchaus fremd sind.

Ich werde übrigens demnächst den Beweis erbringen, daß das gleicherweise von allen hierhergehörigen Funden aus allen Teilen Afrikas und Asiens gilt, so daß es keine große „altpaläolithische Kulturprovinz" mehr gibt, sondern ein große Teile Europas, Afrikas und Asiens umspannendes Reich der neuerkannten Mutter-Kultur des Neolithikums, die ich „Kultur von Askalon" (Askalonien) nennen werde.

Das Altpaläolithikum scheint sich auf Europa und einen Teil Afrikas zu beschränken.

Daß der Verfasser in den Fehler aller anderen verfallen ist, nimmt nicht wunder, da die Parallele mit Europa wirklich verlockend war und auch ich bis zu meinen entscheidenden Funden monatelang in Palästina mit derselben Ansicht herumging.

Aber verschiedene Momente hätten ihn doch stutzig machen müssen, wovon einmal später die Rede sein wird (Tierwelt usw.).

Hier sei nur auf Abb. 8 (S. 55) verwiesen, die Formen als altpaläolithisch bringt, welche ein ausgesprochen neolithisches Gepräge deutlich an sich tragen.

Daß die Ansicht des Verfassers, Blankenhorns und Schweinfurths bezüglich des Klimas unrichtig ist, ist nach dem Gesagten zweifellos: Die Würmeiszeit ist deutlich zum Ausdruck gekommen, wie die Fauna der phönizischen Stationen unzweifelhaft erkennen läßt. Der von Schweinfurth dagegen angeführte Beweis, daß öfter neben dem Mutterknollen noch feine abgesplitterte Stücke von Feuerstein liegen, was nicht möglich wäre, wenn seit jener Zeit heftige Regengüsse die Abhänge der Berge bespült hätten, ist jetzt, wo wir dieses Altpaläolithikum als postglaziales Urneolithikum kennen gelernt haben, hinfällig, ja im Gegenteil ein Beweis für das postglaziale Alter dieser Funde. Die Parallelisierung der Pluvial- und Steppenperioden Syriens kann wohl nur mit der europäischen Mindel-, Riß- und Würmeiszeit und den entsprechenden Interglazialen durchgeführt werden (zu S. 30). Das Günz-Mindel-Pluvial in der Aufstellung Blankenhorns stelle ich der Mindel- und Riß-Eiszeit, das kleine Pluvial der Würm-Eiszeit gleich.

Den Übergang vom Paläolithikum zum Neolithikum, welche Kultur im V. Kap. (S. 115—187) beschrieben wird, läßt Karge aus dem Aurignacien rasch erfolgen (S. 122), so daß hier die Lücke, wie sie in Europa zwischen Magdalénien und Campignien besteht, fehlt. Es wird auf die günstigen Verhältnisse in Vorderasien für die Entwicklung einer Ackerbaukultur hingewiesen und der Ansicht Ausdruck gegeben, daß die neolithische Kultur über Osteuropa nach Westeuropa vorgedrungen sei.

Karge führt eine reiche Anzahl von syrischen Funden des Neolithikums vor, aber man vermißt den Zusammenhang in der typologischen Entwicklung, es werden ohne andere Kriterien nur die Werkzeugformen beurteilt und nach europäischem Muster als Campignien, Doll- und Spätneolithikum vorgeführt.

Es müßte doch z. B. erklärt werden, wieso aus der Klingenindustrie des Aurignacien die schweren Beile des Campignien entstehen usw. Über die hier schon angeschnittenen Völker-Probleme wird noch zu sprechen sein.

Digitized by Google

Im VI. Kap. wird die Lage der phönizischen und galiläischen prähistorischen Siedlungen besprochen und darauf hingewiesen, daß bereits im Neolithikum die heutigen Siedlungsverhältnisse Platz gegriffen haben (S. 199).

Für die jüngste neolithische Entwicklung (Kap. VII, S. 200—216) werden die Ausgrabungsergebnisse hauptsächlich von Megiddo, Geser und Jericho herangezogen und für diese Zeit eine „in langsamer Entwicklung begriffene, homogene Kultur" festgestellt.

Ganz kurz wird dann im VIII. Kap. die neolithische Keramik behandelt (S. 216—222), während die Stellung der Keramik der älteren Bronzezeit Palästinas nach den verschiedenen Weltgegenden hin mit großer Sachkenntnis bestimmt wird (S. 223—293). Ergebnis: Nahe Beziehungen zum Westen und Südwesten, losere zum Norden und Osten.

Die prähistorischen Denkmäler am Westufer des Genezarethsees sind Gegenstand des IX. Kap. (S. 293—379). In Betracht kommen Höhlen, die als Wohnungen benützt wurden — wann, ist allerdings fraglich — Dolmen, über welche später im größeren Zusammenhang gesprochen wird, und schließlich Megalith-Bauten, die zu den Dolmen in nächste Beziehung gebracht werden (S. 332).

Auch hier holt sich der Verfasser die Parallelen aus weiter Ferne. Sie veranlassen ihn zur Einordnung der palästinischen Megalithbauten „in den großen Kreis der westmittelländischen Megalithkultur" (S. 347).

Ein besonderer Abschnitt ist der von Karge zum erstenmal richtig gewürdigten vorgeschichtlichen Burg Kurūn Hattīn gewidmet, welcher der Charakter einer „Fliehburg" zugeschrieben wird. Sie wird mit anderen Megalithbauten in die Spätzeit der Megalithkultur versetzt und die Ähnlichkeit mit den Befestigungen von Al-alam und den althettitischen Stadtburgen von Boghazköi hervorgehoben. Auch Parallelen aus dem Mittelmeergebiete werden reichlich herangezogen.

Der nun folgende, während des Krieges entstandene Teil des Buches (S. 379—715) handelt ausschließlich von der palästinischen Megalithkultur und dem großen Komplex damit zusammenhängender Fragen.

Der Vergleich der megalithischen Denkmäler des West- mit denen des Ostjordanlandes ergibt einen viel größeren Reichtum des letzteren und auch ein höheres Alter seiner Dolmen, wenn man von denen Galiläas absieht, die ja als eine unmittelbare Fortsetzung der Dolmenfelder östlich des Genezarethsees zu betrachten sind. Bemerkenswert ist das Fehlen von Megalithbauten in Samaria und in Judäa, wo nur jüngere, dolmenähnliche Gräber vorkommen (S. 392).

Im Hinblick auf die im Gebiet der Dolmen bestehenden Lebensbedingungen, die heute dieselben sind wie im Spätneolithikum, hält Karge die Megalithleute für Viehzucht treibende Halbnomaden.

Kunstvoller als die obergaliläischen sind die meisten Dolmen des Ostjordanlandes, welche oft auf kleinen, von ein oder zwei Steinkreisen umgebenen Terrassen errichtet sind. Hier ist ein gewisses Streben nach Symmetrie und Form nicht zu verkennen. Auf die wuchtige Masse folgt die regelmäßige, aus dünnen Platten gefügte Steinkiste, ähnlich wie in Europa.

Zu dieser Übereinstimmung gehört auch das Vorkommen der Doppeldolmen mit Türe, ähnlich den westeuropäischen Ganggräbern. Allerdings handelt es sich vielleicht bei der spärlichen Entwicklung des Ganggrabes hier nur um eine Parallelentwicklung (S. 478).

Bei dem großen Mangel an Funden ist es schwer, das Alter der palästinischen Megalithgräber zu bestimmen, aber es scheint sich im großen und ganzen um dieselbe Zeit wie in Europa zu drehen, also vorgerückte Zeit der jüngeren Steinzeit und Beginn der Kupfer-Bronzezeit.

Die Megalithkultur kann angesichts der Länge der Entwicklung unmöglich von einem durchwandernden arischen Volk stammen, sondern ist „bodenständig" (S. 493).

Digitized by Google

Im Abschnitt „Die Herkunft und Entstehung des palästinischen Megalithgrabes“ (S. 493—506) kommt Karge unter weiter Ausschau nach allen Richtungen — da sie fruchtlos bleibt —, zu dem Schluß, es sei am wahrscheinlichsten, daß der Dolmenbau Palästinas „unter dem wachsenden Einfluß des Seelenglaubens“ im Lande selbständig entstanden ist als „Haus des Toten“ (S. 501). Es würde sich also um einen „Elementargedanken“ handeln.

Unter der Überschrift „Die Bedeutung der palästinischen Dolmen“ (S. 506—609) wird die Bestimmung der Dolmen als Gräber als unzweifelhaft hingestellt und bewiesen. Manche Beobachtung an den Dolmen, wie die der Schalenvertiefungen, gibt Veranlassung zu einer eingehenden Betrachtung der Anschauungen über den Tod und die Totenbräuche bei den verschiedensten Völkern.

Die Schalen und manches andere lassen erkennen, daß es sich um einen regelrechten „Ahnenkult“ gehandelt haben muß.

Der folgende Abschnitt „Die palästinischen Dolmenerbauer und ihre Zeit“ (S. 609—715) versucht, in die heute noch ganz unklaren Völkerverhältnisse Vorderasiens Licht zu bringen.

Es wird die so häufig aufgetretene Vorstellung von der „riesenhaften Urbevölkerung Palästinas“, den Rephāīm, auf die Deutung der Megalithgräber durch die spätere Bevölkerung zurückgeführt (S. 612), wie das ähnlich ja auch in vielen anderen Ländern geschehen ist.

Nun erst treten die Rephāīm, die der Verfasser den Haupttitel des Buches abgeben läßt, auf, als die Totengeister, die in den Megalithgräbern ruhen. Das war die dolmenbauende Riesenbevölkerung der Urzeit, was damit bewiesen wird, daß sich „die Wohnsitze der Rephāīm nach den alttestamentlichen Quellen mit der Verbreitung der Dolmen in Palästina decken“ (S. 620).

Daß diese Vorstellungen von Riesen tatsächlich auf bestimmte hochgewachsene Völker zurückgehen, die etwa nicht semitisch wären, wird nicht angenommen, sondern es werden die Emīm in Moab, die Zamzummīm in ʿAmmon usw. nur für örtlich verschieden benannte Totengeister, die unter den Sammelnamen Rephāīm fallen, gehalten. Auch die Amoriter werden mit den Rephāīm identifiziert (S. 633).

Tritt die Bezeichnung mithin gerade da und nur da auf, wo Megalithbauten vorhanden sind, also besonders im Ostjordanland, so erscheint wohl bewiesen, daß unter Rephāīm die Dolmenerbauer verstanden wurden, aber es bleibt m. E. immerhin die Frage offen, ob die überlieferten Namen nicht doch wirkliche Völkernamen sind, was Kittel annehmen möchte.

Das „eiserne Bett“ des Königs ʿOg von Basan, des „Letzten der Rephāīm“, möchte Karge auch für einen Dolmen halten (S. 638). Er weist dabei auf ähnliche Sagen in Europa hin.

Die ʿAnāḳīm, welche auch zu den Rephāīm gezählt wurden, waren die riesenhaften Bewohner der Gegend von Hebron, über deren Bericht die Kundschafter der Israeliten nicht wenig erschraken (S. 642). Sie werden den Kanaanäern zugezählt. Bemerkenswerterweise tragen die drei ʿAnāḳsöhne aramäische Namen. Die Berichte über die ʿAnāḳīm lassen darauf schließen, daß es sich hier wirklich um eine Urbevölkerung handelte, die den israelitischen Ankömmlingen an Wuchs bedeutend überlegen gewesen sein muß.

Die Rephāīm sind also die Dolmenerbauer.

Zu unterscheiden von diesen Volkssagen sind die „wirklichen geschichtlichen Nachrichten“ über die Amoriter, Horiter, Hettiter usw. in Palästina (S. 645).

Alles spricht dafür, in den Dolmenerbauern halbansässige Hirtenstämme zu sehen, deren mehr und mehr Defensiv-Charakter annehmende Siedlungsanlagen erweisen, daß es häufig Angriffe von Beduinen, besonders von der Wüstenseite her, abzuwehren gab.

Digitized by Google

Die sicher eine Reihe von Jahrhunderten währende Megalithkultur ist eine selbständige Erscheinung, durch die Verhältnisse im Lande bedingt. Als Argument wird angeführt, daß in steinigen Gegenden des Mittelmeergebietes fast überall die Hirtenbevölkerung zum Megalithbau gekommen ist, schon weil die Hirten „durch ihren Beruf beständig zu primitiven Steinbauten gezwungen" sind (S. 649).

Hier wird man mit Erfolg dem Verfasser entgegenhalten können, daß es höchst merkwürdig ist, daß diese Entwicklung in weit voneinander entfernten Gebieten zur selben Zeit, am Ende des Neolithikums auftritt und dort überall einen so überraschend gleichen Verlauf nimmt, wozu noch die verblüffende Übereinstimmung in der archäologischen Entwicklung kommt.

Schließt die lange Entwicklung auch aus, daß es sich um ein rasch durchziehendes Volk handelt, so spricht doch alles dafür, daß es dieselbe Bevölkerung war, die mindestens seit dem Campignien im Lande war und sich gradlinig — genau wie z. B. in Skandinavien — weiterentwickelt hat, bis es auch hier, wie in Europa, zum Megalithbau kam.

Aber diese so eng verwandten Kulturerscheinungen setzen unbedingt enge Beziehungen der Träger voraus und sind unmöglich, wie der Verfasser will, als „bodenständige", voneinander unabhängige Vorgänge anzusehen.

Darauf werde ich in meinem in Vorbereitung befindlichen Werk über Palästina des näheren eingehen.

Der Ansetzung der Megalithära vor dem Einbruch der Hettiter und Hyksos kann man jedenfalls beipflichten.

Die bäuerliche Kultur, wie sie uns in Gezer, Megiddo, Jericho usw. entgegentritt, ist wahrscheinlich von Ägypten herübergekommen. Aber auch die Verbindung mit Babylonien war zweifellos eine innige und alles deutet darauf hin, daß Palästina-Phönizien das Durchgangsland für beide Kulturmittelpunkte war.

Der große Unterschied zwischen der Kulturentwicklung des West- und Ostjordanlandes ist m. E. nur durch Rassenverschiedenheit der Bevölkerung zu erklären. Als „direkte Fortsetzung der steinzeitlichen Kultur" kann man nur die Dolmenerbauer des Ostens ansehen, während die fortgeschrittenere Stadtkultur des Westens, die auch früher in die Metallzeit eintritt, als nicht einheimisch zu betrachten ist.

Das Ende der Dolmenperiode — um 2000 — fällt mit hettitischen Einflüssen von Norden und ägyptischen von Süden zusammen.

Im folgenden befaßt sich der Verfasser eingehend mit der verschiedenen Bauweise im Osten und Westen des Landes, dort Rundbau ohne Mörtel aus großen Steinen, hier viereckiger Grundriß und Ziegelverwendung. Erst in der Spätmegalithzeit findet die Viereckform auch im Osten Eingang, und zwar beim Herrenhaus, während die umgebenden Bauten noch im alten Rundbau verharren.

Bei Besprechung des Kraggewölbes wird u. a. auf die nahe Verwandtschaft dieser Bauweise mit Boghaz-köi u. a. verwiesen, andererseits aber die Verschiedenheit von der babylonischen Baukunst hervorgehoben (S. 665).

Bezüglich der Herkunft des Ziegelbaues wendet Verfasser mit Recht den Blick nach Ägypten (S. 667), aber auch mit dem Norden bestand innige Verbindung, so daß die „ostjordanische Megalithkultur in Syrien isoliert" dasteht.

Dort, wo der von außen gekommene Ziegelbau mit dem einheimischen Steinbau zusammentraf, entstand der typisch syrisch-kleinasiatische Bau, wie ihn die kanaanäischen Bergfestungen zeigen.

Sehr skeptisch wird man vorderhand noch in bezug auf die Völkerkarte des vorhistorischen Palästina sein müssen, besonders was die kleinasiatisch-hettitische (armenoide) Bevölkerung betrifft, der gewiß auch in Palästina eine große Rolle zukommt. Hier wird

Digitized by Google

volle Klarheit nur durch das Zusammenwirken aller beteiligten Wissenszweige zu erreichen sein. Die Frage, wer die Dolmenerbauer waren, läßt Karge noch offen (S. 685), auch die, ob nicht „verschiedene Bevölkerungsschichten am Bau der megalithischen Denkmäler beteiligt waren". Dagegen scheint mir die so einheitliche Entwicklung auf verhältnismäßig kleinem Raum zu sprechen.

Aber zwei negative Folgerungen des Verfassers sind unbedingt stichhaltig: Die genannte „kleinasiatische armenoide Bergbevölkerung" kann nicht Schöpfer der Megalithbauten gewesen sein, sonst fände man solche auch in Kleinasien, das jedoch zum Kurgangebiet gehört. Die Erbauer der Steinkisten Transkaukasiens sowie die von Lenkoran, Talisch am Kaspischen Meer und Luristan in Persien kommen auch nicht in Betracht, weil sie bereits der jüngeren Bronzezeit und älteren Eisenzeit angehören.

Als ausgemacht hält es Karge, daß die Dolmenerbauer keine Indogermanen waren. Aber seine hierfür angeführten Gründe sind nicht überzeugend. Natürlich kommt dafür die arische Bevölkerung Kleinasiens usw. um die Mitte des 2. Jahrtausends nicht mehr in Betracht. Aber es ist sehr wohl möglich, daß die Amoriter Indogermanen und die Dolmenerbauer waren. Wie ich zeigen werde, spricht die vorgeschichtliche Archäologie gegen die bisherigen Annahmen über die Herkunft der Indogermanen, die auch der Verfasser erwähnt. Die urneolithische Kultur ist auf afrikanischem Boden erwachsen und von diesem Gesichtspunkte wird die große und schwierige Frage zu betrachten sein.

Es wird sich nicht darum handeln, alle Dolmen und dolmenähnlichen Gräber von Spanien bis Japan den Indogermanen zuzuschreiben, sondern zu erwägen, ob nicht dort, wo ein längerer, völlig übereinstimmender Entwicklungsgang vorliegt, von enger Verwandtschaft der Erbauer gesprochen werden muß.

Lehnt Karge die Indogermanen als Dolmenerbauer ab, so hält er es für sicher, daß „die Semiten als Hauptträger der palästinischen Megalithkultur anzusehen" seien (S. 709). Übrigens müsse ein ethnischer Unterschied zwischen West- und Ostpalästina nicht notwendigerweise angenommen werden.

In einer „Schlußbetrachtung" berührt Verfasser „die Frage nach den Beziehungen der palästinischen zur west- und nordeuropäischen Megalithkultur". Die eine Gruppe von Forschern läßt bekanntlich Europa in der Neolith- und Folgezeit vom südöstlichen Kulturkreis des Mittelmeeres aus befruchtet werden, die andere nimmt Europa als selbständig, ja als Ausgangsgebiet an.

Wie ich zeigen werde, ist keines von beiden richtig, sondern die Kultur geht in der Nacheiszeit von Afrika aus, einerseits nach West- und Nordeuropa, andererseits nach dem vorderasiatischen Orient, allem Anschein nach bis Indien.

Zu den beiden Kulturwanderungshypothesen, die den Megalithbau von einem Punkte ausgehen lassen, stimmen die palästinischen Verhältnisse nach Karge nicht.

Das palästinische Megalithgebiet ist „weder als Ausgangspunkt der Megalithgräbersitte erwiesen, noch ist es verständlich als Endpunkt oder Glied einer Kette westöstlich gerichteter Bewegungen" (S. 711).

Karge lehnt dann unter Hinweis auf die peripherische Lage gegenüber dem gleichartigen Steingräbergebiet Nordafrikas und Nordwestarabiens, auf die Armut an Grabformen und auf das sicher nicht höhere, wenn nicht sogar jüngere Alter der palästinischen Megalithbauten gegenüber dem westmittelländischen Megalithkreis eine von Palästina aus nach Westen gehende Kulturströmung ab.

In die Nähe der Wirklichkeit sehen wir den Verfasser gekommen, wenn er in Anbetracht der Verbindung der west- mit der ostmittelländischen Megalithkultur durch das

Digitized by Google

nordafrikanische Steingräbergebiet die beiden ersteren als „auf demselben Stamme gewachsen" ansehen möchte (S. 712). Tatsächlich lassen sich für einen sehr engen Zusammenhang, wie ich zeigen werde, positive archäologische Belege beibringen.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß es sich um eine bis zum Campignien gemeinsame Kulturentwicklung in einem gemeinsamen Gebiete handelt, daß dann Bevölkerungsteile in weit voneinander entfernte Gebiete abwandern und trotz räumlicher Trennung doch im großen und ganzen den gleichen Entwicklungsgang durchmachen, den ihnen die gemeinsame Wurzel vorschreibt.

Wenn also zwischen den einzelnen Dolmengebieten Verbindungen fehlen, wird man nicht wie Verfasser in solchem Fehlen der Zwischenglieder einen Beweis erblicken, daß Zusammenhänge nicht bestehen, sondern annehmen müssen, daß die Trennung durch fremde Elemente entstanden ist.

S. 713 verweist Karge noch einmal auf den „Mischcharakter der palästinischen Kulturen", der bei dem Charakter des Landes als „Durchgangsland" verständlich ist.

Das Bild der wechselnden Stärke des Einflusses der Nachbarstaaten ist vorerst noch nicht klar zu sehen, vor allem ist die Verschiedenheit des Schicksals der einzelnen Gebiete zu berücksichtigen, so daß „die palästinische Kultur keine Einheit" darstellt.

Wer dieses über 700 Seiten starke Buch durchstudiert hat, kommt wohl zur Bewunderung der reichen Belesenheit des Verfassers, muß sich aber auch sagen, daß gerade die überwältigende Menge von Stoff, die oft viele Seiten ausmachenden Exkurse in Gebiete, die dem Gegenstande oft recht fern liegen, sowie zahlreiche Wiederholungen das Werk und den Leser übermäßig belasten. Deshalb fehlt die wünschenswerte Übersichtlichkeit, die Abgeschliffenheit und Prägnanz der Darstellung.

Man ist, wie gesagt, nicht in der Lage, z. B. in der Steinzeit die organische Weiterentwicklung der einzelnen Kulturen mit ihren Werkzeugtypen zu verfolgen, sondern es wird für jede der europäischen Stufen das herausgeholt, was für sie typologisch zu passen scheint.

Dabei hat das europäische Lehrbuch, wie oben ausgeführt, den Verfasser arg im Stich gelassen.

In meinem Werk über Palästina werde ich zeigen, wie ganz anders sich das Bild des vorgeschichtlichen Palästina in Wirklichkeit darstellt; es gibt kein Altpaläolithikum, weder hier noch in Ägypten und Mesopotamien, sondern die Grundlage der ganzen späteren Entwicklung ist die „Kultur von Askalon", die Mutterkultur des Neolithikums.

Ihre Heimat ist Afrika und von hier aus haben am Ende des Diluviums die großen Verschiebungen nach Norden und Osten begonnen, welche im großen und ganzen zur heutigen Rassengruppierung in der mittleren und westlichen alten Welt geführt haben.

Wien im April 1919. Josef Bayer.

Folke Hansen, Bidrag till kännedomen om äldre megalitkeramiken i Skåne och Danmark. Lund 1918.

Zum ersten Male hat der Verfasser dieser Arbeit den Versuch gemacht, die gesamte ältere Megalithkeramik in Dänemark und Schonen zu sammeln und in typologischer und chronologischer Reihenfolge zu ordnen, um dadurch eine feinere und genauere Periodeneinteilung zu erhalten, als es durch die Unterscheidung der Grabformen möglich gewesen ist. Diesen Versuch gemacht zu haben, muß man dem Verfasser dankbar sein, wenn man auch einige seiner Ergebnisse nicht billigen oder wenigstens nicht als ganz sicher betrachten kann.

Digitized by Google

In der ersten Abteilung wird die besondere Dolmenkeramik — die Kragenflaschen und die Kugelflaschen oder, wie sie der Verfasser nennt, die Flaschengefäße — behandelt.

Unter den Kragenflaschen kann man zwei Gruppen unterscheiden: die doppelkonischen und die rundbauchigen. Von diesen werden die doppelkonischen für die reinste und älteste Form gehalten, während die rundbauchigen als entartete Nachkömmlinge der ersteren betrachtet werden.

Doppelkonische Kragenflaschen sind nur aus Jütland bekannt, und zwar in sechs Exemplaren; rundbauchige kommen auch auf den dänischen Inseln vor. Aus schwedischen Funden sind Kragenflaschen bis jetzt nicht bekannt. Von den im übrigen Europa gefundenen Gefäßen dieses Typus gehören alle der rundbauchigen Form oder einer Form mit abgeplattetem Boden an. Die am nächsten liegende Schlußfolgerung dieser Tatsachen wäre, Jütland als Entstehungsort der Kragenflaschen zu betrachten. Dies hat auch Åberg in seiner Arbeit „Die Steinzeit in den Niederlanden" getan. Ihm gegenüber behauptet Hansen, daß die Kragenflaschen in Dänemark von auswärts eingeführt worden sind. Ihre wohlentwickelte und schöne Form zeigt nämlich nach dem Verfasser keine ursprünglichen Züge, sondern muß eine lange Entwicklungszeit gehabt haben, und die Vorstufen sind nicht in Dänemark gefunden. Ich möchte hinzufügen: sie sind auch nirgends anderswo gefunden. Hierzu kommt, daß die west-, mittel- und osteuropäischen Kragenflaschen in eine spätere Zeit anzusetzen sind. Es bleibt dann wohl kaum etwas anderes übrig, als Jütland als Entstehungsort dieser Gefäße anzunehmen. Daß sie eine Entwicklung gehabt haben, ist doch nicht zu leugnen; die Vorstufen brauchen aber nicht aus Ton gewesen zu sein. Die Kragenflaschen, wie ein großer Teil der übrigen Megalithkeramik, weisen in ihren strengen Formen und in ihrer Verzierung darauf hin, daß die Vorbilder wahrscheinlich aus Holz gemacht gewesen sind. Betreffs des hier besprochenen Typus stelle ich mir seine Entstehung so vor, daß der eigentliche Gefäßkörper von zwei zusammengeklappten Holzschalen gebildet worden ist. Durch den Boden der oberen Schale ist dann ein Loch gebohrt, in welches der zylindrische Hals eingelassen worden ist; der Zweck des Kragens sollte demgemäß sein, ein allzu tiefes Herunterfinken des Halses zu verhindern. Statt Holz kann man sich auch Tonschalen denken; das Ergebnis ist dasselbe.

Im Gegensatz zu den Kragenflaschen, die in mehreren Gegenden Europas vorkommen, sind die Kugelflaschen (Megalithamphoren nach Kossinna) eine speziell dänische Form, die außerhalb Jütlands und der dänischen Inseln nur in Schleswig-Holstein[1]) gefunden ist. Der Verfasser gibt aus Dänemark 16 Exemplare von 13 Fundorten an, dazu kommen noch 4 Exemplare unbekannter Herkunft und 1 Exemplar aus Holz, in einem Moor zusammen mit Holzschalen, dem Stiel eines Dolmenbeils usw. gefunden[2]).

Betreffs der Vorkommnisse sowohl der Kragenflaschen wie der Kugelflaschen sei hervorgehoben, daß sie nicht auf die Dolmen beschränkt sind, sondern daß man sie auch in Einzelgräbern gefunden hat, ein Hinweis sowohl auf das frühzeitige Auftreten dieser Bestattungsart in Dänemark als auch darauf, daß die sog. Einzelgrabkultur nicht in Dänemark von auswärts eingeführt ist, wenn auch fremde Einflüsse dabei mitgespielt haben können.

Über die Zeitstellung dieser beiden Gefäßtypen kommt der Verfasser zu dem Ergebnisse, daß beide gleichzeitig sind — in einigen Funden sind sie zusammengefunden —,

[1]) Vgl. Kossinna, Die deutsche Vorgeschichte, S. 240, Anm. 3.

[2]) Wichtig wäre zu wissen, ob auch der Gefäßkörper aus Holz war oder ob nur ein Stück vom Halse gefunden ist. Ich halte es nämlich für unwahrscheinlich, daß eine Form wie die der Kugelflaschen aus Holz geschnitzt werden kann, wenigstens mit den unvollkommenen Werkzeugen, die dem Steinzeitmenschen zur Verfügung standen. Näher läge es zu denken, daß der Hals aus Holz und der Körper aus einer Tierblase oder ähnlichem, weichem Stoffe angefertigt wurde.

Digitized by Google

und daß sie während der ganzen Dolmenzeit und z. T. in der Übergangszeit in Dänemark fortleben. Die Kragenflaschen verschwinden dann aus Dänemark[1]), während die Kugelflaschen sich in den verschiedenen Gefäßformen der Ganggräberzeit weiter entwickeln.

Ehe der Verfasser auf die Behandlung der Ganggräberkeramik eingeht, bespricht er zwei von ihm ausgegrabene Ganggräber und einen Wohnplatz, alle drei in Schonen, mit einem reichen und interessanten Scherbenmaterial, dessen Ornamente sehr eingehend aber wenig übersichtlich behandelt werden.

Die Haupttypen der früheren Ganggräber- oder Übergangskeramik, die Trichterrandbecher verschiedener Formen und die „Gefäße mit schalenähnlichem Hals", werden vom Verfasser aus der Kugelflasche hergeleitet. Als Übergangsform kann ein Gefäß wie Müller, Ordning af Danmarks Oldsager, Abb. 228, betrachtet werden. Der Boden ist noch kugelig, aber der Hals ist breiter und kürzer geworden. Während der weiteren Entwicklung erweitert sich der Hals noch mehr, der Gefäßkörper verliert seine kugelige Form und bekommt eine Standfläche. Von dieser Stufe aus geht die Entwicklung zwei verschiedene Wege: einerseits wird der Hals kurz und weit, der Rand ladet kräftig aus. In den letzten Stadien ist die Innenseite des Randes oft verziert. Als Beispiel kann das Gefäß Müller, a. a. O., Abb. 222, genannt werden. Andererseits entwickelt sich der Hals auf Kosten des Gefäßkörpers, wird hoch und weit und die Form entsteht, die unter dem Namen „Trichterrandbecher" bekannt ist (vgl. Kossinna, Deutsche Vorgeschichte Abb. 14—16). Sowohl typologisch als chronologisch wird der Trichterrandbecher jünger sein als der Becher Müller, a. a. O., Abb. 218.

Gemeinsam für alle diese Gefäße ist die vertikale Verzierung am Bauche, welche zurückgeht auf die von der Schulter der Kugelflaschen herunterhängenden Fransenornamente, während der Hals oft, wenigstens in den älteren Stufen, unverziert geblieben ist oder nur mit einer einfachen Zickzacklinie am Rande versehen ist.

Als letzte Entwicklungsstufe der schüsselförmigen Gefäße kann das bei Müller, Nordische Altertumskunde, S. 153, abgebildete große, schöne Gefäß betrachtet werden.

Zwischen den Kugelflaschen und diesem Gefäße gibt es mehrere Abarten, die eine kürzere oder längere Lebzeit gehabt haben. Die Ergebnisse des Verfassers in dieser Hinsicht sind sehr einleuchtend und werden wohl auch in der Hauptsache richtig sein.

Im letzten Abschnitt wird eine gedrängte Übersicht der megalithischen Keramik der späteren Ganggräberzeit gegeben. Diese kennzeichnet sich hauptsächlich durch ein Zurückgehen in den keramischen Erzeugnissen. Der organische Zusammenhang zwischen Form und Verzierung, der für die Megalithkeramik so charakteristisch ist, hört auf, die Gefäße verlieren ihre scharfe Profilierung und die Form wird mehr abgerundet[2]). In dieser

[1]) Eine bemerkenswerte Tatsache, auf die weder Hansen noch Åberg in seiner Arbeit „Das nordische Kulturgebiet in Mitteleuropa während der jüngeren Steinzeit" eingeht, möchte ich hier hervorheben, nämlich, daß die Kragenflaschen erst dann im übrigen Europa auftreten, nachdem sie in Dänemark verschwunden sind.

An dieser Stelle möchte ich auch eine Kragenflasche erwähnen, die Åberg scheinbar übersehen hat. Sie erfordert eine Modifizierung seiner S. 201 ausgesprochenen Vermutung über die überseeische Verbindung zwischen den dänischen Inseln und der Gegend von Stralsund. Das hier gemeinte Gefäß von Seeretz bei Lübeck ist abgebildet in der Festschrift zur XXVIII. Versamml. d. deutsch. anthrop. Gesellsch., Lübeck 1897, Taf. IV, Abb. 6.

[2]) Erwähnenswert ist ein bis vor kurzem ganz unbekannter Gefäßtypus. Durch Zusammensetzung und Ergänzung loser Scherben hat man in dem Kopenhagener Museum ein Gefäß herausbekommen in der Form etwa der älteren Bernburger Trommeln (Kossinna, Deutsche Vorgeschichte, S. 28, Abb. 29), aber mit Boden. Ein Zusammenhang mit jenen, wie der Verfasser meint, besteht doch sicher nicht. Inwieweit diese nordischen Fußschalen mit den schlesischen in Beziehung stehen, bleibt vorläufig eine offene Frage.

Digitized by Google

Zeit tritt in Dänemark und Südschweden eine neue Grabform auf — das Einzelgrab — mit einer ganz anderen Keramik.

An manchen Stellen vermißt man eine strenge und durchgedachte Disposition, was die Übersichtlichkeit erschwert, so z. B. bei der Behandlung der Kugelflaschen, wo die Funde unnötigerweise zweimal aufgezählt werden und die Fundangaben an den verschiedenen Stellen sich z. T. ergänzen, z. T. decken. Man hätte gewünscht, daß bei einer Behandlung, wie die der Kragenflaschen und der Kugelflaschen, die Fundangaben und die Beschreibung einheitlicher und abgesondert behandelt worden wären, was die Arbeit für weitere Studien wertvoller gemacht hätte. In dieser Hinsicht vermißt man auch ein Verzeichnis der Abbildungen. Bei den Scherbenabbildungen wäre wünschenswert gewesen, wenn eine Profilzeichnung beigefügt worden wäre, wenigstens bei den größeren Randscherben.

Halle a. S. Nils Niklasson.

Gustaf Kossinna. Die deutsche Ostmark ein Urheimatboden der Germanen. Monatsschrift Oberschlesien Jahrgang 17, Heft 12 (März 1919).

Als nach dem Zusammenbruch Deutschlands die Polen die Zeit für gekommen erachteten, die so heiß begehrten deutschen Ostprovinzen zu erringen, setzten sie sich nicht nur mit Waffengewalt für dieses Ziel ein, sondern führten in verstärktem Maße auch den geistigen Kampf fort, mit dem sie ihre Ansprüche auf die deutsche Ostmark zu rechtfertigen suchten, einen Kampf, für den slawische Forscher seit langem in ganz voreingenommener, den vorhandenen Quellen Gewalt antuender Weise die Wissenschaft mißbrauchten. Diesem Treiben ist von deutscher Seite viel zu wenig durch aufklärende Schriften entgegengearbeitet worden. Deshalb ist die auf Wunsch der „Freien Vereinigung zum Schutze Oberschlesiens" verfaßte Abhandlung Kossinnas besonders freudig zu begrüßen, in der rein sachlich die Fehler der slawischen Forschung aufgedeckt werden und in gedrängter Fassung die Vorzeit unserer Ostmark geschildert wird, wie sie sich bei unparteiischer, gewissenhafter Bearbeitung des archäologischen und geschichtlichen Quellenstoffes ergibt.

Ostdeutschland gehört seit den ältesten Zeiten seiner Kultur und Bevölkerung nach zu den westlich angrenzenden Teilen Mittel- und Nordeuropas, schon kurz nach der Eiszeit, als die ersten Menschen diese Gegenden aufsuchten, dann in der mittleren Steinzeit, als sich an der westlichen Ostsee das indogermanische Urvolk entwickelte, von dem sich bald die Südindogermanen, zu denen auch die Slawen gehören, trennten, um nach Südosteuropa zu wandern. In der jüngeren Steinzeit wurde Ostdeutschland von den in der Heimat verbliebenen Nordindogermanen bei ihren Zügen gen Süden durchstreift und besiedelt. Als sich gegen Beginn der Bronzezeit (um 2000 vor Chr.) auch dieser Teil der Indogermanen durch umfangreiche Wanderungen in Einzelstämme auflöste, wurde die Ostmark Besitz der nordindogermanischen Illyrier, deren Siedelungsgebiet westlich bis an die Grenzen Thüringens reichte, während Polen und das angrenzende Rußland in der ganzen Bronzezeit unbevölkert war. Die Germanen verblieben als einziger Stamm in der Urheimat am Westrande der Ostsee. Sie dehnten ihr Siedelungsgebiet aber bald aus und stießen hierbei auf die Illyrier. Während der Bronzezeit gewannen sie diesen in fast siebenhundertjährigen Kämpfen den Nordteil Ostdeutschlands ab und begründeten hier ein erstes germanisches Kolonialland, dessen Mittelpunkt das Weichselmündungsgebiet wurde. Die Darlegung der weiteren Schicksale und der Ausbreitung dieses neuen, in der Ostmark erwachsenen ostgermanischen Zweiges, der sich sprachlich und archäologisch von den Westgermanen klar scheidet, bildet den Hauptteil der Arbeit. Je mehr wir uns den geschichtlichen Zeiten nähern, desto stärker können durch gemeinsame Verwertung vorgeschichtlicher und geschichtlicher Quellen die Einzelheiten herausgeholt, das Bild dadurch voller gestaltet werden. Seit Beginn der Eisenzeit (um 750 v. Chr.) dehnen sich die Ostgermanen, die

Digitized by Google

späteren Wandalen, über ganz Ostdeutschland und einen Teil Polens aus und unterwerfen hier die illyrische Bevölkerung oder verdrängten sie nach Österreich. Um 100 v. Chr. strömen von Skandinavien her neue Germanenstämme über die Ostsee nach Ostdeutschland, die Rugier nach der Danziger Bucht, die Burgunden ins westliche Hinterpommern, von wo sie sich bald weithin ausdehnen und die Wandalen in die Südhälfte der Ostmark treiben. Etwa 50 Jahre später landen neue skandinavische Stämme, die Goten, im Weichseldelta, die wieder die Rugier unterwerfen oder beiseite schieben und um 100 nach Chr. Ostpreußen dem ostgermanischen Gebiet hinzuerwerben. Das vorgeschichtliche Fundmaterial gestattet es, alle Einzelheiten dieses ständig wechselnden Gewoges germanischer Stämme in unserer Ostmark zu entwirren, wie es von Kossinnas kundiger Meisterhand durchgeführt wird bis zur geschichtlichen Völkerwanderung, in der die Ostgermanen allmählich Ostgermanien verlassen, um im sonnigen Süden bessere Lande zu gewinnen. Nachdem also unsere Ostmark anderthalb Jahrtausende lang von einer rein germanischen Bevölkerung bewohnt war, wird sie im 6. Jahrhundert nach Chr. öde und leer.

Und wo sind die Slawen, die nach den Aussagen polnischer und tschechischer Forscher seit Urzeiten hier gesessen haben sollen? Sie siedelten sich nach der Auflösung der südindogermanischen Völkergemeinschaft etwa in der Ukraine an, wo sie so weit entfernt und so völlig abgeschnitten von aller westlichen Kultur waren, daß wir von ihnen nur ganz dürftige ungewisse Kunde aus der geschichtlichen Überlieferung haben. Als sie im 7. Jahrhundert nach Chr. in langsamem Vorfühlen nach Westen zum ersten Male in die leere Ostmark gelangten, war ihre Kultur noch so tiefstehend, daß sie hier kaum nachweisbare Reste hinterlassen hat. Aber auch die späteren slawischen Funde des 10. und 11. Jahrhunderts zeigen in ihrer armutsvollen Eintönigkeit mit überraschender Klarheit, mit welch einzigartiger, fortschrittfeindlicher Zähigkeit die Slawen an ihrer niedrigen, halbasiatischen Kultur festgehalten haben. Es ist daher verständlich, daß ihre Herrscher vom 12. Jahrhundert an, um ihr Land zu heben, wieder deutsche Bauern und Siedler aus dem Westen herbeiriefen, die mit dem Pfluge in erneuter Kolonisierung die Ostmark für das Deutschtum zurück eroberten. So bleibt denn von der laut verkündeten slawischen Bodenständigkeit in der Ostmark nichts als eine fünfhundertjährige Episode, die die mehr als zweitausendjährige germanische Zeit Ostdeutschlands mit einem erschreckenden Kulturrückschritt unterbricht.

In diesem wissenschaftlichen Ergebnis liegt der große politische Wert, den Kossinnas Schrift gerade jetzt besitzt. Entreißt sie doch den polnischen Gelüsten nach deutschen Kulturländern das moralische Mäntelchen, mit dem die Polen ihre Ansprüche zu umkleiden suchen. Außerdem bietet die Arbeit wieder ein klassisches Beispiel für die Bedeutung, die die deutsche Vorgeschichtswissenschaft in nationaler Hinsicht für unser ganzes Volk erhalten hat, seitdem durch Kossinnas großzügige Forschungen die Kulturwelt unserer Vorfahren eine gerechtere Würdigung erfahren hat. Als 1807 nach Preußens Zusammenbruch der innere Wiederaufbau begonnen wurde, förderte Hardenberg mit aller Kraft die geschichtliche und landeskundliche Forschung, da er sich des großen völkischen Einflusses der vaterländischen Geschichte voll bewußt war. Jetzt ist nun neben der Geschichte eine neue Wissenschaft herangewachsen, die ihr in nationaler Werbekraft um nichts nachsteht. Mögen sich die regierenden Kreise, die unser Volk aus dem jetzigen Niedergang nur durch kräftige Stärkung und Wiederbelebung unseres Nationalgefühles emporführen können, der starken Stütze, die ihnen hierbei die deutsche Vorgeschichte bietet, bewußt werden und die junge, emporstrebende Wissenschaft zu voller Blüte bringen[1]). Breslau. **M. Jahn.**

[1]) Inzwischen erschien auf Veranlassung des „Deutschen Volksrats für Westpreußen" in Danzig als selbständige Schrift, die mit der oben besprochenen Abhandlung vielfach übereinstimmt: Das Weichselland ein uralter Heimatboden der Germanen. Von G. Kossinna, Prof. a. d. Universität zu Berlin, Danzig 1919. Druck v. A. W. Kafemann (27 S.).

Digitized by Google

Albert Neuburger, Die Technik des Altertums. Gr. 8°, XVIII und 569 Seiten, 676 Abbildungen. Leipzig (R. Voigtländer) 1919.

Der umfangreiche Band soll in zusammenfassender Form, nach Zweigen der Technik in Kapitel gegliedert, den heutigen Stand unseres Wissens von der Technik des Altertums darstellen. Den Begriff „Altertum" begrenzt der Verfasser im Vorwort dahin, daß es den Zeitraum vom Eintritt der einzelnen Völker in die Geschichte bis etwa zum letzten Drittel des 5. Jahrh. n. Chr. umfaßt. ‚In einzelnen Fällen jedoch mußte sowohl nach rückwärts wie nach vorwärts eine Erweiterung statthaben. So mußte z. B. überall da, wo es sich zeigte, daß eine bestimmte Technik sehr tief in vorgeschichtlicher Zeit wurzelte, auf diese zurückgegriffen werden.' Tatsächlich geht der Verfasser nur in sehr wenigen Fällen, und auch da meist nur andeutungsweise auf die vorgeschichtliche Technik zurück. Diese Beschränkung auf die „geschichtliche" Zeit des Altertums ist um so unverständlicher, als wir unsere Kenntnis von der Technik des Altertums doch verhältnismäßig sehr wenig aus den meist sehr knappen und unklaren schriftlichen Quellen schöpfen können, weitaus das meiste vielmehr aus den überkommenen Gegenständen und bildlichen Darstellungen erschließen müssen, so daß also kein triftiger Grund dagegen spricht in die schriftlosen Zeiten zurückzugehen, ganz abgesehen davon, daß es doch von besonderem Reiz ist die einzelnen Techniken bis an ihre Anfänge zurückzuverfolgen, und daß das Verständnis für den Stand der Technik in geschichtlicher Zeit meist wesentlich erleichtert wird, oft sogar nur möglich ist, wenn man auf die vorgeschichtlichen Vorstufen zurückgeht.

Aber nicht nur zeitlich legt sich der Verfasser eine bedauerliche Beschränkung auf, sondern auch in der Auswahl derjenigen Völker, deren Technik er schildert. Er beschränkt sich fast ausschließlich auf die ägyptische, die vorderasiatischen (einschließlich der jüdischen), die hellenische und hellenistische und die römische Kultur. Daneben werden des öfteren die indische und die chinesische Kultur herangezogen; dagegen bleiben der mittel- und nordeuropäische Kulturkreis, selbst für deren geschichtliche Zeiten, fast völlig unberücksichtigt. Wir finden kein Wort über die Goldarbeiten, die Holztechnik, die Webekunst des Nordens, nichts über vorrömische Bohlwege, über nordische Ledertechnik, über das nordische Haus. Von den Zeugnissen für das Alter und die Höhe der germanischen Schiffsbautechnik wird nur das Oseberg-Schiff angeführt, und auch dies lediglich als Beleg dafür, daß reines Eisen nicht rostet! Im Übrigen beschränkt sich Neuburger hier auf die spärlichen Angaben bei Tacitus.

Diese auffallende Zurückhaltung Neuburgers hat ihren Grund in einem geradezu erstaunlichen Mangel an Kenntnis der vorgeschichtlichen Tatsachen, besonders der nordischen, den er an den wenigen Stellen offenbart, wo er ausnahmsweise auf diese Tatsachen eingeht. Bezeichnend ist schon das Urteil über die Bronzezeit. Er sagt (S. 11) wörtlich: ‚So ist ein „bronzenes Zeitalter" im Hesiodschen Sinne schon deshalb ein Ding der Unmöglichkeit, weil es im Altertum viele Völker gab, denen die zur Herstellung der Bronze nötigen Stoffe überhaupt fehlten. Sie konnten die Bronze also erst dann kennen lernen, wenn zwischen ihnen und andern Völkerschaften, die über die zur Herstellung dieses Materials nötigen Stoffe verfügten, Handelsbeziehungen bestanden. Knüpften sich aber schon vorher Handelsbeziehungen zu anderen mit der Eisengewinnung vertrauten Völkern an, so mußte bei ihnen dem bronzenen Zeitalter natürlich ein eisernes vorangehen.' (!) Weiter heißt es dann S. 15: ‚Es ist . . . wahrscheinlich, daß sehr viele Völker des Altertums das Kupfer schon lange vor dem Eisen kannten. Bei den Germanen ist es umgekehrt. Sie lernten das Kupfer erst kennen, als sie das Eisen schon lange benutzten.' Diese klassische Behauptung hat er vergessen, wenn er, offenbar aus anderer, aber auch wieder mißverstandener Quelle schöpfend, S. 62 sagt: ‚Schon vor der Entwicklung der griechischen und römischen Bronzetechnik hatte sich im Norden, bei den angeblichen „Barbaren", eine Blütezeit der Bronzetechnik entwickelt, die in der sogenannten, um 400 v. Chr. beginnenden Latène-Periode

Digitized by Google

ihre höchste Ausbildung erreicht, gleichzeitig aber von dem nunmehr (!) auftretenden Eisen in den Hintergrund gedrängt wird.' In den folgenden Ausführungen zeigt er dann noch, daß ihm der Guß in der verlorenen Form für den Norden unbekannt geblieben ist.

Bei der Besprechung der Eisentechnik (S. 22 ff.) spricht er als die ältesten Eisengerätschaften die — Meteoriten an: ‚Ein mit der Faust geschwungener Meteorstein ist ein guter Hammer' (!). Natürlich folgt dann der Hillsche Fund von Gizeh und der Flinders-Petriesche von Abydos als Beweise für das hohe Alter der Eisentechnik in Ägypten. Und nachdem er dann den hohen Stand der Eisentechnik in Asien geschildert hat, heißt es (S. 24) weiter: ‚Wiederum sind es die Phönizier, die auch den Eisenhandel des Altertums hauptsächlich in Händen haben. Es ist sehr wahrscheinlich, daß auch nach Germanien das erste Eisen von Asien aus gekommen ist. Wenigstens lassen Funde, die aus dem Jahre 900 v. Chr. stammen dürften, ihrem ganzen Aussehen und ihrer Zusammensetzung nach darauf schließen.' (?)

Überhaupt die Phönizier! So sollen u. a. (S. 458) auch die ersten Straßen in Griechenland von den Phöniziern angelegt worden sein, ‚die ihre in Griechenland befindlichen Küstenplätze durch Straßen mit dem Innern des Landes verbanden, um von hier aus wertvolle Produkte nach den Schiffen befördern zu können.' Es folgt eine weitere Ausmalung dieser phönizischen Tätigkeit, bei der es dem Verfasser aber doch nicht so ganz geheuer ist, so daß er vorsichtigerweise vor das Ganze ein ‚wahrscheinlich' setzt. Dies Wort und das Wörtchen ‚wohl' spielt überhaupt eine recht große Rolle in dem Werk und beweist die mangelhafte Begründung eines großen Teils der Behauptungen.

Die größte Verschwommenheit infolge Mangels an abgeklärten Kenntnissen zeigt Neuburger aber im Kapitel „Die Keramik". Nachdem er zunächst (S. 133) die Keramik als eine der ältesten Techniken erklärt hat, deren Spuren bis weit in die vorgeschichtliche Zeit, man könne wohl sagen bis zu den Anfängen der Menschheit zurückgingen, und geschildert hat, wie der Mensch sozusagen von selbst auf das Formen und Brennen des Tons geführt worden sei, zieht er aus der allgemeinen Verbreitung des Hakenkreuzes, daß sich ‚auf allen gebrannten Tonen der ersten Zeit (?), mögen sie nun stammen, woher es auch immer sei', finde, den Schluß: ‚Es (nämlich das Hakenkreuz) läßt vermuten, daß die Wiege der auf dem Brennen des Tons und auf der Verwendung der Töpferscheibe beruhenden Tonindustrie in Kleinasien oder in Ägypten gestanden hat.'

Alles in allem liefert dies Werk wieder einmal den Beweis dafür, wie unglaublich die Unkenntnis der vorgeschichtlichen Tatsachen oft bei denen ist, die sich für berufen halten, über das „Altertum" zu schreiben, und daß diejenigen, die sich mit der Kultur des Mittelmeers und Vorderasiens beschäftigen, zum großen Teil noch immer keine Ahnung haben, wie unerläßlich es für sie ist, auch die Kultur Mittel- und Nordeuropas mindestens in ihren Grundtatsachen kennen zu lernen.

Wie weit das Werk Neuburgers den Anforderungen der klassischen und vorderasiatischen Archäologen und der Techniker entspricht, das zu untersuchen ist hier nicht der Ort. Nur soviel sei gesagt, daß die Schilderung der technischen Apparate und Vorgänge, besonders auf dem Gebiete der mechanischen Technologie, vielfach so knapp und unklar ist, daß man ohne eigene technische Kenntnisse sich kein klares Bild davon machen kann. Es ist also recht fraglich, ob gerade das Werk Neuburgers seinem Wunsche gemäß ‚für die Allgemeinheit . . . der Anreiz zu eingehender Beschäftigung mit dem . . . Gebiete der antiken Technik' sein wird.

Charlottenburg, Januar 1920. **Albert Winckler.**

Digitized by Google

IV. Nachrichten.

Mein 60. Geburtstag.

Ich habe noch eine vom Ende des vorigen Jahres (1918) stammende große Schuld abzutragen, die des Dankes, tiefgefühltester Danksagung für die hohen, zahlreichen Ehrungen, die mir zu meinem 60. Geburtstage geworden sind. In hunderten von Telegrammen und namentlich Briefen, meist solchen von großer Ausführlichkeit, aus dem Inlande, von der Front und Etappe, sowie aus dem verbündeten und dem neutralen Auslande ist mir eine solche Fülle von Glückwünschen und ein solches Maß von dankbarer Freundschaft und Verehrung ausgesprochen worden, daß mir jene Zeit zu einer über die übliche Art des Verlaufs solcher Familienfeiertage hoch hinausgehobenen, wahrhaft festlichen, zu einer „Hochgezeit" im altdeutschen Sinne geworden ist, deren Erinnerung für mich kaum je verblassen kann. Rührend waren vor allem die breiteren Herzensergießungen meiner in der Front oder bei der Etappe stehenden Schüler, die in ihrer lange Jahre hindurch von allem wissenschaftlichen Denken so weit abgewandten Stellung an diesem Erinnerungstage sich der Entbehrung ihrer idealen Friedensbetätigungen und des einstigen hohen Glückes, das in gemeinschaftlichem wissenschaftlichem Streben und Leben liegt, besonders stark bewußt wurden.

In schönstem Einklang verlief ein von meinen Berliner Freunden im Gasthof „Prinz Albrecht" veranstaltetes Festmittagessen, zu dem trotz aller Schwierigkeiten der Beförderung auch eine Anzahl auswärtiger Freunde nach Berlin gekommen war, unter denen ich in erster Reihe Geheimrat Walter aus Stettin und Professor Hahne aus Halle nenne, weiter Herrn M. M. Lienau aus Frankfurt a. O. und Dozent Åberg aus Upsala. Professor Hahne ehrte mich dabei durch eine besonders eingehende Festrede. Geheimrat Walter wohnte der Feier im Auftrage der Gesellschaft für pommersche Geschichte und Altertumskunde bei und überbrachte mir als sichtbare Gabe der Erinnerung und als sprechendes Sinnbild meiner Mitteleuropa besonders nachhaltig und eindringend zugewandten Forschertätigkeit eine getreue, vortrefflich gearbeitete Nachbildung der kleineren der beiden Hausurnen von Woedtke Kreis Lauenburg in Hinterpommern. Außerdem händigte er mir unter besonders warmen Worten die Urkunde über meine Ernennung zum Ehrenmitgliede jener Gesellschaft ein, der als korrespondierendes Mitglied anzugehören ich schon seit Jahrzehnten die Ehre hatte.

Ebenso übersandte die Altertumsgesellschaft Prussia in Königsberg, der ich auch seit Jahrzehnten als korrespondierendes Mitglied angehörte, mit einer Urkunde, der ihr Vorsitzender Universitätsprofessor Peiser ein gleichfalls sehr warm gehaltenes Handschreiben beigefügt hatte, meine Ernennung zu ihrem Ehrenmitgliede. Ferner übersandten der Schlesische Altertumsverein und die Cölner anthropologische Gesellschaft mir als ihrem alten korrespondierenden Mitgliede durch die Museumsdirektoren Professor Seger und

Digitized by Google

Rademacher herzliche Glückwunschschreiben; desgleichen unsere Hauptgesellschaft (Bezzenberger) nebst der Berliner Ortsgruppe (v. Strantz), der Altertumsverein der Stadt Worms (Freiherr v. Heyl), die Elbinger Altertumsgesellschaft (Ehrlich), der Provinzialverband Brandenburg des Deutschen Wehrvereins (v. Strantz), der Allgemeine deutsche Schriftverein (Sieglerschmidt), der Bund für deutsche Schrift (P. Gebhardt). Unter den Einzelpersönlichkeiten, die mich mit Glückwünschen beehrten, sei nur der Staatsminister Wallraf (Berlin) namentlich aufgeführt.

Für die bei den schwierigen Druckverhältnissen, die schon zu Kriegsende obwalteten, besonders mühevolle Veranstaltung einer „Festschrift", zumal einer so glänzenden, sage ich den Leitern derselben, den Herren Professor Hahne und Generalarzt Wilke — letzterer war infolge Erkrankung an der Reise nach Berlin leider verhindert —, sowie allen mir so wohlgesinnten Mitarbeitern, unter denen sich allererste Vertreter unseres Faches befinden (gar mancher ist nur durch die Ungunst der Zeitverhältnisse von der Mitarbeit abgehalten worden) meinen innigsten Dank.

Insbesondere gilt dies von der einleitenden „Zueignung" aus der Feder meines ältesten Schülers, Professor Hahnes, der auch der Mühe sich unterzogen hat, ein Verzeichnis meiner Schriften beizufügen[1]).

Schließlich darf ich hier wohl Kenntnis geben von zwei weiteren Ernennungen aus dem folgenden Jahre (1919), die zum Teil wohl als Nachwirkung meines Jubeltages anzusehen sind: meiner Ernennung zum korrespondierenden Mitgliede der Anthropologischen Gesellschaft in Wien (Toldt) und derjenigen zum Ehrenmitgliede der Elbinger Altertumsgesellschaft (Prof. Dr. Ehrlich). **Gustaf Kossinna.**

---

[1]) Von 1909 ab, dem Jahre der Begründung unserer Gesellschaft, führt Hahnes Verzeichnis nur diejenigen meiner Schriften auf, die im Mannus oder als Bände meiner Mannusbibliothek erschienen sind. Es ist aber von 1909 ab bis zum September 1918 auch anderweitig mancherlei erschienen, wovon ich einiges hier namhaft machen möchte:

1. Kurze Übersicht der wichtigsten Literatur der Vorgeschichte Mitteleuropas (unter Beihilfe von E. Wahle). Hannover 1909. 16 S.

2. Diskussion zum Frühneolithikum (Korrespondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnol. und Urgeschichte 1911. Beiheft S. 33).

3. Altgermanische Kulturhöhe (Deutscher Volkswert I. Leipzig 1913/14. S. 1—11) (ist vielfach nachgedruckt worden, z. B. in Norddeutsche Monatshefte II. Hamburg 1915, S. 166—174). Dieser ganz volkstümlich gehaltene Aufsatz muß auch um dessen willen genannt werden, weil Sophus Müller ihn neben meinen in streng wissenschaftliches Gewand gekleideten Schriften zum Gegenstande einer durch mehrere 100 Druckseiten sich hinziehenden erbitterten Fehde gemacht hat (Aarböger f. nord. Oldk. 1913 und 1915).

4. Der „nordische" Körpertypus der alten Griechen und Römer (Deutscher Volkswart. I. Leipzig 1914, S. 266—272).

5. Das früheste Germanendenkmal an der Dobrudscha (Alldeutsche Blätter 1916, S. 459—461; mit manchen Ergänzungen zu der sonst ausführlicheren Darstellung innerhalb meiner Deutschen Vorgeschichte).

6. Altgermanische Kulturhöhe. Ein Kriegsvortrag. Jena, 1918, Nornen-Verlag (Sonderdruck aus: Die Nornen). 24 S. 4°.

Das Provinzialmuseum für Vorgeschichte zu Halle a. S.

Der Vorsitzende unserer Gesellschaft nahm als ihr Abgesandter an der feierlichen Eröffnung des neugebauten Provinzialmuseums für Vorgeschichte zu

Digitized by Google

Halle a. S. am 9. Oktober 1918 und an der bei dieser Gelegenheit stattfindenden Tagung für Vorgeschichte teil. Er hielt als einer der fünf hierfür amtlich vorgesehenen Redner eine Begrüßungs- und Glückwunschansprache, wozu er außer in seinen Eigenschaften als Forscher in Vorgeschichte, als Inhaber des einzigen Lehrstuhls für deutsche Archäologie innerhalb des Deutschen Reiches und endlich als Vorsitzender der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte auch durch den Umstand besonders berechtigt erschien, daß er der wohl einzige in der ebenso zahlreichen als gewählten Festversammlung war, der schon der Gründungsfeier des alten Provinzialmuseums zu Halle unter dem ersten Direktor Oberst a. D. Borries am 21. März 1884 beigewohnt hatte.

Bei der anschließenden Tagung hielt unser Vorsitzender am 10. Oktober einen Lichtbild-Vortrag über „Aunetitzer und Illyrier". Er zeigte, daß die Bevölkerung, der die Gräber vom Aunetitzer Stile und die in das Aunetitzer Gebiet fallenden Bronzedepotfunde der Periode I der Bronzezeit angehören, die nämliche sei, wie diejenige des vom Redner den Nordillyriern zugeschriebenen Gebiets der Periode II der Bronzezeit. Denn eine auffallend große Zahl der Typen des Bronzeschmucks und der Bronzegeräte beider Perioden stimmen entweder völlig miteinander überein oder wenigstens soweit, daß ihre typologische Entwicklung von Periode I zu Periode II schlagend nachgewiesen werden kann. Da nun das Aunetitzer Grabgut aufs engste mit dem der ihr vorausliegenden spätesten schnurkeramischen Kultur verknüpft ist, so kann man die Nordillyrier als klar umschriebenes nordindogermanisches Sondervolk bis an den Ausgang der Steinzeit zurückverfolgen, nicht aber weiter. Derselbe Endpunkt zeitlicher Rückführung läßt sich für die beiden später nach ihrem Übergange über die Alpen allmählich zu den Italikern zusammengeschmolzenen mitteleuropäischen Urgruppen gewinnen, ebenso für die Urkelten, sowie auch für die Urgermanen, soweit diese nach Norddeutschland sich ausbreiten, während letztere auf Jütland noch weiter rückwärts verfolgt werden können bis in eine vorgermanische Stufe hinein. Georg Wilkes räumliche und kulturelle Ansetzungen für die Einzelvölker der Nordindogermanen innerhalb der steinzeitlichen Kulturgebiete glaubte Redner aus archäologischen, wie auch sprachwissenschaftlichen Gründen durchweg ablehnen zu müssen.

Der Landeshauptmann der Provinz Sachsen Freiherr v. Wilmowski in Merseburg sandte am 22. Dezember 1918 unserem Vorsitzenden folgendes Dankschreiben:

„Die Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte hat an der Eröffnung des Sächsischen Provinzialmuseums für Vorgeschichte in Halle a. S. in einer seine Bestrebungen so anerkennenden und ehrenden Weise teilgenommen, daß ich es mir nicht versagen kann, meinen herzlichen und ergebensten Dank dafür noch ganz ausdrücklich auszusprechen. Das ihm bekundete Interesse wird dem Museum ein steter Ansporn sein, auf dem beschrittenen Wege vorwärts zu schreiten; weiß es sich doch getragen von der wissenschaftlichen Anteilnahme gleichgerichteter vorbildlicher Institutionen."

G. K.

Einweihung des neuen Provinzialmuseums für Vorgeschichte zu Halle a. S.

Am 9. Oktober 1918 ist das neugebaute Provinzialmuseum für Vorgeschichte zu Halle eröffnet: feierlich, mit der von der Zeiten Ernst gebotenen Zurückhaltung.

1912—1913 ist es mit einem Bauaufwand einschließlich erster Einrichtung von im ganzen 740000 Mk. durch Wilhelm Kreis-Düsseldorf erbaut worden. Die Grundpläne hatte der jetzige Leiter bis ins einzelne nach den Erfordernissen moderner Wissenschaft aufgestellt. Anfang 1915 sollte das Museum bereits eingeweiht werden, aber 1914 nahm die zur Vollendung notwendigen Kräfte und Mittel; die wurde dann ein mühevolles Stück Kriegsarbeit mit aller Schwere von Ersatz und Beschränkungen, aber auch mit einer Fülle

Digitized by Google

treuer Arbeit und zielfördernder Hilfe, begünstigt von guten Erfolgen des Sammelns und Suchens — und endlich war das Werk trotz allem reif für die Zulassung der breiten Öffentlichkeit, die ja Verständnis mitbrachte für Unvollkommenheiten als Stempel der Zeit.

Fast 400 geladene Gäste aus den Kreisen der Behörden, der Wissenschaft und der Freunde, viele weither, nicht nur aus Deutschlands Grenzen — aus Schweden, vor allem unser allzeit junger Nestor Oskar Montelius — waren gekommen. Lurenklänge luden zum feierlichen Eingang in die neue Forschungsanstalt einer deutschen Wissenschaft. In den festlichen Worten des Hausherrn, Landeshauptmanns Freiherrn von Wilmowski, des Hausleiters Prof. Hahne, des Rektors der Universität Halle Geheimrat Brockelmann, des Ministervertreters Regierungsrat Hiecke und des Meisters der deutschen Vorgeschichte Geheimrats Kossinna klang einmütig die Freude über das in schweren Jahren Erreichte, die Übergabe der in hoffnungsreicherer Zeit begründeten ersten deutschen Landesanstalt für Vorgeschichte an die Allgemeinheit.

Am 9. vormittags 11 Uhr fand die Eröffnungsfeier statt, an die sich ein Rundgang durch das Gebäude mit Vortrag des Leiters anschloß; nachmittag folgten zwei Festvorträge im Kreise des Landesvereins für Vorgeschichte; Geheimrat Prof. Dr. Walther-Halle sprach über den Beginn der Eiszeit, Reichsarchivrat Professor Dr. Montelius-München über den Beginn der Eisenzeit.

Eine Tagung für Vorgeschichte hielt eine stattliche Anzahl Fachgenossen noch weitere drei Tage beisammen: Unvergeßlich ist, wie deutscher Idealismus, deutsche Schaffenskraft und unzerstörbarer deutscher Zukunftsglauben in diesen schwarzen Tagen (am 9. abends wurde das Waffenstillstandsangebot bekannt!) rang mit dem Verzweifeln an Deutschland — und wie auch hier als einziger fester Grund für das Bewußtsein Aller sich zeigte die Arbeit, die von den Leistungen fernster Heimatvergangenheit durch die Gegenwart zur Zukunft weist.

Wissenschaftliche Führungen, Verträge und Erörterungen im engen Fachkreise fanden am 10. und 11. im Museum statt. Als Hauptpunkte waren aufgestellt

1. Museumstechnik- und Arbeitsweisen. Hierbei ergab sich eine besonders lebhaft und lehrreiche Auseinandersetzung im Anschluß an Professor Rathgens (Berlin) Darlegungen seiner Erfahrungen über Eisenkonservierungen.
2. Vorgeschichtliche Denkmalspflege, Ausgrabungsgesetz und besondere Fragen der Landesforschung fanden bei vielfachen Gängen durch das reiche Museumsmaterial Erörterungen, ebenso
3. neue Funden und Feststellungen aus der Vorgeschichte der Provinz Sachsen.
4. Von den Vorträgen und Mitteilungen über die Kulturperioden von der Urzeit bis zum frühen Mittelalter waren besonders inhaltsreich und mit lebhaften förderlichen Diskussionen verbunden:
   a) Privatdozent Sörgel, Tübingen, über die diluviale Fundstelle von Rabutz bei Halle,
   b) Professor Birkner-München, „Der paläolithische Mensch in Bayern“,
   c) Professor Schenk-Halle, „Altsteinzeitliche Funde aus Südafrika“,
   d) Geh.-Rat Prof. Dr. Kossinna-Berlin, Aunetitzer und Illyrier“,
   e) Prof. Dr. Seger und Dr. Jahn-Breslau, „Ein bronzezeitlicher Burgwall mit Gräberfeld bei Breslau“,
   f) Prof. Dr. Schlüter-Halle, „Das Landschaftsbild Deutschlands um 500 n. Chr.“,
   g) Doz. Åberg-Uppsala, „Zur Chronologie der Merowingerzeit“,
   h) Geh.-Rat Fleischer-Berlin, Über Funde vorgeschichtlicher nordeuropäischer Musikinstrumente, mit besonderer Berücksichtigung von Funden im Provinzialmuseum zu Halle,

Digitized by Google

i) Reichsantiquar Prof. Dr. Montelius-Stockholm, Über neue Funde von Elam (Susa),

k) Prof. Dr. Schneider-Leipzig, „Einige Folgerungen aus der verbesserten Kenntnis der vorgeschichtlichen Religion für die Deutung hethitischer Denkmäler und die allgemeine Sprachwissenschaft".

Festmahl und Bewirtungen mußten zwar fortfallen, aber trotz aller Beschränkungen gehören doch manche schöne Stunden geselligen Beieinanders zu den wertvollen Erinnerungen dieser Tage. Kaum einer der Männer, die in näheren Beziehungen zur deutschen Vorzeitforschung stehen, fehlte, wenn nicht durch Krankheit oder Fernsein von Deutschland verhindert. —

Äußerst wertvoll war es, daß endlich einmal wieder eine Gelegenheit geboten war, zu persönlicher Aussprache im Kreise unserer Wissenschaft.

Am Nachmittage des 10. hatten Zauberer und gütige Feen eine Teestunde im Museum bereitet: mit lauter echten Zutaten, bei der süße Jugend einen altgermanischen Irrgarten-Reigen im großen Lichthof des Museums schritt und sang, und sogar guter deutscher Humor in Ansprachen und der alten lieben Form der Festzeitungen zu Worte kam.

Eine besondere Erinnerung ist trotz hinderlicher Regenschauer der Ausflug nach Merseburg und Umgebung gewesen. Die Schätze der Baukunst und des Schrifttumes des Mittelalters (Zauberspruche!) wurden aufgesucht, dann brachte uns der Regierungsdampfer unter des für unsere Landesforschungen hochverdienten Regierungspräsidenten von Gersdorfs freundlicher Führung auf der Saale nach Rössen. Hier ist von der Gönnerin unserer Anstalt, der badischen Anylin- und Sodafabrik zu Leuna zwischen mehrfachen Ausgrabungsstellen des Museums (Neolithisches Gräberfeld und großer Grabhügel mit vielen Nachbestattungen; spätere Siedelungen bis zur Slawenzeit; Befestigungsanlage noch unbestimmter Zeit) nach unserer Angabe die höchst lehrreiche Rekonstruktion eines neolithischen Bauernhauses aufgestellt, das erste norddeutsche Gegenstück zu den wiederhergestellten Pfahlbauhütten.

In den Gesellschaftsräumen der Leunawerke wurde Rast gemacht, die durch die Liebenswürdigkeit der Leitung des Werkes zu einem nicht nur wissenschaftlich erfreulichen Beisammensein wurde.

Am 11. wurde nochmals in größerem Kreise Rössen und von dort das schöne Rundlingsdorf Daspig aufgesucht, als Abschluß der gesamten Feiertagung, die ein letzter Lichtblick gewesen ist, nicht nur für uns und unsere Anstalt.

Wenige Monate nur hat das Museum seine Pforten offenhalten können; seit den Jammertagen des März 1919 ist es Stützpunkt und Kaserne für die Reste deutscher Wehrmacht, die der gequälten Heimat durch Nacht zum Lichte helfen sollen. Als gute Vorbedeutung nehmen wirs trotz allem, daß von einem neuen festen Hause deutscher Geistesarbeit die Erstarkung und Ordnung der Heimat ausgehen soll.

Die Wintermonate 1918/19 hatten trotz allem politischen Jammers reiches hocherfreuliches Leben in unser neues Haus gebracht: Unzählige Führungen und Vorträge und großen Aufschwung des Landesvereins für Vorgeschichte, der im Januar 1917 gegründet war und bereits über 300 Mitglieder zählte, so daß die Sitzungen schon im Winter „leider" nicht mehr im Museumshörsal stattfinden konnten, sondern in den großen Hörsal der Universität verlegt werden mußten.

Schon während der letzten Jahre waren fast alle an unserer Forschung interessierten Männer bei uns eingekehrt. Die Ausgrabungs- und Forschungsarbeit im Lande war besonders auch durch die Verkehrsschwierigkeiten sowie durch Mangel an Kräften und wegen der notwendigen Konzentrierung der Mittel auf die Eröffnungsarbeiten nur allzusehr eingeschränkt gewesen; dennoch war durch Schenkungen, Käufe und Grabungen der Bestand unserer Sammlungen von 15000 auf das zehnfache gestiegen, und die lange vorbereitete

Digitized by Google

Arbeitsorganisation der vorgeschichtlichen Landesforschungen in der Provinz ist vor allem durch persönliche Fühlungnahme auch in den Kriegsjahren vorwärts gebracht — alles wartet auch bei uns auf ruhigere Zeiten, die auch schnellere Förderungen und reichere Mittel bringen sollen.

Seit der Habilitation des derzeitigen Museumsleiters im Wintersemester 1918 hat die deutsche Vorgeschichte auch an der Universität Halle eine Stätte gefunden. — Seit der Rückkehr unserer Krieger blüht trotz aller Beschränkung die Forschungs- und Ausgrabungstätigkeit erfreulich auf, besonders infolge der großzügigen Weitergewährungen der Mittel (80000 Mk. Haushaltsplan) durch die Landesverwaltung, und Stifter und Gönner helfen bei unserer Arbeit; sie haben auch die über unsere Mittel hinausgehenden Vornahmen ermöglicht, wie die künstlerische Ausgestaltung des Haupttreppenhauses durch Fresken neuzeitlicher Kunst von Paul Thiersch, die ersten monumentalen Arbeiten des deutschen Expressionismus.

Wenn die kommenden Zeiten der Kärglichkeit die deutsche Geistesarbeit und Wissenschaft nicht gar zu sehr beengen würden und wenn sich die Überzeugung Bahn brechen könnte, daß die völlig unersetzlichen Zeugnisse unserer Vorzeit zu bergen und zu betreuen eine Ehrenpflicht gerade in diesen Notzeiten ist und eine Mithilfe am Wiederaufbau deutschen Wesens, so dürften wir trotz allem Stürmen doch noch ebenso hoffnungsfroh vorwärts blicken wie bei der schönen Feier am 9. Oktober 1918.

Die gesamte Geschichte unseres Museums seit seinen ersten Anfängen ist Mühe und Arbeit gewesen. In der Zeit der Freiheitskriege liegen die ersten Wurzeln: begeisterte Einzelforschungen, die bald unter heimatlichem Behördeschutz traten und auf dem Umweg über einen „Unstrutverein zur Pflege der Geschichte und Altertumskunde der Heimat“ in den am 3. Oktober 1819 gegründeten thüringisch-sächsischen Verein für Geschichte und Altertumskunde einmündeten. Sie waren eine Frucht des Gedankens des Freiherrn vom Stein, die vaterländische Geschichts- und Altertumskunde als Ausgang notwendiger erhöhter vaterländischer Gesinnung und Betätigung zu machen. Die frühe Verlegung des Vereins und seiner Sammlungen nach Halle sollte die Verbindung mit der Universität anbahnen, die aber erst in der Gegenwart eingeleitet ist. In der Sammeltätigkeit des Vereines nahm die Vorgeschichte bald den breitesten Raum ein; bei der Begründung des „Museums für heimatliche Geschichte und Altertumskunde“ als Provinzialmuseum am 21. März 1884 schien der weitere Entwicklungsgang auf ein Landesmuseum für Geschichte und Vorgeschichte zu deuten. Die reiche Fülle der auf Paul Höfers Anregung 1902 gegründeten Jahresschrift des Provinzialmuseums für die Vorgeschichte der sächsisch-thüringischen Länder lenkt schon sichtlich auf die Bevorzugung der Vorzeit. Der Provinziallandtags-Beschluß vom 14. März 1910, dem Provinzialmuseum einen Neubau zu geben, verband sich bald mit dem andern, das Arbeitsgebiet des Museums auf die vorgeschichtliche Landesforschung zu beschränken.

Die Sachforschungen für die geschichtlichen Zeiten ist nunmehr völlig den anderen Museen der Provinz anheim gegeben, zugleich mit den Sammelmaterialien der ehemaligen geschichtlichen Provinzialsammlungen. Die Amtsräume des Provinzialkonservators im Anbau am Hauptgebäude geben durch seine räumliche Verbindung mit der Forschungsanstalt für Vorgeschichte die notwendige Einheit der gesamten Landes-Altertumsforschungen und ihre Betreuung durch die Landesbehörden. Hoffentlich werden die Ausführungsbestimmungen des nunmehr schon 5 Jahre alten Ausgrabungsgesetzes den von fachmännischer Seite immer wiederholten Anforderungen gerecht, dann könnte auch dieses Gesetz eine neue Stufe zur Verwirklichung des Gedankens einer einheitlichen heimatlichen Vorzeit-Forschung werden, an der alle berufenen Kräfte teilhaben, die aber in festen Bahnen durch strenge Forscherarbeit gehalten wird, deren gegebene Stützen Anstalten wie unser neues Landesmuseum für Vorgeschichte sein müßten, das hoffentlich

Digitized by Google

nicht lange mehr das einzige bleiben wird. — Die Altertumsfachforschung ist längst so reich an Aufgaben und Material geworden, daß eine Arbeitsteilung im Sinne der Selbständigkeit der Vorzeitforschungen Notwendigkeit ist.

Die Gestaltung und Ausstattung unseres Museums ergab sich aus den Aufgaben und Arbeitsweisen unserer Forschungen. Alle für die Hebung, Untersuchungen und Verarbeitungen der vor- und frühgeschichtlichen Landesfunde bestimmten Räumlichkeiten, besonders die Werkstätten, Arbeitssammlungen, das Landesarchiv sind in jeder Beziehung mindestens gleichberechtigt mit den Lehr- und Schausammlungen behandelt. Die Hauptversammlungen im Oberlichtgeschoß zeigt in 7 Sälen in zeitlicher Reihenfolge die Zeugnisse unserer Vorzeit. Das Landesmaterial ist durchaus in Vordergrund, anderes nur in Nach- und Abbildungen zum Zwecke zusammenhängender Übersichten Nebensache, und deshalb auch mit reichem Karten- und Tafelmaterial durchaus auf die Wände der Säle beschränkt, während die großen freistehenden Schränke und sonstigen Behälter der 7 m breiten Säle die Heimatfunde bringen; innerhalb der Zeitfolge nach geographischen Gesichtspunkten und nach Kulturkreisen und Gruppen gesondert. Nur in der Urzeit ist eine Ausnahme gemacht, bis heimische Funde einmal so reich sein werden, wie jetzt die zur Darstellung des Urmenschen und seiner Kultur herangezogenen Funde Mittel- und West-Europas.

Großes Gewicht ist gelegt auf Modelle und Darstellungen der Entwicklung kultureller Erscheinungen des Alltags sowohl wie höherer kultureller Leistungsgebiete, sowie auf die Materialien zur Rassenlehre und auf die in naturwissenschaftliche Gebiete fallenden Fragen z. B. der Jagd- und Haustiere, der Kulturpflanzen usw. Im Mittelgeschoß sind die Ergebnisse größerer Ausgrabungen gesondert aufgestellt, die in der Hauptsammlung den Zusammenhang sprengen würden, ebenso größere thematische Zusammenstellungen allgemeiner Art zur Urgeschichte der Technik, des Handels und Wandels, der Schrift und Religion, der Abstammungs- und Rassenlehre.

Im Arbeitszimmer des Landesarchivs und der Bücherei sowie in allen Teilen der Anstalt überhaupt ist möglichst viel Gelegenheit vorgesehen für Arbeiten Studierender und der Freunde unserer Forschungen.

In unserem neuen Hause soll die Forschung und die Lehre, die Förderung und die Auswertung der heimatlichen Vorzeitforschungen eine Stätte haben im Sinne alter bewährter Traditionen deutscher Wissenschaft zugleich und im Geiste neuer weitherziger Zusammenarbeit allen ernsten und geordneten Wollens am großen Werke der Wiedererhebung des deutschen Gedankens.

Halle a. S. Hans Hahne.

Prussia-Jubiläum.

Die altehrwürdige Altertumsgesellschaft Prussia zu Königsberg i. Pr. beging am 18. November 1919 die Feier ihres fünfundsiebzigjährigen Bestehens. In dem Glückwunsch-Telegramm unseres Vorstandes hieß es unter anderem: „Möge die Gesellschaft an des Deutschtums Nordostgrenze in engster Fühlung mit Alldeutschlands Wissenschaft nach wie vor durch vorbildliche Ergründung des Altertums der Gegenwart unvergängliche Dienste leisten". Der Vorsitzende der Prussia Universitätsprofessor Dr. Peiser dankte mit folgendem Schreiben:

Königsberg, den 20. Dezember 1919.

Der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte dankt der unterzeichnete Vorstand für die zu ihrem 75jährigen Jubiläum ausgesprochenen Glückwünsche und die ehren-

Digitized by Google

volle Anerkennung ihres Strebens. Letztere soll uns ermutigen, auch in der Zukunft den wachsenden Schwierigkeiten zu trotzen und unsere Pflicht wie früher zu erfüllen.

Mit ausgezeichneter Hochachtung

Der Vorstand
Prof. Dr. Peiser.

Die steinzeitlichen Pfahlbauten von Schussenried.

Seit einigen Wochen werden im Steinhäuser Ried umfangreiche Ausgrabungen von Pfahlbaustationen vorgenommen. Begünstigt durch den diesjährigen Wasserstand führten die Untersuchungen zu einem überraschenden Ergebnis. Während in den Alpenseen von den bekannten malerisch rekonstruierten Pfahlbauten bisher nur der Unterbau, die senkrechten Tragpfähle, bekannt waren, lieferten die Ausgrabungen in Schussenried, die von der Urgeschichtlichen Sammlung der Universität Tübingen und von dem Museum vaterländischer Altertümer in Stuttgart vorgenommen werden, bisher mehrere Häuser, von einer Erhaltung, die der Unbewanderte kaum mittelalterlichen Bauten zutrauen würde. Die rechteckigen Häuser stehen auf einem Boden aus gespaltenen Baumstämmen, Brettern und Estrich, auf den wiederholt neue Boden gelegt wurden. Von Pfosten gestützt erhebt sich darüber das 20 und mehr Quadratmeter umfassende Haus. Es hat einen überdeckten Vorraum und eine lehm- und bretterumwandete Stube. Mit Birkenrinde tapezierte Wände machen das Haus wohnlich und um den halbrunden Herd legt sich die mit Birkenrinde gepolsterte Schlafstelle. Selbst noch das eingestürzte Dach mit seinem Balkwerk und der Rindenbekleidung ist darüber erhalten.

Über die Wirtschaftsform der jungsteinzeitlichen Pfahlbaubewohner geben uns die Funde Aufschluß. Pfahlbauweizen und Hirse setzen den Hackbau voraus. Von der Viehzucht zeugen die Reste des Pfahlbaurindes und des Schweines. Fischfang und Jagd war wohl die Hauptbeschäftigung der Männer und das begehrteste Wild der Elch. In dem Lehmboden der Küche befanden sich Näpfe, Krüge und Vorratsgefäße aus Ton mit der charakteristischen geometrischen Bandverzierung der Schussenrieder Keramik. Steinhämmer und Beile, die unter den Trümmern der Häuser aufgefunden wurden, dienten zur Errichtung der Bauten. Wie der Verkehr zwischen den Stammesgenossen sich abspielte, sagt uns ein mitten im Ried auf dem Grunde des alten Seebodens ausgegrabener Einbaum von fast 9 Meter Länge der einzige, der bisher aus neolithischen Pfahlbauten geborgen wurde.

Alles tritt in einer Frische und Vollständigkeit vor uns, daß man glaubt, aus den Trümmern die Bauten wieder aufrichten zu können.. Die einzigartige Erhaltung, die uns einen Einblick in das Steinzeithaus vor mehr als 4000 Jahren gewährt, ist dem verhältnismäßig raschen Anwachsen des Torfes zu verdanken, der bald nach dem Verlassen der Siedelung eine schützende Decke darüber breitete, die sich heute 2 Meter und mehr mächtig über den „versunkenen" Häusern der Steinzeit erhebt. Die Ausdehnung der Siedelung, die annähernd einen halben Quadratkilometer umfaßt, ist durch Gräben festgestellt worden. Die Untersuchung ergab zwei benachbarte Dörfer verschiedenen Alters. Die älteren Seebewohner sind ausgesprochene Pfahlbauern, die kleine Häusergruppen auf gemeinsamen Rosten im offenen See errichteten. Ihre Kulturreste liegen auf dem Grunde des Sees, auf dem Faulschlamm. Schon in den 70er Jahren sind solche Bauten durch die Ausgrabungen des Oberförsters Frank angeschnitten worden. Sie gehören dem dritten Jahrtausend vor Christus an. Die spätere Siedelung erfolgte zu einer Zeit, als bereits die Torfbildung an den Ufern einsetzte. Nun wurden die Häuser auf dem Torf errichtet. Die im Torf eingeschlossenen Kulturreste dieser Siedelung weisen etwas jüngeres Gepräge auf und gehören der Wende der Steinzeit zur Metallzeit um 2000 vor Christus an.

Digitized by Google

Bei dem gegenwärtig gesteigerten Torfabbau sind die Pfahlbauten zum Teil der Zerstörung ausgesetzt. Auf dem Staatsried wird jeglicher Schutz zur Rettung dieser Bauten für die Wissenschaft aufgeboten und die staatliche Torfverwaltung hat der Ausgrabung weitgehendes Entgegenkommen bezeugt. In dankenswerter Weise haben auch die Landwirte Xaver Dehn von Aichbühl und Forstenhäusler von Kleinwinnaden die Ausgrabung auf ihrem Ried zugelassen und die Forschung gefördert. Größere Mittel sind noch notwendig, um auf dem privaten Ried die dem Verfall preisgegebenen einzigartigen Wohnstätten für die Forschung zu retten. Die Ausgrabungsleitung, die Professor R. R. Schmidt untersteht, ist bemüht, der Bergung und Erforschung im weitesten Umfange nachzukommen.

Tübingen, 14. Oktober 1919.

Georg Wilke.

Am 16. Januar 1919 hat unser stellvertretender Vorsitzender Generalarzt Dr. Georg Wilke seinen sechzigsten Geburtstag begangen. Unser Vorstand sandte dem Jubilar zu diesem Tage folgenden Draht-Gruß:

Dem kenntnisreichen Erforscher indogermanischer Vorzeit in drei Erdteilen, insonderheit auf volkskundlichem und stammeskundlichen Gebiete, ihrem hochverdienten Vorstandsmitgliede, sendet zu seinem sechzigsten Geburtstage herzlichste Glückwünsche die Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte. Kossinna.

Unermüdliche Arbeit im Dienste der Wissenschaft und heitere Fähigkeit, fröhlich zu genießen, kennzeichnen sein Leben. Nach seinen eigenen Worten möchte er seinem Lebenslauf, trotzdem er im Grunde der Anschauung ist „Glücklich allein der Mensch, der nicht geboren", den Anfang des alten Studentenliedes „Mein Lebenslauf ist Lieb und Lust und lauter Becherklang" als Leitspruch voransetzen, denn dieser Spruch hat ihm trotz mancher schlimmer Zeiten sein Lebenlang als Richtschnur gedient und tut es auch heute noch, freilich nach dem andern Spruch „leidvoll und freudvoll" abgewandelt. Aber dennoch, so sagt er launig, hat mein Leben nicht nur im Poculieren bestanden.

Wilke ist 1859 zu Dresden geboren. Anfänglich besuchte er hier eine Privatschule, dann in Rochlitz die Selekta und schließlich von 1872—1878 die Fürstenschule in Grimma. Ein Musterknabe und Schüler scheint er nicht gewesen zu sein. Er erzählt selbst von seinen Rangenstreichen, von denen man noch heute spräche, von seinen Schlachten, bei denen es blutige Köpfe und zerrissene

Digitized by Google

Kleider setzte, die zu Hause ein wenig rühmliches Nachspiel fanden, von seinen Kämpfen mit den Lehrern, die ihm eine Stiefelputzerlaufbahn in Amerika oder gar das Zuchthaus prophezeiten und ihn trotz allen Wohlwollens doch nicht sitzen lassen konnten. Nach der einjährigen Dienstzeit geht er nach Leipzig, um Medizin zu studieren. Er ist ein fröhlicher Student, der trotzdem sein Arbeitsziel fest im Auge behält. Im Winter 1882 besteht er das medizinische Staatsexamen und kommt als Assistent an das anatomische Institut in Leipzig. Hier beschäftigt ihn hauptsächlich die Entwicklungsgeschichte. Zur Promotion benutzt er eine Arbeit über die Entwicklung der weißen Substanz im Gehirn und Rückenmark. Am 1. April 1884 ruft ihn der Dienst als einjährig-freiwilliger Arzt nach Dresden. Hier bestimmt ihn der Generalarzt Wilh. Aug. Roth zum Übertritt in die Laufbahn der Sanitätsoffiziere. Die Zusammenarbeit mit diesem damals weltberühmten Arzte gibt ihm reichste Anregung und ist bestimmend für die Neigung zur Sprachen- und Völkerkunde. Nachdem er vom 1. April 1885 bis 1. April 1888 Assistent an der chirurgischen Universitätsklinik zu Leipzig gewesen ist, wird er als Stabsarzt im September 1889 nach Chemnitz versetzt. Seine russischen Sprachstudien fördert er so weit, daß er nach anderthalbjähriger Vorbereitung seine Dolmetscherprüfung machen kann.

Es beginnen nun seine größeren Reisen, auf denen er indogermanisches Volkstum studiert. Das Jahr 1895, wo er wieder nach Dresden versetzt wird, führt ihn nach Rußland, nach dem Kaukasus und Tiflis (Raddes Museum). 1897 ist er zum internationalen Kongreß nach Moskau befehligt, von wo aus er nach Nordpersien geht; volkskundliche und sozialhygienische Studien beschäftigen ihn dabei. Die Rückreise führt ihn wieder über den Kaukasus nach Kiew. In den späteren Jahren bereist er Bosnien, Montenegro, den Sandschak Novibazar, Bulgarien, Rumänien, Siebenbürgen und die Ostkarpathen. 1905 ist er auf dem archäologischen Kongreß in Athen und bereist im Anschluß daran Griechenland, von wo er sowohl volkskundliche wie vorgeschichtliche Sammlungen mitbringt. 1906 geht er nach der Dordogne, den Zentral-Pyrenäen, Spanien und Nordafrika. Nachdem er im Jahre 1899 als Oberstabsarzt nach Grimma versetzt ist, gründet er hier einen Verein für Vorgeschichte mit Museum. Seine zahlreichen Ausflüge lassen ihn mannigfache Entdeckungen machen; er stellt zahlreiche Wälle und Gräber fest. Die Jahre 1907—1914 führen den Unermüdlichen nach der Bretagne, über Belgien nach der Dordogne, wieder nach Bulgarien, nach Italien und Sizilien — von Syrakus kann er eine Anzahl sehr hübscher Stentinello-Scherben mitbringen, die in deutschen Sammlungen sonst wohl kaum vorhanden sind — nach England, zum internationalen archäologischen Kongreß in Italien, nach Süddeutschland, Kärnthen, Krain und Mähren. Diese Studienreisen bringen ihn nach und nach zu der Überzeugung, daß die Arier nicht, wie auch er bisher angenommen hatte, aus Asien über den Kaukasus nach Europa eingewandert sind, sondern vielmehr ihren Ursitz in Nordeuropa gehabt haben. Seit dieser Erkenntnis sind seine Studien, die durch Much's Buch über die Heimat der Indogermanen und durch Kossinnas Arbeiten vertieft wurden, fast lediglich vom Gesichtspunkt der Indogermanen geleitet. 1908 siedelte er als Divisionsarzt nach Chemnitz über, 1911 als Korpsarzt und Generalarzt nach Leipzig.

Der große Krieg führt Wilke im August 1914 als Korps- und Generalarzt nach Frankreich. Sein aufopferndes dortiges Wirken trägt ihm das Eiserne Kreuz 1. Klasse ein. Eine Verletzung des rechten Beines zwingt ihn im März 1917 in die Heimat zurückzukehren.

Wir wünschen dem verdienten Forscher von Herzen ein weiteres freundliches Geschick in dieser bewegten, harten, traurigen Zeit und hoffen, daß ihm auch fernerhin sein frisch sprudelnder, erquickender, ewig junger Humor treu bleibe und seine sichere Lebensfreude ihn nicht verlasse.

Schriftenverzeichnis:

1. Die Pasteurschen Institute in Rußland (Hygien. Rundschau).
2. Das Wandergewerbe in Rußland und seine soziale und hygienische Bedeutung (Hygien. Rundschau).

Digitized by Google

3. Hygienische Reiseskizzen aus Rußland (Münch. med. Wochenschr. Jahrg. 1895).
4. Hygiene der Schulen in Rußland (Hygien. Rundschau).
5. Das Medizinalwesen in Rußland (eine größere Arbeit).
6. Die Limane bei Odessa.
7. Die Kaukasischen Mineralbäder.
8. Die Entwicklung der Maschinenfabrikation in Rußland (Chemnitzer Tageblatt).
9. Kindesmord bei den Naturvölkern der Gegenwart und Vergangenheit (Globus. Bd. LXXIV, 1898).
10. Religiöse Gebräuche der Chewsuren (Deutsche Rundschau f. Geogr. u. Statist. XIX. Jahrg. 1897).
11. Reiseerinnerungen aus Bulgarien (ebd. XXV, 1903).
12. Der hohe Stein von Döben bei Grimma (Zeitschr. f. Ethnol. 1901, S. 194ff.).
13. Ein slawisches Gefäß mit Leichenbrand aus Lössnig bei Strehla in Sachsen (ebd. 1901, S. 39 ff.).
14. Der Wall im Oberholz bei Thräna (ebd. 1901, S. 58 ff.).
15. Archäologische Parallelen aus dem Kaukasus und den unteren Donauländern (ebd. 1904).
16. Zur Entstehung der Spiralmäanderdekoration (ebd. 1906).
17. Beziehungen zwischen der donauländischen und südwestdeutschen Spiralmäander-Keramik (Mitteilungen der anthrop. Gesellschaft in Wien XXXV. 1905).
18. Wo lag die Heimat der Kimbern? (Deutsche Gesch.-Blätter Bd. VII, H. 11/12),
19. Vorgeschichtliche Beziehungen zwischen Kaukasus und dem unteren Donaugebiete (Wien. Anthr. Mitt. XXXVIII, 1908).
20. Urnenfund von Boberson bei Riesa (Zeitschr. f. Ethnol. Verhandl. 18. 11. 1899).
21. Neolithische Keramik und Arierproblem (Archiv f. Anthropol. N. F. Bd. VII, 1909).
22. Neue Beiträge zur Spiralmäander-Keramik und deren Beziehungen zur Korb- und Mattenflechterei (Glasnik XXI, 1909 und Wissenschaftl. Mitt. aus Bosnien u. d. Herzegowina XII, 1912).
23. Spiralmäanderkeramik und Gefäßmalerei, Hellenen und Thraker. Mannusbibl. I, Würzburg 1910.
24. Südwesteuropäische Megalithkultur und ihre Beziehungen zum Orient. Mannusbibl. VIII, Würzburg 1912.
25. Einfluß des Sexuallebens auf die Mythologie und Kunst der indoeuropäischen Völker (Mitt. d. anthropol. Ges. Wien Bd. 42, 1912).
26. Kulturbeziehungen zwischen Indien, Orient und Europa. Mannusbibl. X. Würzburg 1913.
27. Aus dem Reiche der vorgeschichtlichen Medizin (Med. Klinik 1913, Nr. 38—40).
28. Der Mondkult bei den indoeuropäischen Völkern (Glasnik XXV, 1913 und Wissenschaftl. Mitt. a. Bosnien und der Herzegowina 1916).
29. Mythische Vorstellungen und symbolische Zeichen aus indoeuropäischer Urzeit (Mannus Bd. VI, 1914).
30. Weitere Beiträge zur Heilkunde in der indoeuropäischen Vorzeit (Mannus VII, 1915).
31. Die Herkunft der Kelten, Germanen und Illyrer (Mannus IX, 1917).
32. Die Zahl dreizehn im Glauben der Indogermanen (Mannus X, Kossinna-Festschrift 1918).
33. Die Grundlagen der germanischen Kultur (Deutscher Volkswart 1914).
34. Die Herkunft der Indo-Iranier (Jahrbuch d. M.f. f. Völkerk. in Leipzig, Bd. 7, 1915/17).

Digitized by Google

35. Archäologie und Indogermanenproblem (Veröffentlichungen des Provinzialmuseums zu Halle. Bd. I, H. 3. Halle 1918).
36. Sonnen- und Mondfinsternisse im Glauben und in der darstellenden Kunst der indogermanischen Vorzeit (Das Weltall. Jahrg. 1919. Berlin 1919).
37. Die Herkunft der Italiker (Archiv f. Anthropologie. N. F. Bd. XVII. 1919).

Den Glückwunsch der Gesellschaft beantwortete Wilke mit folgendem bemerkenswerten Schreiben:

Leipzig, d. 28. 1. 19.

Sehr geehrter Herr Geheimrat.

Für die ungemein freundlichen und anerkennenden Worte, die die Gesellschaft für Deutsche Vorgeschichte gelegentlich meines 60. Geburtstags durch Ihren Mund an mich gerichtet hat, spreche ich meinen tiefgefühlten Dank aus. Wenn ich unserer schönen Wissenschaft einen guten Teil meiner Schaffenskraft gewidmet habe, so hat mich dabei nicht zum geringsten der Gedanke geleitet, dem Sie, hochverehrter Herr Geheimrat, in Ihrem unvergänglichen Buche: „Die deutsche Vorgeschichte eine hervorragend nationale Wissenschaft" in so eindringlicher Weise Ausdruck gegeben haben, der Gedanke, durch Förderung unserer Wissenschaft zugleich auch den vaterländischen Sinn zu fördern. Fast möchte es scheinen, als ob gegenwärtig unserem deutschen Volke dieser Sinn völlig abhanden gekommen wäre. Irregeleitet und in ihren Tiefen aufgewühlt durch vaterlandslose ungermanische Elemente haben sich breite Massen unseres Volkes einen widrigen und niedrigen Egoismus hingegeben, dem alle idealen Bestrebungen völlig fremd sind und der das Bewußtsein von dem Werte unseres Volkes und den ihm von der Vorsehung und Geschichte gestellten hohen Aufgaben, in die Menschheit deutschen Geist und deutsche Kultur hineinzutragen, völlig verdunkelt hat. Gerade in dieser Zeit tiefster Selbsterniedrigung erscheint unsere herrliche Wissenschaft ganz besonders mit berufen, unser unglückliches Volk wieder zu sich selbst zurückzuführen und ihm an seiner ältesten Vergangenheit die hohe Mission zu zeigen, zu der es von der Vorsehung bestimmt worden ist. Von diesem hohen Gedanken getragen werde ich auch weiterhin meine Kräfte in den Dienst unserer vaterländischen Wissenschaft stellen.

Ich möchte diese Gelegenheit noch zu einer Anregung benutzen. Vor einer Reihe von Jahren wurde im Mannus einmal der Vorschlag gemacht, eine aus Vertretern der verschiedensten Wissenschaften zusammengesetzte Expedition auszurüsten, deren Aufgabe die Erforschung — Deutschlands sei. Die Zeit, diesen Vorschlag zu verwirklichen, scheint mir jetzt gekommen. Auf lange Jahre hinaus wird es Deutschland versagt bleiben, sich in der früheren Weise an der Erforschung fremder Völker und fremder lebender und vergangener Kulturen, wie sie sich die Völkerkunde und die klassische und orientalische Archäologie zu ihrer Aufgabe gemacht hat, zu betätigen. Um so mehr wird der deutschen Wissenschaft jetzt die Gelegenheit geboten sein, sich der Erforschung deutschen Bodens, deutschen Volkstums und deutscher Vorgeschichte zu widmen. Ich möchte mir daher den Vorschlag erlauben, daß sich die Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte mit anderen führenden wissenschaftlichen Gesellschaften in Verbindung setzt und mit ihnen gemeinsam die Organisation zur Erforschung unseres Vaterlandes auf breitester Grundlage in die Wege leitet. Der Erfolg würde einem derartigen großzügig angelegten wissenschaftlichen Unternehmen gewiß nicht versagt bleiben. Von ganz besonderem Werte aber würden meines Erachtens die sittigenden Wirkungen eines solchen Unternehmens sein, und wie kaum etwas anderes würde es dazu beitragen, den erloschenen deutschen Sinn neu zu beleben und dem drohenden Zerfall Deutschlands entgegenzuarbeiten.

Mit dem Ausdruck vorzüglicher Hochachtung und herzlichen Grüßen für Sie persönlich

Ihr

sehr ergebener

Wilke.

Digitized by Google

Bruno Caemmerer †.

Der Tod Bruno Caemmerers hat der Thüringer Altertumskunde einen herben Verlust gebracht. Seine Arbeiten „Über Thüringer Familiennamen" (Realschulprogramm Arnstadt 2 Teile 1885 und 1886), seine „Erklärung der in den Wachstafeln vom Jahre 1457 vorkommenden Familiennamen im Einklang mit dem heutigen Stande der Namenforschung (in „Alt-Arnstadt" I, Arnstadt 1902), die Abhandlungen über „Arnstädter Tauf- und Familiennamen" (Deutsche Geschichtsblätter, herausgegeben von A. Tille, Bd. V, Heft 10 bis 12) und die „Arnstädter Wachstafeln" (Thüringer Kalender, herausgeg. vom Thüringer Museum zu Eisenach, Jahrg. 1916) sichern ihm einen bleibenden Namen. Caemmerer hatte ein glückliches Gedächtnis gepaart mit umfangreichem Wissen. Gründliche philologische Bildung und die Begabung zu genauer wissenschaftlicher Beobachtung befähigten ihn zu eingehender Beschäftigung mit der Namenforschung und der Altertumskunde, doch auch auf anderen Gebieten besaß er bemerkenswerte Kenntnisse. Sprach- und Naturwissenschaft, neue Sprachen und Numismatik gehörten zu den Fächern, denen er vorzugsweise zugetan war.

Sein Wirken begrenzt sich nicht mit der Gelehrtenarbeit in stiller Arbeitsstube. Überall, wo ihn das Schicksal hinführt, hat er gesammelt. In Kurland und in Thüringen. Er hat auf die Alteburg als vorgeschichtliche Fundstätte hingewiesen und über diese Forschungen im wissenschaftlichen Verein zu Arnstadt Vortrag gehalten. Seine vorgeschichtliche Sammlung, die so manches bemerkenswerte Stück enthält[1]), hat in seinem Sohne, dem Sondershäuser Oberlehrer Dr. Erich Caemmerer, der wie sein Vater ein treues Mitglied unserer Gesellschaft geworden ist, einen Verwalter gefunden, der die Neigungen seines Vaters in vollstem Maße geerbt hat.

Als Sohn eines Pfarrers wurde Caemmerer in Holzsußra bei Ebeleben am 18. Dez. 1848 geboren. Auf dem Gymnasium in Sondershausen vorgebildet, geht er nach Göttingen, um alte Sprachen, Deutsch und Geschichte zu studieren. Die Jahre 1872 und 1873 sehen ihn als Hauslehrer beim Freiherrn von Grotthuß auf Spohren bei Talsen in Kurland. Wieder nach Göttingen zurückgekehrt, macht er dort im Jahre 1875 das Staatsexamen und promoviert dann in Jena mit einer Dissertation „de duplici recensione orationis Aeschineae contra Ctesiphontem habitae". Die erste Anstellung führt ihn nach Hannover, bis er an der Arnstädter Realschule (einige Jahre am Gymnasium der gleichen Stadt sind vorangegangen) einen bleibenden Wirkungskreis findet. Zu Ostern 1912 zieht sich Professor Caemmerer in den wohlverdienten Ruhestand zurück, bis ihn, am 1. April 1919, ein sanfter Tod aus arbeitsreichem und arbeitsfreudigem Leben hinwegnimmt. Ein Mann der guten alten Zeit, ein heißer Verehrer Bismarcks litt er schwer unter dem Jammer des schmählichen Zusammenbruchs; den „Frieden" von Versailles hat er nicht mehr zu erleben brauchen.

Möge ihm die Erde leicht werden!

Staritz.

Robert Dorr †.

Am 12. Februar 1919 endete ein sanfter Tod das lange Leiden eines der verdienstvollsten Geschichtsforschers unserer Nordostmarken, unseres Mitglieds Oberlehrers a. D. Professor Dr. Robert Dorr in Elbing, im Alter von 83 Jahren. Unsere Wissenschaft trifft der Hingang dieses als Mensch und Forscher gleich hervorragenden Mannes hart,

---

[1]) Der Mannus soll einiges davon zu allgemeiner Kenntnis bringen, sobald Zeit und Raum es ermöglichen. G. K.

Digitized by Google

da der Schwerpunkt seiner wissenschaftlichen Betätigung auf dem Gebiete der Vorgeschichte lag, wo er für seine engere Heimat durch Grabungsarbeit im Gelände, Ausbau des Elbinger Museums und fruchtbare schriftstellerische Tätigkeit Ausgezeichnetes geleistet hat. Erst vor wenigen Jahren, bei Gelegenheit seines 80. Geburtstages am 4. Sept. 1915, konnte ich den hochverehrten Freund, unter dessen Dach ich wenige Wochen zuvor bei meiner Reise zu Hindenburg gastlichste Aufnahme gefunden hatte (Mannus IX, S. 137), als Ältesten der deutschen Vorgeschichtsforscher feiern. Ich schilderte dabei seinen Lebensgang und seine wissenschaftliche Bedeutung unter Aufzählung seines gesamten Schriftenwerkes und unter Beifügung eines Brustbildes des Gefeierten (Mannus VII, S. 360 ff.). Aus späterer Zeit ist zu erwähnen, daß Dorr als 81jähriger Greis, körperlich und geistig noch frisch, nur wegen immer stärker zunehmender Schwerhörigkeit nach 32jähriger Tätigkeit das Amt des Vorsitzenden der Elbinger Altertumsgesellschaft niederlegte und sich von da ab auf den Ehrenvorsitz beschränkte. Es kam dann die schwere Zeit des Niedergangs des 1890 eingeleiteten nachbismarckischen „Neuen Kursus" deutscher Politik, der sein Heil in der ständig zunehmenden Begünstigung gerade derjenigen innerpolitischen Kräfte gesehen hat, die von jeher auf den Umsturz des Reichs hingearbeitet haben. Der Zusammenbruch von Reich und Volk, der Schlußpunkt dieser feigen und kopflosen Politik, war für einen Mann von so glühender Vaterlandsliebe, wie Dorr, ein zu schwerer Schlag, als daß er bei seinem hohen Alter ihn noch hätte überwinden können. Da schwerste Trübsal an seinem Leben zehrte, das Leben selbst seinen Wert für ihn verloren hatte, sank dieser Mann, urdeutsch in seiner germanischen Recken-gestalt mit seinen bis ins höchste Alter hin durchdringenden, leuchtenden blauen Augen, urdeutsch ebenso in seiner vornehmen, dabei herzgewinnenden, bescheidenen Art, der jede Unwahrhaftigkeit wie jede Frivolität unbekannt war, aus Kummer über das Geschick seines Volkes in vorzeitigem Kräfteverfall ins Grab. Bei meiner durch die polnische Bedrohung von Westpreußen, insonderheit Danzig und Marienburg, im August 1919 veranlaßten neuen Reise nach West- und Ostpreußen habe ich dem dahingeschiedenen Freunde nachträglich einen Kranz auf seine Ruhestätte legen können und an seinem 84. Geburtstage veranstaltete die Elbinger Altertumsgesellschaft unter Leitung ihres Vorsitzenden Prof. Dr. Bruno Ehrlich eine würdige Gedenkfeier durch Einweihung eines Denkmals mit Dorrs Namen auf dem in herrlicher Umgebung an dem Abfall der Haffhöhen gelegenen bekannten Burgwall von Lenzen. G. Kossinna.

Verstorben sind weiter von unseren Mitgliedern: Geh. Baurat und Prov.-Konservator Prof. Theodor Goecke in Berlin, im Juni 1919; Präfekt Hugo Krauß aus Windsbach (Oberfranken), abgestürzt als Fliegerleutnant im J. 1918.

Paul Zschiesche †.

Paul Zschiesche wurde geboren zu Halberstadt am 29. Sept. 1849 als Sohn des Oberpredigers zu St. Martini Dr. Zschiesche, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und bestand 1869 daselbst die Abiturientenprüfung. Er bezog die Universität Jena, und die Liebe zur Natur ließ ihn zunächst das Studium der Naturwissenschaft wählen, das er aber schon bald, nach dem plötzlichen Tode seines Vaters, mit dem der Medizin vertauschte. In Berlin studierte er weiter, machte den Feldzug 70—71 als Lazarettgehilfe mit, vollendete seine Ausbildung in Greifswald, und legte dort sein Examen 1874 ab. Zuerst zwei Jahre Militärarzt ließ Zschiesche sich dann in Erfurt als praktischer Arzt nieder. Hier begann er, etwa 1879, seine Neigung für vorgeschichtliche Forschung praktisch zu betätigen. Die kargen

Digitized by Google

Mußestunden, die dem vielbeschäftigten Arzt und später dem mit Arbeit überhäuften Leiter der Provinzial-Hebammen-Lehranstalt zu Erfurt blieben, gehörten beinahe ohne Ausnahme der Erforschung der Vorgeschichte; denn die Wanderungen durch Wald und Feld, die Zschiesche so gern unternahm, und die ihm Erholung von seinem schweren Beruf brachten, waren ja sehr oft Mittel zum Zweck: es wurde dabei „gebuddelt". Er hat oft bedauert, daß seine Lieblingsarbeit nur Nebenbeschäftigung bleiben konnte. Zschiesches Forschungen beschränkten sich fast ausschließlich auf Thüringen, insbesondere auf seine engere zweite Heimat Erfurt und Umgegend, deren Ergebnis er in zahlreichen kleinen Abhandlungen festlegte. Größere Arbeiten waren „Die vorgeschichtlichen Wallburgen" und „Die vor- und frühgeschichtlichen Altertümer Thüringens", welch letztere er zusammen mit Prof. Goetze und Prof. Höfer bearbeitete. Immer wieder versuchte er Anteilnahme und Liebe für die Vorgeschichte in weiteren Kreisen zu wecken, besonders durch Vorträge im Erfurter Geschichts- und Altertums-Verein, dessen Vorsitzender er 24 Jahre war. Zschiesches Hoffnung, er könne sich, nachdem er im Laufe des Jahres 1912 in den Ruhestand getreten war, nun ganz und gar der Vorgeschichte widmen, verwirklichte sich leider nicht. Beginnende Kränklichkeit und der Ausbruch des Krieges, der ihn veranlaßte, seine ärztliche Kunst, soweit die Kräfte reichten, wieder in den Dienst der Allgemeinheit zu stellen, ließen planmäßige Arbeit nicht mehr gedeihen. Die körperliche und geistige Spannkraft begann, dank der notgedrungenen Entbehrungen, nachzulassen und als dann im Herbst 1918 eine schwere Krankheit hinzutrat, konnte der geschwächte Körper ihrer nicht mehr Herr werden. Nach monatelangem Leiden erlöste Zschiesche am 3. Februar 1919 der Tod.

Schriftenverzeichnis:

1. Die letzten Höhlenbewohner der Provinz Sachsen (Mitteil. des Ver. f. Erdkunde zu Halle 1885).
2. Besiedelung des Geratales in der jüngeren Steinzeit. (Mitteil. des Ver. f. Geschichte u. Altertumskunde von Erfurt, Heft 13, 1887).
3. Gräberfeld aus der Bronzezeit bei Waltersleben Kr. Erfurt (Jahresschr. f. d. Vorgeschichte der sächs.-thür. Länder, Band I, 1902). Vgl. Mitteil. d. Ver. f. d. Geschichte u. Altertumskunde von Erfurt, Heft 13, 1887.
4. Vorgeschichtliche Wallburgen im Thüringer Zentralbecken, auf der Hainleite, Hohen Schrecke, Schmücke und Finne. (Vorgesch. Altertümer der Provinz Sachsen, herausgeg. von d. Histor. Kommission f. d. Prov. Sachsen u. Anhalt, Heft 10, 11, 12, 1889, 1892, 1906).

Digitized by Google

5. Grabstätte aus der Zeit der Völkerwanderung bei Bischleben (Mitteil. d. Ver. f. d. Geschichte und Altertumsk. von Erfurt, Heft 14, 1890).
6. Gebrannte Wälle in Thüringen (ebenda, Heft 16, 1894).
7. Der Wolfstisch bei Hitzelrode. Kultusstätte (ebenda, Heft 16, 1894).
8. Fundbericht über eine fränkische Grabstätte bei Niederwillingen (ebenda, Heft 17, 1895).
9. Römische Münzfunde, Fundbericht (ebenda, Heft 17, 1895).
10. Steinwerkzeuge mit Schäftungsrillen aus Thüringen (Verhandl. d. Berliner Gesellschaft f. Anthropologie 1895). (Hügelgräber westlich der Sachsenburg.)
11. Slavisches Gräberfeld bei Geilsdorf (Mitteil. d. Ver. f. d. Geschichte und Altertumsk. v. Erfurt, Heft 17, 1895).
12. Vorgeschichtliche Wallburg bei Erfurt (ebenda, Heft 17, 1895).
13. Über heidnische Kultusstätten in Thüringen (Jahrbuch der Kgl. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften in Erfurt, Heft 22, 1896).
14. Der Erfurter Waidbau und Waidhandel, ein kulturgeschichtliches Bild aus der Vergangenheit (Mitteil. d. Ver. f. d. Geschichte und Altertumsk. von Erfurt, Heft 18, 1896).
15. Hügelgrab aus der Hallstattperiode bei Elxleben a. d. Gera (ebenda, Heft 21, 1900).
16. Neolithisches Grab mit Schnurkeramik auf dem Hirnzgenberg bei Erfurt (ebenda, Heft 22, 1901).
17. Wallburgen in Thüringen (ebenda, Heft 23, 1902).
18. Funde aus der merovingischen Zeit in Erfurt und Umgegend (ebenda, Heft 24, 1903).
19. Das vorgeschichtliche Erfurt und seine Umgebung (Protokolle der Generalversammlung des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine in Erfurt 1903. Berlin 1904). Vergl. Mannus, Zeitschr. f. Vorgeschichte, Ergänzungsbd. II. 1911. Desgleichen als Beigabe zur Geschichte der Stadt Erfurt von Prof. Dr. Beyer und Prof. Dr. Biereye, 1904.
20. Feuersteinwerkstätte bei Kösen (Jahresschrift für die Vorgeschichte d. sächs.-thür. Länder, Bd. III, 1904).
21. Neolithisches Grab mit Schmuck aus Spondylus-Schalen bei Erfurt. (Mitteil. d. Ver. f. d. Geschichte u. Altertumsk. von Erfurt, Heft 26, 1905).
22. Die vor- und frühgeschichtlichen Altertümer Thüringens. Goetze, Höfer, Zschiesche. Würzburg 1909.
23. Zwei neolithische Gräber mit Schnurkeramik von Erfurt. (Mitteil. d. Ver. f. d. Geschichte u. Altertumsk. von Erfurt, Heft 30/31, 1909/10).
24. Weitere Funde aus der merovingischen Zeit von Erfurt und Umgegend (ebenda, Heft 30/31, 1909/10).

Hella Zschiesche.

In Sachen Gagel wider Bayer.

Zu Beginn dieses Jahres sandte mir Herr Geh. Bergrat Gagel eine ebenso umfangreiche wie unerquickliche, weil sachlich nicht im mindesten förderliche Abhandlung zum Abdruck im Mannus, worin er den alten Streitstoff über das geologische und archäologische Alter von Taubach, Thiede, Rixdorf usw. von neuem um und umwälzte, wobei einer der Hauptzwecke gewesen zu sein scheint, gegen unseren Mitarbeiter, Herrn Dozenten Dr. Bayer, möglichst ausfahrend werden zu können. Im übrigen stand die Abhandlung wissenschaftlich so tief, daß auch ein Anfänger in der Diluvialgeologie manche Fehler darin

Digitized by Google

aus dem Handgelenk hätte bessern können. So behauptete Herr Gagel, so weit ich mich recht entsinne, das Rixdorfer Profil wäre das wissenschaftlich best untersuchte (Norddeutschlands? der Mark Brandenburg?) und s. W. niemals als solches angezweifelt worden. Nun, ich überlasse es jedem Leser, in dem bekannten Werke Wahnschaffes, der selbst für Rixdorf eine Lanze einlegte, oder in Menzels „Geologischem Wanderbuche" den Beweis des Gegenteils der Gagelschen Behauptung nachzulesen. Da Herr Gagel erst jetzt sich veranlaßt gesehen hat, auf die Zurückweisung einzugehen, die Bayer vor vollen vier Jahren Gagels dreisten Angriffen zuteil werden ließ, und da vor allem der Raum des Mannus jetzt zu kostspielig ist, um ihn mit rein persönlich gehaltenen Herzenserleichterungen und bloßem Gezänk, das den Leser langweilt, zu füllen, so lehnte ich die Aufnahme jener Gagelschen Abhandlung in höflicher Form ab.

Daraufhin erhielt ich von Herrn Gagel folgendes Schreiben, dessen Beurteilung ich füglich dem Leser überlassen darf:

Berlin-Dahlem 25. II. 1920.

Geehrter Herr Geheimrat!

Auf Ihren Brief vom 24. II. erwidere ich Ihnen folgendes:

Wie ich über Ihr, einen Hohn auf jedes selbstverständlichste Gerechtigkeits- und Billigkeitsgefühl darstellendes Verfahren als Redakteur denke, habe ich Ihnen schon mit hinlänglicher Deutlichkeit geschrieben.

Da dieser Appell nichts genutzt hat und Sie aus Mangel an beweisenden Gegengründen sich entschlossen haben, den Versuch zu machen, mir gegenüber das Prinzip der klaren Vergewaltigung und des Todtschweigens in Anwendung zu bringen, so muß ich unter Berufung auf § 11 des Preßgesetzes von Ihnen den **sofortigen** Abdruck beiliegender Richtigstellung im nächsten Heft des Mannus verlangen, damit Ihre Leser wenigstens über die direkten Fälschungen des Herrn Bayer unterrichtet werden!

In gebührender Hochachtung

ergebenst

Dr. Curt Gagel.

Ich lasse nunmehr die durch Berufung auf das Pressegesetz — ein innerhalb der Wissenschaft gewiß unerhörtes Verfahren — erzwungene Aufnahme der „Richtigstellung" des Herrn Gagel folgen und bemerke nur noch, daß ich von nun an Sorge tragen werde, daß der Name „Gagel" im Mannus fortan unerwähnt bleibt.

Zur Richtigstellung der Behauptungen des Herrn J. Bayer von C. Gagel.

Da der Herausgeber des Mannus den Abdruck einer sachlichen Entgegnung auf die gegen mich gerichteten Angriffe des Herrn J. Bayer im Mannus VII (1916) Seite 315ff. und im Mannus X (1919) Seite 179ff., abgelehnt hat, so bin ich gezwungen, unter Berufung auf den § 11 des Preßgesetzes die Veröffentlichung folgender Richtigstellung zu verlangen:

1. Es ist unrichtig, wenn Herr Bayer mir unterstellt (a. a. O. S. 323), daß ich betreffs der Deutung der Höhlenfunde in Schwaben behauptet hätte: „..... muß „ein Fehler vorkommen, und zwar muß er der Archäologie zur Last fallen, denn die Geologie kann nicht gefehlt haben;" und ferner (ebenda Seite 323) „Aber Gagel „schwört zu sehr auf Koken, als daß er deßen[1]) Altersstellung der schwäbischen Höhlenfunde für unrichtig halten könnte. Auf Seite 374 meiner von Herrn J. Bayer bekämpften Arbeit (Mannus VI [1914]) steht im 2ten und 3ten Absatz ganz ausdrücklich das Gegenteil von dem, was mir Herr Bayer hier unterstellt, nämlich: „Das ist ein Ergebnis, das ..... wenigstens so lange unverträglich ist" (nämlich mit den Ergebnißen[1]) der schwäbischen Höhlenfunde), „**als der** aus der Bear-

Digitized by Google

„beitung der reichen Diluvialfauna durch Koken gezogene Schluß **aufrecht** „**erhalten bleibt**, daß in den schwäbischen Höhlenlehmen, soweit sie Fauna und Paläo„lithikum führen, kein Platz für ein Interglazial ist! Die glaziale Stratigraphie „versagt ja bei diesen Höhlenfunden..... Eine Kritik, die sich gegen die „geologische Datierung des schwäbischen Paläolithikums richten will, kann sich nur an diesen, „nicht durch eine einwandfreie, glaziale Stratigraphie, sondern durch diluvial „fauniſtiſche Erwägungen gestützten Indizienschluß wenden!..... „hier wäre noch „eine Nachprüfung irgend eines Schlußes möglich!"

Es bleibt völlig unklar, wie Herr Bayer aus diesen meinen Ausführungen obige Unterstellungen herausholen konnte, gegen die er dann polemisiert!

2. Es ist unrichtig, wenn Herr Bayer schreibt (a. a. O. S. 324) „Die heute fast „allgemein verbreitete Ansicht, die auch Gagel vertritt, daß der jüngere Löß **post**„glazial sei, kann ebenfalls nicht mehr aufrecht erhalten werden." Das ist ebenfalls das genaue Gegenteil von dem, was ich stets und immer, ganz unmißverständlich, behauptet und zu beweisen mich bemüht habe.

Ich bin stets und mit aller Schärfe (zuletzt noch in meinen „Problemen der Diluvialgeologie" (Brancafestschrift 1914, S. 146—149), die ich Herrn Bayer zugeschickt habe, und die er anführt) für das glaziale (**hoch**glaziale) Alter des Löß eingetreten. In dieser eben genannten Arbeit steht z. B. Seite 147 über die Bildung des Löß: „Nehmen wir dazu die weitere Thatsache, daß durch die glacialen Floren nun mit Sicher„heit erwiesen ist, daß thatsächlich am Eisrande" „Tundra-ähnliche Verhältniße[1]) geherrscht „haben"..... und Seite 149 „Ist aber einmal erst die Wucht der Argumente anerkannt, „die für das **jung**glaziale Alter der Hauptmaße[1]) des jüngeren Löß sprechen". Im Mannus VI (1914) Seite 373 2ter Abschnitt selbst steht ebenso unmißverständlich: ..... „eine Thatsache, mit der sich die Prähistorie ebenso abfinden muß, wie mit der jetzt auch von Penck schon zugegebenen Thatsache, daß der jüngere Löß von der Höhe der letzten Eiszeit ab erscheint und nicht interglazial ist!

Hiermit ist bewiesen, daß Herrn J. Bayer dem Gegner stets das Gegenteil davon unterstellte, was er wirklich gesagt hat, um ihn dann zu „widerlegen".

Berlin-Dahlem, den 25. II. 1920.

Dr. C. Gagel.

Ob Herr Gagel mit diesem seinem Verfahren der von ihm vertretenen Wissenschaft und der hochangesehenen Staatsanstalt, der zu dienen er berufen ist, einen guten Dienst geleistet hat, auch darüber brauche ich kein Urteil abzugeben. G. K.

---

[1]) Ich mache darauf aufmerksam, daß die Rechtschreibung „deßen", „Ergebnißen", „Verhältniße", „Hauptmaße" (im Sinne von Hauptmasse) eine der Eigentümlichkeiten des Herrn Gagel bildet.

Digitized by Google

Mitteilung an die Mannus-Leser.

Hierdurch kann ich unseren Mitgliedern und allen Freunden deutscher Vorgeschichte die freudige Mitteilung machen, daß ein Bielefelder Mitglied, das ein begeisterter Leser des „Mannus" und ein besonderer Verehrer meiner Schriften und der durch den „Mannus" und unsere ganze Gesellschaft vertretenen Richtung wahrhaft deutscher Wissenschaft ist, unserer Gesellschaft eine hochherzige Schenkung von **250 Mark** überwiesen hat als Kostenbeitrag zur Herstellung des „Mannus" und mit dem besonders ausgesprochenen Wunsche, im Kreise unserer Gesellschaft und vielleicht auch außerhalb derselben viele Nachahmer zu finden. Indem unsere Gesellschaft diesem edlen, von idealsten Hochzielen wissenschaftlicher und völkischer Richtung beseelten Mitgliede ihren wärmsten Dank abstattet, ergeht nunmehr im Sinne des Spenders an alle unsere Freunde, deren äußere Glückslage es gestattet, die dringende Bitte, diesem leuchtenden Vorbilde schönster Opferwilligkeit baldigst nachzueifern, damit der „Mannus" in den jetzigen mehr als schwierigen Zeitläuften nicht nur notdürftigst durchgehalten, sondern, wenn auch nicht in der Fülle des Inhalts und in dem Reichtum der Ausstattung, wie einst in Friedensjahren, so doch immerhin in erfreulicher Stärke fortgeführt werden kann. Dies ist aber nur dann möglich, wenn sich zu den stark erhöhten Mitgliedsbeiträgen noch weitere Sondergaben edler, wohlhabender Mitglieder und Leser des „Mannus" gesellen.

G. K.

Digitized by Google

Hügel in der Garther Heide

1 : 250.

• Zentrum des Hügels.
● Grube { mit / ohne } Knochenbrand.
⊙ Gruben sind rund oder oval.

N.

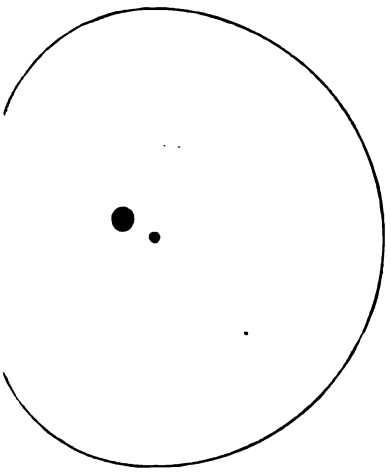


Abb. 1. Hügel 2.

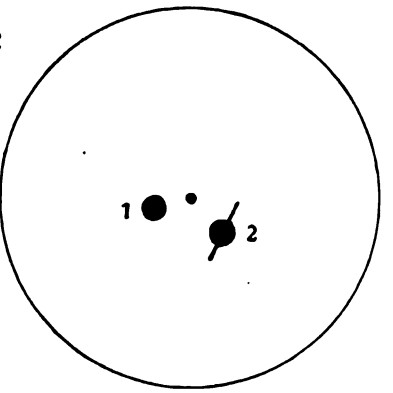


Abb. 2. Hügel 4.

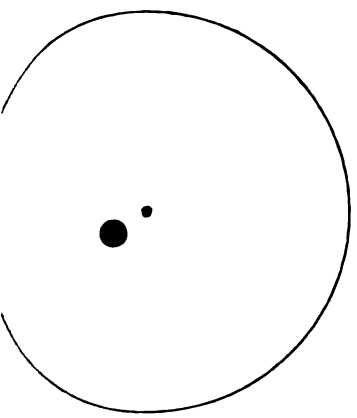


Abb. 3. Hügel 5.

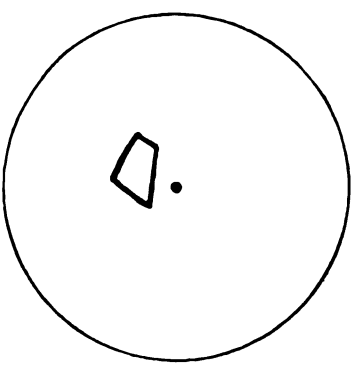


Abb. 4. Hügel 3.

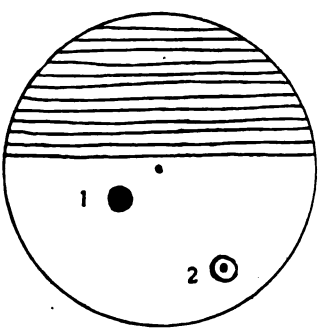


Abb. 5. Hügel 1.

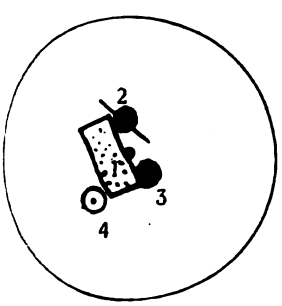


Abb. 6. Hügel 6.

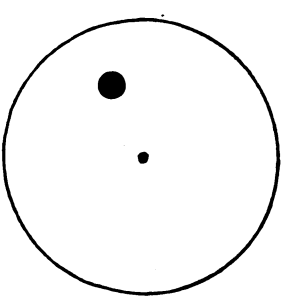


Abb. 7. Hügel 43.

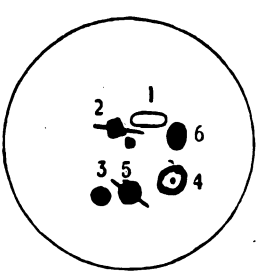


Abb. 8. Hügel 45.

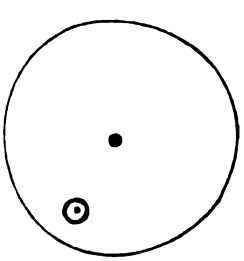


Abb. 9. Hügel 47.

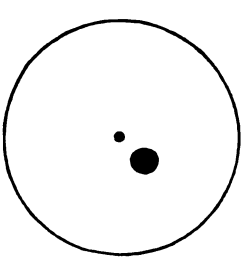


Abb. 10. Hügel 46.

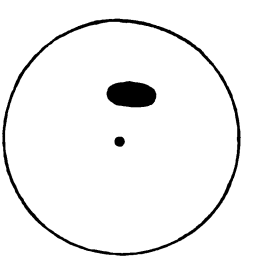


Abb. 11. Hügel 44.

Die ⊙ ● Gruben sind Opfergruben.

Digitized by Google

Verlag von Curt Kabitzsch, Leipzig.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

Digitized by Google

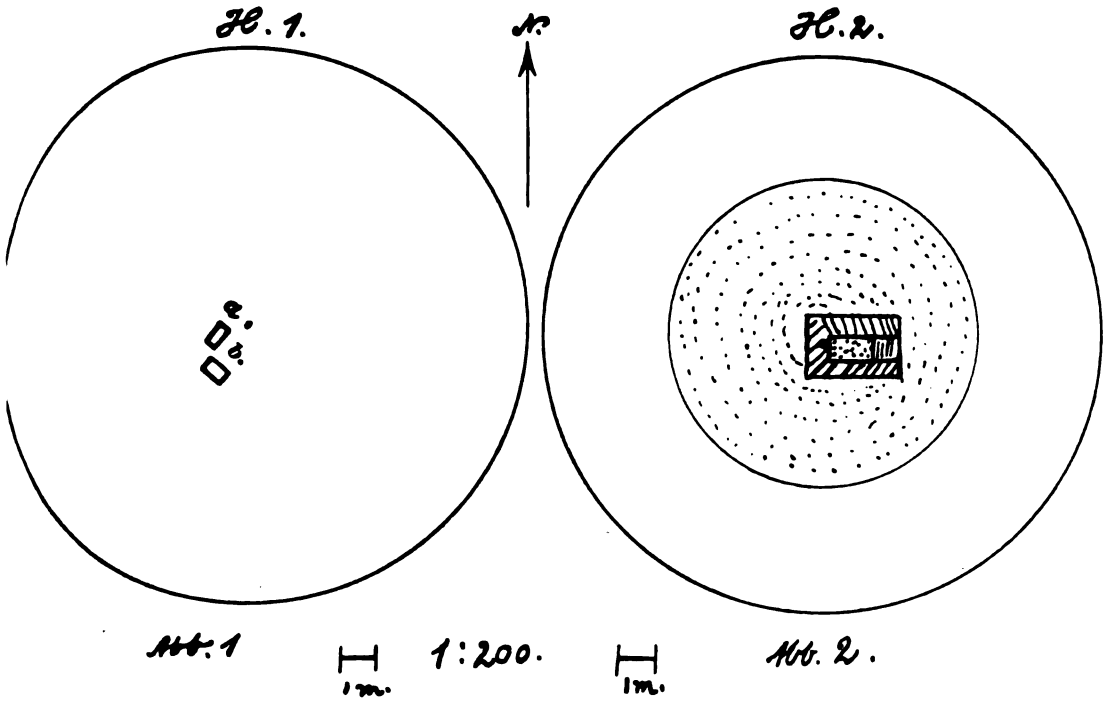


Abb. 1 1:200. Abb. 2.

1 m. 1 m.

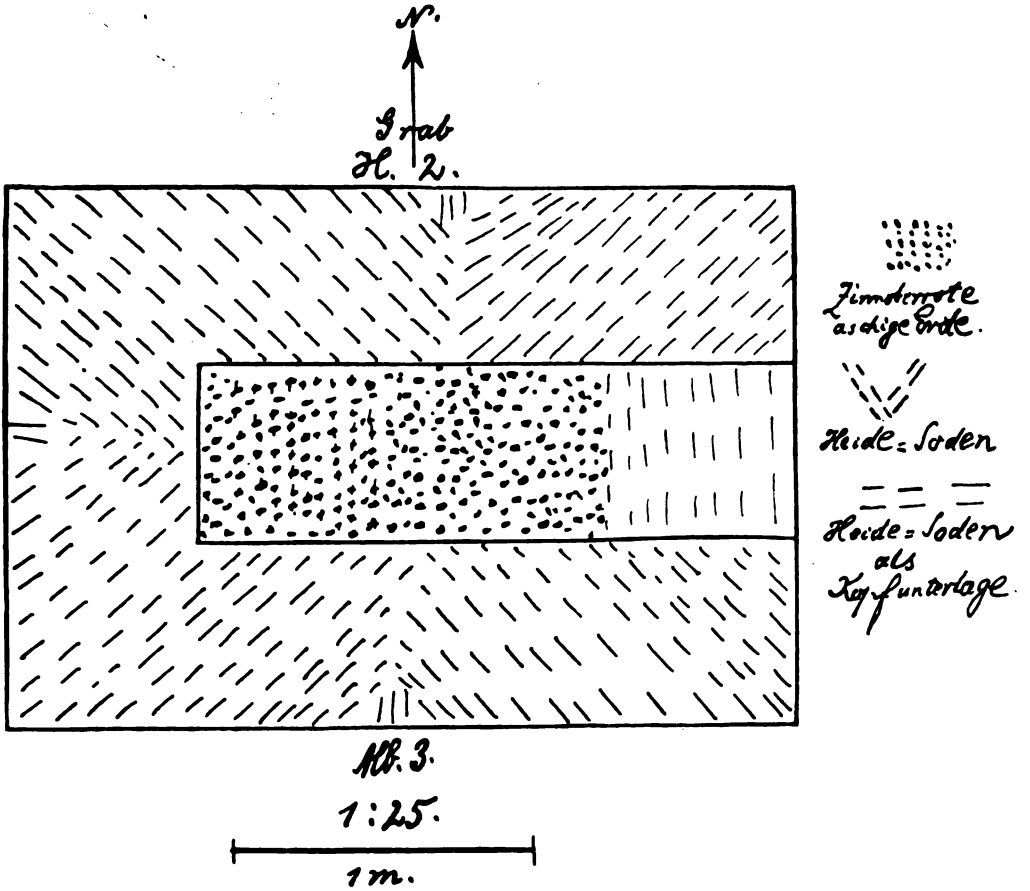


Abb. 3.

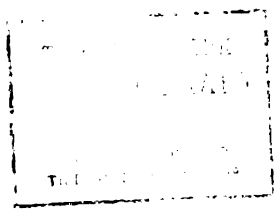
1:25.

1 m.

Kurze Heide, Husum, Grabhügel 1 und 2.

Verlag von Curt Kabitzsch, Leipzig.

Digitized by Google



Digitized by Google

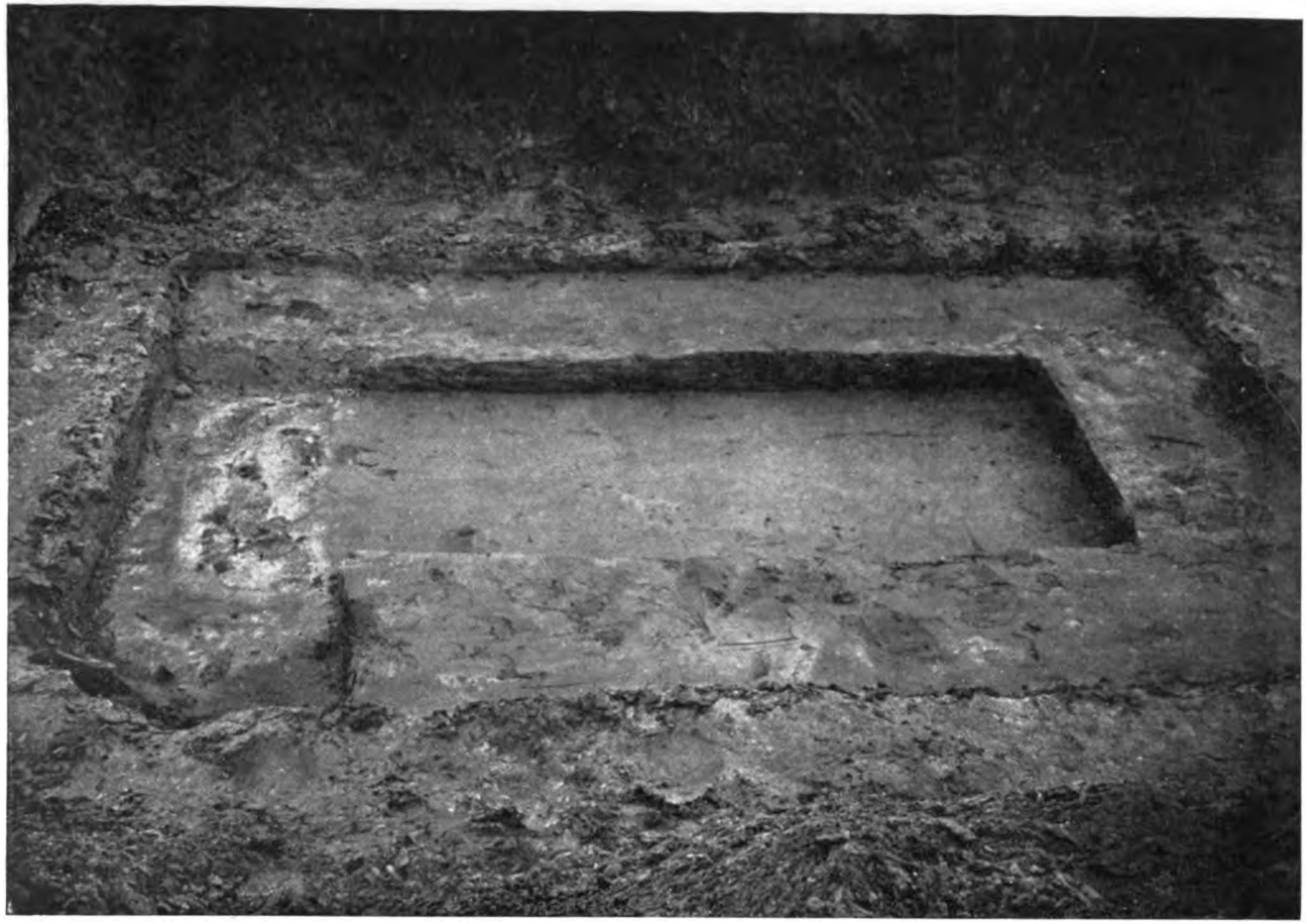
↓ N. Kurze Heide, Husum. Grabhügel 2. Grab (Decke). ↓ N.

Lienau, Oldenburger Grabungen.

Verlag von Curt Kabitzsch, Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google



↓ N. Kurze Heide, Husum. Grabhügel 2. Grab (Höhlung). ↓ N.

Verlag von Curt Kabitzsch, Leipzig

Digitized by Google

THE
PUBLIC

Digitized by Google

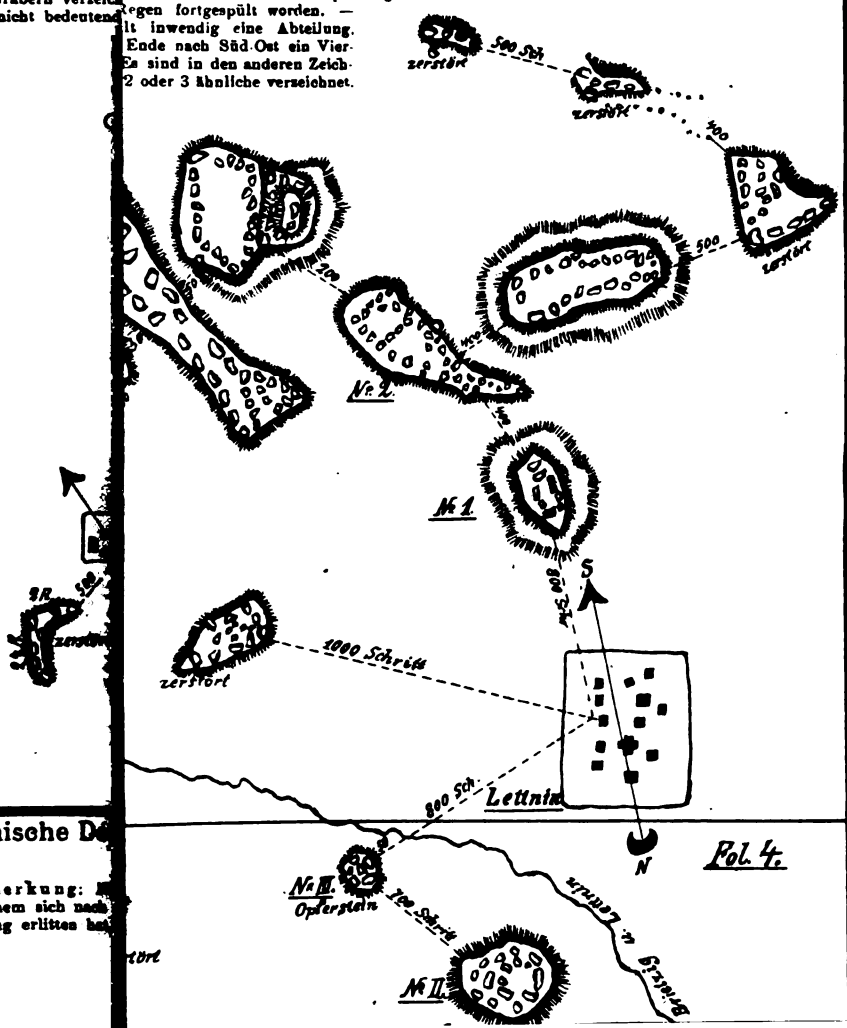
Heidnische De… d. Feldmarke… Plönzig und …

Anmerkung: De… lichen Gräbern verseic… 5 sind nicht bedeutend…

…he Denkmäler der Feldmark des Dorfes Lettnin.

Fol. 6.

…kungen: Nr. 1 ist ein länglich aufgeworfener Hügel, auf dem …rmig 8 Steinblöcke aufgestellt finden. Wahrscheinlich hat die …n den Steinen die Aschentöpfe eingeschlossen und ist mit der Zeit …egen fortgespült worden. — …lt inwendig eine Abteilung. …Ende nach Süd-Ost ein Vier… Es sind in den anderen Zeich… 2 oder 3 ähnliche verzeichnet.



Heidnische De…

Anmerkung: … auf welchem sich nach… Zerstörung erlitten hat…

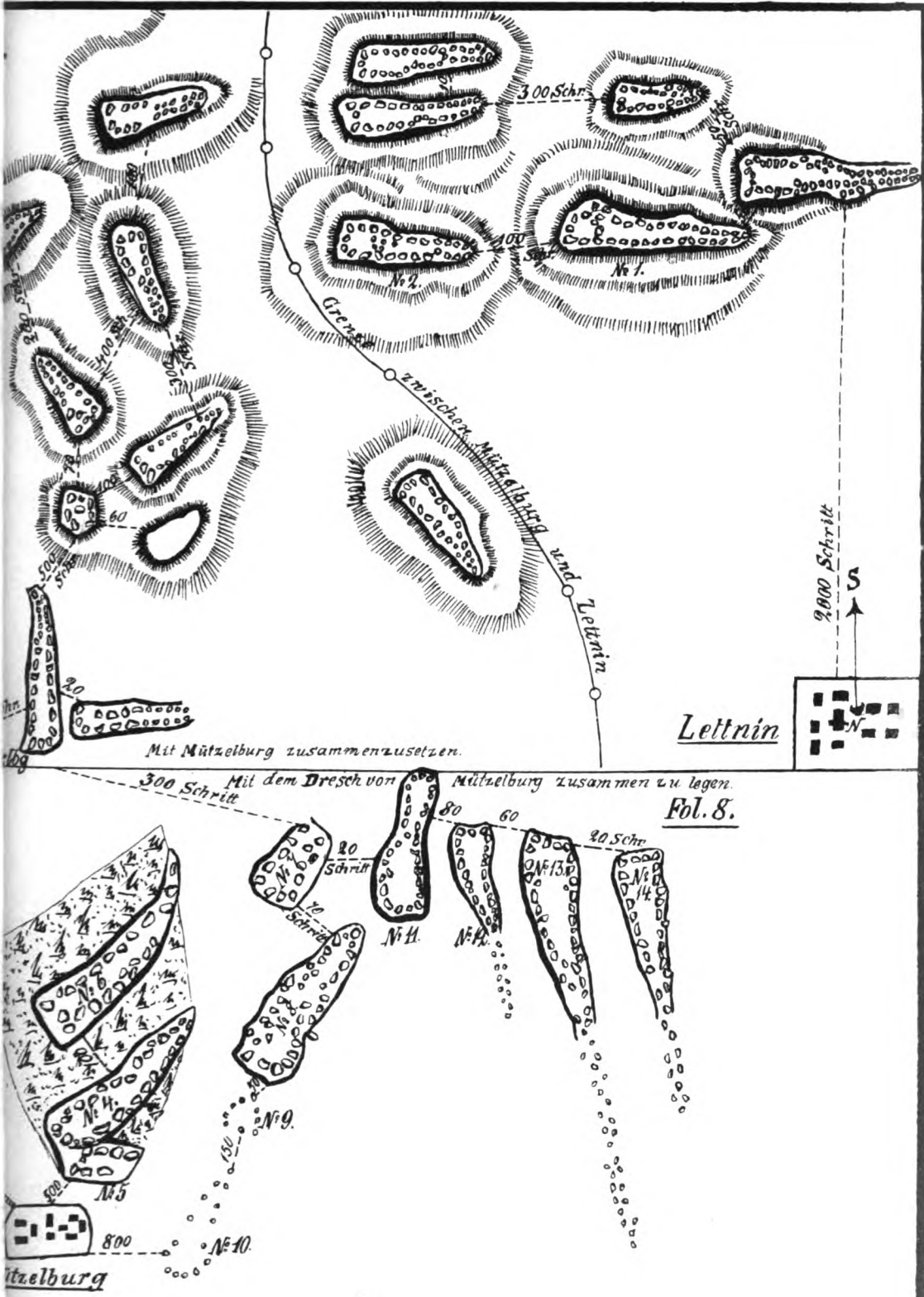
Fol. 4.

…törl

Digitized by Google

THE
PUBLIC
ASTOR
TILDEN

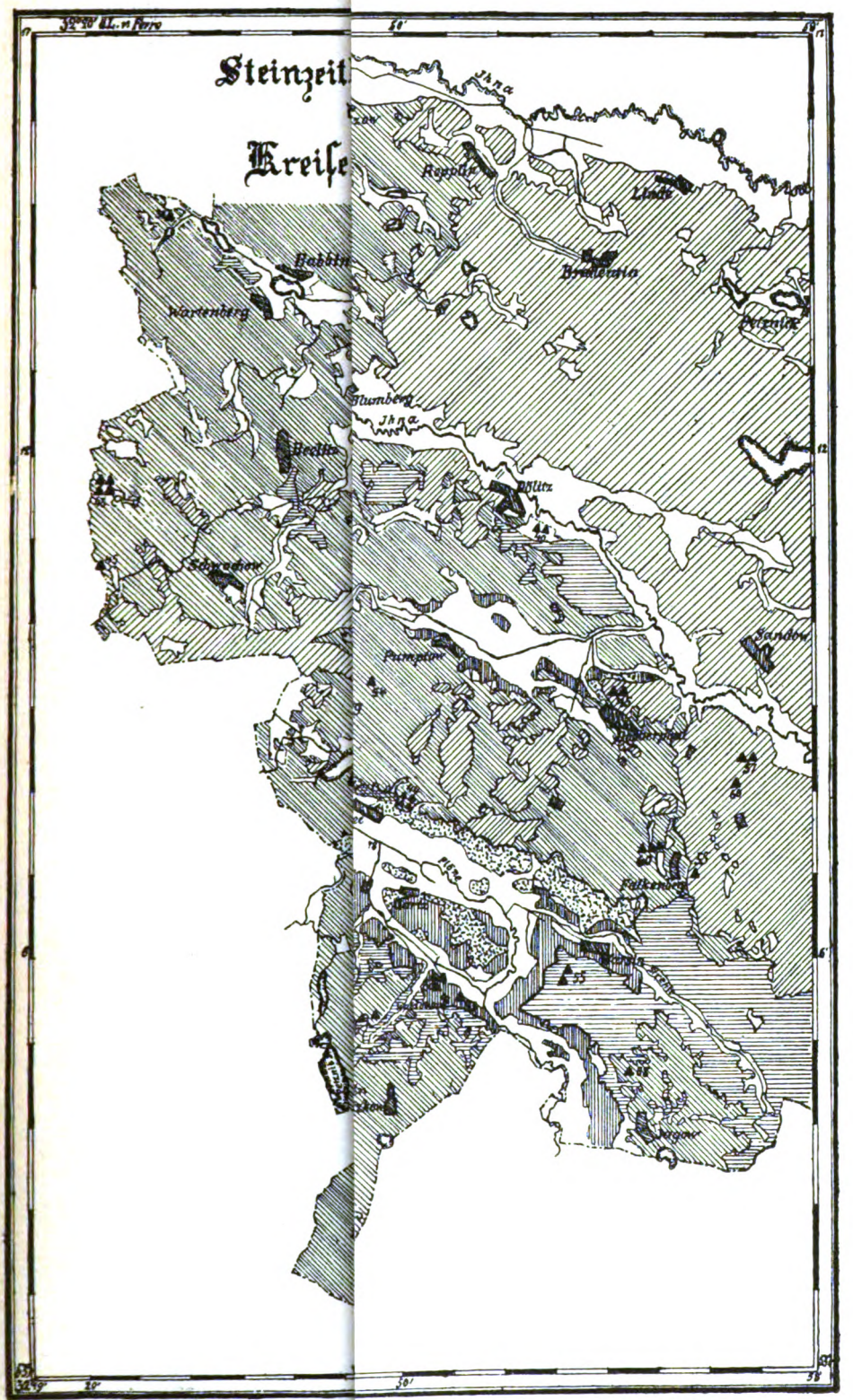
Digitized by Google



Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

Digitized by Google



Holsten, Die steinzeitlichen Gräber des

Verlag von Curt Kabitzsch, Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

I. Abhandlungen.

Höhepunkte nordindogermanischer Kultur[1].

Von Gustaf Kossinna.

Seit dem 9. November 1918 ist an allen Brennpunkten des politischen Lebens unseres Vaterlandes, insbesondere innerhalb der deutschvölkischen Kreise, zumal in der Reichshauptstadt, eine Flut, ja man muß sagen, eine wahre Sturzflut von Vorträgen hereingebrochen, die sich zum Ziel gesetzt haben, der künftigen Pflege und Ausgestaltung der besonderen Wesenheiten unseres Volkstums vorzuarbeiten. Sie wollen Wege zeigen zum werktätigen, insonderheit zum geistigen Aufbau einer neuen Zukunft des deutschen Volks, unseres armen, von außen her unerhört betrogenen, von innen her ebenso unerhört verratenen, in sich zerrissenen, tiefgebeugten, nicht nur politisch und wirtschaftlich, sondern leider auch sittlich zusammengebrochenen Volkes. In diesen Rahmen gehören auch die Bestrebungen zur Gründung nationaler Volkshochschulen, wie der Arndt- und der Fichtehochschule. Es ist ja nicht das erste Mal, daß Zeiten politischen Tiefstandes in unserem Volke geistige Strömungen erzeugen, die berufen sind mitzuhelfen an der Erneuerung des völkischen und staatlichen Lebens. Schon 1807 fiel das Königswort: „Der Staat muß durch geistige Kräfte ersetzen, was er an physischen verloren hat."

Unser Blick ist bei solchen Bestrebungen unentwegt vorwärts gerichtet.

Da fragen Sie wohl: was soll uns in solchen Zeiten eine Rückwanderung in entlegene, ja fernste Vorzeiten, die für unser Auge, wie es durch die heute maßgebende Bildung und Weltanschauung eingestellt ist, anscheinend nicht die geringste innerliche Verbindung mit der heutigen Kulturwelt aufweisen und höchstens für solche Persönlichkeiten ein reizvolles Gebiet der Betätigung bieten, welche Veranlagung und Neigung zu tiefgründiger geschichtlicher Erfassung der Dinge dieser Welt ihr Eigen nennen?

[1]) Festvortrag gehalten zur Eröffnung der 6. deutschen Tagung für Vorgeschichte in Berlin am 8. April 1920.

Digitized by Google

Freilich, wie mancher flüchtet sich heute aus leicht nachfühlbarem, aber doch entschieden abzulehnenden, ja zu verurteilenden Überdruß an dem unsagbar niederdrückenden Elend der Gegenwart weltenscheu in eine bessere, das Innere des Menschen erhebende, ferne Vergangenheit. Nun, die Großtaten unseres Volkes sind ja gewiß mehr als alles Andere geeignet, unser völkisches Selbstbewußtsein neu zu wecken und zu stählen. Die Erinnerung an sie und der Stolz auf sie dürfen aber nimmermehr dazu dienen, unser Pflichtgefühl gegenüber den schweren Forderungen unserer jetzigen Lage irgendwie einzuschläfern.

Den Trieben einer bloß schwarzseherischen schlaffen Gegenwartsflucht will unsere heutige Betrachtung mit nichten Vorschub leisten. Denn die Versenkung in die Vorzeit darf letzten Endes nicht Selbstzweck sein; sie soll vielmehr dazu dienen, die Gegenwart so zu befruchten, daß aus ihr eine bessere Zukunft emporwächst. Uns gilt hier der Spruch:

„Wir wünschen nicht zurück die gute alte Zeit;
Wir wünschen nur der Ahnen mächtig Walten,
Den tapfern Glauben nur, die deutsche Treu der Alten."

Wer mit Ernst Moritz Arndt des felsenfesten Glaubens an die Ewigkeit unseres Volkes lebt, wird auch dem schlimmsten Druck der Gegenwart freudigen Bekennermut entgegensetzen und dem baldigen Wiederaufstieg unseres Volkes nicht nur hoffend entgegensehen, sondern selbsttätig unermüdlich vorarbeiten.

Aber dieser Mut zu vertrauensvollem Blick in eine lichtere Zukunft, worauf gründet er sich, wenn die heutige Verfassung unseres Volkes einen so trostlosen Anblick gewährt? Auf nichts anderes, als auf unsere große Vergangenheit, in der so oft schmählichster Niedergang von einem das Staunen und die Bewunderung der ganzen Welt erregenden Aufstieg zu ungeahnter Höhe abgelöst wird.

Nicht nur auf 1807 folgt 1870, nicht nur auf den 30jährigen Krieg das Zeitalter Friedrichs des Großen, Sebastian Bachs und Goethes, nicht nur auf den ungeheuerlichen Aderlaß und die Zerstreuung des Germanenvolks durch die Völkerwanderung die deutschen Glanzzeiten der Ottonen und Salier, auch in der Vorzeit hat es ähnliche Niedergänge und Aufstiege in Mitteleuropa gegeben.

Der Niedergang unseres Volkes war wohl stets auch eine Folge der von einem harten Geschick uns zugewiesenen unglückseligen Lage unseres Siedelungsgebiets, das nun einmal seit vier Jahrtausenden von drei Seiten her feindlich umklammert daliegt. Aber ebenso und vielleicht noch mehr war der Niedergang eine Folge so mancher bösen Erbfehler im Charakter unseres Volkes, wie unausrottbarer Hang zur Zwietracht, schnöder Undank oder blinder gehässiger Neid untereinander, besonders aber gegen einzelne

Digitized by Google

Große oder Hochstehende, wie gegen ganze hochverdiente Klassen oder bevorzugte Schichten, ein Neid von einer Tiefe, daß lieber das Dasein des ganzen Volkes in Frage gestellt oder gar geopfert wird, ehe man dem Nächsten den Besitz oder Genuß seiner wohlerworbenen wirtschaftlichen oder geistigen Güter gönnt.

Der Aufstieg aber wurde stets verdankt den durch ein gütiges Schicksal unserem Blute von der Urzeit her eingepflanzten großen altgermanischen Rasse-Eigenschaften. Solche Eigenschaften unseres Volkes sind: der Stolz auf die eigene freie Persönlichkeit, der jedwede Anlage zum Herdenmenschen romanischer oder gar slawischer Art abgeht und der öde Gleichmacherei und daraus folgende allgemeine Mittelmäßigkeit ein Greuel ist; ferner „das Streben unseres Geschlechts aus dem Dunkeln ins Helle", wie es Goethe einmal ausdrückt; der emsige Schaffensdrang und der ruhelose, ja stürmische Fortschrittstrieb, der zwar alle alten Indogermanenstämme einst beseelt hat, keinen aber entfernt so tief wie den germanischen; das leidenschaftliche Eintreten für Gesetz und Recht, strenge Ordnung und pünktliche Pflichterfüllung; die Vorliebe für natürliche Einfachheit und Wahrheit; endlich der vornehme, ritterliche Heldengeist, mit dem der Germane nun einmal so verwachsen war, daß Ehre und unerschütterliche, selbstvergessene Treue gegen die frei gewählten Hochziele sachlicher und persönlicher Art alles bedeuteten, der Tod aber nichts, es sei denn den Eingang in ein von unsterblichem Nachruhm überglänztes seliges Leben in Walhall. Diese heldische Gesinnung und diese selbstlose Treue zur Sache um ihrer selbst willen haben neben höchsten Gaben des Leibes, des Gemütes, der Phantasie und des Verstandes uns stets wieder emporgeführt, nachdem gerade in den Zeiten der ärgsten Not die sonst von der Tagesströmung in der Tiefe niedergehaltene Seele unseres Volkes an die Oberfläche gestiegen und zu ihrem Rechte und zu ungeahnter Wirksamkeit gelangt war.

Am 11. Januar dieses Jahres, am Tage nach der Vollziehung des Versailler Schmachfriedens, fiel zu Münster i. Westf. durch Sturm aus West entwurzelt die riesenhafte Silberpappel, die 1763 aus Freude über die für Preußen glückliche Beendigung des siebenjährigen Kriegs gepflanzt worden war und im Volksmunde der „deutsche" Baum hieß. Man sagte von ihm, „Deutschland werde so lange blühen und gedeihen wie dieser Baum". Entwurzelt werden konnte diese Hubertusburger Friedens-Pappel, der auch Sachkundige noch ein Leben von mindestens einem Jahrtausend zusprachen, nur darum, weil sie trotz riesenhaften Ausmaßes von Stamm und Krone auffällig kleine, wenig tiefgreifende Wurzeln besaß.

So konnte auch das deutsche Volk jetzt gefällt werden, weil es im Verhältnis zu seinem mächtigen Körper zu wenig Wurzelhaftigkeit besaß, d. h. zu wenig von dem Stolz auf seine Eigenart, zu wenig von der Verantwortlichkeit vor seiner viertausendjährigen ruhmvollen Geschichte und Vorgeschichte, zu wenig

Digitized by Google

von seinem Ahnengeiste beseelt war und ist. Und doch hatten weiterblickende treue Eckarde unseres Volkes oft und eindringlich genug, leider aber vergebens, gemahnt, den deutschen Allvätergeist, wie er aus Leben und Taten eines Luther, eines Friedrichs des Einzigen, eines Bismarck uns so mächtig anweht, neu zu kräftigen. Statt dessen stoßen wir allenthalben im deutschen Volke auf die durch das alltäglich eingeträufelte Gift einer undeutschen Presse erzeugte Denkart des neidgeschwollenen, raffgierigen Proletariers, der von einer deutschen Vergangenheit überhaupt nichts weiß und die aus der Entwicklung in Vorgeschichte und Geschichte organisch erwachsene Gegenwart am liebsten von Grund aus vernichten möchte, um einem unerreichbaren Zukunfts-Hirngespinst von Glückseligkeit allein der Handarbeiterklasse nachzujagen. Wenn wir diese Weltanschauung der Unbildung und Unwissenheit nicht niederzuringen vermögen, deren Herrschaft uns noch tief unter den geistig-sittlichen Standpunkt Amerikas hinabdrücken würde, so ist unsere gesamte einzigartige Geisteskultur mit Vernichtung bedroht.

Es ist in den letzten beiden Jahren schon öfters ausgesprochen worden, daß unser Volk, wenn es noch eine Zukunft haben will, den Blick stark auf das wird richten müssen, was war, und daß es gar nicht genug Fingerzeige erhalten kann, die diese Wege weisen. „Wohl dem, der seiner Väter gern gedenket" und dabei, wie unser Hoffmann v. Fallersleben es einst den Flamen anriet, auch seinem Volke zurufen kann: „Aus der Tugend deiner Ahnen mußt du deine Burgen baun."

So wenig es dem Zeitgeist entsprechen mag, in die Altertumskunde hinabzusteigen, so werden wir doch die Dinge, die die wahre Wesenheit und den Wert unseres Volks ausmachen, nicht erkennen, wenn wir nicht zu den lebendigen „Mimirquellen" durchdringen, die in den frühesten Kindheitstagen unseres Volkes in ungetrübtester Reinheit und in unerschöpflicher Fülle fließen. Wer hieraus schöpft, wird den Schlüssel der Zukunft heben.

„Nie möge der Deutsche glauben, seine Kämpfe ohne seine Hausgötter, ohne seine mythische Heimat, ohne ein „Wiederbringen" aller deutschen Dinge kämpfen zu können"; so lauten die Worte nicht etwa eines verrannten teutonischen Altertumsschwärmers, sondern eines so modern gerichteten Kopfes, wie es Friedrich Nietzsche war. „Wer unsere früheste und eigenste Art rein und unverfälscht auf sich wirken lassen will, der muß nicht etwa nur bei der Frühgeschichte, sondern bei der **Vor**geschichte anfragen. Und dadurch besitzt diese Wissenschaft ihre hohen Gegenwartswerte, ihre hohe völkische Bedeutung" (Kossinna).

Die Zusammenhänge unserer heutigen Kultur mit unserer Vorgeschichte sind keineswegs in höherem Maße zerrissen, als die Zusammenhänge mit unserer geschichtlichen Vergangenheit, die schon in dem seit Ende der germanischen Völkerwanderung einsetzenden Hauptteile, besonders aber seit

Digitized by Google

Renaissance, Humanismus und Reformation durch starke Strömungen aus Süd- und Westeuropa mannigfach unterbrochen worden sind.

Und doch erfüllt uns untilgbar weiter: deutsche Art, deutscher Charakter, deutsche Denkweise, so lange das Blut unserer germanischen Ahnen in unseren Adern nicht versiegt. Und so lange wir den Schatz altgermanischer Rassenwerte durch möglichst reine Fortpflanzung dieses altgermanischen Bluts in uns erhalten, haben wir stets die Möglichkeit, unser äußeres und inneres Volksleben von den mannigfachen ihn anhaftenden fremden Schlacken zu befreien und immer von neuem mit unserer ureigenen Art in Übereinstimmung zu bringen.

Wenn wir nun rückwärts gehen, um zu sehen, wie deutsche, und noch früher, wie germanische Wesensart sich uns offenbart, so erkennen wir unschwer die unvergleichliche Überlegenheit unserer Art gegenüber fremden Arten. Allgemein bekannt ist, daß die überwältigende Mehrheit der führenden Geister der großen Epoche italienischer Renaissance germanischem, genauer langobardischen, Blute entstammt ist. Und weiter zurück: Das ganze Mittelalter in allen Verästelungen seiner Kultur ist eine durch und durch germanisch bestimmte Zeit. In der Kunst zeigt dies die Gotik, die erfunden wurde in dem, wenn auch nicht mehr der Sprache, so doch dem Blute nach in den höheren Volksschichten durchaus noch ungebrochen altgermanischen, genauer altniederfränkischen, Flandern Nordostfrankreichs und Belgiens. Und es zeigt dies ebenso der mit Unrecht „romanisch" genannte Kunststil des 10.—12. Jahrhunderts, der nichts ist als eine Fortbildung der oberitalischen Lombardenkunst des 8.—10. Jahrhunderts, die ihrerseits wiederum nur eine Fortsetzung des so eigenartigen Kunststiles der germanischen Völkerwanderung darstellt, jenes gotisch-merowingischen Stils, der mit der allgemeinen politisch-militärischen und bald auch rechtlichen und verfassungsrechtlichen Vorherrschaft der Germanen in Gesamteuropa seit dem 5. Jahrhundert alleinherrschend wird.

Noch weiter rückwärts kommen wir zu den ersten Jahrhunderten n. Chr., in denen die germanische Kultur trotz mancher Anregung, nicht durch die italisch-römische, sondern durch die provinzielle Kultur der von Rom unterworfenen keltischen Nachbarn der Germanen, im großen ganzen ein völlig selbständiges Gepräge von nicht zu verachtender Höhe aufweist.

Was dann die letzten 8 Jahrhunderte vor Chr., die sogenannte frühe Eisenzeit, anlangt, so tritt hier die germanische Eigenart sehr zurück. Es ist dies der Zeitraum griechischer Kulturblüte, die ebenso wie die noch um einige Jahrhunderte früher erfolgte Übersiedelung der kleinasiatischen Etrusker nach Mittelitalien, zunächst der italienischen Halbinsel, dann auch dem südlichen Frankreich so überlegene Zivilisations- und Kunstkräfte vermittelt, daß hierdurch ein Riß entsteht zwischen Südeuropa nebst Westeuropa einerseits und Nordeuropa anderseits. — Umgekehrt zeigt die vorausgehende Bronzezeit, die in der Hauptsache das 2. Jahrtausend vor Chr. ausfüllt,

Digitized by Google

eine so beispiellose Überlegenheit germanischen Könnens, germanischer Kunstbegabung hoch über dem gespannten Alteuropa, daß sie immer von neuem uns Staunen abzwingt. Diese Verhältnisse innerhalb der bronzezeitlichen Kulturen habe ich, als erster zwar, aber seit einem Jahrzehnt doch so oft und so eingehend in der Öffentlichkeit behandelt, daß ich darauf heute nicht eingehen will.

Vielmehr wollen wir heute sehen, was hinter dieser germanischen Kulturhöhe der Bronzezeit liegt, d. h. gleichzeitig hinter dem Ursprunge der Germanen, der eben in die Übergangszeit von der Steinzeit zur Bronzezeit Nordeuropas, also in die letzten Jahrhunderte des dritten Jahrtausends vor Chr. fällt.

Wir haben in Europa drei große Rassenstämme: einen westeuropäischen, einen südeuropäischen und einen osteuropäischen, und jeder dieser drei großen Rassenstämme zerfällt in einen langköpfigen und einen ihm nächstverwandten kurzköpfigen Zweig. Der südeuropäische Stamm, zu dem die kurzköpfigen Vorderasiaten des syrisch-armenischen Typus und die langköpfigen Semiten nebst der langköpfigen Mittelmeerrasse gehören, hat seinen Ursprung außerhalb Europas und beschäftigt uns heute nicht. Der osteuropäische Stamm, klein bis mittelgroß, brünett, plattnasig, zu dessen kleinerem langköpfigen Rjäsanzweige und weit mächtigerem kurzköpfigen Karpathen-Sudetenzweige die Hauptmasse der slawischen und ein Teil der finnischen Völker gehören, entstand wohl im europäischen Südostrußland. Der westeuropäische Rassenstamm, hellhäutig, blauäugig, blond, entstand in seiner lichten Färbung unter dem Einfluß des Eiszeitklimas nördlich der Alpen und der Pyrenäen in Frankreich, Südengland, Rheinland und oberem Donaugebiet. Er zerfällt in den nordeuropäischen Langkopf- und den westalpinen oder Jura-Kurzkopfzweig.

Als die Gletschermassen der Eiszeit endgültig nach Nordskandinavien sich zurückgezogen hatten, wanderten etwa um 10000 vor Chr. Schwärme des westeuropäischen Rassenstammes allmählich nach Norddeutschland, Dänemark und Südschweden, gleichmäßig vom langköpfigen, wie vom kurzköpfigen Zweige. Sie ließen sich als Jäger und besonders als Fischer ausschließlich an Binnenseen und stehenden Gewässern nieder, die sie auf Flößen bewohnten. Ihre Sprache kann nur die weitergebildete westeuropäische Sprache der Nacheiszeit gewesen sein. Wir wollen diese Menschen nach dem ältesten, schon 1866 bekannt gewordenen Fundort, Dobbertin in Mecklenburg, Dobbertin-Leute nennen.

Gegen 6000 vor Chr. löste sich von dieser gemischt lang- und kurzköpfigen Dobbertin-Bevölkerung eine überwiegend langköpfige Gruppe ab, die den engen Binnenseesitzen den Rücken kehrte und nach den Küsten und Inseln des freien Meeres fortstürmte. Es war das nach einem für die Langköpfe aller Rassen giltigen rassenpsychologischen Gesetze der unternehmende, kühne, abenteuernde, wanderlustige, erobernde, aber auch erfinderische, im Denken

Digitized by Google

und im Kulturfortschritt unstet voranstürmende Teil der alten Dobbertin-Bevölkerung.

Diese neue Küstenbevölkerung, die nicht wie die Dobbertinleute in ganz Norddeutschland und den baltischen Provinzen sowie Dänemark und Südschweden anzutreffen ist, sondern nur auf Rügen, in Schleswig-Holstein, Dänemark und an der schwedischen Westküste, ist weltbekannt als die Schöpfer der dänischen Muschelhaufen. Während die Dobbertin-Leute die für ihr Leben kennzeichnenden Werkzeuge und Waffen überwiegend aus Knochen und Geweih fertigten, aus dem zwar auch reichlich verwendeten Feuerstein aber nur wenige nebensächlichere Gerätformen herstellten, schuf sich die junge Küstenbevölkerung, die wir nach einem wichtigen und besonders frühen Fundplatz am Kieler Hafen die Ellerbeck-Leute nennen wollen, eine bald zu ansehnlicher Fertigkeit emporwachsende Feuersteintechnik und die Anfänge der Töpferei. Die Ellerbeck-Leute werden so ein Volk für sich mit vorgeschrittener Zivilisation gegenüber den Dobbertin-Leuten und müssen auch in ihrer Sprachschöpfung rascher fortgeschritten sein. Denn wie die Kraft der Kultur Völker zu bilden und zusammenzuhalten vermag, so auch, wie schon Jacob Grimm ausgesprochen hat, „die Kraft der Sprache". Sonderkultur und Sondersprache gehen eben Hand in Hand. Die Ellerbeck-Leute entwickeln zudem durch weit stärkere Vermehrung eine solche innere Kraft, eine solche Fähigkeit und zugleich ein solches Bedürfnis der Ausdehnung, daß sie große Teile ihrer Bevölkerung nach Belgien und Nordostfrankreich, sowie nach Südost-England abgeben können und dorthin die ihnen eigentümliche überlegene Art der Feuersteinbearbeitung tragen.

Bei diesen Ellerbeck-Leuten erscheint in der 2. Hälfte des 5. Jahrtausends jener gewaltige Fortschritt, der das ganze Menschenleben auf neue Grundlagen stellt: der Fortschritt zum Ackerbau und zur Viehzucht. Und wir werden annehmen dürfen, daß gleichzeitig mit dem Eintritt dieser großen Errungenschaften bei ihnen die alte, wohl noch auf der Stufe der agglutinierenden Sprachen stehende Ellerbeck-Sprache zur flektierenden Sprache sich fortgebildet haben wird, d. h. zur indogermanischen Ursprache.

Es währt nicht lange und diese sich nun noch viel rascher vermehrenden ackerbauenden Ur-Indogermanen vermögen von der Ostsee her einen heiligen Frühling" auszusenden in das äußerst spärlich besiedelte Donaugebiet. Aus diesem Ableger entwickeln sich die Südindogermanen, die Ahnen der späteren thrakischen, indo-iranischen und slawo-lettischen Stämme. Damit ist die Periode der Urindogermanen zu Ende und es beginnt die gemeinindogermanische Periode, während der beide Gruppen der Indogermanen, die alte wie die neue, besonders aber die in der alten Völkerwiege an der Ostsee sitzen gebliebenen Nord-Indogermanen, andauernd Auswandererwellen nach Süden und nach Osten schicken. Es entsteht ein unablässiges Gewoge der Gruppierung und Umgruppierung von Teilstämmen, die sich zusammen-

Digitized by Google

schließen, um sich später wieder zu trennen und neue Verbindungen einzugehen, wie es die Archäologie im einzelnen nachweisen kann. Oft sehen wir solche Wellen von Auswanderern sich tot laufen, d. h. die Erobererschicht vermag ihre Herrschaft oder wenigstens die ihr eigentümliche, mitgebrachte Zivilisation im Neuland nicht zu behaupten, sondern verschwindet oder versinkt in der unterworfenen Unterschicht.

Schließlich aber ist ganz Mitteleuropa nordindogermanisiert und die Südindogermanen sind vollkommen aus Mitteleuropa herausgedrängt, nach Ostungarn, dem Balkan und West- und Südrußland. Damit schließt die gemeinindogermanische Zeit und es beginnt die Periode der indogermanischen Einzelvölker, in der die Nordindogermanen nach Südeuropa vordringen, die Südindogermanen aber Vorderasien erobern, so daß es nunmehr nur noch Westindogermanen und Ostindogermanen gibt.

Aus den Nordindogermanen erwuchsen die Urgriechen, ferner zwei Stämme, die zu verschiedenen Zeiten nach Italien abrückten, um dort erst allmählich zur späten Einheit der Italiker zu verschmelzen, weiter die Illyrier im Rücken der Griechen und nordwärts bis nach Nordostdeutschland reichend, in Südwestdeutschland die Kelten, die ebenso wie die Italiker aus zwei verschiedenen Stämmen verschmolzen, aber früher als jene, schon in Mitteleuropa, zur Einheit gelangt sind. Alle diese endgiltigen Zusammenschlüsse nordindogermanischer Abteilungen zu größeren Völkern erfolgten am Ausgange der Steinzeit. Die mehr oder weniger einheitliche Kultur dieser mitteleuropäischen Nordindogermanenstämme soll uns jetzt beschäftigen.

Kehren wir vorerst noch einen Augenblick zurück zu den noch ungeteilten küstenbewohnenden Vorindogermanen, den Ellerbeck-Leuten der Muschelhaufen. Die beiden hervorragendsten Typen von Feuersteingeräten dieser Bevölkerung sind zwei Beilklingen, die eine flach, die andere dick im Körper. Die erste, dreieckig im Umriß mit breiter, außerordentlich scharfer Schneide, ist der sog. „Spalter" oder „Scheibenspalter", der stets aus einer von einem großen Feuersteinkernstück abgeschlagenen Scheibe nur durch zwei kunstgerecht geführte Schläge hergestellt wurde. Die andere Klinge, ebenfalls dreieckig, aber mit abgerundet zungenförmiger Schneide, wurde stets unmittelbar aus einem noch mit Kreiderinde bedeckten Kernstück durch allmähliches Zuschlagen hergestellt, daher Kernbeil genannt. Während die flache Form des Spalters später verschwindet, lebt das dicke Beil mit Zungenschneide, das Kernbeil, man kann sagen bis heute fort (freilich aus Eisen). Zunächst wird daraus das schon feinere und dünnere, zuerst auch nur zugeschlagene, dann bereits geschliffene sog. spitznackige Beil mit scharfschneidigen Seitenkanten, dann hieraus das dünnnackige Beil, stets geschliffen und nicht mehr spitzoval im Durchschnitt, sondern bereits rechteckig, also mit Schmalseiten versehen und mit breitem, aber kantig dünnen Nacken. Die dünnnackigen Beile der ältesten nordischen Steingräberkultur, d. h. der Dolmenzeit,

Digitized by Google

sind die hervorragendsten Prachtstücke der Beilform, auch im Ausmaße die größten: eine Länge von 40 cm ist nichts Ungewöhnliches; manche sind noch länger. In ihrer Bezeichnung wird der dünne Nacken besonders hervorgehoben, weil in der folgenden Periode, der Zeit der Ganggräber, das nordindogermanische Beil, und nur dieses, einen weiteren, allerdings nur praktischen, Fortschritt vom kantig dünnen zum rechteckigen dicken Nacken vollzieht: das Ergebnis ist das dicknackige Beil.

Eine Karte zur Veranschaulichung der Ausbreitung der gesamten Kultur der Ellerbeck-Leute, besonders ihrer Feuerstein-Kultur, nach Belgien und Nordfrankreich zeigt, daß sie dort von Nordost her einbricht und in breitem Keile nach Südwesten bis zur Dordogne sich erstreckt. In scharfem Gegensatz hierzu verläuft das Gebiet der später einsetzenden großen Steingräber Frankreichs, das keine Feuersteinkultur aufweist, sondern nur Beile aus Felsgestein, von der Bretagne aus südostwärts in breitem Streifen nach der Rhonemündung und durchschneidet den Keil des Feuersteingebietes diagonal.

Ebenso liegen die Dinge in England: auch hierhin kommen die Ellerbeck-Leute und bringen die Feuerstein-Spalter und das Kernbeil mit Zungenschneide, woraus dann wie an der Ostsee und in Frankreich das spitznackige und das dünnnackige Beil entsteht. Und auch in England liegen die Gebiete der Feuersteinbeile und der großen Steingräber vollkommen gesondert, jenes gemäß der Herkunft der Ellerbeck-Leute über See aus Osten an der Südostküste, dieses dagegen an der gesamten West- und Nordküste. Die klassische nordische Form des dünnnackigen Beils wird hier aber schon nicht mehr voll erreicht: es fehlen die kunstvoll zugehauenen Schmalseiten, so daß der Durchschnitt des Beils nach wie vor spitzoval bleibt oder verwaschen spitzoval, d. h. mit abgerundeten Kanten, oder selten mit ganz kleinen, dann aber ungleichen Schmalseiten, die aber dann nie, wie im Norden kunstgerecht zugeschlagen, sondern einfach angeschliffen worden sind. Und auf dieser Stufe verharrt die Entwicklung in Westeuropa, in Frankreich wie in England, bis zum Ende der Steinzeit, wenn man von der hier allmählich eintretenden und ständig zunehmenden Entartung dieser Form absieht. Die Verbindungen der nach Westeuropa ausgewanderten Ellerbeck-Leute mit dem in quantitativer wie qualitativer Beziehung weit überlegenen nordischen Herde der Feuersteintechnik hatten eben jetzt aufgehört, da infolge des zunehmenden Ackerbaues die Nachkommen der Ellerbeckbevölkerung, d. h. die Dolmenleute in der nordischen Heimat von der Küste immer mehr ins Innere ihres Heimatlandes vordrangen und nicht mehr zur Auswanderung nach Westeuropa gezwungen waren. Das Fortschrittsvermögen der westeuropäischen Seitentriebe verdorrt infolgedessen, während der Hauptast der Nordindogermanen an der Ostsee voll Saft und Kraft weiter wächst.

Eine Karte der Verbreitung des dünnnackigen Beils ergibt als West- und Südgrenze der echt nordischen Form dieses Beils eine Linie,

Digitized by Google

die von der Südostecke des Zuydersees über Münster, Osnabrück nach dem Nordabhange des Harzes und weiter von Halberstadt nordwärts nach Magdeburg und Stendal zieht. Östlich der Elbe erfüllt dies Beil außer dem Norden nebst Schleswig-Holstein noch Mecklenburg, Rügen, Vorpommern, die Uckermark und die Westhälfte von Hinterpommern. Bei Münster und am Zuyderse setzt anderseits scharf der westliche Typus des dünnnackigen Feuersteinbeils ein, um von hier aus westwärts und südwestwärts über den Niederrhein und Belgien nach Frankreich sich auszubreiten.

Das dicknackige Feuersteinbeil endlich, jene nordische Beilform der Ganggrabzeit, deren äußerster Westpunkt am Zuyderse und Niederrhein liegt und die dem westlichen Europa völlig abgeht, hat nicht nur in Norddeutschland eine ungemein weite Ausdehnung, indem es sich noch über das ganze Saale- und Ilmgebiet, die Mark Brandenburg, das östliche Hinterpommern und Westpreußen, Ostpreußen, Posen, Schlesien verbreitet, sondern auch seit den Wanderzügen der Nordindogermanen nach Osteuropa in Polen, Galizien, Wolhynien und Podolien in fast gleicher Fülle wie in Ostdeutschland erscheint.

Zu Beginn des 4. Jahrtausends bemächtigten sich die Nordindogermanen und nur diese (nicht etwa die Nachkommen der Dobbertiner Binnenbevölkerung, weder in Norddeutschland noch in Jütland oder Schweden und Norwegen), die Nordindogermanen bemächtigten sich, sage ich, des vielleicht aus Irland ihnen zugegangenen Gedankens des Steingräberbaues und schufen die gewaltigsten Zeugen aus den Kindheitstagen unseres Stammes, jene bis zum vorigen Jahrhundert als Rätsel und wunderbare Heiligtümer der Urzeit angestaunten großen Steindenkmale, die für uns nichts anderes sind als die Mausoleen vornehmerer Familien unserer steinzeitlichen Ahnen.

Eine Karte der Verbreitung der älteren, d. h. aller aus großen Steinblöcken, nicht aus gespaltenen Steinplatten errichteten Steingräber in Norddeutschland nebst Holland zeigt folgendes: sie finden sich im nördlichen Westfalen, nördlichen Hannover, in Oldenburg, Altmark nebst Braunschweig, Mecklenburg, Vorpommern mit Rügen und Uckermark, während sie östlich der Oder nur noch ganz spärlich erscheinen. Weiter nördlich sind Schleswig-Holsteins und Jütlands Ostküste, das Limfjordgebiet und namentlich die dänischen Inseln voll davon, Süd- und Westschweden fast nur in den Küstenstrichen, im Innern nur in Westergötland.

Am Anfange der Entwickelung der Steingräber steht der verhältnismäßig kleine, schmale, länglich rechteckige Dolmen, der aus 3 oder 4 Wandsteinen und einem einzigen gewaltigen Deckstein besteht und, von seitlicher Erdanschüttung völlig frei, meist auf niedriger Erhebung errichtet ist. Alle Steine sind auf der dem Innern des Grabes zugekehrten Seite stets glatt abgespalten, sonst aber durchaus unbearbeitet. Bald erhält eine der Schmalseiten,

Digitized by Google

die häufig offengelassen ist, einen kleinen Eingang, der zunächst nur aus 2 Steinen besteht.

Diese jüngeren Dolmen erscheinen auch schon außerhalb Schleswig-Holsteins in Norddeutschland. Eines der berühmten sieben „Steinhäuser" von Südbostel bei Sallingbostel in der Lüneburger Heide, dessen Deckstein 5 m lang ist und an 20000 Kilo wiegt, hat bereits quadratische Gestalt der Kammer. Es gibt beiläufig Decksteine, die auf 50000 Kilo geschätzt werden.

Die Kammer wächst später zu 5 und mehr Wandsteinen an, wird oval, der Gang wird länger und so entsteht das ältere Ganggrab, wie es in dem berühmten Denghoog bei Wenningstedt auf Sylt zu sehen ist. Daraus entwickelt sich dann das jüngere Ganggrab mit langer rechteckiger Kammer und noch viel längerem Gange, der stets von einer der Langseiten ausgeht. Hierfür gibt es zahlreiche Beispiele aus Falköping im schwedischen Westergötland, einer klassischen Gegend gerade für die gewaltigsten Ganggräber. Man kann hier erkennen, daß bei dieser jüngeren Gruppe der Steingräber Schwedens nur noch die Decksteine frei liegen, die Wandsteine aber bis an den Rand mit einer schützenden Erdanschüttung bedeckt sind. In Dänemark und Schleswig-Holstein dagegen liegen auch die ältesten Ganggräber schon völlig innerhalb des Erdhügels, wie der Denghoog auf Sylt es zeigt.

Die eigentlichen Ganggräber sind eine besondere Erscheinung der skandinavischen Länder nebst Schleswig-Holstein, sie fehlen im übrigen Norddeutschland und werden hier durch die sog. Hünenbetten vertreten: das sind lange rechteckige Steingräber mit ebensolcher Steineinfassung, die oft zu riesenhafter Länge anwächst. Eins der schönsten Beispiele hierfür ist das Grab von Thuine Kreis Lingen im westhannöverschen Emsgebiet mit 27 m langer doppelter Steineinfassung und einem nur winzigen seitlichen Eingang der Kammer. Mehr als dreimal so viel, d. h. mehr als 90 m Länge hat die Steineinfassung des Kronsteinberges, eines Hünenbetts unmittelbar am Ostseestrande, am Fehmarnsunde bei Heiligenhafen.

Das gewaltigste von den heute noch erhaltenen derartigen Hünenbetten ist bei Visbeck im Oldenburgischen gelegen: seine Umfassung besteht aus 183 Steinblöcken und ist 152 m lang und 10 m breit. Es heißt der Visbecker Bräutigam und diesem Bräutigam zur Seite steht eine Braut von fast ebenso riesenhaftem Ausmaß.

Nichts von dem Inhalte dieser Gräber und der steinzeitlichen Gräber insgesamt ist für die Scheidung der durch die verschiedenen Gräberarten vertretenen Kulturgruppen und für ihre gegenseitige zeitliche Stellung von solcher Bedeutung, wie die überaus mannigfache, vielseitige Gefäßkunst. Denn einerseits sind die Grundformen der Gefäße vermöge ihres stets gleichen Zweckes von so zäher Beharrlichkeit, daß sie sich überall und zu allen Zeiten vergleichen lassen, anderseits gestattet die leichte Gestaltung des Tonstoffes eine unbegrenzte Abwandlung dieser Formen, je nach Geschmack und Mode.

Digitized by Google

Die unvergleichliche Bedeutung gerade der vorgeschichtlichen Töpferei für die Beurteilung der Art und der Bildungsstufe der Völker hat schon vor mehr als einem halben Jahrhundert kein geringerer als der berühmte Dresdener Architekt und Stilforscher Gottfried Semper scharf erkannt und klar ausgesprochen. Gerade in der Steinzeit und besonders bei den indogermanischen Völkern, d. h. in Nord-, Mittel- und Südosteuropa, stehen die Tongefäße in der ersten Reihe der kennzeichnenden Kulturäußerungen.

Wenn wir nun einige Proben von dem Reichtum der steinzeitlichen Gefäßkunst Mitteleuropas im Fluge überschaut haben, werden wir, des bin ich sicher, erstaunt sein über die Mannigfaltigkeit und Schönheit, die hier Formgebung und Verzierung innerhalb der landschaftlich wie zeitlich geschiedenen Stile oder Kulturgruppen oder Völker — diese drei Begriffe decken sich hier sachlich — unserem Auge bieten.

Die dänisch-schleswig-holsteinische, wie die von ihr abstammende nordwestdeutsche Tongefäßkunst der großen Steingräber wird gekennzeichnet durch Ziermuster, die mit Griffeln, schmalen Meißelchen verschiedener Form und andern Werkzeugen in die noch weiche Wand recht tief eingestochen oder eingestempelt und dann, um zu besserer Wirkung zu gelangen, mit weißer Gips- oder Kalkmasse ausgefüllt wurden, deren Spuren auch heute noch erhalten sind.

Den ältesten nordischen Steingräbern, den Dolmen, eigentümlich sind nur dreierlei Gefäßformen, zuweilen in einem Grabe vereinigt: 1. der Trichterhalsbecher, 2. das Kragenfläschchen, das an einer Schnur getragen wurde, die unterhalb des Kragens um den Hals des Fläschchens geschlungen wurde, 3. die langhalsige, zweiösige Flasche: alle drei Gefäßarten mit senkrecht gefurchtem oder auch senkrecht gerippten Bauch und mit rundem Boden.

Am Ende der Dolmenzeit und beim Übergange in die Ganggrabepoche beginnt mit dem Ausströmen der Nordindogermanen nach Norddeutschland auch das Wandern dieser drei Gefäßformen. Und zwar gehen Trichterbecher und Kragenfläschchen fast überall dieselben Wege, wenn auch nicht stets hand in hand. Die zweiösige Kugelflasche dagegen, die hartnäckig an dem runden Boden festhält, während die beiden anderen Gefäße zum flachen Boden fortschreiten, bleibt eigenwillig beiseite und schlägt später ihre besonderen Wege ein.

Trichterbecher und Kragenfläschchen finden wir neben vielen neu erfundenen Gefäßformen zunächst in den großen Steingräbern Nordwestdeutschlands und Hollands. Von Nordwestdeutschland aus wenden sich beide Gefäßformen südostwärts nach dem Harz und zur Saale und weiter nach Böhmen und Mähren, wo dann die Welle abgelaufen ist. Eine zweite Ausbreitungswelle dieser beiden Dolmengefäße geht von Schleswig-Holstein und Seeland nach den ostdeutschen Grenzprovinzen Westpreußen, Posen, Schlesien

Digitized by Google

und weiter nach Westgalizien und Südpolen. Ein typisches Beispiel für das Erscheinen dieser Gruppen bietet ein schlesisches Grab von Jordansmühl am Fuße des Zobtens, das neben anderen Gefäßarten Trichterbecher und Kragenfläschchen, sowie nordische Bernsteinperlen enthielt.

Die Karte der Verbreitung der Kragenfläschchen bietet ungefähr dasselbe Bild wie die Karte der Trichterbecher.

Inzwischen hatte sich die Kugelflasche in älterer Ganggrabzeit noch in Schleswig-Holstein aufgehalten und geht in mittlerer Ganggrabzeit nach der Uckermark und von hier nach Westen wie nach Osten. Der westliche Zug führt sie ins Havelland und die Elbe und Saale aufwärts bis nach Thüringen und Nordböhmen. Der etwas später einsetzende östliche Zug führt teils die Oder aufwärts nach Schlesien, teils nach dem Weichselknie bei Thorn und um den Weichselstrom aufwärts bis nach Galizien und West- und Südrußland.

Eine von mir vor einem Jahrzehnt veröffentlichte Karte der drei nordindogermanischen Züge nach Polen und Südwestrußland[1]) zeigt durch Vollkreise an, wie die östlichen Kugelflaschen mit ihrer gesamten Begleitkultur von Ostgalizien durch die ganze Ukraine bis nach Kijew am Dnjepr sich ausbreiten. Diese Ausbreitungswelle stirbt nicht ab, sondern lebt bis ans Ende der Steinzeit weiter, wie eine letzte nordische Schicht, durch Kreuze bezeichnet, dartut.

Wie aber sieht es in der nordindogermanischen Heimat zur Ganggrabzeit aus, d. h. von etwa 3500 bis 2400 vor Chr.? Man kann in diesen rund 1000 Jahren 5 einander ablösende Stile der Gefäßkunst unterscheiden, die ich hier nicht genauer beschreiben, sondern nur z. T. in Proben schildern kann.

Am Anfang steht der sog. „Große" Stil, der wie stets bei solchen Entwicklungsreihen streng gegliederte, scharf gebrochene, herbe und edle Formen, dazu eine durchaus stilvolle, äußerst kräftig eingestempelte Verzierung aufweist, wie die herrliche, reich aber einfach verzierte Schale mit breiten Doppelhenkeln aus Hagebrogaard in Jütland zeigt; ähnlich die bereits mit kleinem Standboden versehene Abart der Kugelflasche aus Lönt im schleswigschen Kreise Hadersleben.

Bemerkenswert ist besonders eine aus dem südindogermanischen Kulturkreise Schlesiens, Böhmens und Ungarns schon lange bekannte, bei den Nordindogermanen aber erst neuerdings festgestellte schöne Gefäßart, die sog. „Fruchtschale", flach und weitausladend auf hohem, hohlen Kegelfuß.

Den „Großen" Stil folgt der sog. „schöne" Stil; feiner als jener, aber weniger kräftig; die Formen nehmen ein wenig ab an Strenge und scharfer Trennung der einzelnen Teile des Gefäßes. Die Verzierung ist ebenso reich als abwechslungsvoll. Eine diesem Stil angehörige Schale von Skarpsalling

[1]) Mannus Bd. II (1910), Taf. X.

Digitized by Google

im nordjütischen Himmerlande ist vielleicht das schönste Gefäß aus der gesamten nordindogermanischen Steinzeit.

Gleichzeitig oder nur wenig jünger sind die Gefäße aus dem schon besprochenen Ganggrab des Denghoog auf Sylt, die dort nebst mehreren Feuersteinbeilen und Bernsteinperlen angeblich nur einer einzigen Leiche beigegeben gewesen sein sollen. Darunter befinden sich jüngere Trichterbecher, ein sog. Hängegefäß und eine schöne hohe Terrine.

Mehr dem Schluß der Ganggrabzeit nähern sich Schalengefäße, die zu fast schon ungegliedertem Aufbau entartet sind: aus den Ösen sind einfache Wülste geworden, die zu Nasen und Augenbrauen umgebildet werden; unterhalb dieser Brauen werden gestrichelte Kreise eingesetzt, ein Muster, das früher schon für sich allein angewendet worden war, so daß nun eine Art Gesicht entsteht. Die Zierweisen haben eben auch schon alle stilvolle Verwendung eingebüßt.

Ebenso wie der Hauptstamm an der Ostsee schaffen nun auch die südwärts ausgesandten Abteilungen der Nordindogermanen in der Ganggrabzeit neue Stämme mit neuen Kulturen, also auch neuen Stilen der Keramik. Besonders ist das an der Mittelelbe, an Ostharz und Saale der Fall, später auch am Untermain, Mittel- und Oberrhein, wohin die Saalestämme auf dem Wege der Eisenbahn Halle-Frankfurt a. M., oder sagen wir weniger modern: auf der alten Völkerstraße Leipzig-Frankfurt, andauernd vordringen.

Den ältesten dieser Mittel-Elbe-Stile kennzeichnen Gefäße mit scharfkantigen Bauchumbruch, scharf abgesetztem Hals und breiten bandförmigen Henkeln: stets wiederkehrend ist die Tasse und ein achtösiges langhalsiges Gefäß mit besonders reicher Verzierung von Zickzackbändern in altem kräftigen Tiefstich.

Eine jüngere Erscheinung, also ein Sohn oder eher noch Enkel dieses Mittel-Elbe-Stils, ist ein Stil, der etwas südlicher als der vorige an Elbe und Saale zu Hause ist: der sogenannte Anhalter Stil. Vorherrschend sind auch in ihm mannigfache Tassenarten. Sie zeigen nur noch kantigen Bauchumbruch oder, noch ausgeglichener, eine nur leicht gewölbte Wandung. Die Verzierung ist selten noch in Stich ausgeführt oder gestempelt, sondern meist nur noch mit einem Feuerstein-Messer eingeschnitten. Merkwürdig ist hier eine Gefäßform, die einen großen und sehr hohen Pokal vorstellt, dem aber immer der Boden fehlt, während oft heilige Zeichen sein Äußeres bedecken, wie Kreuze in Form unseres Eisernen Kreuzes, konzentrische Sonnenkreise, Zahnradkreise, Doppelbögen und ähnliches. Die zahlreichen Schnurösen am Rande dieser vermeintlichen Pokale zeigen, daß sie mit einer Membrane, also einer dünnen Haut, überspannt gewesen sind und daß wir es mit einem beim Grabeskult verwendeten Musikinstrument, nämlich mit einer Handpauke, zu tun haben.

Wir befinden uns ja an der Saale im Urgebiet neudeutscher Musik,

Digitized by Google

wo die Geburtsstätten solcher Meister wie Bach, Händel, Karl Löwe, Robert Schumann, Richard Wagner liegen, bei Halle und Leipzig. Da kann es uns nicht wundernehmen, wenn aus eben diesem Gebiet noch ein zweites, viel bedeutsameres Musikinstrument der Steinzeit bezeugt ist, nämlich die Zither, wenigstens durch ihr Abbild. Unserem als Musikhistoriker so berühmten Mitgliede Oskar Fleischer, der ja auch aus Halle stammt, ist es gelungen, uns hierüber die Augen zu öffnen. In dem bekannten Steinplattengrabe von Göhlitzsch bei Merseburg, an dessen Innenwänden — vielleicht nach dem Vorbilde damaliger Hausausschmückung — kostbare, stilvolle Ziermuster und auch die Grabesmitgift des Beigesetzten eingeritzt und rot ausgemalt sind — es muß „ein Sänger und ein Held" gewesen sein, denn auch die steinerne Streitaxt fehlt nicht als Beigabe wie als Malerei — da erkannte Fleischer das Bild der Zither und des Plektrons, mit dem die Saiten gerissen wurden!

Aber auch Ostelbien bietet neue Stile; so hat Brandenburg neben und nach dem schon behandelten Kugelflaschenstile einen solchen, der im Havellande wie in der Uckermark herrscht. Eine besonders reiche Auswahl der höchst reizvollen, meist kleineren, feintonigen, überaus sauber gearbeiteten und geschmackvoll verzierten, gelbfarbigen Gefäße dieses Stiles, der nach zwei ebenfalls mit solchen Gefäßen reich ausgestatteten Gräberfeldern der Burg-Mokkenberger Stil genannt wird, bietet ein Gräberfeld von Butzow im Havellande. Da sieht man die verschiedenartigsten Tassen, steilwandige und doppelkegelförmige, dann ein- und zweihenklige Näpfe, teils kugelbauchig, teils doppelkegelförmig, und schließlich auch Henkelkrüge. Ihre Verzierung besteht lediglich aus Reihen mit dem gewellten Rande der Herzmuschel eingestochener Halbkreise und gestempelter Kreuze und wirkt trotz dieser Einfachheit keineswegs eintönig, sondern ist zierlich und gefällig.

Wir sahen schon, daß die nordwestdeutsche Steingräber-Bevölkerung einen kleinen Teil ihres Bevölkerungsüberschusses mit ihren Trichterbechern und Kragenfläschchen nach dem Ostharz und der Saale nebst Nordböhmen sandten. Weit größere Teile der Nordwestdeutschen gingen aber mit einer ganz anderen Auswahl von Gefäßen ihres Stils ebenfalls nach dem Ostharz und dem unteren Saale-Gebiet, mischten sich dort mit den Ausläufern der dort älter angesessenen südindogermanischen Bevölkerung und entwickelten nun einen ganz eigenartigen Gefäßstil, den Rössener Stil, genannt nach einem Fundorte Rössen a. d. Saale bei Merseburg. Diesen Stil will ich heute nicht näher behandeln. Dieser ganze Saalestamm wandert dann über Westthüringen und Hessen nach dem Mittelrhein, wo eine zweite, weit stärkere Mischung seiner noch immer überwiegend nordindogermanisch gearteten Bevölkerung mit Südindogermanen stattfindet. Die Frucht dieser Mischung sind wiederum fünf einander ablösende Stile der Keramik, von denen ich nur zwei erwähnen will.

Digitized by Google

Zunächst den ältesten derselben, den sog. Rössen-Niersteiner Stil; er wird hauptsächlich gekennzeichnet durch Bombengefäße mit stark eingekehltem Halse, daneben durch große Schalen mit Standring. Beide Gefäßformen sind von der Saale her mitgebracht. Die Verzierung besteht in schweren wagrechten Winkelbändern, deren Dreieckzwickel mit wirren Strichbündeln gefüllt sind, oder in langgezogenen dreieckigen Fransen und Troddeln.

Und dann bringe ich noch einen Beleg für die mehrfachen aus dem Rössen-Niersteiner Stile entwickelten jüngeren Stile, ich meine den sogenannten Eberstädter Stil. Die Gefäße dieser späten Stilart erhalten statt des früher üblichen Kugelbauches mit Schulterknick allmählich einen schärfer geknickten Umbruch des Bauches selbst unter Fortfall des Schulterknicks und gleichzeitig senken sich die vier früher am Schulterknick befindlichen Schnurösen auf diesen Bauchknick herab. Die Verzierung ist hier meist sehr reich im Tiefstich mit weißer Einlage ausgeführt, die wagrechten Bänder oft in der Technik des Doppelstiches, d. h. mittels eines zweispitzigen Stempels. Auch zeigt sich zuweilen bereits ein leiser Anfang des Girlanden-Motives, das in der Folge ungemein reich ausgebildet wird.

Es ist im Rahmen eines Vortrages unmöglich die Fülle weittragendster Ergebnisse auch nur in Kürze auszuführen, welche die Scheidung und die gegenseitige Vergleichung der steinzeitlichen Kulturgruppen und besonders des Inhalts ihrer Tongefäßkunst für die Erkenntnis vom Werden der europäischen Völker in ihrer körperlichen Zusammensetzung eingebracht hat.

Jetzt wird wohl jeder zugeben, daß man nicht zu weit geht, wenn man die Mannigfaltigkeit und Schönheit in Gestaltung und Verzierung dieser Gefäße preist. Wer das übertrieben findet, muß sich erst vergegenwärtigen, was anderwärts in Europa auf diesem Gebiete in dieser Zeit geleistet wird. Unsere Gefäße bekunden einen feinen Geschmack und eine so reiche Erfindungsgabe, daß auch ein kunstverwöhntes Auge unserer Tage mit Gefallen auf ihnen ruhen kann. Dabei zeigt sich nicht die geringste Abhängigkeit vom Auslande, nicht vom Orient noch auch von Süd- oder West-Europa, jenen Ententeländern, die ja nach des einstigen italienischen Ministerpräsidenten Salandra dünkelhaft törichter Äußerung von 1915 ein Recht haben sollten, sich eines zweitausendjährigen Kulturvorsprunges uns gegenüber auch heute noch zu rühmen. Mit Stolz können wir dem entgegenhalten: Italien und Frankreich und ebenso England bieten in der ganzen jüngeren Steinzeit ein geradezu trauriges Bild öder Dürftigkeit und erstaunlicher Rückständigkeit gegen Nord- und Mittel-Europa und die gesamten Donauländer, wenn man ihre Hinterlassenschaft an Tongefäßen überschaut — soweit solche aus der Steinzeit dort überhaupt vorhanden sind, was in Italien und Frankreich nur äußerst spärlich der Fall ist.

Höher steht Portugal.

Digitized by Google

England jedoch bietet überhaupt gar nichts. Erst die ganz ans Ende der Steinzeit fallende früheste Welle mitteleuropäischer Umsiedelung vom Niederrhein und Holland her bringt England eine jüngere Abwandelung des schlanken geschweiften binnenjütländischen Bechers.

* * *

Betrachten wir nunmehr den wirtschaftlichen Höhepunkt der steinzeitlichen Nordindogermanen. Es ist noch gar nicht lange her, daß dieselben Germanen, die schon zu Beginn der Bronzezeit durch ihre Leistungen das ganze übrige Europa in Schatten stellten, für die cäsarische Zeit, also fast ein Jahrtausend nach Schluß der Bronzezeit, von manchen Gelehrten auf Grund falsch aufgefaßter römischer Nachrichten für Nomaden, also für Wanderhirten gehalten wurden, wie es heute noch die Turkmenen Mittelasiens sind und in der Patriarchenzeit die Semiten waren. Ich lasse hier die zahlreichen Gründe beiseite, die auch, abgesehen von allen archäologischen Beweisen, die Unmöglichkeit der Anschauung von einem Kulturstand der frühgeschichtlichen Germanen dartun, der feste Wohnungen ausschließen würde.

Die vorgeschichtliche Archäologie zeigt indes, daß feste Dorfansiedelungen zum Teil mit starken Burg- und Festungsanlagen in Mitteleuropa bis weit in die jüngere Steinzeit, also sicher vier Jahrtausende vor Chr. hinaufreichen. Sowohl Fachwerk- wie Pfostenhäuser, bei Nordindogermanen meist von viereckigem, bei Südindogermanen meist von ovalem Grundriß, sind in diesen Dörfern der Steinzeit zahlreich bei uns nachgewiesen worden, sowohl in Norddeutschland (Trebus in Brandenburg, Roßwitz in Niederschlesien), als in Mittel- und Südwestdeutschland.

Als Beispiel diene der Grundriß nebst Längs- und Querschnitt des Fundaments eines Fachwerkhauses der Steinzeit bei Heilbronn von 5:6 m Innenausdehnung. Es enthält links einen Küchenraum, der 1,20 m tief in den natürlichen Lößboden eingeschnitten ist, und rechts einen 40 cm höher gelegenen Schlafraum mit 2 Lehmbänken. Beide Räume sind durch eine verputzte Flechtwerkwand geschieden und durch 3 Stufen verbunden. Der Küchenraum hat in der Mitte die 1 m tiefe Herdgrube, die mit großen Kochsteinen gefüllt ist, an dem einen Giebel eine gedeckte Kellergrube, am andern eine Abfallgrube neben der schrägen Eingangsrampe. Die Außenwände bestehen aus Reihen in den Boden getriebener Staketen, die sowohl außen als innen mit abwechselnden Lagen von Flechtwerk und Lehmpatzen verkleidet sind: der Verputz ist gelb getüncht und im Schlafraum noch mit einem Friese gelb, rot und weißer Zickzackstreifen ausgemalt. Als Wandstütze diente ein Rahmen aus stärkeren Rundhölzern, auf denen das Deckengebälk ruhte. Hier hing wohl ein Teil der zahlreichen Tongefäße, deren Scherbenmassen im Boden gefunden worden sind. Das

Digitized by Google

Haus ist, obwohl vor etwa fünf Jahrtausenden erbaut, ein deutlicher Vorläufer des zwei- bis dreigeteilten oberdeutschen Bauernhauses. Es gehört zur Kultur einer jüngeren Stufe des vorher erwähnten Rössener Stiles.

Unser Wort Wand, von „winden" abgeleitet, erinnert noch an das Flechtwerk der Wände vorgeschichtlicher Häuser.

Gleichfalls aus Württemberg mögen Beispiele für das viereckige Pfostenhaus genannt werden. Zwei solcher Häuser wurden aufgedeckt auf dem Goldberg bei Neresheim unweit von Nördlingen. Ihr Grundriß zeigte beidemal je fünf Pfostenlöcher an den Langseiten, je 3 Pfostenlöcher an den Giebelseiten. Leicht erkennbar sind stets die mit schwarzem Erdreich gefüllten großen Pfostenlöcher, während die einst dareingestellten Holzpfosten meist bis auf geringe Spuren vergangen sind. Auch Tür und Herd mit den Herdsteinen sind beidemal nachgewiesen worden.

In der Herdgrube brannte das Feuer. — Man hatte zweierlei Arten des Feueranmachens. Bei der einen, die nachweislich schon in der alten Steinzeit, während der Eiszeit, angewandt wurde, schlug man mit einem Feuerstein oder in Ermangelung des Feuersteins mit einem Quarzitsteine auf Schwefelkies und fing die dann abspringenden Funken mit einem Zunderschwamm auf: die Geräte hierfür finden sich oft an nordindogermanischen Wohnplätzen, wie in Gräbern, z. B. auch in dem schon mehrfach erwähnten Ganggrab im Denghooghügel auf Sylt.

Die andere Art des Feueranmachens, die vielleicht ebenso alt ist wie die erste, wenn sich dies auch nicht nachweisen läßt, bestand in heftigem Reiben zweier Hölzer gegeneinander oder besser noch in schnellem Bohren eines Stabes aus hartem Holz in eine Vertiefung eines andern weicheren Holzes. Die hierdurch entstandene Hitze ergab das Aufzucken von Funken, und das abgeriebene Holzmehl des Bohrlochs diente als Zunder. Für dies Verfahren kann es natürlich nur indirekte Zeugnisse geben.

Das Feuer galt als etwas Übernatürliches, Heiliges, als eine Gabe des Sonnengottes, deren Erscheinen wie eine Kulthandlung angesehen wurde. Auch den Abgeschiedenen, ja selbst den Götteridolen suchte man die lebengebende Wärme des Feuers zu vermitteln.

In dem berühmten älterbronzezeitlichen Kivikgrabe an der südschwedischen Küste, also nicht zu weit von Trelleborg, zeigt eine der mit Darstellungen des Totendienstes bedeckten Steinplatten der Grabkammer verschiedene Aufzüge und oben die heilige Handlung der Feuerbohrung, die unter Begleitung kultischer Musik, ausgeführt mit Handpauke oder Schallinstrument und Luren, vor sich geht.

Die Bohrlöcher im Holz wurden nun an Granitsteinen nachgebildet, nur als heilige Zeichen für das Feuer.

Das ist die wahre Bedeutung der bisher stets mißverstandenen Schälchenreihen, die so häufig auf Einzelsteinen auftreten, wie an den Wänden der

Digitized by Google

Dolmen und Ganggräber, auch im Innern der Kammer, demnach ebenso alt sein müssen, wie diese Grabanlagen selbst.

Heiligen Zeichen begegnen wir ja in den letzten Abschnitten der jüngeren Steinzeit, wie wir bereits gesehen haben, öfter auf Steinplatten der Gräber und auf Tongefäßen, die aus Gräbern stammen. So finden sich auf einer berühmten Handpauke des Anhalter Stils die Sinnbilder von Sonne, Mond und den fünf alten Planeten, wie auch Oskar Fleischer festgestellt hat. Ein sehr oft auftretendes Sinnbild, sei es des Blitzes, sei es der weiblichen Fruchtbarkeit, ist das Beil: manche der ganz großen dünnnackigen Feuersteinbeile waren gewiß Kultbeile, ebenso manche der bewundernswert schön gearbeiteten durchlochten Streitäxte aus Felsgestein, besonders die doppelschneidigen. Beide Arten Äxte finden wir nämlich auch in Ton und in Bernstein ausgeführt. Das waren also sicher Heiligtumsgeräte. So eine Schaftlochaxt des Flensburger Museums aus Bernstein ist $10^1/_2$ cm lang; ein mit feinem Grübchenornament beiderseitig verziertes Bernsteinbeil aus Sandomir in Südpolen, das vom Ostzuge der nordindogermanischen Bevölkerung des Kugelflaschenstils herrührt, hat sogar eine Länge von 16 cm.

Auch die aus der älteren Bronzezeit bekannten herrlichen spiralverzierten Bronzescheiben mit Goldbelag, die Abbilder der Sonne sind, haben schon ihre steinzeitlichen Vorläufer in Tonscheiben derselben Größe, wie jene Bronzescheiben. Eine von ihnen zeigt in der Mitte ein vierspeichiges Rad, das in Herzmuschelornament ausgeführt ist. Umgeben ist dies Rad von einem Strahlenkranz, der durch glatt gelassene Dreiecke dargestellt wird, die durch kreuzschraffierte Flächen voneinander geschieden sind. Solche Tonscheiben, die nach der senkrechten Durchbohrung, die sie durchzieht, auf Stangen getragen wurden, sind öfters in Ganggräbern Schonens zutage gekommen.

Heilige Zeichen waren ursprünglich auch unsere Schriftzeichen, die ja aus der Bilderschrift entstanden sind. Aber Europa ging, anders als der Orient, schon ungemein früh von der Wortschrift zur Silben-, schließlich zur Lautschrift über. Dies scheint schon in der Dolmenzeit Portugals der Fall gewesen zu sein. Wie ein Sturm ging es daher zu Anfang dieses Jahres durch den Wald unserer Tagesblätter, als auch in Mitteleuropa ein steinzeitlicher Gefäßscherben mit Schriftzeichen durch eines der Mitglieder unserer Gesellschaft entdeckt wurde. Über diesen Punkt kann ich auf die Veröffentlichung von Moschkau verweisen[1]).

Doch kehren wir noch zurück zur Wirtschaftsfrage der Nordindogermanen.

Einem ähnlichen, aber noch schlimmeren Fehler als die Nomadentheorie es war, sind Vertreter der antiken Geschichte verfallen, wenn sie wiederum

[1]) Vgl. oben S. 205ff.

Digitized by Google

auf Grund falsch aufgefaßter Nachrichten Cäsars und anderer antiker Schriftsteller, den Germanen vor ihrer Berührung mit den Römern jeglichen Betrieb des Ackerbaus absprechen. Wieder sollen es erst die Römer gewesen sein, die den Germanen zu dem Genuß eines Kulturgutes verholfen hätten, das gerade erst an der Eingangspforte zu jeder höheren Gesittung steht. Namentlich der Bau der Gerste soll sich, nach einem zwar phantasievollen, aber den Germanen recht übelwollenden Forscher, seit Cäsars Germanenkriegen aufs schnellste, fast wie ein Lauffeuer, zu allen Germanenstämmen hin verbreitet haben, und weshalb? Nicht weil sie nach Brot ein übergroßes Verlangen gehabt hätten, sondern weil sie hierdurch in die Lage kamen, ihr berühmtes Bier in ungemessenen Mengen zu bereiten und unaufhörlich sich zu berauschen. Ja, ja: dieser Forscher weiß es so genau wie der humorvolle Scheffel: „Sie lagen auf Bärenhäuten und tranken immer noch eins".

Nun, solche Vorstellungen von den alten Germanen erfreuen jedes Deutschen Herz in den Stunden, wenn er selbst an der Kommerstafel sitzt und dabei so seelenverwandt seinen ehrwürdigen Ahnen und doch wieder so herrlich überlegen sich vorkommt. Aber in ernster Wissenschaft haben solche fidelen Kneipstimmungsgedanken wohl kaum ihren richtigen Platz.

Ernst gesprochen: dieser Forscher irrt sich um mehr als 4000 Jahre. Denn die deutsche Archäologie hat einen vielseitigen Getreidebau, und zwar von Gerste, Weizen und Hirse, schon für den Übergang von der Früh- zur Spätepoche der jüngeren Steinzeit, d. h. also für das 5. Jahrtausend vor Chr. hundertfach nachgewiesen.

Aber auch wer diese Ergebnisse kennt, meint dann doch meist: ja woher ist denn aber der steinzeitliche Getreidebau nach Europa gekommen? Doch nur aus dem Morgenlande, nach dem alten, so mißbrauchten Fetischwort Ex oriente lux, aus dem Osten das Licht, das doch eigentlich nichts weiter bedeuten sollte, als die alte und immer neue Wahrheit, daß die Sonne im Osten aufgehe.

Betrachten wir einmal die Hirse näher, jenes altehrwürdige Korn, aus dem der Hirsebrei unserer lieben Kindermärchen bereitet worden ist.

Wir kennen im vorgeschichtlichen Europa seit der Steinzeit zwei Hirsearten: die deutsche Rispenhirse und die italienische Kolbenhirse.

Verzeichnet man auf einer Karte alle Funde vorgeschichtlicher Hirsereste in Europa, soweit sie nach mikroskopischer Untersuchung mit Sicherheit einer der beiden Arten zugeteilt werden können, so zeigt sich, daß die Donaulinie die Grenze ist zwischen nördlicher deutscher und südlicher italienischer Hirse. Weiter hat sich gezeigt, daß in der Schweiz zwar beide Arten nebeneinander erscheinen, die deutsche Hirse aber hier das ältere Heimatrecht besitzt, da sie schon in der Steinzeit vorkommt, die italienische dagegen erst seit der Bronzezeit.

Die neueste Pflanzenforschung neigt nun dazu, den Ursprung der italienischen Kolbenhirse im westlichen Mittelmeergebiete zu suchen, wohl

Digitized by Google

mit Recht. Die deutsche Rispenhirse dagegen soll bei Leibe nicht in Mitteleuropa, etwa im nördlichen Österreich oder in der Schweiz zuerst in Anbau genommen worden sein. Ein solcher Gedanke liegt unserer zünftigen Forschung ganz fern. Viel lieber erhofft man für eine unbestimmte Zukunft neue Fundorte im östlichen Rußland oder in Mittelasien. Natürlich kämen hier nur steinzeitliche Funde in Betracht. Solche aber in jenen Orientgegenden zu erwarten, wäre in den Augen des Archäologen eine recht wenig aussichtsvolle Sache.

Sie wissen ja, daß das Glück, während der Steinzeit eine hochstehende ackerbautreibende Bevölkerung zu erhalten, dem europäischen Rußland nur in seinem westlichen und südwestlichen Gebiete zuteil wurde: in Polen und im Gesamtgebiet der Ukraine, wo zuerst Südindogermanen, später Nordindogermanen von Mitteleuropa her einrückten. Alles russische Land östlich und nördlich des von der norddeutschen Einwanderung betroffenen Gebietes war in der Steinzeit, wie auch noch später, nur ganz spärlich besiedelt und zwar von einer reinen Jäger- und Fischerbevölkerung, die keinen Ackerbau kannte. Wie sollte nun eine derart rückständige Bevölkerung die Vermittlerin eines solchen Kulturgutes, wie es eine Ackerbaupflanze darstellt, aus Asien her nach Mitteleuropa haben sein können? Das erscheint einfach eine Unmöglichkeit!

Um auf die Römer noch einmal ganz kurz zurückzukommen, so lehrt auch die Sprachwissenschaft, daß die germanischen Namen der Getreidearten uraltes, meist schon indogermanisches Sprachgut gewesen sind und daß kein einziger dieser Namen durch die Germanen von den Römern her entlehnt worden ist, weil eben die Römer den Germanen keine neuen Getreidearten zu bieten vermochten.

Wir müssen hier vielmehr den Spieß umdrehen und feststellen, daß *Hafer und Roggen* den Römern unbekannt waren und von ihnen erst aus dem Gebiete nördlich der Alpen entlehnt wurden, wo sie in Mitteleuropa bereits zur jüngeren Bronzezeit nachweisbar sind, also noch vor der Gründung Roms.

Ebenso liegen die Dinge auf dem *technischen Gebiete* des Ackerbaues. Kein indogermanisches Einzelvolk kann sich an Reichtum alter Bezeichnungen für Einzelheiten des *Pflugbaues* mit den Germanen messen. Alle diese Völker besaßen seit indogermanischer Urzeit, d. h. seit der jüngeren Steinzeit, den *Hakenpflug*: alte vorgeschichtliche Funde solcher Hakenpflüge kennen wir bis jetzt freilich nur aus dem nordindogermanischen Gebiete Norddeutschlands und Dänemarks. Eine Felsenzeichnung von der südschwedischen Westküste zeigt den von zwei Stieren mit mächtigen Hörnern gezogenen Hakenpflug, dessen Deichseloberende denselben Einsatzhaken hat, wie ein wohlerhaltener wahrscheinlich steinzeitlicher Pflug selbst. Der Pflüger hält die Geißel in der rechten Hand.

Der *Hakenpflug* kratzt oder reißt die Furche nur auf. Die Germanen

Digitized by Google

kannten bei ihrer Berührung mit den Römern schon den weit vollkommneren schweren Räderpflug, dessen breite, zweischneidige Schar den Acker nicht nur furcht, sondern die Scholle zugleich umwendet. Und ein solcher Pflug ist nur auf altbebautem Ackerboden anwendbar. Die Römer aber besaßen den Räderpflug damals noch nicht, wie wir durch Plinius wissen. Sie sehen, die wahre Wissenschaft kommt hier zu ganz anderen Ergebnissen, als die in Vorurteilen befangenen Meinungen unserer klassischen Geschichtsforscher.

Das Nackenjoch ist ein zwingender Bestandteil des Hakenpfluges mit Stiergespann, wenn es auch auf der bronzezeitlichen schwedischen Felsenzeichnung nicht ganz klar zu erkennen ist. Da treten steinzeitliche Funde bestätigend ein: aus der Schweiz wie aus Dänemark.

Wie aber stehts mit der Obstzucht? Da ist es eine wissenschaftlich anerkannte Meinung, alle edlen und zahmen Obstgarten verdankten die Germanen den Römern, sie selbst aber hätten, wie Tacitus sagt, als tägliche Kost neben frischem Wildpret und dicker Milch in erste Reihe wildwachsende Waldfrüchte gegessen, also Holzäpfel, Schlehen, Eicheln, Buchekern und dergl. Der vorzüglichste und tiefstdringende aller bisherigen Erklärer der Germania des Tacitus sagt dazu: „solche Nahrung werden unsere Vorfahren lieber ihren Schweinen überlassen haben". Sie werden sich vielmehr an Milch und Käse, Brot und Haferbrei, Wildbret und Haustierfleisch, Hülsenfrüchte und Möhren, Rüben, Kürbis, Mohn und Lauch gehalten haben. So wie Tacitus konnte sich nur ein Südländer äußern, der unter Waldfrüchten vor allem auch die nahrhaften Feigen und Eßkastanien des Südens verstand, und außerdem noch jemand, der wie Tacitus geradezu darauf ausging, bei den Germanen Zustände urzeitlich-idyllischer Einfachheit zu schildern, ohne je bei einem Germanen in Deutschland zu Tische gewesen zu sein.

Tatsache ist, daß schon die Nordindogermanen der Steinzeit, also spätestens des 3. Jahrtausends vor Chr., ihre Äpfel genossen haben, und zwar nicht bloß die kleinen Wildäpfel, sondern sie hatten schon eine größere Art gezogen. Das zeigen uns nicht bloß die Schweizer Pfahlbauten, sondern genau ebenso ein vor zehn Jahren entdeckter schwedischer Pfahlbau der Steinzeit, wo Proben beider Äpfelarten der kleinen, wie der großen, in gedörrtem Zustande zutage kamen.

Und nicht anders steht es mit der Viehzucht, die ebenso wie der Ackerbau schon eine Errungenschaft der jüngeren Steinzeit war: Schaf, Ziege, Schwein, Rind, Pferd sind damals aus einheimischen Wildrassen gezähmt worden.

Vom edelsten der Haustiere, dem Pferde, wissen wir es jetzt aufs bestimmteste, daß es der vorderasiatischen Welt und ihrem Mittelpunkte Babylon solange unbekannt war, bis die aus Europa dorthin abgewanderten Ostindogermanen, die Arier oder Indoiramer, es dem Zweistromlande im 18. Jahrh. vor Chr. als Kulturgeschenk brachten, und von hier aus ist es später

Digitized by Google

erst westwärts weiter nach Ägypten und in die kretisch-mykenische Kulturwelt gelangt.

Nirgends in Europa aber findet sich das gezähmte Pferd früher und zahlreicher und nirgends auch sicherer als tatsächliches Haustier, nicht etwa bloß als erlegtes Wildpferd bezeugt, denn in Mitteleuropa und Südschweden: nämlich schon in der Steinzeit. Am Harz bei Halberstadt und in Nordböhmen bei Tschernosek a. d. Elbe sind Knebel einer Pferdetrense aus Hirschgeweih in steinzeitlichen Wohnstätten entdeckt worden. An der südschwedischen Küste nicht weit von Trelleborg hat man Reste eines Pferdeschädels gefunden, worin die abgebrochene Hälfte eines der herrlichen nordischen Feuersteindolche steckte, die wir alsbald kennen lernen werden. Und zwar befindet sich der Dolch gerade in der Mitte der Stirnnaht des Schädels, ohne die geringste Knochensplitterung bewirkt zu haben. Er ist also von kundiger Hand durch einen einzigen kunstgerechten Keulenschlag ins Hirn des Tieres getrieben worden, wobei er mitten durchbrach. Der eingedrungene Dolch hatte natürlich den sofortigen Tod des Tieres herbeigeführt. Dieses Pferd ist also nicht auf der Jagd erlegt worden — in Schweden hat es auch, anders als bei uns, Wildpferde nie gegeben —, sondern es ist als Haustier geschlachtet worden: es handelt sich also um ein urgermanisches Pferdeopfer aus der Steinzeit.

Abschließen möchte ich unsere heutige Betrachtung mit einer Schilderung der Waffen der Nordindogermanen. Was die Tongefäße angeht, so haben die Nordindogermanen wohl bei den Südindogermanen des gesamten Donaugebiets mit ihrer allerdings ganz anders gearteten Gefäßkunst einen ebenbürtigen Wettbewerber neben sich gehabt, nicht aber, wie wir gesehen haben, bei den Völkern in Süd- oder in Westeuropa, geschweige denn in Osteuropa.

Noch anders steht es mit den Steinwaffen Europas. Um hier künstlerische Erzeugnisse nicht nur vereinzelt, sondern als ganz gewöhnliche Erscheinung anzutreffen, müssen wir uns auf Nord- und Mitteleuropa beschränken, von letzterem aber noch das Donaugebiet südindogermanischer Herrschaftszeit ausscheiden. Denn nur die Nordindogermanen Skandinaviens und Norddeutschlands, noch vielmehr aber die nichtindogermanischen Binnen-Jütländer sind hier die schöpferischen „Künstler" gewesen: so muß man diese Kunsthandwerker nennen, wenn man die liebende Sorgfalt und das feine Kunstgefühl erkennt und nachempfindet, mit dem hier die ständig abgeänderten, aber in bestimmten, fortlaufenden Richtungen entwickelten Formen der durchlochten Streitäxte aus Felsgestein, vielfach Prunkwaffen, hergestellt worden sind. Die eigentliche Heimat und der Mittelpunkt, von dem Erfindung und Fortbildung zuerst ausgegangen sind, ist auch hier wieder die jütländische Halbinsel von Kap Skagen bis nach Hamburg. Aber bald nehmen auch: einerseits Norddeutschland, westlich wie östlich der Elbe, sowie das östliche

Digitized by Google

Mitteldeutschland: Provinz und Königreich Sachsen nebst Schlesien, anderseits Südschweden selbständigen Anteil an diesem Schaffen.

Zwei Grundformen sind es, in denen alle späteren Gestaltungen der Schaftlochstreitäxte aus Fels ihren Ursprung haben: die auf-, wie abwärts, nach rechts und nach links symmetrisch eingeschweifte doppelschneidige Streitaxt und ihre um ein geringes jüngere Schwester: die nur abwärts geschweifte jütländische Streitaxt. Beide fallen in die gesamte Periode der Ganggräber. Aber die doppelschneidige Streitaxt gehört ausschließlich zur Kultur der Nordindogermanen, erscheint also nur in den Ganggräbern und den zugehörigen Wohnplätzen, d. h. in Süd- und Westschweden, auf den dänischen Inseln, an Jütlands und Schleswig-Holsteins Ostküste, sowie in Rügen und Vorpommern. Selten kommt sie schon in Nordwestdeutschland vor. Diese Doppelaxt lebt zwar bis zum Ende der Steinzeit fort, ist aber recht wenig abwandlungsfähig; ihre Entwicklung besteht nur in der allmählichen Abflachung der Schweifung, wodurch sie an Schönheit immer mehr einbüßt.

Ganz anders bei den Binnen-Jütländern, den Nachkommen der alten Dobbertiner, die durch die Ellerbeck-Leute und mehr noch durch deren Söhne, die Nordindogermanen der Küsten und Inseln, teils eingeschlossen, teils nach Norwegen, Nordschweden und schließlich auch nach Ostfinnland abgedrängt wurden. Aus den abgedrängten Dobbertin-Leuten wurden die Urfinnen, deren teils langköpfige, teils kurzköpfige hochgewachsene, blonde Nachkommen an der südwestnorwegischen Küste, in Finnland und im Waldaigebiet sich besonders rein erhalten haben, weiter östlich aber von der osteuropäischen Langkopfrasse körperlich aufgesogen worden sind. Die so merkwürdig konservative finnische Sprache steht der indogermanischen Ursprache außerordentlich nahe, die Rasse der Urfinnen ebenso der Rasse der Urindogermanen.

Aber schon die nach Norwegen und Mittelschweden abgedrängten Dobbertiner ältester Zeit, d. h. der Zeit der Ellerbecker und der ältesten nordindogermanischen Dolmen zeigten wenig Fortschrittstrieb; sie besaßen nicht einmal die Tongefäßkunst, verwandten keinen Feuerstein zu ihren Geräten, sondern Felsgestein, das sie allerdings sehr geschickt bearbeiteten, und begruben ihre Toten nur in einzelnen Erdgräbern. Auch lernten sie nicht den Ackerbau und die Viehzucht.

Ebenso waren aber auch die eingeschlossenen Dobbertin-Leute in Südschweden und Binnenjütland sehr konservativ; sie übernahmen zwar in der Dolmenzeit Teile der nordindogermanischen Küstenkultur, wie die volle Keramik, hielten aber am Einzelerdgrab fest, an der Ablehnung des großen Steingrabes und an der eingeschränkten Bearbeitung des Feuersteins. Und seit der Ganggrabzeit fühlen sie sich mehr denn zuvor wieder als eigenes Volk: sie schaffen sich eigene Keramik, eigenen Bernsteinschmuck, beides aber bleibt zurück hinter dem Schaffen der Nordindogermanen, besonders die

Digitized by Google

Keramik, wo in der Hauptsache nur eine einzige Form, der aus dem nordindogermanischen Trichterbecher entstandene binnenjütländische geschweifte Becher mit Schnurverzierung, zu nennen ist.

Es blüht indes bei ihnen die Herstellung von Waffen in Felsgestein, wie seit alters bei ihren nach dem hohen, arktischen Norden abgedrängten Brüdern. Daher die Vollkommenheit der jütländischen Streitaxt, die die Mutter der so vielen, ja man kann beinahe sagen: fast aller jüngeren Streitaxtformen in Dänemark, Skandinavien und Mitteleuropa wurde.

Die jütländischen Streitäxte sind gegenüber den auf der Ober- wie Unterseite vollkommen symmetrisch geschweiften doppelschneidigen Streitäxten der Nordindogermanen sofort kenntlich an den auf Ober- wie Unterseite abwärts gewölbten Enden, der Schneide wie des Nackens: die ältesten Formen haben noch deutlich eingewölbte Oberseite, ältere Formen wenigstens noch wagrechte Oberseite und rechteckigen Querschnitt am Schaftloch; die mittleren Formen dagegen bereits abwärts gewölbte Oberseite und linsenförmigen Querschnitt. Auf dieser Stufe, die den Namen „Bootaxt" führt, erstreckt sich die Herrschaft der jütländischen Streitaxt außer auf Jütland, Schleswig-Holstein und die mecklenburgische-nordbrandenburgische Nachbargegend, ganz besonders auf einen Strich, der von Hamburg über Lüneburg und Salzwedel nach Braunschweig und dem Nordfuß des Westharzes sich erstreckt. Die noch späteren Entwicklungen der jütländischen Axt laufen in die Entartungen der Äxte mit seitlich stark zusammengedrücktem Nacken aus und endigen schließlich in die ganz entarteten einfachen Arbeitsäxte, die schon in den Übergang zur Bronzezeit fallen. So schön auch die alten jütländisch-schleswigholsteinischen Formen der Streitaxt und auch die mittleren des norddeutschen Nachbargebiets sind, so erreichen sie doch nicht die Höhe der schwedischen Abwandlungen der jütländischen Bootaxt, die geradezu hochvollendete Kunstwerke sind und den Gipfelpunkt der gesamten Streitaxtschöpfungen bedeuten.

Nur auf eine etwas fremdartig anmutende Abart der jütländischen Streitaxt muß ich noch mit ein paar Worten eingehen: den Typus, der zylindrischen Nacken aufweist und dadurch für sich abseits steht. Seine Verbreitung geht von Jütland aus ungemein weit ostwärts. Während die sonstige Verbreitung der jütländischen Äxte in älterer Zeit sich zwischen Holland und Rügen hält und erst in spätester Zeit die untere Oder etwas überschreitet, geht dieser Typus mit dem Ostzuge der Nordindogermanen ganz vereinzelt nach Osteuropa und bekommt dort ein breites Querband um das Schaftloch herum.

Vier solcher Äxte haben sich soweit nach Südosten verloren, daß sie in Troja zum Vorschein gekommen sind, und zwar in der zweiten Ansiedlung dieser Burg. Ihr besonders schönes Aussehen verdanken sie lediglich dem Umstande, daß sie als Heiligtumsäxte aus Edelstein hergestellt worden sind: eine der Äxte ist aus Lapis Lazuli. Also soweit wurde am Ende des 3. Jahrtausends schon jütländischer Kultureinfluß, wenn auch nur mittelbar, getragen.

Digitized by Google

Ebenso hohe Bewunderung wie die Streitäxte der Binnenjütländer verdienen die Kunstwerke in Feuerstein der Nordindogermanen, die denselben klassischen Adel der Form, wie jene Äxte, dabei aber vielleicht eine noch höhere, durch Jahrtausende lange Übung erreichte Stufe der Technik verraten. Ich wiederhole die schon besprochene Entwicklung des Feuersteinbeils: das spitznackige, dünnnackige, dicknackige und am Schluß, gegen die Bronzezeit, das breitschneidige Beil, letzteres mit breit ausladender Schneide und meist etwas eingeschwungenen Schmalseiten. Diese Entwicklung zeigt ebenso wie die der Tongefäße das der nordindogermanischen und dann auch ihrer Erbin, der germanischen Kultur, eigene feine Gefühl für das Gesetzmäßige in der Folge der Formänderungen, für das Gesetzmäßige der typologischen Entwicklung, wie der Fachausdruck heißt.

Ganz am Schluß der Steinzeit, gleichzeitig mit den jütländischen Feuersteinbeilen liegt nun die Periode der Feuerstein-Lanzenspitzen und -Dolche, die stets nur behauen, nie zugeschliffen oder gar poliert wurden.

Das ist die Zeit völliger Ausgleichung und Verschmelzung der beiden Kulturen und der sie tragenden Stämme, nämlich der durch die zu reichlichen Südwanderungen gar zu sehr geschwächten Nordindogermanen einerseits, der Binnen-Jütländer anderseits: das Ergebnis dieser Mischung, die auch eine Sprachmischung ist, sind die Germanen. Hier liegt also der Ursprung der Germanen.

Ich hebe aus der großen Entwicklungsreihe dieser früheſt germanischen Dolchformen nur vier Arten heraus:

1. Solche mit spitzem Unterende ohne eigentlichen Griff, die gewöhnlichste Form, bis über 44 cm lang werdend.
2. Solche mit breitem, im Durchschnitt quadratischen Griff, in Schweden am häufigsten,
3. solche mit schwerem, breitem rautenförmigem Griff,
4. endlich solche mit dreieckigem Griff, die späteſte, kunstvollste Form, deren vollendetsten Stücke am häufigsten in Dänemark erscheinen.

Prachtstücke dieser Art erreichen in Dänemark eine Länge von 34 cm, in Schweden sogar von 38 cm, und eine Breite von 8 cm.

Griffdolche von solcher Feinheit, Schönheit und Größe der Ausführung, wie diese aus gewaltigen Feuersteinknollen in mühsamster Kleinarbeit ganz allmählich zurecht gemeißelten, zeugen von einem Luxus und einer Pracht in der Waffenausstattung, die einzig und unerreicht in der vorgeschichtlichen Welt der Steinzeit dasteht.

Ähnliches kann man von den überaus zierlichen, in eleganten Schwung des Umrisses gearbeiteten Pfeilspitzen aus Feuerstein der nämlichen Zeit sagen.

Ich bin am Ende.

Digitized by Google

Daß ich mit den Waffen und mit den ersten germanischen Waffen schließe, mag als Sinnbild unserer Zeit, als Sinnbild der Nöte und der Bedürfnisse unseres Volks gelten. Deutschland wird sich zu keiner neuen Kraft erheben, wenn es nicht einen neuen Heißhunger nach Macht gewinnt. Wie sagte doch Bismarck? „Alles für des Vaterlandes Wohl! Vaterlandes Wohl ist aber Vaterlandes Macht". Neue Macht kommt aber keinem Wehrlosen und auch keinem Arbeitsmüden oder gar Trägen. Darum gilt es vor allem, ein neues Heer zu schaffen, in dem die alten Tugenden des ehemaligen deutschen Heeres wieder auferstehen, vor allem die alte Mannhaftigkeit und Heldengröße, die altgermanische Wagdavercust, das ist eben die in Göttergestalt verkörpert gedachte „Mannestugend im Kriege", der germanische Offiziere in römischen Diensten am Niederrhein Altäre weihten, wie die römischen Soldaten der Virtus. „Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte."

Ich schließe mit einem bisher noch wenig in die Öffentlichkeit gedrungenen Ausspruche unseres Hindenburg. Im August 1915 besuchte ich ihn, der damals zu Lötzen in Masuren sein Hauptquartier hatte. Beim Bau der dortigen Festungsanlagen war man auf ein großes germanisches Gräberfeld des 2.—4. Jahrhunderts nach Chr. gestoßen, dessen Ausbeute jetzt im Hauptraume der Vaterländischen Gedenkhalle der Feste Boyen aufgestellt ist. Hindenburg wollte wissen, was das für Leute gewesen wären, deren verbrannte Überreste das Urnenfeld an der Kullabrücke bei Lötzen enthielt, und bat mich, ihm darüber Vortrag zu halten. Das geschah. Die Ausgrabung dauerte über ein halbes Jahr und Hindenburg nahm sich die Zeit, alle 8—14 Tage einmal den Stand der Grabung, die unser Ausschußmitglied, der Landesgeologe Herr Dr. Heß von Wichdorff leitete, sich anzusehen, ja er hat damals sogar mein Buch über „Deutsche Vorgeschichte" durchstudiert. Einer der wohldurchdachten, schönen Aussprüche, die er dabei tat, lautete folgendermaßen: Beim Anblick hochstehender altgermanischer Kultur müssen wir uns aufs neue darüber klar werden, daß wir nur dann Deutsche bleiben können, wenn wir unser Schwert stets scharf und unsere Jugend stets wehrhaft zu erhalten wissen.

Anmerkung. Ich teile hier schon mit, daß ich im nächsten Hefte des „Mannus" eine Anzahl Karten veröffentlichen werde, die für einige Punkte dieses Vortrages die wissenschaftlichen Unterlagen bringen. G. K.

Digitized by Google

Vorgeschichtliche Musiktheorie in Europa[1].

Von Oskar Fleischer.

Mit Tafel VIII.

Das Allerweltsinstrument des Klavieres ist das beste Hilfsmittel zur Veranschaulichung der musiktheoretischen Grundlagen: man sieht sozusagen zugleich, was man hört. Seine Klaviatur ist die Verbildlichung der zum Teil recht verzwickten Tonverhältnisse, auf denen die europäische Musik beruht. Und zwar nicht nur seit kurzer Zeit von einigen Jahrhunderten, sondern — wie wir sogleich sehen werden — seit vorgeschichtlicher grauer Urzeit. Das Klavier selber ist erst vor Jahrhunderten erfunden, etwa im 14./15. Jahrh.; aber die Tonverhältnisse, die es anschaulich macht, scheinen nach menschengeschichtlicher Berechnung ewig.

Schlägt man den Deckel eines Klaviers auf, so dreut uns wie Zähne im Kiefer eine doppelte Reihe von Tasten entgegen, die Unter- und die Obertasten. Aber die beiden Reihen sind nicht gleich; die obere enthält nur 5, die untere hingegen 7 Tasten innerhalb eines Oktavenumfanges. Sie stehen also im Verhältnis der Pentatonik zur Heptatonik oder Fünftonleiter zur Siebentonleiter.

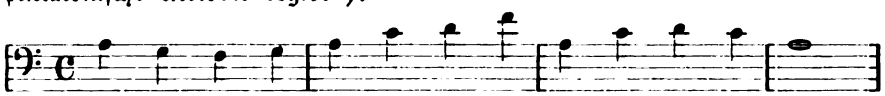
Offenbar sind hier zwei verschiedene Musiksysteme ineinander geschoben und auf diese Weise miteinander vereinigt.

Zwei Musikwelten stehen hier nebeneinander. Die Siebentonleiter ist siegreich in ganz Europa durchgedrungen, die Fünftonleiter aber hat sich nur noch im entferntesten Winkel Europas in Spuren erhalten, nämlich in den alten keltischen Volksliedern Britanniens. Ursprünglich hat sie bei den Kelten durchaus vorgeherrscht; sie findet sich noch ziemlich rein durchgeführt in einem alten gälischen Tonstück des 10. Jahrhunderts, festgehalten in einer

[1]) Erweiterter Vortrag gehalten bei der 6. deutschen Tagung für Vorgeschichte zu Berlin am 10. April 1920.

Digitized by Google

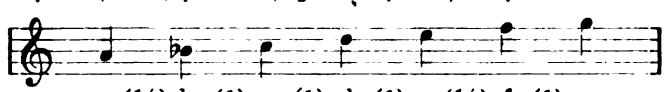
besonderen Buchstaben-Notation, die ich entziffern konnte und die folgende pentatonische Melodie ergibt [1]):



Hier kommen nur die Töne f g a — c d — f' zur Verwendung, und fast ebenso im Verlauf des ganzen Stückes. Tippt man auf den Obertasten des Klavieres umher, so erhält man ungefähr den melodischen Charakter solch einer alten keltischen Tonweise.

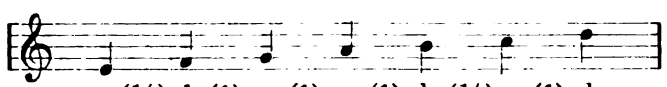
Auch in den deutschen Volksmelodien ist die keltische Pentatonik nicht gänzlich untergegangen, sondern spurenhaft noch nachweisbar, wie ich einmal bei andrer Gelegenheit zeigen kann. Sonst aber bedienen sich unsere Volkslieder der Siebentonleiter durchweg.

Wir benützen zur Aufzeichnung unsrer Musik die Noten auf Linien, die sich allerdings erst seit dem 11. Jahrhundert ganz allmählich aus den linienlosen stenographieartigen Zeichen der Neumenschriften entwickelt haben. Neben ihnen gebrauchen wir, besonders für theoretische Zwecke, die Tonbuchstaben a b c d e f g (groß, klein, ein-, zwei- usw. gestrichen), die seit dem 10. Jahrhundert auch im praktischen Musikgebrauche auftauchen.



a (½) b (1) c (1) d (1) e (½) f (1) g

Das ist die alte griechische Tonleiter, die die Hellenen als die dorische durch das ganze Altertum hindurch ihre Nationaltonart nannten und rühmten. Wollen wir sie ohne Einmischung von Obertasten auf den Untertasten darstellen, so müssen wir sie, um das b zu beseitigen, auf eine Quinte höher bzw. eine Quarte tiefer versetzen (transponieren), also:



e (½) f (1) g (1) a (1) h (½) c (1) d

Die Heptatonik ist den Griechen seit den ältesten Zeiten bekannt, und ihre ganze sich darauf aufbauende Musiktheorie ist vom Abendlande im Laufe des Mittelalters übernommen worden und noch heute im Gebrauch.

Wie nun unsre Tonleiter sieben Töne hat, so hat auch unsre Woche 7 Wochentage, und schon im Mittelalter wurden diese ebenfalls mit den 7 ersten Buchstaben des lateinischen Alphabetes bezeichnet, nämlich Sonntag mit a (als „Sonntagsbuchstabe" gewöhnlich rot gemalt), Montag mit b, Dienstag mit c, usw. Die 7 Buchstaben konnten also ebensowohl Töne als

[1]) Vierteljahrsschr. f. Musikwissenschaft VI, S. 427.

Digitized by Google

Wochentage bezeichnen. Die Namen der Wochentage sind aber anscheinend entlehnt denen der alten Planeten, deren man, mit Einschluß von Sonne und Mond, im Altertume sieben kannte, außer den beiden genannten noch Saturn, Jupiter, Mars, Venus und Merkur. Denn das gesamte lateinische Mittelalter benannte die Wochentage folgendermaßen:

1. Sonntag: Dies Solis, span. dia solar, engl. Sunday, holländ. Zondag. Sonst Domenica, Dimanche, Tag des Herrn genannt.
2. Montag: D. Lunae, span. Lunes, ital. Lunedi, franz. Lundi, engl. Monday, holländ. Maandag.
3. Dienstag: D. Martis, span. Martes, ital. Martedi, franz. Mardi.
4. Mittwoch: D. Mercurii, span. Miercoles, ital. Mercoledi, franz. Mercredi.
5. Donnerstag: D. Jovis, span. Jueves, ital. Giovedi, franz. Jeudi.
6. Freitag: D. Veneris, span. Viernes, ital. Venerdi, franz. Vendredi.
7. Sonnabend: D. Saturni, in den romanischen Sprachen aber nur Sabado, Sabbato, Samedi; dagegen engl. Saturday, holländ. Zaturdag.

Die Übereinstimmung sämtlicher romanischen Sprachen bei dieser Namengebung mit der lateinischen macht es gewiß, daß sie alle auf eine römische Quelle, nämlich eine astronomische, zurückgehen, während die slawischen Sprachen auf einen andern Ursprung hinweisen. Denn hier heißt z. B. der Dienstag böhm. utery d. i. „der zweite", poln. wtorek d. i. wtory „der zweite", russ. wtoreck; Mittwoch ist der Mitteltag, böhm. streda, poln. środa, russ. sreda; Donnerstag heißt böhm. čtortek von čtvrty „der vierte", poln. czwartek, russ. tschetwertt; Freitag böhm. patek von paty „der fünfte", poln. piątek, russ. pjatinza. Auch hier herrscht vollständige sprachliche Übereinstimmung, und zwar ist der erste Wochentag bei den Slawen der Montag, bei den Romanen der Sonntag.

Die Griechen, von denen die slawische Kultur abhängt, benennen ihre Wochentage auch mit Zahlen, nur vom Sonntage, dem Tage des Herrn (*κυριακή*) als dem ersten an, und bezeichnen die folgenden Tage einfach mit Zahlen *δευτέρα* (Montag), *τρίτη*, *τετράδη*, *πέμπτη*.

Die Benennung der Wochentage nach den Planeten ist mithin westeuropäisch, die nach Zahlen osteuropäisch. Sonach gibt es denn drei Parallelreihen: 7 Töne, 7 Tage der Woche und 7 Planeten, nach welchen die Tage bei den Westeuropäern benannt sind.

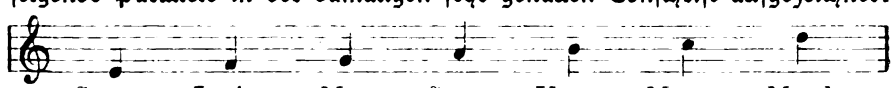
Nun ist die Reihenfolge der Planeten durch ihre Stellung am Himmel eine ganz fest bestimmte. Schon im Altertum hat man sie so festgestellt, wie sie noch heute bei den Astronomen als unverrückbar anerkannt ist; nur daß man vor Kopernikus die Erde nicht für einen Planeten, sondern für den Mittelpunkt des ganzen Sternsystems hielt, um den sich vielmehr auch die Sonne als Planet drehte. An Stelle der Erde stand also früher die Sonne. Die Reihe war: Saturn, Jupiter, Mars, Sonne, Venus, Merkur, Mond.

Digitized by Google

Die astronomisch gegebene Planetenreihe ward von den Gelehrten des Altertumes gleichgesetzt der Siebentonleiter, und zwar offenbar schon im frühen Altertum. Denn Plato erzählt uns in seiner Republik (10. Buch 617), daß auf jedem der sieben Planeten eine Sirene sitze und einen Ton der Skala hören lasse; ihr Gesang ergäbe zusammen eine einzige zusammenstimmende Harmonie. Näher führt das Cicero in seinem Traum Scipios aus und erklärt, daß die Planetenbahnen sieben durch die Intervalle verschiedene Töne hervorbringen, „eine Zahl, welche der Knotenpunkt fast aller Dinge ist" und dies hätten gelehrte Männer auf Saiteninstrumenten und in Gesängen nachgeahmt, wodurch sie sich die Einkehr zum himmlischen Aufenthalte geöffnet hätten. Freilich seien die Ohren der Menschen durch das Anhören dieses Klanges abgestumpft, wie jenes Volk an den Katarakten des Nils wegen der Stärke des Getöses des Gehörsinnes ermangle. Denn durch die rasend schnelle Umdrehung des ganzen Weltalls entstehe ein so starker Schall, daß ihn die Ohren des Menschen nicht zu fassen vermöchten, gleichwie man die Sonne nicht gerade ansehen könne, weil die Strahlen für unser Auge zu stark sind.

Das ist die berühmte Sphärenmusik oder -harmonie der Alten, von der uns außer Plato und Cicero noch Plutarch, Ptolemäus, Plinius d. Ä., Censorinus, und im Mittelalter Macrobius, Boethius, Martianus Capella, Aurelianus Reomensis berichtet haben. Aber noch in neuer Zeit zeigen sich Musiker und Astronomen, Dichter und Philosophen im Banne dieser uralten Anschauung und es sind nicht die schlechtesten, wie Joh. Kepler, P. Mersenne, Athan. Kircher, Shakespeare und schließlich, ein glühender Verehrer davon, der Philosoph Schelling.

So sehen wir denn bei Nikomach u. a. Musikschriftstellern des Altertums folgende Parallele in der damaligen sehr genauen Tonschrift aufgezeichnet:



Saturn Jupiter Mars Sonne Venus Mercur Mond.

Es ist die oben erwähnte nationalgriechische altdorische Tonleiter und dieselbe, wie gezeigt, als diejenige, auf der unser Tonsystem als Grundlage aufbaut.

Wenn man nun zu dieser Planetenreihe die entsprechenden Wochentagsnamen schreiben würde, so ergäbe sich eine ganz verwirrte Reihenfolge der Wochentage, nämlich Sonnabend, Donnerstag, Dienstag usw. Ordnet man aber vielmehr umgekehrt die Planeten nach der jetzt noch geltenden Wochentagsfolge, so zeigt sich die höchst überraschende Tatsache, daß dabei die entsprechenden Töne den Quintenzirkel ergeben (von hinten nach vorn gelesen):

Saturn Venus Jupiter Mercur Mars Mond Sonne
Sonnabend Freitag Donnerstag Mittwoch Dienstag Montag Sonntag

Digitized by Google

Hier ist freilich zwischen Venus und Jupiter nicht wie sonst bei den übrigen, eine reine Quinte (2:3), sondern die unreine, verminderte Quinte (oder Tritonus 5:7). Das gibt zu einem Bedenken Veranlassung.

Daß wir nämlich heutzutage mit dem Sonntag unsre Woche beginnen, ist ganz unverständlich, denn nach der Bibel mußte doch der Ruhetag die Reihe von Arbeitstagen beschließen, anstatt daß wir die Woche gleich mit Nichtstun beginnen. Hier scheint im Christentum, wie auch sonst, der jüdische Einfluß gewirkt zu haben; denn im Judentume ist in der Tat der Sonnabend der wahre Ausruhetag, der letzte Tag in der Woche. Mithin mußte der Christ den Sonntag als ersten Wochentag ansetzen.

Solche übrigens recht überflüssige Rücksicht hatten natürlich die alten Germanen nicht zu nehmen; und in der Tat scheinen sie ihre Woche mit einem anderen Tage, dem Freitag, begonnen, also mit dem Donnerstage als Ruhetag beschlossen zu haben. Denn am Donnerstage durfte noch bis vor kurzem und vielleicht heute noch in vielen Gegenden Deutschlands keinerlei schwere Arbeit getan werden, wie Holzhauen, Mistfahren, Spinnrockendrehen; nur Opfer bringen durfte man, es war der richtige Feiertag.

Beginnen wir also das obige System mit dem Freitag statt mit dem Sonntag, so ist jede Schwierigkeit beseitigt und der reine Quintenzirkel

h	e	a	d	g	c	f
Freit.	Sonnab.	Sonnt.	Mont.	Dienst.	Mittw.	Donnerst.

hergestellt. Das ist nach klassischer Anschauung: wir haben an die Stelle des alten Himmelsgottes Saturn-Kronos den späteren Himmelsgott Jupiter-Zeus gesetzt, wie das ja auch in der antiken Mythologie geschehen ist.

Es ergibt sich, wie man sieht, daß unsre Wochentagsreihe entsteht, sobald man die dazu gehörigen Töne nach der Quintenfolge anordnet.

Das ist kein Zufall, sondern das Ergebnis eines geschichtlichen Entwickelungsvorganges.

Allgemein wird nämlich das Gesetz der Sphärenharmonie auf Pythagoras als seinen Erfinder zurückgeführt. Er selbst hat uns kein Wort seiner vielen tiefeinschneidenden und wie ein Heiligtum verehrten und weiter ausgebauten Lehren schriftlich hinterlassen. Dafür wurden sie aber von Mund zu Mund um so eifriger weiter verbreitet, bis endlich die ganze europäische Kulturwelt davon voll war und sich, wie gesagt, von Plato bis Schelling von ihnen geistig beherrschen ließ.

Betreffs seiner Sphärenmusik wird uns nun von Pythagoras Schülern berichtet, daß er den Abstand der Himmelskörper voneinander im Verhältnis von 1:3 oder im Verhältnis der Duodezime festgestellt habe, so daß sich für die Planeten die Reihe ergab

27	:	81	:	243	:	729	:	2187	:	6561	:	19683
Mond		Mercur		Venus		Sonne		Mars		Jupiter		Saturn

Digitized by Google

Zählt man auch hier den fünften ab, so erhält man ebenfalls unsere Wochentagsreihe: Mond, Mars, Mercur, Jupiter, Venus, Saturn, Sonne.

Wie kommt man aber gerade auf die Quintenordnung der Töne schon in so altersgrauer Zeit? Dieses Rätsel ist zwar noch nicht gelöst, doch läßt sich seine Lösung erraten, wenn man die vielen alten Saiteninstrumente herzuzieht, bei denen die Saiten in Quinten gestimmt sind, wie im Mittelalter die Violen, die deutsche Zither, noch heute die bairische Zither, wie auch ferner die sämtlichen Streichinstrumente noch jetzt, z. B. die Violine in g d a e usw. Der Quintenzirkel spielt überhaupt in der Musikentwicklung Deutschlands die allergrößte Rolle, und man braucht nur das sog. Hukbaldsche Quintenorganum und die Musiktheorien der für das Mittelalter so wichtigen Musica enchiriadis in den Kreis der Betrachtung zu ziehen, um einzusehen, welch große Bedeutung der Quintenzirkel für die Entwicklung der abendländischen Musik gehabt hat.

Daß in der Tat dem Pythagoras ein Saiteninstrument bei seiner Sphärenmusik vorlag oder vorschwebte, ist bezeugt. Die ganze griechische Musiktheorie baut überhaupt auf einem solchen auf, nennt infolgedessen die Töne nicht *τόνοι*, sondern „Saiten", *χορδαί*. Den Pythagoreern ist daher der ganze Kosmos ein Saiteninstrument, die cithara oder lyra und cymbalum mundi. Die Stimmung aber, die Pythagoras den Saiten seiner Kithara, als des Gebrauchs-Musikinstrumentes, nach allgemeiner antiker Annahme gegeben haben soll, besteht aus zwei ineinander geschobenen Quinten

e . . . . . h
a . . . . . e

und wurde zur unverrückbaren Richtschnur für das gesamte antike und mittelalterliche Tonsystem.

Jener pythagoreische Quintenzirkel, nach welchem die Planeten einer vom andern um eine Quinte abstehen sollen, entspricht nun den astronomischen Tatsachen in keiner Weise. In der Wirklichkeit verhält sich die Sache ganz anders. Nimmt man nämlich für die mittlere Entfernung des Merkur von der Sonne 4 an, so erhält man vielmehr für die der Venus 7, der Erde (antik Sonne) 10, des Mars 16, des Jupiter 52 und des Saturn 100. Es ist eine gewisse Harmonie tatsächlich vorhanden, denn diese Zahlen ergeben die Reihe: $4, 4 + 1 \times 3, 4 + 2 \times 3, 4 + 4 \times 3, 4 + 16 \times 3, 4 + 32 \times 3$. Aber das ist doch von der pythagoreischen sterilen Formel 1 : 3 oder 2 : 3, für alle Planetenabstände ohne Ausnahme, himmelweit entfernt. Die pythagoreische Sphärenharmonie ist eine Fiktion, gegründet auf einer unklaren Ahnung des wirklichen Sachverhaltes und in eine musikalische Formel gebracht.

Das beweist auf das Klarste, daß nicht die natürliche, wirkliche Ordnung der Planeten am Himmel bei der Festsetzung der Reihenfolge der römischen Wochentagsnamen maßgebend gewesen ist, sondern ein nicht-astronomischer,

Digitized by Google

musikalischer Faktor: die Quintenfolge und die sich daraus ergebende diatonische Tonleiter. Mithin ist unsre heutige Wochentags-Anordnung die ursprüngliche, nicht aber die astronomische Reihenfolge der Planeten- bzw. römischen Götter-Namen.

Das entspricht auch sonst den Tatsachen.

In allen einschlägigen Büchern findet man freilich die Behauptung, daß unsre deutschen Wochentagsnamen einfache Übertragungen der lateinischen Benennungen wären. Die Namen Sonntag und Montag blieben, sagt man, wie im lateinischen. Statt Mars wurde der Gott, dem eine Friesische Legion in Britannien als dem Mars Thingsus einen Altar errichtete, bzw. der urgermanische Gott Tiw, Ziu oder Eor (Eo, Aer) eingesetzt, wodurch Dies- oder Tiestag, holländ. Dingsdag, unser Dienstag, das schwäbische Ziestag, engl. Tuesday (bayrisch Eritac, Erchtag) entstand. Für Merkur trat Wodan ein, daher niederdeutsch Wodenes-, Godenstag (Guten-, Gauns-, Guns-tag), friesisch Woensdach, Goensdag, engl. Wednesday, holländ. Woensdag; dem Jupiter tonans entsprach der germanische Gewittergott Thonar, daher Donares Tac, Donrestag, engl. Thursday, holländ. Donderdag; der Venus natürlich die Göttin Freia, Frija, weshalb ihr Tag Frije-, Frītac, Vri-, Frīa-dag heißt. Schließlich ward der Saturn, dem man keinen germanischen Gott zur Seite stellen konnte — obgleich Logi der Unheilvolle ihm doch sehr naheständе — als altfries. Saterdei, engl. Saturday, holländ. Zaturdag beibehalten.

Aber ganz so einfach scheint die Sache doch nicht vor sich gegangen zu sein. Denn die germanischen Wochentagsnamen tauchen schon in frühester germanisch-literarischer Zeit auf, die Entlehnung müßte also bereits in heidnischer Zeit vorgenommen worden sein. Andererseits aber kommen sie bei den Römern erst mit dem Christentum zum Vorschein und wurden unter Konstantin dem Großen gesetzlich eingeführt[1]). Bis dahin treten Wochentagsnamen überhaupt weder bei den Griechen noch den Römern auf, denn der Ausdruck bei Tibull und Tertullian Saturni (bei letzterem neben Solis) dies kann doch nun und nimmer etwa als vollgültiger Beweis für ihr Dasein gelten? Geschweige denn, daß die Wochentagsnamen eine selbständige griechische oder römische Erfindung wären. Hätten die Römer schon Namen für ihre Wochentage gehabt, so hätte sich Jul. Caesar schwerlich der ersten 8 Buchstaben A—H zu ihrer Bezeichnung bedient, statt jener, wie aus dem Monumentum Hemerologii Augusti erhellt[2]). Aber die Römer kannten ja nicht einmal den festen Begriff „Woche"; dieser ist vielmehr urgermanisch[3]).

[1]) Ideler, Handbuch der Chronologie II, 178.

[2]) Scaliger, de Emendat. Temp. IV. p. 217. — Kalender-Fragmente in Ovid-Ausgabe, Bas. 1568, S. 351 ff.

[3]) Althochdeutsch wëcha, altsächs. wikâ, altfries. wike, angelsächs. wice, altnord. vika, got. vikô, gemeingermanisch also wikôn, nur bei den Germanen vorhanden.

Digitized by Google

Ebenso wissen wir nichts von derartiger Namengebung bei den orientalischen Völkern, Chaldäern, Juden, Ägyptern. Woher das Christentum sie bekommen hat, läßt sich zur Zeit nur vermuten, vielleicht bezog es sie von Angehörigen der germanischen Legion, die nachweislich zur Zeit Christi in Jerusalem stationiert war, vielleicht auch von den Arianern. Denn mit der umgekehrten Annahme hat es eine eigne Bewandtnis, wie hier zu zeigen.

Wie man nämlich neben der Siebentonleiter eine Fünftonleiter hat, so scheinen die alten Germanen auch eine Fünferwoche gegenüber der Siebenerwoche gehabt zu haben. Sicher wenigstens die Germanen in Deutschland.

Denn geht man die Namen sprachlich durch, so ergibt sich, daß derjenige für Mittwoch keine oberdeutsche Entsprechung für das lateinische Mercurii dies hat, wir sagen doch allgemein Mittwoch, trotz der Niederländer und Engländer. Ganz ebenso fehlt gerade für Saturni dies die germanische Übertragung, denn wir nennen ihn, ebenfalls wieder trotz Holländern und Engländern, Sonnabend oder Samstag. Das ist auch kein Wunder. Denn Wodan ist zwar ein ursprünglicher germanischer Gott, aber bei den Deutschen trat er hinter dem Gotte Donar zurück, und Logi, der dem Saturn noch am ehesten entsprechen könnte, gehört der nordischen Mythologie an. Aber auch im Nordischen fallen Mittwoch und Sonnabend aus der Reihe, denn in Island heißt der Mittwoch Mitviku-dagr und in allen nordischen Sprachen der Sonnabend „Badetag" (altnord. Laugardagr, schwed. Lördag, dänisch Löverdag). Die Sache scheint also im System zu liegen. Das gleiche zeigt sich bei den Finnen, die die germanischen Wochentagsnamen schon vor den Zeiten der Lautverschiebung angenommen haben müssen. Denn ihre Namen sunnu-tai, maanan-tai, tiis-tai, tuors-tai, perjan-tai sind nicht nur die germanischen (auch tai Tag und viikko Woche sind es), sondern perjan Freia weist auch einen Lautbestand auf wie das sanskritische prija die Gattin, Geliebte (Frea als Wodans Gattin bei den Langobarden), was also auf Entlehnung in der Zeit vor etwa dem 4. vorchristl. Jahrh. hinweist. Hier heißt nun auch der Mittwoch keski-viikko (Mitte der Woche) und der Sonnabend lauvan-tai (Badetag?), weil man eben nur 5 germanische Götternamen vorfand[1]).

Da nun Merkur = Mittwoch und Saturn = Sonnabend fehlen, so bleiben für die Woche nur fünf Tage übrig:

Sonntag	Montag	Dienstag	(Merkur)	Donnerstag	Freitag	(Saturn)
Sonne	Mond	Tius	—	Donar	Freia	—

und es stehen sich eine Fünferwoche und eine Siebenerwoche gegenüber genau so, wie in der Musik eine Fünfer- und eine Siebener-Tonleiter und wie in der alten Astronomie eine Fünfer- und Siebener-Reihe von Planeten.

Da aber die Zeit keine Sprünge macht, also auch keinen weggelassenen Tag kennt, so bedeutet das nichts anderes, als daß die Tage der Fünferwoche

[1]) Weiteres darüber s. m. Aufsatz im Memnon a. a. O.

Digitized by Google

länger waren, als die der Siebenerwoche, nämlich jeder um $^2/_5$ Tag, und die Wochentage der Siebenerwoche verhalten sich zu den 5ern so:

Ven.	(Sat.)	Sonne	Mond	Mars	(Merk.)	Jup.
. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .
Freya		Sonne	Mond	Tius		Donar

Freya fällt ganz auf Venus, ebenso Mond auf Mond, Donar auf Jupiter, Sonne größeren Teils auf Sonne, ebenso Tius auf Mars. Folglich fallen Merkur und Saturn weg. Umgekehrt ists das Gleiche.

Für die Fünferwoche haben wir auch noch andere Zeugnisse. Auf Gesichts-Vasen vom Niederrhein, dem alten Belgien, und aus Jütland finden sich nämlich die 7 Wochen-Gottheiten so dargestellt, daß 5 männliche und 2 weibliche Götterköpfe vorhanden sind und zwar in der Reihenfolge:

	Mann	Mann	Mann	(Weib)	Mann,
also wie die Tonleiter:	Ganzton	Ganzton	Ganzton	(Halbton)	Ganzton
z. B.:	f	g	a	—	c

Mann	(Weib)
Ganzton	(Halbton)
d	—

Es entspricht also die Bilderreihe der keltischen Pentatonik, woraus man schon ihre gemischte keltisch-germanische Herkunft erraten könnte, wenn sie nicht ohnehin feststände[1]). Das ist, wie man sieht, eine vortreffliche Illustrierung des eben Gesagten.

Noch andre Gründe für die Annahme einer frühgermanischen Fünfer-Reihe sind die, daß im skandinavischen Rechte die fünfnächtige Frist (man rechnete nicht nach Tagen, sondern nach Nächten) durchaus gebräuchlich war, faemt oder fimt genannt. Die Bayern nannten und nennen noch den fünften Tag der Woche, also den Donnerstag, meist Pfinztag.

Dieser Pfinz- oder Donnerstag war aber, wie ich schon oben ausführte, der germanische Ruhetag, und als solcher der Wochenschlußtag, als „fünfter" folglich der Abschluß einer Fünferwoche:

Freitag	(Sonnabend)	Sonntag	Montag	Dienstag	(Mittwoch)	Donnerstag
1		2	3	4		5

Hiermit beweist die Musik, daß die Fünferwoche mit der Pentatonik eng verquickt ist, denn die Töne ergeben in diatonischer Reihenfolge die lücken-

[1]) G. Kossinna, Mannus II. 202 ff.

Digitized by Google

hafte Tonleiter (rückwärts gelesen) f g a h — d. Das ist zwar nicht die keltische Pentatonik f g a — c d, sondern eine etwas andere, denn in der keltischen steht c für h. Aber es handelt sich hier ja auch gar nicht um eine keltische Grundlage, sondern um eine germanische, wenn auch, wie die soeben erwähnten Gesichtsvasen, von Kelten beeinflußte oder übernommene.

In der Zeitschrift für Kunst und Kulturgeschichte des alten Orients Memnon (herausgegeben von Freiherr v. Lichtenberg, Bd. VII) habe ich in einem Aufsatz „Eine astronomisch-musikalische Zeichen-Schrift in neolithischer Zeit", auf den ich hier überhaupt verweisen muß, nachgewiesen, daß die Fünferwoche sogar schon in neolithischer Zeit ihre schriftlichen Zeichen in Deutschland gefunden hat und etwa tausend Jahre später beide in Babylon auftauchen. Ein Zusammenhang zwischen Babylon und Germanien wird auch durch manche andre Erscheinungen nahe gelegt, wie schon H. Winckler, Delitzsch u. a. sagen[1]). Jedenfalls ist hier wie dort der nämliche Vorgang festgestellt: Der Übergang von einer ursprünglichen Fünfer- zu einer Siebenerwoche. Die Frage wie und wann das geschah, ist noch offen. Aber ich kann sie hier wenigstens teilweise beantworten.

Man hat für die Einteilung der Monate in Wochen, für die natürlich der Mond maßgebend ist, zweierlei Rechnung gehabt, nach dem synodischen oder nach dem siderischen Monat. Wenn man den Mond in seinen vier Phasen (Neumond, zunehmender, Vollmond, abnehmender Mond) beobachtet, so stellt man sehr bald fest, daß sich die gleichen Mondviertel in etwa 29½ Tagen wiederholen. Dies ist der synodische Monat. Das wiederholt sich in einem Sonnenjahr von 365¼ Tagen zwölf mal, wobei freilich noch 11¼ Tage übrig bleiben.

Um trotzdem einen Ausgleich des Mond- mit dem Sonnenjahre herbeizuführen, griff man zu dem Gewaltmittel, einfach rechnerisch, ohne große Rücksicht auf den natürlichen Vorgang, sozusagen nur arithmetisch das ganze Jahr in 52 gleiche Wochen zu je 7 Tagen zu zerlegen (ohne damit freilich zu einem Aufgehen des Exempels zu kommen). Damit ist unsere heutige Siebener-Woche gegeben.

Wie das zugegangen ist, wird uns sogleich der römische Kalender zeigen, der sich siegreich im Laufe des Mittelalters mit Hilfe des Christentums in ganz Europa und darüber hinaus festgesetzt hat.

Weit mehr schließt sich an die natürlichen Vorgänge am Himmel die siderische Monatsrechnung an. Man gelangte zu ihr dadurch, daß man feststellte, daß nach 27(⅓) Tagen der Mond sich genau in der gleichen Stellung

[1]) Die heftige Leugnung einer Fünferwoche in Babylonien durch Ed. Meyer (Gesch. d. Altert. II. S. 330) ist schon im Hinblick auf Diodor v. Sic. 2,30 verkehrt. Denn hier wird sehr ausführliche und klare Mitteilung davon gemacht.

Digitized by Google

zu den Fixsternen am Himmel wieder befindet, als vorher. Hier hat der Monat also 27 Tage und es war damit eine Untereinteilung in 3×9 Tage ohne weiteres gegeben. Innerhalb des Sonnenjahres wiederholt sich der Vorgang 13 mal, das Sonnenjahr hat hier also 13 Monate, der Monat drei Wochen, die Woche 9 Tage. Das gab die Grundlage für den germanischen Kalender ab. Auf ihn komme ich alsbald zurück.

* * *

Im **römischen Kalender** weisen die Nonen und auch die Einrichtung der Nundinae auf die Neunerwoche als Zusammenfassung zweier harmonischer Fünferwochen hin[1]). Der Hinweis ist nur schüchtern, denn sonst beruht der römische Kalender völlig auf dem Pythagoreischen Quintenzirkel und ist geradezu eine praktische Betätigung von diesem. Wenn man nämlich von den Kalenden als dem ersten Monatstage ausgeht und nur diejenige Zahl der Tage vor den Nonen und Kalenden berücksichtigt, die allen Monaten eigen sind und nicht fehlen dürfen, so trifft man nach 1 Quinte zuerst auf die Nonen als 5. Tag, sodann nach 2 weiteren Quinten oder 1 None auf die Iden, und schließlich nach 4 Quinten oder 2 Nonen auf die Kalenden des nächsten Monates, so daß man von den Kalenden bis wieder zu den Kalenden einen Zirkel von 7 Quinten durchläuft, gemäß den 7 Planeten:

ante Nonas	Pridie	ante Idus	Pridie	ante Kalendas	Pridie

Kalendae. 4. 3. 2. Nonae. 8. 7. 6. 5. 4. 3. 2. Idus. 16. 15. 14. 13. 12. 11. 10. 9. 8. 7. 6. 5. 4. 3. 2. Kalendae.

Hypothetisch: Saturn Jupiter Mars Sonne Venus Mercur Mond

Jeder Monat des römischen Kalendariums folgte ursprünglich genau demselben Schema. Der Monat hat dabei 28 Tage, das Jahr 13 Monate, im ganzen macht das 364 Tage im Jahre.

Diese Feststellung auf Grund des römischen Kalenders selber ist verläßlicher, als alles was uns die römischen Schriftsteller von Fulvius Nobilior an bis auf Martianus Capella darüber zu berichten wissen; denn bei ihnen ist der Widersprüche kein Ende und ein klares Bild über die ursprüngliche Einrichtung überhaupt nicht zu gewinnen.

Die ältesten Namen der Monate bestätigen offenbar die Richtigkeit meiner Auffassungsweise. Denn hier ist die Planetenreihe sicher in Anwendung gebracht. Janus (der Gott des Januar) ist der alte Kronos oder Saturn, dem im Februar höchstwahrscheinlich sein Sohn, der Jupiter, folgte. Dann kommt dessen Sohn, der Mars (März), darauf der April als der Monat der

[1]) Die Römer nahmen übrigens 9 Tage nach Geburt eines Knaben die Lustration vor, sie hatten 9 Pontifices usw.

Digitized by Google

ihm zugesellten Venus (nach Plutarch u. a.), sodann der Mai als der des Mercur (nach Plutarch, Maja war Mutter des Mercur) und schließlich der mensis Junonius (Juni) als Monat der alten Mondgöttin Juno. Die übrigen Monate sind Zählmonate (Quintilis, Sextilis, September bis Dezember). So ergibt sich die Reihenfolge: Saturn, (Jupiter), Mars, Venus, Mercur, Mond. Es fehlt nur die Sonne, um die uns nun hinlänglich bekannte Siebenerreihe der Planeten zu vervollständigen.

Nun berichten uns Livius (1, 18) und Plutarch (Numa 18), daß man die Einrichtung des römischen Kalenders schon von alters her dem Einflusse des Pythagoras zugeschrieben habe. Denn Numa Pompilius, ein Schüler des Samiers Pythagoras, habe den von Romulus überkommenen Kalender verbessert, indem er (weil der Mond keinen vollen Monat von 30 Tagen gibt, sein Jahr also gegen ein volles Sonnenjahr im Rückstande von mehreren Tagen bleibt) Schaltmonate einschob, „so daß jedesmal nach 24 Jahren die Tage wieder auf eben dem Punkte der Sonnenbahn, von dem sie ausgegangen waren, mit dem Ablaufe der sämtlichen Jahre zutreffen mußten". Plutarch macht nähere Angaben: Unter Romulus Regierung waren die Monate sehr unrichtig und verworren, denn man bekümmerte sich nicht um den Unterschied zwischen dem Laufe der Sonne und des Mondes. Das ist richtig, denn die Wochen und Monate greifen ineinander über, sie sind wenig deutlich, und 28tägige Monate sind weder siderisch noch synodisch, sondern rein rechnerisch gefundene. Aber sie hatten immerhin das Gute, daß sie mit ihren 364 Tagen im Jahre dem Sonnenjahr näher kamen, als alle anderen Rechnungen. Es fehlte nur $1^1/_4$ Tag im Jahre, wie noch heute.

Nach Plutarch nahm Numa den synodischen Monat von $29^1/_2$ Tagen, das Jahr mit 12 Monaten = 354 Tage an, wobei sich wegen des Unterschiedes zum Sonnenjahr von $11(^1/_4)$ Tagen ein Schaltmonat von $22(^1/_2)$ Tagen, der sog. Mercidinus oder Mercedonius nötig machte. „Aber diese Verbesserung", fügt Plutarch hinzu, „war so beschaffen, daß sie in der Folge einer noch größeren Verbesserung bedurfte." Natürlich, denn dadurch wurde nutzlos das Quintensystem des Kalendariums zerstört. Nur der Februar behielt wunderlicherweise seine 28 Tage und damit seine alte Ordnung bei. Die anderen 11 Monate mußten sich in die übrigbleibenden Tage teilen, wobei die größten Ungleichheiten eintraten. Denn im römischen Kalender, der damals geschaffen wurde, haben die Monate bald 28, bald 29, bald 30, bald 31 Tage, und trotzdem ging es ohne Schaltmonate und Wiederausschaltungen nicht ab. So ist es bis heute geblieben. Dieser römische Kalender, und mithin auch unser aus ihm entstandener ist nichts, als ein recht unglückliches Kompromiß zwischen dem synodischen Mondjahr und dem Sonnenjahr, das damals, angeblich von Numa Pompilius, eingegangen worden ist, zerfahren und willkürlich.

Es erhellt aber aus dem allen ohne weiteres, daß das Quinten-Kalen-

Digitized by Google

darium der ältesten Römer nicht von Pythagoras herrühren kann, sondern erheblich älter ist als er. Er hat es nur übernommen und die Fünfzahl auch auf die 5 Elemente, 5 regulären Körper, 5 Arten der Lebewesen usw. übertragen. Vom Orient kann er das nicht bezogen haben, denn da ist zu seiner Zeit nirgends etwas, auch in Babylon nicht mehr, davon zu spüren (man müßte denn etwa China heranziehen wollen, wo allerdings die Fünfzahl durchaus konstitutiv ist). Dieser Erweis scheint mir sehr wesentlich.

Mit Recht zweifelt schon Livius an der direkten oder indirekten Miturheberschaft des Pythagoras, weil er über hundert Jahre später als Numa gelebt habe, „unten an Italiens Küste, etwa zu Metapont, Heraklea und Kroton unter Zufluß von jungen lehrbegierigen Zuhörern". Plutarch hält jedoch die Entstehung dieser Sage für leicht erklärlich, weil die Pythagoreer ihre Lehre nie schriftlich aufgesetzt, sondern sie nur durch mündlichen Unterricht dem Gedächtnis eingeprägt hätten. Wie Numa seine Schriften mit sich begraben ließ, so hielten die Pythagoreer es für gottlos, die erhabenen verwickelten und geheimen Probleme aus Geometrie usw. etwa einem Unwürdigen zu offenbaren. Das erinnert an die Praxis der alten gallischen Druiden, von der uns Cäsar (B. G. 6, 14) eingehend berichtet.

Eine alte Sage, eine der vielen, die sich um die allmählich mythisch gewordene Persönlichkeit des Pythagoras herumlegten, berichtet, daß einst ein überaus weiser Mann aus fernem Nordlande, der hyperboreische Sonnenpriester Abaris, zu ihm gekommen sei. Ihn habe Pythagoras „ohne jede Prüfungszeit, Belehrung und Reinigung irgendwelcher Art mit seinen geheimsten Lehren bekannt gemacht und mit ihm vieles über die Natur und über die Götter verhandelt". So berichtet Jamblichus[1]). Freilich scheint dieser Abaris denn doch erheblich älter zu sein, da er den Trojanern das Palladium verfertigt haben soll[2]). Das stimmt ja auch zu unseren Ausführungen.

Abaris soll nach freilich unverbürgter Sage ein Gothe gewesen sein, ein Sohn des Zeuthas, und dazu paßt auch sein Name, denn gothisch Abrs heißt „der Starke, Heftige". Die Schnelligkeit, mit der er sich vermöge eines, ihm vom Apollo geschenkten, goldenen Pfeiles überallhin versetzen konnte, die Nachricht, daß er ohne Speise gelebt habe und viele andere Legenden machen ihn erst recht zu einer mythischen Person. Er ist nur als Personifikation einer geschichtlichen Tatsache aufzufassen, und diese kann keine andere sein als die, daß ein Weistum aus dem Norden zu den südlichen Völkern kam, das sich die Welt im Fluge wie ein Pfeil eroberte. Sein Pfeil ↑ ist das schriftliche Symbol dieses Weistums, die Königs- oder Sieg-Rune des Gottes Tyr oder Tius, dessen Name denn auch in den Kalendern mehrerer alter Völker wiederkehrt. Denn bei den Makedoniern findet sich der Monatsname Dius (neben

[1]) De vita Pythagorae c. 19.
[2]) Jul. Firmicus, De errore Profan. Religionum.

Digitized by Google

Apellaios und Hyperberetaios, die an das *Αππελλουνηι* = Apollini der sizilischen Mamertiner-Inschrift und an die Hyperboraioi erinnern), bei den Armeniern der Monatsname Thir (Thir-meh, Thir-Monat) und sogar bei den Äthiopiern der Monat Tyr (neben Syne), wobei darauf hingewiesen sei, daß die Rune Tyr neben anderen Runenformen sich auf Felszeichnungen in Oberägypten wiederfindet. Morgan (Recherches sur les origines de l'Egypte 1897. S. 163) bringt folgende Abbildung[1]):

wie denn auf diesen Felsenbildern Runenzeichen öfter zu sehen sind. Auch in kretischen Inschriften kommt das Tyr-Zeichen häufig vor.

Hält man dies alles zusammen mit der Wichtigkeit, die das Tyr-Zeichen in dem sogleich zu besprechenden Runen-Kalender als Wochenanfangszeichen hat, bedenkt man ferner, daß das Zeichen des Pfeils vom Altertum bis auf heute das astronomische Zeichen des Mars ist, der ursprünglich eine chthonische Gottheit des Naturfegens war und später der Kriegsgott geworden ist, — so kann man kaum anders als zugestehen, daß wir es hier mit den Spuren einer vorgeschichtlichen Wanderung der urgermanischen Zeitrechnung zu tun haben.

Dafür scheint mir auch das Wort Kalendae, von dem ja auch unser „Kalender" herkommen soll, zu sprechen. Es tritt freilich im Althochdeutschen wie im Altsächsischen kalend (mhd. Kalender, kalendenaere) als Lehnwort auf. Aber auffällig ist, daß es das einzige lateinische Wort ist, worin der Buchstabe K verwendet wird. In frühesten Zeiten schrieb man zwar K ebenso oft als C (beide syllabisch als ka und ce z. B. in Krtago = Kartago, kput = caput, crus = cerus, cnus = cenus), aber geblieben ist K nur einzig und allein bei Kalendae, sonst ist dieser Buchstabe im Lateinischen gänzlich überflüssig. Das ist doch recht auffällig, denn dadurch erscheint das Wort als ein unorganisches, fremdes. Abgeleitet hat man es vom lat. calare rufen, griech. *καλεῖν* zur Beratung zusammenrufen, laden, weil an den Kalenden jedes Monates das Volk auf dem Kapitol zusammengerufen ward, um aus dem Munde der Priester zu erfahren, wieviel Tage der nächste Monat zähle, welche Feste zu feiern, an welchen Tagen Markt abgehalten würde usw. Daß diese Ladung durch den Klang von Blasinstrumenten geschah, läßt sich wohl annehmen, da man auch im Griechischen *τὸν σαλπιγκτὴν καλεῖν* „Alarm blasen" sagte.

[1]) S. Wilke, Südwesteurop. Megalithkultur 1912. S. 132 u. 148.

Digitized by Google

Nun besitzt die germanische Sprache das Wortthema kâla, worauf einerseits zurückgeht althochd. halôn, holôn „rufen, herbeiholen, einladen" (was sich im Altsächs., Altfries., Angelsächs. wiederfindet, aber auch vom Französ., Span. und Portugies. übernommen worden ist), anderseits ahd. hellan ertönen, unser „hallen", mhd. hal Schall, Hall, sowie auch halla die Halle (altfranz. halle bedeckter Marktplatz, ital. alla Versammlungsort zu öffentlichen Angelegenheiten). Diese drei Begriffe „herbeirufen", „hallen, ertönen, schallen" und „Halle" geben ein so plastisches Bild (durch den Schall eines Instrumentes zur Versammlungshalle herbeirufen), daß man aus inneren Gründen annehmen muß, es sei das lateinische Wort nur eine Ablassung des germanischen.

Dazu kommt noch, daß der Name des ersten Monats des Kalenders, Januar, urverwandt zu sein scheint mit dem deutschen Worte der jân, das zwar erst im Mittelhochdeutschen schriftlich bezeugt, aber noch heute in vielen Mundarten ganz gebräuchlich und volkstümlich ist. Die Reime haben ihren jân (der rîme jân), d. h. ihre fortlaufende, festbestimmte Reihenfolge, die Vögel jeder sein sundern jân, seine festgesetzte Melodie, die Feldarbeiter müssen beim Mähen den jân, ihre gerade Linie, halten, die Bäume werden jânig, der Reihe nach, abgehauen, der Weinberg in jâne abgeteilt und jânweise gedüngt. So würde man sinngemäß auch vom Kalender-Jân reden können, und Schade bringt das Wort mit dem römischen Janus, dem Himmelspförtner (janua), der den Reigen, den Jân der Monate von Anfang an begann, gewiß mit Recht zusammen. Daß das Wort uralt ist, beweist das Sanskritwort jânam Gang, Lauf von jâ gehen.

Alles in allem dürfte also wohl Ursprung und Anregung zum Römischen Kalender von den Germanen ausgegangen sein. Den geschichtlichen Weg des grundlegenden Einflusses des germanischen Nordens auf die Kultur der sog. klassischen Südvölker vermag ich nachzuweisen.

* * *

Die Zahl Neun spielt in der germanischen Mythologie bekanntlich eine gewaltige Rolle und auch die Gruppe 3×9 kommt oft genug vor. Noch in den heutigen Gebräuchen zeigen sich von der maßgebenden Bedeutung der Neun mannigfache Spuren, wenn wir z. B. von einem Neunmal-Klugen reden, oder neunerlei Kräuter noch heute im Aberglauben des Volkes neben dem Monde eine besondere Rolle spielen, oder unser Kegelspiel sich um „alle Neune" dreht, oder man in Sachsen bei einer besonderen Torheit einen ärgerlich anfährt: „Du bist wohl 99 mal nicht gescheit". 99 Schneider wiegen bekanntlich hundert Pfund im Kinderliede usw. Interessant ist hier auch, daß die alten Kalenderleute von 9 Mondhäusern sprechen.

Digitized by Google

Die Neunerwoche ist, wie uns die Runenkalender alsbald belehren werden, bei den Germanen ebenfalls in Gebrauch gewesen, so daß wir nun eine 5, 7 und 9er Woche hätten. Die Siebenerwoche ist vermutlich von allen dreien zuletzt aufgetaucht und vielleicht erst mit dem Christentum durchgeführt worden, wenn auch die Wochentags-Namen urgermanisch sind, und zwar ursprünglich nur fünf an der Zahl. Bleibt folglich übrig, ob wir uns für das frühere germanische Altertum für die Fünfer- oder die Neunerwoche entscheiden können. Doch die Entscheidung in diesem Zwiste ist nicht so gar schwer, als es auf den ersten Blick aussieht.

Wenn wir nämlich die Fünferwoche, wofür auch alles spricht, als die ursprüngliche annehmen, so ergibt sich die Neunerwoche durch eine einfache harmonische Multiplikation von selbst, indem man das oben besprochene Prinzip des Quintenzirkels anwendet.:

$$\begin{array}{r} 1\ 2\ 3\ 4\ 5^{te}\ \text{halb} \\ \hline = 1\ 2\ 3\ 4\ 5\ 6\ 7\ 8\ 9 \end{array} \qquad \begin{array}{l} \\ {}^{1}/_{2}\ 2\ 3\ 4\ 5 \end{array}$$

Die Neunerwoche ist also nur eine Verdopplung der Fünferwoche. Die dadurch entstehende Teilung der Neunerwoche in zwei Hälften hat aber ihren sehr guten Zweck; denn dadurch wird der Ausgleich des siderischen Mondjahres mit dem Sonnenjahr so erleichtert, wie bei keinem bekannten System sonst. Denn hier enthält das Jahr von 365 Tagen 81 harmonische Fünferwochen, während volle Wochen beim Jahresschluß bei unserer heutigen Rechnung bekanntlich gar nicht zu erreichen sind.

Die Griechen hatten vielleicht zuerst die Neunerwoche. Dafür spricht die starke Verwendung der Neunzahl auch in ihrer Mythologie. So hatte ferner die Leier des Orpheus, also das älteste griechische Musikinstrument neun Saiten, und Pythagoras legte seiner Sphärenharmonie nicht nur die 7 Planeten, sondern auch noch die Erde und eine (eigens erfundene) Gegenerde, also 9 Himmelskörper zugrunde, die sich um ein „Zentralfeuer" bewegen.

Der Quintenzirkel auf den Kalender übertragen, mußte aber zu einer gewichtigen Erkenntnis führen, denn wenn man den Zirkel immer weiter durchführte, so mußte man zu der Einsicht kommen, daß alles was über die siebente Stufe hinausgeht nicht neue Töne, sondern nur Wiederholung der alten ergibt. Ja wenn man bei der siebenten Quinte angelangt ist, kommt man überhaupt nicht mehr mit den Grundtönen aus, sondern muß zu deren Erhöhungen oder Erniedrigungen (♯ und ♭) greifen, also von der Diatonik zur Chromatik übergehen. Die Griechen haben diesen bedeutsamen Schritt schon früher gemacht, die Deutschen aber lassen in ihrer Volksmusik noch heute nichts oder wenig davon erkennen. Je ein Kreuz- oder ein ♭ ist das höchste, was in einer deutschen Volksmelodie (natürlich von Transpositionen abgesehen) vorkommt. Das sind insgesamt 9 Töne.

Digitized by Google

Genau so ist es im Kalender. Das zeigte uns schon der römische. Hier führte der fortgesetzte Quintenzirkel zu einem Monat von 7 harmonischen Fünferwochen, freilich ohne daß dabei wirklich eine richtige, für sich geschlossene Woche zustande gekommen wäre, während, wie wir sehen werden, die germanische Neunerwoche ein festes Gebilde in sich ist. Daß wenigstens die Nordgermanen die Siebenerwoche schon sehr früh gekannt haben, zeigt ihre Mythologie deutlich genug, wie aus folgender Zusammenstellung hervorgeht. Hier folgt immer ein Gott dem anderen oder verfolgt ihn, genau wie die von ihnen vertretenen Tage.

Freitag: Freya besitzt einen prächtigen Brust- und Halsschmuck, das Brisingamen, „das wie Feuer funkelnde Kleinod" (die Tageshelle), das sie auch dem Thor (Gott des vorhergehenden Donnerstags) zu seiner Fahrt nach Riesenheim einst lieh.

Sonnabend: Loki raubt der Freya allabendlich diesen ihren Goldschmuck.

Sonntag: Heimdall erobert ihn von Loki im Kampfe zurück. Heimdall („Weltglanz") ist der Gott des Lichtes und Wächter des Himmels (die Sonne).

Montag: der Mondwolf (Fenrir) verfolgt die Sonne, um sie zu verschlingen.

Dienstag: Tyr folgt dem Mondwolfe, versucht ihn zu fesseln, wobei er eine Hand einbüßt, und schafft ihn in die Unterwelt.

Mittwoch: Wodan folgt als sächsischer und später auch nordischer Hauptgott (Odhin) dem Tyr-Things, den er verdrängt hat.

Donnerstag: der mächtigste Gott (potentissimus deorum bei Adam v. Bremen IV. 26) und am meisten verehrt (mest tignadr) ist Donar = Thor, der allgermanische Hauptgott, sein Tag der heilige und Ruhetag. Nach späterer nordischer Auffassung ist er Odhins Sohn.

Als nun die Siebenerwoche eindrang (wann, kann ich nicht sagen), wich ihr die alte Neunerwoche natürlich nicht mit einem Schlage, und so gingen beide vielleicht recht lange Zeiten nebeneinander her. Und bei dieser Doppelrechnung ergibt sich nun wieder eine merkwürdige Tatsache, die unsre obigen Ausführungen wohl besser als alles andere in das Licht der Wahrheit rückt. Es fällt dann natürlich der erste Tag jeder Neunerwoche auf einen anderen Tag der Siebenerwoche, und die Reihenfolge dieser Wochenersten ergibt eben jene Planetenordnung, die bei Pythagoras und dem griechischen Altertum auch für die Musik maßgebend war.

Es bleibt sich gleich, mit welchem Tage wir anfangen, der Kalender bindet sich ja auch nicht an einen bestimmten Tag. Ich beginne aber mit dem Monde, um einen Vergleich mit der pythagoreischen Sphärenmusik zu erleichtern.

Digitized by Google

I 9täg. Woche:	1	2	3	4	5	6	7	8	9
(7täg. Woche):	**Mond**	Mars	Merc.	Jup.	Ven.	Sat.	Sonne	Mond	Mars
II 9täg. Woche:	**Merc.**	Jup.	Ven.	Sat.	Sonne	Mond	Mars	Merc.	Jup.
III „ „	**Ven.**	Sat.	Sonne	Mond	Mars	Merc.	Jup.	Ven.	Sat.
IV „ „	**Sonne**	Mond	Mars	Merc.	Jup.	Ven.	Sat.	Sonne	Mond
V „ „	**Mars**	Merc.	Jup.	Ven.	Sat.	Sonne	Mond	Mars	Merc.
VI „ „	**Jup.**	Ven.	Sat.	Sonne	Mond	Mars	Merc.	Jup.	Ven.
VII „ „	**Sat.**	Sonne	Mond	Mars	Merc.	Jup.	Ven.	Sat.	Sonne

Nach diesen 7 neuntägigen (= 9 siebentägigen) Wochen beginnt der Kreislauf von vorn. Fünf solcher vollständigen Neuner-Zyklen machen 315 Tage, es fehlen dann noch 50 Tage oder 5 Neuner-Wochen und 5 Tage am Sonnenjahr. Also 5 Runden + 5 Wochen + 5 Tage (fimt) machen ein Sonnenjahr. Die Symmetrie kann nicht überboten werden.

Die Siebenerwoche wenigstens bringt sie nicht zu wege. Hier machen 9 Siebener-Wochen + 7 Wochen + 1 Tag ein volles Sonnenjahr. Es mag bemerkt werden, daß zu Ende eines Zyklus sowohl von 9 Siebener-Wochen, als auch von 7 Neuner-Wochen das Wochen- mit dem Monats-Ende zusammenfällt und dadurch die Runde geschlossen wird.

Stellen wir nun die ersten Tage der Wochen des obigen Zyklus zusammen, so ergibt sich die Reihenfolge der Planeten: Mond, Merkur, Venus, Sonne, Mars, Jupiter, Saturn, d. h. eben jene Reihenfolge, die wir bei den alten Griechen seit Pythagoras festgestellt haben, bzw. die natürliche astronomische Planetenreihe. Und so bei allen anderen Tagen, wenn wir in obiger Tabelle die Planeten in senkrechter Richtung ablesen. Das heißt aber mit anderen Worten: Jede der 9 Wochen eines Zyklus stand im Zeichen eines der Planeten, und zwar in deren astronomisch richtigen Reihenfolge. Fünfmal wiederholte sich dies, dann folgten 5 Wochen, bei denen in der Reihenfolge der Planeten Merkur und Saturn fehlten, die also germanisch gesprochen der Sonne, dem Monde, dem Tius, dem Donar und der Freia gewidmet waren, und den Beschluß machten 5 Tage, die ursprüngliche Fünferwoche: Sonntag, Montag, Tiustag, Donartag und Freiatag. Damit war ein Jahr zu Ende, denn es waren die 365 Tage vergangen, ein neues Jahr nahm seinen Anfang.

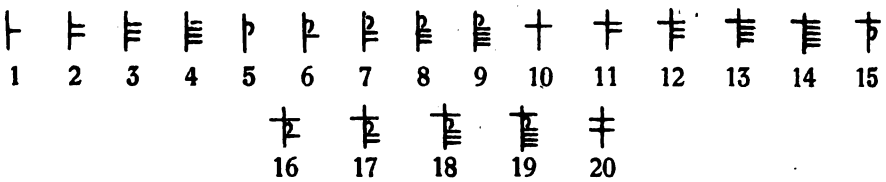
Daß die neuntägige Woche sich neben der siebentägigen noch bis in sehr späte Zeiten im praktischen Gebrauche des Volkes erhalten hat, kann ich nun hier mit noch viel handgreiflicheren Beweisen belegen. Aber auch so schon wird man bei aufmerksamer Durchprüfung der hier vorgetragenen Tatsachen — die ja freilich dem Laien überaus weitschichtig erscheinen, weil er die grundlegenden Einzelheiten selber erst in sich verarbeiten muß, wie einer, der bei jedem Worte einer fremden Sprache noch die Hilfe des Lexikons braucht — erkennen, daß wir es in dieser musikalisch-astronomischen

Digitized by Google

Angelegenheit mit einem Faktor allererſten Ranges zur Aufdeckung gewiſſer urgeſchichtlicher Beziehungen zwiſchen den Kulturen der Germanen und der antiken Welt zu tun haben. Sie weiter zu verfolgen und auszubauen iſt, beſonders in den gegenwärtigen Zeiten der Unterdrückung des deutſchen Kulturgeiſtes, urdeutſche Pflicht.

* * *

Ein Bauernkalender aus Steiermark vom Jahre 1398, der ſich im Germaniſchen Muſeum befindet (ſ. Taf. VII, Abb. 1)[1]), hat unter den Wochentagsbuchſtaben a b c d e f g für Sonntag bis Sonnabend noch zwei Reihen von eigentümlichen Stabzeichen. Sie entpuppen ſich bei näherer Betrachtung als alte, längſt vergeſſene Zahlenzeichen, deren Prinzip wohl ohne weitere Erklärung aus folgender Tabelle erſichtlich iſt:



Sie erinnern an die Runen. Die Grundzeichen ſind 1, 5 und 10 mit den Formen ᚠ ᚦ und ᛏ, von denen die anderen nur als Weiterentwickelungen durch Hinzufügung eines oder mehrerer Striche erſcheinen, die jedoch mit den Runen für k ᚲ, th ᚦ, g oder h ᚷ nahezu übereinſtimmen, wie auch das Zeichen für 2 ᚡ dem runiſchen f ᚠ, das für 20 ᛯ dem a ᚨ, das für 6 ᚮ dem runiſchen r ᚱ gleichkommen. Als Runen bilden ſie zuſammen das ſogenannte Futharkh, d. h. die 7 erſten Buchſtaben des Runenalphabetes: f (u fehlt) th a r k h.

Es iſt recht eine Schrift für ein Neunerſyſtem. Denn will man z. B. zu einer Zahl eine 9 addieren, was man hier ſehr häufig tun muß, ſo braucht man bei dem Zeichen z. B. für 3 ᚡ nur den oberſten Querſtrich nach links zu verlängern, dann erhält man 12 ᛏ; aus 7 ᚮ + 9 wird ᛈ oder ſyſtematiſcher ᛏᚮ 16. Umgekehrt bei Subtraktion von 9: ᛯ 20—9 = ᛏ 11; ᚦ 15 — 9 = ᚦ 6 uſf. Das wird ſich bei der nachfolgenden Rechnungsart noch als ſehr bequem erweiſen.

Dieſe Zahlzeichen ſtehen nun im Kalender anſcheinend gar ſehr durcheinander gewürfelt. Bei näherem Zuſehen ſtellt ſich aber ein durchaus geſetzmäßiges Verfahren heraus. Will man nämlich obige natürliche Zahlenfolge herausbringen, ſo muß man im Kalender immer (die Anfangsſtelle nicht mitgerechnet) das zwölfte Zeichen derſelben Reihe abzählen. Iſt das 1. Zeichen

[1]) Abdruck aus der Literaturgeſchichte von Rob. König, Bielefeld 1879, S. 5.

Digitized by Google

eine 1, so findet man die 2 an zwölfter Stelle (Duodezimalsystem), die 3 an 24. usf. Zur besseren Übersicht werde ich anstatt dieser altgermanischen Zahlzeichen die modernen benützen.

Der steirische Bauernkalender ist nach folgendem Gesetze verfertigt: Zunächst schreibt man die 7 ersten Buchstaben des lateinischen Alphabetes als Wochentagsbuchstaben, sie immer wiederholend, in eine Reihe. Darunter kommen dann zwei Reihen von Zahlenzeichen, deren Anfangswerte durch das vorangegangene Jahr oder Jahresteil bestimmt sind.

Die Zahlenzeichen gehen nur von 1—19, darauf beginnt man wieder mit 1.

Es können in einer und derselben Reihe höchstens 2 unmittelbar hintereinander stehen, es muß dann 1 leerer Platz folgen. Schematisch dargestellt: ||— oder |— und zwar ist die Ordnung diese: 3 Mal ||— (das macht 9 Tage), danach, gewissermaßen als Zugabe oder Einschiebsel ein Mal |—. Ebenso unten, nur daß die untere Runde bereits unter dem vorhergehenden 5. Buchstaben beginnt

c d e f g a b c d e f g a b c

| | — | | — | | — | | — | —

| | — | | — | | — | —

Dadurch wird erreicht, daß niemals ein Platz unterhalb der Wochentagsbuchstaben unbesetzt bleibt, sondern meist einmal oben, einmal unten ein Zeichen steht.

Zuweilen kommen unter einige der Wochenbuchstaben zwei Zahlenzeichen in senkrechter Linie zu stehen, hier auf die Buchstaben (c—) g—c (—g). Das sind aber, musikalisch genommen, Töne des Quintenzirkels. Und dieser kommt auch sonst überall zum Vorschein.

Setzen wir für die schematischen Striche nunmehr die Zahlenwerte ein, so ergibt sich in ihrem Zusammenhange ein wunderbares, mystisches Leben. Jede Zahl ist um 8 höher als die ihr in der Reihe vorangehende. Ist also die erste Zahl 1, dann ist die ihr nächstfolgende 9, die dritte 17; da man aber nur bis 19 rechnet und dann wieder mit 1 beginnt, so ist die vierte 25—19 = 6, die fünfte 14 usf. Auf diese Weise kommt man zur Zahl 2 erst bei der zwölften Stelle, zur 3 erst bei der 24. Stelle usw., wie schon oben gesagt.

Die Formel zur Findung der Zahlenwerte ist also diese: Man zähle von links nach rechts die Zahlenstellen, die erste und die leeren Stellen nicht mitgerechnet, ab, multipliziere die Zahl mit 8, addiere die Anfangszahl und dividiere mit 19. Dann ist der verbleibende Rest die gesuchte Zahl. Beispiel: Anfangszahl sei 5, die Zahl an 9. Stelle wird gesucht:

$$\frac{9 \times 8 + 5}{19} = \frac{77}{19} = 4, \text{ Rest } 1.$$ Die gesuchte Zahl ist also 1.

Digitized by Google

Was ist nun der Grund dieser seltsamen Rechnung? Und weshalb zwei Reihen von Zahlenzeichen? Auf die letzte Frage ist die Antwort sehr leicht. Die untere Reihe ist nämlich bloß die Wiederholung der oberen, nur um eine Quinte transponiert. Will ich also das Quintverhältnis zweier Buchstaben schnell finden, so brauche ich nur zu der betreffenden Zahl in unterer Reihe die gleiche Zahl in der oberen zu suchen und umgekehrt, z. B.:

f	g	a	b	c
16	5		13	**2**
2		10		18

Man hat also offenbar besonderen Wert darauf verlegt, die Quinten so schnell als möglich finden zu können. Die None ist dann als Doppelquinte natürlich auf dieselbe Weise leicht zu ersehen.

Nicht so bald sind alle anderen Töne bzw. Verhältnisse zu finden. Am leichtesten noch die Oktave, denn sie wird dadurch festgestellt, daß man von einer Zahl oben die nächstniedrige unten aufsucht

f g . . . . . f g
16 . 5 15 . 4

Für alle übrigen muß man die oben angegebene Formel anwenden.

Hiermit ist die überwiegende Bedeutung der Quinte und Doppelquinte oder None festgestellt. Das aber ist ja eben der Grundgedanke, auf dem sich unsre bisherigen Untersuchungen aufbauten.

Wir wollen nun an der Hand der aufgestellten Formel ein Stück des Kalenders, nämlich den für den Monat September 1398 herstellen. Die gegebene Zahl ist f = 16. Für die obere Reihe erhalten wir durch stetes Hinzuzählen von 8 die Zahlenreihe 16 (+ 8 = 24 — 19 =) 5, 13 (+ 8 — 19 =) 2, 10, 18 (+ 8 — 19 =) 7, 15, 4, 12, 1, 9, 17, 6, 14, 3, 11, 19, 8. Diese Zahlen verteilen wir unter die stets wiederholten Tonbuchstaben a—g, von f beginnend, und zwar nach dem Schema ||—||—||—|—. Die untere Zahlenreihe ist dieselbe, nur beginnend um 5 Stellen früher (auf der Unterquinte). Dann erhalten wir:

September

f	g	a	b	c	d	e	f	g	a	b	c	d	e	f	g	a	b	c	d	e
16 . 5	—	13 . 2	—	10	—	**18** . 7	—	15 . 4	—	12 . 1	—	9	—	17 . 6						
2	—	10	—	18 . 7	—	15 . 4	—	12 . 1	—	9	—	17 . 6	—	14 . 3	—					

f	g	a	b	c	d	e	f	g	a	Oktober.
—	14 . 3	—	11 . **19**	—			8	—	16	
11 . **19**	—	8	—	16 . 5	—	13	2			

Digitized by Google

Es ist das die Übertragung des Kalenderstückes, das wir im Originale als Abbildung gegeben haben, nur daß in diesem sich an vier Stellen offenbare Fehler eingeschlichen haben, die hier berichtigt sind. Ich habe die Fehler durch Fettdruck der betreffenden Zahlen angedeutet.

Die häufigen Fehler sind ein Beweis dafür, daß die Kalendermacher sich schon damals (1398) nicht mehr klar über das obwaltende Prinzip waren, daß also schon damals die alte Kalenderüberlieferung sehr ins Wanken geraten war. Sie muß daher im 14. Jahrhundert bereits halb in Vergessenheit geraten sein, die Kalendermacher schrieben die alten Vorlagen nur noch mehr oder weniger mechanisch, ohne eigentliches Verständnis ab. Die lebendige Überlieferung liegt mithin in viel früherer Zeit.

Der Grund aber der seltsamen Rechnung ist das Streben nach Ausgleich der jetzigen Siebenerwoche (dargestellt in den lateinischen Buchstaben) mit der alten Neunerwoche (verkörpert in den alten, jetzt schon längst vergessenen Runenzahlen).

Diesen Ausgleich brachte man so zustande, daß man je 2 Siebenerwochen zusammenfaßte und unter ihre 14 Buchstaben 9 Runenzahlen verteilte, wobei man natürlich 5 Stellen leer lassen mußte, und zwar nach dem Schema ||— ||— ||— |—. Dann fielen auf die eine Siebenerwoche 5, auf die andere 4 Zahlen.

Der Ausgleich zwischen 7 und 9 liegt in der Hälfte der Summe der beiden: $7+9=\frac{16}{2}$, d. h. in der Zahl 8. Daher also zählt man bei Aufstellung der Zahlenreihe zu jeder Zahl 8 hinzu, um zur nächsten zu gelangen.

Für die Siebenerwoche oder Oktave a—a habe ich demnach $1 + 7 \times 8 = 57 (= 3 \times 19)$, und wenn ich auf die Woche, wie hier geschieht, 9 Tage (Töne) statt 7 verteile, so entfällt auf jeden Tag (Ton) $6^1/_3$ statt 8, das macht bei 3 Tagen 19, bei 9 Tagen 3×19. Daher die Wichtigkeit der Zahl 19, die man ihr hier beigelegt sieht, indem man niemals weiter zählt als bis zu ihr, sondern dann das Zahlensystem immer wieder von 1 beginnen läßt.

Darum vermindert sich auch die Summe zweier benachbarter Zahlen ständig um 3; wie in unserem Beispiele $16 + 5 = 21$, $5 + 13 = 18$, $13 + 2 = 15$, $2 + 10 = 12$, $10 + 18 = 28$, $18 + 7 = 25$, $7 + 15 = 22$, $15 + 4 = 19$ $4 + 12 = 16$, $12 + 1 = 13$, $1 + 9 = 10$ usw. Denn 3 Neunertage müssen ja hier mit 2 Siebenertagen ausgeglichen werden, d. i. $3 \times 6^1/_3 = 19$ zu $2 \times 8 = 16$, Differenz 3.

Man sieht aus dem allen, ein wie wohl durchdachtes, mathematisch fein durchgearbeitetes Ganze hier vor uns liegt, das — wie ich hier nur andeuten will — uns noch manches Rätsel aufzugeben oder zu lösen berufen ist. Nur Jahrhunderte lange Mitarbeit vieler berufener Praktiker und Theoretiker konnte dieses kleine Kunstwerk hervorbringen. Und da andere Völker

Digitized by Google

und Zeiten nichts gleiches ihm zur Seite zu stellen haben, so kann man mit Recht behaupten, daß sich hier eine schöne Blüte altgermanischen Geistes vor uns entfaltet und uns in ein innerlich reiches Leben von ganz eigner Art und Schönheit, voller Harmonie schauen läßt. Wie armselig und kümmerlich ist dagegen die pythagoreische Sphärenmusik, die nur ganz rein äußerlich, auf bloßer Spekulation ohne mehr als oberflächliche Berücksichtigung der wirklichen astronomischen Tatsachen beruhend, eine Harmonie aufstellt, die der tatsächlichen Berechtigung und Begründung ermangelt. Bei Pythagoras ist die Harmonie nur angedeutet durch den Quintenzirkel der Planeten, der in Wirklichkeit nur auf phantastisch-astronomischer Einbildung beruht. Hier aber im germanischen Kalender ist er durch die siderische Mondstellung begründet. Darum wird man es mir nicht übel nehmen, daß ich bis auf den Beweis des Gegenteiles vermute, daß Pythagoras auf irgend einem Wege von der germanischen Harmonie nur hat anschlagen, aber nicht klingen hören. Ich kenne den Weg, aber wer ermöglicht seine Veröffentlichung?

Erheblich einfacher gestaltet ist der Runenkalender, wie er auf einem an gleichem Orte abgebildeten altnordischen Runenstabe eingeritzt ist (s. Taf. VIII, Abb. 2). Hier stehen nur zwei Zeichenreihen übereinander. Die untere Reihe ist die stete Wiederholung der 7 Zeichen des bekannten Runen-Futharkhs, nur weichen einige der Runen von den üblichen ab. Da sich dieselbe Zeichenreihe wie die Wochen im Jahre stetig wiederholt, so lassen sich die Grundformen der Zeichen genau feststellen, es sind die Zeichen

Kalender:	ᚠ	ᚢ	ᚦ	ᚨ	ᚱ	ᚴ	ᚼ
nordische Runen:	ᚠ	ᚢ	ᚦ	ᚨ	ᚱ	ᚴ	ᚼ
Buchstaben-Bedeutung:	f	u	th	a	r	k	h.

Die Formen der Runen sind hier wie da im Wesen die gleichen, nur erscheinen die beiden ersten im Kalender auf den Kopf gestellt; die Rune für a wird auf den Brakteaten und dem goldnen Horne von Gallehus wie das Kalenderzeichen geschrieben, die Kalenderform des k kommt auch im angelsächsischen Alphabet vor.

Diese 7 Runenzeichen spielen hier dieselbe Rolle wie im steirischen und sonstigen mittelalterlichen Kalendern die 7 ersten Buchstaben des lateinischen Alphabetes a—g, sie bezeichnen die Tage der Siebenerwoche.

Über ihnen sind nun der Reihe nach 9 andere Runenzeichen genau so verteilt, wie im steirischen Bauernkalender. Je 9 Zeichen der oberen Reihe verteilen sich also auf 2 Siebenerwochen. Die oberen Zeichen aber sind nicht immer dieselben, sondern es gibt zwei verschiedene Runden, die jedoch beide mit der sogenannten Tyr-Rune, dem Zeichen des Gottes Tyr (Eor), des altgermanischen Kriegsgottes beginnen. Dieser Gott war ursprünglich der der Fruchtbarkeit, dem Ares (vgl. Eor, Aer) der Griechen gleichzusetzen, seine

Digitized by Google

Rune ᛏ ist das Zeichen der Fruchtbarkeit und des Sieges, wahrscheinlich ursprünglich das bekannte Doppelbeil bzw. der Hammer.

Da die Runden immer wiederkehren, so lassen sich auch hier die Runenformen genau feststellen, trotz der vielfachen Ungenauigkeiten und Undeutlichkeiten des Originales, es sind für die

1. Runde:	ᛏ	ᚦ	ᛒ	ᚴ	ᛁ	ᚼ*	ᛘ	ᚨ
nordische Runen:	ᛏ	ᚦ	ᛒ	ᚴ	ᛁ	ᚼ	ᛘ	ᚨ
Lautwert:	t	*th	p	k	i	*h	m	*a

(Die mit Sternen versehenen kommen schon im Futharkh vor.)

Die letzte Rune findet sich in gleicher Form auf den Brakteaten und dem goldnen Horn.

2. Runde:	ᛏ	ᚠ	ᛁ	ᛉ	ᛚ	ᚦ	ᛋ	ᛗ	ᚾ
nordische Runen:	ᛏ	ᚠ	ᛁ	ᛦ	ᛚ	ᚦ	ᛋ	ᛗ	ᚾ
Lautwert:	t	*f	i	?	l	*th	s	m	n?

In den drei Gruppen des Futharkh und der beiden Runden gelangen alle Runen des nordischen Alphabetes zur Verwendung; das th kommt in allen drei Reihen, f, h und t in zweien vor, die übrigen nur einmal. Die Verwandtschaft in den Zeichenformen mit dem goldnen Horn und den Brakteaten zeigt an, daß wir es hier mit sehr hohem Alter zu tun haben, denn das Horn stammt aus der Zeit 400—425 n. Chr., die Brakteaten aus dem 6. Jahrhundert. Wäre unser Kalender-Futharkh jünger, so hätte es sich sicherlich mehr den späteren Runenformen angepaßt, nicht den früh vergessenen.

Ich gebe nun hier das Schema, nach welchem der Runenkalender entworfen ist, wonach man so ziemlich den ganzen Kalender (von Einzelheiten abgesehen) sich selbst verfertigen kann. Ich beginne dabei mit dem Tyr-Zeichen.

Erste Runde:

ᛏ	ᚢ	ᛒ	ᚢ	ᛁ	ᚼ	ᛘ	ᚨ	f	u	th	a	r	k	h

Zweite Runde:

ᛏ	ᚠ	ᛁ	ᛦ	ᛚ	ᚦ	ᛋ	ᛗ	f	u	th	a	r	k	h

Dieses System wird immer wiederholt, natürlich mit den nötigen, oben besprochenen Verschiebungen der Zeichen über dem Futharkh. Es stimmt in seiner Grundlage genau mit dem steirischen Kalender überein, so daß ich für alles weitere auf dessen obige Besprechung verweisen kann.

Aus dem nordischen Runen- wie aus dem steirischen Bauernkalender ergibt sich also mit handgreiflicher Sicherheit:

Digitized by Google

1. daß neben der Siebener-Woche, dargestellt in jenem durch die 7 Zeichen des Futharkh, in diesem durch die 7 ersten Buchstaben des lateinischen Alphabetes, eine jetzt längst völlig vergessene Neuner-Woche herging, dargestellt allein durch Runen;

2. daß die Siebenerwoche jünger sein muß als die Neunerwoche, denn man würde, wenn die lateinischen Buchstaben hier das ältere Element wären, nicht auch noch zu den Runen gegriffen haben, um eine alte heidnische Kalenderrechnung im praktischen Gebrauche aufrecht zu erhalten, die das Christentum bekämpfen mußte und durch das ganze Mittelalter hindurch mit auffälligem Stillschweigen übergeht (nicht ein einziger lateinischer Schriftsteller des Mittelalters tut meines Wissens ihrer Erwähnung!). Nur durch die Runen wird uns die Kenntnis der alten Neunerwoche ermöglicht; sonst ist sie mit allem, was dazu gehört, schon längst im Volk mit Vergessenheit bedeckt, völlig verdrängt von der jüngeren Siebenerwoche.

3. Das stimmt auch zu dem Alter der Runenformen, die mit denjenigen der ältesten Runen aus dem 5. und 6. Jahrhundert n. Chr. übereinkommen. Im frühen, noch heidnischen Germanentum muß also die Neunerwoche noch stark im Gebrauch gewesen sein, sie kann nicht erst durch das Christentum oder mit oder nach dessen Einführung aufgekommen sein, was auch sonst allen Tatsachen widerspräche.

4. Trotzdem muß das Volk noch lange Zeit bis ins späte Mittelalter hinein, wie sonst so auch hier am Alten gehangen haben, was ebenfalls für einheimische Ursprünglichkeit spricht. Jedenfalls aber stammen die Runenkalender ursprünglich aus einer Zeit, wo die alte Rechnung noch neben der neuen herging und man nun zwischen beiden einen Ausgleich suchte. Auch alte Münz-, Maß-, Gewichtsrechnungen verschwinden nicht mit einem Schlage aus dem praktischen Gebrauche des Volkes; wir rechnen heute noch nach Groschen, Morgen, Pfunden usw.

Spurenhaft, aber offenbar aus sehr später Zeit und ohne jedes Verständnis für die alten Formen und Bedeutungen zeigen sich auch sonst runenartige Kalenderzeichen öfter, z. B. auf zwei alten Ellen im Berliner Kunstgewerbemuseum (Nr. 118) mit folgenden Zeichen für die 7 Wochentage:

D ∩ ⊨ ⊢ I ⊣ h

deren Ähnlichkeit teils mit den Zahlenrunen des steirischen Bauernkalenders, teils mit denen des nordischen Futharkhs man durch Vergleich leicht feststellen kann.

Daß aber die Runen ebenso wie — sehr viel später — die lateinischen Buchstaben als Tonzeichen galten, macht eine Darstellung an der Norum-Kirche in Båhuslen in Norwegen recht anschaulich. Hier wird Gunnar, zwischen Schlangen die Harfe unter ihm mit den Zehen spielend, wie es die Völsunga-

Digitized by Google

sage meldet, abgebildet (Taf. VIII, Abb. 3)[1]. Darüber ist eine Reihe Runen angebracht, die einen sprachlichen Sinn nicht ergeben, sondern offenbar Musikzeichen sind. Es ist die Reihe

ᛇ ᚢ ᛏ ᚴ ᚴ ᚼ ᚱ ᚦ ᛏ

gefolgt von fünf gleichen Zeichen, die wohl zusammengesetzte Runen sind.

Neun Runen sind es auch hier, wovon fünf mit den Futharkh-Runen übereinstimmen: ᚢ ᚴ ᚼ ᚱ ᚦ, zwei andere aber mit Runen aus unserer obigen zweiten Runde ᚴ und ᛁ. Somit ist die Beziehung von Musik, Kalenderzeichen und Runen unbezweifelbar.

Unter Runen verstand man ja überhaupt in germanischer Frühzeit Zauberei und Beschwörungslieder, und es mag hier besonders erwähnt werden, daß dabei die Rune tyr, die wir oben als die Anfangsrune aller Neunerwochen feststellten, als Siegrune eine hervorragende Rolle spielte. („Sing zweimal Tyr" heißt es in einem alten Zauberliede.)

Ja wir besitzen sogar, wenn auch erst aus der Zeit des späteren Mittelalters, ein Lied in Runen geschrieben, das immerhin so viel beweist, daß man die Verbindung von Runen und Musik wie früher im Heidentume, so noch später in der christlichen Zeit als natürlich empfand.

Die Edda aber scheint uns die Richtigkeit unsrer Schlüsse bestätigen zu wollen, wenn sie singt (Hâvamâl 139f.):

Ich (Odhin) weiß, daß ich hing am windigen Baum
Neun volle Nächte,
Vom Speer verwundet, dem Odhin geweiht,
Ich selber mir selbst;
An jenem Baume, der allen verbirgt,
Aus welchen Wurzeln er wuchs.

Man brachte mir nicht Brot noch Trank,
Da spähte nach unten mein Aug'.
Singend hob ich herauf die Runen,
Und fiel zu Boden alsbald.

Und noch nach dem Untergange und der Wiederverjüngung der Welt werden sich die Asen „an Fimbultyrs alte Runen", die alte Zeitrechnung, erinnern, heißt es in Völuspâ 60. Wir mit ihnen.

Es wird zum Schlusse erwünscht sein, für das Labyrinth meiner Untersuchungen einen Rückblick als Leitfaden zu haben. Ich fasse daher kurz zusammen:

[1]) Ich entnehme das Bild der Sammlung Norsk Folkemuseums Særudstilling No. 2. Musikinstrumenter, Katalog af Harry Fett, Kristiania 1904 S. 5.

Digitized by Google

Das Altertum hatte eine Methode ausgebildet, die Vielheit der Erscheinungsformen sich dadurch einheitlicher zu machen, daß sie die ähnlichen Erscheinungsreihen zu Parallelen ordnete. Solche Parallelreihen waren die Töne des Tonsystems, die Planeten und die Kalenderordnung, insbesondre die Wochentage. Das war besonders deutlich bei den Pythagoreern ausgebildet, aber nicht ihre Erfindung.

Infolgedessen kann man häufig von der Ordnung der einen Parallele auf die der anderen schließen. So gehen miteinander parallel die 5 Töne der pentatonischen Tonleiter mit einer Fünferwoche und die 7 Töne der Heptatonik mit einer siebentägigen Woche.

Die Fünferwoche ist die älteste Form der Monatsteilung, erkennbar in der primitiven Form der Quintenwoche als grundlegendes Prinzip im ältesten römischen Kalender und als echte Fünferwoche aus vielen Spuren erschließbar bei den Germanen der ältesten Zeit; in Mitteldeutschland bereits im ausgehenden Neolithikum nachweisbar durch Schriftzeichen auf Thonpauken, die sich bis nach Babylon hin verbreitet haben.

Durch Verkettung der Tage nach dem Gesetze des musikalischen Quintenzirkels gelangte man zu einer Kalendereinteilung, wie sie das Schema des römischen Kalenders am deutlichsten aufweist. Auf Grund einer astronomisch-musikalischen Fiktion wird unterschiedslos je der fünfte Tag abgezählt und dabei zeigt sich, daß 7 solcher Gruppen einen Monat von 28 Tagen ergeben. Es scheint als ob die unteritalischen Pythogoreer dadurch zur Aufstellung einer siebentägigen Woche gelangten, auf deren Tage man schließlich die Namen der 7 Planeten (mit Einschluß von Sonne und Mond) in ihrer astronomischen Reihenfolge anwendete. Die 7 Planeten waren den Pythagoreern zugleich Töne ihrer Sieben-Tonleiter. Dieser ganze Entwicklungsgang trägt die Spuren germanischen Einflusses an sich.

In Germanien kam man zur Ausbildung einer echten Woche von neun Tagen, indem man im Sinne der musikalischen Quinte je zwei Fünferwochen zu einer Einheit verschmolz und so durch Zusammensetzung dreier solcher Wochen einen siderischen Monat von 27 Tagen erreichte. Diese Kalendereinrichtung blieb bei den Germanen in praktischem Gebrauche bis in neuere Zeiten hinein. Zeugen dessen sind der steirische Bauernkalender vom Jahre 1398 im tiefsten Süden und der nordische Runenkalender im äußersten Norden des germanischen Gebietes. Zugleich zeigt sich, daß die dabei gebrauchten Runen ebensowohl musikalische als kalendarische Bedeutung haben, ebenso wie im Mittelalter die lateinischen Buchstaben.

Wie bei dem römischen Quinten-Kalender, so trat auch bei dem germanischen Neunerkalender in der Praxis wie auch in der Musik deutlich die Bedeutung der Sieben zutage. 7 Quintenwochen geben einen Monat, aber auch 7 Neunerwochen schließen sich zu einer Runde zusammen, deren 5 nebst 5 Wochen und 5 Tagen ein Sonnenjahr vollenden. So vereinigt das

Digitized by Google

germanische Jahr durch eine geradezu bewundernswerte Harmonie die Zahlen 3, 5, 7 und 9 als treibende Werte in sich und bildete, ebenfalls wohl schon sehr früh, neben der Neunerwoche eine Siebenerwoche vielleicht unter römischem Einflusse, vielleicht auch selbständig aus.

Das Christentum, offenbar auch hier unter dem semitischen Einflusse stehend und in Rücksicht auf die heilige Zahl der Semiten, begünstigte die 7tägige Woche überall. Die Möglichkeit, sie in Germanien in alleinigen Gebrauch zu bringen, lag in dem erwähnten Umstande, daß 7 neuntägige Wochen genau so viel sind als 9 siebentägige. Und da für diese Siebenerwoche die 5 alten germanischen Wochentagsnamen nicht ausreichten, so griff man zu den Namen der 7 Planeten, von denen ja zwei, nämlich Sonne und Mond, dieselben waren als die germanischen. Die Götternamen Tius, Donar und Freia wurden dann dem Mars, Jupiter und der Venus gleichgesetzt und Merkur und Saturn, mit halbem Erfolge, den beiden übrig bleibenden Tagen beigelegt. Aber die Namenfolge geschah nicht in der astronomischen Ordnung der Planeten, wie bei den Pythagoreern, sondern vielmehr in der Reihenfolge der altgermanischen Wochentagsnamen, wie sich aus der Mythologie und der parallel gehenden Tonleiter unzweifelhaft ergibt.

So sehen wir auch hier ein deutsches Kulturgut aus weiter Ferne, wohin es in altersgrauen Zeiten durch germanischen Einfluß getragen war, wieder in mehr oder weniger veränderter Form nach dem Heimatlande zurückkehren, wie das mit so vielen germanischen Kulturgütern (man denke nur an die Dutzende von deutschen Worten, die wir in verballhornter Gestalt aus der Fremde wieder zurückbekommen haben) der Fall ist.

Das gleiche trifft auf das vielleicht folgenreichste Kulturgut zu, die Schrift, und dafür will der zweite Teil dieser Abhandlung die Beweise, wiederum an der Hand der Musik, erbringen.

Digitized by Google

Vorgeschichtliche Steinkalender[1].

Von Reg.-Landmesser Stephan.

(Auszug.)

„Die Orientation hat ehedem die Vorstellungen der Menschheit in einem Umfange erfüllt, von dem wir uns heute kaum Rechenschaft geben können." Zu solchem Schlusse kommt der Historiker Nissen nach Untersuchung der Orientierung zahlreicher griechischer und römischer Tempel. Er fand nämlich, daß die Achsen der Grundrisse zumeist nach dem Auf- oder Untergangspunkte der Sonne am Festtage der Tempelgottheit gerichtet waren oder nach einem hellen, dem Gotte geweihten Stern, und daß die Tempel somit auch der Zeitbestimmung dienten[2].

Daß auch im nordischen Altertum dieser Brauch bestand, gewisse Stellungen der Gestirne und damit bestimmte Zeiten durch dauerhafte Marken festzulegen, läßt eine Stelle in der Snorra Edda vermuten, wonach der Herbst bis zu dem Tage reicht, an dem die Sonne an der eykt, einem gewissen Punkte des Horizonts untergeht.

Aber es sind uns auch die Marken selbst, ja ganze Systeme solcher Zeitenweiser erhalten, und zwar in einem Teil der megalithischen Bauten, namentlich in den Steinkreisen und Steinreihen.

Dem englischen Astronomen Lockyer verdanken wir die ersten eingehenden Untersuchungen an dem berühmten Stonehenge und zahlreichen anderen englischen Steinsetzungen[3].

Die Steinreihen der Bretagne sind durch den Schiffskapitän Devoir vermessen[4]. Überraschende Ergebnisse haben die Untersuchungen des eng-

[1]) Vortrag gehalten bei der 6. deutschen Tagung für Vorgeschichte zu Berlin am 9. April 1920.

[2]) Nissen, Orientation, Studien zur Geschichte der Religion Berlin 1906.

[3]) Sir Norman Lockyer, Stonehenge. 2. Aufl. London 1909.

[4]) Mannus I: Devoir, Urgeschichtliche Astronomie.

Digitized by Google

lischen Kapitäns Somerville an Steindenkmälern auf den äußeren Hebriden gezeitigt[1].

Fast alle untersuchten Steinsetzungen haben festgelegte Visierlinien, sei es nun vom Mittelpunkt des einen Kreises über den eines andern oder über außenstehende Visiersteine und sonstige Zielvorrichtungen hinweg, sei es an Steinreihen entlang. Zielpunkte sind der Auf- oder Untergang der Sonne an den Hauptjahrespunkten (Sonnwenden und Tagundnachtgleichen), oder auch helle Sterne, sofern sie in der Morgendämmerung zum ersten Mal wieder sichtbar aufgehen.

Alle diese Jahresuhren gehen aber jetzt falsch. Das ist natürlich, da sich im Laufe der Jahrtausende die Stellungen der Himmelskörper geändert haben, die der Sonne um einen geringen, die der Sterne um einen größeren Betrag. Aber gerade das ist für uns ein Glücksumstand. Es läßt sich nämlich berechnen oder für Laien aus bequemen Hilfstafeln ablesen, wann einmal die Himmelskörper in der festgelegten Visur zu sehen waren, wann also die Denkmäler errichtet wurden. So hat Lockyer aus der Sonnenvisur beim Stonehenge 1680 v. Chr. allerdings mit einem zu fürchtenden Fehler von 200 Jahren nach beiden Seiten errechnet. Schärfer läßt sich die Erbauungszeit aus Richtungen nach Sternen ableiten, etwa mit einem Spielraum von 20 Jahren. Lockyer hat über 50 solcher Bestimmungen ausgeführt. Sie fallen in den weiten Zeitraum von 3600—1000 v. Chr. Es läßt sich aber schwer sagen, ob er immer von richtigen Voraussetzungen ausgegangen ist. Somerville hat für die Steinsetzung zu Callanish das Jahr 1800 v. Chr. errechnet.

Es hat viele überrascht, daß sich auch in Norddeutschland ein solches Denkmal befindet, an dem sich diese Erkenntnis nachprüfen läßt. In dem jetzt leider polnischen Teil von Westpreußen, bei Odry im nördlichen Teil der Tucheler Heide, liegt es im Walde versteckt[2]. Dort ist eine Reihe von 4 Kreisen so angeordnet, daß man vom Mittelpunkte des ersten aus über ein Steinvisier im vierten hinweg die Sonne am längsten Tage zur Sommersonnwende beobachten kann. Eine zweite Reihe von Kreisen zeigt nach dem Aufgang zur Wintersonnwende. Eine dritte hat den hellen Stern Kapella zum Zielpunkt. Diese ermöglicht auch eine Berechnung der Entstehungszeit auf 1760 v. Chr.

Eine neue Erkenntnis gewinnen wir bei Betrachtung der Steine von Odry hinzu: Jeder Block verkörpert einen Tag oder einen Monat. So hat eine gut erhaltene Reihe von Kreisen 18, 20, 23, 22 Steine. Das sind Zählvorrichtungen für 18 „Monate". Soweit sie regelmäßig sind, haben sie 20 Tage. Zwei aber sind unregelmäßig und um 3 und 2 Tage länger, damit die 5 Tage herauskommen, die das Jahr über 360 hat.

[1] The Journal of the Royal Anthropol. Institute of Great Britain and Ireland. Vol. XLII. London 1912. S. 23ff.

[2] Vgl. Mannus VII: Stephan, Vorgeschichtliche Sternkunde und Zeiteinteilung.

Digitized by Google

Eine Parallele aus der Völkerkunde hat diese Lehre wunderbar bestätigt. Die auf hoher Kulturstufe stehenden Bewohner des alten Mexiko hatten gerade auch ein Jahr mit 18 Monaten zu 20 Tagen und 5 Ergänzungstagen. Die Aufzeichnung, die ein christlicher Priester nach der Eroberung von dem Kalender machte und die E. de Jonghe wiedergibt[1]), zeigt auch im Kalenderbild ganz auffallende Ähnlichkeit mit unsern Steinkreisen.

Wir sehen da oben 5 kleine Kreise hufeisenförmig angeordnet. Das sind die 5 Ergänzungstage.

Ein Pfeil verbindet mit ihnen einen Ring, der in 18 Feldern bildliche Darstellungen der 18 Monate enthält. Darunter befindet sich ein System konzentrischer Kreise, das im inneren Teil in 20 Kreisabschnitte geteilt ist, entsprechend den 20 Monatstagen. Von diesem unteren Rad gehen wiederum 4 Pfeile nach 4 Richtungen aus. Die Übereinstimmung ist so sonderbar, daß es schwer fällt, den sogenannten Völkergedanken zur Erklärung als ausreichend zu befinden.

Läßt sich die Kalendertheorie auch auf andere Steinsetzungen anwenden? Vom Stonehenge liegt ein sehr genauer Grundriß vor, der es gestattet, die vorhandenen Lücken in den Steinkreisen zu ergänzen. Danach hat der Außenring 30 Pfeiler und zählt damit die 30 Tage eines Monats. Die 48 kleineren Säulen des zweiten Kreises bedeuten die Anzahl der Monate im vierjährigen Zyklus, der ja im Zeitrechnungswesen fast aller Völker eine Rolle spielt. Dann kommen die 5 Trilithen in Hufeisenform, der höchste in der Mitte. Sie mögen die 5 über 360 fallenden Tage verkörpern, denen vielleicht als Festspielwoche — beim Stonehenge liegt eine vorgeschichtliche Rennbahn — besondere Bedeutung zukam. Der innere Ring mit vermutlich 21 oder 22 Steinen bezeichnet den Schaltmonat, der alle 4 Jahre einzufügen ist. Man vergleiche hiermit die olympischen Spiele, die alle 4 Jahre, abwechselnd im 48. und 49. Monat gefeiert wurden, vermutlich ursprünglich zur Sommersonnenwende, und 5 Tage dauerten mit dem Höhepunkt am dritten Tage[2]).

Die Steinsetzung bei Aveburg läßt nach einem alten Lageplan folgende Deutung zu: Zwei nebeneinanderliegende Doppelkreise, von denen die inneren je 12, die äußeren 29 und 30 Pfeiler haben, werden von einem großen Ring mit 99 Steinen umschlossen. Nach 99 Monaten, die abwechselnd voll (mit 30 Tagen) und hohl (mit 29) zu zählen sind, fallen Sonnenjahr und Mondjahr wieder zusammen. Mit diesem achtjährigen Zyklus ist die Oktaeteris der Griechen zu vergleichen.

Zu Callanish auf der Insel Lewis hat ein Kreis 12 gleiche Abschnitte, von denen der eine durch einen 13. Stein halbiert wird. Damit ist eine Zeitrechnung festgelegt zu 12 Monaten nebst einem Schaltmonat. Auch bei diesem

[1]) Zeitschrift für Ethnologie 1906, S. 509.

[2]) Nach H. Hein, Mannus 11/12 S. 202 ist das Stadion zu Olympia ebenso wie die Rennbahn beim Stonehenge nach dem Aufgangspunkt der Plejaden gerichtet.

Digitized by Google

Denkmal drängt sich uns ein Vergleich mit einem griechischen Zeugnis auf. Somerville hat außer 2 Visuren nach dem Stern Kapella eine nach dem nördlichsten Vollmondaufgang festgestellt, wie er alle 19 Jahre erfolgt, ferner eine Richtung nach den Tagundnachtgleichen und eine nach dem Plejadenaufgang.

Nun erzählt Hekatäus von Abdera [1]), der im 4. Jahrhundert v. Chr. lebte, von der Hyperboreer-Insel: Es ist dort ein prächtiger, dem Apollo geweihter Hain und ein berühmter Tempel von der Gestalt einer Sphäre. Von der Insel aus erscheint die Entfernung des Mondes, auf dem man bergähnliche Erhöhungen zu erkennen glaubt, sehr gering. Apollo kommt alle 19 Jahre dorthin, also zu der Zeit, da die Gestirne in die gleiche Stellung zurückkehren; darum heißt auch ein solcher Zeitraum bei den Griechen das große Jahr. Während seiner Anwesenheit spielt der Gott auf der Harfe und tanzt jede Nacht von der Frühlingstagundnachtgleiche bis zum Aufgang der Plejaden.

Wir haben gesehen, daß die Kalendertheorie auch an anderen Steinsetzungen erprobt ist.

Die Volkskunde bringt weitere Beweise herbei.

In Wales bestand bis in unsere Tage eine Art Sängerkrieg, „Gorsedd" genannt. Der Festbrauch schrieb die Errichtung eines Steinkreises als Versammlungsplatz vor. Der Kreis mußte 12 oder 19 Steine haben, dazu einen großen Mittelstein. Im Osten war eine Lücke. Von da gingen eine oder mehrere Richtungen aus von „Sonnensteinen" gebildet. Die zeigten nach den Sonnenwenden und der Nachtgleiche.

Die Trojaburgen haben manche Erinnerungen an einstige Beziehungen zur Sternkunde und Zeitrechnung bewahrt.

Daß in den meisten Steinsetzungen Gräber gefunden sind, vermag ihre Bedeutung als Kalendarien nicht zu entkräften. Die Orientierung, die für die Lebenden so wichtig war, wollte man auch den Toten ermöglichen. Vielleicht fanden gerade die Sternpriester in ihren Wirkungskreisen die letzte Ruhestatt.

Ein „Lehrbuch der Astronomie" hat man diese Steindenkmäler genannt. Wir vermögen bisher darin nur zu buchstabieren. Doch soviel lesen wir heraus: Die Steinsetzungen sind klug ausgedachte Vorrichtungen zur Beobachtung der Himmelskörper, Kalenderanlagen zur Zählung von Monaten und Tagen. Die nordischen Vorfahren kannten die Länge des Jahres zu 365 Tagen, ja wahrscheinlich sogar den Vierteltag darüber hinaus. Mit Erfolg bemühten sie sich, Mondjahr und Sonnenjahr durch Zählung von Jahr-Perioden in Einklang zu bringen.

Ein tieferes Eindringen in die Sprache der Steine wird uns noch viel mehr Aufschlüsse bringen über das Geistesleben ihrer Erbauer, ihre Wande-

[1]) Nach Diodorus II, 47.

Digitized by Google

rungen und Kulturbeziehungen. Die Datierung der Bauwerke wird, sobald sie auf sicherere Grundlagen gestellt ist, noch von unschätzbarem Wert für die Vorgeschichtsforschung werden.

Das Herbeibringen genauer Grundrisse von weiteren Anlagen ist natürlich erste Bedingung.

Besprechung:

Geh. Rat Kossinna: Die meisten Datierungen der Kalender-Steindenkmäler — Stonehenge 1680, Odry 1760, Callanish 1800 — fallen in die Bronzezeit, während die archäologische Chronologie diese Steinsetzungen dem Ende der jüngeren Steinzeit zuzuschreiben geneigt ist.

Frau Dr. Dege-Joachimi: Auf den Orkney-Inseln habe ich einen eigenartigen Brauch beobachtet: Im Steinkreis Standing stones of Stenneß kommen alljährlich zweimal aus weiter Ferne alle Verlobten zusammen und zwar zu Johanni und vor Weihnachten. In dem einen Stein des Ringes ist ein armstarkes Loch. Durch dieses reichen sich die Paare vor Sonnenaufgang die Hände.

Zur weiteren Erforschung der vorgeschichtlichen Zeitrechnung wurde eine Kommission gebildet, bestehend aus Univ.-Prof. Fleischer, Dr. Girke und dem Vortragenden.

Digitized by Google

Neuere Ausgrabungen in Rössen[1]).

Von Nils Niklasson, Halle a. S.

Mit 32 Abbildungen.

Seitdem Rössen in den achtziger Jahren durch die Ausgrabung der mit den bekannten Rössener Gefäßen ausgestatteten Gräber berühmt wurde, gehört es zu den klassischen Fundorten der jüngeren Steinzeit Deutschlands.

Der erste, der die Sonderstellung des Rössener Typus erkannte, war Götze in seiner Zusammenstellung von 1900[2]). Er wies schon damals darauf hin, daß auf dem Rössener Gräberfeld zwei verschiedene Gräbergruppen vorkamen — die Skelettgräber und die Brandgräber, die durch verschiedenartige Beigaben ausgezeichnet waren. Leider sind die ganzen damals bekannten Funde bis jetzt nicht Gegenstand einer auch die Fundverhältnisse umfassenden Veröffentlichung geworden. Die summarische Behandlung der Funde reicht nicht aus, ein klares Bild über die Stellung der beiden Gräbergruppen zueinander zu geben. Zwar hob Götze hervor, daß es sich um zwei zeitlich verschiedene, aneinander sich anschließende Kulturgruppen handelte, aber näher ist er auf diese Tatsachen nicht eingegangen. Untersuchungen und Grabungen, die in den letzten Jahren ausgeführt worden sind — nicht nur in Rössen, sondern auch anderwärts — versprechen jedoch Klarheit auch über diese Fragen zu bringen.

Seitdem die eben erwähnten Funde vor mehr als 30 Jahren gemacht wurden, hat das Rössener Gräberfeld kaum etwas weiteres geliefert, bis das Provinzialmuseum zu Halle während der letzten Jahre die Untersuchungen dort wieder aufgenommen hat, hauptsächlich veranlaßt durch die großen Ausschachtungsarbeiten, die wegen des Baues der neuen Eisenbahn Merseburg-Leipzig und der den Leunawerken angehörigen Rössener Villenkolonie vorgenommen worden sind. Da diese Untersuchungen viel Neues gegeben haben, möchte ich hier auf die Ergebnisse kurz eingehen.

Eigentümlich ist, daß man die Funde, die man zuerst erwartet hätte — die eigentlichen Rössener Skelettgräber mit den für diesen Fundort charakteristi-

[1]) Vortrag gehalten auf der 6. deutschen Tagung für Vorgeschichte in Berlin am 9. April 1920.

[2]) Zeitschr. f. Ethn. Bd. XXXII, S. 237.

Digitized by Google

schen Fußvasen — nicht mehr gemacht hat. Wieder wurden einige Brandgräber gefunden. Was aber unsere Aufmerksamkeit auf Rössen besonders gelenkt hat, sind Gräber und Wohngruben, die eine in Rössen gänzlich unbekannte und auch sonst aus Mitteldeutschland wenig bekannte Keramik enthalten haben. Diese Keramik weist auf Beziehungen Rössens in einer ganz anderen Richtung, als man sie bis jetzt gewöhnt gewesen ist.

Rössen liegt etwa 3 km südöstlich von Merseburg auf dem linken Hochufer der Saale (Abb. 1). Die Saale macht hier eine scharfe Biegung, wodurch das

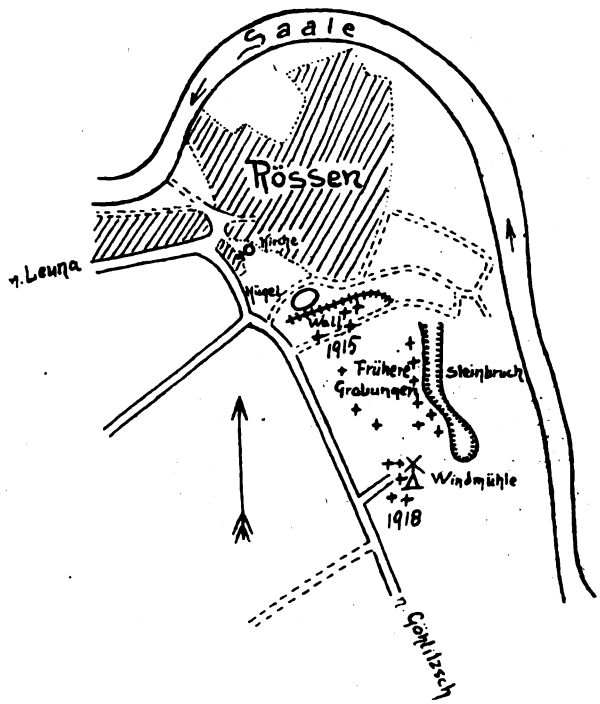


Abb. 1. Karte des Fundgeländes bei Rössen. + Fundstellen. Maßstab 1 : 50000.

Dorf von zwei Seiten umflossen wird. Nach Norden und Osten fällt das Gelände nach der Saale ab, die schöne Saaleaue bildend; nach Süden und Westen breitet sich die flache aus mächtigen Kiesschichten aufgebaute Saaleterrasse aus. Das heutige Dorf liegt am südlichen Talabhang, wahrscheinlich als Nachfolger einer slawischen Niederlassung an dieser Stelle. Slawische Scherben sind nämlich hier gefunden worden. Die vorgeschichtlichen, d. h. die Steinzeitleute scheinen dagegen auf dem Hochufer gewohnt zu haben. Das Gräberfeld und das übrige Fundgelände liegt nämlich südlich vom Dorfe zwischen dem Talrande und der Chaussee Rössen-Göhlitzsch, im Norden begrenzt durch den

Digitized by Google

Rössener-Hügel und im Süden durch eine jetzt abgebrochene Windmühle (Abb. 2). Die Funde waren verbreitet über eine Fläche von etwa 80000 bis 100000 qm, d. h. das Feld ist 400—500 m lang und 200 m breit. Die verschiedenen steinzeitlichen Fundgruppen kamen jedoch — mit wenigen Ausnahmen — nicht regellos durcheinander vor, sondern waren auf kleine, ziemlich gut umgrenzte Gebiete beschränkt. Hieraus erklärt sich, daß man z. B. die Gräber mit den Fußvasen während der letzten Ausgrabungen nicht gefunden hat. Dieser Umstand spricht dafür, daß die steinzeitliche Besiedelung Rössens nicht abgebrochen, sondern dauernd gewesen ist, zwar neuen kulturellen Einflüssen unterworfen, wahrscheinlich durch Einwanderung fremder Leute, die aber

Abb. 2. Der Rössener Hügel. Das Fundgelände streckt sich zwischen dem Hügel im Vordergrunde und der Windmühle im Hintergrunde. Die Aufnahme ist von Nordwesten gemacht.

friedlich neben den schon ansässigen gewohnt haben. Einige Umstände sprechen nämlich für einen — wenigstens zeitweise bestehenden — gegenseitigen Einfluß.

Als äußere sichtbare Denkmale vorgeschichtlicher Zeit treten der Hügel und eine wallähnliche Anlage im Gelände hervor.

In dem Bericht über die Ausgrabungen werde ich deshalb mit einer kurzen Erwähnung der Untersuchung dieser beiden anfangen[1]).

Der Hügel (Abb. 2) liegt dicht südöstlich von der Dorfkirche, an der Kreuzung der Straße Rössen-Göhlitzsch und einem nach der Saale führenden Feldweg, gerade am Rande des Hochufers. Die Ausgrabung erfolgte im Herbst 1918 in Zusammenhang mit der Eröffnung des Provinzialmuseums zu Halle.

[1]) Für die anerkennenswerte Unterstützung, die seitens der Bauleitung der Rössener Villenkolonie den Untersuchungen des Provinzialmuseums stets erwiesen worden ist, möchte ich hier meinen verbindlichsten Dank aussprechen.

Digitized by Google

Der Umriß des Hügels ist länglich-oval mit der Längsrichtung von Osten nach Westen. Die Länge beträgt etwa 25 m, die Breite 17 m und die Höhe über dem umgebenden Gelände 2,20 m, von dem anstehenden Kies an gerechnet 2,90 m. Seine Ränder verlaufen allmählich ohne scharfe Grenzen oder Steinkranz in die Umgebung. Auf der Spitze, rings um den Baum, ist eine dellenförmige Vertiefung zu sehen. Neben dem Hügel lag ein $1^1/_2$ m langer viereckiger Stein, der früher wahrscheinlich aufrecht auf demselben gestanden hat. Bei der Wiederherstellung nach der Ausgrabung wurde dieser Stein auf dem Hügel hochgerichtet. Damit der Hügel als vorgeschichtliches Denkmal erhalten bliebe, wurde in denselben nur ein etwa 3—4 m breiter Schacht von der westlichen Seite her gegen die Mitte eingegraben.

Die Funde waren ihrer Art wenn auch nicht ihrer Zahl nach ziemlich ärmlich.

Zu unterst auf dem Kies, fast gerade unter der Mitte, lag ein völlig vergangenes Skelett, das als einzige Beigabe ein Feuersteinmesser bei sich hatte. 70 cm höher, etwa in der Höhe der umgebenden Erdoberfläche, stand eine 1,40 m lange und 0,70 m breite, aus dünnen Sandsteinplatten hergerichtete Steinkiste. Die Sohle derselben war ebenfalls mit Steinplatten ausgelegt. Die Kiste war schon z. T. zerstört. Erhalten waren nur die Platten der einen Längsseite und eine Kurzseite. Vom Skelett war nichts vorhanden. Der Inhalt bestand aus zwei kleinen, unverzierten Amphoren von 11,5 und 9,5 cm Höhe, die ihrer entarteten Form halber der letzten Entwicklungsstufen der sächsisch-thüringischen Keramik angehören dürften und somit zeitlich am Schluß der jüngeren Steinzeit anzusetzen sind (Abb. 3 u. 4).

In der Nähe dieser als Hauptgrab anzusehenden Steinkiste fand sich ein zweites Grab. 10 cm tiefer lag frei in der Erde ein stark zusammengeschnürter Hocker mit dem Kopf im Westen. Vor dem Kopf stand ein Gefäß von sehr zierlicher Form mit auffallend dünnen Wandungen und S-förmig geschweiftem Profil, Höhe 9,8 cm (Abb. 5).

Etwa in der mittleren Höhe des Hügels wurden, nicht weit voneinander, zwei bronzezeitliche Steinpackungsgräber angetroffen. Beide lagen in der Richtung von Nordost nach Südwest und waren ziemlich regellos, größtenteils aus kleineren und mittelgroßen Sandsteinen aufgebaut. Die unterste Schicht bildete eine mit dünnen Platten ausgelegte Pflasterung. In diesen Gräbern, zerstreut zwischen den Steinen, fanden sich mehrere Scherben, z. T. mit Hohlkehlenverzierung, und etwas Leichenbrand. Außerdem wurden in der einen Packung zwei Bronzegegenstände — eine kleine Spirale und ein Stück eines dünnen Bronzeblattes — gefunden. Die Spirale, die einen Durchmesser von 2 cm hatte, hat wahrscheinlich ursprünglich einen Teil eines anderen Gegenstandes gebildet. Man kann hierbei an eine Nadel mit Spiralkopf, eine doppelte Hängespirale oder dergleichen denken. Das Bronzeblatt ist vermutlich ein Bruchstück eines zweischneidigen Rasiermessers in der Form wie das in einem

Digitized by Google

ähnlichen Grabe auf dem Gräberfelde bei Helmsdorf [1]) gefundene. Sowohl die Bronzegegenstände wie die Scherben setzen diese Gräber an das Ende der Bronzezeit (Mont. Per. IV—V).

Erwähnt sei auch ein stark vermodertes Kinderskelett im Scheitel des

Abb. 3 u. 4. Raum 1 : 3. (Steinkistengrab im Hügel.)

Abb. 5. Raum 1 : 3. (Freiliegendes Hockergrab im Hügel.)

Hügels. Die erhaltenen Holzreste sprechen für ein ziemlich junges Alter, vielleicht mittelalterlich.

Als Einzelfund wurde gleich am Anfang der Ausgrabung eine sog. Augenfibel aus Bronze des ersten nachchristlichen Jahrhunderts gefunden, in der Form fast genau mit der bei Almgren, Nordeuropäische Fibelformen, Taf. III, Abb. 46 abgebildeten übereinstimmend. Das zugehörige Grab wurde nicht angetroffen. Wahrscheinlich ist die Fibel verschleppt worden.

[1]) J.-Schr. f. d. Vorg. d. sächs.-thür. Länder. Bd. 10, Taf. XIII: 10.

Digitized by Google

Außerdem kamen — hauptsächlich im unteren Teil des Hügels — einzelne stichbandverzierte Scherben vor, die schon bei dessen Herrichtung in der aufgeworfenen Erde vorhanden gewesen sein müssen und also älter sind als der Hügel.

Im Jahre 1915 wurde bei Gelegenheit der Anlage der Bahn Merseburg-Leipzig die Ausgrabung der Wallanlage angefangen, ohne jedoch zum Abschluß gebracht werden zu können. Der Wall zieht sich etwa 200 m in der Richtung Nordost-Südwest, dicht südlich des Hügels, hauptsächlich dem Talrande folgend (s. Abb. 1). Das Ergebnis dieser Untersuchung war sehr gering. An der Außenseite entlang verlief ein Spitzgraben. Zwischen diesem und dem Walle waren einzelne Pfostenlöcher zu sehen. Über Bau und Bestimmung des Walls lassen sich nur Vermutungen aussprechen. Funde, die über das Alter etwas sagen könnten, wurden nicht gemacht.

Etwas ergiebiger waren die Abdeckungen, die in der Nähe des Walles, an dessen Südseite, vorgenommen wurden. Nachdem die überdeckende Humusschicht abgetragen worden war, zeigten sich in dem hellen Kies mehrere dunkelgefärbte Stellen, die sich nachher teils als Gräber, teils als Wohn- oder Abfallgruben herausstellten. Andere kleine mit dunkler Erde gefüllte Vertiefungen wurden als Pfostenlöcher gedeutet. Zeitlich unbestimmbar war ein durch einen Graben umgrenztes Viereck von etwa 20 m Länge und 15 m Breite. Seiner Größe wegen kann es nicht als ein Hausgrundriß gedeutet werden, sondern muß einem anderen Zweck gedient haben; welchem, muß vorläufig dahingestellt bleiben.

Zu erwähnen ist auch eine mit Steinen ausgesetzte Kochgrube oder ein Backherd von rundlicher Form mit einem Durchmesser von 1,25 m. Scherben wurden hierbei nicht gefunden, wohl aber eine Menge zerschlagene Tierknochen und gebrannter Lehm, womit der Herd einst ausgemauert gewesen ist. Eine Wiederherstellung war nicht möglich. Zu erkennen war nur der Räuchergang, der sich nach Süden öffnete. Vermutlich ist er mit den in der Nähe angetroffenen früheisenzeitlichen Siedelungsüberresten in Zusammenhang zu bringen.

Die Wohn- oder besser Abfallgruben hatten die gewöhnliche runde Muldenform. Der Inhalt war teils steinzeitlich, teils früheisenzeitlich. Die letzteren Funde wollen wir hier beiseite lassen und uns nur mit den steinzeitlichen beschäftigen. Der Inhalt der steinzeitlichen Gruben zeigte einen durchaus bandkeramischen Charakter mit stichbandverzierten Scherben, Silexabschlägen, Nuklei, Tierknochen usw. Besonders hervorzuheben sind zwei fußähnliche, mit Stichreihen verzierte Gebilde aus gebranntem Ton (Abb. 30 und 31). Zu den Siedelungsfunden gehören auch die häufig vorkommenden stichbandverzierten Scherben, die zerstreut auf dem ganzen Felde gefunden worden sind.

Die Gräber, die bei dieser Gelegenheit aufgedeckt wurden, haben keinen

Digitized by Google

einheitlichen Charakter und gehören auch verschiedenen Kulturgruppen an. Die wichtigsten davon waren:

a) Grab mit einzelnen Steinen umsetzt. Die Sohle des Grabes war mit zerschlagenen, schichtenweise angeordneten Scherben gepflastert. Das sehr zerstörte Skelett lag in Hockerstellung mit dem Kopf in Süden. Die Länge des Grabes war 2,80 m, die Breite 1,90 m. An den Füßen stand ein weitbauchiges Gefäß mit gerade aufsteigendem Hals und zwei breiten Henkeln am Übergang zwischen Hals und Gefäßkörper. Die Verzierung besteht aus einer Kreuzstichreihe am Rande des Halses und franzenartig herunterhängenden Leiterbändern am Bauch. Die Farbe ist dunkel, glänzend; die Höhe bis zum Halsansatz beträgt 14 cm. Der Hals fehlt zum größten Teil (Abb. 6). Die Scherben, womit das Grab bepflastert war, rühren von großen, groben Vorratsgefäßen her, zum Teil mit Tupfeneindrücken und Tupfenleisten unter dem Rande.

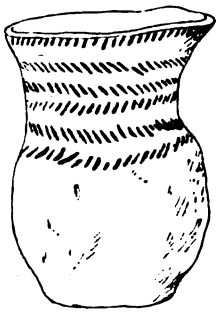


Abb. 8. 1 : 3. Steinkistengrab f.

Abb. 6 u. 7. Etwa 1 : 4. (Grab a u. b.)

b) Grab ohne Steinumsetzung. Das Skelett lag auf der rechten Seite mit gebeugten Knien. Kopf in Westen. Am Kopfe befand sich eine große dunkelfarbige Amphore, mit geglätteter Außenseite. Der hohe, nach

Digitized by Google

außen etwas geschweifte Hals ist scharf angesetzt; die gewölbte Schulter geht in leichter Biegung in den konischen Unterteil über. Von jedem der am Halsansatze sich gegenüberstehenden zwei Henkel gehen zwei bogenförmig herunterhängende parallele Leisten aus; zwischen diesen befinden sich fünf kurze senkrechte Leisten und an jeder Seite der Henkel ein kleiner Buckel. Die Höhe des Gefäßes ist 34 cm (Abb. 7).

c) Grab mit Skelett in hockender Lage. Der Tote war auf der linken Seite mit leicht angezogenen Beinen bestattet. Die Richtung war nordsüdlich mit dem Kopf in Norden. Am linken Oberarm befand sich eine viereckige, an den Ecken durchlochte Armschutzplatte aus hellgrauem Ton. Hinter dem nach links gedrehten Kopfe stand ein kleiner, roh gearbeiteter, unverzierter Becher mit angedeutetem Standring. Höhe 7,5 cm.

d) Kleine Steinkiste aus dünnen Platten hergerichtet. Länge 1 m, Breite 75 cm, Richtung NW-SO. In der Kiste befanden sich einzelne Knochen eines zerstörten Kinderskelettes, dessen Lage nicht festzustellen war. Der Schädel lag am nordwestlichen Ende. Ohne Beigaben.

e) Freiliegendes Skelett, auf der rechten Seite ruhend, mit stark angezogenen Beinen und sich vor der Brust kreuzenden Armen. Kopf in Westen. Ohne Beigaben.

f) Bei einer späteren Gelegenheit ist wieder eine Steinkiste von der Art wie Grab d aufgedeckt worden. Auch diese enthielt ein Kinderskelett, ebenfalls zerwühlt. Als Beigaben fanden sich ein kleiner, mit schrägen wagrechten Strichreihen verzierter, geschweifter Tonbecher (Schnurbecher) von 10,5 cm Höhe (Abb. 8), der Unterteil eines zweiten Gefäßes (kleine Amphore?) und runde, durchbohrte Muschelscheibchen. Die Richtung der Kiste war vom NNO-SSW.

Ein paar hundert Meter südlich von dieser Fundstelle wurden in Spätsommer 1918 weitere Funde gemacht. Sie wurden bei den Ausschachtungsarbeiten für die Rössener Villenkolonie angetroffen. Die Funde mußten aber sehr schnell geborgen werden, da ein Aufenthalt in der Arbeit nicht möglich war. Deswegen konnte die Untersuchung nicht mit der wünschenswerten Sorgfalt ausgeführt werden. Mehrere von den Fundgruben waren schon angeschnitten und zerstört. Immerhin konnte eine ziemlich beträchtliche Anzahl Gefäße und anderer Gegenstände gerettet werden. Es handelt sich hauptsächlich um Wohn- oder Abfallgruben, aber auch Gräber — sowohl Skelett- als Brandgräber — kamen vor. Die Gruben waren von verschiedener Form und Größe, einige ziemlich steilwandig von etwa 1 m Tiefe, andere nur ganz flache Mulden. Eine dritte Art hatte an der Mitte eine Einschnürung (Abb. 9).

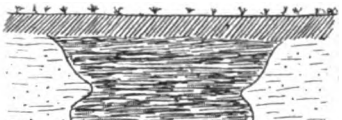


Abb. 9. Grube III.

Digitized by Google

Außer ganzen oder wenigstens in ihrer Form erkennbaren Gefäßen, bestand der Inhalt aus Scherben, gebranntem Lehm und Lehmbewurf, gebrannten Steinen, Knochengeräten, zerschlagenen Tierknochen, Feuersteinabschlägen u. a. m. Einige Gruben enthielten nur dunkle fettige Erde.

Von den Funden aus den Wohngruben seien erwähnt:

Kleine, dunkelglänzende, schlanke Amphore, ohne Verzierung. An der Schulter vier Henkel. Der Hals fehlt. Soll ganz oberflächlich in einer kleinen flachen Mulde (I) gelegen haben. Ohne Beifunde.

Ein flaschenförmiges, 16 cm hohes, weitbauchiges Gefäß mit engem, stark eingeschweiftem Hals und vier in gleichem Abstand voneinander sitzenden Ösen am Bauch (Abb. 16). Farbe dunkel, ohne Verzierung.

Eine fast geradwandige, tiefe Schale ohne Verzierung. H. 10 cm, Randdm. 22,5 cm, Bo-Dm. 10 cm (Abb. 17).

Abb. 10. Etwa 1:5. Grube VII.

Abb. 11 u. 12; 1:7; Grube XVII.

Die letztgenannten beiden Gefäße sind zusammen mit vielen groben Scherben, Tierknochen, Lehmbrocken und Holzkohle in der Grube III (Abb. 9) gefunden worden. Die Funde lagen hauptsächlich in der Höhe der Einschnürung.

In einer mit dunkler fettiger Erde gefüllten Mulde (VII) fand sich neben einem etwa sofakissengroßen Stein aus Granit eine sog. Trommel aus Ton. Diese ist mit Zickzacklinien, Gruppen von kleinen senkrechten Strichen, Kreuzzeichen und „Doppelhaken" reich verziert. Der obere Rand ist nach innen umgebogen. Etwa in der Mitte des Oberteiles sind vier geteilte, nach unten gerichtete Griffzapfen angebracht. H. 23 cm (Abb. 10).

Abb. 23 zeigt eine Fußschale, die nebst Tierknochen, Scherben und Lehmbrocken in der Grube IX gefunden wurde. Der hohle Fuß ist unten beschädigt. Unter dem ausladenden Rand sind in gleichem Abstand voneinander vier Gruppen von je drei kleinen Warzen angebracht. Randdm. 16,5 cm, H. 11,5 cm.

Digitized by Google

Einen reichen Inhalt lieferte die Grube XVII, die nur 80 cm breit und 90 cm tief war. Folgende ganzen Gefäße wurden darin gefunden: Ein großes doppelkonisches Gefäß mit scharfen Umbruch H. 30 cm, gr. Dm. 28,5 cm. 4 cm unter dem Rande sitzen 4 nach oben gerichtete Grifflappen. Dicht über diesen befindet sich eine Reihe Fingertupfeneindrücke. Farbe hellbraun und schwarz (Abb. 12).

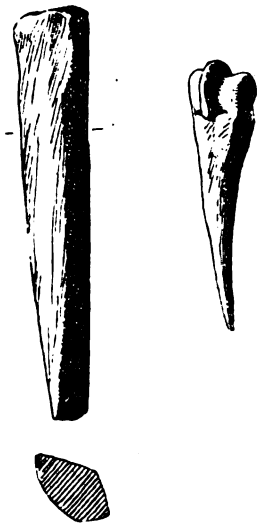


Abb. 13 u. 14. Etwa 2 : 3. Grube XVII.

Ein kleines Gefäß derselben Art aber mit weniger ausgeprägtem Profil. Die Grifflappen kommen auch hier vor. Die Tupfenreihe ist durch eine schwach eingeritzte Linie ersetzt. H. 21 cm, Randdm. 16 cm, Bo-Dm. 10,5 cm. Farbe wie das vorige (Abb. 11).

Kleine dunkelfarbige Henkelkanne von 10 cm Höhe. Der fast zylindrische, sich nach oben etwas erweiternde Hals nimmt etwa die Hälfte der Gesamthöhe ein. Der untere Teil ist flach doppelkonisch mit stumpfem Umbruch. Der oben am Rande und unten am Halsansatze angesetzte breite Henkel fehlt (Abb. 19).

Übrige Funde aus dieser Grube waren: ein Knochenmeißel, stark geglättet, mit vierkantigem Durchschnitt, 8,5 cm lang (Abb. 13) und ein kleiner Knochenpfriem (Abb. 14). Länge 5 cm.

Außerdem kamen vor: Tierknochen, teilweise gebrannt, mehrere kleine Feuersteinsplitter, Stücke von Reibeplatten, Scherben, reichlich Hüttenbewurf z. T. mit Zweigabdrücken, Muschelreste u. a. m.

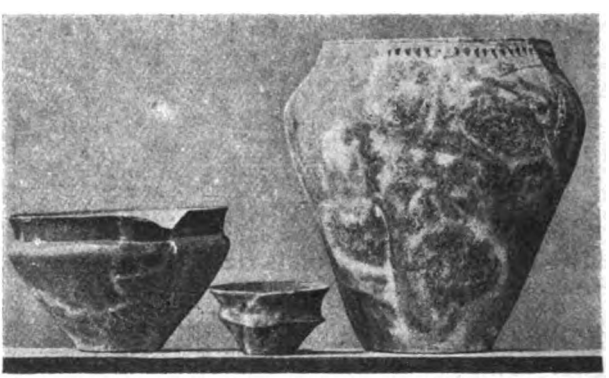


Abb. 15. Etwa 1 : 9. Grube XXIV.

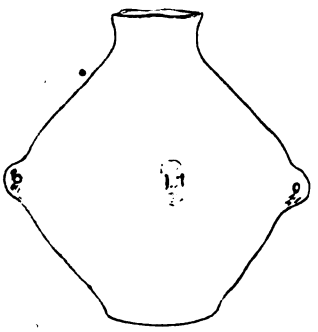
Die Schale (Abb. 18) stammt aus der Grube XXI, die 1,10 m weit und 1 m tief war. Die Schale ist 5,5 cm hoch bei einem Randdurchmesser von 17,5 cm; an dem erhaltenen Stück sitzt eine kurze horizontale Griffleiste, senkrecht ge-

Digitized by Google

furcht; wahrscheinlich ist eine entsprechende Leiste auch an der gegenüberliegenden, jetzt fehlenden Seite vorhanden gewesen.

Weiter wurden in dieser Grube gefunden: Tierknochen, gebrannte Lehmbrocken, Holzkohle, Tonscherben und kleine Feuersteinsplitter.

Das große Vorratsgefäß und die zwei Schalen (Abb. 15) sind zusammen in der Grube XXIV gefunden. Diese war 1,60 m tief und 1,40 m weit; die Wände gingen fast senkrecht herunter.



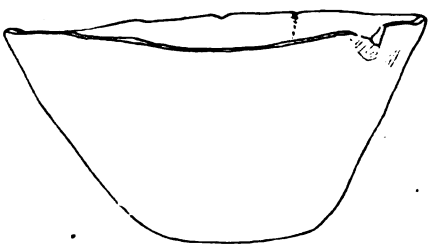


Abb. 16 u. 17. 1 : 4. Grube III.

Abb. 18. 1 : 4. Grube XXI

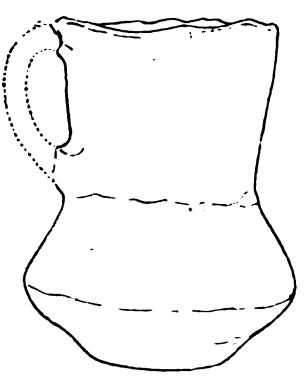


Abb. 19. Kaum 1 : 2. Grube XVII.

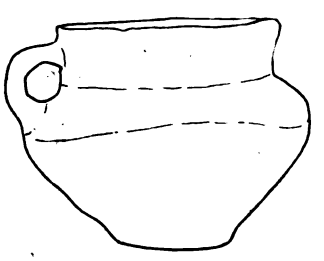


Abb. 20. 1 : 4. Grab IIa.

Das Vorratsgefäß ist unter dem Rande mit einer Tupfenleiste versehen. Die Wand erweitert sich fast konisch nach oben bis etwa $^4/_5$ der Gesamthöhe und biegt dann mit einer sanften Rundung nach innen um. Farbe dunkelgrau. H. 35 cm, ob. Dm. 25 cm, Bo.-Dm. 14 cm.

Die eine Schale hat einen fast vasenförmigen Unterteil mit niedrigem scharf angesetzten nach außen geschweiftem Rand. Farbe unten braunrot, oben schwarz, glänzend. H. 15,5 cm, Randdm. 24,5 cm, Bo.-Dm. 9 cm.

Digitized by Google

Das dritte und kleinste Gefäß, ebenfalls eine Schale, zeigt der vorigen gegenüber ein ziemlich eckiges Profil. Unter dem geraden schräg nach außen gerichteten Rand ladet der Unterteil mit einem scharfen Umbruch zuerst nach außen, um dann wiederum mit einem scharfen Knick schräg nach unten zu verlaufen. Am Bauchknick befindet sich ein kleiner warzenartiger Fortsatz; ob an der gegenüberliegenden Seite auch einer vorhanden gewesen ist, läßt sich nicht sagen, da hier ein Stück fehlt. H. 7 cm; Farbe dunkel.

Diese drei Gefäße waren nur in Bruchstücken erhalten, die sich aber nachträglich ergänzen ließen.

Tierknochen und Scherben kamen außerdem in großer Menge vor.

Die Gräber:

II. Nicht mit Sicherheit, aber doch mit großer Wahrscheinlichkeit als ein zusammenhängender Grabfund zu deuten sind ein Gefäß und ein Axthammer. Sie waren schon vor unserer Ankunft von den Arbeitern gehoben. Jedoch war die Fundstelle noch vorhanden, so daß ein Profil derselben aufgenommen werden konnte. Unter der 25—30 cm starken Humusschicht zeigte sich im Kies ein fast geradwandiger Einschnitt von etwas mehr als einem Meter Weite. Die Sohle lag ein Meter unter der Erdoberfläche. Ungefähr in halber Tiefe befand sich eine Steinschicht. Auf und zwischen den Steinen wurden Tierknochen, einzelne Tonscherben und gebrannter Lehm gefunden. Unter der Steinschicht, in einer Tiefe von etwa 80 cm, sollen nach der Angabe des Finders das Gefäß und der Axthammer gefunden worden sein. Das Gefäß ist ein weitmündiger Becher mit

Abb. 21. Brandgrab XIV aus Rössen.

Abb. 22. 1 : 4. Grab II, gehört zum Gefäß Abb. 26.

Digitized by Google

eingeschweiftem Oberteil, wenig abgerundetem Umbruch und konischem Unterteil. Farbe grau. Unter dem Rande sitzen zwei kleine Schnuröfen. Höhe 13,5 cm (Abb. 26). Der Axthammer hat fast die Form eines durchlochten Schuhleistenkeiles mit stumpfen Bahnende. Die eine Seitenfläche ist fast flach

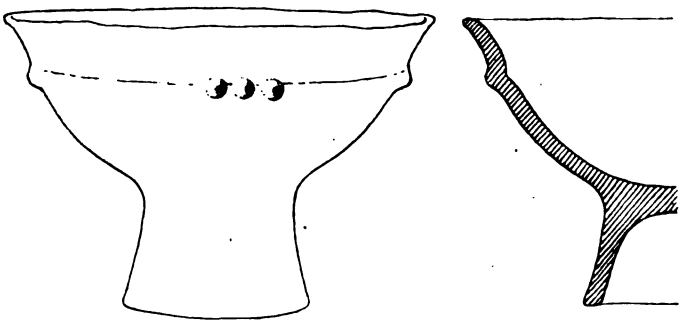


Abb. 23. 1 : 3. Grube IX.

Abb. 24. 1 : 4. Grab XIV.

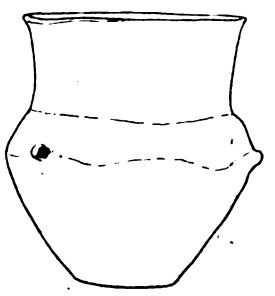


Abb. 25. 1 : 4. Grab XX.

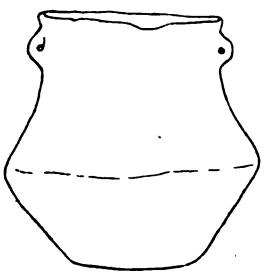


Abb. 26. 1 : 4. Grab II.

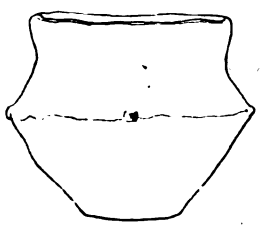


Abb. 27. 1 : 4. Grab XX.

Abb. 23 u. 27. Jordansmühler Keramik aus Rössen.

die andere hochgewölbt. Obere und untere Seite sind flach. Das Schaftloch ist ziemlich weit nach hinten angebracht. Die Länge beträgt 15,5 cm (Abb. 22).

Vermutlich ist das Grab nachträglich durch das Eingraben einer Wohngrube zerstört worden. Da Skelettreste nicht beobachtet worden sind, handelt es sich wahrscheinlich um ein Brandgrab. Die Leichenbrandreste können leicht

Digitized by Google

von den Arbeitern übersehen worden sein. Der Becher gehört auch in die Gruppe der Brandgräberkeramik.

Noch tiefer, ein Meter unter der Erdoberfläche, wurde bei der Nachuntersuchung ein zweites Grab angetroffen. Das Skelett war gut erhalten; es lag auf der rechten Seite mit stark angezogenen Beinen, die Hände vor dem Gesicht, der Kopf in Westen. Hinter dem Kopf stand das Gefäß, ein einhenkliger, dunkelfarbiger Krug mit kurzem weitem, fast geradem Hals, der gegen die abgerundete Schulter scharf angesetzt ist. Der schräg nach unten sich verjüngende Unterteil ist ein wenig eingeschweift. Der 12 mm breite Henkel ist in der Mitte mit einer Längsfurche versehen. Die Höhe des Gefäßes ist 11,5 cm (Abb. 20). Das Grab war von einer Steinumfassung umgeben, die eine schlecht gebaute Kiste gewesen zu sein schien.

XIV. In einer, oben 1 m weiten und 90 cm tiefen, muldenförmigen Vertiefung fand sich das Gefäß (Abb. 24). Neben diesem lagen in einem Haufen Leichenbrandreste und eine große Menge kleiner, runder durchlochter Steinperlen, die dicht aneinander zu einer Kette gereiht war (Abb. 21). Das Gefäß hat einen scharf aufgesetzten, schwach auslandenden Hals, der etwa $^1/_3$ der Gesamthöhe einnimmt. Unter der abgerundeten Schulter verläuft die Wandung fast gerade mit nur schwach zu erkennenden Einschweifung schräg nach unten. Am Halse sind zwei halbkreisförmige, schmale Schnuröfen angebracht. An der Schulter sitzen zwei Gruppen von je drei kleinen Warzen. Farbe dunkelgrau. H. 13,5 cm. Außerdem fand sich im Graben ein 10 cm langes Feuersteinmesser.

XX. Die beiden Gefäße (Abb. 25 und 27) stammen aus einem Grabe, in dem außerdem Leichenbrandreste, messerartige Feuersteinabschläge, einige Tonscherben — darunter drei mit Doppelstichen verziert — und Tierknochen gefunden wurden.

Bei dem einen Gefäß (Abb. 25) ist der ziemlich hohe, $^2/_5$ der Gesamthöhe einnehmende, schwach nach außen geschweifte Hals gegen die abgerundete Schulter scharf angesetzt; der Unterteil ist fast konisch; am Umbruch sitzen in gleichem Abstand drei kleine Warzen. Farbe grau. H. 14,5 cm. Das zweite Gefäß (Abb. 27) zeigt ein mehr eckiges Profil mit scharfem Schulterknick und hat einen im Verhältnis zur Gesamthöhe niedrigen Hals. Die Art der Herstellung ist auch mehr grob als bei den vorigen. Höhe 10,5 cm. Am Schulterknick befinden sich vier kleine Warzen.

An den meisten dieser Fundstellen, sowohl in den Wohngruben als in den Gräbern wurden stichbandverzierte Scherben gefunden, die aber aus dem Rahmen der übrigen Funde fallen und nur zufällig hineingekommen sein können. Sie können nur als Überreste einer früheren Besiedelung betrachtet werden.

Wie aus dieser Fundbeschreibung hervorgeht, entsprechen die steinzeitlichen Funde aus Rössen keiner einheitlichen Kultur. Vielmehr haben wir es

Digitized by Google

hier mit mehreren Kulturgruppen zu tun, die nach der Verschiedenheit der Keramik getrennt werden können:

die Gruppe der Stichreihenkeramik,
" " " (Rössener) Brandgräberkeramik,
" " " nordischen (Megalith-)Keramik,
" " " sächsisch-thüringischen Keramik (Schnurkeramik) und
" " " Glockenbecher.

Die Stichreihenkeramik.

Von dieser Gruppe sind nur Funde aus Wohngruben und Streufunde vorhanden, und zwar Tonscherben, zwei fußähnliche Gebilde aus gebranntem Ton mit Stichverzierung, Silexabschläge und -messerchen, eine Pfeilspitze, mehrere Nuklei, runde Klopf- oder Mahlsteine, Reibeplatten aus Sandstein, Holzkohle, gebrannte Steine von Herdanlagen, Hüttenbewurf, z. T. mit Zweigabdrücken und Tierknochen. Gräber kommen nicht vor.

Da ganze Gefäße nicht gefunden worden sind, sind wir für die Beurteilung der Keramik nur auf die Scherben hingewiesen.

Die Form läßt sich nicht mit Bestimmtheit feststellen. Wo der Rand noch erhalten ist, ist er entweder gerade aufsteigend, sich etwas verjüngend (Abb. 28d) oder schwach nach außen geschweift und oft zu einem schmalen Wulst umgelegt (Abb. 28 h, i).

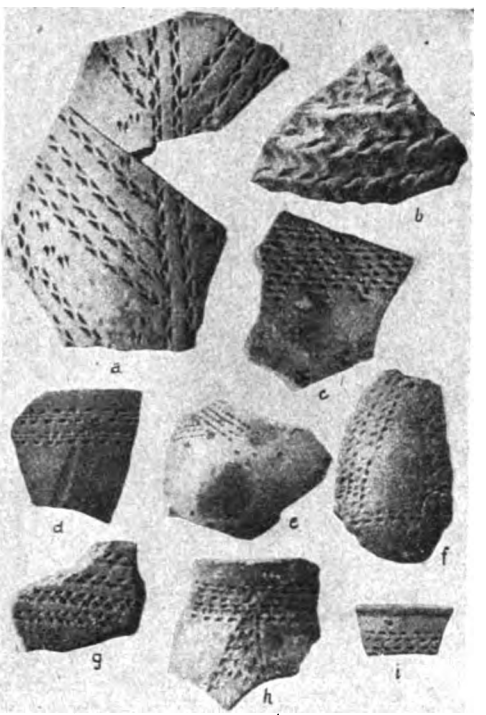


Abb. 28. 1 : 2. Stichbandverzierte Scherben aus Rössen.

Die Tonmasse ist im allgemeinen fein und gut geschlemmt und von einer hell- oder dunkelbraunen Färbung; nur ausnahmsweise, z. B. bei der Scherbe (Abb. 28f), die eine rötliche Oberfläche hat, ist die Farbe anders. Der Brand ist hart, so daß die Scherben beim Anklopfen einen fast klingenden Ton abgeben. Die Stärke schwankt zwischen 3—5 mm, je nach der Größe der Gefäße.

Die Ornamente sind durch aneinandergestellte Reihen von Stichen gebildet, die zu Bändern geordnet sind. Öfters sind die Stiche nur durch ein spitzes Instrument eingestochen (Abb. 28 c, e, f, h), bei anderen ist es deutlich

Digitized by Google

zu erkennen, daß ein Rollstempel oder Zahnrad verwendet worden ist (Abb. 28 a, d, g). Bei der Scherbe (Abb. 28b) ist das Ornament durch aufgelegte, seitlich mit Fingernageleindrücken zusammengedrückte Tonleisten gebildet.

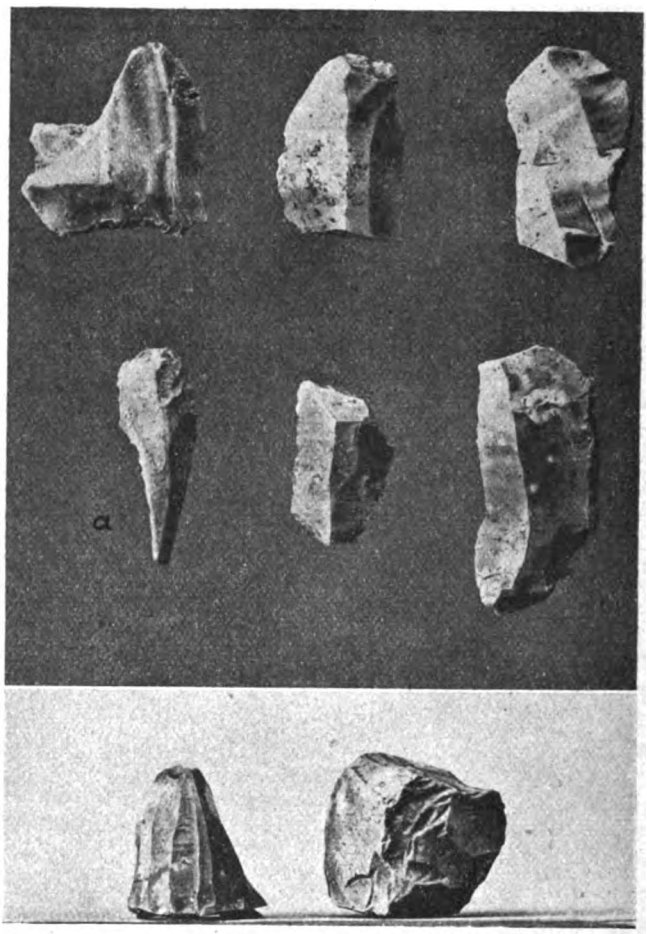


Abb. 29. Pfeilspitze (a), Abschläge (2 : 3) und Nuclei (1 : 2). Aus stichbandkeramischen Wohngruben in Rössen.

Die einzige gefundene Feuersteinpfeilspitze (Abb. 29a) ist aus einem Abschlag länglich dreieckig zugehauen, mit abgerundetem Bahnende [1]). Von einer reichlichen Verwendung des Feuersteins zeugen die zahlreichen Abschläge und Messerchen und vor allem die kleinen Nuklei (Abb. 29), die in ihrer Her-

[1]) Ähnliche Pfeilspitzen sind auch in Schlesien und Böhmen gefunden (Seger, Die Steinzeit in Schlesien, S. 6, Abb. 3, Arch. f. Anthr. N. F. Bd. V; Pic, Cechy predhistoricke I, Taf. III, Abb. 3, 4, 9, 32 u. 33).

Digitized by Google

stellungsart an die nordischen erinnern. Jedoch ist man nicht über eine Kleinindustrie herausgekommen, was auch in anderen bandkeramischen Siedelungen Bestätigung findet, wohl hauptsächlich aus Mangel an Material.

Besondere Aufmerksamkeit verdienen die beiden fußähnlichen Tongebilde (Abb. 30 und 31). Sie sind jetzt abgebrochen und haben wahrscheinlich ursprünglich ganzen Figuren irgendeiner Form angehört, ob menschen- oder tierähnlichen läßt sich nicht sagen. In Znaim-Neustift in Mähren ist ein Frauenidol gefunden, das fast dieselbe plumpe Fußbildung hat [1]). An dem einen

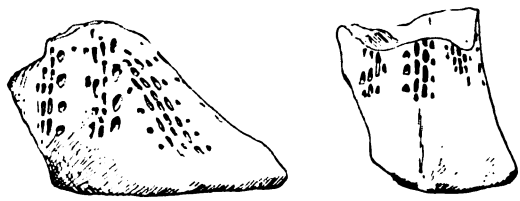


Abb. 30 u. 31. 2 : 3. Rössen. Beide Stücke sind fast gleich. Abb. 30 ist von der Seite, Abb. 31 von vorn gezeichnet.

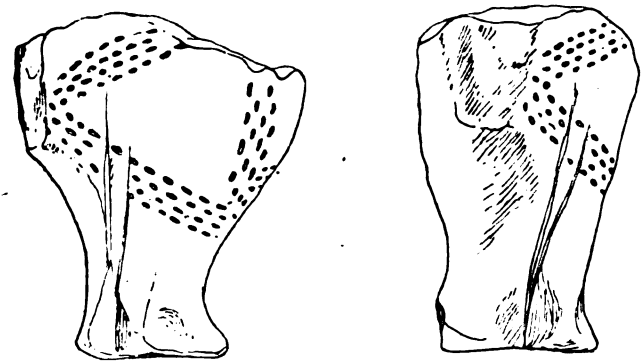


Abb. 32 (von 2 Seiten gesehen). 2 : 3. Rössen Kr. Weißenfels.

Stück ist noch eine schwarze, teerartige Masse zu sehen, die zeigt, daß es schon in vorgeschichtlicher Zeit abgebrochen und angekittet gewesen ist.

Plastische Tonfiguren, die in dem Kulturkreis der Bandkeramik Ost- und Südosteuropas (Butmir in Bosnien, Jablanica und Gradac in Serbien, Tordos und Brenndorf in Siebenbürgen, Jassy in Rumänien u. a.) eine sehr häufige Erscheinung sind, kommen in Mitteleuropa nur selten vor. Mir sind folgende Fundorte bekannt: Černý Důl in Böhmen, ein Gefäßansatz in Form eines Tierkopfes mit typischen eingestochenen Verzierungen (Pič, a. a. O. I, Taf. LVIII, 10 und Weinzierl, Zeitschr. f. Ethnol. 1897, S. 252); Ribeian, ebenfalls in Böhmen, Votivgefäß in Stierform, mit Stichreihen verziert (Weinzierl,

[1]) Hörnes, Die Urgeschichte der bildenden Kunst in Europa. 2 Aufl., S. 267.

Digitized by Google

Mannus I, S. 189—190) [1]); Commatzsch, Staat Sachsen, Torso einer weiblichen Figur (Präh. Zeitschr. I, S. 401); Grana, Krs. Zeitz, Prov. Sachsen, Bruchstück eines stierhornähnlichen Gegenstandes (Sammlung Dr. Wilcke, Zeitz); ein fußähnlicher Unterteil eines hohlen Gegenstandes aus Stößen Krs. Weißenfels, Prov. Sachsen (Abb. 32, Provinzialmuseum Halle). Alle diese Figuren sind mit eingestochenen Verzierungen versehen. In dem Jordansmühler Kulturkreis treten sie auch auf (vgl. Seger, Die steinzeitlichen Stilarten der jüngeren Steinzeit Schlesiens, S. 8, und Jira, Neolithische bemalte Keramik in Böhmen, Mannus III, S. 247). Aus dem südwestdeutschen und megalithischen Kulturkreis kenne ich keine derartigen figürlichen Darstellungen.

Die Brandgräberkeramik [2]).

Während von der Gruppe der Stichreihenkeramik nur Siedelungsfunde gemacht worden sind, sind aus dieser Gruppe — wie aus der Benennung hervorgeht — auch Gräber vorhanden. Da aber selten dieselben Gefäßformen in den Wohngruben und in den Gräbern vorkommen, und da auf einem dauernd besiedelten Ort wie Rössen Vertreter mehrerer Kulturgruppen ihre Hinterlassenschaft zurückgelassen haben, ist es oft mit Schwierigkeiten verknüpft, mit Sicherheit zu entscheiden, welche Gräberfunde und welche Siedelungsfunde einer und derselben Gruppe zuzuschreiben sind. Es müßten denn einige allgemeine Merkmale vorhanden sein, die beiden Arten von Funden gemeinsam sind, oder sie müssen an mehreren Orten gemeinsam auftreten und unter Umständen, die eine Verwechslung ausschließen. Wenn sie weiter ein gemeinsames Ursprungsland haben, und keine Zweifel gegen die zeitliche Zusammengehörigkeit bestehen, ist man berechtigt, die verschiedenen Funde zu einer Gruppe zu vereinigen.

Götze hebt zwei Formen hervor, die in den Brandgräbern vorkommen — „kleine konische Tassen mit zwei unmittelbar unter dem Rande sitzenden Schnuröfen und Becher oder Töpfe, welche aus einem konischen Hals mit zwei Schnuröfen und einem scharfkantig geknickten Bauche bestehen [3])".

Die letztere von diesen Formen kehrt in dem Gefäß Abb. 24 wieder. Außerdem hat dieses am Bauchumbruch zwei Gruppen von je drei kleinen Warzen. Es ist die Hauptform der Brandgräbergefäße. Als charakteristische

[1]) In der Sammlung Palliardi, Mährisch-Budwitz, soll nach einer freundlichen Mitteilung des Herrn Obergeneralarzt Dr. Wilke auch plastische Darstellungen aus Böhmen vorhanden sein.

[2]) Um gleich Mißverständnissen vorzubeugen, möchte ich hervorheben, daß diese Benennung nur die Verhältnisse in Rössen berücksichtigt und auch nicht einmal hier ganz zutreffend ist. Neben den Brandgräbern kommen nämlich auch Skelettgräber mit derselben Keramik vor. Weiter ist diese auch anderwärtig teils mit Skelett- teils mit Brandgräbern vertreten. Aber da die Skelettbestattungen in Rössen nur eine Ausnahmeerscheinung zu sein scheinen, mag diese Benennung als vorläufige hier berechtigt sein.

[3]) Götze, a. a. O. S. 244, Abb. 6 u. 25.

Digitized by Google

Merkmale möchte ich hervorheben: die Dreigliederung des Profils in einem scharf angesetzten, etwas ausladenden, weiten Hals, einer deutlich zu erkennenden, öfters gewölbten Schulter und einem konischen, im allgemeinen ein wenig nach innen geschweiften Unterteil. Weiter sind die unter dem Rande befindlichen Schnuröse und die Warzen am Bauch zu erkennen. Auf diese Urform gehen die übrigen Gefäße zurück (Abb. 25—27). Eins oder mehrere von den genannten Merkmalen können verloren gegangen sein, aber im großen und ganzen erkennt man den allgemeinen Charakter wieder. Bei dem Gefäß Abb. 25 fehlen die Schnuröse, die Warzen sind hier drei, in gleicher Entfernung verteilt. Als eine entartete Form betrachte ich das Gefäß Abb. 27. Die Dreigliederung des Profils ist noch vorhanden, aber der Hals ist nicht mehr ein besonderes Glied sondern mit dem Gefäßkörper fest zusammen gewachsen und nur durch die Einknickung des Oberteiles zu erkennen. Die Zahl der Warzen beträgt hier vier. Die nachlässige und ungenaue Art der Herstellung gegenüber der sorgfältigen Formgebung der vorigen Gefäße spricht auch für eine ziemlich weitgegangene Entwicklung.

Eine Entwicklung in anderer Richtung zeigt das Gefäß Abb. 26. Bei diesem ist der Unterschied zwischen Hals und Schulter völlig ausgeglichen und das Profil zeigt eine gleichmäßige, etwas nach innen gebogene Linie von dem Rande bis zum Bauchknick, der noch seine ursprüngliche Schärfe hat. Die beiden Schnuröse unter dem Rande sind beibehalten, während die Warzen am Bauchknick fehlen. Die saubere Herstellungsart ist dieselbe wie bei dem Ursprungsgefäß.

Neben diesem hier angeführten Beispiele der Weiterentwicklung des Gefäßes Abb. 24 kommen noch mehrere Abarten vor, die bei den früheren Ausgrabungen in Rössen gefunden worden sind.

Die entwickelten Formen sind in der Provinz Sachsen eine nicht allzu seltene Erscheinung, die Ursprungsform steht dagegen ziemlich allein da. Aber wenden wir uns dem Osten zu, so finden wir fast genau denselben Typus auf der steinzeitlichen Siedelung von Jordansmühl in Schlesien [2]). Während nun in Rössen und dessen weiterer Umgebung die abgeleiteten Formen ziemlich häufig vorkommen, scheinen sie in Schlesien zu fehlen.

Unter den Gefäßen aus den Wohngruben fällt vor allem die Fußschale (Abb. 23) auf. Obgleich sie ohne Beifunde in einer Grube gefunden ist, zeugen jedoch die unterhalb des Randes, am Übergang zwischen Rand und Schale angebrachten Warzen für ihre Verwandtschaft mit den zuerst erwähnten Grabgefäßen. Die sorgfältige Formgebung und die Tonmasse ist auch dieselbe.

[1]) Seger, Die Steinzeit in Schlesien. Arch. f. Anthr. N. F. Bd. V. Taf. V: 7. Vgl. auch „Die keramischen Stilarten der jüngeren Steinzeit in Schlesien", Schlesiens Vorzeit N. F. Bd. VII, S. 4, Abb. 3.

Digitized by Google

Auch sie ist ein unzweideutiger Beweis für den Zusammenhang der Rössener Brandgräberkeramik mit der Keramik von Jordansmühl [1]).

Von den Beifunden sind besonders die kleinen Marmorperlen zu erwähnen. Sie sind in Rössen in großer Zahl und von verschiedener Form vorhanden — längliche, zylinderförmige und kurze, scheibenförmige — und sind zu Hals- und Armbändern zusammengefügt. Auch Perlen aus anderen Stoffen — Kohle, Perlmutter, Eber- und Hirschzähnen und Kupferblech — kommen vor.

Die Steingeräte sind durch zwei Typen vertreten — die kleine flachgewölbte, für die Bandkeramik charakteristische Hacke und der unsymmetrische, durchlochte Axthammer (Abb. 22). In der Form ähnelt er einer abgeschlagenen, hochgewölbten Hacke oder dem Schuhleistenkeil. Das Loch ist ziemlich weit hinten angebracht, die Schneide liegt nicht in der Mittachse sondern mehr nach der einen Seite. Hierdurch wird diese Seite mehr gewölbt als die andere. Bei einer kurzen Durchsicht der im Völkerkundemuseum zu Berlin ausgestellten Funde aus Rössen fand ich diesen Hammertypus in mehreren Exemplaren vertreten, während der eigentliche Schuhleistenkeil fehlte. Ich bin deshalb geneigt, diese Hammerform als eine für die Rössener Gruppe charakteristische anzusehen. Die Ausgangsform ist der Schuhleistenkeil, der für besondere Zwecke umgebildet worden ist.

Ziemlich zahlreich sind die länglichen lamellenartigen Feuersteinabschläge. Besonders hergerichtete Geräte aus Feuerstein mit Ausnahme von ein paar kleinen Schabern wurden sonst nicht gefunden.

Aus der vorhergehenden Erörterung ergibt sich, wie nahe die hier besprochene Gruppe mit der ostdeutschen, von Jordansmühl bekannten Keramikgruppe verwandt ist. Ich möchte deshalb vorschlagen, die Benennung „Rössener Brandgräbergruppe" durch die schon vorhandene „Jordansmühler Gruppe" zu ersetzen.

Einer von den für die schlesische Jordansmühlgruppe sehr charakteristischen Typen fehlt bis jetzt in Rössen — der Krug mit zwei Henkeln. Obgleich dieser Krug in Rössen bis jetzt nicht gefunden worden ist, ist er jedoch in der Provinz Sachsen nicht ganz unbekannt. Ich werde bei der Besprechung der nächsten Gruppe auf diese Form zurückkommen.

Ich habe jetzt das Vorhandensein der Jordansmühler Keramik auch in der Provinz Sachsen nachzuweisen versucht. Da aber dieselbe Erscheinung nicht an zwei so weit entlegenen Gegenden wie Jordansmühl und Rössen gleichzeitig entstanden sein kann, fragt es sich, welche von diesen beiden der Ursprungsort ist.

Für den böhmischen Zweig nimmt Seger Schlesien als Ausgangsort an, weil in Schlesien die Jordansmühler Keramik nur in Skelettgräbern vorkommt, während die böhmischen Gräber Brandbestattungen enthalten. Zu demselben

[1]) Über die Verbreitung der Becher und der Fußschalen s. Seger, Die Steinzeit in Schlesien. S. 13, Anm. 3 u. S. 12.

Digitized by Google

Ergebnis kommt man auch aus rein typologischen Gründen. Die schlesischen Gefäße machen einen ursprünglicheren und reineren Eindruck, als die böhmischen [1]). In Rössen ist die Jordansmühlkeramik sowohl in Skelett- als in Brandgräbern vertreten. Ich habe auch gezeigt, daß unter den Bechern die entarteten Formen in Rössen in Mehrzahl sind, während sie in Jordansmühl zu fehlen scheinen. Diese beiden Umstände sprechen dafür, Schlesien als Heimatland der in Rössen vorhandenen Jordansmühler Keramik anzusehen.

Die nordische Keramik.

Wies die im vorigen behandelte Keramik in ihrem Ursprung nach den Osten und Süden, nach dem großen donauländischen Kulturkreis, sind die Wurzeln der folgenden Gruppe im Osten und Norden zu suchen.

Die große Amphore (Abb. 7) gehört einem Formenkreis an, der seine hauptsächliche Verbreitung im Osten und Norden von Mitteleuropa hat. Als charakteristische Merkmale seien hervorgehoben: eine schlanke Form mit scharf angesetztem, fast zylindrischem oder etwas nach außen geschweiftem Hals, hochgewölbter Schulter und konischem Unterteil. Mehrere von den kleineren Stücken haben stark abfallende Schultern, so daß das Profil fast doppelkonisch wird. Die Farbe ist meistens dunkel, fast schwarz, glänzend oder stumpf. Oft sind sie unverziert. Wo Verzierung vorkommt, besteht sie aus aufgelegten Tonleisten, die von den Henkeln ausgehen, entweder mit diesen organisch zusammengewachsen als Fortsätze, oder als Ornament angebracht, wie bei dem Rössener Gefäß. Die Henkel sind verhältnismäßig klein aber kräftig und sitzen am Übergang zwischen Hals und Schulter. Deren Zahl ist immer zwei. Wo Fundverhältnisse bekannt sind, sind sie immer in Flachgräbern gefunden.

Ich gebe hier, ohne Anspruch auf Vollständigkeit, folgende mir bekannte Fundorte an und gehe dabei von der Provinz Sachsen aus: **Hundisburg**, Kr. Neuhaldensleben (Sg. Neuhaldensleben, Mannus II, S. 72, Abb. 42); **Bleckendorf**, Kr. Wansleben, H. 25 cm (Mus. Halle); **Naundorf**, Kr. Delitzsch, H. 24 cm, mit plastischen Henkelfortsätzen (Mus. Halle, „Mitt. aus d. Prov. Mus. d. Prov. Sachsen", II, S. 65, Abb. 34); **Lochau**, Saalkreis, 2 Ex. H. 20,5 und 24 cm (Mus. Halle); **Beesen**, Saalkreis, H. 24,5 cm (Mus. Halle).

Bei einem Besuch im Völkerkundemuseum zu Leipzig habe ich mir die beiden Fundorte **Möritzsch**, Kr. Merseburg, und **Zweimen** in Sachsen angemerkt.

In Schlesien kommen sie in den steinzeitlichen Gräberfeldern von Roßwitz vor (**Seger**, Die ker. Stilarten usw. S. 34, Abb. 137, 142).

Aus Böhmen bildet **Weinzierl** zwei Exemplare von **Teplitz-Schönau** ab (Mannus I, S. 199), das eine mit plastischen Henkelfortsätzen versehen.

[1]) Vgl. die Abb. bei **Jira**, Mannus III, S. 246 und **Pič**, a. a. O. Taf. XXXVIII, Abb. 15.

Digitized by Google

In der Uckermark sind nach von der Hagen (Mannus VII, Taf. IX, 40 und XI, 48) zwei hierhergehörige Gefäße gefunden, das eine bei Melzow, das andere in Schmiedeberg. Zu dieser Gruppe rechne ich auch die Krugflasche von Ostdorf bei Schwerin (Beltz, Die vrg. Altertümer des Großherzogtums Mecklenburg-Schwerin, Taf. 17, Abb. 159).

Soweit ich das Material überblicken kann, hat also dieser Typus seine Verbreitung in Mecklenburg, Uckermark, der Provinz und dem Staate Sachsen und Böhmen. Entstanden in der Gegend östlich der unteren Elbe aus Formen wie Beltz (a. a. O.). Taf. 17: 160 und 161, die wieder auf die dänischen und schleswigholsteinischen Kugelflaschen zurückgehen, geht er von hier aus nach Süden, die mittlere Elbe und Oder und deren Nebenflüsse aufwärts durch Sachsen und Schlesien bis nach Böhmen.

Die Henkelkannen (Abb. 19) werden dadurch gekennzeichnet, daß der Bauchteil dem Halse gegenüber an Größe zurücktritt. Der breite, geschwungene Henkel setzt oben am Rande und unten am Halsansatze an. Der Hals ist scharf abgesetzt, ziemlich weit und zylindrisch, der Bauchteil zusammengedrückt doppelkonisch. Die Farbe ist dunkel, meistens glänzend. Die Verzierung, wo solche vorhanden ist, besteht aus am Bauche herunterhängenden Franzenornamenten, zu Bändern oder Bündeln geordnet. Außerdem kommt oben am Rande eine doppelte Stich- oder wagrechte Strichreihe vor.

Bei den meisten sind die Fundumstände nicht bekannt, nur in zwei Fällen ist angegeben, daß sie in Steinplattengräbern gefunden worden sind.

Kossinna[1]) und nach ihm andere Forscher stellen diese Kannen mit dem Anhalter oder Bernburger Typus zusammen. Wahrscheinlich haben sie auch viele Beziehungen zu diesen, aber da sie nicht mit hierhergehörigen Gefäßen gefunden worden sind, müssen sie vorläufig als Sondergruppe behandelt werden. Die Verzierung zeigt Merkmale, die direkte Beziehungen zu den im östlichen Deutschland vorkommenden Vertretern der nordischen Keramik haben. Bei der folgenden Aufzählung der von mir bekannten Henkelkannen nenne ich nur typische, echte Vertreter dieser Gruppe, während ich die späten, abgeklungenen Formen unbeachtet lasse.

„Aus einem Hügel in der Opperschöner Mark", Saalkreis. Drei Kannen, zusammen mit einer Trommel gefunden; die größte ist 21 cm hoch und am Bauch mit herunterhängenden Strichbündeln verziert, die mittlere hat beiderseits des unteren Henkelansatzes zwei kleine Warzen, die kleinste ist unverziert; H. 13 cm (Abgeb. J. Schr. f. d. Vorgesch. d. sächs.-thür. Länder, Bd. I, Taf. III, u. A. h. V. Bd. V, Taf. XIII).

Groß-Kayna (Janushügel) Kr. Weißenfels, unverziert, 15 cm hoch, mit Kupfer und durchbohrten Zähnen.

Steckersberg bei Merseburg, unverziert, H. 12,5 cm.

[1]) „Die deutsche Vorgeschichte eine hervorragend nationale Wissenschaft", 2, S. 26.

Digitized by Google

Hohenthurm (Husarenhügel), Saalkreis; unverzierte Kanne von 13 cm Höhe. Zu demselben Funde gehört auch ein doppelhenkliger Krug mit schwach eingedrückten, senkrechten Linien am Oberteil des Gefäßkörpers. Von derselben Fundstelle stammen auch Bruchstücke von zwei Trommeln, ob demselben Fund zugehörig, läßt sich nicht feststellen.

Braschwitz, Saalkreis. In einem Steinplattengrabe gefunden. Verzierung: am Rande zwei horizontale Reihen von Tiefstichen, eine solche am Übergang zwischen Hals und Bauch; von hier aus hängen acht mit Stichen gefüllte, eingeritzte Doppelbänder herunter. H. 16,5 cm. (Abgeb. bei Kossinna „Die deutsche Vorgeschichte eine hervorragend nationale Wissenschaft", 2, S. 27, Abb. 36).

Knapendorf, Kr. Merseburg. In einem Steinplattengrabe gefunden. Die Verzierung besteht aus in Furchenstich hergestellten Strichen und zwar einer Reihe senkrechter, kurzer Striche am Rande und herunterhängenden Strichbündeln am Oberteile des Bauches.

Heiligenthal, Mansfelder Seekreis; kleine Kanne zusammen mit Kupferresten in einer unregelmäßigen Steinpackung gefunden. H. 9,5 cm (erwähnt von Wahle in Mannus, Ergänzungsband II, 1911, S. 34, Anm.).

Tagewerben, Kr. Weißenfels, mit verzierten Muscheln und Muschelscheiben. H. 15 cm.

Oldisleben bei Allstedt, Hügel XIV; 16 cm hohe Kanne mit längsgerippten Henkeln und Warzen am Bauch eindruck, kleinere Kanne mit horizontal gereifelten Hals und ebenfalls längsgerippten Henkel (Mus. Jena; Götze, Höfer und Zschiesche, Die Vor- und frühgeschichtlichen Altertümer Thüringens, S. 129).

Walternienburg, Kr. Jerichow I; unverzierte Kanne. An der oberen und unteren Ansatzstelle des Henkels ist an jeder Seite je eine Warze angebracht. H. 18 cm (Priv. Sg.; J. Schr. f. Vorg. d. sächs.-thür. Länder, Bd. 10, Taf. XX, Abb. 7).

Wegen ihrer reichen und eigenartigen Verzierung erwähnenswert ist weiter eine im Museum Halle befindliche Kanne unbekannten Fundorts. Zwischen den am Bauche herunterhängenden Strichbündeln befinden sich am Bauchknick drei Gruppen kurzer Striche. Vom Halsansatze geht in jedem Zwischenraum ein Paar von je drei, unten hakenförmig umgebogenen Strichen nach unten, an die „Doppelhaken" der Trommeln erinnernd; zwischen diesen und den Strichgruppen am Bauchknick ist eine kurze Zickzacklinie angebracht.

Für die Beurteilung dieser Kannen sind besonders die Verzierung und die Beifunde von Wichtigkeit.

Für die Art der Verzierung bezeichnend ist die senkrechte Orientierung am Bauch mit den Freilassen des Halses bis zum Rande, der eine oder zwei Reihen kurzer Linien oder Striche hat. Diese Art kommt bei den älteren und jüngeren Walternienburgkeramik nicht vor; hier ist die horizontale Verzierung

Digitized by Google

vorherrschend. Bei der nordwestdeutschen Megalithkeramik fehlt sie ebenfalls. Dagegen findet man sie in der steinzeitlichen Keramik der südlichen Ostseeländer und deren Ausläufer nach dem Süden. Auch die Gruppierung zu Bündeln oder Bändern ist hier heimisch (vgl. die Abb. bei Corwentz, „Das westpr. Prov. Mus. 1880—1905", Taf. 43, 2; Beltz, „Die vorg. Altert. d. Großherzogtums Mecklenburg-Schwerin", Taf. 17: 160; Mestorf, „Vorg. Altert. aus Schleswig-Holstein", Taf. XVI, 135). Die Bündel- oder Fransenverzierung kommt weiter in Schlesien und Böhmen vor (vgl. Seger, a. a. O. S. 35 und Pič, a. a. O. Taf. XXXVI, 19). Das letztgenannte Gefäß aus Böhmen ist auch der Form nach ein typischer Vertreter der hier behandelten Kannen. Typologisch dürften die verzierten Kannen wegen der strengen Formgebung die älteren sein.

Unter den Beifunden sind besonders die Trommeln und die doppelhenkeligen Krüge von Wichtigkeit. Außer dem mit der Kanne aus Hohenthurm zusammengefundenen Kruge kenne ich aus der Provinz Sachsen noch einen. Dieser stammt aus einem Funde von Hundisburg (Kr. Neuhaldensleben), wo außerdem Bruchstücke von einer Trommel vorkamen. Der Krug hat am Bauch herunterhängende Linienbündel, die beiderseits von kleinen Stichen begrenzt sind. Oben am Rande befindet sich eine Doppelreihe kleiner Stiche und unter dieser eine eingeritzte Zickzacklinie. Das System der Verzierung stimmt also mit dem der Kannen überein (vgl. einen Krug aus Böhmen mit ganz ähnlicher Verzierung; Pič, a. a. O. Taf. 6, 27).

Nach diesen Erwägungen dürften die Kannen ihre nächsten Beziehungen zu Böhmen und Schlesien haben. Von hier aus sind sie zurückzuverfolgen nach dem Norden und dann weiter nach dem Westen.

Auch die Trommel (Abb. 19) zeigt Merkmale, die sie mit dem Osten und zwar mit Jordansmühl in Beziehung stellt, vor allem der eingebogene Rand, der besonders bei den Schalen vorkommt (Seger a. a. O. S. 4, Abb. 4). Die Trommel selbst ist aber ein mitteldeutscher, speziell provinzial-sächsischer Typus, der sonst nicht, wenigstens in seinen älteren Formen, mit dem Osten etwas zu tun hat. Das Stück aus Rössen zeigt nur, daß die Trommeln in einer bestimmten Periode ihrer Entwicklung in Beziehung zu dem vom Osten nach dem Westen gekommenen Kulturstrom gestanden haben [1]).

Das flaschenförmige Gefäß (Abb. 16) betrachte ich als eine Abart der meist kleinen und unverzierten, dunkelfarbigen Amphoren mit gewölbter Schulter, konischem Unterteil und mit scharf abgesetzten Hals. Die Zahl der an der Schulter angebrachten Henkel ist immer vier. Diese Gefäße kommen in der Prov. Sachsen nicht selten vor. Im Prov.-Museum zu Halle werden Vertreter dieser Form von folgenden Fundorten aufbewahrt: Frose, Kr. Kalbe; Aschersleben, Kr. Aschersleben; Bitterfeld, Kr. Bitterfeld; Zörbig, Kr. Bitter-

[1]) In einer nächstens in den „Veröffentlichungen des Prov.-Museums zu Halle" erscheinenden Arbeit werde ich auf die deutschen Trommelfunde näher eingehen.

Digitized by Google

feld; Polleben, Mansfelder Seekreis; Bennstedt, Mansfelder-Seekreis; Helmsdorf, Mansfelder Seekreis; Radewell, Saalkreis; Ammendorf, Saalkreis; Rössen, Kr. Merseburg (Aus der Grube I, s. S. 9); Leimbach, Kr. Querfurt; Querfurt, Kr. Querfurt, und Wengelsdorf, Kr. Weißenfels (die letztere verziert).

Bei der Alphafabrik in Bernburg ist ein mit dem Rössener Exemplar in der Form fast übereinstimmendes Gefäß gefunden (Höfer und Merkel, „Kat. des Altertumsmuseums der Stadt Bernburg", S. 60, Abb. B 388).

In Böhmen und Schlesien kommen sie auch vor (Weinzierl, Mannus I, S. 193, Abb. 5, links, Pič, a. a. O. Taf. XXXVIII, Abb. 1, Seger, a. a. O. S. 57, Abb. 228). Die Beigefäße sind kleine, einhenkelige Tassen und einhenkelige Krüge. Näher auf diese Gruppe einzugehen, wobei besonders die Beigefäße zu berücksichtigen wären, muß ich mir hier versagen. Soviel mag nur gesagt werden, daß auch diese Gefäße anscheinend ihre nächsten Verwandten, und zwar die älteren, im Osten und in Böhmen haben und daß sie vermutlich denselben Weg zurückgelegt haben, wie die vorhin behandelte Gruppe.

Der einhenkelige Krug (Abb. 20) dürfte abgeleitet werden können von den einhenkeligen Gefäßen der nordwestdeutschen Megalithkeramik. Der Weg seiner Entwicklung geht aber nicht geradeswegs von Nordwestdeutschland nach der mittleren Saale sondern nimmt den Umweg über Schlesien, wo ähnliche Krüge in Jordansmühl, Trebnig und Noßwitz[1]), gefunden worden sind. Die schlesischen Stücke sind wie das Rössener unverziert.

Ein in Form und Verzierung fast übereinstimmendes Gegenstück zu der zweihenkeligen Amphore (Abb. 7) ist in Militsch in Schlesien[2]) gefunden. In der Form steht dieses den vorhin behandelten, zweihenkeligen Amphoren nahe, in der Verzierung den Henkelkannen. Es bildet sozusagen ein Bindeglied zwischen diesen beiden Formen und zeigt die Zusammengehörigkeit derselben. Was über diese gesagt worden ist, hat also auch für jene Gültigkeit. Eine etwas abgeklungene Form ist in Böhmen gefunden[3]).

Die jetzt behandelten Gefäße sind im allgemeinen — aber nicht immer — in Gräbern gefunden. Als Vertreter der Gebrauchskeramik sind die Vorratsgefäße (Abb. 11, 12 und 15) und die Schüssel (Abb. 17) zu betrachten. Das Gebiet der Gebrauchskeramik ist aber bis jetzt viel zu wenig berücksichtigt und durchforscht. Auch haben die den täglichen Bedürfnissen entsprechenden Geräte gegenüber den für die Grabausstattung verfertigten, wo der persönliche oder, sagen wir, Stammesgeschmack sich mehr geltend machen konnte, eine größere Allgemeingültigkeit — sowohl zeitlich als räumlich, soweit die Lebensbedingungen der Menschen übereinstimmend sind, als daß die Unterschiede sich besonders hervorheben.

[1]) Seger, a. a. O. S. 34, Abb. 140 und S. 47, Abb. 191 und 194.
[2]) a. a. O. S. 43, Abb. 133.
[3]) Pič, a. a. O. Taf. VI, Abb. 21.

Digitized by Google

Als allgemeine Merkmale der Gebrauchskeramik des nordischen Kulturkreises sind: große, kräftige Henkel, starke, vorspringende Grifflappen und Zapfen und eine weite, offene Form. Die Verzierung besteht aus Fingertupfenleisten und -Reihen. Die Tonmasse ist immer grob und stark kiesvermengt. Für die zeitliche Gleichsetzung der Gebrauchs- und der Grabgefäße ist das Grab a (vgl. S. 7), das mit Scherben von Gebrauchsgefäßen gepflastert war, besonders wichtig.

Unter den Kleingeräten kommen besonders solche aus Knochen vor (Abb. 13 und 14). Knochengeräte sind eine in den Siedelungen der jüngeren Steinzeit übliche Erscheinung und weisen keine typologischen Merkmale auf.

Nach dem, was ich jetzt gezeigt habe, dürften die in Rössen gefundenen Vertreter der nordischen Keramik im großen und ganzen gleichaltrig sein. Ich habe auch zu zeigen versucht, welche Entwicklung die hierhergehörigen Gefäße durchgemacht haben, wo sie entstanden sind und welchen Weg sie gewandert sind, ehe sie nach Rössen kamen. Ihre Wurzeln liegen im Norden und zwar am südlichen und westlichen Gestade der Ostsee. Von hier aus gehen sie nach Osten durch Mecklenburg, Pommern und Westpreußen, senden von hier aus einen Zweig nach dem Süden aus, der hauptsächlich der Oder aufwärts folgend durch Schlesien und Böhmen zieht [1]). Von Schlesien und Böhmen geht er nach der Provinz Sachsen. Diese Wanderung von den westlichen Ostseeländern bis zur Saalegegend, umfaßt eine geraume Zeit. Der Anfang findet in der zweiten Periode der jüngeren Steinzeit Nordens, der Dolmenzeit, statt, während erst am Schluß der jüngeren Steinzeit das Ende zu setzen ist, in die Periode IV nach Montelius. Bemerkenswert ist, daß die durch die behandelte Keramik ausgezeichnete Kulturgruppe keine oder fast keine Beziehungen zu der nordischen Ganggräberkultur oder der dieser gleichzustellenden nordwestdeutschen Megalithkultur hat, was sicher der Fall gewesen wäre, wenn diese sich aus der Dolmenkultur entwickelt hätte. Dieser Umstand spricht für die Richtigkeit der von Sophus Müller ausgesprochenen Behauptung, daß die Dolmen- und Ganggräberkultur nebeneinander bestanden haben und daß die Steinkisten die direkten Nachfolger der Dolmen sind. In Mecklenburg, wo z. B. die Entwicklung der Krugflaschen (Beltz, a. a. O. Taf. 17, Abb. 160 und 161) aus den Kugelflaschen stattgefunden hat, kommen jene in Steinkisten vor; bei der nächsten Entwicklungsform (Beltz, a. a. O. Taf. 17, Abb. 159) ist schon das Flachgrab an Stelle der Kiste getreten.

Die sächsisch-thüringische Keramik.

Die Gräber mit dieser Keramik — das Hauptgrab des Hügels und Grab f (S. 8) — sind beide Steinplattengräber. Das Steinplattengrab d (S. 8) und das Untergrab des Hügels möchte ich auch hierher rechnen.

[1]) Diese Wanderung deckt sich also mit dem dritten Indogermanenzug nach Kossinna (Mannus II, S. 71 und 79). Über die weitere östliche Verbreitung der Ausläufer der nordischen Keramik s. Kossinna a. a. O.

Digitized by Google

Sowohl die beiden kleinen Amphoren (Abb. 3 und 4) als der strichverzierte Becher (Abb. 8) sind typologisch ziemlich späte Formen. Inwiefern das Vorkommen von Steinkisten für ein älteres oder jüngeres Ansetzen in Betracht kommt, oder ob es für die Zeitstellung ohne Bedeutung ist, läßt sich nicht sagen. Einzigartig ist der mit Steinplatten gepflasterte Boden des Hügelgrabes, was sonst in steinzeitlichen Kistengräbern nicht üblich ist.

Muschelschmuck in der Form von runden durchlochten Scheibchen, wie im Grab f, kenne ich sonst noch aus zwei Gräbern in Rössen. Weiter kommen sie vor in drei schnurkeramischen Gräbern — Hardisleben und Eckstedt (Mus. Weimar, Ill. Führer durch die vorgeschichtliche Abteilung, S. 103) und Esperstedt, Mansfelder-Seekreis (Mus. Halle), in dem 1827 ausgegrabenen Steinkistengrab auf dem Petersberg bei Halle (Kruse, „Deutsche Altertümer", Bd. II, H. 6, S. 97) und bei einem Kinderskelett im Spitzen Hoch bei Latdorf (Kat. des Altert. Mus. der Stadt Bernburg, S. 25 und J. Schr. f. d. Vorgeschichte der sächs.-thür. Länder, Bd. I, S. 41). Zusammen mit der Henkelkanne aus Tagewerben (S. 23) sind sie auch gefunden. Die beiden weimarischen Gräber sind Frauengräber, das Steinkistengrab in Rössen und das Latdorfer Grab enthielten Kinderskelette. Von den übrigen ist das Geschlecht nicht bekannt. Die Muschelscheibchen scheinen also ein besonderer Frauen- und Kinderschmuck gewesen zu sein.

Die Glockenbechergruppe.

Wir haben zwei Gräber, die diese Gruppe vertreten — der freiliegende Hocker im Hügel mit dem Gefäß (Abb. 5) und das Grab mit der Armschutzplatte in der Nähe der Wallanlage (Grab b, S. 7).

Das Gefäß in dem ersteren Grabe nimmt der Form nach eine Zwischenstellung zwischen den Glockenbechern und den Aunetitzer Gefäßen ein. Für die Zugehörigkeit zu der ersteren Gruppe spricht das weiche Profil sowie das Fehlen eines Henkels, für die letztere die im Verhältnis zur Breite niedrige Höhe und die glatte, unverzierte Außenfläche. Ich möchte es aber der Glockenbechergruppe zurechnen. Daß die niedrige Form nicht unbedingt dagegen spricht, zeigt der von Größler[1]) abgebildete Glockenbecher von Unter-Rißdorf. Bei diesem ist das Verhältnis zwischen Höhe und Breite fast genau dasselbe wie bei dem Rössener Gefäß, die Verzierung ist aber die für die Glockenbecher typische; dazu ist er in Gesellschaft einer Armschutzplatte gefunden. Die in Frage kommenden Aunetitzergefäße, d. h. die abgeklungenen Formen ohne scharfe Bauchkante sind m. W. ohne Ausnahme mit Henkel versehen und haben oberhalb des Umbruches einen im allgemeinen sehr deutlich erkennbaren Übergang zwischen Hals und Bauch[2]).

[1]) J.-Schr. f. d. Vorgeschichte d. sächs.-thür. Länder. Bd. VIII, 1909, Taf. III, Abb. 32b.

[2]) Ein Gegenstück zu dem hier besprochenen Gefäße bildet der in einem Hockergrab gefundene Becher von Langendorf b. Weißenfels (jetzt im Besitz des Prov.-Mus. Halle).

Digitized by Google

Die Zeitstellung.

Außer dem hier behandelten fünf Keramikgruppen sind in Rössen auch zwei andere[1]) vertreten — die Spiralmäander- oder Linienbandkeramik und die Keramik der „Rössener Skelettgräber" d. h. in erster Linie diejenigen, die die mit Doppelstichen verzierten Rössener Fußvasen enthalten. Bei der Behandlung der Zeitstellung möchte ich auch diese heranziehen, wenn sie auch nicht bei den Grabungen der letzten Jahre gefunden worden sind.

Wir haben also folgende 7 Keramikgruppen zu berücksichtigen:

Die Spiralbandkeramik,
die Stichreihenkeramik,
die Rössener Fußvasen,
die Keramik der Rössener Brandgräber (Jordansmühl),
die nordische Megalithkeramik,
die sächs.-thür. Keramik und
die Glockenbechergruppe.

Aus der ersten Gruppe — der Spiralbandkeramik — sind mir von den früheren Grabungen zwei Gefäße bekannt. Selbst habe ich keine einzige Scherbe davon gefunden. Ich kann mir also durch eigene Beobachtung kein Urteil erlauben, möchte sie aber jedoch im Anschluß an Seger[2]) (Schlesien), Jira[3]) (Böhmen), und Palliardi[4]) (Mähren) als die älteste Gruppe betrachten.

Für die weiteren Gruppen können die Verhältnisse in Rössen, wie ich sie gefunden habe, einige Auskunft geben.

Die mit Stichreihen verzierten Scherben kommen, außer in den hauptsächlich diese Keramik enthaltenden Wohngruben, über das ganze Gelände zerstreut vor — in der aufgeworfenen Erde des Hügels sowie in den Gräbern und Gruben, die sonst andere Keramik enthalten. Dieses Verhältnis ist nur so zu erklären, daß die späteren Besiedler sie auf dem Felde und in den Gruben vorgefunden haben. Sie müssen also älter sein als diese. Weiter haben wir auch gesehen, daß spätere Gräber, besonders die mit nordischer Keramik, zwischen den Wohngruben mit Stichreihenkeramik angelegt worden waren.

Dieses Gefäß wird der Aunetitzer-Gruppe zugesprochen (Wilte, Ein vorgeschichtliches Grab bei Weißenfels. Mannus V, S. 304). Ich bin aber aus vorhin dargestellten Gründen doch geneigt, auch dieses Gefäß als Glockenbecher zu betrachten. Hier kommt noch hinzu der oben abgeflachte Rand, den ich bei keinem der zahlreichen im Hallischen Museum aufbewahrten Aunetitzer Gefäße gefunden habe, der aber ein typisches Merkmal der Glockenbecher ist. Der Schädel des Langendorfer Skelettes hat auch die für die Schädel der Glockenbecherleute charakteristische Kurzform, während die Aunetitzerleute typische Langschädel sind.

[1]) Bei früheren Grabungen gefunden.

[2]) a. a. O.

[3]) Neolithische bemalte Keramik in Böhmen, Mannus I, S. 225f.

[4]) Die rel. Chron. der jüngeren Steinzeit in Mähren. Wiener präh. Zeitschr. I, S. 256f.

Digitized by Google

Dieses hätte nicht der Fall sein können, wenn nicht eine geraume Zeit verflossen wäre zwischen der Zeit, da die Stichbandkeramiker Rössen verlassen hatten und die Träger der nordischen und Jordansmühlerkeramik sich hier niederließen. Diese Zwischenzeit möchte ich für die Rössener Fußvasen in Anspruch nehmen. Einerseits können diese nicht älter sein als die Stichbandkeramik, anderseits sind in dem Grabe XX (S. 14) mit Jordansmühler Keramik Scherben mit Doppelstichverzierung gefunden worden. Zeitlich sich an die Fußvasen anschließend treten die von Schlesien und Böhmen kommende nordische- und Jordansmühlerkeramik auf, die letztere mit den Brandgräbern. Für die Gleichzeitigkeit dieser beiden Keramikgruppen spricht das gegenseitige Übernehmen von Einzelheiten in der Formgebung und in der Verzierung der Gefäße (vgl. die Trommel und der Doppelhenkelkrug von Hundisburg). Trotzdem müssen aber die Leute, die Träger dieser beiden Kulturen waren, ihre Eigenart beibehalten haben, was sich besonders in bezug auf die Art der Bestattung zeigt.

Zuletzt, ganz am Ende der jüngeren Steinzeit, erscheinen die Vertreter der sächs.-thür. Keramik und die Glockenbecherleute.

Die vorhergehende Untersuchung hat gezeigt, in welch nahen Beziehungen Rössen und der mit ihm zusammenhängende Kulturkreis in Mitteleuropa mit Osteuropa, besonders Schlesien und Böhmen, gestanden hat. Von hier aus ist die Stichreihen-, die Jordansmühler- und die nordische Keramik gekommen. Unterbrochen scheinen diese Verbindungen in der Zeit gewesen zu sein, als die unmittelbar von der nordwestdeutschen Megalithkeramik stammenden, mit Doppelstich verzierten Rössener Fußvasen eindrangen, die sich zwischen die Stichreihenkeramik und die Jordansmühler und nordische Keramik eingeschoben haben.

Digitized by Google

Ein slawischer Friedhof des 12. Jahrhunderts bei Treben Kr. Weißenfels[1].

Von Nils Niklasson, Halle a. S.

Mit 6 Abbildungen und 1 Plan (Taf. IX).

Treben ist eine Wüstung, die auf dem rechten Ufer der Saale, zwischen Weißenfels und Corbetha, dicht am Rande der nach Norden, Osten und Westen steil abfallenden Hochfläche liegt[2]. Im Süden ist der Ort von einer doppelten Wallanlage umgeben. Von dieser ist der innere Wall noch gut erhalten, während der äußere zum größten Teil abgetragen worden ist. Innerhalb der Wallanlage befindet sich noch die alte Kirche — ein typisch romanischer Bau der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts.

Die Besiedelung des Ortes geht zurück bis in die jüngere Steinzeit. Bei einem Probedurchschnitt durch den Wall wurde eine steinzeitliche Herdgrube mit zahlreichen spiralverzierten Scherben angetroffen. Außerdem wurden sowohl auf den Feldern innerhalb und außerhalb des Walles, als in dem Walle selbst und in der Deckerde der untersuchten Gräber öfters bronzezeitliche Scherben gefunden. In einem neuzeitlichen Grabe auf dem Friedhof fand sich sogar eine Rollenkopfnadel aus Bronze.

Über die Schicksale des Dorfes im Mittelalter ist man sehr wenig unterrichtet[3]. Wann es verlassen worden ist, ist nicht mit Sicherheit bekannt[4]. Heutzutage wird sowohl Kirche als Friedhof von der benachbarten Gemeinde Lösau benutzt.

Bei der Anlage von neuen Gräbern war man bei verschiedenen Gelegenheiten auf große Steinblöcke gestoßen, die bei der Anlage der Gräber

[1]) Vortrag gehalten auf der 6. deutschen Tagung für Vorgeschichte zu Berlin am 9. April 1920.

[2]) Siehe Meßtischblatt Nr. 2750, Lützen.

[3]) Vgl. Puttrich, „Denkmale der Baukunst des Mittelalters in Sachsen", Bd. 1, Abt. 2. Leipzig 1837 und „Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Sachsen". H. VIII, S. 233.

[4]) Weitere Ausgrabungen, die in Aussicht stehen, werden hoffentlich hierüber Klarheit bringen.

Digitized by Google

hinderlich waren. Um dieses Hindernis zu beseitigen, war man darauf bedacht, die Steinblöcke zu zersprengen und wegzuschaffen. Durch die freundliche Vermittelung des Herrn Prof. Schröter in Weißenfels wurde das Provinzial-Museum zu Halle von diesem Vorhaben benachrichtigt und konnte rechtzeitig eine Untersuchung vornehmen. Die Ausgrabung fand im Mai 1919 statt.

Die Steinblöcke, deren Bedeutung anfangs unklar war, befanden sich auf einem ziemlich beschränkten Raum vor der Südseite der Kirche. Daß die Aufmerksamkeit nicht früher auf dieselben gerichtet worden ist, beruht darauf, daß sie unter der heutigen Erdoberfläche lagen. Die Untersuchung wurde deshalb damit angefangen, die Steine freizulegen. Hierdurch konnte zuerst festgestellt werden, daß die ursprüngliche Erdoberfläche durch Anhäufung von Bauschutt und Erde etwa 50—80 cm künstlich erhöht worden war. Für diese

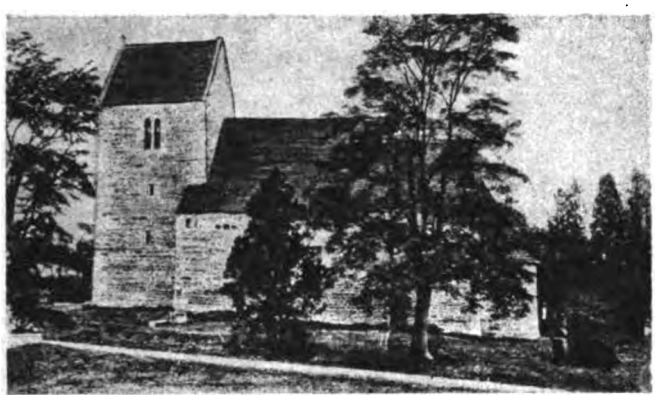


Abb. 1. Die Kirche zu Treben. Die Gräber lagen zwischen dem Weg im Vordergrunde und der Kirche.

Tatsache zeugen einerseits die durch das Wegräumen des Schuttes zum Vorschein gekommenen profilierten Fundamentsteine der Kirche, anderseits ein an der Nordseite der Kirche befindlicher Eingang, dessen Schwellenstein unterhalb der heutigen Oberfläche liegt. Der innere Fußboden der Kirche befindet sich ebenfalls etwa in gleicher Höhe mit der ursprünglichen, jetzt freigelegten Oberfläche.

Die Steine, die also auf dieser ruhten, waren mit wenigen Ausnahmen von Osten nach Westen orientiert. Weiter waren sie im großen und ganzen in parallelen, nordsüdlichen Reihen eingeordnet. Ihrer Lage nach konnte man also annehmen, daß sie Grabsteine gewesen sind, eine Annahme, die bei der weiteren Untersuchung auch ihre Bestätigung fand. Die Zahl der Steine betrug 31. Die Größe war verschieden: der größte maß in Länge 2,20 m mit einer Breite von etwa 1,30 m und einer Dicke von 50—60 cm; der kleinste war nur 1,30 m lang, 60 cm breit und 35 cm stark. Die Form war sehr unregelmäßig.

Digitized by Google

Von einer absichtlichen Bearbeitung oder Behauung war nichts zu sehen. Der Gestein war Quarzit, sog. Knollenstein, wie er in den Braunkohlengruben häufig angetroffen wird.

Ob die also als Grabsteine erkannten Steinblöcke sich in ursprünglicher Lage befanden, oder ob sie einst aufrecht gestanden haben, läßt sich mit Bestimmtheit nicht sagen. Das letztere ist wohl das wahrscheinlichste. Die Fragen, wann und weshalb sie umgeworfen worden sind, sind auch nicht zu beantworten. Daß dieses aber absichtlich geschehen ist, zeigt die Regelmäßigkeit ihrer Lage. Die nächstliegende Antwort ist wohl einfach die, daß bei einer Planierung des Friedhofs, wofür die Erhöhung der Erdoberfläche spricht, sie lästig gefunden worden sind, und da sie zum Wegzuschaffen zu schwer waren, sind sie einfach umgeworfen und mit Erde bedeckt worden. Einen tieferen Sinn dürfte das Umlegen wohl kaum gehabt haben.

Die weitere Untersuchung wurde dadurch sehr erschwert, daß die Steine ziemlich nahe aneinander lagen. Ihrer Größe und Schwere halber konnten sie auch nicht beseitigt werden. Um die unterliegenden Gräber zu erreichen, war es deshalb notwendig, vor jedem Steine einen Schacht einzugraben, von welchem aus dann der Boden unter dem Steine gewölbeartig ausgehöhlt wurde.

Die Gräber lagen 0,80—1,20 m tief unter der Unterseite der Steine, d. h. unter der alten Oberfläche, je nach der Mächtigkeit der Humusschicht. Bei der Herrichtung der Gräber hat man anscheinend absichtlich so tief gegraben, bis der Kies erreicht war. Sie lagen nämlich sämtlich etwa 30—45 cm tief in diesem, d. h. die Oberseite des ehemaligen Sarges — sei es, daß dieser von einer Steinkiste umgeben war oder nicht — hat sich etwa in gleicher Höhe mit der oberen Grenze des Kieses befunden. Diese Beobachtung wurde bei jedem Grabe bestätigt.

Jedem Stein — mit nur wenigen Ausnahmen — entsprach ein unter demselben befindliches Skelett und zwar so, daß der Schädel gerade unter der westlichen Kante des Steines lag; dieser bildete also eine schützende Bedeckung des Grabes. Dieser Umstand beweist die Zusammengehörigkeit der Gräber mit den Steinblöcken und spricht auch für die oben angegebene Annahme, daß diese ursprünglich aufrecht am Kopfende der Gräber gestanden haben. Mehrfach waren die ursprünglichen Gräber durch spätere Bestattungen zerstört worden, so daß in einigen Fällen nur der Schädel oder einzelne Knochen vorhanden waren [1]). Jedoch war die Zahl der gut erhaltenen Gräber überwiegend, so daß man ein ziemlich klares Bild der Art der Bestattungen bekommen konnte.

Die Toten waren in gestreckter, ostwestlicher Lage bestattet worden. Der Kopf lag im Westen mit dem Blick nach Osten oder Norden gerichtet. Die

[1]) Die bei den slawischen Gräberfeldern bei Leubingen (J.-Schr. f. Vorg. der sächs.-thür. Länder, Bd. V, S. 43f.) und Camburg (Zeitschr. f. Thür. Geschichte u. Altertumskunde. Bd. XXII, S. 269f.) erwähnten Teilbestattungen dürften auch auf Nachbestattungen zurückzuführen sein.

Digitized by Google

Arme waren an den Seiten entlang gedrückt. Im allgemeinen waren die Skelette sehr schlecht erhalten. Zum Teil lagen sie frei in der Erde, zum Teil waren sie von hochkantig gestellten kleinen Steinplatten umgeben, die eine Art Kiste bildeten. In einigen Fällen fanden sich diese Platten nur um den Schädel und an den Füßen, während das Skelett im übrigen frei lag. Bei drei Skeletten kam es außerdem vor, daß unter den Schädel eine Steinplatte gelegt war, wodurch er wie auf einem Kopfkissen ruhte. Diese Verschiedenheit in der Art der Bestattung beruht nicht auf einer nachträglichen Zerstörung, sondern ist ursprünglich. Man könnte vielleicht hiernach annehmen, daß zwischen den freiliegenden und den mit Steinkisten versehenen Gräbern ein zeitlicher Unterschied bestände.

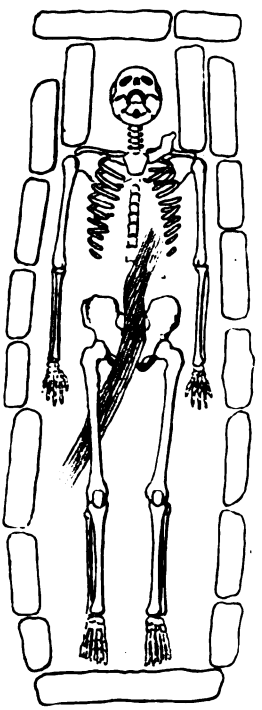


Abb. 2. Grab III.

Abb. 3 Grab III von oben mit dem Stein.

Auf dem Trebener Friedhof konnte aber eine solche Annahme keine Bestätigung finden. Die verschiedenen Gräberarten kamen neben einander auf dem ganzen Friedhof vor. Dieselben Beigaben wurden ebenfalls sowohl in jenen als in diesen Gräbern gefunden (s. u.).

Die am besten hergerichtete und erhaltene Steinkiste wurde im Grab III angetroffen (Abb. 2 und 3). Diese dürfte deshalb als Typus betrachtet werden können. Sie war aus dünnen, etwa 5 cm starken, hochkantig gestellten Sandsteinplatten gebildet. Die Höhe betrug etwa 20—30 cm.

Das Kopf- und Fußende war durch zwei oder eine Platte abgeschlossen. Die größte Weite lag an der Mitte, die beiden Enden waren etwas schmäler.

Digitized by Google

Der Kopf war durch einen an jeder Seite aufgestellten Stein besonders geschützt, wodurch er wie in einer Nische zu liegen kam.

Auf 25 Gräber, deren Erhaltungszustand ein Urteil über die Art der Bestattung ermöglichte, verteilten sich die verschiedenen Gräbertypen folgendermaßen: 10 waren mit Steinkisten oder Steinumfassung, mit oder ohne besonderen Schutz für den Kopf, 7 nur am Kopfe und an den Füßen mit Steinen versehen und 8 lagen ganz frei. Hiernach wären die Steinkisten überwiegend, jedoch ist die Anzahl der untersuchten Gräber zu gering, um daraus irgend welchen Schluß über das Überwiegen des einen oder des anderen der drei Typen zu ziehen. Da weiter, wie vorhin schon gesagt worden ist, die Lage der verschiedenen Gräbertypen auf dem Friedhof keinen Anhaltepunkt für einen zeitlichen Unterschied ergab, sind wir berechtigt anzunehmen, daß die verschiedenen Bestattungsarten gleichzeitig vorkamen, und daß der Unterschied nur von individueller Art war [1]).

In sämtlichen Gräbern wurden Holzreste beobachtet. Diese weisen darauf hin, daß die Toten in irgend einer Art von Holzumhüllung bestattet worden sind. Das Holz — wo bestimmbare Reste noch vorhanden waren, handelt es sich um Eichenholz — war aber schon so vermodert, daß in den meisten Fällen nicht festzustellen war, von welcher Art diese Umhüllung gewesen ist. Etwas läßt sich jedoch sagen. In keinem Grabe wurden Holzreste seitwärts der Skelette gefunden aber sonst sowohl unter als über denselben. Es scheint also, als ob der Verstorbene nur auf ein einfaches Brett gelegt wäre,

[1]) Bei Dalby in Südschweden sind im Herbst 1919 ähnlich hergerichtete Gräber ausgegraben worden. Hier lag der Kopf in einer besonders ausgehöhlten Vertiefung des Kopfsteines. Im übrigen war das Skelett von kleinen Sandsteinplatten umsetzt, ähnlich wie in den Trebener Gräbern. (Nach frdl. Mitteilung des Prof. O. Rydbeck in Lund; vgl. auch Svenska Dagbladet für den 22. Sept. 1919). — An dieser Stelle sei auch an solche mittelalterlichen Steinsärge erinnert, die aus einem Block hergestellt sind, und bei denen auch für den Kopf eine besondere Aushöhlung vorhanden ist.

Aus diesen verschiedenen Typen dürfte folgende typologische Reihenfolge sich zusammenstellen lassen:

a) Steinsarg aus einem Block hergestellt mit besonderer Aushöhlung für den Kopf.

b) Steinkiste mit ausgehöhltem Kopfstein; im übrigen nur Steinplatten (Dalby).

c) Steinkiste, nur aus kleinen Steinplatten hergestellt; der Kopf des Toten seitwärts mit doppelten Steinen umsetzt (Treben, Leubingen a. a. O.).

d) Steinplatten nur am Kopf- und Fußende; das Skelett im übrigen freiliegend (Treben, Leubingen, Bodelwitz — J.-Schr. f. Vorg. d. sächs.-thür. Länder, Bd. I, S. 84).

e) Skelett ganz freiliegend (Treben, Camburg, Nassau — Präh. Zeitschr. I, S. 387).

Mit Ausnahme des Falles a ist der Tote wahrscheinlich außerdem in einer Holzumhüllung beigesetzt worden.

Zu diesen 5 Gräbertypen kommen noch die nach der Körperform in Lehm ausgestochenen Gräber (Gorsleben, Gerbstedt — J.-Schr. f. Vorg. d. sächs.-thür. Länder, Bd. III, S. 70 u. I, S. 170).

Inwieweit bei diesem typologischen Unterschiede auch ein zeitlicher vorhanden ist, läßt sich bei unserer mangelhaften Kenntnis der mittelalterlichen Gräber nicht sagen.

Digitized by Google

wahrscheinlich in voller Kleidung — das Vorkommen von Leder und Stoffresten in Leubingen und Rassau deutet darauf —, und dann in das Grab heruntergesenkt worden ist. Das untere Brett hatte wahrscheinlich den rein praktischen Zweck, die Leiche gerade zu halten. Über dieselben wurde dann zum Schutz ein zweites Brett gelegt (vgl. auch Leubingen). In einigen Gräbern fehlte die obere Holzschicht. Statt dessen fand sich im Grab III (Abb. 2) eine etwa armdicke Bohle, die schräg über dem Körper von der linken Schulter bis unter dem rechten Oberschenkel lag. Vermutlich ist diese Bohle als das Tragholz zu deuten [1]).

Die Beigaben waren sehr spärlich; nur in sechs Gräbern wurden solche gefunden:

Grab B: freiliegendes Skelett; an jeder Seite des Kopfes je ein Schläfenring (Abb. 4: B).

Grab III: bei einem einzelnen Schädel, der außerhalb, dicht neben der Steinkiste lag, fand sich an der rechten Seite ein kleiner Schläfenring (Abb. 4: III).

Grab V: Skelett in einer sorgfältig hergerichteten Steinkiste; an jeder Seite des Kopfes je ein Schläfenring; um den Hals 22 Perlen, und zwar 10 aus rotem Achat, 8 aus Bergkristall, 3 aus gebrannter Prozellanerde und 1 aus Knochen (Abb. 4: V).

Grab XI: freiliegendes Skelett, an der rechten Seite des Kopfes ein kleiner Schläfenring mit daran haftenden Lederresten.

Grab XII: Skelett, nur an den Seiten mit einzelnen Steinen umsetzt; am Kopf 4 Schläfenringe — an jeder Seite je 2; um den Hals 21 Perlen, davon 10 aus rotem Achat, 7 aus Bergkristall, 3 aus gebrannter Porzellanerde und eine größere aus Ton (Abb. 4: XII).

Grab G: freiliegendes Skelett; an der rechten Seite des Kopfes ein eiserner Schlüssel (Abb. 5).

Außerdem fand ich in Grab X, in der Kopfgegend, ein Stück eines Tierkiefers.

Gefäße oder Scherben davon wurden in keinem Grabe gefunden.

Die Schläfenringe sind alle klein und von gewöhnlicher Form, an dem einen Ende flach ausgehämmert und S-förmig umgebogen. Die Oberfläche ist sehr verwittert und grün patiniert. Jedoch sind sie nicht aus Bronze sondern aus einer Legierung von Kupfer und einem Weißmetall, wahrscheinlich Silber. Unter der Patinierung zeigt nämlich das Metall eine weißgraue Farbe. Nur die zwei aus dem Grabe B sind aus zusammengerolltem Blech angefertigt, die

[1]) Von den Gräberfeldern bei Bodelwitz (a. a. O.) und Thiemsdorf bei Pößneck (Zeitschr. f. Thür. Gesch. u. Altertumsk. Bd. XX, S. 653) sind Holzreste erwähnt, die für Würdezeichen oder Lanzenschaft gehalten wurden. Welche Deutung die richtige ist, muß vorläufig dahingestellt werden. Auffallend ist, daß die gleiche Erscheinung in drei verschiedenen Gräberfeldern wiederkehrt.

Digitized by Google

übrigen aus rundem Draht. Die in den Gräbern III und XI einzeln gefundenen Ringe sind auffallend klein mit einem äußeren Durchmesser von nur 11 mm. Der Durchmesser der übrigen beträgt etwa 15—17 mm, was der gewöhnlichen Größen dieser Ringe entspricht.

Die Achat- und Bergkristallperlen sind sämtlich von derselben Form und Größe — unregelmäßig rund mit einem Durchmesser von etwa 8 mm (Abb. 4), nur eine Perle aus Achat ist in Fazetten geschliffen (Abb. 4: Va); die Perlen aus Porzellanerde aus den Gräbern V und XII (Abb. 4: Vb, c, d und XIIa, b, c, d) sind dagegen von verschiedener Form und zeigen eine regelmäßige Ausführung, was sich aus der leichteren Bearbeitung des Materials ergibt. Die Perlen Vb und XIIa haben eine weißglänzende, etwas grün schillernde Oberfläche; die beiden übrigen sind matt. In jedem dieser beiden Gräber kam eine Perle vor, die sich durch ihre Größe besonders auszeichnete: die in Grab V (Abb. 4: Ve) aus Knochen, die in Grab XII (Abb. 4: XIIe) aus Ton. Die erstere ist oval, an den beiden Enden etwas beschädigt; die letztere hat eine runde Form und zeigte bei dem Auffinden eine klarrote Farbe, die nachher in der Luft erblaßte. Sie ist ringsum mit kleinen runden Eindrücken versehen.

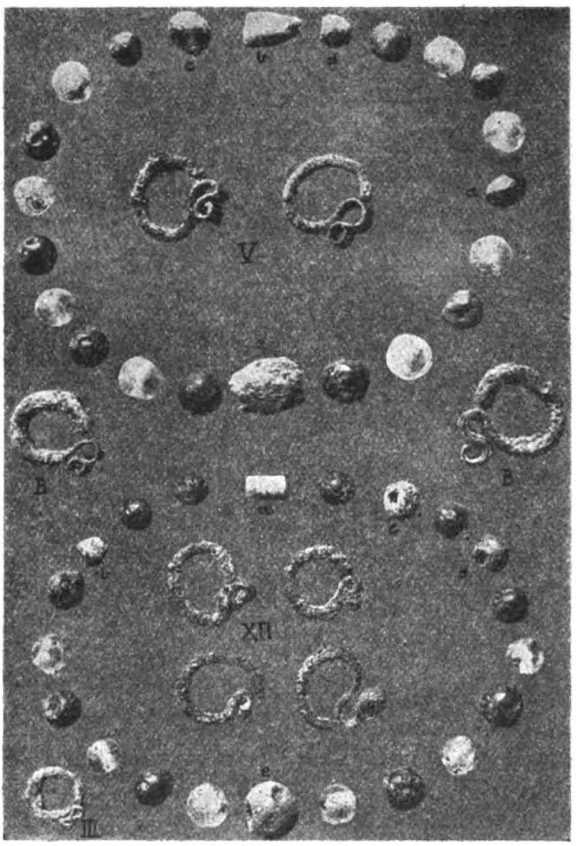


Abb. 4. $^2/_3$ n. Gr.

Einen eigenartigen Fund bildet der in Grab G gefundene eiserne Schlüssel (Abb. 5). Die Form desselben ist kurz und plump mit verhältnismäßig großem Bart. Im Provinzialmuseum Halle wird ein ähnlicher Schlüssel aufbewahrt, der nebst einem Schläfenring aus einem slawischen Grabe auf dem jetzt abgetragenen Kirchenhügel in der Wüstung Ober-Bersdorf bei Sömmerda, Kr.

Digitized by Google

Weißensee stammt (Abb. 6). Wie bekannt ist der Schlüssel ein Abzeichen der Frauenwürde. Vermutlich sind diese beiden Toten aus Treben und Ober-Bersdorf gute und beliebte Hausfrauen gewesen, denen ihr Würdezeichen mit ins Grab gegeben ist. Beide Schädel sind nämlich weiblich.

Von stofflichen Beigaben sind nur die kleinen Lederreste aus Grab X zu erwähnen.

Tierknochen, wie hier aus dem Grab X, sind in slawischen Gräbern eine nicht seltene Erscheinung (Bodelwitz, Leubingen). Wahrscheinlich ist dieser Gebrauch ein Überbleibsel aus vorgeschichtlicher Zeit, da dem Toten Wegzehrung für die Fahrt in das Jenseits mitgegeben wurde und hängt mit dem „Leichenschmaus" nicht zusammen.

Über die Zeitstellung des Trebener Friedhofes geben die Funde selbst keine Auskunft. Schläfenringe und Perlen kommen sowohl in den älteren als den jüngeren slawischen Gräbern vor. Welch Spielraum zeitlich besteht, zeigen

Abb. 5. Treben.

Abb. 6. Ober-Bersdorf.

1/3 n. Gr.

zwei durch Münzen zeitlich bestimmte Gräberfelder derselben Art wie das Trebener. Das eine stammt aus Klein-Tinz, Kr. Breslau, wo ein Denar der Kaiserin Adelhaid (983—995) gefunden wurde [1]), das andere ist das schon mehrmals erwähnte Gräberfeld von Rassau, Provinz Hannover [2]). Hier fanden sich Münzen aus dem Ausgang des 13 Jahrhunderts.

Trotzdem haben wir für den Trebener Friedhof einen Anhaltepunkt, der für die Zeitbestimmung nicht ohne Wert sein dürfte. Wie anfangs schon erwähnt, ist der Bau der Kirche (Abb. 1) in die erste Hälfte des 12. Jahrhunderts zu setzen. Nun ist anzunehmen, daß die Gräber der ersten Zeit des Bestehens der Kirche angehören. Älter können sie kaum sein, da man dann zu erwarten hätte, daß die Gräber auch unter der Kirche zu finden wären. Das ist aber nicht der Fall. Probegrabungen, die dicht an den Kirchenmauern gemacht wurden, zeigten, daß die Gräber etwa 1—2 m von dieser entfernt aufhörten. Für ihre Zusammengehörigkeit mit der Kirche zeugen außerdem die gegenseitige Lage

[1]) Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift, Bd. VII, 1899, S. 537.

[2]) Präh. Zeitschr. I, S. 387.

Digitized by Google

der Kirche und der Gräber zueinander [1]). Wir hätten also hiermit ein Terminus post quem. Viel jünger dürften sie auch nicht sein aus dem Grunde, daß die Leute, die die Gräber angelegt haben, noch ihre slawische Eigenart im Körperschmuck und in der Bestattungssitte beibehalten haben. Wegen der geringen Zahl der Gräber — nach einer ungefähren Schätzung dürften sie 50—60 nicht übersteigen — kann der Friedhof höchstens 50—75 Jahre benutzt worden sein. Die Behauptung, die Trebener Gräber seien im Laufe des 12. Jahrhunderts, besonders in dessen späterem Abschnitt, angelegt worden, dürfte also berechtigt sein. Die hier bestatteten Menschen würden also derselben Generation, die die Kirche gebaut hat, oder der nächstfolgenden angehört haben.

Mit dem Ende des 12. oder Anfang des 13. Jahrhunderts können wir also annehmen, daß die slawischen Bestattungen aufhören, sei es, daß die Slawen vertrieben wurden oder in die germanische Bevölkerung aufgingen. Damit hätten wir auch einen bestimmten Zeitpunkt für die vollständige Wiedergermanisierung der Trebener- und der mittleren Saalegegend und für den endgültigen Sieg des Germanentums über das Slawentum erhalten [2]).

[1]) Eine gute Übereinstimmung geben die vorhin genannten Gräber von Dalby in Südschweden, die ebenfalls, wie die Trebener Gräber bei einer Kirche des 12. Jahrhunderts angelegt sind. Die schwedischen Gräber werden auch in dieselbe Zeit gesetzt.

[2]) Am auffallendsten bei den Trebener Gräbern sind die großen Steinblöcke, die über den Gräbern lagen, und die wir als Grabdenkmäler oder Grabsteine aufgefaßt haben. Meines Wissens ist dieses der einzige Fall, wo solche beobachtet worden sind.

Eine interessante Beobachtung über das Vorkommen und die Entwicklung der Grabsteine auf slawischen Friedhöfen ist mir von Dr. Walter Schulz, Halle, mitgeteilt worden. Am Narotsch-See, nordöstlich von Wilna, war ein Friedhof von einem Schützengraben durchschnitten. Hierbei waren die Gräber des anscheinend ältesten Teiles des Friedhofes angeschnitten, sie waren nur durch einzelne, etwa kopfgroße Steine gekennzeichnet. Gefunden wurden dabei ein silberner Ohrring mit aufgezogenen, kleinen hohlen Kugeln aus Bronze. Auf den nächstliegenden Gräbern standen rohe, schmucklose, unbehauene Findlinge. An Steinen, die einer noch späteren Periode angehören, war ein einfaches lateinisches oder griechisches Kreuz eingehauen. Die Grabsteine der jüngsten Gräber waren gut zugehauen und mit einem aufgesetzten Kreuz und dem Namen und den Jahreszahlen des Verstorbenen versehen. Die letzteren stammen aus der Jetztzeit. Die ältesten dürften nach dem gefundenen Ohrring zu urteilen, im früheren Mittelalter angelegt sein.

Digitized by Google

Das Haus in Glaube und Brauch der Vorzeit[1].

Von Dr. Walther Schulz, Halle a. S.

(Auszug.)

Die Frage, wie die Wohnung des vorgeschichtlichen Menschen aussah, hat vor allem die Bodenforschung bereits aufgehellt, wenn auch im einzelnen noch zu berichtigen und zu ergänzen sein wird. Wollen wir nun das Verhältnis des Menschen zu seiner Wohnung, die Bedeutung des Hauses, den Glauben und Brauch, der sich mit dem Hause verknüpfte, erkennen, so müssen wir noch andere Quellen erschließen, die die Bodenforschung unterstützen und anregen. Vor allem die Volkskunde muß mitwirken; noch heute bestehender oder überlieferter Glaube und Brauch ist zu sammeln, und weiter ist zu untersuchen, was davon in vorgeschichtliche Zeiten zurückweisen dürfte.

Der Vortragende ging aus von der Bedeutung, die das Haus für den Vorzeitmenschen gehabt hat. Die Funde lehren, daß die Völker der Steinzeit bei uns in Europa größtenteils in festgefügten Häusern wohnten, deren Bau nach bestimmten Regeln erfolgte, und die eine hohe Leistung technischen Könnens dargestellt haben. In der Bauart hat sich schon damals, wie noch heutzutage, der Volkscharakter gespiegelt. Die heutigen deutschen Haustypen liegen schon damals z. T. wenigstens im Keime vor.

Bis in die Zeiten, da die indogermanisch sprechenden Völker noch im Zusammenhang standen, bis in die Steinzeit, geht die Gleichsetzung von Haus und Familie, Hausherr und Herr, Vater der Familie, zurück, wie sie die Sprachforschung erweist, und worin eigenartige deutsche Rechtsbräuche vergangener Jahrhunderte ihre Erklärung finden. Uralt sind der Rechtsbegriff des Hausfriedens und die Gewalt des Hausherrn über seinen Gast.

Verbreitet war die Anschauung, daß der Mensch auch nach seinem Tode ein Haus bewohnte. Bestattung im Wohnhause lassen sich in vorgeschichtlicher Zeit nachweisen; das Haus wurde vielleicht dabei dem Verstorbenen ganz über-

[1]) Vortrag, gehalten bei der 6. Deutschen Tagung für Vorgeschichte zu Berlin am 9. April 1920.

Digitized by Google

lassen (zu unterscheiden sind Bauopfer). Auch das Grab diente als Wohnung, über dem Toten war ein Bau errichtet, der mitunter offenbar an das Wohnhaus erinnerte. In der Regel aber unterschied sich die Grabkammer als Totenwohnung ganz wesentlich von dem Hause des Lebenden, so schon in der Verwendung des Stoffes, der bei dem Glauben, das Fortleben der Seele sei an die Erhaltung des Körpers gebunden (Spuren des Glaubens haben sich bis in die Neuzeit erhalten), verbunden mit der Furcht vor dem Toten und mit kultischen Vorstellungen ein festerer, unvergänglicher war. Tief im Innern des Hügels hauste nun der Tote in seiner von Stein und Erde überdeckten Wohnung (vgl. Sagen, die sich an Grabhügel knüpfen). Mit dem Aufkommen des Leichenbrandes trat die Vorstellung der Totenwohnung zunächst in den Hintergrund, hier müssen wir auch eine andere Anschauung über das Wesen der Seele des Verstorbenen voraussetzen. Aber eine gewisse Zeit, nachdem sich die Leichenverbrennung eingebürgert hatte, drang teilweise jene alte Vorstellung wieder durch: am klarsten sehen wir es bei den Hausurnen. Sie können sehr wohl ungefähr zu gleicher Zeit unabhängig voneinander entstanden sein in Italien, wie auch im mittleren und nördlichen Deutschland und im Norden. Daß die Urne das Haus des Toten ist, war mitunter nur angedeutet, so wenn ein Tongefäß mit einer Deckschale versehen ist, die Dachform hat, (z. B. italische Hausurnen), oder wenn auf der Urne eine Tür dargestellt ist (z. B. Türurne von Klein-Gottschow, Prignitz und die Urnen der Völkerwanderungszeit von Daumen in Ostpreußen). Es war also nicht erforderlich, daß das Wohnhaus des Lebenden nachgebildet wurde. Der Töpfer hielt sich vielfach an die Hausform, die er am leichtesten in Ton bilden konnte, an die Rundhütte. Es sei daran erinnert, daß nach heutigen Volksglauben für das Hausgespenst zwei in Dachform gegeneinander gestellte Ziegel als Wohnung genügen. Ein Gespenst muß ein Dach haben, sagt der Volksglaube.

Weiter behandelt der Vortragende, ausgehend von der Volkskunde, Bräuche beim Hausbau und beim Beziehen des Hauses, Hausgeister, Schutz des Hauses vor bösen Einflüssen, die Bedeutung von bestimmten Teilen des Hauses, wie von Herd, Dach, Giebelloch, Eingang, Schwelle und Traufe. Man wird vielfach die Frage offen lassen, wie weit sich Überlieferungen aus vorgeschichtlicher Zeit gehalten haben; die weite Verbreitung manches Glaubens und Brauches kann vielleicht (muß aber keineswegs unbedingt) für ein hohes Alter sprechen. Berichte führen nur bis in frühgeschichtliche Zeit. Bodenfunde geben bisher nicht gerade häufig Aufschluß (z. B. Schutzzeichen an Hausurnen, Tierköpfe am Giebel). Doch ist zu hoffen, daß gerade hier Volkskunde und Bodenforschung vereint unsere Kenntnis von Glaube und Brauch der Vorzeit fördern werden.

Digitized by Google

Bericht über die sechste Tagung der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte.

Berlin, 8. bis 11. April 1920.

Äußerer Verlauf,

beschrieben von G. Kossinna und E. Snethlage.

Donnerstag, den 8. April:

Eröffnet wurde die Tagung durch einen Festvortrag über Höhepunkte nordindogermanischer Kultur (siehe oben S. 249ff.), den Geheimrat Univ.-Prof. Kossinna nachmittags im Aulagebäude der Universität hielt. Daran schloß sich der Begrüßungsabend der Mitglieder und Gäste im Wirtshaus „Zum Heidelberger" in der Dorotheenstraße, der gut besucht war und sehr angeregt verlief. Prof. Paape, der Obmann des Ortsausschusses, hielt dabei etwa folgende Ansprache:

„Wenn französische Zeitungen von unserer Tagung erfahren werden, so ist sicher von neuem ihre Klage zu erwarten: „Diese Deutschen sind nicht tot zu bekommen; trotz des schwersten aller Kriege ist auch das wissenschaftliche Leben in Deutschland wieder in voller Arbeit." Und das ist Tatsache. Uns alle beseelt die Überzeugung, daß wir diesen Krieg trotz der ungeheuren Übermacht nicht zu verlieren brauchten, wenn nur die diplomatische Führung ein wenig besser gewesen wäre, und daß die Rassewerte unseres Volkes dafür bürgen, daß Deutschland wieder zu Macht und Ansehen gelangt, wenn die deutsche Arbeit wie vor dem Kriege wiederum fortschreitet. Zwar konnte während des Krieges eine Tagung unserer Gesellschaft aus begreiflichen Gründen nicht einberufen werden, aber geruht hat das wissenschaftliche Leben in ihr trotzdem nicht. Davon legt allein schon Zeugnis ab das regelmäßige Erscheinen unserer Zeitschrift „Mannus". Und unser Herr Vorsitzender hat durch mehrere Schriften neues Licht über die Vorgeschichte unserer Ostmarken verbreitet. Welchen Einfluß die Gesellschaft für Deutsche Vorgeschichte bereits ausgeübt hat, wird ersichtlich aus den vielen neuen Zeitschriften, die aus ihrem Geiste hervorgegangen sind.

Digitized by Google

Der Ortsausschuß heißt Sie herzlichst willkommen und hofft, daß Sie reiche Anregung und vollen Genuß von dieser Tagung nach Hause mitnehmen werden und auch die Überzeugung, daß die Leitung unserer Gesellschaft in den besten Händen ist".

Freitag, den 9. April:

Um 9½ Uhr fand unter Leitung des Geheimrats Kossinna eine Vorstands- und Ausschußsitzung im Universitätsgebäude statt, zu der erschienen waren die Herren: Hahne, Heß v. Wichdorff, Paape, Schmidt-Görlitz, Snethlage, v. Strantz. Alle Teilnehmer waren darin einig, daß eine wesentliche Erhöhung des Jahresbeitrags sich nicht vermeiden lasse. Es soll für 1920 ein Beitrag von 20 Mk., von 1921 ab von 25 Mk. in der Geschäftssitzung vorgeschlagen werden.

Zu Kassenprüfern wurden Schmidt-Görlitz und v. Strantz-Berlin gewählt.

Die Vorträge im Aulagebäude der Universität eröffnete der Vorstand Geheimrat Kossinna durch eine Begrüßungsrede, in der er etwa folgendes ausführte:

„Sieben lange Jahre sind verflossen, in denen unsere Gesellschaft keine Tagung abhalten konnte und so die lebendige, persönliche Berührung und der mündliche Gedankenaustausch der Mitglieder und Freunde unserer Wissenschaft vollkommen ausgeschaltet war. Gewissermaßen in Vorahnung der Dinge, die sich in den letzten Jahren vor dem Kriege vorbereiteten, fand unsere letzte Hauptversammlung in dem am meisten nach Westen vorgeschobenen, unserem Erbfeinde unmittelbar zugekehrten Teile unseres Vaterlandes statt, der jetzt unter dem schweren, schier unerträglichen Druck feindlicher Besetzung noch jammervoller schmachtet, als das rechtsrheinische Deutschland, — zu Köln. Die Kölner Fachgenossen wollten jene Versammlung mit aller Macht zu einer internationalen gestalten; ich habe es aber für meine Pflicht gehalten, dies zu verhindern, denn angesichts der Ententehetze gegen alles Deutsche, die damals bereits lange in schönster Blüte stand, war es mir unmöglich, weil unwürdig und unwahrhaftig, Engländern oder Franzosen auf deutschem Boden etwa Höflichkeiten oder gar Schmeicheleien zu sagen.

Welche gewaltigen Dinge haben sich seitdem mit uns und um uns abgespielt; wie oft und wie lange ist da unser Herz erglüht in Stolz, hat es sich emporgehoben in felsenfester, stärkster Hoffnung trotz aller unserer körperlichen und bald auch seelischen Leiden und wie ist es schließlich zusammengeknickt bei unserem Absturz! Wie wir jetzt uns wiedersehen, finden wir uns, wenigstens wir Alten, nicht um sieben Jahre, nein, um die doppelte Zahl von Jahren gealtert. So mancher hat im Verzagen von unserer herrlichen Wissenschaft sich abgekehrt und mancher, der uns innerlich treu geblieben ist, befindet sich infolge der Kriegsnöte gesundheitlich in so übeler Verfassung,

Digitized by Google

daß er unserer Tagung nicht beiwohnen kann. Viele, nur zu viele, sind durch die Unruhen, die der letzte allgemeine Streik im Gefolge hatte, kopfscheu geworden und haben sich nicht entschließen können, Berlin aufzusuchen, obwohl es hier eigentlich noch recht ruhig zugegangen ist; aber man weiß nicht, ob man zu rechter Zeit wieder heimkommen können wird. Und dann die Strapazen und die Teuerung der heutigen Bahnfahrten!

Doch ist es heute nicht meine Absicht, von den Kümmernissen unseres Herzens ausführlich zu reden. Indes ist es für uns nicht nur Pflicht der Dankbarkeit, sondern brennendstes Herzensbedürfnis, der für uns und unser Vaterland in Treue und Begeisterung gefallenen Heldenmitglieder, die zugleich fast alle meine Schüler waren, ehrend zu gedenken. Gefallen sind:

Prof. Otto Heinrich aus Donaueschingen	23. 9. 14
Gymnasiallehrer Hans Roggenkamp aus Eschwege	2. 11. 14
Alfred Plettke aus Geestemünde	14. 11. 14
Hugo Mente aus Lüchow	17. 11. 14
Georg Krüger aus Berlin	28. 1. 15
Wilhelm Axt	Frühjahr 15
Paul Quente aus Heiligengrabe	15. 10. 15
Josef Schweisthal aus Trier	23. 5. 16
Dr. Alfred Hennig aus Meißen	30. 7. 16
Paul Dräger aus Dramburg	Mai 17
Georg Hintze aus Friesack	12. 9. 17
Erich Stroedicke aus Halle	10. 4. 18
Präfekt Hugo Krauß aus Windsbach (Oberfr.) . .	1918

Viele andere unserer Mitglieder sind klanglos für uns verschollen, da keine Nachricht über sie zu uns mehr gelangt ist.

Unser heißer, unauslöschlicher Dank wird die Gräber dieser Helden stets umweben; Ihr Erheben von den Plätzen zeigt mir, wie sehr ich aus dem Herzen aller Mitglieder unserer Gesellschaft gesprochen habe.

Unsere Gesellschaft hat es von ihrer Gründung ab als ihre Hauptaufgaben angesehen, einmal die Erforschung deutscher Vorgeschichte in streng-wissenschaftlicher Weise zu fördern, dann aber auch die gesicherten Ergebnisse dieser Forschung, die ein so glänzendes Licht werfen auf den Jahrtausende alten Hochstand germanischer Kultur, ja sogar auf die viele Jahrtausende alte Überlegenheit mittel- und nordeuropäischer Kultur über west- und südeuropäische Kultur, unserem heutigen deutschen Volke in eindringlichster Weise vor Augen und zu Gemüt zu führen, um die verächtliche Kriecherei vor dem Auslande, die schon lange vor dem Kriege sich bei uns wieder so gewaltig breit machte, einzudämmen und unsere Selbstachtung, unser wahrlich vollberechtigtes deutsches Hochgefühl zu stärken. Dazu ist unsere Vorgeschichte ganz genau so geeignet, vielleicht sogar noch mehr geeignet, als unsere herr-

Digitized by Google

liche und doch wieder im ganzen genommen so traurige deutsche Geschichte. Diesem Gedanken verdankt ja mein Buch „Die deutsche Vorgeschichte eine hervorragend nationale Wissenschaft" seine Entstehung. Ich arbeite jetzt an seiner 3. Auflage, nachdem die 2. von 1914 schon seit zwei Jahren vergriffen ist.

Leider waren diese unsere Bestrebungen auf Gegenwartswirkung noch zu schwach, um den furchtbaren Zusammenbruch unseres ganzen Volkes auch nur irgendwie aufzuhalten, jenen Zusammenbruch, der letzten Endes doch herrührt aus dem beklagenswerten völligen Mangel an nationaler Leidenschaft und völkischem Gemein- und Opfersinn in den breiten Schichten des unteren Volkes, aber ebenso auch in den höchsten Schichten.

Daher müssen wir jetzt mit doppelter Kraft einsetzen, um unsere Kenntnis germanischer Vergangenheit und unsere daraus fließende geschichtliche Weltanschauung zum Gemeingut wenigstens der Gebildeten zu machen.

Ich schließe mit dem Ausdruck des Dankes für die von nah und fern gekommenen zahlreichen Grüße und Glückwünsche derjenigen Mitglieder, die unserer Tagung beizuwohnen nicht ermöglichen konnten."

Es folgten die Vorträge:

Reg.-Landmesser Stephan (Merseburg): Vorgeschichtliche Steinkalender (s. oben S. 304ff.), Rudolf Moschkau (Leipzig): Das erste indogermanische Schriftdenkmal (s. oben S. 205ff.) Auf einen aus der Versammlung laut gewordenen Wunsch hin machte endlich noch Oberlehrer Dr. Hutloff (Frankfurt a. O.) einige Mitteilungen über: Neue Ausgrabungen am Burgwall bei Lossow.

Nach der Mittagspause versammelten sich die Teilnehmer, um weitere Vorträge zu hören. Es sprachen Museumsdirektor Prof. Dr. Hahne (Halle): Allgemeines und hervorragende neue Funde aus dem Provinzialmuseum für Vorgeschichte zu Halle.

Direktorialassistent Dr. Schulz (Halle): Das Haus in Glaube und Brauch der Vorzeit (s. oben S. 347ff.).

Museumsassistent Niklasson (Halle):

a) Neuere Ausgrabungen in Rössen (s. oben S. 309ff.).

b) Ein slawischer Friedhof des 12. Jahrhunderts bei Treben Kr. Weißenfels (s. oben S. 338ff.).

Am Abend fand sich eine große Zahl der Teilnehmer zu einem gemütlichen Beisammensein im Spatenbräu in der Friedrichstraße ein. Die jüngeren Herren erfreuten die Gesellschaft durch humoristische Darbietungen sowie Verteilung einer Bierzeitung.

Sonnabend, den 10. April:

Die anberaumte Geschäftssitzung wurde vom Vorstand Geheimrat Kossinna mit der Mitteilung eröffnet, daß die Mitgliederzahl augenblicklich

Digitized by Google

421 beträgt. Die Lücken, die der Krieg gerissen hatte, sind durch Neuanmeldungen fast wieder gefüllt worden.

Der Schatzmeister Snethlage-Berlin erstattete den Kassenbericht.

Da die Rechnungslegung über die Jahre 1914, 1915, 1916 bereits im Mannus Bd. IX, S. 228 veröffentlicht worden ist, wurden nur die Ergebnisse der Jahre 1917 und 1918 bekanntgegeben.

Einnahmen:	1917		1918	
Bestand vom Vorjahre . . .	2429,65		2380,75	
Mitgliederbeiträge	4290,00		4272,00	
Verschiedenes	109,60	6829,25	129,75	6782,50
Ausgaben:				
Für den Mannus	4153,20		3623,75	
Sonstiges (Porto, Schreibbedarf usw.)	295,30	4448,50	332,00	3955,75
Bestand am Ende des Jahres		2380,75		2826,75

Das Jahr 1918 ist das letzte Jahr, dessen Abrechnung endgültig feststeht.

Auf Antrag der Kassenprüfer wurde dem Schatzmeister Entlastung erteilt.

Nach lebhaften Erörterungen über die Erhöhung des Beitrags, deren Notwendigkeit man allseitig anerkannte, wurde von der Versammlung folgende Änderung des § 10 der Satzung vom 16. März 1913 mit großer Mehrheit beschlossen:

Satzungsänderung des § 10.

Jedes Mitglied zahlt für 1920 einen Jahresbeitrag von 25 (fünfundzwanzig) Mark, der vom Vorstand nach Anhörung des geschäftsführenden Ausschusses für die folgenden Jahre erhöht werden kann, wenn es die allgemeinen Verhältnisse erfordern.

Jedes Mitglied erhält dafür den **Mannus.** Durch Zahlung eines **einmaligen Beitrags von 600 (sechshundert) Mark** wird die **immerwährende Mitgliedschaft** erworben.

Ausländer haben bei ungünstigem Stand der deutschen Valuta gegenüber ihrem Lande zu dem vor dem Kriege üblichen Umrechnungskurse zu zahlen.

Hingewiesen wurde darauf, daß es erforderlich sei, durch die Presse größere Anteilnahme in den breitesten Schichten des Volkes zu erwecken und zu fördern. Um geeignete Maßnahmen zu treffen, wurde ein besonderer Presseausschuß eingesetzt. Gewählt wurden die Mitglieder Girke, Gütte, Paape, v. Strantz.

Digitized by Google

Auch ein Antrag auf Bildung eines Ausschusses für vorgeschichtliche Kalenderforschung fand Annahme. Gewählt wurden die Mitglieder: Fleischer, Girke, Gütte, Stephan.

Es wurde zu den Neuwahlen des Vorstandes, des geschäftsführenden und des erweiterten Ausschusses geschritten.

Gewählt wurden:

Zum Vorstand

Geheimrat Univ.-Prof. Dr. Kossinna (Berlin-Lichterfelde);

in den geschäftsführenden Ausschuß als stellvertretende Vorsitzende:

Geheimrat Univ.-Prof. Dr. Bezzenberger (Königsberg),

Obergeneralarzt Dr. Wilke (Leipzig);

als Schriftführer:

zum 1. Sekretär Snethlage (Berlin),

zum 2. Museumsdirektor Prof. Dr. Hahne (Halle),

zum 3. Museumsleiter Dozent Dr. Bayer (Wien);

als Schatzmeister:

Sekretär Snethlage (Berlin);

in den erweiterten Ausschuß:

Geheimrat Prof. Bracht (Darmstadt),

Geheimrat Univ.-Prof. Dr. Fleischer (Berlin),

Vorsteher des Tiefbauamts Günther (Koblenz),

Landesgeologe Dr. Heß v. Wichdorff (Berlin),

Direktorialassistent Dr. Jahn (Breslau),

Prof. Dr. Paape (Berlin),

Museumsdirektor Rademacher (Köln),

Oberlehrer Hermann Schmidt (Görlitz).

Schließlich entspann sich noch im Anschluß an einen dem Vorstande unserer Gesellschaft übersandten „Aufruf" des Vorstandes des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler eine Aussprache über die Bestrebungen, die einen Umsturz in der Rechtschreibung bezwecken. Die Versammlung stimmte einer Entschließung zu, daß zur Zeit von einer Änderung der Rechtschreibung abzusehen ist, weil die deutsche Gegenwart mit ihren politischen und wirtschaftlichen Nöten hierfür ganz ungeeignet ist, daß ferner eine so in das Leben des ganzen Volks einschneidende Sache niemals nur als Angelegenheit der Schule behandelt werden darf, demnach auch die Reichsschulkonferenz in dieser Sache nicht als zuständig anzuerkennen ist.

Nach Schluß der Geschäftssitzung hielt Univ.-Prof. Dr. Fleischer einen Vortrag: Vorgeschichtliche Musiktheorie in Europa (s. oben S. 276ff.).

Viele Teilnehmer an der Tagung begaben sich dann nach dem Museum für Völkerkunde zur Besichtigung der vorgeschichtlichen Abteilung unter der sachkundigen Führung von Professor Dr. Götze. Da der Kreis der Zuhörer

Digitized by Google

zu groß war, um allen bei der Erklärung einen genügenden Ausblick auf die ausgestellten Altertümer zu gewähren, übernahm auf Bitte Prof. Götzes Dr. Girke die Führung einer zweiten Abteilung.

Nachmittags fand unter der Leitung von Geheimrat Kossinna eine sehr eingehende, mehrstündige Besprechung über die zukünftige Behandlung der Vorgeschichte im Unterrichte statt. Zur weiteren Verfolgung dieser wichtigen Angelegenheit wurde ein Ausschuß gewählt.

Sonntag, den 11. April:

Über den an diesem Tage unternommenen Ausflug nach Potsdam zur Besichtigung des dortigen Museums und der so zahlreichen künstlerisch hervorragenden Bauten der Stadt, sowie über die nachmittags anschließende Dampferfahrt nach Nedlitz zur Besichtigung der Römerschanze wird ein besonderer Bericht durch Dr. Bestehorn erstattet werden.

Verzeichnis der 109 Teilnehmer:

Abeling, Schriftsteller,
Auerswald, v., Frl., Heiligengräbe,
Bebernitz, Professor, Charlottenburg,
Berger, Halle,
Bestehorn, Dr., Museumsleiter, Potsdam,
Blum, Dr., B.-Steglitz,
Boehm, Professor, B.-Friedenau,
Bohm, Emil, B.-Finkenkrug,
Bohm, Waldtraut, Frl., Berlin,
Breska, A. v., Professor Dr., Charlottenburg,
Bucherer, Friederike, Fr., Charlottenburg,
Dege-Joachimi, Frau, Dr. phil., Frankfurt a. O.,
Deicke, Schriftleiter, B.-Wilmersdorf,
Fiddicke, Sanitätsrat, Dr. med., Freienwalde a. O.,
Fleischer, Geh. Reg.-Rat, Univ.-Prof. Dr., Berlin,
Förster, Paul, Prof., B.-Friedenau,
Fuchs, Dr., Berlin,
Genzmer, Dr., Reg.-Rat, B.-Lankwitz,
Girke, Dr., Berlin,
Götze, Prof. Dr., B.-Lichterfelde,
Götze, Frl., B.-Lichterfelde,
Graefe, Berlin,
Grigo, Karl, B.-Neukölln,
Gütte, Lyzeallehrer, Berlin,
Hach, Otto, Lehrer, Berlin,
Hagen, v. d., Rittergutsbesitzer, Schmiedeberg,
Hahne, Prof. Dr., Museumsdirektor, Halle,
Harder, Frl., Berlin,
Hartwich, Sanitätsrat Dr., Havelberg,
Hauer, Frl., Berlin,
d'Haussonville, Gräfin Ilse, Potsdam,
Hentig, Prof., Berlin,
Heß v. Wichdorff, Dr., Landesgeologe, Berlin,
Hintz, Grete, Frl., B.-Neukölln,
Hintz, Suse, Frl., B.-Neukölln,
Hoffmann, Johannes, Studienrat Dr., B.-Wilmersdorf,
Hutloff, Dr., Oberlehrer, Frankfurt a. O.,
Jarausch, Student, Berlin,
Kossinna, Geh. Reg.-Rat, Univ.-Prof. Dr., B.-Lichterfelde,
Kossinna, Frau Geh.-Rat, B.-Lichterfelde,
Kossinna, Erwin, Dr., B.-Lichterfelde,
Krause, Prof. Dr., Eberswalde,
Kronheim, stud., Berlin,
Kunkel, Berlin,
Lampe, v., Frl., B.-Lankwitz,
Lange, L. F., Lehrer, Berlin,
Lange, A., Frl., Lehrerin, Berlin,
Lange, Fritz, stud. phil., Berlin,
Lange, Hans, stud. phil., Berlin,
Langerhans, Geh. Justizrat, Berlin,

Digitized by Google

Langerhans, Frau Geh. Justizrat, Berlin,
Lechler, cand. praehist.-arch., Berlin,
Lehmann, Karl, B.-Treptow,
Leinveber, Geh. Reg.-Rat, Bernburg a. S.,
Leinveber, Elsbeth, Frl., Bernburg a. S.,
Lesser, Hedda, Frl., Berlin,
Lienau, M. M., Frankfurt a. O.,
Limmer, Albrecht, B.-Tempelhof,
Lindau, Prof., Dr., B.-Lichterfelde,
Maresch, P., Berlin,
Matz, Amtsgerichtsrat, Köpenick-Spindlersfeld,
Meiner, Hofrat Dr., Leipzig,
Meitzner, M., Dr., Berlin,
Mirow, G., Stadtarchivar, Müncheberg,
Moschkau, Lehrer, Leipzig-Stünz,
Müller, Gerhard, Berlin,
Müller, Gerhard, B.-Grunewald,
Müller, Gottfried, Charlottenburg,
Neumann, W., Studienassessor, Berlin,
Niklasson, Museumsassistent, Halle,
Oberüber, Prof., B.-Wilmersdorf,
Opitz, Prof., Berlin,
Opitz, stud., Berlin,
Osterwald, K., Prof., Berlin,
Paape, Prof. Dr., B.-Schöneberg,
Paape, Anna, Frl., B.-Schöneberg,
Paape, Elise, Frl., B.-Schöneberg,
Pittius, Lyzeallehrer, Berlin,
Poetters, Schriftsteller, Charlottenburg,
Rathke, Richard, stud., B.-Steglitz,
Ratthey, Lehrer, Berlin,
Reichhelm, Zahnarzt, Treuenbrietzen,
Ribbeck, Studienrat Dr., Berlin,
Rickmann, Eva, Frl., Berlin,
Schirwitz, Quedlinburg,
Schmidt, Hermann, Oberlehrer, Görlitz,
Schneider, Oberlehrer, Berlin,
Schneider, M., Eisenbahnobersekretär, Frankfurt a. O.,
Schroepp, stud., Berlin,
Schulz, Walther, Dr., Direktorialassistent, Halle,
Schulze, Albrecht, Berlin,
Snethlage, Ernst, Berlin,
Snethlage, Annemarie, Frl., Berlin,
Snethlage, Hellmut, Berlin,
Snethlage, Herbord, Berlin,
Stahel, Fabrikbesitzer, Bielefeld,
Stephan, Reg.-Landmesser, Merseburg,
Stiller, Kurt, Gewerbeassessor, Berlin,
Strantz, Kurt v., Regierungsrat, B.-Friedenau,
Strobach, G., Apotheker, Berlin,
Troitzsch, Berlin,
Voß, Berlin,
Warnkroß, Prof., Berlin,
Warnkroß, Frl., stud., Berlin,
Weber, B.-Lichtenrade,
Wilke, Dr., B.-Lankwitz,
Wilke, Fr. Dr., B.-Lankwitz,
Winckler, cand. phil., Charlottenburg,
Zechlin, Mus.-Konservator, Salzwedel.

Digitized by Google

Ausflug der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte nach Potsdam am 25. April 1920

beschrieben von Dr. Bestehorn.

Mit 1 Textabbildung.

Der Leiter des städtischen Museums Dr. Bestehorn begrüßte die Gesellschaft im städtischen Museum und gab einen kurzen Rückblick über die geschichtliche Entstehung des Museums. Aus kleinsten Anfängen, die in der Überweisung einiger wenig bedeutender Altertümer an die Stadt bestanden, wurde das Stadtmuseum durch Eifer des Geheimen Baurat Nigmann und ihm zur Seite stehender ehrenamtlich wirkender Gelehrter und Künstler und die tatkräftige Unterstützung der städtischen Behörden sowie hochherziger Gönner im Laufe der Jahre zu einer Sammlung ausgestaltet, die höchst bedeutende Unterlagen und Erinnerungen für die Geschichte und Entwicklung der Stadt Potsdam bietet.

Darauf begrüßte als Vertreter der Stadt Potsdam Geheimer Baurat Nigmann die Gesellschaft, worauf Stadtrat Rumpf, der frühere ehrenamtliche Leiter des Museums, durch die Abteilung für Kunst- und Kunstgewerbe führte und insbesondere die Ausstellungen im Zunftzimmer, im sogenannten friedrizianischen Zimmer, im Biedermeierzimmer und die Bildnissammlung berühmter Potsdamer erläuterte.

Hieran schloß sich in dem Saal für Fayencen und Gläser ein Vortrag des Leiters dieser Sammlung, Dr. Heiland:

Glashütte und Fayencefabrik in Potsdam.

Beides sind Gründungen des Großen Kurfürsten (1674 und 1678). Auch örtlich waren sie einander nahe auf dem Gelände südlich der Havel, zwischen Brauhausberg und Babelsberg. Beide haben schon früh eine ganz bestimmte besondere Eigenart entwickelt, welche die Erzeugnisse von allen anderen gleichzeitig scharf unterscheidet, trotzdem sie auch alle Merkmale ihres Zeitalters an sich tragen.

1. Die Glashütte.

In der Kurfürstenzeit schwere Formen von einfachem Aufbau; unter den Trinkgefäßen besonders charakteristisch trichterförmige Gläser mit kräftigen Balusterschaft auf großer Fußplatte. Ureigenstes Potsdamer Ziermotiv die großen blank polierten Kugelungen. Eine zweite Besonderheit die von Kunkel hergestellten in der Masse gefärbten Gläser, namentlich Goldrubin, aber auch Saphirblau und andere Töne. Unter Friedrich I. und Friedrich Wilhelm I. wird der Hochschliff zu größter Vollkommenheit entwickelt. Typische Eigenheiten sind die plastischen Blattfriese, dann die Steinchenborten und der meisterhafte Figurenschnitt eines Spiller und Winter.

Digitized by Google

Um 1735 tritt hierzu noch reiche Feuervergoldung, die sonst nirgendwo in solchem Umfange und mit gleicher Meisterschaft gehandhabt wird.

Mit Verlegung der Hütte nach Zechlin (1736) folgt bald die Zeit des Verfalls; die Besonderheiten gehen schnell verloren, die Herstellung von Kunstglas wird vernachlässigt.

2. Die Fayencefabrik.

Von einem Delfter Fachmann angelegt, macht sie sich schnell von den holländischen Vorbildern los und findet bald einen eigenen Potsdamer Stil, trotzdem die Nachbildung chinesischer Porzellane lange die Haupttätigkeit bleibt.

Schwere, dickwandige Gefäßformen, wulstig gerippter Grund, schwerfließende dicke Glasur bei oft geradezu unerhörter Leuchtkraft der Farbe kennzeichnen die Stücke. Eine sonst nirgends beobachtete Häufung der Ziermotive bleibt bis etwa 1740 in Übung. Die Auswahl der chinesischen Muster, Pflanzenmotive, Vögel und besonders reiche Figurenmalerei lassen sofort die Potsdamer Erzeugnisse als solche erkennen. Dann folgt auch hier eine Geschmacksrichtung, die, wie überall in Deutschland, von Meißener Porzellan beeinflußt ist, namentlich in Blumenmalerei. Ein gewisser bäurischer Geschmack, die Wahl gebrochener, unreiner Farbtöne geben aber auch hier sofort einen Fingerzeig für die Herkunft. Die unter der Leitung von Christian Rehwendt Vater und Sohn eingeführte Fabrikmarke $\frac{P}{R}$ erleichtert die Feststellung des Ursprungs (1742—1775). Aus der Periode Sartory (1775—1790) sind Fayencen mit Sicherheit noch nicht nachgewiesen; doch scheinen einige Stücke mit der Marke P hierherzugehören. Mit Sicherheit geht auf ihn eine grünlackierte Tonvase mit plastischen Goldornamenten zurück. Die letzte Epoche der Fabrik (1790—1800) v. Lindersdorf und (seit 1800) v. Eckardstein liegt noch völlig im Dunkeln.

Aus allen übrigen Perioden der Fayencefabrik, sowie aus allen Entwicklungsstufen der Glashütte besitzt das Museum gute, charakteristische Stücke.

Eine Sammlung von Potsdamer Ofenkacheln, ebenfalls von typischer, örtlicher Eigenart, schließt sich an, doch ist die Geschichte dieses Gewerbezweiges zur Zeit noch nicht erforscht; aus früherer Zeit weiß man bisher nur, daß auf dem Gelände der Villa Alexander, unweit Nedlitz, sich die sogenannte Töpferkute befand, und daß die Stadt nahe der Villa Ingenheim eine Ratsziegelei betrieb, in der wohl auch die vielen Öfen aus der Zeit Friedrich Wilhelms I. hergestellt sein mögen.

Für den Vorgeschichtsforscher war der von Dr. Heiland gehaltene Vortrag insofern von ganz besonderer Bedeutung, als wir in der Potsdamer Fayencefabrikation einen modernen Zweig des keramischen Kunstgewerbes sehen, der aus Holland hierher verpflanzt alsbald in Potsdam einen für die Potsdamer Fabrik typischen neuen Kunststil entwickelt und es ermöglicht, an ihm für alle Zeit die Potsdamer Herkunft und die Zeit der Entstehung zu erkennen.

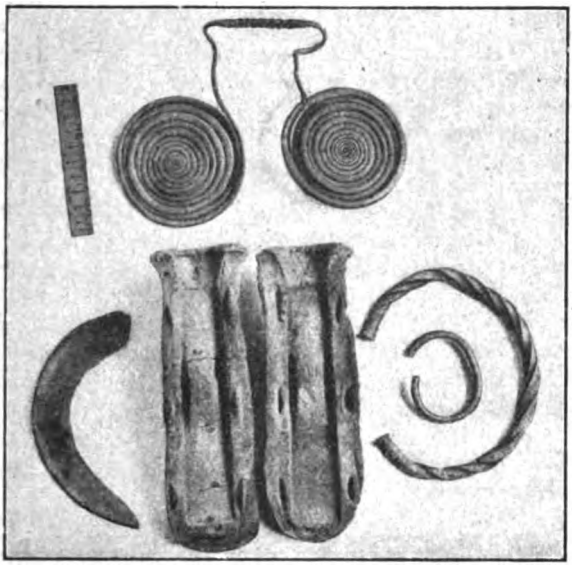
Der Leiter des Museums Dr. Bestehorn führte sodann durch die Vorgeschichtliche Abteilung und erläuterte die letzten Ausgrabungen. Es wurde einmal gezeigt eine Steinzeitsiedlung, die am Göttinsee, an der Havel zwischen Werder und Ketzin gelegen ist. Das Museum hat hier bereits im Jahre 1914 den Grundriß eines steinzeitlichen Hauses ergraben; auf dem Herde wurden Knochenreste gefunden von Reh, Rind und Schaf. Der Hausgrundriß ist insofern bedeutsam, als er keine Pfostenlöcher aufweist, sondern von unten herauf als Schwellenbau erscheint. Eine große Zahl keramischer Überreste mit der typischen Brandenburger Tiefstich-Ornamentik wurde ergraben.

Eine zweite Ausgrabung wurde am Nordende des Krampnitzsees, zwischen Potsdam und Spandau gelegen, veranstaltet. Hier wurde auf einem etwa 5 Morgen umfassenden Gebäude der Grundriß eines westgermanischen Dorfes der frührömischen Kaiserzeit angegraben. Auch hier wurde bereits ein Hausgrundriß mit Herd freigelegt, sowie eine Anzahl

Digitized by Google

von Herd- und Abfallgruben [1]). Eine größere Anzahl, von geborgenen Gefäßen und viele Gefäßreste vom kleinsten Napf bis zum großen Vorratsgefäß, mit dem bezeichnenden westgermanischen Rädchenmäander, bezeugen die reiche Kultur des westgermanischen Semnonenstammes.

Die dritte Ausgrabung führte auf einen slawischen Burgwall, den Räuberberg bei Phöben. Hier ist es dem Museum gelungen, nach genauester Durchforschung der verschiedenen Bauperioden der Wallanlage die unterste Kulturschicht des Wallinneren auf einer größeren Strecke abzugraben. Man traf hier auf die Überreste eines im Feuer zusammengestürzten wendischen Hauses. Diesem Umstand ist es zu verdanken, daß etwa 2 Dutzend mit durchbrannten Getreidekörnern angefüllte Gefäße geborgen werden konnten, auch



Bronzedepotfund von Krampnitzsee bei Potsdam.

Überreste von Leinwandbeuteln, Flechtwerke, Holzkübel und Fischnetzen wurden gefunden. Bei den Fischernetzen ist bemerksnwert, daß sie dieselbe Knüpfarbeit aufweisen, wie die noch heute von den Havelfischern benutzten Netze.

Eine besondere Aufmerksamkeit erweckte sodann der am Krampnitzsee nördlich Potsdam gemachte Bronzedepotfund, bestehend aus einer zweiteiligen Gußform aus Bronze, für ein mittelständiges Lappenbeil bestimmt, einer Brillenspirale, einem Sichelmesser und 2 Ringen, sämtlich aus Bronze bestehend. Die Gußform muß als besondere Seltenheit bezeichnet werden; die beiden Hälften der Gußform passen genau aufeinander, indem 7 Zapfen der einen Hälfte in 7 Nuten auf der andern Hälfte eingreifen. Auf der Rückseite der beiden Formhälften befindet sich je eine Öse, die Befestigungszwecken diente; bemerkenswert ist noch, daß der Rand der Eingußstelle der Form sehr starke Schlagspuren aufweist, so daß der Rand nach innen und außen umgebogen ist. (Siehe Abbildung. Der Fund ist inventarisiert im Potsdamer Museum unter Nr. 282—286.) Eine eingehende Veröffentlichung der oben beschriebenen Siedlungsfunde wurde durch die Kriegszeit bisher verhindert.

[1]) Soweit bisher ersichtlich bestand das Dorf aus 5 Wohnstellen.

Digitized by Google

Darauf gab Geheimrat Kossinna eine eingehende Würdigung dieses neuen, von ihm als recht wertvoll bezeichneten Depotfundes (die Mitteilung folgt später).

Um 12 Uhr schloß sich dann eine Führung durch das friedrizianische Potsdam unter Leitung des Studienrats Professor Dr. Kania an. Er erläuterte zunächst die Gebäude des Marktes, soweit sie auf die klassizistischen Bestrebungen Knobelsdorffs und Friedrichs des Großen zurückgehen, wies dabei auch auf die nach dem Brande von 1795 neu erbauten beiden schönen Zopfhäuser hin und charakterisierte den Markt als den Mittelpunkt der alten deutschen Stadtansiedlung. An der Kommandantur und dem „Einsiedler" stellte er sodann den paladianischen Palasttypus Friedrichs des Großen in Gegensatz zu dem vornehmen Barockbürgerhausstil der Zeit Friedrich Wilhelms I. Ein Blick in die Hohewegstraße und auf die „Achteckeu" ließ die vortreffliche Straßenbildgestaltung durch Karl von Gontard (seit 1764) erkennen.

Der neue Markt gab Anlaß, einen auf Knobelsdorffsche Anregung zurückgehenden Baublock von Baumanns Hand (seit 1753) zu analysieren und eine paladianische Palastfassade von 1754 mit spätfriederizianischen Bürgerhäusern zu kontrastieren. Knobelsdorffs (1748—1750) höchst eigenartige deutsche Barockbürgerhaustypen verdeutlichte der Eingang der Breiten-, Mammon- und Priesterstraße.

Die Breitestraße sodann überraschte durch die Fülle barocker Motive und leitete zu dem Mittelpunkt Potsdamer Barockarchitektur, der Breiten Brücke, über. Die außerordentlichen Leistungen der Potsdamer Meister, Gerlachs Garnisonkirchenturm von 1735, Bürings Direktionsgebäude der Gewehrfabrik von 1754, Gontards Militärwaisenhaus von 1770 bis 1777, Ungers Eckgebäude nach Whitehall (1769) und sein Ständehaus der Zauche (1780) ergaben zusammen ein einzigartiges Bild einer noch wohlerhaltenen Stadtarchitektur des 18. Jahrhunderts. Durch die Ausführungen des Vortragenden wurde ein schönes Beispiel für eine typische Stileinheit der deutschen Barockbaukunst gegeben, wie wir es in dieser Vollendung in deutschen Städten nicht wiederfinden.

Nach gemeinschaftlichem Mittagessen im Schloßrestaurant an der Langen Brücke fuhr die Gesellschaft bei herrlichsten, auffallend warmen Frühlingswetter auf einem Dampfer an dem Fischerviertel Alt-Potsdams und dem Park und Schloß Babelsberg entlang über den Jungfernsee nach Nedlitz, wo im Grünen mit köstlichem Blick auf den See und seine Ufer der Kaffee eingenommen wurde.

Auf der „Römerschanze" hielt zunächst Dr. Girke einen einleitenden Vortrag über die vorgeschichtliche Bedeutung der Wallanlage in ihren beiden Bauperioden, zuerst der jungbronzezeitlichen am Beginn des 1. Jahrtausends v. Chr. und sodann, nach einem Wüstliegen von mindstens 1600 Jahren, der wendischen. Geh.-Rat Kossinna ergänzte die Ausführungen durch Erörterung der stammeskundlichen Fragen, die sich an die Siedlung der jüngeren Bronzezeit der Potsdamer Gegend knüpfen. Darauf hielt Dr. Bestehorn einen Vortrag über das Thema „Von der vorgeschichtlichen Lokalforschung zur vorgeschichtlichen Siedlungsgeographie", der später veröffentlicht werden wird.

Der Rückweg nach Potsdam wurde dann bei bis zuletzt treugebliebenem Sonnenschein, der der im saftigsten Frühlingsgrün prangenden See- und Waldlandschaft, namentlich gegen Abend, wunderbarste Beleuchtungsreize lieh, teils zu Schiff teils zu Fuß zurückgelegt. Der größte Teil der Gesellschaft versammelte sich wiederum im Schloßrestaurant, wo man den „letzten" Zug nach Berlin abwartete.

Der Ausflug nach Potsdam und Nedlitz gehörte nach einstimmigem Urteil aller Teilnehmer zu den schönsten, die bisher bei einer Tagung gemacht worden sind.

Digitized by Google

Der Piltdown-Fund und seine Bedeutung in der Entwicklungsgeschichte der Menschheit.

Vortrag, gehalten in der Kölner Anthropologischen Gesellschaft am 22. Oktober 1919

von C. Rademacher, Köln a. Rh.

Mit 3 Abbildungen im Text.

Nach Auffindung des Pithekanthropos auf Java hat keine Entdeckung fossiler Menschenreste größeres Aufsehen erregt, als die des Schädels von Piltdown in England (1909—1913).

Als „Eoanthropos", d. h. „Morgenrotmensch", aus der Taufe gehoben, verlor sich sein Erdenwallen schon in den Nebelfernen des Tertiärs oder Frühquartärs. Zwar schien das pithekoide Gebiß diesem Alter zu entsprechen, aber doch stellten ihn Schädelbildung und Hirn weit über seinen Jahrhunderttausende jüngeren diluvialen Neanderthalgenossen.

Das war etwas ganz Neues, Unerwartetes; mußte, wenn es sich bewahrheitete, die bisherigen Ergebnisse der diluvialen Menschheitsforschung über den Haufen werfen.

Entdeckung und erste Veröffentlichung fielen unmittelbar vor den Krieg, umfangreiche Arbeiten über diesen Fund und die Bewertung in seinen Verlauf. So konnte Deutschland an der selbständigen Bearbeitung dieser Frage keinen Anteil nehmen, da weder die Originale noch Abgüsse zur Verfügung standen. Wohl drang die Kunde von der Auffindung des Schädels, um einen solchen handelte es sich, herüber und wurde zunächst freudig begrüßt[1]). Erst im Jahre 1917 nahm dann E. Werth[2]) in der Berliner Anthropologischen Gesellschaft Stellung zu den englischen Ergebnissen, nachdem dies 1916 in

[1]) W. Freudenberg: Neues Jahrbuch 1915; W. O. Dietrich, Naturwissenschaftliche Wochenschrift 1916 „Neues vom Eoanthropos".

[2]) E. Werth: „Der tertiäre Mensch", Vortrag, gehalten Juli 1917 in der Berliner Anthr. Gesellschaft, veröffentlicht in der Prähist. Zeitschrift, Bd. X; 1918.

Digitized by Google

Amerika[1]) bereits geschehen war. Seit Juli 1919 ist ein engl. Abguß der Schädel- und Unterkiefer-Rekonstruktion im Besitz des Kölner Städtischen Prähistorischen Museums, und da soll nun, gestützt auf die einschlägigen englischen[2]) und deutschen Veröffentlichungen an Hand des Abgusses auf die Beurteilung und Bewertung des Fundes näher eingegangen werden.

1. Entdeckung.

Entdecker ist der englische Jurist Charles Dawson in Lewes am Ouseфluß in Sussex. Die Wealdformation dieser Gegend ist reich an Einschlüssen, auch zahlreiche Feuersteine eolithischen Charakters sowie wirkliche altpaläolithische Geräte sind hier zum Vorschein gekommen. Deshalb wird dies Gebiet von Forschern oft aufgesucht. Auf seinen geologischen Wanderungen in demselben fiel Charles Dawson ein tiefbraun gefärbter Straßenschotter mit ebensolchen Feuersteinen auf, den er in solcher Färbung bis heran noch nicht gesehen hatte. Erkundigungen führten ihn zu einer Kiesgrube in der Nähe des Piltdown-Hofes, die noch im Betrieb war. Hier fand Ch. Dawson wirklich jene Färbung des Materials wieder, die mit der des erwähnten Straßenschotters übereinstimmte. Er beauftragte deshalb die Arbeiter der Kiesgrube, für ihn alle Feuersteine und etwaigen Knochen aufzuheben. In der Folge erhielt Dawson auf diese Weise ein Schädelbruchstück, anscheinend menschlich. Es zeichnete sich durch ungewöhnliche Dicke aus (fast 10—12 mm).

Das war im Jahre 1909.

In den folgenden Jahren blieben die Beobachtungen an dieser Stelle erfolglos, bis 1911 Ch. Dawson bei einem Besuche auch den Abraum der Kiesgrube in Angriff nahm. Durch den Regen war die Oberfläche ausgewaschen, und so fand sich hier ein zweites, größeres Schädelstück, das in Farbe und Dicke mit dem ersten übereinstimmte. An diesem Schädelstück war ein Teil des Augenbogens erhalten, aber wenig vorspringend und dünn, ganz im Gegensatz zu den bekannten, mächtigen Überaugenwülsten der Neanderthal-Rasse. Und doch hätte man eine Bildung in dieser Art nach Lage der Fundschicht wohl erwarten dürfen.

Die beiden Schädelreste gaben Ch. Dawson Veranlassung, mit der naturgeschichtlichen Abteilung des Britischen Museums in Verbindung zu treten und mit dem Direktor A. S. Woodward eine gründliche Untersuchung der Fundstelle ins Werk zu setzen. Sie förderte 1912 noch einige andere Schädelreste zutage, so wie sie jetzt vorhanden sind, sowie eine Unterkiefer-Hälfte; letztere allerdings in beschädigtem Zustande.

Die Untersuchung der Fundschicht ergab folgende stratigraphischen Verhältnisse:

[1]) G. S. Miller in Washington 1915: „The antiquity of the Piltdown-Man."
[2]) Arthur Keith 1916, London: "The antiquity of man".

Digitized by Google

Auf der alten Wealdformation lag eine 1,20 m starke Kiesschicht. Sie war angeschwemmt, die schichtweise Ablagerung deutlich erkennbar. Die Schichten bestanden aus Sand und Kies. Durch Eisenoxyd waren die Massen zusammengebacken und dunkel gefärbt. Besonders stark war diese Rotfärbung in der untersten Schicht, welche die Knochen enthielt. Alle Einschlüsse hatten hier eine tiefbraune Färbung angenommen. Die Mächtigkeit dieser Schicht beträgt 12 cm.

A. S. Woodward konnte aus dieser Schicht persönlich ein Schädelstück derselben Art wie die vorhergefundenen entnehmen. Auch eine Neuuntersuchung des Abfallhaufens lieferte weitere Schädelreste.

Außer diesen Schädelresten fanden sich in derselben Schicht:

1. eolithenartige Feuersteine, teils gerollt, teils scharfkantig,
2. ein gerolltes Zahnfragment vom Mastodon;
3. zwei ungerollte Backzahnreste von Stegodon,
4. zwei ungerollte Backzahnreste vom Biber.

Die Elefantenart Mastodon kommt in Europa[1]) im Miozän vor. Stegodon, die Übergangsform von Mastodon zu Elephas, war bisher nur im Mittel- und Oberpliozän von Süd- und Ostasien bekannt. Der Piltdown-Fund bedeutet demgemäß das erste Vorkommen dieser Spezies in Europa. Vom Biber ist die Art nicht angegeben. Fossil wird er im Pliozän und Pleistozän Europas gefunden (Zittel).

In den Kiesen, dicht über der unteren, knochenführenden Schicht, lagen Feuersteine, nach dem Urteil der Entdecker bearbeitet. Nicht so tiefbraun patiniert wie die eolithenartigen Feuersteine der unteren Schicht, sollen sie dem Prächelléen und Chelléen, nach anderen Forschern dem reinen Chelléen angehören. Aus der Lagerung und der verschiedenartigen Färbung ergab sich für die Entdecker die untere Schicht, rein geologisch betrachtet, als älter wie die auf ihr lagernden, folgenden Schichten, was mit dem Feuersteincharakter (Eolithikum — Altpaläolithikum) und den in ihr gefundenen Resten von Mastodon und Stegodon übereinstimmte. Diese Tiere leiten ja zum Pleistozän hinüber; demzufolge mußten dieser Periode dann auch die Eolithen und die Schädelreste angehören.

Durch diese anscheinend sich von selbst ergebende Folgerung erhielten die geringen, wenig versprechenden Schädelreste, die als menschlich unbedingt anzusehen waren, eine ungeheuere Bedeutung. Es ist darum erforderlich, auf die geologischen Verhältnisse des Fundplatzes näher einzugehen. Piltdown liegt 40 m über dem Meeresspiegel, 1,8 km von der Ouse entfernt. Im Laufe der Zeit hat dieser Fluß sein Bett 25 m in das Niveau eingegraben, auf dem der Piltdown-Hof liegt. Von hier bis Newhaven sind 27—28 km.

[1]) Nach Zittel. In Amerika noch im Pleistozän; hier in Schädel- und Kieferbau ganz Elephas ähnlich, öfters in vollständigen Skeletten erhalten.

Digitized by Google

Als die Ouse noch auf der Höhe des Plateaus floß, hat sie die Kiesschichten, welche die Fundstelle angebrochen hatte, aufgeschottert, die untersten Schichten naturgemäß zuerst. Die Anschwemmungen der weiteren Schichten erfolgte dann zu verschiedenen Zeiten.

Aus diesen Verhältnissen ergab sich die zweifellose Tatsache, daß Schädelreste, Feuersteine und Tierknochen angeschwemmt sind. Von einer Bestattung oder einem anderen Hereingeraten der Knochen und Steine konnte nach Lage der zerstreuten Stücke keine Rede sein.

Es wurden im ganzen von dem Schädel gefunden:

1. Größere Teile der linken Schädelhälfte mit einem kleinen Stück des Augenbogens.
2. Linke Schläfegegend.
3. Das Os occipitale, stark beschädigt, an der rechten Seite besser erhalten.
4. Zwei Drittel der rechten Schläfengegend.
5. Rechte Hälfte des Unterkiefers mit dem 2. und 3. Molar. Die übrigen Zähne samt dem größten Teil der Symphyse sind abgebrochen.

2. Folgerungen der Entdecker.

Die Funde mit den Begleitumständen zusammengefaßt ergaben für die Entdecker folgendes Bild:

In ein und derselben Schicht sind vereinigt unzweifelhaft tertiäre Tierreste mit Schädelresten vom Menschen und eolithenartigen Werkzeugen. Daß die Schädelreste entschieden menschlich angesprochen werden mußten, ergab nicht nur der Fund im allgemeinen, auch wiesen besonders mehrere Processus mastoides darauf hin. Sie tragen vollkommen einwandfrei menschlichen Charakter und beweisen, daß dieser Kopf aufrecht ganz in der Art der rezenten Menschen getragen worden war. Da nun der Unterkiefer, in derselben Schicht gefunden, auch dieselbe Platinierung trug, mußte er zu dem Schädel gehören und demgemäß auch menschlich sein.

Diese Annahme bildete für die Entdecker die Grundlage aller späteren Untersuchungen und Schlußfolgerungen, die besagten, daß der Mensch, weil mit tertiären Tierknochen zusammen in einer Schicht gefunden, selbst dem Tertiär oder Frühquartär zuzurechnen sei, was dann auch der Charakter der Knochen bewies. Da aber die fossilen Reste teilweise gerollt waren, was auf erhebliche, vielleicht mehrfache Umlagerung deutete, so konnte die Fundschicht auch etwas später liegen — Frühquartär.

So war also der älteste Mensch gleichzeitig mit seinen Eolithen-Werkzeugen gefunden.

Und dieser Mensch konnte nach seinen besonderen Rasse-Merkmalen erkannt werden. Der erhaltene Teil des Schädels mit dem Stück des Augen-

Digitized by Google

bogens gab die Bildung der Stirn an, der Unterkiefer mit seinen Zähnen das Gebiß. Nun hätte man wohl rein theoretisch für den tertiären Menschen eine neanderthaloide Stirnbildung erwartet, so etwas wie in der Mitte zwischen Pithekanthropos und Neanderthaler; für das Gebiß einen Unterkiefer, niedriger, primitiver noch als vom homo Heidelbergensis, ein Gebiß, in dem sich der Reißzahn noch nicht zu dem späteren Eckzahn des Heidelbergers zurückgebildet hatte.

Wie aber nun der Befund?

Das Schädeldach, wohl durch seine Dicke primitiv, bot keine besonderen Abweichungen vom rezenten Menschen; die Augenbogen klein und wenig vorspringend, die Stirn sich aufwölbend — das bot ein Bild höherer Gehirnentwicklung, als das der Neanderthalrasse eigen ist. Also nach dieser Hinsicht stand der Mensch von Piltdown weit über seinen diluvialen Nachkommen.

Bei dem Unterkiefer war es anders. Er bot eine solche Fülle von Abweichungen von den bis heran bekannten Unterkiefern, daß er sich nicht einmal mit dem ältesten, dem von Mauer, vergleichen ließ. Er war vollkommen pithekoid und glich dem Unterkiefer eines Schimpansen ganz auffallend. Dies erkannten auch die Entdecker, und A. S. Woodward ging folgerichtig dazu über, einen wirklichen Affenreißzahn, so wie ihn die Schimpansen haben, dem gefundenen Unterkiefer von Piltdown bei der Ergänzung desselben einzufügen. Seine Ansicht ging dahin, in dem Piltdown-Menschen den langgesuchten tertiären Vorfahren des Menschen zu sehen, also eine Rasse anzunehmen, die mit stark entwickelter Stirn- und Gehirnbildung ein tiefstehendes Gebiß vereinigte.

Wenn nun auch die Annahme eines solchen Gebisses für den „Menschenvorläufer" gewissermaßen ein theoretisches Postulat der Wissenschaft sein kann, so war bis dahin eine entsprechende Schädelbildung ebenfalls Voraussetzung gewesen. Nun hatte der Piltdown-Fund die Lösung gebracht. Der neue Urmensch erhielt den Namen „Eoanthropos", „Morgenrotmensch" und zu Ehren des Entdeckers den Beinamen „Dawsoni".

Durch die Eolithen von Kent und St. Prest ist in England der tertiäre Mensch und seine wirkliche Menschennatur sehr geläufig, und da in dem Schädel von Galley-Hill bereits ein altpaläolither Vertreter vorlag, so schien die ganze Aufstellung der neuen tertiären Rasse nichts Befremdliches an sich zu haben.

3. Die Rekonstruktionen.

A. S. Woodward stellte aus den vorhandenen Resten des Schädels eine Rekonstruktion her mit einem ergänzten Unterkiefer und zwei schimpansenähnlichen Reißzähnen von 14 mm Länge. Nach dem so gewonnenen Schädel konnte von A. Smit ein Ausguß genommen werden. Sein Urteil ging dahin, daß das Gehirn des Piltdownmenschen das primitivste von allen bisher bei fossilen Menschen festgestellte Gehirn war.

Digitized by Google

Bei seiner Rekonstruktion war A. S. Woodward vom Unterkiefer ausgegangen. Die Gelenkpfanne für den Processus condyloideus an dem vorhandenen Schädelrest war entschieden menschlich, deshalb war eine menschliche Ausbildung dieses processus Voraussetzung. Da also der Processus condyloideus bei der vorhandenen Unterkiefer-Hälfte fehlte, so ergänzte A. S. Woodward diesen, daß er zu dem Schädelansatz paßte. Zu dem Unterkiefer brachte nun Woodward den Schädel in Zusammenhang, und da ergaben sich für den Gesichtsaufbau folgende Hauptmerkmale:

1. Das Gesicht war viel massiver, also das eines rezenten Menschen.
2. Die Augenhöhlen schräger, mehr nach außen als beim Menschen, auch mehr als beim Affen.
3. In der Höhe der Backenknochen ist die Frontansicht breiter als wie beim rezenten Menschen.
4. Die Gehirnschale ist nach oben stark verjüngt, das Gehirn beansprucht weniger Platz.
5. Die Backenknochen springen stark vor.
6. Überaugenwülste fehlen.
7. Die Stirn wölbt sich sichelförmig vor.

So hatte Woodward die klaffenden Gegensätze zwischen Gehirn und Gebiß ausgeglichen. Doch er blieb mit seiner Rekonstruktion nicht der einzige. Arthur Keith glaubte in der Zusammensetzung Woodwards eine Unrichtigkeit gefunden zu haben.

An das größte vorhandene Schädelstück des Os occipitale setzt sich ein kleines, trapezförmiges Originalstück an. Auf diesem glaubte A. Keith Spuren der Lambdanaht entdeckt zu haben und außerdem Spuren von einer Beschädigung durch die Hacke des Arbeiters. Aus diesem Grunde gab er dem trapezförmigen Stück eine etwas andere Lage als Woodward und ließ für die Beschädigung einen kleinen Zwischenraum. Dann gab er der Lambdanaht einen symmetrischen Verlauf, den diese bei der Woodwardschen Rekonstruktion nicht hatte. Durch diese kleine Veränderung richteten sich die Schädelstücke insgesamt auf, der ganze Charakter des Schädels wurde ein anderer, viel menschlicher. Für seine weitere Rekonstruktion nahm Keith sich den Schädel von Galley-Hill zum Vorbild, den ja die englischen Forscher, nach oder mit Rutot, dem Altpaläolithikum zurechnen. Dadurch erzielte er einen Schädel, der sich weit von dem Woodwards entfernte und sich über die bekannten Schädel von Neanderthal, Spy, Krapina, Chapelle aux Saints, Gibraltar erhob. Zu einem derartigen Schädel konnte der von Woodward ergänzte Unterkiefer mit den Reißzähnen nicht passen. Deshalb wurden zunächst die Reißzähne fallen gelassen und durch menschliche Eckzähne ersetzt. Auch glaubte Keith an der Bruchstelle des Unterkiefer-Astes Spuren der Symphyse zu erkennen; darum schob er bei seiner Rekonstruktion die beiden Äste in etwas konvergierender Form zusammen. Hierdurch verloren die Zahnreihen etwas von

Digitized by Google

ihrer Parallelstellung, also ihren durchaus großaffenmäßigen Charakter. Es näherte sich der Unterkiefer in etwa dem von Mauer, und wurde durch diese Veränderungen ein menschlichen ähnliches Gebiß erzielt. Auch von seiner Rekonstruktion wurde ein Abguß hergestellt. Dieser ergab eine große Asymmetrie der Gehirnteile, ein Vorwiegen einer Hälfte, was A. Keith damit begründete, der Piltdown-Mensch sei schon durch die lang geübte Feuersteintechnik ein ausgesprochener Rechtshänder gewesen.

Noch eine dritte Rekonstruktion ist zu erwähnen, die von dem Anatomen Elliot Smidt. Er hatte bei Herstellung des Ausgusses für die Woodward-sche Rekonstruktion auf dem großen linken Schädelstück Spuren der Mittelnaht gefunden und veränderte demgemäß die Zusammenstellung der Schädelreste. Infolgedessen wurde sein Schädel wohl höher, länger, schmäler, behielt aber dafür fast denselben Inhalt wie die Rekonstruktion Woodwards.

Da brachte das Jahr 1913 eine neue Überraschung. Der Klostergeistliche Charles de Chardin fand in der dunkelsten, unteren Schicht zwei Knochen, die als Nasenbeine vom Menschen erkannt wurden und außerdem einen wirklichen, echt affenmäßigen Reißzahn. Sie hatten alle dieselbe Färbung, wie die früher entdeckten Knochen, und es unterlag keinem Zweifel, daß sie zu dem Funde gehörten. In dem Reißzahn glaubte man den fehlenden Zahn des vorhandenen Unterkiefers erhalten zu haben, und dieser wurde der Rekonstruktion eingefügt. S. A. Woodward hatte im Verhältnis zu dem gefundenen Zahn den affenmäßigen Charakter noch übertroffen (14 mm); die Länge des neuen betrug nur 11 mm. Auch die Nasenbeine wurden verwandt. Sie sind vollkommen menschlich, negroid oder mongoloid, und ergaben eine breite, kurze Nasenbildung. Durch die Einsetzung dieses Nasenbeines trat die menschliche Gestaltung der Stirnpartie noch deutlicher hervor, von der sich die affenartige Schnauzenbildung des Gebisses nun um so auffallender abhob.

In einem besonderen Werk[1]) behandelte A. Keith den Fund und seine Bedeutung für die Entwicklungsgeschichte des Menschen ganz im Sinne wie auch Woodward, doch auf Grund der neuen Rekonstruktion.

Bevor auf seine Schlußfolgerungen näher eingegangen wird, sollen zuerst die anatomischen Verhältnisse der Fundstücke ins Auge gefaßt werden.

4. Der Unterkiefer.

Nur in einer Hälfte ist der Unterkiefer erhalten, aber auch diese Hälfte als Bruchstück. Es fehlt:

1. der Processus condyloideus; er ist abgebrochen;
2. die Vorderpartie der Kieferhälfte bis zur Symphyse ist beschädigt. Prämolaren und Inzisiven samt der vollständigen Zahneinfassung fehlen.

[1]) Arthur Keith: "The antiquity of man", London 1916.

Digitized by Google

3. Von den Molaren fehlt der erste; 2. und 3. Molar sind vorhanden.

Trotz dieses mangelhaften Zustandes bietet die Unterkieferhälfte genugsam Anhalt zu einer Beurteilung. Die wichtigsten Merkmale sind:

1. Die Verdickung der Knochensubstanz im Gaumen;
2. der deutlich erkennbare Ansatz zur Affenplatte;
3. Vorhandensein der Fossa sublingua zum Ansatz für den Sprachmuskel (M. genioglossus).
4. Parallelstellung der Zahnreihen (bei der Rekonstruktion).

Die Symphyse, also die Stelle, wo die beiden Kieferhälften sich vereinigen, ist beim Piltdown-Kiefer verdickt. Diese Verdickung reicht in die

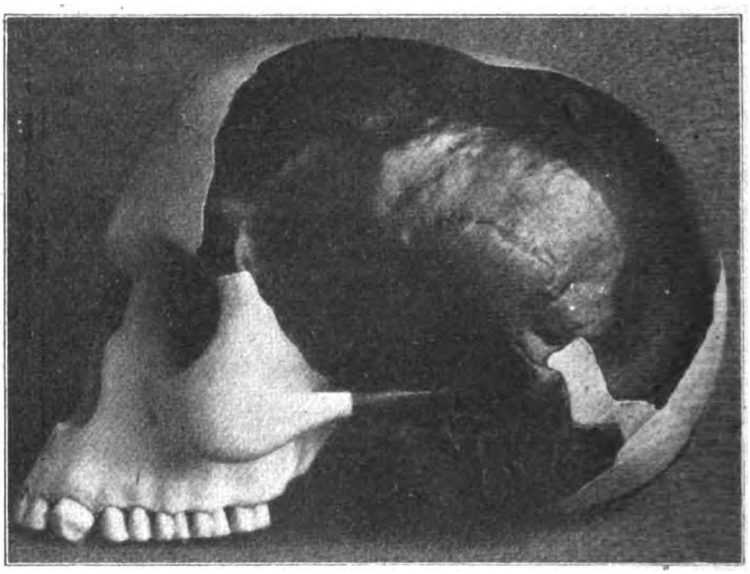


Abb. 1. Seitenansicht des Piltdown-Schädels nach der engl. Rekonstruktion im Kölner Präh. Museum. Die schwarzen Stellen deuten die Originalfundstücke an.

untere Mundfläche hinein und beeinträchtigt die Beweglichkeit der Zunge in hohem Grade. Mangelnde Sprachfähigkeit läßt sich daraus erschließen. Dies ist ein spezifisch pithekoides Merkmal, findet sich jedoch auch noch beim Unterkiefer von Mauer. Im Verhältnis zu dieser Dicke weisen die Unterkiefer der Neanderthalrasse (Krapina, Spy, Chapelle aux Saints) hierin einen Rückgang auf. Am unteren Teile des Unterkiefers beginnt beim Piltdower jene Knochenverbreiterung als Brücke zwischen den beiden Unterkieferästen, die bei den Affen als „Affenplatte" bekannt ist. In der Rekonstruktion ist deshalb auch die Erbreiterung in Form der Affenplatte weitergeführt. Der Unterkiefer von Mauer hat die Affenplatte nicht. Gorilla, Schimpanse, Orang-Utang dagegen sehr stark.

Digitized by Google

In den Unterkieferästen der Großaffen befindet sich die „Fossa' sublingua", eine Grube zum Ansatz des Genioglossus. Beim Menschen setzt sich dieser Muskel an Erhöhungen des Knochens direkt an. Beim homo Heidelbergensis und den Neanderthalern fehlt die Fossa sublingua, beim Piltdowner nicht. Durch diesen Umstand wird er als pithekoid ebenfalls charakterisiert und in Verbindung mit dem Hereinragen der Symphyse in die untere Mundfläche und dem Vorhandensein der Affenplatte in die Reihe der pithekoiden Gebisse gestellt.

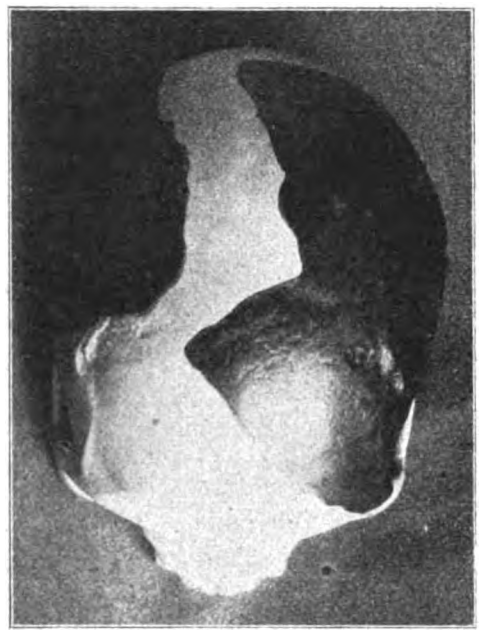


Abb. 2. Ansicht des Piltdown-Schädels von oben nach der engl. Rekonstruktion im Kölner Präh. Museum. Schwarz = Originalfundstücke.

5. Die Zähne.

Wie schon angeführt, fehlt der erste Molar, während der zweite und dritte wohl erhalten sind. Prämolaren und Inzisiven waren nicht vorhanden, bis 1913 der Reißzahn zum Vorschein kam. Der auffallende Affencharakter des gefundenen Unterkiefers hatte A. S. Woodward veranlaßt, bei der Ergänzung des Gebisses einen echten Reißzahn einzufügen. Es wurde schon angeführt, daß er dem Reißzahn eine Länge von 14,5 mm gegeben, also mehr, als der aufgefundene Reißzahn[1]) maß (11 mm).

Bei Menschen und Affen ist an der Stelle, wo der obere Reißzahn mit dem unteren in Verbindung tritt, von einer Einwirkung auf den oberen Zahn nichts zu bemerken. Die Zahnwurzel ist abgebrochen es lassen sich also über den Nervkanal desselben keine Schlüsse und Vergleiche ziehen. Wohl aber glaubte man annehmen zu müssen, daß das Fehlen der Einwirkung der beiden Zähne auf den unteren aus einer beginnenden Rückbildung des Zahnes und des Gebisses überhaupt zu erklären sei. Zu diesem Schlusse glaubte man sich auch noch durch andere Merkmale der vorhandenen Zähne berechtigt. Die vorhandenen Molaren ragen über die rezenten Zahnreihen eben hinaus; sie sind menschlicher Art und stark ab-

[1]) Der menschliche Eckzahn mißt 12 mm. Bei den Affen haben die weiblichen Tiere eine viel schwächere Zahnausbildung als die männlichen, sie beträgt bei den ersteren 16 bis 20 mm.

Digitized by Google

gewetzt; ihre Größe wird, wenn auch in seltenen Fällen, von rezenten und primitiven Menschenrassen erreicht. Die beiden Molaren stimmen in ihren Massen fast genau mit den Zähnen des Mauer-Unterkiefers überein.

Beim Gebiß der Großaffen fällt sofort die Parallelstellung der Zahnreihen als bedeutsames Merkmal in die Augen im Gegensatz zu den fossilen und rezenten Menschenrassen. Diese zeigen deutliche Konvergenz auch der homo Heidelbergensis.

Die Woodwardsche Rekonstruktion des Piltdown-Unterkiefers hat diese Parallelstellung. Nun glaubte jedoch A. Keith an dem Unterkiefer fast Spuren der Symphyse zu erkennen. Infolgedessen rückten bei seiner Rekonstruktion die Unterkieferäste ein wenig zusammen. Dadurch entstand eine kleine Neigung zur Konvergenz, die sich allerdings nur schwach zeigte. Im ganzen blieb der Charakter der Parallelstellung gewahrt. Aber doch genügte der Anfang dieser Konvergenz, auch hierin einen Beweis für die Umbildung des Gebisses zu erkennen, worauf ja auch, wie schon gesagt, andere Merkmale hinzuweisen schienen. Aus allen diesen Gründen glaubte man in dem Piltdow-Unterkiefer einen Typus zu erkennen, der wohl große Übereinstimmung mit den Affen, besonders dem Schimpansen, aufwies, aber doch als ein menschlicher angesehen werden müsse, bei dem die pithekeroiden Merkmale sich in dem Stadium der Umbildung zum späteren Menschengebiß befänden. Dieser Tiefstand des Gebisses und das damit verbundene äußerst geringe Sprachvermögen des aus den Piltdown-Resten sich ergebenden Urmenschen, des „Eoanthropos" also, werden jedoch aufgehoben durch die außergewöhnliche und unerwartete Schädelbildung. Sie beweise, daß in dem „Eoanthropos" wirklich ein Wesen menschlicher Art gefunden sei, das nach dieser Hinsicht sogar den homo Neanderthalensis weit überrage. Der durch die äußerst primitive Schädelbildung des Neanderthals sich ergebende Tiefstand dieser Rasse habe diese auch zur Weiterführung der Menschheit ungeeignet gemacht und ihr Erlöschen im Diluvium veranlaßt[1]). So stelle die Neanderthalrasse einen nicht lebens- und entwicklungsfähigen Seitenzweig an dem Urstamm der Menschheit dar, gerade wie ein anderer Zweig, mit dem Endgliede des Pithekanthropus. Im „Eoanthropos" sei nun ein Vertreter jenes Urstammes schon aus dem Tertiär gefunden, der langsam während des Tertiärs und im Altdiluvium nur sein Gebiß umzubilden brauchte, um dann als vollentwickelter Menschenstamm zu den rezenten Rassen hinüberzuführen.

Soweit die englischen Schlußfolgerungen.

[1]) Eine Meinung, die ja auch Rutot vertritt, der in dem Neanderthaler die Sklavenrasse der übrigen diluvialen Bevölkerung sieht.

Digitized by Google

5. Stellungnahme zu diesen Ergebnissen.

Da es sich um eine Frage von der allergrößten Bedeutung handelt (Existenz und gleichzeitig somatische Veranlagung des frühesten Menschen), ist es geboten, die Bedenken, welche sich ungewollt gegen die Aufstellung des „Eoanthropos" aufdrängen, nicht zurückzuhalten, sondern eingehend zu prüfen. Diese Bedenken sind formaler und theoretischer Natur. Zunächst richten sie sich gegen das hohe Alter des Fundes.

Die knochenführende Schicht von Piltdown ließ sich als tertiär nur dadurch erweisen, daß spärliche Reste tertiärer Tiere sich in ihr vorfanden. Es waren dies ein gerolltes Zahnfragment von Mastodon, zwei angerollte Backzähne von Stegedon. Die Backzahnreste von Biber kommen nicht in Betracht, weil der Biber wohl im Tertiär vorkommt, aber auch in diluvialen Ablagerungen sich findet. Daß eine spezifisch tertiäre Biberart vorliegt, etwa Palaeocastor Leidy[1]), ist nicht angegeben.

Die angeführten geringen Tierreste liegen gesellschaftet mit menschlichen Resten. Nun ist die genaue Stratigraphie der ganzen Fundschicht, besonders nicht die der unteren, dunkelsten, genau festgelegt. Wir wissen nicht, ob die wirklich tertiären Tierknochen genau in demselben Horizont mit den Menschenresten sich befunden haben. Die Annahme ist möglich, daß letztere, wenn auch nur ein weniges, höher lagerten als die Schicht mit den Mastodon- und Stegedonzähnen. Erst wenn diese Frage völlig einwandfrei festgelegt wäre, könnte eine gleichzeitige Einschwemmung als das allein Mögliche angenommen werden. Die stärkere Rotfärbung der ganzen unteren Schicht braucht nicht das Resultat einer gleichzeitigen Anschwemmung zu sein, bzw. nicht als Beweis dieser zu gelten, kann vielmehr erst später nach Bestand der unteren Schicht von obenher erfolgt sein. Doch gesetzt auch, die Menschen- und Tierreste wären gleichzeitig, und dies erscheint als das Wahrscheinlichere, mit denselben Fluten an dieser Stelle abgesetzt, so ist die geologische Zusammengehörigkeit noch immer keine selbstverständliche Notwendigkeit. Der Fall ist denkbar, daß die Ouse an irgend einer Stelle tertiäre Ablagerungen, in denen sich die Mastodon- und Stegedonzähne befanden, auflöste und mit sich führte, an einer anderen Stelle dann auf diluvialer Oberfläche lagernde Dinge ebenfalls mitnahm und nun beides in derselben Schicht irgendwo absetzte.

Wird aber diese Möglichkeit angenommen, finden sich dazu in den erforschten Schichten die Lageverhältnisse der Funde nicht genau angegeben, so fällt sofort die zwingende Notwendigkeit, den Menschen- und Tierresten das gleiche geologische Alter zuzusprechen. Die Möglichkeit liegt immerhin vor; doch nur auf Möglichkeiten darf die Wissenschaft sich nicht gründen.

[1]) Nach Zittel.

Digitized by Google

Aber noch ein anderer Beweis für das tertiäre Alter der Schicht scheint ja vorhanden, das Vorkommen von eolithenartigen Feuersteinen. Eolithen führen ja an sich ins Tertiär hinüber, und in England sind tertiäre Eolithen nichts Seltenes, werden in ihrer Artefaktnatur daselbst auch anerkannt. Wie aber Eolithen als Beweismaterial für den tertiären Menschen zu bewerten sind, hat E. Werth[1]) neuerdings noch einmal mit völliger Klarheit dargelegt. Nachdem er von den verschiedenen Möglichkeiten gesprochen, durch welche Feuersteine den bekannten Eolithencharakter erhalten können, ist er wie andere Forscher der Ansicht, daß die Bestätigung der Artefaktnatur der Eolithe das Auffinden anderer Spuren eines menschenähnlichen Wesens fordern, wenn auch nicht zu bezweifeln sei, daß das im mittleren Diluvium mit formgewollten Werkzeugen beginnende Paläolithikum eine eolithische oder archäolithische Vorstufe gehabt habe. Das ist der Standpunkt der heutigen Wissenschaft wohl allgemein; doch in England werden die eolithenartigen Feuersteine von Kent und St. Brest meist als Artefakte bewertet[2]).

So scheiden demgemäß die Eolithen in der Fundschicht von Piltdown als Beweis für das tertiäre Alter der Schicht vollständig aus. Das Hineinversetzen der menschlichen Reste von Piltdown in das Tertiär wird demgemäß aus der Stratigraphie und den Begleitfunden nicht wissenschaftliche Notwendigkeit.

Es erhebt sich nun die Frage: Liegt in den gefundenen menschlichen Resten an sich nicht der Beweis für ihr sehr hohes, vielleicht tertiäres Alter?

Auch diese Frage ist mit „nein" zu beantworten. Die Schädelreste haben, wie das noch weiter ausgeführt werden wird, nichts an sich, das sie ins Tertiär versetzen müßte. Wohl ist die Schädeldecke außerordentlich dick (10 mm), gewiß ein sehr primitives Merkmal; aber sonst haben sie nicht nur nichts Auffallendes, sie sind echt menschlich und weisen durch die Stirnbildung und die Nasenbeine auf eine höher stehende Rasse als die Neanderthaler.

Als A. Keith an eine Rekonstruktion heranging, glaubte er sich an einen Fund anlehnen zu können, der in England dem Altpaläolithikum zugesprochen wird, also seiner Zeitstellung des Piltdownfundes geologisch am nächsten stand. Dieser geologischen Nähe entsprach dann auch, wenigstens in gewissen Verhältnissen, eine Annäherung der somatischen Verhältnisse. Es ist das Skelett von Galley-Hill. Wie Rutot versetzt Keith es ins Chelléen, hält es also für älter als die Neanderthalrasse. So sieht man in dem Galley-Hill-Menschen den Vertreter einer hochentwickelten diluvialen Urrasse, die den jüngeren Neanderthaler weit überragte. Seiner Schädel- und Stirnbildung schienen die vorhandenen Piltdown-Reste am meisten zu ähneln, hier wie

[1]) Vgl. E. Werth: „Der tertiäre Mensch", Präbistorische Zeitschrift, Band X, 1918.

[2]) „Eolithen"-Feuersteinstücke, vom Menschen so benutzt, wie sie die Natur lieferte. „Archäolithe" dann, wenn der Mensch selbst die Steine zerkleinerte und durch irgend welche Abschläge zur Arbeit dienstlicher machte (Verworn).

Digitized by Google

dort eine sich wölbende Stirn und schwache Augenbogen. Da zu dieser Stirn ein Reißzahn unbedingt nicht mehr gehörte, gab man zuerst auch dem Piltdowner einen Eckzahn, der dem von Mauer entsprach. Durch die Auffindung des echten Reißzahnes 1913 mußte dieser dem Unterkiefer dann beigefügt werden. So entstand eine neue Rekonstruktion, mit hoher Stirn und Schädelbildung; durch die Nasenbeine ward Anhalt gefunden zur Gestaltung des Gesichtes, doch schnauzenartig verlängerte sich das Gebiß, den beiden Reißzähnen entsprechend.

Nun ist es jedoch mit dem Schädel von Galley Hill eine sehr merkwürdige Sache. Im Jahre 1888 wurde zu Galley Hill in England ein vollständiges Skelett gefunden, 3,50 m unter der jetzigen Oberfläche, 0,60 m über der Wealdformation[1]). Es lag in diluvialen Sanden, die hier reich sind an altpaläolithischen Fäusteln. Zu der Fauna der Sande von Galley Hill gehören: Mammut, Wildpferd, Höhlenlöwe, Flußpferd. Nur in kleinen Resten lagen diese Tierreste angeschwemmt; ihr genaues Studium ergab eine Mischung von kalter und warmer Fauna, wie sie lebend nicht angetroffen wird. Wo diese Knochenmischung sich findet, ist sie nur durch eine Vermischung von Tierresten aus verschiedenen Erdzeitaltern zu erklären infolge von Abspülung und Wiederanschwemmung an eine neue, gemeinsame Lagerstätte. Aus diesem Grunde sind die den Galley-Hill-Fund begleitenden Tiere nicht nach einer älteren oder jüngeren Periode einseitig verwendbar. Die Zuweisung des Galley-Hill-Skelettes zu dem warmen Interglazial, was in dem vorliegenden Falle das Chellöen bedeutet, ist also von vornherein nicht beweiskräftig; Rutot[2]) setzt den Schädel in diese Zeit.

Schon die Auffindung eines vollständig erhaltenen Skelettes in einer Schicht, die sonst nur kleinere Tierreste enthielt, konnte Bedenken erregen und vermuten lassen, daß das Skelett nachträglich in die Schicht hereingekommen wäre (Grab).

Um diese Annahme zu widerlegen, müßte eine genaue, völlig einwandfreie Untersuchung der Lagerungsverhältnisse des Skelettes vorliegen, die die Unversehrtheit der Schichten bewiese. Das ist aber nicht der Fall. Die Entdecker untersuchten daraufhin die Fundstelle nicht, auch keine photographische Aufnahme fand statt. Erst als der Schädel entfernt war, erklärte der Finder, die Schicht unterhalb des Schädels sei unversehrt gewesen.

Es bietet also die stratigraphische Lage auch hier keinen sicheren Anhalt. Nun zeichnet sich der Schädel (übrigens sehr verdrückt) durch völlig moderne Eigenschaften aus, die ihn der Neanderthalrasse nicht zuzuzählen erlauben. Die Augenwülste fehlen, die Stirn ist aufragend, der Schädel gewölbt, dem

[1]) Vgl. Obermaier: „Der Mensch aller Zeiten", a. a. O.
Arthur Keith: "The antiquity of man", London 1916.

[2]) Rutot weist bekanntlich verschiedene älter sein sollende Skelettreste (Grenelle, Clichy u. a.) seinen eolithischen Perioden zu.

Digitized by Google

Unterkiefer fehlen die neanderthaloiden Merkmale. Das alles hat Veranlassung gegeben, ihn spätestens der Aurignac-Rasse [1]) zuzuweisen. Ja, einige sprechen ihm den Fossilcharakter überhaupt ab und halten den Fund für eine rezente Bestattung.

Auf jeden Fall also steht der Galley-Hill-Schädel dem rezenten Menschen ganz außerordentlich nahe und können seine Verhältnisse mit einem Schädel, der in das Tertiär hinaufreichen sollte, in keine Verbindung gebracht werden. Fällt somit das altpaläolithische Alter des Galley-Hill-Schädels, so erweisen sich alle Beziehungen an diesem Funde für den „tertiären" Piltdown-Schädel als nicht beweiskräftig. Falls jedoch die anatomischen Untersuchungen der Piltdowner Schädelreste in Wirklichkeit gewisse Übereinstimmungen mit dem Schädel von Galley-Hill ergeben sollten, würde dadurch nach den gegebenen Verhältnissen der Beweis für ein relativ junges Alter des letzteren erbracht sein [2]).

Wie steht es nun mit dem Unterkiefer?

Es ist die Frage zu untersuchen, ob an ihm sich bestimmte Merkmale befinden, die an sich stark und ausgeprägt genug wären, die versagende Stratigraphie und die nach dieser Hinsicht nicht weniger unzulänglichen Schädeleigenschaften zu ersetzen und die Annahme eines sehr hohen Alters durch sich selbst zu rechtfertigen.

Es wurde schon darauf hingewiesen, daß der Unterkiefer große Ähnlichkeit mit dem eines Schimpansen aufweist. Derartige Merkmale sind die Affenplatte, die Fossa sublingua, die Verdickung der Symphyse in der Gaumenhöhle, die Dicke des Knochens und der nachträglich gefundene Reißzahn. Nach dem ganzen Befund war deshalb auch die Rekonstruktion A. S. Woodward von einem Schimpansen-Unterkiefer ausgegangen. Das ergab dann als weitere bedeutsame Eigentümlichkeit für den Piltdown-Unterkiefer eine Parallelstellung der Zahnreihen. Diese Parallelstellung der Zahnreihen bildet ein Hauptunterscheidungs-Merkmal von Mensch und Affen. Die Großaffen, Schimpanse, Gorilla, Orang-Utan besitzen diese Parallelstellung ganz ausgesprochen. Bei dem ältesten Menschenrest, dem Unterkiefer von Mauer, ist eine entschiedene Konvergenz nach vorne zu beobachten, und dieser Umstand hat stets mit als Beweis für den Menschen-Charakter des Fundes gegolten. Auch die vorhandenen Unterkiefer von Krapina, Spy, Ehringsdorf, Chapelle aux Saints, Moustier, besitzen diese Anordnung der Zahnreihen mit verschiedener Konvergenz. Nun könnte angenommen werden, daß in einer zum Heidelbergensis liegenden Entwicklungsstufe der Vormensch in

[1]) Obermaier: „Der Mensch aller Zeiten", a. a. O., I. Bd.

[2]) In England gibt es noch mehrere Menschenreste, denen ein ähnliches Alter wie dem Galley-Hill-Schädel zugesprochen wird, die aber ebenfalls von der Wissenschaft nicht anerkannt werden (Skelett von Ipswich).

Digitized by Google

seiner Zahnstellung sich näher an die Großaffen anschließen müsse, und darum könne die Parallelstellung bei dem Piltdown-Kiefer ein Beweis für eine derartige Entwicklung bilden. A. Keith glaubte, wie angeführt, Spuren der Symphyse an dem erhaltenen Unterkiefer zu sehen; seine Zusammensetzung der Unterkieferäste wurde deshalb ein wenig anders; eine leichte Neigung zur Konvergenz kam dabei heraus. Hinzugenommen nun der von den englischen Forschern entdeckte Umstand, daß das ganze Gebiß des Piltdowners Spuren einer beginnenden Umbildung zeigen soll, entstand hieraus die Auffassung, der Piltdown-Mensch habe noch das ursprünglichere Affengebiß, aber schon mit beginnender Weiterbildung, die im Unterkiefer von Mauer dann bedeutend vorgeschritten erscheint und sich ununterbrochen bis zu dem rezenten Gebiß fortsetzt. Demnach wäre die Parallelstellung der Zahnreihen ein gemeinsames Merkmal des Urstammes, der Mensch und Affe noch vereinte. Die rezenten und diluvialen Menschenaffen haben die Parallelstellung im gleichen Grade, auch die pithekoiden Funde des Tertiärs, also die Vorläufer der Großaffen. Bekannt ist aus dem Tertiär (Miozän) der Dryopithekus[1]). Diese Großaffenurform hat parallelgestellte Zahnreihen mit breitem, aufsteigendem Ast. Stimmt diese Urform mit den rezenten Großaffen hierin überein, kann sie, wie E. Werth[2]) mit Recht behauptet, als „Urform" der Großanthropomorphen Gorilla, Schimpanse, Orang-Utan aufgefaßt werden. E. Werth stellt dieser „Affenahnform" den Pliopithekus[3]) entgegen, der eine deutliche Konvergenz der Zahnreihen bereits im Miozän aufweist. Dieselbe Konvergenz haben nun, nach Werth, die niederen Affen, Gibbon und Mensch. Auf Grund seiner Untersuchungen kommt E. Werth zu dem bedeutsamen Schlusse, daß die Parallelstellung der Zahnreihen bei den Groß-Anthropomorphen, bereits im Miozän nachgewiesen, sich bei den fossilen und rezenten Arten zu einem Artcharakter entwickelt habe und kein primitives Merkmal darstelle, da ja die tieferstehenden Affenarten die Parallelstellung nicht haben. Parallelstellung ist also kein primitives, sondern ein erst spät in der Entwicklung auftretendes Merkmal der Großaffen. Demgegenüber bedeutet die Konvergenz, also der Winkel, den die beiden Backzahnreihen nach vorne bilden, die bei den niederen Affen und den Gibbons sowie den Menschen in gleicher Weise auftreten, ein primitives Merkmal. Damit scheiden nach E. Werth die bereits im Miozän (Dryopithekus) aufstrebenden Großaffen ein für allemal aus der Stammreihe des Menschen aus, und es ergibt sich ein um so engerer Anschluß der Hominiden an die Reihe der Hylobatiden (Gibbon), deren miozäner Vorläufer im Pliopithekus vorliege. Mit den Hylo-

[1]) Der Dryopithekus, aus dem Oligozän Ägyptens, Frankreichs, dem Rheingebiet und Schweden bekannt (Zittel).

[2]) E. Werth: „Der tertiäre Mensch", a. a. O.

[3]) Pliopithekus aus dem Miozän Frankreichs, Schwabens, Steiermarks, der Schweiz und Schlesiens (Zittel).

Digitized by Google

batiden stimmt außer dem Gebiß auch die Schädelbildung und der aufrechte Gang des Menschen überein. Wenden wir dieses Ergebnis auf den Piltdown-Unterkiefer an, so wird die unleugbar vorhandene, von S. A. Woodward betonte und auch von A. Keith angenommene Parallelstellung, anstatt ein Beweis für die hominide Eigenschaft ein solcher für seine Zugehörigkeit zum Stamme der Großaffen.

Und wirklich, der amerikanische Forscher G. S. Miller[1]) in Washington, hat die Übereinstimmung des Piltdown-Unterkiefers mit dem rezenten Schimpansen nachgewiesen. Da aber an der Fossilität nicht zu zweifeln ist, so sah er in dem Unterkiefer eine fossile Schimpansenart, der er den Namen „Pan vetus" gab. Nur durch seinen Altersunterschied sei dieser von den rezenten Schimpansen-Arten zu scheiden. Zum Vergleich: Abb. 3.

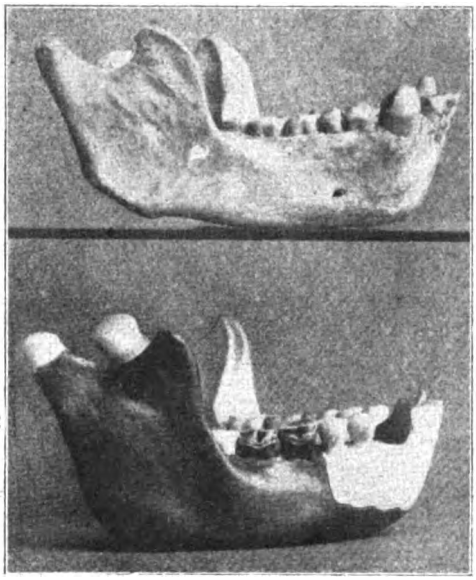


Abb. 3. 1. Unterkiefer eines Schimpansen nach einem Original im Kölner Präh. Museum. 2. Unterkiefer von Piltdown nach der engl. Rekonstruktion im Kölner Präh. Museum. Schwarz = Originalfundstücke.

Zu demselben Urteil ist auch der französische Forscher Boule[2]) gekommen. Damit wäre das Rätsel des „Eoanthropus" gelöst. Er verwandelt sich in einen, dem rezenten Menschen nahe stehenden Schädel diluvialen, aber unbestimmten Alters und dem Unterkiefer eines Schimpansen. Beide sind im Diluvium von der Ouse mit den übrigen Tierresten angeschwemmt. Allerdings bleibt dieses Zusammenkommen merkwürdig, bietet aber durchaus nichts Abnormes. Wäre der Unterkiefer allein zum Vorschein gekommen, hätte man sofort an ihm einen Vertreter der Großaffen erkannt. Wären die Schädelreste allein entdeckt, hätten seine primitiven Eigenschaften und sein diluviales Alter ihm seine Stellung innerhalb der jungpaläolithischen Menschenrasse angewiesen, ohne weitere Schlußfolgerungen aus den geringen Resten ziehen zu können. Dieses Schicksal teilt der „homo Dawsoni" mit manchem diluvialen Skelettrest. So wurde 1913 in den diluvialen Sanden von Fühlingen[3]) bei Köln ein menschliches Schädeldach gefunden, das eben-

[1]) G. S. Miller in Washington 1915: „The antiquity of the Piltdown-Man.
[2]) u. [2]) Vgl. Werth: „Der tertiäre Mensch", a. a. O.
[3]) Im Prähistorischen Museum Köln.

Digitized by Google

falls außergewöhnliche Dicke des Knochens mit stark vorspringenden Augenbogen und hoher Stirnbildung aufweist. Vergesellschaftet fanden sich mit diesem noch zwei Pektunkulus-Muscheln und eine typische, gerollte Aurignacien-Klinge. Die erhaltenen Schädelreste sind auch hier gering; ihre wissenschaftliche Bewertung und die Schlußfolgerungen werden demnächst an dieser Stelle veröffentlicht.

Zu der späteren Ansetzung der Schädelreste von Piltdown passen dann auch endlich die beiden Nasenbeine, die ein menschenartiges Gebiß und keine „affenartig vorspringende" Oberschnauze, wie sie der Unterkiefer verlangt, voraussetzen.

Somit würden sich die Bedenken gegen die Aufstellung des „Eoanthropos" zu der Annahme verdichten, daß in der unteren, dunkelgefärbten Schicht von Piltdown tertiäre Tierreste und diluviale Tier- und Menschenreste angeschwemmt seien. Die Menschenreste weisen auf einen Vertreter jungpaläolithischer Kultur hin; die Tierknochen auf einen spät-diluvialen Schimpansen. Wiederum also heißt es: Neue Funde abwarten, die Aufschluß geben über den „Vorläufer" des Menschen.

Digitized by Google

Eine zweite bandkeramische Scherbeninschrift von Seltsch in Böhmen.

Von Rudolf Moschkau, Leipzig.

Mit einer Textabbildung.

Die Unklarheiten über Herkunft und Fundumstände des wichtigen beschrifteten Scherbens der Spiral-Mäanderkeramik von Seltsch, Bez. Saaz[1]), veranlaßten mich, auf einer Sommerreise durch Nordböhmen den Fundort Seltsch als Endziel zu wählen, damit ich den Finder persönlich kennen lernen und die Fundangaben an Ort und Stelle nachprüfen konnte. Ich erhielt bereitwilligst die erbetenen Auskünfte und wurde überall mit deutscher Gastfreundlichkeit aufgenommen. Diesem Entgegenkommen verdanke ich die Kenntnis eines zweiten bandkeramischen Scherbens, der ähnlich dem ersten buchstabenförmige Einritzungen enthält und an der gleichen Fundstelle bei Seltsch gefunden worden ist (s. Textabbildung).

Das Stück gehört Herrn Dr. med. Tischer in Michelob b. Saaz, dessen vorgeschichtliche Privatsammlung u. a. einen ansehnlichen Scherbenbesitz der mitteldeutsch-böhmischen Spiral-Mäander- und Stichreihenkeramik aus der näheren Umgebung seines Wohnortes aufweist. Mit seiner gefälligen Erlaubnis bringe ich hier den Scherben in einer photographischen Wiedergabe zur Veröffentlichung.

Die Fundstelle ist Parzelle 194/1 „auf den Teichen" bei Seltsch. Der Flurname weist noch auf die dereinst für eine Siedelung recht günstigen Wasser-

[1]) Vgl. R. Moschkau, Eine steinzeitliche Scherbeninschrift der Spiral-Mäanderkeramik. „Mannus" Bd. 11/12, 1919/20, S. 205ff.

Digitized by Google

verhältnisse im Talgebiet des Seltscher Baches hin. Ein schwerer roter Lehm, der die flachansteigenden Talhänge bedeckt, zeigt im Fundgebiet unserer Scherben eine leichtere, der Bearbeitung günstigere Beschaffenheit. Zahlreiche dunkelgraue Stellen auf der genannten Parzelle und der benachbarten Flur erweisen das Fundgebiet als einen ausgedehnten Siedelungsplatz, der heute von dem Bahndamm der Saaz-Prager Eisenbahnlinie durchquert wird.

Besitzer der Parzelle und Finder des abgebildeten Scherbens ist Herr Wirtschaftsbesitzer Franz Mai in Seltsch, der die Parzelle ihrer Funde wegen stets selbst beackert und beobachtet und den reichen Fundertrag in selbstloser Weise öffentlichen und privaten Sammlungen überwiesen hat. Als ein bemerkenswertes Stück dieser Fundstelle enthält das Teplitzer Museum den Henkel eines bandkeramischen Gefäßes mit ansitzendem Stierköpfchen[1]). Dank langgewohnter sorgfältiger Beobachtung glückte Herrn Mai im Herbste 1912 die Auffindung des hier abgebildeten Scherbens, nachdem an derselben Fundstelle wenige Monate früher sein Freund und eifriger Mitsammler, Herr Oberlehrer G. Müller in Kl.-Holletitz die erste Scherbeninschrift aufgefunden hatte. Ohne die Bedeutung dieser Funde ermessen zu können, hatten doch beide Sammler, nachdem ihnen Hunderte von Scherben durch die Hände gegangen waren, die Seltenheit der Stücke erkannt und sie den Sammlungen befreundeter Herren anvertraut.

Beide Scherben sind also Lesefunde. Nachgrabungen an der Fundstelle haben bisher nicht stattgefunden; ihre Ergiebigkeit muß groß sein, da ich selbst beim Abgehen der mit Kartoffeln bestellten Fläche eine zerbrochene bandkeramische Meißelklinge, zahlreiche Feuersteinabschläge, zum Teil mit Randbearbeitungen und typische spiralverzierte Scherben auflesen konnte. Scherben anderer Gattungen fanden sich nicht, und es ist von Bedeutung, daß auch den beiden Findern in jahrelanger Beobachtung der Fundstelle nur Scherben mit Spiral- und Stichbandmustern in die Hände gekommen sind. Vor allem fehlen, was in diesem Zusammenhange wichtig ist, germanische mäanderverzierte Scherben der römischen Kaiserzeit. Hiernach erweist sich die Fundstelle als eine rein neolithische Ansiedelung. Ist das aber der Fall, dann besteht keine Möglichkeit für die Annahme, daß unsere beiden Scherben etwa anläßlich einer späteren Besiedelung zur römischen Kaiserzeit in die Hände eines runenkundigen Germanen gelangt und für den Zweck einer Mitteilung oder magischen Handlung mit Runenritzungen versehen worden wären. Die Fundverhältnisse der beiden Seltscher Scherben bekräftigen also die Annahme, daß ihre schriftförmigen Einritzungen in neolithischer Zeit vorgenommen worden sind.

Für diese Annahme unumstößliche technische Beweisgründe beizubringen, begegnet auch bei diesem Scherben Schwierigkeiten. Die Oberfläche

[1]) Vgl. Tätigkeitsber. d. Mus.-Ges. Teplitz i. Verw.-Jahre 1905/06, S. 35, Abb. 2a, b.

Digitized by Google

ist durchweg, wenn auch in geringem Grade, abgewittert. Die Abwitterung hat auch die Ränder der Einritzungen betroffen, so daß diese einwärts, nach dem Ritzkanal zu, abfallen. Somit ist von Aufwulstungen der Ränder — und das wären die sichersten Kennzeichen für Einritzungen in den weichen Ton, also für Gleichzeitigkeit von Gefäß und Inschrift — an keiner Stelle eine Spur erkennbar. Freilich könnten die Ränder der Ritzkanäle, wenn man sich abgewittertes Material hinzudenkt, schärfer und auch mit Aufwulstungen versehen gewesen sein. Doch selbst bei besserer Erhaltung der Oberfläche würde ein Mangel an derartigen Wülsten nichts gegen die Gleichzeitigkeit von Gefäß und Inschrift beweisen, da die Wülste als störend sehr wohl schon bei der Herstellung entfernt werden mochten. Kann man doch unter spiralverzierten gleichaltrigen Scherben zahlreiche Stücke aussondern, deren in den weichen Ton gezogene Furchen keine Spur von seitlicher Aufwulstung zeigen, so daß zur Erklärung dieses Mangels nur die Annahme möglich ist, daß der Hersteller die Wülste als häßlich empfunden und sie darum verstrichen und geglättet hat.

Als technischen Grund für die gleichzeitige Entstehung von Gefäß und Inschrift möchte ich das Vorhandensein schwacher Tongrate ansehen, die beim zweiten Zeichen in der Mitte, beim ersten Zeichen links oben erkennbar sind. Hier ist in einer kurzen Verdoppelung des Ritzkanals das zweimalige Einsetzen des Stichels erkennbar, das den Grat stehen ließ. Solche schwache Grate dürften bei Einritzungen in den gebrannten Ton bei dessen Sprödigkeit kaum stehen bleiben. Übrigens lassen sich an der genannten Stelle des ersten Zeichens unter der Lupe auch winzige parallele Kratzspuren erkennen, die hier an geschützter Stelle der Verwitterung entgangen sind. Schließlich sprechen bei beiden Seltscher Scherben die gerundeten Teile einzelner Zeichen und die Breiten- und Tiefenschwankungen der Ritzkanäle dafür, daß hier in weichen oder nur luftgetrockneten Ton gearbeitet worden ist, der allein die gewünschte Nachgiebigkeit gegen die „schreibende" Hand und ihre Linienführung zeigen konnte, eine Nachgiebigkeit, die das spröde Material des gebrannten Tones nicht haben kann.

Die soeben berührte Übereinstimmng beider Scherben nach Art der Einritzungen läßt sich auch auf Material und Art der Verzierung ausdehnen. Es ist beim zweiten Seltscher Scherben derselbe gutgeschlämmte Ton verwendet, der die spiralverzierten bombenförmigen Gefäße kennzeichnet, nur, daß er hier sehr feinsandig ist, im Bruche tiefschwarz, an der Oberfläche grauschwarz und etwas ins Bräunliche spielend erscheint. Eine tiefe, gerade Furche läuft dem Rande parallel, sie hat den Bruch des Scherbens an dieser Stelle begünstigt. Rechts unten am Scherben ist das kurze Stück einer Spiralfurche sichtbar, auch sie verläuft längs eines Bruchrandes. Nach dieser etwas abweichenden Verzierung wie auch nach der größeren Ausführung der Zeichen und des ganzen Gefäßes ist sicher, daß die beiden Seltscher Scherben zu zwei verschiedenen Gefäßen gehört haben müssen. Die größten Ausdehnungen des zweiten

Digitized by Google

Scherbens sind 5×4,6 cm, die Stärke 0,7 cm; unsere Aufnahme zeigt somit das Stück in geringer Verkleinerung.

Daß dieser Scherben ein neues, die spätpaläolithische Zeit mit ihrem markenförmigen Schriftersatz und die spätrömische Kaiserzeit mit ihrer Runenlautschrift überbrückendes Bindeglied der mitteleuropäischen Schriftentwicklung ist, macht seine Bedeutung aus. Sonst steht er seiner geringeren Zeichenzahl wegen an Wert hinter dem ersten Scherben zurück. Doch erlaubt die Zahl der Zeichen sowie der wohl erhaltene Gefäßrand auch hier die Feststellung, daß die Zeichen in wagerechter Reihung angewandt worden sind. Ihr Sinn wird weniger in einer Mitteilung als in einer formelhaften magischen Wendung zu erblicken sein. Wie die Zeichen beider Scherben in Reihen sitzen, ist eine gewisse kalligraphische Übung nicht zu verkennen, die denn auch an abstraktlinearen Zeichen wie sie hier vorliegen, unschwer erreicht werden konnte. Die Zeichen stellen ja keine Bilderschrift dar, auch nicht in ihrer höchstentwickelten Form der Begriffs- und Wortschrift; denn irgendwelche Dinge oder Lebewesen sind in ihnen nicht erkennbar. Haben ihnen überhaupt jemals bilderschriftliche Symbole zugrunde gelegen, so sind diese in langer Entwicklung vollkommen zum Strichschema abgeschliffen worden. Ebensowenig lassen sich die Seltscher Zeichen mit den Merkzeichen, den einfachsten Vorstufen der Schrift wie Knoten, Schnüren, Kerben, Tätowierungen und ähnlichen Hilfsmitteln der Erinnerung in eine Reihe bringen. So bleibt nur übrig, was bei der großen Ähnlichkeit mit der kretischen[1]) und kyprischen Linearschrift am wahrscheinlichsten ist: in den Zeichen der Seltscher Scherben eine Schriftart zu erblicken, die bereits in engster Beziehung zu den Lauten der Sprache steht, d. h. ihre Silben, vielleicht auch schon ihre Laute wiedergibt.

Manchem möchte ein so hoher Grad der Schriftentwicklung unvereinbar mit dem Begriffe der „Steinzeit" erscheinen. Bedenkt man aber den hohen Grad der Gesittung und bäuerlichen Kultur, den uns die vergleichende Sprachforschung und besonders die vorgeschichtlichen Fundergebnisse für die ausgehende Steinzeit des indogermanischen Stammvolkes in Mitteleuropa aufgezeigt haben, so muß der Gebrauch einer entwickelten Sprachschrift einer solchen Kulturhöhe durchaus angemessen erscheinen.

Wollte man sich nur einmal den Schriftbesitz der gegenwärtigen primitiven Völker im Rahmen ihrer Kultur vor Augen halten und die indogermanische Kulturhöhe dazu in Vergleich setzen, so würde man das Törichte einer Anschauung erkennen, die den Indogermanen ein entwickeltes System schriftlicher Mitteilungen bisher abgesprochen hat. „Eine solche Anschauung

[1]) Eine verblüffende Ähnlichkeit mit den Zeichen des 2. Seltscher Scherbens zeigt eine Gruppe von drei linearen Zeichen auf einer Gemme von Phaistos, nach Evans einem knopfähnlichen Petschaft (Journ. Hell. Stud. XIV, 285), s. Flind. Petrie, Frühägypt. Knöpfe (Ber. a. d. Knopf-Mus. Heinr. Waldes, Prag-Wrschowitz, Nr. 2, 1916, Abb. 16).

Digitized by Google

offenbart", um mit Evans zu reden[1]), „nicht nur einen seltsamen Mangel an Einbildungskraft, sondern auch ein absichtliches Verschließen der Augen gegenüber dem Beweismaterial, das uns von primitiven Volksstämmen überall in der Welt dargeboten wird". Möchte nun, was den völkerkundlichen Beweisstücken nicht gelang, den beiden Seltscher Scherben gelingen, die Welt zu überzeugen, daß die steinzeitlichen Indogermanen Mitteleuropas bereits des Schreibens mit alphabetförmigen Zeichen, gleichviel, welches Lautwertes, kundig gewesen sind.

[1]) A. J. Evans, Die europ. Verbreitung prim. Schriftmalerei u. ihre Bedeutung f. d. Ursprung d. Schreibschrift („Die Anthrop. u. d. Klassiker". Übers. v. J. Hoops. Heidelberg 1910).

Digitized by Google

Der Leipziger Thebalring.

Von F. Max Näbe, Pottenstein.

Mit einer Textabbildung.

Aus dem frühen Mittelalter, das heißt aus der Zeit der Christianisierung Mittel- und Nordeuropas, liegen einige Gruppen von Altertümern vor, auf welche die Wissenschaft erst seit wenigen Jahrzehnten aufmerksam geworden ist, über deren Herkunft, Verfertiger und Zweck aber noch immer Dunkel herrscht. Erinnert sei nur an die rätselhaften Alsengemmen und an die zu Unrecht so genannten Hansaschüsseln. — Zeitlich nahe stehen beiden die Thebalringe, nur ist das Dunkel, das über diesen frühen Metallarbeiten liegt, noch tiefer, wofür wohl ihre große Seltenheit die Ursache ist. Aus Deutschland

Thebalring, Eythra bei Leipzig, in aufgerolltem Zustand.
Stadtmuseum Leipzig, Slg. Näbe.

kennen wir außer dem hier zu beschreibenden Leipziger Ring nur noch ein Stück aus Alt-Lübeck und dieses ist kurz vor Ausbruch des Weltkrieges einem gemeinen Diebstahl zum Opfer gefallen. Nach dem Vorkommen gleicher Ringe in Frankreich, England und Dänemark ist zu vermuten, daß sich auch noch in Deutschland das eine oder andere Stück in Sammlungen oder in kirchlichem oder Privatbesitz verbirgt. Es wäre höchst wünschenswert, daß nach solchen geforscht würde und aufgefundene Thebalringe an geeigneter Stelle veröffentlicht würden.

Der Leipziger Thebalring ist ein achteckiger silberner Fingerring, der die Inschrift trägt THEBAL GVT GVTTANI. Es ist ein Einzelfund. Er wurde beim Ackern eines Feldes bei Eythra, 8 km südlich Leipzigs, an der Spitze der Pflugschaar hängend gefunden. Aus den Fundumständen können wir daher so gut wie nichts schließen, um so mehr aber aus der Örtlichkeit.

Digitized by Google

Cythra war zur Zeit der christlichen Kolonisation ein wichtiger kirchlicher Mittelpunkt. Thietmar, Bischof von Merseburg (975—1018) erzählt uns in seiner Chronik, daß er im Jahr 1009 hier eine Besprechung mit seinen kirchlichen Untergebenen abhielt (Thietmar VI. 29). Es ist wohl kein Zufall, daß gerade auf diesem alten deutschchristlichen Kulturboden der Thebalring zutage kam, der wohl das früheste Zeichen des Christentums in unserer Heimat darstellt.

Ebenfalls aus dem Grenzgebiete, wo Heidentum und missionierendes Christentum aufeinandertrafen, stammt der andere deutsche Thebalring, der von Alt-Lübeck. Alt-Lübeck war der Sitz christlicher Wendenfürsten und bestand von 1043—1138. Der Ring wurde im Jahre 1852 innerhalb der Grundmauern einer kleinen Kirche bei einer der dort bestatteten Leichen gefunden. Er war von Gold, zwei Dukaten schwer und trug auf seiner neuneckigen Außenseite die Inschrift THEBAL GVTTANI.

Außer diesen deutschen Thebalringen, sind noch zehn andere bekannt geworden, die sich wie folgt verteilen: sechs auf England, zwei auf Frankreich und zwei auf Dänemark. Dem Metall nach bestehen von den 12 Ringen sieben aus Gold, vier aus Silber und einer aus vergoldetem unedlen Metall. Die älteren Ringe sind neun- oder achteckig, die jüngeren rund. Tille (Oxford), der sich am eingehendsten mit den Thebalringen beschäftigt hat, unterscheidet nach Abweichungen in der Inschrift drei Gruppen:

THEBAL GVTH GVTHANI
THEBAL GVT GVTHANI
THEBAL GVT GVTTANI

Die letzte Gruppe, die das GVTTANI mit TT bringt, hält Tille für die jüngste. Zu ihr gehört der Ring von Alt-Lübeck der nach Freund (a. a. O., S. 22) Besitz eines christlichen Priesters war, der in der Zeit 1043—1138 gelebt haben muß. Ferner findet sich dieselbe Schreibart auf einem Ring, der im Grabe des Bischofs Ulgerius von Angers (gest. 1149) gefunden wurde, ebenso auf einem neuneckigen Silberring, der auf Falster zusammen mit einem Reliquienkreuz des elften Jahrhunderts zutage kam. Während aber der Lübecker Ring die verstümmelte Inschrift trägt: THEBAL GVTTANI, zeigt unser Leipziger Exemplar noch die volle Formel: THEBAL GVT GVTTANI, die wie Tille nachweist, die ältere ist. Wenn wir also die Ringe von Lübeck und Angres um 1100—1150 setzen müssen, so kann für das Leipziger Stück nur das elfte Jahrhundert in Frage kommen. Das ist aber die Zeit der Kolonisierung und Christianisierung Westsachsens.

Die erste umfassendere Untersuchung über die Thebalringe brachte W. Deecke im Jahre 1892. Er war der Meinung, daß die Ringe dem heiligen Theobald von Thann im Elsaß gewidmet waren und las die Inschrift folgendermaßen: Thebal(dus) C(onfessor) V(enerabilis) T(utor) Thani. Tille

Digitized by Google

bemerkt dazu: Erstens ist Thebal nie Theobaldus und auch nicht Dietbald, zweitens ist das Gutthani, welches Deecke erklärt, nirgends gefunden worden, sondern nur tt oder th, drittens ist der lateinische Name der kleinen Stadt Thann Thanae, Thanarum und nicht Thanum, Thani. Beweisend für die Unrichtigkeit der Deecke schen Erklärung ist aber die Tatsache, daß St. Ubaldo erst 1160 starb und 1192 heilig gesprochen wurde. Die mindestens fünfzig bis hundert Jahre zurückliegenden Thebalringe können also in keinen unmittelbaren Bezug mit seiner Verehrung gebracht werden.

Tille konnte zu seiner grundlegenden Arbeit über die Thebalamulette ein bedeutend umfangreicheres Material zusammenbringen als Deecke, der nur vier Ringe kannte, Tille führt 10 Ringe an und außerdem fünf Urkunden des 11.—14. Jahrhunderts, welche die Thebalformel enthalten. Er kommt zu folgenden Schlüssen: Die Worte Guth Guthani sind sicher gotisch und haben die Bedeutung „Gott der Götter". Das Wort Thebal könnte nach demselben Gelehrten eine Verstümmelung von „Diabolus" gotisch „diabaulus" sein und die Formel wäre zu erklären als „Diabolus, Deus Deorum", oder „Teufel, Gott der Götter". Das würde von einer früheren Teufelsverehrung christlich germanischer Völker zeugen. Sicher ist nach Tille, daß die Formel bis ungefähr ins sechste Jahrhundert bei einem gotisch sprechenden Volke in Gebrauch gewesen ist, um erst danach auf andere Völker überzugehen. Ganz befriedigen kann aber auch diese Erklärung, die eine Art von Teufelskult voraussetzt, nicht. Tille läßt daher die Möglichkeit offen, daß Thebal eine Anrufung ist, etwa wie „Hilf", oder der Name einer Gottheit. Vielleicht führt uns folgende Betrachtung dem Ziele näher. Der gotische Stamm „guth" bedeutet Gott. Bei Ulfilas findet sich eine Zusammensetzung „guthaskaunei" gleich ‚göttliche Figur', ‚Götze', ferner ein neutrum pluralis guda gleich ‚heidnische Götter'. Dann könnte der Sinn der Formel sein: Der Teufel sind die heidnischen Götter. Eine Stütze würde diese Ansicht in der Runeninschrift des Goldringes von Pietrossa finden, falls deren Lesung richtig ist. Sie lautet: Gutani od hailag und wird gedeutet als: „Dem Wotan geheiligtes Gut." Dann hätten wir als Lösung der Thebalformel: Der Teufel ist Wotan und wir müßten in den Ringen Abschwörringe sehen. Die Formel ist sicher seit dem sechsten Jahrhundert in Gebrauch gewesen, wann sie auf Ringen angebracht wurde, wissen wir nicht, da die ältesten bekannten Thebalringe nicht über das Jahr 1000 zurückversetzt werden können. Es muß in kirchlichen Kreisen die Sitte entstanden sein, die Formel, der man wohl hohe Abwehr- und Schutzkraft zuschob, auf Ringen aus Edelmetall anzubringen, die von hohen Geistlichen getragen wurden und vielleicht auch mit Vorliebe bei den im Dienste der heidnischen Mission stehenden Klerikern in Gebrauch waren. Möglich ist auch, daß derartige Ringe bei der Taufe an vornehme Heiden gegeben wurden. — Im Laufe der Jahrhunderte ging das Verständnis für die ursprüngliche Bedeutung der Formel verloren und man sah in den

Digitized by Google

Ringen nur noch ein schützendes das Christentum betonendes Amulett. So erklärt sich der Thebalringfund bei der Leiche des Bischofs Ulgerius von Angers, so der an der Hand des christlichen Priesters von Alt-Lübeck und auch der Ring des heiligen Ubaldus von Thann wird ein echter Thebalring gewesen sein. Leider ist auch dieser Ring, der sich samt den Daumen des Heiligen in Kristall eingeschlossen in einer vergoldeten Monstranz befand, schon 1755 gestohlen worden! — In Unkenntnis ihrer ursprünglichen Bedeutung kommt die Formel vom 11. Jahrhundert an in Handschriften als medizinische Zauberformel vor, sie wird gegen Krampf und Fallsucht empfohlen und endet im 14. Jahrhundert als Heilspruch gegen Zahnschmerz!

Literaturangabe.

Caylus, Reçueil d'Antiquites, 1764.
Archaeological Journal, 1846/1848.
Klug, Zeitschr. d. Ver. f. Lübecker Gesch. u. Altertumsk. 1860.
King, The Gnostics and their Romains, 1864.
Jones, Finger-Ring Lore, 1877.
Deecke, Amulettringe d. heiligen Theobald v. Thann. Jahrb. f. Gesch. u. Sprache Elsaß-Lothringens. VIII. Jahrg. Straßburg 1892.
Tille, Thebal Amulets, in: Scots Lore, Vol. I. Nr. 2. 1895.
Freund, Festschrift z. XXVIII. Vers. d. D. Anthr. Gesellsch. Lübeck 1897. S. 21.

Digitized by Google

Neuere Literatur zur Vorgeschichte Württembergs.

Von Dr. Friedrich Wagner, München.

Württemberg genießt seit langem den Ruhm, das bestbeschriebene Land deutschen Gebietes zu sein. Das gilt nicht nur für die geographischen und geologischen Verhältnisse, für die kunstgeschichtlichen Denkmäler oder für die wirtschaftlichen Zustände des Landes, auch die vorgeschichtlichen Altertümer fanden frühzeitig Berücksichtigung. Gerade nach dieser Seite ist die Forschung in Württemberg während der letzten Jahrzehnte ganz besonders erweitert und vertieft worden und dank einer Reihe zum Teil hervorragender und mustergültiger Veröffentlichungen ist auch die Vorgeschichte auf dem Wege, die gleiche Volkstümlichkeit zu gewinnen, deren sich die Geologie dort schon geraume Zeit im besten Sinne des Wortes erfreut.

Von dem lebhaften vorgeschichtlichen Interesse, das in allen Teilen des Landes herrscht, zeugen die Jahr um Jahr erscheinenden „Fundberichte aus Schwaben", deren 4. Band während des Krieges zum Abschluß gebracht wurde. Er enthält die Hefte 19—24 und endet mit dem Jahr 1916. In geschichtlicher Reihenfolge sind die Funde, Grabungen und Beobachtungen im Lande geordnet und kurz beschrieben, die bemerkenswerteren noch durch Pläne und Abbildungen erläutert, größere Unternehmungen in eigenen Aufsätzen vorgetragen. So haben zu den jetzt überall mit Eifer aufgenommenen Forschungen über Ringwälle und verwandte Anlagen Bersu und Hertlein wertvolle Beiträge geliefert (Heft 19, 1911, S. 13—27; 20, 1912, S. 25—32; 21, 1913, S. 29—32). Der Herausgeber der Fundberichte, Prof. Dr. Peter Goeßler, hatte sich eines ansehnlichen Stabes von Mitarbeitern zu erfreuen, von denen ein Teil allerdings zum letzten Mal seine Hilfe zur Verfügung stellen konnte. Das Schlußheft, das die Jahre 1914—1916 umfaßt, mußte allein sieben Todesfälle melden. Die Nachrufe enthalten beste Namen württembergischer Forscher und gelten zum Teil Männern, die in Erfüllung hoher Pflicht ihre wissenschaftliche Tätigkeit in der Heimat verließen und vor dem Feinde gefallen sind. Hervorgehoben sei die ausführliche schöne Darstellung des Lebenswerkes von Alfred Schliz.

Digitized by Google

Der Stoff, den die Fundberichte bieten, ist in der Museographie des „VII. Berichtes der Römisch-Germanischen Kommission 1912" S. 79—122 für die Jahre 1910—1912 von P. Goeßler nach Museen geordnet, mit 32 Abbildungen ausgestattet und mit kurzer kritischer, die Forschungsziele beleuchtender Einleitung versehen, nochmals verwertet worden.

Neben die „Fundberichte" ist als periodische Veröffentlichung in neuerer Zeit der „Bericht des Museums vaterländischer Altertümer" getreten (Heft I, 1913, II, 1914—1918). In Kürze wird auch der Zuwachs des Museums an vorgeschichtlichen Denkmälern berücksichtigt und außerdem Einblick in die rege und vielseitige Tätigkeit des Museums und Landesamtes für Denkmalpflege gegeben. Damit führen diese neuen Berichte den trefflichen Überblick weiter, den Goeßler über „Die K. Altertümersammlung in Stuttgart und ihren archäologischen Bestand von 1862—1912" in der „Festschrift zur Feier des fünfzigjährigen Bestehens der K. Altertümersammlung in Stuttgart 1912" (S. 3—16) gegeben hat und der zugleich die Entwicklung unserer Wissenschaft in Württemberg schildert. Vier Wendepunkte kennzeichnen ihren Aufstieg: die Errichtung eines Museums (1862), das Einsetzen planmäßigen Forschens (1873), die Begründung der „Fundberichte" und der Reichs-Limeskommission (1892) und die Verstärkung des Konservatoriums vaterländischer Altertümer durch einen Archäologen im Hauptamt (1905).

Die stattlichen Schätze der Altertumssammlung werden in einem glücklich angelegten und mit schönen neuen, nur hie und da etwas zu klein geratenen Bildern ausgestatteten „Führer durch die Staats-Sammlung vaterländischer Altertümer in Stuttgart" (Eßlingen 1908) erläutert, dessen vor- und frühgeschichtlicher Teil (S. 1—81 mit Tafel 1—22) von P. Goeßler in erwünschter, bei ähnlichen Führern nicht gewohnter Ausführlichkeit bearbeitet wurde. Allgemein verständliche Einleitungen sind den einzelnen Perioden vorausgeschickt, der Beschreibung der Metallzeiten wurde Reineckes Stufeneinteilung zugrunde gelegt. Trotz dieser ins einzelne gehenden Beschreibung, die dem Führer einen bleibenden Wert sichert, ist die Rücksicht auf die Bedürfnisse des Besuchers stets gewahrt. Das Büchlein bildet bis zu einem gewissen Grad eine zusammenhängende Darstellung der Vorgeschichte Württembergs; ein praktisch eingerichtetes Register steigert noch seine Brauchbarkeit.

Ein Jahr nach dem Erscheinen des Führers gab A. Schliz eine geistreiche Zusammenfassung des damaligen Wissens über die Vorzeit Württembergs heraus in einem illustrierten, „Urgeschichte Württembergs. Eine kurzgefaßte Darstellung" betitelten Buch (Stuttgart o. J.). Mit ausgezeichneter Kenntnis des vorgeschichtlichen Materials und schöner Darstellungskunst ist Schliz an die Arbeit herangetreten. Darin liegt eine Stärke, aber auch eine Schwäche des Buches. Der Verfasser hat die Gefahr, in eine nüchterne statistische Aufzählung zu verfallen, glänzend vermieden, aber er ist nicht ganz der anderen Gefahr entgangen, in die einzelnen Kulturbilder zu viel Vermutungen ohne

Digitized by Google

jeden Beweis hineinzuverflechten, gefährlich bei einem Buch, das nicht in erster Linie für Sachgelehrte gedacht ist. Daß ein Mann wie Schliz auch das anthropologische Material ausgiebig heranziehen würde, war zu erwarten, nur hätte er hierbei wie auch manchmal sonst in der Erörterung allgemein vorgeschichtlicher Fragen sich im Hinblick auf den Titel des Buches mehr beschränken sollen. E. Fraas hat eine knappe, aber nichtsdestoweniger vollständige und klare erdgeschichtliche Einleitung beigesteuert.

Zwei andere Werke seien hier angeschlossen, die ebenfalls die gesamte Vorgeschichte Württembergs berücksichtigen, sie aber nicht zum Mittelpunkt des Inhalts machen, sondern aus ihr in erster Linie das Verständnis für nachfolgende Kulturperioden zu schöpfen suchen: Haug-Sixt, Die römischen Inschriften und Bildwerke Württembergs, 2. Aufl. Hrsgeg. von F. Haug unter Mitwirkung von P. Goeßler, Stuttgart 1914, und Rob. Gradmann, Siedlungsgeographie des Königreichs Württemberg (Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde, Bd. 21. 1. Das ländliche Siedlungswesen S. 1—136. 2. Die städtischen Siedlungen S. 137—228). Mit Karte. Stuttgart 1913—1914. In dem Haug-Sixtschen Buche ist jedem der nach landschaftlichen und geschichtlichen Gesichtspunkten festgelegten großen Abschnitte eine Einleitung vorangestellt, die neben einem Hinweis auf die Bodenbeschaffenheit besonders die vor- und frühgeschichtlichen Verhältnisse in großen Umrissen schildert; jedem Oberamt sind sodann die wichtigsten Fundnachweise noch besonders beigegeben. Diese Notizen enthalten manche bisher noch nicht veröffentlichte Beobachtung, sie bilden zusammen förmlich eine Landesgeschichte von der älteren Steinzeit bis an den Beginn der Merowingerzeit und rücken den Hauptinhalt des Werkes, die römischen Denkmäler, erst ins rechte Licht. Die reichen Literaturnachweise erleichtern dem näher interessierten Leser das Studium.

Steht bei Haug die geschichtliche Betrachtungsweise der Denkmäler im Vordergrund, so tritt Gradmann in erster Linie als Geograph an die Vorgeschichte heran, der das Hauptgewicht auf eine Übersichtsuntersuchung legt, während die Einzelsiedlung ihm nur als Beleg dient. Aber nicht nur räumlich, auch zeitlich legt Gradmann Wert darauf, große Zeiträume zu überblicken. Er faßt deshalb alle vorrömischen Perioden vom Neolithikum bis zur Latènezeit zusammen, um die Grenzen der Siedlungsflächen, die in den einzelnen Zeitabschnitten oft wenig klar heraustreten, anschaulich zu machen. So kommt er dazu, zwei Gesetze abzuleiten (S. 78): Das Gesetz des räumlichen Gegensatzes: in allen Perioden stehen nach Ausweis der Funde verhältnismäßig reich besiedelte Gebiete gänzlich unbewohnten gegenüber; das Gesetz der Kontinuität: durch alle Perioden hindurch wird zum mindesten in den großen Zügen stets dieselbe Siedlungsfläche festgehalten, andere Gebiete ebenso hartnäckig gemieden. Daß die Siedlungspunkte teilweise gewechselt haben, fällt hierbei nicht ins Gewicht. Auch pflanzengeographisch stellt Gradmann eine

Digitized by Google

Übereinstimmung mit der Siedlungsgeographie fest, den Urwald betrachtet er gleich Hoops als Feind, nicht als Freund des primitiven Menschen. Ein eigener Abschnitt beschäftigt sich mit der alemannisch-fränkischen Besiedlung, besonders mit den Beziehungen zur Verbreitung der Gewanndörfer. Gradmann kommt zu dem Schluß, daß die Alemannen an der vorgefundenen topographischen Siedlungslage nur dann festhielten, wenn sie ihren besonderen Bedürfnissen entsprach; andernfalls wählten sie einen neuen Siedlungspunkt nach eigenem Ermessen. „Trifft dies zu, so verliert damit die topographische Lage der vordeutschen Siedlungen überhaupt, also auch der vorgeschichtlichen, für die moderne Siedlungsgeographie alle Bedeutung" (S. 99). Dieser Satz verdient besonders hervorgehoben zu werden angesichts des Versuches, den Alf. Dopsch in seinem sonst recht guten Buche „Die Grundlagen der europäischen Kulturentwicklung" Bd. I unternommen hat, möglichst überall die römischen und nachrömischen Siedlungen in engste Beziehung zu setzen. Wirkliche Kontinuität besteht dagegen nur in einem kleinen Teil der von Dopsch angeführten Fälle.

Als Ergänzung zu den vorgeschichtlichen Werken über Württemberg darf der schön ausgestattete und dabei äußerst wohlfeile „Bilderatlas zur Württembergischen Geschichte" angesprochen werden, den Eugen Schneider mit glücklicher Hand zusammengestellt hat (Eßlingen 1913, 2 S. u. 96 Taf.). Für die frühen Perioden ist wieder P. Goeßler eingetreten. Auf den ersten 18 Tafeln ist in den Hauptzügen die Kultur jeder Epoche veranschaulicht, und zwar ist die Auswahl der Bilder so gut getroffen, daß der aufmerksame Beschauer auch schon ohne näheren Text über das älteste Württemberg gut orientiert wird.

Hier möge auch des Bilderheftes gedacht werden, das die weltbekannte Württembergische Metallwarenfabrik Geislingen-Steige unter dem Titel: „Galvanoplastische Nachbildungen vorrömischer, römischer und merowingischer Altertümer aus der Kgl. Staatssammlung vaterländischer Altertümer Stuttgart" als Katalog für eine ihrer Spezialitäten hat anfertigen lassen. Auf 24 Tafeln werden 138 Nachbildungen von Erzeugnissen der Kunst und des Kunsthandwerks vorgeführt, deren Originale alle Württembergs Boden entstammen und überwiegend der merowingischen Zeit angehören. Ein Vorwort aus Goeßlers Feder enthält eine künstlerische und geschichtliche Würdigung der Funde, denen die schönen Nachbildungen hoffentlich zur verdienten Beachtung in weiten Kreisen verhelfen.

Schließlich sei an dieser Stelle noch auf den Amtlichen Führer und Katalog der Ausstellung für Gesundheitspflege, Stuttgart 1914, hingewiesen, der auf S. 64—86 eine von Schliz, Goeßler und Fraas herrührende Beschreibung der geschichtlichen Abteilung bietet. Wir lernen hier Württembergs Frühzeit unter einem ganz bestimmten kulturgeschichtlichen Gesichtswinkel kennen. In gedrängter Kürze werden die somatischen Eigenschaften des

Digitized by Google

Vorzeitmenschen, seine Nahrung und Kleidung, Häuser und Straßen samt ihren Einrichtungen, Körperpflege und Krankheiten geschildert. Ein paar der eigens für die Ausstellung angefertigten Modelle sind in Abbildungen festgehalten, die Modelle selbst bereichern jetzt als bleibender sichtbarer Gewinn der Ausstellung die Stuttgarter Sammlung.

Den genannten allgemeinen und zusammenfassenden Darstellungen steht eine große Reihe von Einzeluntersuchungen gegenüber, die sich auf zeitlich oder räumlich mehr oder weniger beschränkte Gebiete erstrecken.

Die Neuauflage der württembergischen Oberamtsbeschreibungen machte natürlich auch eine Erneuerung der Abschnitte über die Altertümer notwendig, deren erste Bearbeitung längst veraltet war. Der nunmehrige Verfasser, P. Gößler, begnügte sich indes nicht mit einer frischen Durcharbeitung des vorhandenen Materials, er führte vielmehr zur Erreichung möglichster Vollständigkeit eigene Bereisungen des betreffenden Oberamtes durch und verknüpfte damit Untersuchungen und Aufnahmen im Gelände und in Museen. Die Altertümer der Oberämter Urach, Münsingen und Tettnang sind auf diese Weise in gründlicher Darstellung erschienen (Beschreibung des Oberamts Urach. Hrsg. v. K. Statist. Landesamt. 2. Bearbeitung. S. 120 bis 181 Altertümer. Mit 10 Abb. Stuttgart, W. Kohlhammer, 1909; Münsingen S. 181—244 m. 15 Abb., 1912; Tettnang S. 136—176 m. 3 Abb. u. 10 Taf., 1915), deren jedes ein besonderes Gepräge trägt: Urach tritt hervor durch die reichen hallstättischen Grabhügelfelder und den Heidengraben, das bedeutendste prähistorische Festungswerk des ganzen Landes, Münsingen ist herausgehoben durch die starke Entwicklung der älteren Bronzezeit, Tettnang bemerkenswert durch die Pfahlbauten des Bodensees und die zahlreichen Befestigungsanlagen, denen allein 9 Pläne gewidmet sind. Inzwischen hatte man sich entschlossen, die der Vor- und Frühgeschichte gewidmeten Abschnitte als selbständiges Unternehmen mit dem Haupttitel „Die Altertümer im Königreich Württemberg" herauszugeben und ihnen damit eine erweiterte Form, eine möglichst große Verbreitung und ein beschleunigtes Erscheinen zu sichern. Die neue Reihe eröffneten „Die Altertümer des Oberamts Blaubeuren", bearbeitet von Prof. Dr. P. Gößler (48 S., 13 Textabb., 5 Taf., 1 archäol. Karte, Eßlingen 1911), an die sich als zweites Heft „Die Altertümer des Oberamts Heidenheim", bearbeitet von Prof. Dr. F. Hertlein (76 S., 41 Textabb., 6 Taf., 2 archäol. Karten, Eßlingen 1912) anschlossen. Die Anlage dieser archäologischen Inventare ist ähnlich der in den Altertümern der Oberamtsbeschreibungen bewährten Methode, nur ist dank der Selbständigmachung teilweise eine etwas eingehendere Darstellung möglich geworden, namentlich ist den Abbildungen ein besonderes Augenmerk zugewendet, ihre Zahl beträchtlich erhöht worden. An der Spitze des lesbar gehaltenen Textes steht hier wie dort ein Rückblick auf die Geschichte der Forschung und die Literatur, woran sich ein Abriß der natürlichen Verhältnisse des Bezirkes reiht.

Digitized by Google

Dann folgt der Hauptteil, der in übersichtlicher Anordnung und guter Gliederung die Funde und Denkmäler in möglichster Vollständigkeit aufzählt und die daran sich knüpfenden Probleme erörtert. Niemals ist versäumt, auf die größeren Zusammenhänge hinzuweisen, in die Funde und Denkmäler gehören. Literaturangaben mangeln ebensowenig wie Hinweise auf den Aufbewahrungsort der Funde und die Benennung ihrer Inventarnummer im Stuttgarter Museum. Schätzenswert ist der den „Altertümern" der Oberamtsbeschreibungen beigegebene Anhang, der Bodenfunde und anderes aus späterer Zeit kurz verzeichnet. Die Abbildungen sind vielseitig ausgewählt und werden den archäologischen wie topographischen Anforderungen in gleicher Weise gerecht.

Ein nicht durch die bisweilen zufälligen Grenzen eines Oberamtes festgelegtes Gebiet behandelt Alfred Schliz in der Arbeit über „Siedlungswesen und Kulturentwicklung des Neckarlands in vorgeschichtlicher Zeit" (Festschrift zur 42. Vers. d. Deutschen Anthrop. Ges. in Heilbronn a. N. 1911, 56 S., 13 Taf., 29 Textabb.; auch enthalten im X. Ber. d. Hist. Ver. Heilbronn 1909—1912). Das Schwergewicht dieser Abhandlung, die etwa zur Hälfte sich mit der jüngeren Steinzeit beschäftigt, liegt in der Darlegung der vorgeschichtlichen Hausgrundrisse und dem Versuch, darnach die Hütten und Häuser wieder erstehen zu lassen. Zahlreiche Grundrisse zeigen den tatsächlichen Grabungsbefund, ein paar Modelle bekunden die Meinung des Verfassers über die Wiederherstellung der Häuser. Diese Versuche sind zweifellos gut durchdacht, wenn sie auch vielleicht nicht in allen Einzelheiten rückhaltloser Zustimmung sicher sind.

An weitere Bevölkerungsschichten wenden sich Gößlers Aufsätze „Reutlingens Vor- und Frühgeschichte auf Grund neuer Funde" (Reutl. Geschichtsblätter XX, Nr. 1, 1909, S. 2—16 m. 2 Plänen u. 1 Fundabb.), „Aus der Vor- und Frühgeschichte des Kirchheimer Bezirks" (S. A. 16 S., 2 Taf. Kirchheim u. T., 1913), „Daihingen a. F. im Lichte alter und neuer Bodenfunde" (Bl. d. Schwäb. Albver. XXII, 1910, Nr. 3, Sp. 79—90 m. 9 Abb.), „Aus der Vorzeit des Ellwanger Bezirks" (Ellw. Jhrb. II, 1911, S. 1ff. m. Abb.), „Vom ältesten Mergentheim" (Frankenland I, 1914, S. 391—397, 418—425 m. 9 Abb.). Die pädagogische Seite der Altertumsforschung ist deshalb durch allerhand Bemerkungen über den Wert der Bodenfunde, durch Aufforderung zur Denkmalpflege, durch Warnung vor Raubgräberei u. dgl. stark herausgekehrt. Ihre Entstehung verdanken die Aufsätze meist neuen Funden, die es wünschenswert erscheinen ließen, im Zusammenhang mit der gesamten Vorgeschichte des Bezirks behandelt zu werden. Für Reutlingen ergab sich die auch anderwärts gemachte Beobachtung, daß der vorgeschichtliche Mensch anfangs die Höhen der Alb bevorzugte und erst später sich dauernd in den Tälern niederließ. Die dichteste Besiedlung fällt hier in die jüngere Hallstattzeit, ebenso im Ellwanger Bezirk, wo die Hallstattkeramik des Grabhügelfeldes von Dalkingen im Gegensatz zu den Gefäßen der Albhügel durch das

Digitized by Google

Fehlen von Kerbschnitt- und eingestempelten Mustern charakterisiert wird. Vaihingen auf den Fildern hat wenig aufzuweisen, hat aber durch Landsiedlungen der Pfahlbaugruppe, deren Zugehörigkeit zum Schussenrieder Typus festgestellt wurde, Anrecht auf besondere Beachtung. Auch Kirchheim steht an Reichtum vorgeschichtlicher Funde hinter anderen Bezirken zurück, um so bedeutender heben sich dafür die dortigen alemannischen Reihengräberfunde ab. Scherben, Tierknochen und Holzkohlen, die 1911 bei der Neufassung der Karlsquelle in Mergentheim angetroffen wurden, führten zu der Erkenntnis, daß die dortige Heilquelle schon seit der Bronzezeit bekannt gewesen sein muß, nach der Keltenzeit aber merkwürdigerweise in Vergessenheit geriet, bis sie erst im 19. Jahrhundert wieder entdeckt wurde.

Als Gelegenheitsschrift ist der kleine „Führer für den Ausflug zum Hohenneuffen, Heidengraben und nach Urach am 11. August 1911" anzusprechen, den P. Goeßler u. E. Fraas für die 42. Versammlung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft verfaßt haben. Auf 24 Seiten, die mit 7 Abbildungen geziert sind, wird zweckmäßig alles, was die Fahrt und der Aufstieg, endlich die Zielpunkte selbst an landschaftlichen, geologischen, archäologischen und geschichtlichen Merkwürdigkeiten bieten, beschrieben, besonders ausführlich der Heidengraben, dessen erste Anlage nach Goeßler bereits in der Hallstattzeit zu suchen ist (vgl. Beschr. d. O. A. Urach S. 139).

Unter den monographischen Abhandlungen nimmt eine Sonderstellung ein das Werk „Hügelgräber im Illertal bei Tannheim" von Max Freih. Geyr von Schweppenburg und Peter Goeßler (75 S. m. 13 Taf., 1 Karte, 31 Textbildern nebst Buchschmuck von O. Elsässer. Eßlingen 1910). Das künstlerische Gewand, in dem das Buch auftritt, verleiht ihm eine eigenartige Note. Der reiche Buchschmuck zeigt schöne Landschaftsbilder und verwendet Gefäßornamente als Kopfleisten und Vignetten. Diese vornehme Ausstattung verdankt die Veröffentlichung dem Besitzer der Grabhügel, dem Grafen Heinrich von Schaesberg-Tannheim, der den Grabungen, den Funden und ihrer wissenschaftlichen Darstellung eine gleich warme Fürsorge entgegenbrachte. Im Mittelpunkt des Textes steht der äußerst genaue, durch Pläne erläuterte Bericht Geyrs über die Untersuchung der 23 Hügel. Ungewöhnlich erscheint die Sitte, daß in jeden Hügel (bis auf zwei) nur ein Toter eingebettet war, ungewöhnlich auch der in acht Gräbern beobachtete Brauch, unter die Leiche ein Brett zu legen, in ein paar Fällen auch noch darüber, so daß förmlich ein Sarg entstand. Unter den Beigaben fehlen die Fibeln gänzlich, auffallend ist das Vorkommen eines Holzpfluges, dessen Wiederherstellung versucht ist (Grab 9). Für die in fünf Fällen nachgewiesenen Wagen ist eine solche leider unterblieben, für die Wagenreste aus Grab 8 hätte sie doch wohl gelohnt. Eingerahmt werden Geyrs Darlegungen von einem Vor- und Nachwort Goeßlers. In der Einleitung gibt er eine erdgeschichtliche, landschaftliche und besiedlungsgeschichtliche Skizze des Illertals bei Tannheim und entnimmt

Digitized by Google

damit die Funde ihrer Vereinzelung, im Nachwort widmet er ihnen kritische Bemerkungen, besonders ihrer Stellung in der 3. Hallstattstufe (Reinecke).

Von sonstigen Einzelabhandlungen seien noch hervorgehoben die „Beiträge zur Kenntnis des steinzeitlichen Wohnhauses" von G. Bersu (Festschr. d. Altert.-Slg. Stuttgart, S. 41—45), die Ausgrabungen auf dem Goldberg im O. A. Neresheim zum Gegenstand haben, wo zwei bis dahin unbekannte Wohnhaustypen mit rechteckigem Grundriß aufgedeckt wurden: Pfostenhäuser der Michelsberger Stufe und Grubenhäuser unbekannter neolithischer Kultur; dann einige Artikel zur nachrömischen Zeit. Drei davon sind in Hoops' Reallexikon der germanischen Altertumskunde zum Abdruck gelangt und dort unter den Stichworten „Gültingen", „Illingen", „Oberflacht" zu finden (alle von P. Goeßler abgefaßt); es handelt sich um lauter gewichtige Fundplätze: Gültingens Spangenhelm, Illingens Silberbrakteaten-Brosche, beide Importstücke, Oberflachts in ihrer Erhaltung fast einzig dastehende Holzgegenstände sind berühmte Stücke geworden. Den letztgenannten Platz hat Goeßler im „Schwäbischen Heimatbuch" VI, 1918, S. 87—90 (Der Oberflachter Alamannenfriedhof, m. 3 Abb.) nochmals einer Besprechung unterworfen und hierbei die Vermutung ausgesprochen, daß die sog. Totenschuhe, deren Verzierung eines der ganz wenigen Beispiele altgermanischen Holzornamentstiles bildet, als Möbelfüße gedient haben.

Bereits ins Mittelalter führt der Aufsatz Goeßlers über „die Rinkenmauer bei Baiersbronn" (Aus dem Schwarzwald XXII, 1914, Nr. 4, S. 69—75 m. 10 Abb. u. Plänen). Es handelt sich um ein Bauwerk, das unter den Ringwällen Württembergs eine einzigartige Stellung einnimmt und sich in seiner Anlage ohne Graben wesentlich von ihnen unterscheidet. Es gehört bestenfalls dem 10.—11. Jahrhundert, wenn nicht gar erst einer viel späteren Zeit an. Schließlich hat Goeßler auch noch den „Burgen um Stuttgart" eine Betrachtung gewidmet (Stuttg. Neues Tagblatt vom 15. Nov. 1919) und darin die Zeitstellung zahlreicher Burgställe und Burgen festgelegt, Irrtümer vergangener Zeiten richtig gestellt und nachgewiesen, wo schon vorgeschichtliche Spuren sich finden. Er schließt seine Ausführungen mit einem warmen Anruf, diese so gerne zur Seite geschobenen Denkmäler nicht zu vernachlässigen, sondern durch ihre Pflege unsere sonst so arme Gegenwart zu bereichern.

Auch an der „Kriegsarchäologie" hat Württemberg seinen Anteil, stand doch der Landespfleger selbst lange Zeit im Felde. Das Ergebnis seiner Beobachtungen hat er in zwei Artikeln niedergelegt, betitelt „Auf Cäsars Spuren an der Westfront. Archäologisches aus der Aisnegegend" (Korrbl. f. Anthrop. 48, 1917, S. 51—56 m. 2 Fig.) und „Aus der Aisnegegend. Bibrax" (Präh. Ztschr. IX, 1917, S. 105—110 m. 2 Taf. u. 2 Abb.). Goeßler beschreibt darin das Cäsarlager bei Berry au Bac an der Aisne, das schon Napoleon III. festgestellt hat, und identifiziert Bibrax mit „Camp des Romains" („Vieux Laon"), einem 12 km vom Cäsarlager entfernten Platz,

Digitized by Google

der sich als echt gallisches Oppidum entpuppt hat und der von den Römern in der ersten Kaiserzeit noch als Festung benutzt wurde. Aber auch Spuren der Dolmenkultur konnte Gößler an dem von der Natur bevorzugten Platze nachweisen.

Es sind erfreuliche Zeugnisse hingebenden Eifers der berufenen Kreise sowohl wie auch der an der Vorgeschichte interessierten Laien, die Württemberg aufzuweisen hat, und es wäre verlockend, auf die eine oder andere Schrift noch näher einzugehen. Der Krieg und seine unheilvollen Folgen hat nun freilich dem ungehemmten Fortgang manches verheißungsvollen Unternehmens vorläufig Einhalt geboten. Aber die Teilnahme und die Freude an der Vorzeit ist deshalb nicht erstickt worden, im Gegenteil: neue Kräfte suchen wir aus der Vergangenheit für die Gegenwart zu lösen. Soeben läßt Schwaben eine Flugschrift ausgehen mit der Aufforderung: „Die deutsche Vorgeschichte in die Schule!" (Schwäb. Flugschriften 2, Verl. Dr. B. Filser, Stuttgart 1920). R. R. Schmidt entwickelt hier ein Programm, wie der vorgeschichtliche Unterricht dem Lehrgang unserer Schulen eingefügt werden könne und gibt Kunde über ein in der Bildung begriffenes Forschungs- und Lehrinstitut für die Urgeschichte des Menschen (hoffentlich wird der Begriff zeitlich nicht zu eng gefaßt!), das die Schulen mit den nötigen Lehrmitteln versehen und geeignete Lehrkräfte für den vorgeschichtlichen Unterricht heranbilden soll. Welche Belebung unsere Heimatkunde, welche Förderung unsere Forschung und Denkmalpflege gewinnen könnte, wenn der Gedanke Verwirklichung finden und die schon jetzt weit verbreitete Teilnahme an unserer frühesten Geschichte in geregelte Bahnen geleitet würde, braucht nicht aufs neue erörtert zu werden.

Digitized by Google

Das siegreiche Vordringen meiner wissenschaftlichen Anschauungen als Ergebnis meiner wissenschaftlichen Methode.

Von Gustaf Kossinna.

Mehr als drei Jahrzehnte ist es her, daß in mir nach langem, „heißen Bemühen" die Gedanken reiften, auf welche Weise man den verwickelten Fragen nach Ursprung und Ausbreitung der Germanen wie der andern indogermanischen Stämme und zuletzt auch des indogermanischen Urvolks auf archäologischem Wege zu Leibe gehen könne und müsse. Als leitender Gedanke erwies sich mir folgende Gleichung: scharf umgrenzte Kulturgebiete decken sich zu allen Zeiten mit besonderen Völkern oder Volksstämmen. Ich bezeichnete meine besondere Art archäologischer Forschung, bei der die Anfertigung von Karten zur Darstellung der Verbreitung der Kulturgruppen aller Zeiten die größte Rolle spielt, als Siedlungsarchäologie. Es ist jetzt gerade ein Vierteljahrhundert verflossen, seit ich mit Ergebnissen meiner siedlungsarchäologischen Forschung das erste Mal an die Öffentlichkeit trat. Nähere Auseinandersetzungen über meine wissenschaftliche Methode und über die hierfür nötige möglichst vollständige Sammlung und Beherrschung des riesenhaften archäologischen Stoffes nach chronologischen und kulturverwandtschaftlichen Gesichtspunkten habe ich in meiner „Herkunft der Germanen" gegeben, die jetzt, nachdem sie viele Jahre lang vergriffen war, mit wichtigen Ergänzungen neu abgedruckt worden ist [1]).

Auf diesem völlig selbständigen, streng wissenschaftlichen Wege kam ich zu Ergebnissen, die teilweise schon früher von diesem oder jenem Forscher geahnt und ausgesprochen, bisher aber noch niemals bewiesen worden waren. Es handelt sich darum, daß viele Kulturerrungenschaften der mittleren und jüngeren Steinzeit und der älteren Bronzezeit in Mittel- und Nordeuropa früher erscheinen, als in West- und Südeuropa, eine Tatsache, die mit der Ausbreitung der Nordindogermanen von Nord nach Süd zusammenhängt. Es

[1]) Der Titel hatte den erklärenden Zusatz: Zur Methode der Siedlungsarchäologie. Mannusbibliothek 6: 1. Aufl. Würzburg 1911; 2. Aufl. Leipzig 1920.

Digitized by Google

handelt sich weiter um die Selbständigkeit und achtungswerte Höhe der germanischen Kultur in den auf die Bronzezeit folgenden Perioden, besonders auch während der römischen Kaiserzeit und der sog. merowingischen Periode, gegenüber der früheren Annahme andauernder Entlehnungen oder gar reinen Einfuhrhandels von Süden her nach dem Norden als einziger oder auch nur als Hauptquelle aller Kulturerscheinungen des Nordens.

Hierfür brauche ich nur auf die 2. Auflage meines Buches „Die deutsche Vorgeschichte eine hervorragend nationale Wissenschaft" hinzuweisen [1]).

Diese nicht aus vorgefaßter Meinung erwachsenen, sondern durch meine unanfechtbare Methode, also durch strenge Beweisführung erzwungenen Anschauungen haben alle Aussicht, über kurz oder lang Gemeingut der Wissenschaft zu werden. Vielleicht sind sie es heute schon, soweit dem nicht fachliche Unkenntnis oder grundsätzliche persönliche Gegnerschaft oder die Alterserscheinung der Unbelehrbarkeit im Wege stehen.

Ein günstiges Anzeichen für die Gegenwart schon bedeuten die scharfen Worte, mit denen Sophus Müller auf der ersten nordischen Archäologentagung in Kristiania im Juli 1916 sich gegen mich zu wenden für notwendig hielt [2]). Er sagte dort in dem Eröffnungsvortrag:

„Der Hauptgesichtspunkt, unter dem man im Norden unser Altertum betrachtet hat, und das Hauptergebnis, das gewonnen worden ist, nämlich, daß die Kultur der Vorzeit von Süden nach Norden gekommen ist, wird als falsch erklärt: gerade umgekehrt, von Norden nach Süden, habe sich in der ferneren Vorzeit die Kultur ausgebreitet. Ein radikalerer Angriff auf die gesamte nordische Forschung, wie sie sich seit einem Jahrhundert entwickelt hat, kann nicht gedacht werden. Alle wissen, daß dies weit zurückreicht und im Auslande wie im Norden Vertreter gehabt hat; eine mächtige Stärke gewann es erst in neuerer Zeit durch Salomon Reinach und später eine neue Fassion durch Kossinna. Das ganze jüngere Deutschland ist mitgegangen und auch einiges vom jungen Norden. Wenn man umherfragte in Europa, würde man baldigst finden, daß die meisten weder ein noch aus wissen; aber nur sehr wenige, und gerade die ältesten, halten unbedingt fest an der alten Anschauung."

„Aber wie können wir gegen diese Bewegung gleichgiltig sein? Können wir uns versammeln, ohne daß diese Sache vorgebracht wird? Kann unser Fach, das nun 100 Jahre alt ist, sich in einen Angriff dieser Art finden? Ich meine, daß ein Jeder in dieser Sache Stellung nehmen und den Angriff abwehren muß. Wir müssen dies tun um unseres Faches willen, um des jungen Geschlechts willen, das es vielleicht nicht so leicht hat, seinen Platz zu finden, und um des weiten Kreises willen, der bereits im Begriff ist, sich der neuen Lehre anzuschließen. Neulich kam ein jüngerer Gelehrter aus dem Süden

[1]) Mannusbibliothek 9. Würzburg 1914.
[2]) Oldtiden Bd. VII. Kristiania 1916. S. 188f.

Digitized by Google

zurück und erzählte in öffentlichem Vortrage, daß der Sieg nun gewonnen sei, denn in München sei ihm gesagt worden, daß auch Oscar Montelius übergegangen sei" usw.[1]).

Mit dieser Bescheinigung des siegreichen Vordringens meiner Anschauungen, die mir gerade aus dem vom Trugbild des Südens und des Morgenlandes heute immer noch so stark geblendeten skandinavischen Norden und unerwartet gerade seitens meines heftigsten Gegners zu Teil geworden ist, kann ich nur zufrieden sein.

Ähnlicher Art ist ein Zeugnis, das mir von Süden her zugegangen ist und zwar aus dem meiner Forschungsart früher so wenig geneigten Wien, das zu Lebzeiten von Moriz Hörnes eines der stärksten feindlichen Lager war. Im Gefolge meiner Ernennung zum korrespondierenden Mitgliede der Wiener anthropologischen Gesellschaft anfangs des Jahres 1919 hatte ich einen Briefwechsel mit Regierungsrat J. Szombathy in Wien. In einem sehr ausführlichen Schreiben vom 8. IV. 1919 schilderte Szombathy zunächst seinen wissenschaftlichen und beruflichen Lebensgang, insonderheit seine Art chronologischer Anordnung und streng wissenschaftlicher Vermehrung der ihm seit 1882 unterstellten Abteilung des „Naturhistorischen Hofmuseums" und sagt dann weiter:

„Gerade von dem also umgrenzten Platze aus verstand ich schon, die Tüchtigkeit und das reelle, eingehende Wissen, das Sie Ihren Schülern in die Praxis mitgeben, zu würdigen und zu schätzen. Diese Würdigung allein hätte für mich schon genügt, um Sie als den unbestrittenen Führer der deutschen Urgeschichtsforschung anzuerkennen. Wenn jedoch M. Hörnes noch leben

[1]) Auf diese Vorhaltung S. Müllers äußerte sich Montelius unmittelbar dahin, daß er sich nie darüber ausgelassen habe, inwieweit die europäische Kultur ihren Ursprung im Norden hätte; auch wäre diese Frage ohne Interesse (!) für den nordischen Forscher, der wichtigere Fragen zu lösen habe. Merkwürdig! Montelius wird es jedenfalls nicht in Abrede stellen wollen, daß er sich oft und bis vor kurzem stets in dem Sinne ausgesprochen hat, die nordische Kultur stamme von der südeuropäischen ab, und daß seine ganze Forschung auf diesen Glauben aufgebaut und durch ihn aufs stärkste beeinflußt ist. So glaubte er doch noch bis vor kurzem an den asiatischen Ursprung der Indogermanen, aber in der Abhandlung über die „Vorfahren der Germanen" (deutsche Übersetzung in der Kossinna-Festschrift. Mannus X, 1918) hat er sich zu meiner Freude mir plötzlich ungemein genähert, indem er die Vorgermanen als Abkömmlinge der westeuropäischen Cro-Magnon-Rasse von Mitteleuropa nach Skandinavien einwandern läßt. Ja noch mehr, im Oktober dieses Jahres hat Montelius (Vossische Zeitung, 31. Okt. 1920, Nr. 535, 5. Beilage) in der Stockholmer anthropologisch-geographischen Gesellschaft einen Vortrag gehalten, worin er ganz in meine Fußstapfen tritt und erklärt, daß die neuesten „Untersuchungen" gezeigt haben, daß die Urheimat aller indogermanischen Völker in Südskandinavien und einem Teile von Norddeutschland liege! Nun — in der Frage der Heimat und Ausbreitung der Germanen hatte Montelius entgegen seinen früheren Anschauungen sich schon seit langem meinen Ansichten angeschlossen, jetzt hat er es auch in der Indogermanenfrage getan. Er wird sich nunmehr auch gezwungen sehen, in den Kulturfragen meine Wege zu gehen.

Digitized by Google

würde, könnte er bezeugen, wie oft und eingehend ich mit ihm über die in der Urgeschichtsforschung einzuschlagende Methode debattierte, seit wie vielen Jahren ich die Art der gewissermaßen namenlosen Zusammenfassungen, denen Hörnes seine große Begabung unentwegt widmete, als eine veraltete und überwundene Stufe unseres wissenschaftlichen Betriebes bezeichnete und wie oft ich ihm nahelegte, seine Schüler zu dem anzuleiten und auszurüsten, was Sie unter dem Sammelnamen „Siedelungsforschung" betreiben. Leider vergeblich. Ich habe es nicht zu vermeiden vermocht, in einem auf Bestellung schnell zusammengestellten Nachruf auf Hörnes diesen Punkt zu streifen. Übrigens sehen ja wir, daß selbst Ihre persönlichen Gegner von Ihrer Methode und Ihrem Arbeitssystem mächtig beeinflußt werden."

Und am Schlusse seines Schreibens kommt Szombathy nochmals auf seine Schätzung meiner wissenschaftlichen Stellung zurück und spricht von der „Bewunderung, die er meiner umfassenden Beherrschung und der Detailkenntnis meines Studienmaterials, meiner seltenen Tatkraft und meinen ausgezeichneten Lehrerfolgen zollt."

Damit dürfte der Bann, der seit Jahrzehnten das Eindringen meiner wissenschaftlichen Methode und meiner wissenschaftlichen Anschauungen in Österreich hinderte, endgiltig gebrochen sein.

Gehen wir vom Süden zum Osten weiter, so erübrigen sich nähere Erörterungen für dieses Landgebiet, wo der Schwerpunkt meiner eigenen wissenschaftlichen Betätigung wie der meiner nächsten und besten Schüler liegt — vornan stehen hier Erich Blume, Martin Jahn, Joseph Kostrzewski, in weiterem Sinne auch Walther Schulz und Ernst Wahle — und wo die hervorragendsten Gesellschaften für vor- und frühgeschichtliche Archäologie, von Stettin bis Helsingfors, mich zu ihrem Ehrenmitgliede ernannt haben.

Aber wie steht es mit dem Westen? Hier walten im Betrieb der Vorgeschichtsforschung besondere Verhältnisse ob, die nach mehreren Gesichtspunkten sich wesentlich abheben von denen in Ost- und Mitteldeutschland. Es spielen hier namentlich hinein die Unterschiede in den Zeitabschnitten stark hervortretender Siedlung des vorgeschichtlichen Menschen. Vollneolithikum, Bronzezeit, frühe Eisenzeit sind im Osten wie im Westen bedeutsame, reich vertretene Perioden. Anfang und Ende der Vorgeschichte dagegen sehen in beiden Gebieten ganz verschieden aus: im Westen steht am Anfang das Paläolithikum, es fehlt aber das darauf folgende Frühneolithikum oder die Mittelsteinzeit, die im Osten am Anfang steht. Und seit Christi Geburt herrscht im Osten die reiche und schöne frühgermanische Kultur; im Westen fehlt diese und an ihre Stelle tritt die provinzialrömische Kultur, der dann die merowingische folgt, die wiederum im Osten so gut wie ganz fehlt, während hier späterhin das Eindringen der Wenden besondere Verhältnisse schafft. Diese Ver-

Digitized by Google

schiedenheiten der Siedlung und Kultur schließen natürlich nicht aus, daß auch im Westen meine Methode und meine Anschauungen nicht gerade wenige voll überzeugte Anhänger hat.

Indes die paläolithische Forschung braucht sich mit meiner Lehre nicht unbedingt auseinanderzusetzen und die sog. römisch-germanische Forschung auch nur, wofern sie neben den römischen Zuständen auch die germanischen berücksichtigt, was ihr bisher durchaus fern gelegen hat. Man weiß ja, wie diese speziellen Römerforscher unseres Rheinlandes, die von der klassischen Archäologie hergekommen sind, selbst auf provinzialrömischem Boden im Grunde ihres Herzens sich als Verbannte in Ovids Sinne fühlen, weil sie nach des Tacitus bekanntem Wort sich die Unbegreiflichkeit einfallen ließen, Asien oder Afrika oder Italien den Rücken zu kehren, um nach Germanien zu ziehen, diesem Lande voll Garstigkeit, mit seinem rauhem Klima, das gleich trostlos ist für den Bebauer wie den Beschauer. Wie fern liegt solchem Denken und Fühlen nun erst die Kultur der freien Germanen?

Die als Fortsetzung der Reichs-Limes-Kommission 1903 in Frankfurt a. M. begründete Römisch-germanische Kommission, eine der Zweiganstalten des Deutschen archäologischen Instituts, hat sich bisher darauf beschränkt, ihre Arbeit und die ihr vom Deutschen Reiche zugewandten Mittel der Erforschung des einst von Rom besetzten Gebietes an Rhein und Donau zu widmen. Erst in neuester Zeit hat sie versucht, in ihren „Jahresberichten" bibliographische und die neueste Forschung kurz zusammenfassende Übersichten zu bieten, die sich auf das gesamte Deutsche Reich erstrecken.

Nunmehr aber ist eine große Wandlung in ihr vorgegangen. Zunächst ist sie, wie ein Aufruf, sowie ein Aufsatz „Heimische Altertumsforschung" von dem Direktor der Römisch-Germanischen Kommission Friedrich Köpp[1] und ein unbetitelter Aufsatz, dem Eduard Meyer seine Unterschrift lieh[2],

[1]) (Münchener) Allgemeine Zeitung vom 15. August 1920, S. 296ff.

[2]) Der Aufsatz erweckt den Eindruck, als ob er nicht aus der Feder Meyers stamme, wenigstens nicht in seinem tatsächlichen Inhalte, der weitab liegt von Meyers Forschungsgebiet. Zudem finden sich darin manche schrullenhaften oder gar laienhaften Ansichten ausgesprochen, die zu dem Rüstzeug eines erst im letzten Jahrzehnt bekannt gewordenen „Prähistorikers" gehören. So wenn bei den römischen Lagern von Haltern immer noch das Reklameschild „Aliso" aufgehängt wird, während doch für alle Kenner seit vielen Jahren vollkommen feststeht, daß die Gleichung Haltern = Aliso in das Reich der Phantasie zu verweisen ist. Weiter wenn es heißt: „Die Suebenvölker waren in der Vorzeit von der Elbe bis zur Weichsel, vom Erzgebirge bis zur Ostsee mächtig und hochzivilisiert gewesen, weit voraus ihren nordwestdeutschen bäuerlichen Vettern". Als ob die Swebenvölker nicht auch, wie alle Germanen, reine Bauern gewesen wären! Und welcher Kundige spricht heute wohl noch von Swebenvölkern an der Weichsel?! Daß die römisch-germanischen Forscher trotz ihrer neuesten großen Begeisterung für das Germanische von der eigensinnig humanistischen Schrulle, germanische Namen nicht nach germanischer Lautung, sondern nach lateinischer Weise zu schreiben, auch wenn es sich um deutschen Text handelt, nicht lassen können, trotzdem damit der germanische Name geradezu verballhornt wird, sieht man auch hier an

Digitized by Google

auseinandersetzen, infolge der gegenwärtigen unsagbaren Not unseres Vaterlandes von plötzlicher größter Begeisterung für das alte Germanentum befallen, für jenes Germanentum, das um seiner nordischen „Roheit" und „kulturellen Rückständigkeit, ja Leere" willen von den klassischen Archäologen und alten Historikern bisher kaum einer eindringenden Erforschung für wert gehalten wurde. Man möchte ja dieser Gesinnungsumkehr sich freuen, wenn man ihr nur wahrhaft Vertrauen schenken könnte. Dies Vertrauen kann aber nicht aufkommen, wenn man sogleich liest, daß die neue Begeisterung nur aus der Not entstanden ist, nicht aus dem eigenen Triebe: aus der Not der deutschen Valuta und der Verfehmung des deutschen Namens oder wenigstens des so tief gesunkenen deutschen Ansehens im Auslande, die ein Arbeiten auf dem eigentlichen, „klassischen" Boden der südeuropäischen Archäologie verbieten.

Die römisch-germanische Kommission will bei der Gelegenheit gleich reinen Tisch machen. Sie behauptet nämlich, ihr Arbeitsgebiet hätte bisher bis an die Elbe gereicht, jetzt aber „glaubt sie den Augenblick gekommen, um die letzte Fessel, die sie von der Betätigung auf dem gesamtgermanischen Boden abhielt, zu sprengen", sie will ihr Gebiet ostwärts ausdehnen bis an die Weichsel. Nun, selbst schon an der Weser wird man über das bisherige Wirken jener Kommission wohl nicht viel mehr als vom Hörensagen etwas vernommen haben, von der Elbe ganz zu schweigen. Jetzt aber will die Kommission die in der „alten suebischen Kultur" sich verbergenden „Wurzeln des Germanentums" „rein herausarbeiten", sie „will dort mit starker wissenschaftlicher Autorität eingreifen". Woher sie diese wissenschaftliche Autorität nehmen will, verrät sie freilich nicht, denn bisher lag ihr doch der eigene, selbständige Betrieb der Vorgeschichtsforschung ganz fern, sogar für Westdeutschland. Sie könnte also im Osten höchstens mit der Autorität der Geldmittel auftreten, die sie vom Reiche bezieht und die sie jetzt durch Beiträge reicher Privatleute in West und in Ost erhöhen will, also mit der Autorität des Verwaltungsbeamten, der ans Organisieren geht und anderen Leuten zum Forschen Geld vermittelt, keineswegs aber mit irgend welcher eigenen „wissenschaftlichen Autorität".

Eine solche Autorität braucht die ostdeutsche Vorgeschichtsforschung wahrhaftig nicht aus dem Rheingebiet zu beziehen. Denn es gibt in ganz Mitteleuropa keinen Landesteil, dessen Vor- und Frühgeschichte auch nur annähernd so gründlich erforscht und zugleich geschildert worden ist, und zwar durch alle Perioden hindurch, wie gerade Ostdeutschland zwischen Elbe und Weichsel, ja Pregel und noch darüber hinaus. Das erkennt der Aufsatz, dem

der Schreibung „Sueben" statt richtig Sweben. Solche römisch-germanische „Kenner" des germanischen Altertums schreiben auch den Namen des Gottes der germanischen Ethnogonie stets Tuisto und sprechen ihn dann auch falsch **Tu-isto**, statt **Twisto**. — Eine Stilblüte ist zu köstlich, als daß sie unseren Lesern vorenthalten bleiben könnte: „Das Verhältnis des Arminius zu Marbod ist das einer frischen stürmischen K r a f t zu einer greisenhaft besonnenen, schlaff gewordenen K u l t u r"!

Digitized by Google

Ed. Meyer seine Unterschrift geliehen hat, selbst unumwunden an. Denn es heißt dort von den „prähistorischen Epochen der ostdeutschen Welt", daß sie „durch die fortschreitende Forschung der letzten Jahrzehnte immer mehr in eine historischer und archäologischer Erkenntnis zugängliche und durch sie in ihrer zeitlichen und kulturellen Eigenart erfaßbare Frühgeschichte sich umzusetzen beginnt".

Und trotz solcher Sachlage will die Römisch-germanische Kommission es unternehmen, Ostdeutschland einfach in die Tasche zu stecken und die hier bestehende Forschung, die Forscher, Forschungsanstalten und Vereine im ganzen als Luft zu betrachten oder im besten Falle einzuladen, die Rolle von Mitläufern zu spielen.

Wer ist denn überhaupt der Träger der ostdeutschen Forschung der erwähnten letzten Jahrzehnte. Den archäologischen Stoff dieser Forschung haben natürlich die ostdeutschen Museen herbeigeschafft seit ihrem Bestehen; die geistige Durchdringung dieses Stoffes aber geschah durch allseitige, vollständige Sammlung, Gliederung, Beherrschung und Verwertung zu stammeskundlichem Aufbau, wie sie erst meine Methode seit 1895 in die Wissenschaft eingeführt hat.

Ich brauche hier ja nur an meine größeren einschlägigen Arbeiten zu erinnern: für die Steinzeit an Mannus Bd. II („Urfinnen und Urindogermanen"), für die Bronzezeit an die „Herkunft der Germanen", an Mannus Bd. IV („Zur älteren Bronzezeit Mitteleuropas: Die Veneter"), Bd. VIII („Die goldenen Eidringe und die jüngere Bronzezeit in Ostdeutschland"), für die frühe Eisenzeit an Mannus VII („Die illyrische, die germanische und die keltische Kultur der frühesten Eisenzeit usw."), für die Latène- und Kaiserzeit an die grundlegende Abhandlung: „Zur Archäologie der Ostgermanen" („Lanzenspitzen": Zeitschr. f. Ethn. 1905). Und genauer bis in die kleinsten Einzelheiten wurden diese meine Ergebnisse für manche Gebiete und Perioden weitergeführt von meinen Schülern, unter denen hier, wie ich schon oben bemerkte, besonders Erich Blume, Martin Jahn und Joseph Kostrzewski zu nennen sind. „Mannus" und „Mannusbibliothek" sind die Stätten, an denen diese gesamte Arbeit und ihre Ergebnisse zu finden sind. In gedrängter Gesamtdarstellung zusammengefaßt und erweitert sind sie neuerdings durch zwei kleine Übersichtsschriften von mir über „Die deutsche Ostmark usw." und „Das Weichselland usw." [1]).

Der Römisch-germanischen Kommission einschließlich Ed. Meyers ist diese ganze Arbeitsleistung anscheinend völlig unbekannt. Denn unmittelbar nachdem Meyer „die methodische Erforschung der ostdeutschen Welt" gerühmt hat, führt er als Beleg, als einzigen Beleg für den „Umfang der vor wenigen Jahrzehnten noch gar nicht geahnten Erkenntnisse", die hier er-

[1]) Vgl. die Besprechung Martin Jahns: Mannus 11/12, S. 226f.

Digitized by Google

schlossen worden sind, — die Schrift des Frankfurter Römerforschers Georg Wolff über „die südliche Wetterau" an! Diese kleine Schrift über ein winziges Ländchen des Mittelrheingebiets enthält fast ausschließlich Römerforschung, während die vorgeschichtlichen Perioden und die nachrömische Zeit einen kaum nennenswerten Raum darin einnehmen.

Genau dieselbe völlige Unkenntnis darüber, wo die Erforschung der deutschen Vorgeschichte der letzten Jahrzehnte zu suchen ist, zeigt Köpps Aufsatz. Köpp kennt überhaupt nur „zwei Arbeitsstellen; denen die Fürsorge für die Bodendenkmäler anvertraut war und ist: die Römisch-germanische Kommission des Archäologischen Instituts in Frankfurt a. M. und das Römisch-germanische Zentralmuseum in Mainz"!! Zwar gibt Köpp dann gleich darauf zu, daß auch „mehrere Museen" Forschungsanstalten seien und daß sich „zahllose Vereine neben der Geschichte auch den Altertümern beschränkter Gebiete widmen sollen". Daß es aber seit zwölf Jahren eine „Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte" gibt, die ganz Mittel- und Nordeuropa in allen ihren Perioden seit dem Auftreten des Menschen bis tief ins spätere Mittelalter hinein zum Gegenstand der Erforschung macht, also weder räumlich noch zeitlich ihr Gebiet so enge absteckt wie die vorher genannten „Römisch-germanischen" Anstalten: diese Tatsache scheinen Köpp und Ed. Meyer bis heute noch nicht zu wissen oder vielleicht auch nur durch eine Art Gedächtnisschwäche, wie sie mit zunehmendem Alter ja auch den besten Gelehrten in tückischer Weise überfallen kann, im Augenblick der Niederschrift jener Aufsätze völlig außer Acht gelassen zu haben.

„Am Rhein haben sich Kossinnas Methode und ihre Ergebnisse anscheinend also noch nicht durchgesetzt": so wird mancher Leser aus Vorstehendem schließen wollen. Weit gefehlt! Daß selbst die aufs engste in ihre römisch-germanischen Schranken eingezwängten, nur westlich orientierten Archäologen völlig in meinem Fahrwasser segeln, bewußt oder unbewußt, segeln müssen (wenn sie dies auch möglichst zu verdecken suchen), falls sie nicht als gar zu rückständig in der Forschung sich jeder Aussicht auf wissenschaftliche Beachtung von vornherein begeben wollen, dies bezeugen folgende Ausführungen in Köpps Aufsatz: „Diesen Stammesunterschieden (der Germanen) nachzugehen, für sie die monumentalen Zeugnisse zusammenzustellen und zugänglich zu machen, ist eine der wichtigsten Aufgaben, soll eine der ersten sein, deren Lösung die neue Gesellschaft (für heimische Altertumsforschung), wie wir hoffen, durch ihre Mittel ermöglichen wird." „Sie soll nicht nur die Scheidung dieser Germanen in einzelne Stämme verfolgen, sondern auch ihrer Trennung von andern verwandten Völkern in fernerer Vorzeit nachgehen, den Weg ihrer Wanderungen ermitteln, ihre Heimat, soweit davon eben die Wanderungen sprechen lassen, aufzuspüren suchen."

Diese Sätze Köpps sind ein schlagendes Zeugnis für den Weg der Wanderung meiner Gedanken aus meinem Kopfe durch meine Schriften in

Digitized by Google

den Kopf der Römisch-germanischen Kommission. Aber auch hier ist sie sich dieses Vorganges und ihres unselbständigen, sagen wir ruhig laienhaften Nachtretertums scheinbar gar nicht bewußt.

Vielmehr hält sie es jetzt für nötig, „die letzte Fessel zu sprengen", „die Elbe zu überschreiten, um auch in die östlicher liegenden großen Aufgaben hineinzugehen", sogar „an die vornehmsten Wurzeln des Germanentums". Und zu dem Zweck will sie eine eigene neue Gesellschaft gründen, deren Aufgabe es sein soll, in Ostdeutschland „mit starker wissenschaftlicher Autorität einzugreifen".

Man höre und staune: Die „Römisch-Germanischen" wollen der armen, aller wissenschaftlichen Autorität baren ostdeutschen Vorgeschichtsforschung die nur ihnen eigene „wissenschaftliche Autorität" bringen!

Digitized by Google

Wandalen in der Wetterau.

Von Gustaf Kossinna.

Mit 3 Textabbildungen.

Ich war höchlichst überrascht, als mir in diesem Sommer K. Schumacher auf meine Erkundigung nach einem vom Gießer Museum im vorigen Jahre gehobenen, angeblich ostgermanischen Latène-Funde in der Wetterau eine Skizze übermittelte, die eine echt wandalische „Krause" (Urne), etwa wie die von Weigwitz, Kr. Breslau (Abb. 1), aufwies und weiter zwei ebenso echt wandalische Henkeltassen (Beigefäße), etwa wie die von Kwiatkow in Polen, die jedoch ausnahmsweise ungehenkelt ist (wenigstens nach der Abbildung),

Abb. 1. Etwa 2/7. Weigwitz, Kr. Breslau. Nach Kostrzewski, Mannusbibl. 18, Abb. 198.

Abb. 2. Kwiatkow, Kr. Kolo, Polen. Nach Kostrzewski a. a. O. Abb. 211.

(Abb. 2), doch verziert mit echt wandalischem Stufenmuster, etwa wie das einer „Krause" von Behle, Kr. Scharnikau (Abb. 3), nur daß bei den Wetterauer Tassen das zweireihige Stufenmuster nicht mit Metopen abwechselt, die mit punktierten und freien Dreiecken gefüllt sind, sondern ständig durchläuft. Ich konnte über den wichtigen Fund nun sogleich in meiner Vorlesung sprechen, da ich gerade die ostgermanische frühe Eisenzeit behandelte.

Digitized by Google

Nunmehr hat Schumacher dem Funde eine vorläufige Veröffentlichung gewidmet [1]: es handelt sich um ein Urnenschüttungsgrab („Brandschüttungsgrab") bei Muschenheim a. d. Wetter, Kr. Gießen, das neben jenen drei Gefäßen noch eine Schüssel, ein Töpfchen und zahlreiche Gefäßreste, ein grades Eisenmesser, 2 eiserne Schildnägel und eine ringförmige Gürtelschließe aus Bronze barg. Die Schildnägel — wie übrigens auch die ringförmige Gürtelschließe — weisen auf ein Mannesgrab. Schumacher versucht auch eine stammesgeschichtliche Ausdeutung des Fundes; leider ist er dabei nicht glücklich gewesen. Zuerst zwar weist er für die Gefäße richtig auf die wandilisch-lugische Verwandtschaft oder vielmehr völlige Gleichheit hin, dann aber faßt er seine Meinung dahin zusammen, „es wäre leicht möglich, daß beim ersten Auszug der Sueben aus der Lausitz im letzten Jahrhundert vor Chr. sich auch benachbarte burgundische oder wandilische Scharen angeschlossen und ihren Weg bis in die Wetterau gefunden haben".

Von Burgundern kann hier gar keine Rede sein. Das beweist allein schon die Beigabe zahlreicher Beigefäße im Grabe, die bei Burgundern nicht üblich ist, wohl aber gerade bei den Wandalen, und zwar nur bei ihrem Haupt-

Abb. 3. Behle, Kr. Scharnikau. Nach Kostrzewski a. a. O. Abb. 223 f.

stamme in Mittelschlesien und im Regierungsbezirk Posen, nicht bei der niederschlesisch-niederlausitzischen Westgruppe, die nur einfache Urnengräber kennt. Auch das grade Messer erscheint ungemein häufig bei den Wandalen, sehr viel weniger häufig bei Burgundern, worauf aber nicht zu viel Wert zu legen ist. Von den Gefäßformen brauche ich nicht weiter zu reden. Aber auch das Stufenmuster der Henkeltassen treffen wir nur bei den Wandalen, nicht bei den Burgundern an. Die bronzene Gürtelschließe erscheint außerordentlich selten bei den Ostgermanen (nur zweimal), häufig dagegen bei Westgermanen; man wird sie demnach als Übernahme aus der westgermanischen Umgebung von Muschenheim ansehen müssen, nicht als ostgermanisches Eigen, wie Schumacher es tut.

Von Mittelschlesien bis zur westlichen Niederlausitz (westlich der Spree), von wo Schumacher im besten Falle seine Lausitzer Sweben nach dem Main hin auswandern lassen kann, ist also ein ziemlicher Abstand. Nun habe ich aber doch schon 1905 in meiner Abhandlung über die Ostgermanen, die erstmalig die Siedlungsverhältnisse Nordostdeutschlands in der gesammten frühen Eisenzeit bis zur Völkerwanderung klärte, gezeigt, daß die westliche Niederlausitz (Kreise Luckau, Kalau, Lübben) nur in der Frühlatènezeit einiger-

[1]) Germania 1920, S. 76ff.

Digitized by Google

maßen besiedelt war, aber schon in der mittleren Latènezeit völlig verödete. Dasselbe gilt für die späte Latènezeit: hier kann ich nur einen einzigen Grabfund nennen: Sagritz, Kr. Luckau; vielleicht reicht das kleine Gräberfeld von Landwehr desselben Kreises auch noch gerade bis in den Beginn der Spätlatènezeit. Und genau so verhält es sich mit dem an Westposen anstoßenden südlichen Teil der Neumark (südlich der Warthe); dies Gebiet ist ebenso leer, wie der auf der Westseite der Oder ihm benachbarte Kreis Lebus: hier fehlen westlich der Oder die Sweben, wie dort östlich der Oder die Wandalen. Erst die Kreise Teltow, Zauch-Belzig und alle nördlich der Berliner Breite gelegenen Kreise westlich der Oder haben im letzten Jahrhundert vor Chr. dichtere Besiedlung. Von hier oder aus der Provinz Sachsen müssen die ersten Sweben nach dem Rhein hin gezogen sein. Konnten aber keine Sweben aus der verödeten Lausitz oder dem Kreise Lebus auswandern, so konnten sich ihnen auch keine wandalischen „Scharen" aus weiterer Entfernung unmittelbar anschließen.

Schumacher spricht vom „ersten Auszuge" der Sweben: damit meint er natürlich den von mir zuerst als „Mainsweben" bezeichneten Stamm nördlich wie südlich des unteren Mains, der durch Gräber vom Stil „Heldenbergen a. Nidder" vertreten wird [1]). Dieser Stamm sitzt dort mindestens seit 100 vor Chr. Niemals findet sich in einem der vielen swebischen Gräber in Oberhessen, Hessen-Starkenburg oder Rheinhessen ein Tongefäß, das auch nur einen Anklang an eine eingeritzte Mäanderverzierung aufweist. Beim Auszuge jener Sweben war diese Verzierungsweise bei den Germanen eben noch nicht aufgekommen. Dies geschah vielmehr erst während der zweiten Hälfte des 1. Jahrhunderts vor Chr. Es ist daher nicht einmal möglich, daß der wandalische Krieger von Muschenheim mit jenen Sweben an den Rhein gelangt ist, von denen Cäsar im Jahre 58 vor Chr. gemeldet wurde, sie wollten über den Rhein stoßen und Arioviste Heeresmasse verstärken. Diese jüngere swebische Schicht wird am reichsten durch das bekannte große Gräberfeld bei Bad Nauheim in der Wetterau vertreten und auch hier fehlt jede Spur eines germanischen Mäandergefäßes. Dies Fehlen kann uns nicht weiter wundernehmen, wohl aber ist es auffällig, daß dieses Fehlen auch bei den Neckarsweben zu beobachten ist, jener dritten Swebenschicht, von der man annehmen muß, daß sie erst in augustischer Zeit aus dem Havelgebiete nach Hessen-Starkenburg und Nordbaden gekommen ist. Ihre noch ganz nahe Beziehung zur heimatlichen Elbkultur bezeugen Rollenkappenfibeln, die wir hier zum ersten Male im Rheingebiete antreffen, Gürtelschnallen mit eingerollten Bügelenden, Trinkhörner und Schildfesseln, darunter besonders eine seltene Form, die wir genau entsprechend aus etwas älterer Zeit nur in der Uckermark bezeugt finden (Röpersdorf, Kr. Prenzlau) [2]). Man muß den Ausweg betreten, anzu-

[1]) Alt. uns. heidn. Vorz. V, Taf. 70.

[2]) Vgl. Alt. uns. heidn. Vorz. V, Taf. 64, 1188: Gräberfelder Feudenheim (Mannheim) und Nauheim-Trebur (Gr. Gerau); M. Jahn, Die Bewaffnung der Germanen S. 162 mit Abb. 191 und S. 196 mit Abb. 224.

Digitized by Google

nehmen, daß die technisch überlegene gallorömische Tonware die heimische Mäanderkeramik hier sofort zum Aussterben gebracht hat.

Daß die Wandalen sich einem der Swebenzüge überhaupt nicht unmittelbar anzuschließen brauchten, wie es Schumacher annimmt, sondern auch für sich den Weg finden konnten, der seit Ariovist so bekannt geworden war, zeigt doch schon der Umstand, daß zu dem Heere des Ariovist, dessen Ruhm gewiß rasch über alle germanischen Lande sich ausbreitete, von Jütland her Haruden und Eudusier gestoßen waren. Vielleicht ist der Fund einer wandalischen Henkeltasse wie Abb. 2 bei Thiessen, Kr. Wittenberg a. Elbe, als eine Hinterlassenschaft aus dem Zuge einer kleinen Wandalenschar von der Oder nach der Wetter anzusehen.

Die erwähnten Haruden und Eudusier veranlassen Schumacher leider zu einer neuen Entgleisung. Er erwägt die Möglichkeit, ob nicht der Wandale von Muschenheim aus dem an der Nordspitze der jütischen Halbinsel gelegenen Vendsyssel stammen könne. Auch dort hätten Wandalen gesessen, die im Mittelalter als „Wandlas" begegneten. Mir sind allerdings nur agf. „Wendlas" bekannt und diese werden vor der neueren Forschung (Stjerna, Noreen) meines Erachtens mit Recht auf das schwedische Königsgeschlecht, das im uppländischen Vendil seinen Sitz hatte, und sein Volk bezogen. Ich will hier die schwierige Frage der Herkunft der Wandalen nicht anschneiden, über die ich hoffentlich bald anderwärts mich näher auslassen kann. Gezeigt aber habe ich jedesfalls schon 1896, daß der westliche Zweig der Wandalen, die Silingen, nicht aus Südschweden, wie Schumacher sagt, sondern aus Seeland stammen muß, und Almgren und Martin Jahn haben meine Aufstellung neuerdings für den Beginn der römischen Kaiserzeit archäologisch bestätigt.

Aber Schumachers „Möglichkeit" ist von vornherein abzuweisen, weil der jütländische Mäander, der allerdings, wie ich zuerst erkannt habe, durchaus schlesischen Stiles ist, erst in der frührömischen Kaiserzeit erscheint, d. h. erst seit Chr. Geburt, nicht schon in den Jahrzehnten vor Chr., wie ich auch bereits 1905 dargetan habe. Vermittler des Mäanders waren wohl die aus Schlesien nach Vendsyssel gewanderten Wandalen. Ich mache bei der Gelegenheit darauf aufmerksam, daß zwischen Schlesien und Jütland, allerdings dem außerhalb des Mäandergebietes liegenden südlichsten Jütland noch ein anderer Name zu vermitteln scheint: die Warnen, deren Namen wir im südlichen Jütland (nebst Fünen), aber nach Plinius auch bei den Wandalen in Schlesien antreffen. Vielleicht zog ein Teil der Warnen um Chr. Geburt und bald danach von Schlesien nach dem südlichen Jütland und Fünen, vielleicht aber auch umgekehrt. Diese Frage muß noch gründlicher erforscht werden.

Damit schließe ich meine kurzen Bemerkungen zum Muschenheimer Wandalengrabe, die geschrieben worden sind, damit nicht in der bevorstehenden Hauptveröffentlichung dieses überaus wichtigen Fundes die Flüchtigkeiten und Irrungen der ersten vorläufigen Bekanntmachung weiterwirken.

Digitized by Google

Nachträge.

Von Gustaf Kossinna.

Mit 2 Abbildungen im Text.

I. Wandalen an der Oder in der frühen Eisenzeit.

Meine Behandlung des wetterauischen Wandalengrabes gibt mir Anlaß, einige früheisenzeitliche Funde des Odergebiets, insonderheit Nachträge zu Kostrzewskis Stoffsammlung wandalischer Funde der Spätlatènezeit [1]) hier mitzuteilen [2]):

1. Lindau, Kr. Freystadt, Niederschlesien: tonnenförmige Urne mit zwei größeren Henkeln unter dem Halse, wie sie in früher Eisenzeit (Jastorf B nach Schwantes) recht häufig bei Westgermanen in Brandenburg, Mecklenburg, Schleswig-Holstein, Osthannover und in der Altmark erscheint, selten auch in Ostdeutschland während der Steinkistenzeit, wo sie die westgermanische Unterschicht der Ostgermanen verrät, so in einem Grabe von Koninko, Kr. Schrimm, das E. Blume 1911 ausgegraben und veröffentlicht hat [3]). In dieser Urne (A 41, 1) befanden sich zerfallene, seit 1888 nicht mehr vorhandene Eisenfibel-Reste (Bi 71) und ein in zwei Stücke zerbrochener bandförmiger eiserner Gürtelhaken ältester Form mit einem umgebogenen Ende; das andere Endstück ist nicht vorhanden (Bi 70). — Mus. Breslau.

2. Kräsem, Kr. Weststernberg, Prov. Brandenburg, ganz nahe bei dem bekannten Fundorte Rampitz in der Südspitze des Kreises nahe der Oder gelegen: von hier besaß die Sammlung des Reichsgerichtsrats Langerhans in Leipzig, die vom Berliner Mus. f. Völkerk. angekauft worden ist, einen unverzierten hohen Topf mit eiförmigem Bauche, kurzem, abgesetztem, eingeschwungenen glatten Hals und 2 Henkelöhren unter dem Halsansatz, wie er für

[1]) Die ostgermanische Kultur der Spätlatènezeit I, II, 1919 (Mannusbibl. 18, 19).

[2]) Meine Notizen und Skizzen stammen aus dem Jahre 1899; ihre Richtigkeit wird mir von Martin Jahn bestätigt.

[3]) „Aus dem Posener Lande", Juli 1911, S. 341, Tafel.

Digitized by Google

die mittlere Latènezeit der Westgermanen bezeichnend ist [1]); einen unverzierten großen weitmundigen Napf mit ausgewölbter Wandung; dazu einen bandförmigen eisernen Gürtelhaken mit erweiterter dreieckiger Umbiegung eines Endes.

Diese beiden Funde gehören also nicht in die Spätlatènezeit und sind demnach auch nicht eigentlich wandalisch, sondern gehören in die Zeit einer ostgermanischen Gemeinschaftskultur, die ich 1905 als „wandilisch" bezeichnet habe, um ihren Zusammenhang mit den späteren Wandalen zu kennzeichnen. Ob das mit Recht geschehen ist oder ob etwa die Wandalen erst mit der Spätlatènezeit in Ostdeutschland eingewandert sind, das zu entscheiden, muß weiterer Forschung überlassen bleiben.

3. Schlesien?, Fundort unbekannt: obere Hälfte einer eisernen Mittellatènefibel mit oberer Sehne und 6 Spiralwindungen. — Mus. Breslau, ohne Signatur (nach meiner noch ungeklärten Aufzeichnung soll der Fund aus Militsch oder Trebnitz stammen).

4. Niederschlesien: Bronzene Spätlatènefibel mit unterer Sehne, vier Spiralwindungen und geschlossenem Fuß vom Typus N Kostrzewski. — Stiebermuseum Bautzen.

5. Freystadt, Kr. Freystadt: Fingerring, Armband mit mehrfachen halbkugeligen Erweiterungen und Bruchstück eines geknoteten Petschafthalsringes mit einem kugeligen, spiralig verzierten und einem mehr scheibenförmigen Knoten, alle drei Stücke aus Bronze, wohl keltische Einfuhr der Mittellatènezeit. — Stiebermuseum Bautzen.

6. Janny, Kr. Grünberg, bei Deutsch-Kessel: hier sind mehrere Urnengräber aufgedeckt worden, deren Inhalt offenbar längst untergegangen ist. Doch besitzen wir wenigstens eine Beschreibung und Abbildung einiger Fundstücke dieser Ausgrabung in dem Büchlein: Oswald Frühbuß, Geschichte der Parochie Prittag. Grünberg 1841, S. 12 nebst Tafel. Danach handelt es sich um „mehrere Ossuarien", aus deren einer zwei eiserne Latènefibeln stammen, deren genaue Form infolge von Verrostung und Abbruch des Fußstückes schwer zu bestimmen ist, nebst einem eisernen Ringe von $1\frac{1}{2}$ Zoll Dm. in Form einer sich in den Schwanz beißenden Schlange: diese Stücke sind auf der Tafel als Nr. 8, 12, 16 abgebildet worden. Zu diesem Grabe gehört außerdem eine der kennzeichnenden ostgermanischen weitmundigen Henkeltassen mit zylindrischem Oberteil und umgekehrt kugelförmigen Unterteile, wie die beiden Stücke aus Muschenheim und das aus Kwiatkow (oben S. 405 Abb. 2), doch unverziert, wenn bei der Abbildung die sonst übliche Linienband-Verzierung nicht willkürlich weggelassen sein sollte.

[1]) Vgl. Voß und Stimming, Altert. d. Mk. Brandenburg IVa, Taf. 8, Grab 4, Taf. 9, Grab 9, Söhrde-Gallberg, Kr. Westhavelland; IVb, Taf. 16, Grab 2, Ragösen, Kr. Zauch-Belzig.

Digitized by Google

Die Fibeln zeigen anscheinend Spätlatène-Schema mit rechteckigem Fußrahmen; da sie aber sehr lange Spiralrollen haben, von etwa 12 Umdrehungen, dürfte es sich doch wohl um Mittellatène-Schema und westgermanische Einfuhr handeln [1]).

7. Schebitz, Kr. Trebnitz, Mittelschlesien: Spätlatène-Fibelrest mit geschlossenem Rahmen aus Bronze. — Mus. Breslau 263: 87. — Schles. Vorz. V, S. 100, 109.

8. Groß Sckierki, Kr. Schroda, Posen: langes zweischneidiges eisernes Spätlatène-Schwert, dessen Klinge einen Mittelgrat zeigt. — Mus. Breslau 1848: 92. — Schles. Vorz. V, S. 228 und Vereinsangelegenheiten S. 116 (bei M. Jahn, Bewaffnung usw. übergangen).

9. Neuhof bei Seelow, Kr. Lebus: von hier gibt es einen neueren Fund einer ostgermanischen schwarzglänzenden Mäanderurne mit schräggestricheltem Linienband-Mäander, die nach Götze [2]) noch der Latènezeit angehören soll. Leider ist das Stück von ihm nicht abgebildet worden, so daß ich selbst über die genaue Zeitstellung noch nicht habe urteilen können. — Mus. Müncheberg.

Endlich noch ein burgundischer Fund:

10. Podlesie, Kr. Wongrowitz: sehr lange Mittellatènefibel von Eisen, mit oberer Sehne, 6 Spiralwindungen, sehr weit nach oben zurückgreifendem Bügelende und 3 Knöpfen auf dessen unterem Teile. — Früher in der Sammlung des Grafen Wenjierski-Kwilecki auf Wroblewo, anscheinend aber nicht ins Polnische Museum zu Posen gekommen, da Kostrzewski das Stück nicht kennt.

II. Zu meiner Abhandlung über den Eisenfund von Wahren bei Leipzig (Mannus VII).

1. Kantige eiserne Halsringe mit vorwärts gekehrten Endknöpfen.

Von diesen Ringen, deren einer in dem Depotfunde von Wahren zusammen mit einem doppelpyramidenförmigen Eisenbarren zutage kam, brachte ich Mannus VII, S. 90, Abb. 6 ein Stück zur Wiedergabe (Abb. 1), das sich nach Lindenschmit (Alt. uns. heidn. Vorz. I, VIII, V, 3) im Museum zu Wiesbaden befinden sollte. Es konnte im Jahre 1914 dort aber nicht aufgefunden werden. So vermutete ich, daß im Mainzer Zentralmuseum bei Gelegenheit der Nachbildung eine Verwechslung der Fundortangaben vor-

[1]) Vgl. Kostrzewski, a. a. O. S. 24.

[2]) A. Götze, Die vor- und frühgeschichtlichen Denkmäler des Kreises Lebus. Berlin 1920, S. 44.

Digitized by Google

gekommen sein und jener Eisenring aus dem großen Depotfunde von der Wölmisse bei Schlöben des Altenburger Museums stammen möchte. Drei Jahre später, unter dem 13. Juni 1917, erhielt ich von Herrn Dr. G. Behrens in Mainz die Mitteilung, daß jener Eisenring inzwischen doch im Museum zu Wiesbaden aufgefunden worden sei und Prof. Ritterling über ihn folgendes festgestellt habe:

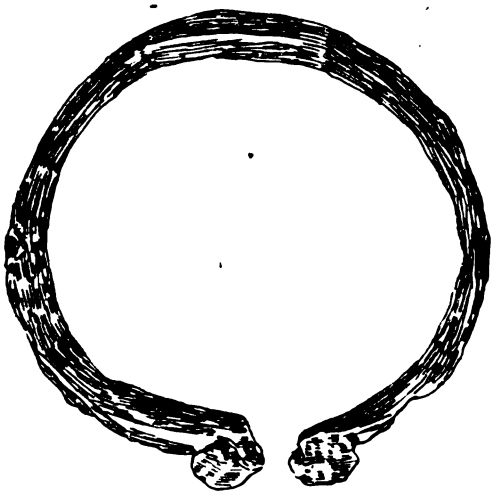


Abb. 1. 2/5. Niedertiefenbach, Oberlahnkreis, Nassau.

„Der Ring stammt aus einem Grabe bei Niedertiefenbach, in der Nähe von Hadamar [Oberlahnkreis], wo er im Jahre 1852 nebst einer „Armspange, Bruchstücken einer Kette von Bronze und zerfallenen Töpfen" zum Vorschein gekommen ist (Period. Blätter 1852, Nr. 5, S. 146). Von den erwähnten Beigaben ist leider nichts zu identifizieren."

2. Doppelpyramidenförmige Eisenbarren der spätesten Hallstatt- und der Latène-Zeit.

Der oben erwähnte Eisenfund von Wahren veranlaßte mich seiner Zeit, ein Verzeichnis der Roheisenluppen aufzustellen [1]). Hierzu habe ich jetzt folgende Ergänzung zu bringen; sie betrifft zunächst drei Funde im rechtsrheinischen Bayern (bayr. Schwaben), wo ihre Anzahl hiemit auf 6 steigt. Ich verdanke ihre Kenntnis Mitteilungen des verstorbenen Amtsrichters Dr. S. Weber in München:

1. Memmingen: 1 Barren; Sammlung des Geschichtsvereins für Oberbayern, München;

2. Moor zwischen Gebenhofen und Affing Bez.-A. Friedberg, zwar schon Oberbayern, aber dicht an der schwäbischen Grenze, nördlich bei Augsburg: 1 Barren, Lokalmuseum in Friedberg;

3. Streitwies bei Kulbing Bez.-A. Laufen, Oberbayern: 1 Barren, Mittelstück „in Würfelform mit unebener Oberfläche, auf der Oberseite 20, auf der Seitenfläche 26 cm breit" mit einem Gewicht von 190 Pfd. Dieses Stück ist verschollen; eine Zeichnung liegt jedoch im Archiv des Geschichts-

[1]) Mannus VII, S. 119ff. und S. 339ff.

Digitized by Google

vereins für Oberbayern. Da es „unter römischem Bauschutt eines Wohngebäudes" zum Vorschein gekommen ist und außerdem durch ungeheure Schwere — das Zehnfache der gewöhnlichen — aus unserer Reihe herausfällt, erscheint mir seine Zugehörigkeit recht zweifelhaft.

Weiter sind aus Vorarlberg 3 Eisenbarren durch O. Menghin veröffentlicht worden, die 1907 im Flußbette der Bregenzer Ache gefunden worden sind und im Landesmuseum zu Bregenz sich befinden [1]).

Für die Rheinpfalz ist im Jahre 1919 eine 17. Fundstelle mit dem 35. Barren dieses Landes entdeckt worden: Ebenberg bei Landau, aus einer Wohngrube mit Scherben der Spät-Latènezeit [2]); eine 18. Fundstelle mit dem 36. Barren teilt soeben G. Behrens [3]) mit: Zwischen Altenbamberg und Hochstätten, Bez.-A. Rockershausen.

Gleichzeitig führt Behrens vier bisher noch unbekannte Funde aus der Kreuznacher Gegend auf:

1. Am Teufelsfels auf dem Lützelsoon-Walde, Kr. Simmern (?): 3 Stück (Akten des Vereins für Heimatkunde in Kreuznach).

2. Ippenschied, Dickt: 2 Stück, davon 1 im Privatbesitz.

3. Waldböckelheim, Kr. Kreuznach: 1 Stück, Privatbesitz.

4. Bosenheim, Kr. Bingen, Rheinhessen: 1 Stück, Städt. Museum Mainz.

Endlich ist zu bemerken, daß der mir von Herrn A. Günther in Koblenz mitgeteilte Fund zweier winziger Stücke aus einem frührömischen Grabe in Koblenz [4]), die durch ihre Gestalt ohnehin recht befremdend wirkten, nach der Untersuchung von Behrens sich als Werkzeuge (Punzen) herausgestellt haben und demgemäß hier zu streichen sind. Damit entfällt der einzige Fund, der ein Weiterleben dieser Barren in die römische Kaiserzeit hinein zu bezeugen schien.

3. Früheisenzeitliche Skelettgräber an der mittleren Saale.

In der Abhandlung, die ich dem Wahrener Eisenfunde widmete, gab ich auch eine Aufzählung der keltischen Skelettgräber des Ostharz- und mittleren Saalegebiets aus früher Eisenzeit [5]). Auch hier habe ich einige Nachträge zu verzeichnen, die ich bereits in die Karte auf Tafel II meiner „Herkunft der Germanen" (2. Aufl. 1920) eingetragen habe. Die neuen Fundorte liegen sämtlich auf dem östlichen Ufer der Saale.

1. Lochau, Saalkreis: im Jahre 1914 wurden hier vom Museum Halle (1914/211—216) mehrere solche Skelettgräber aufgedeckt; Beigaben: 2 Schildohrringe von Bronze.

[1]) Wiener Prähist. Zeitschr. II (1915), S. 133 nebst Abb.
[2]) Sprater, Pfälzisches Museum 36, S. 46; 37, S. 33.
[3]) G. Behrens, Die Latènezeit an der unteren Nahe. Kreuznach 1920. S. 43ff.
[4]) Mannus VII, S. 119f.
[5]) Mannus VII, S. 114ff.

Digitized by Google

2. Schkeuditz, Kr. Merseburg, Winklers Sandgrube: hier fand sich laut Brief des Herrn Max Näbe vom 19. August 1915 ein gestrecktes Skelett mit einfachem Bronzeringe, der in die Sammlung Wiegand kam und mit dieser in das Museum für Völkerkunde zu Leipzig; der Schädel des Skeletts soll sich im Prähistorischen Museum zu Dresden befinden.

3. Groitzschen, Kr. Weißenfels, dicht westlich bei Zeitz. Laut Schreiben des Herrn Kreisschulinspektor Dr. Wilcke in Zeitz vom 26. August 1915 wurde auf den nach Theissen zu gelegenen Kohlenbruchfeldern bei ihrem Einebnen in den Jahren 1907/08 ein Skelett gefunden, an dem 7 Steigbügelringe „mit abwechselnden Wulsten und Kerbschnitten wie Götze, Höfer, Zschiesche, Taf. XIII, 195, weiter 15 Perlen, davon 7 aus Bernstein, 5 aus blauem Glas, 3 anscheinend von Stein oder einer ähnlichen harten Masse, sowie Eisenreste" sich befanden. In nächster Nähe dieser Fundstelle sollen von Arbeitern einzeln noch 1 sog. echter Wendelring wie Mannus VII, S. 113, Abb. 35 und 3 gegossene Wendelringe, wie Götze, Höfer, Zschiesche, Taf. XIII, 196, gefunden worden sein. Alle diese Fundstücke befinden sich vorläufig noch im Besitze des Herrn Berginspektors Groß in Groitzschen.

III. Germanische Nierenknaufschwerter der Periode V der Bronzezeit.

Wie ich schon in einer am Schluß des Registers S. 252 in Band X des Mannus angefügten Nachtrag zu meiner Behandlung dieses nordostdeutschen Bronzeschwerttypus (ebenda S. 178ff. und S. 185) bemerkt habe, kenne ich ein derartiges Schwert auch aus dem Wiener Kunsthistorischen Staatsmuseum

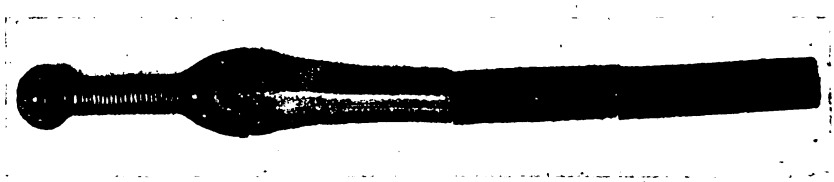


Abb. 2. 1/4. Fundort unbekannt. Kunsthistor. Museum, Wien.

(Inv. Nr. 1850 der Antikensammlung), das es im Jahre 1866 von dem Wiener Antiquitätenhändler Egger angekauft hat, leider ohne Angabe der Herkunft. Durch gefällige Vermittelung von Joseph Bayer bin ich in der Lage, eine Abbildung des Stückes zu bringen (Abb. 2). Die beiden angelöteten Klingenbruchstücke mögen wohl zu dem Schwert gehören, aber sie passen nicht unmittelbar an das Klingenoberstück, dessen Verzierung (eingeschlagene Bogenreihen zu beiden Seiten des Mittelwulstes) sich auf dem Mittelstück nicht fort-

Digitized by Google

setzt. Der Griff schien mir durch Doppelguß oder durch Überfangguß mit der Klinge verbunden, die Nieten unecht zu sein. Eine Zuschrift Bayers vom 5. Juni 1919 bestätigte meine Vermutung. Er schreibt: „Schwertklinge und Griff sind nicht in Einem gegossen, sondern es sind zwei selbständige Stücke. Die Griffangel der Schwertklinge steckt im Griffe, ohne daß man die Art der Befestigung wahrnehmen kann, da oben keine Vernietung sichtbar ist, sondern der Scheitel vollkommen geschlossen ist. Auch die Nieten sind, wie Sie ganz richtig vermuten, nur gegossen. Möglicherweise wurde der Griff über die Griffangel gegossen oder der erhitzte Griff auf die kalte Griffangel gesteckt. Das ist auch die Ansicht meines Präparators, der das Schwert genau unter-sucht hat."

Digitized by Google

II. Aus Museen und Vereinen.

Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte.

Zweiggesellschaft Berlin.

Mit einer am 24. Januar 1920 im Universitätsgebäude veranstalteten Sitzung nahm die Berliner Zweiggesellschaft ihre seit vier Jahren unterbliebenen Vortragsabende im 12. Vereinsjahre wieder auf.

Geheimrat Kossinna begrüßte die Versammlung nach der Kriegspause und führte die Gründe aus, weshalb die Zweiggesellschaft ihre Sitzungen so lange habe unterbrechen müssen. Das gesprochene Wort habe zwar unterbleiben müssen, aber an der Verlautbarung des gedruckten Wortes habe es unsere Gesellschaft auch während des Krieges und des Waffenstillstandes, der schlimmer war als der Krieg, nicht fehlen lassen. „Ganz Ostdeutschland kam mit dem Waffenstillstand in schlimmste Gefahren durch die von der Entente begünstigte und genährte Anmaßung und Raubgier unserer slawischen Ostnachbarn. Um Neujahr 1919 herum rief die Freie Vereinigung zum Schutze Oberschlesiens die Hilfe deutscher Wissenschaft und Kunst an. Auch zu mir gelangte ihr dringendes Klopfan. Und ich schrieb damals für jene Vereinigung eine größere Abhandlung „Die deutsche Ostmark ein Urheimatboden der Germanen“ (Zeitschr. „Oberschlesien“, Märzheft 1919). Von unserem Auswärtigen Amte ging mir hierüber ein Dankschreiben zu, des Inhalts, meine Schrift stelle ein ungewöhnlich wertvolles Material dar für unsere Friedensunterhändler in Versailles. Es kam leider anders. Dank Erzbergers wurde ja überhaupt nicht verhandelt.

Aber dann sprach auch der Deutsche Volksrat für Westpreußen in Danzig bei mir vor und erbat meine Hilfe. Und ich verfaßte die Broschüre „Das Weichselland ein uralter Heimatboden der Germanen“. Zu vielen Tausenden wurde diese Schrift für den niedrigen Preis von 60 Pf. verbreitet und war in Jahresfrist leider schon vergriffen. Einen Ausschnitt aus dem in diesen beiden Schriften, namentlich in der ersten, behandelten Stoffe soll uns der Hauptvortrag des heutigen Abends in größerer Ausführlichkeit bringen“.

Der beste Kenner der germanischen Vorzeit Schlesiens, Dr. Martin Jahn aus Breslau sprach sodann über die „germanische Besiedlung Oberschlesiens in vor- und frühgeschichtlicher Zeit.“ Die folgenden Zeilen geben einen Auszug aus diesem Vortrage:

In dem politischen Kampfe, der augenblicklich um Oberschlesien entbrannt ist, wird es von polnischer Seite häufig so dargestellt, als ob dieser Landesteil von jeher polnischer Besitz gewesen und erst mit der im 12. Jahrhundert einsetzenden Kolonisation die ersten Germanen ins Land gekommen seien. Demgegenüber kann nicht stark genug betont werden, daß lange vor den Slawen die Germanen viele Jahrhunderte lang die

Digitized by Google

alleinigen Bewohner Oberschlesiens waren, und daß die Slawen erst nach den Germanen hier eingewandert sind. Selbst polnische Forscher, soweit sie ernst zu nehmen sind, haben das längst zugegeben. Was wissen wir nun Näheres über die ältesten germanischen Siedler in Oberschlesien?

Geschichtliche Quellen und urgeschichtliche Funde, beide sich ergänzend, geben uns Aufschluß. Die geschichtlichen Nachrichten römischer Schriftsteller, die frühesten vom Ende des ersten Jahrhunderts v. Chr., laufen darauf hinaus, daß die Bewohner der Ebene zwischen oberer Weichsel und dem Gebirge Wandalen waren, eine Völkergruppe, die in mehrere Einzelstämme zerfiel. Nach Tacitus lag ihr Stammesheiligtum, in dem ein göttliches Brüderpaar, die Alken, verehrt wurde, im Lande der Naharnavalen. Dieser Gottesdienst blieb auch noch bestehen, als Schlesien nach der Völkerwanderung slawisch wurde. Der erste deutsche Schriftsteller, der Schlesiens gedenkt, Thietmar von Merseburg (um 1000 n. Chr.), nennt einen Pagus Silensis mit einem, ein Heiligtum tragenden, hohen Berge. Dieser Berg kann nach weiteren Angaben nur der Zobten sein, der früher „Slenz" hieß, d. i. die slawisierte Form von „Silingis". Er erhielt seinen Namen von dem wichtigen wandalischen Stamme der Silingen, die hier siedelten und wohl dasselbe sind wie die Naharnavalen des Tacitus. Es kann also die Stätte des altgermanischen Heiligtums mit Wahrscheinlichkeit auf dem Zobten gesucht werden.

Die vorgeschichtlichen Funde zeigen uns, daß im zweiten Jahrtausend und um Beginn des ersten Jahrtausends v. Chr. in Oberschlesien eine nichtgermanische, wohl illyrische Bevölkerung siedelte, die im sechsten Jahrhundert v. Chr., von Germanen nach Süden verdrängt, verschwindet. Bezeichnend für diese Germanen sind Grabfunde mit Gesichtsurnen in Steinkisten. Von ihnen haben wir in Oberschlesien nur einen einzigen Fund, den von Dachsberg (Kr. Oppeln), zu verzeichnen, der die Gefäßformen nicht mehr rein, sondern mit illyrischer Kultur vermischt, zeigt. Oberschlesiens Grenze wurde also von dieser germanischen Welle gerade noch erreicht. Sie war aber nicht von Bestand, wurde jedoch um 150 v. Chr. von neuen Germanenscharen, sicher Wandalen, abgelöst. Diese dehnten sich zunächst wieder in Nieder- und Mittelschlesien aus, nahmen aber bald über das Glatzer Becken die Verbindung mit Böhmen auf und ließen sich auch in Polen bis zur Weichsel und in Galizien nieder. Beweis für ihr Vordringen im ersten Jahrhundert n. Chr. bis nach Oberschlesien ist der wichtige und prächtige Fund von Wichulla (Kr. Oppeln). Er wurde 1885 gemacht, durch den Freiherrn von Falkenhausen vor der Verschleuderung in den Altertumshandel bewahrt und dem Breslauer Kunstgewerbe- und Altertumsmuseum einverleibt. Schon bei seiner Veröffentlichung im Jahre 1898 hat Prof. Dr. Seger auf gleichartige Funde in Böhmen, im Odermündungsgebiet und auf dänischen Inseln hingewiesen. Diese Zusammenhänge sind seitdem bestätigt worden durch gleichalterige, wenn auch nicht so reiche Skelettgräber, die während des Krieges auf dem Koseler Friedhof bei Breslau ausgegraben wurden. Die Sitte, die Mehrzahl der Beigaben in einem gesonderten Grabraum oberhalb des Kopfes des Leichnams niederzulegen, findet sich nur in Mittelschlesien, im Gau der Silingen, und auf der Insel Seeland. Diese Umstände sprechen dafür, daß die Silingen von Seeland nach Mittelschlesien eingewandert sind. Auch sprachgeschichtliche Forschungen ergeben, daß Seeland (Silund) von Silingen bewohnt war. Der Fund von Wichulla ist das Grab eines am weitesten nach Süden vorgedrungenen Silingerfürsten.

Der Hauptteil der Wichullaer Fundstücke ist römischer Herkunft und eröffnet die Frage nach den Handelswegen zu jener Zeit, die mit dem damals in Rom viel begehrten Modeartikel, dem Bernstein, zusammenhängen. Die Wege dieses Handels waren nicht immer die gleichen. Der Weg, der für die Zeit des Wichullaer Fundes in Betracht kommt, ging nach Ansicht des Vortragenden über Mähren, Böhmen, das Glatzer Becken nach Mittelschlesien, und nicht, wie bisher angenommen wurde, durch die mährische Pforte nach Oberschlesien, ein Weg, der erst im zweiten Jahrhundert n. Chr. gangbar wurde. Erst damals

Digitized by Google

besetzten nämlich die Wandalen, die bisher nur den Nordsaum des Landes besiedelt hatten, ganz Oberschlesien. Gerade die fruchtbarsten Gegenden, die auch heute noch das ertragreichste Ackerland aufweisen, wurden von ihnen bevorzugt. Über den Kulturzustand der oberschlesischen Wandalen unterrichten uns eine größere Zahl von Funden. Sie enthalten in der Hauptsache Tongefäße, bei denen man eine feine und eine grobe Ware deutlich unterscheidet, ferner eiserne Waffen in Gestalt von Lanzenspitzen, Schwertern, Schildbeschlägen, Sporen, ferner Geräte, als da sind: Messer, Scheren, Schlüssel, Schnallen, Riemenzungen, Feuerstahle, und als Schmuck Fibeln. Als eingeführt erweisen sich Bronzegefäße und Münzen. Letztere als sichere Wegweiser für Handelsstraßen anzusehen, ist falsch. Sie sind als Beute auf den Kriegszügen der Germanen oder der germanischen Söldner, auch durch den Handel ins Land gekommen. Jetzt ging der Bernsteinweg durch Oberschlesien und die mährische Pforte, und deshalb sind auch hier die meisten römischen Münzen, mehr als in Mittel- und Niederschlesien, gefunden worden.

Im vierten Jahrhundert n. Chr. nimmt die germanische Besiedlung ab, im fünften sind nur noch vereinzelte Funde zu verzeichnen. Schon am Ende des zweiten Jahrhunderts war der Wandalenstamm der Hasdingen über Oberschlesien hinaus nach Oberungarn vorgedrungen, wo echt wandalische Funde gemacht worden sind. Nach den geschichtlichen Nachrichten beginnt um 400 n. Chr. die große Abwanderung der Hasdingen und Silingen über den Rhein nach Afrika, wo unter Geiserich das am weitesten vorgeschobene aller Germanenreiche gegründet wurde, und wo sich diese in der Erinnerung an ihre alte Tätigkeit auf den dänischen Inseln sofort als gefürchtete Seefahrer bemerkbar machten. Wie alle Germanenreiche auf römischem Boden hatte aber auch dieses keinen Bestand. Die Zahl der Volksgenossen war zu gering, um die gewaltigen Strecken Landes dauernd in der Hand zu behalten und sich die ursprüngliche Bevölkerung anzugleichen. Schon im sechsten Jahrhundert war ihre Herrschaft zu Ende. In Ostdeutschland aber zogen in die fast leeren deutschen Lande Slawen ein, deren Herrschaft Bestand hatte, da sie keine starke germanische Bevölkerung sich anzugliedern brauchten, und da auch von außen her ihr neues Besitztum nicht angegriffen wurde. So ist die gewaltige Epoche der germanischen Völkerwanderung ein großer Fehlschlag. Die Germanen dienten im Süden nur anderen Staaten als Völkerdünger, und in der Heimat ging die ganze Osthälfte Germaniens verloren. Mit einem Vergleich dieser jahrhundertelangen Bewegung und dem Kampfe der Deutschen im letzten Weltkriege schloß der Vortragende seine Betrachtung mit den Worten: „Wie nach der Völkerwanderung im Mittelalter der deutsche Bauer, Mönch und Kaufmann in emsiger Kulturarbeit einen großen Teil des verlorenen Bodens wiedergewonnen hat, so wollen auch wir jetzt der Zukunft vertrauen und der gesunden, unzerstörbaren Lebenskraft des deutschen Volkes, eingedenk des Wortes „Es ist nur das verloren, was man selbst aufgibt".

Digitized by Google

III. Bücherbesprechungen.

Jozef Kostrzewski. Die ostgermanische Kultur der Spätlatènezeit. Leipzig und Würzburg 1919. Mannus-Bibliothek Nr. 18 und 19, Teil I, 254 Seiten mit 244 Abbildungen und 1 Karte. Einzelpreis M. 20,—, Vorzugspreis M. 16,—. Teil II (Material) 123 Seiten. Einzelpreis M. 11,—, Vorzugspreis M. 8,80.

Nachdem Kossinna 1905[1]) zum ersten Male den Entwicklungsgang und die Eigenheiten der ostgermanischen Kultur in großen Zügen dargelegt hatte, sind aus seiner Schule eine Reihe von Arbeiten hervorgegangen, die in eingehendster Weise einzelne Abschnitte dieses großen Gebietes behandeln. Blume machte uns 1912[2]) mit den kaiserzeitlichen Kulturen Nordostdeutschlands bekannt. Eine sehr erwünschte Weiterführung dieses Werkes bringt soeben Åberg für Ostpreußen[3]). Die Arbeit Kostrzewskis hinwiederum gibt eine genaue Darstellung der gesamten ostgermanischen Kultur in dem der Kaiserzeit vorausgehenden Zeitabschnitt. Es fehlt nur noch eine entsprechende Bearbeitung der Gesichtsurnenkultur und der wandalischen Kultur in der Kaiserzeit, um eine Handbücherreihe zu vollenden, die jedem einen schnellen und bequemen Überblick über Ostgermaniens Vorzeit bietet und dabei das vorhandene Material in einer Vollständigkeit und Genauigkeit vorführt, wie es bisher in keinem anderen Teile Deutschlands auch nur annähernd geschehen ist.

Die Kostrzewskische Arbeit ist die Frucht jahrelanger Sammeltätigkeit. In der strengen und unermüdlichen Zusammentragung des in der Literatur und den Museen arg zerstreuten Fundstoffes bis zu dem überhaupt erreichbaren Grad der Vollständigkeit trägt sie in schöner Weise den Stempel Kossinnascher Forschungsart. In der übersichtlichen Anordnung und der völligen Beherrschung des überreichen Materials reiht sie sich ebenbürtig neben das Blumesche Werk. Jeder, der sich selbst einmal der Mühe unterzogen hat, das Material eines größeren Gebietes vollständig zu sammeln und zu verarbeiten, weiß eine solche Arbeitsleistung gebührend zu würdigen. Da sich der Verfasser auch über die außerhalb seines Arbeitsgebietes gelegenen west- und nordgermanischen und keltischen Funde einen genügenden Einblick zu verschaffen gewußt hat, gibt er uns nicht nur ein genaues Bild der Formenentwicklung der einzelnen ostgermanischen Fundstücke, sondern auch kurze Nachweise über ihr Verbreitungsgebiet und scheidet so rein ostgermanische Typen von den allerwärts vorkommenden und schließlich von den in Ostgermanien nicht bodenständigen, von außen hereingekommenen Formen.

Das einleitende Kapitel 1 geht in kurzer, gedrängter Fassung auf einige wichtige, allgemeine Fragen ein, die es wert wären, einmal ausführlicher behandelt zu werden.

[1]) Zeitschr. f. Ethnol. 1905, S. 369ff.
[2]) Mannusbibliothek Nr. 8 und 14.
[3]) Åberg, Ostpreußen in der Völkerwanderungszeit. Uppsala 1919.

Digitized by Google

So wird der Ursprung der Brandgrubenbestattung in den östlichen Alpenländern gesucht und über Süd- und Mitteldeutschland und das linke Oderufer hinab bis nach Bornholm verfolgt, von wo sie nach Ostdeutschland einwandernde Germanenstämme mitbrachten. Die Abhängigkeit ostgermanischer Kulturformen von keltischen liegt klar zutage. Trotzdem sind reinkeltische Einfuhrstücke selten. Ganz beträchtlich sind die wechselseitigen Beziehungen zwischen West- und Ostgermanen. Besonders der nordwestliche Teil Ostdeutschlands, der noch in der Frühlatènezeit von Westgermanen (Glockengräber!) besiedelt war, weist in der Spätlatènezeit zahlreiche in massivem Bronzeguß hergestellte Schmucksachen von westgermanischem Schlage auf. Die Ostgermanen pflegten hingegen ihren Schmuck aus Eisen herzustellen. Die Eisentechnik stand bei ihnen in höchster Blüte, wofür die so häufig überlieferten Waffen ein gutes Zeugnis ablegen.

In den folgenden fünf Kapiteln bringt Kostrzewski eine eingehende Darstellung der Formen der einzelnen Fundarten. Seine Behandlung der ostgermanischen Latènefibeln zeigt die große Überlegenheit, die die von ihm angewandte Forschungsart gegenüber der bei Herstellung der Typenkarten üblichen Arbeitsweise besitzt. Man vergleiche nur die kargen, wenig befriedigenden Ergebnisse der unter Aufwand so vieler Hilfsmittel und -kräfte zustandegekommenen Typentafel der Latènefibeln[1]) mit der bis ins einzelne gehenden Formenanalyse Kostrzewskis und seinen klar begründeten Ergebnissen über die Herkunft und Verbreitung der einzelnen Fibelformen. Hier steht der Verfasser durch das persönliche Studium der Originale seinem Arbeitsstoff viel näher und lauscht ihm die feinsten Züge der Entwicklung ab, während man dort den Eindruck hat, als ob der Sammler des ihm von den verschiedensten Seiten, oft in ganz unzureichender Form gemachten Mitteilungen diesem aus zweiter und dritter Hand erhaltenen Material recht kalt und fremd gegenübersteht und es mehr schematisch einteilt, da ihm für genauere Verwertung die Unterlagen zu ungleichwertig und unsicher sind. Sollte die deutsche anthropologische Gesellschaft dem an und für sich sehr berechtigten Wunsche nach Typenkarten auch weiterhin nachkommen wollen, so würde sie den neuesten wissenschaftlichen Forderungen nur dann genügen, wenn sie den Bearbeiter einer Typenkarte persönlich den Fundstoff aus den Museen zusammentragen läßt und ihr altes Sammelsystem nur auf die Sammlungen beschränkt, die für einen Besuch zu entlegen oder zu unbedeutend sind. Dieser Arbeitsweg ist zwar kostspieliger, aber schneller und bei weitem besser und ergebnisreicher. — Kostrzewski kennzeichnet seine Fibelgruppen mit den einzelnen Buchstaben des Alphabets. Wenn dies kaum dem Gedächtnis einzuprägende System trotzdem seiner Kürze wegen scheinbar sich schwer vermeiden läßt, so sollte man doch dem Leser, der sich bis zur Gruppe O durchringen muß, es möglichst erleichtern, sich zu vergewissern, welche Form z. B. mit S, J oder gar J gemeint ist. Leider ist aber nie neben die Abbildungen der Fibeltypen der betreffende Buchstabe gesetzt. Auch im Text sind die Typennamen nicht durch gesonderte Überschriften hervorgehoben, sondern nur recht mühsam zu finden. Kostrzewski wendet auch sonst bei seiner Einteilung von Typen viel zu viel die Nummerierung an. Man sollte meines Erachtens die Anwendung der inhaltlosen Zahlen- und Buchstabenbenennung, die mit dem Typus in keinem inneren Zusammenhang steht, sich daher nicht einprägt, möglichst einschränken. Die Benennungen nach einem Charakterzug sind, auch wenn sie länger sind, meist vorzuziehen, da sich mit ihnen sogleich eine bestimmte Vorstellung verknüpft und das ewige Nachschlagen nach der Bedeutung des Namens vermieden wird.

Die Behandlung der Gürtelhaken ist besonders anziehend durch die klar herausgearbeitete Typologie und die zahlreichen ethnologischen Schlüsse, die sich aus der Verbreitung der einzelnen Formen ergeben. Die Gürtelhaken gehören nach Kostrzewski nur zur Kleidung der Frau; die Männer schlossen ihren Leibgurt mit einer ringförmigen Gürtelschließe. Am Schluß der Latènezeit tritt allmählich an die Stelle des Gürtel-

[1]) Zeitschr. f. Ethnol. 1911, S. 664 ff., 930 ff.

Digitized by Google

haken die Schnalle. Eigentlicher Schmuck ist bei den Ostgermanen in der behandelten Periode selten. Im Nordwestteil treten, wie bereits erwähnt, bronzene Kolbenhalsringe auf, die auf westgermanischen Einfluß zurückzuführen sind. Den eigentümlichen Kronenhalsringen geht Kostrzewski bis zu ihren Urformen nach, obwohl nur ihre jüngsten Entwicklungen in die Spätlatènezeit fallen. Von Dänemark breitet sich diese Ringart allmählich südöstlich über Ostdeutschland bis nach Galizien aus. Von Schmucknadeln sind fast nur die von Westgermanien übernommenen bronzenen Flügelnadeln zu erwähnen.

Ein umfangreiches Kapitel ist den Waffen gewidmet. Wie Kostrzewski im Vorwort hervorhebt, hat er meine 1916 erschienene Arbeit über die Bewaffnung der Germanen nicht mehr berücksichtigt, obwohl er sonst die bis 1918 erschienene Literatur verwertet hat. Die Absicht des Verfassers, auf diese Weise die Selbständigkeit seiner Forschungen zu betonen, war unnötig, da jeder Fachmann die selbständige Leistung des Verfassers in dem Buche zur Genüge erkennt. Dem Leser und der Forschung wäre indessen wohl mehr gedient gewesen, wenn Kostrzewski zu den Punkten, in denen er von meiner Arbeit abweicht, nicht „absichtlich keine Stellung genommen", sondern sie besonders hervorgehoben und begründet hätte. Ja er erreicht dadurch, daß er Abbildungen aus meiner Arbeit wieder abdruckt, unter anderem eine von mir entworfene Rekonstruktion eines Schwertscheidenmusters (Jahn, Bewaffnung, Abb. 141) in seiner Abbildung 86, noch dazu ohne Quellenangabe, eigentlich gerade das Gegenteil seiner Absicht. Da ohne langwierige Vergleiche beider Arbeiten die Abweichungen Kostrzewskis für den Leser nicht ersichtlich sind, will ich versuchen, sie im folgenden, soweit ich sie erkenne, darzulegen und zu ihnen Stellung zu nehmen, obwohl der Rahmen einer Besprechung dadurch etwas gesprengt wird. Im voraus betone ich, daß Kostrzewski, da er sein Material später als ich sammelte, und auch im Osten mehr Museen kennen lernte, meinen Fundstoff vielfach erweitert und ergänzt. Er beginnt mit den zweischneidigen Schwertern[1]) und unterscheidet nach den Formen des Griffüberganges 4 Typen, während ich Typus 3 und 4 als einen behandele. Die Abbildung 66 gibt übrigens nicht das Schwert von Rondsen wieder, das nur ein gleiches stumpfes Ende besitzt, sondern das Schwert von Meisdorf (Mus. f. Völkerk. I. g 458). Auch beträgt der Maßstab etwa 1/7 nicht etwa 1/9. Das Rondsener Schwert hat, wie Kostrzewski S. 87, Anm. 7 richtig angibt, vielmehr zwei Blutrinnen, sein Griffbügel ist nicht erhalten und sein Griffknauf ist länglich-oval (s. Jahn S. 103), eine Spätform des Griffes, die Kostrzewski übersehen hat. Die Formenreihe der Schwertspitzen, Abb. 68, ist reicher als die meinige (Abb. 104). Kostrzewski fügt als Typus e ein stumpfwinkliges Klingenende hinzu, das ich nur in einem Beispiel (Schlesien, Fundort unbekannt) kannte (S. 101), welches Kostrzewski aber noch aus Koppenow und Lindholmgaard nachweist. Auf die in Abb. 68 f. wiedergegebene Form kommt Kostrzewski nirgends zu sprechen; mir ist sie unbekannt. Ein neuer Typus ist auch das gerade abschneidende Schwertende 68 g, das aus Rondsen und Meisdorf vorliegt. Durch eine genaue Auskunft des Vorsitzenden des Graudenzer Museums Professor Günther und durch nochmalige Besichtigung des Meisdorfer Schwertes habe ich mich von der Richtigkeit der Angaben Kostrzewskis überzeugen können. Da beide Schwerter auffallend kurz sind (Gesamtlänge 74 und 78 cm), hatte ich früher die Enden für nachträgliche Aushämmerungen einer Bruchkante nach Verlust des eigentlichen Spitzenteils gehalten, also für eine Zufallsform. Auch für das stumpfwinklig endende Schwert von Schlesien (Länge 75,5 cm) hatte ich das gleiche angenommen (Schles. Vorz. N. F. VII, S. 94 f, Abb. 7). Doch da bei allen Stücken die Enden einen fehlerlosen und ursprünglichen Eindruck machen und wegen der geringen Breite (3,75—4 cm) und Zier-

[1]) Die Angabe ihrer Durchschnittslänge S. 84, Anm. 2 ist zu hoch bemessen. Die Unterlagen für die ungewöhnlich kurzen Schwerter von Butzke und Gumbin erschienen mir zu wenig gesichert, um sie zu verwerten. Vgl. Jahn, S. 100 f.

Digitized by Google

lichkeit der Schwerter auch ihre geringe Länge in richtigem Verhältnis zu stehen scheint, möchte ich sie jetzt als einen besonderen Typus eines kleinen, mehr stutzerhaften Schwertes ansehen. Das scharf spitzwinklige Schwertende setzt Kostrzewski fälschlich an den Anfang seiner Formenreihe (Abb. 68a). Es ist vielmehr eine späte Form, die neben den stumpfwinkligen Typus 68e zu setzen ist. Die von Kostrzewski auf S. 87 ausgesprochene Ansicht, daß die immer zunehmende Abstumpfung der Schwertspitze die natürliche Entwicklung für die langen, nur für den Hieb berechneten Schwerter wäre, trifft nur bei den keltischen Schwertern zu. Die germanischen Schwerter werden am Schluß der Latènezeit zum Unterschiede von den keltischen wieder scharfspitzig (Abb. 68a) und die seltenen stumpf endigenden Schwerter (Abb. 68 e, g) fallen, wie eben erwähnt, gerade durch ihre geringe Länge auf.

An verzierten Schwertern fügt Kostrzewski S. 87 f. als neu hinzu zwei Stücke aus Szadek Kr. Kalisch und Lindholmgaard auf Seeland. Ein Schwert aus Koppenow, das ich (S. 116) als mit Längsriefen versehen bezeichnete, ist nach Kostrzewski vielmehr mit längsgerichteten kurzen Strichen verziert. Das freilich recht schlecht erhaltene Muster des Schwertes von Jäschkowitz Kr. Breslau und die Technik seiner Herstellung gibt Kostrzewski S. 88 falsch an; vgl. Jahn S. 119 ff. Auch die Darstellung der Fabrikmarke des Schwertes vom Montwyfluß ist bei Kostrzewskis Abb. 75 a ungenügend und nach Jahn Abb. 130 f. zu verbessern. Bei der recht eingehenden Bearbeitung der Schwertscheiden ist anzumerken, daß die Stegbildung der Scheide von Przybor in Abb. 77 nur unvollständig wiedergegeben ist. Auf S. 91 Anm. 2 führt Kostrzewski unter den Scheiden, deren hinteres Scheidenblatt an der Mündung nicht so hoch hinaufreicht wie das vordere („von dem vorderen übertragt wird"), fälschlich zwei Stücke von Culm auf. Es ist hier dem Verfasser offenbar ein Irrtum bei der Benutzung meines handschriftlichen Materials unterlaufen, das ich ihm, soweit es Ostgermanien betraf, seinerzeit zur Verfügung gestellt hatte. Ich gebe nämlich dort bei beiden Stücken in der verkürzten Form: „Vorderseite übertragt" an, daß die Vorderseite von der Rückseite übertragt wird, verstehe aber dies, in ganz anderem Sinne als Kostrzewski, für die Längsränder der Schwertscheiden (vgl. Jahn S. 105). Doch solche geringen Versehen können den Wert gerade dieses Teils der Arbeit nicht beeinträchtigen, in dem Kostrzewski zum ersten Male die verschiedenen Formen der Schwertschlaufen, Scheidenmündungen und Ortbänder in ihrem Zusammenauftreten an einer Scheide genauer verfolgt, daraufhin vier Scheidentypen aufstellt und deren Verwandtschaft mit seinen vier Schwerttypen auf Grund des Zusammenliegens in einem Grabe in der Tabelle auf Seite 99 nachweist. Zu einer chronologischen Gliederung der Spätlatènezeit lassen sich diese und andere typologische Reihen jedoch nicht verwerten, da alte Formen auch neben jüngeren weiterleben. Die Spätlatènezeit bildet, wie auch Kostrzewski z. B. S. 12 angibt, ein unteilbares Ganze. Ihre Zeitspanne ist für Unterabteilungen zu kurz; man kann höchstens bei einzelnen Grabfunden sagen, daß sie einen mehr alten oder jungen Charakter zu haben scheinen.

Die einschneidige Schwertform kommt bei Kostrzewski verhältnismäßig kurz weg, obwohl sie doch ein besonderer ostgermanischer Typus ist. Freilich ist sie auch einförmiger als das zweischneidige Schwert. Die rechteckigen Vorsprünge am oberen Schneidenende (wie Jahn Abb. 158) möchte Kostrzewski S. 101 als Schutz für die Hand und als Auflager auf den Scheidenmund erklären. Er läßt dabei ganz außer Betracht, daß diesen Zwecken ja bei allen einschneidigen Schwertern vielmehr der vergangene Griffmantel diente, der stets diesen Teil der Klinge zudeckte (vgl. Jahn S. 136 ff.). Von dem eigenartigen Schwerte von Siemianice (Schimianitz) Kr. Kempen, das sich in der von Kostrzewski verwalteten Sammlung befindet, gibt er leider nur eine recht ungenügende Abbildung (Abb. 92). Die einzig dastehende, an der Schneide (!) liegende erhabene (!) Verzierung, deren Charakter ungeklärt ist (s. Jahn S. 138, Anm. 2), bezeichnet Kostrzewski auf S. 104 ohne jegliche

Digitized by Google

Erläuterung als Fabrikmarke. Das Schwert mit dem reich ausgebildeten Griff von Tuczno (Abb. 93) trägt an den Schmalseiten der Griffangel ein Muster, das ich als Querstriche (Jahn Abb. 162 a) angesehen hatte, nach Kostrzewski (S. 105) aber ein Zickzack bildet (Jahn Abb. 162 b—c). Wohl mit Recht sieht Kostrzewski dieses Schwert als ein aus Schweden eingeführtes Stück an. Treffend und von Wert ist die Beobachtung (S. 106), daß Gräber, in denen das Schwert ausnahmsweise in mehreren Exemplaren beigegeben wurde, meist reiche Bestattungen mit Bronzegefäßen sind. Unter den nichtostgermanischen Beispielen für diese Sitte vermisse ich das Bronzekesselgrab von Langaa auf Fünen mit angeblich vier einschneidigen Schwertern. Auch unter den kürzlich von mir zusammengestellten Grabfunden mit zwei Schildbuckeln befinden sich mehrere mit Bronzeurnen (Mannus X, S. 19). Einen guten Überblick über die Arten der Verbiegung der Schwerter vor der Beisetzung geben die Abbildungen 99—100.

Die große Masse der Lanzenspitzen sucht Kostrzewski in mehr Gruppen zu teilen als ich. Er unterscheidet noch mittelbreite und mittellange Formen. Seine Einteilung ist meines Erachtens jedoch zu sehr an äußerliche, nebensächliche Umstände geknüpft, so daß sie nicht fördert, sondern sogar die typologisch wichtige, einheitliche Lanzenform, die ich die „unprofilierte" genannt habe (Jahn S. 56 f.), zerreißt und auf mehrere Gruppen aufteilt. Unter den Sondergruppen ist die mit deltoidförmigem Blatt (Abb. 109) nur mit einem Beispiel belegt, da das zweite mit Vorbehalt aufgeführte Stück von Kaulwitz sicher spätkaiserzeitlich ist. Bei der Behandlung der ausgeschnittenen Lanzenspitzen (S. 116) verwirft Kostrzewski ebenso wie mehrere andere Forscher meine Auffassung, daß diese Ausschnitte Verzierungen wären. Er schließt sich der häufig angeführten Meinung an, daß die Ausschnitte die Wunde, besonders beim Herausziehen, mehr zerfetzten, also einen praktischen Zweck hatten, und beruft sich auf eine Diodorstelle, die bezeugt, daß die Kelten Lanzenspitzen mit geschwungenem Blatt für diesen Zweck besaßen. Ich benutze diese Gelegenheit, eine Begründung meiner Auffassung nachzuholen. Ich bezweifele nicht, daß bei den Kelten die Ausschnitte zum großen Teil dem praktischen Zweck dienen sollten. Bei ihnen habe ich bisher auch nie die Ausschnitte als Verzierung bezeichnet. Bei den langen, tiefen Ausschnitten, wie z. B. bei Jahn Abb. 31, kann ich mir auch tatsächlich vorstellen, daß die Lanze, besonders wenn sie sich beim Auftreffen oder Herausziehen etwas drehte, die Wunde mehr zerfleischte als eine glattrandige. Noch mehr traf dies aber bei Stücken zu, deren Rand gewellt war wie Groß, La Tène Tafel V, 2, sich also aus der Ebene des Blattes heraushob, ohne Ausschnitte zu tragen. Schon bei den Kelten trat aber dieser ursprüngliche Sinn der Ausschnitte bisweilen zurück. So möchte ich bei kürzeren, schwächeren Ausschnitten wie bei Jahn Abb. 29, die zum Teil elegant geschweift sind, den praktischen Wert nur noch gering anschlagen. Man erkannte in den Ausschnitten ein geeignetes Mittel, den gewöhnlichen, eintönigen Verlauf des Blattprofils interessanter zu gestalten; geschweiften Blattformen wie Jahn Abb. 27—28 und den Innenausschnitten liegt dasselbe Bestreben zugrunde. Es ist nun anziehend zu verfolgen, wie die germanischen ausgeschnittenen Lanzenspitzen, je weiter ihr Fundort von der keltischen Grenze entfernt liegt, desto mehr den tiefen, praktischen Charakter der Ausschnitte verlieren und den belebenden, verschönernden eleganten Zug an ihnen betonen. Man betrachte nur das formvollendetste ostgermanische Stück aus Rondsen (Kostrzewski Abb. 114). Seine ganz seichten Ausschnitte dürften kaum eine Wunde merklich verschlimmert haben, wohl aber geben sie in ihrer gefälligen Anordnung der Waffe ein äußerst anziehendes Gepräge. Dazu kommt, daß ein so beträchtlicher Teil der ostgermanischen Lanzenspitzen mit Ausschnitten gleichzeitig auch auf der Blattfläche selbst verziert ist, daß sie gar nicht von der Gruppe der verzierten Lanzenspitzen zu trennen sind. Von den keltischen ausgeschnittenen Lanzen ist jedoch keine gleichzeitig gemustert. Der ostgermanische Waffenschmied übernahm die keltische Sitte der Blattausschnitte, wandte sie aber nicht im ursprünglichen praktischen Sinne der Kelten an, sondern

Digitized by Google

formte sie wie gewöhnlich erst für seinen Geschmack um und gebrauchte sie als Schweifung des Randes neben der Ätzung und Punzung der Lanzenblätter zur Verschönerung und Veredelung seiner Erzeugnisse. Will doch Kostrzewski selbst S. 121 in den verzierten Lanzenspitzen, die ja zum Teil ausgeschnitten sind, nur Prunkwaffen sehen, die zum praktischen Gebrauch wohl zu kostbar wären[1]). Bei der Behandlung der verzierten Lanzenspitzen macht sich wieder störend bemerkbar, daß Kostrzewski meine eingehenden Ausführungen über die Muster und ihre Herstellungsart, wie bereits erwähnt, nicht berücksichtigt. Er geht sogar soweit, Abbildungen aus meiner Arbeit in Schlesiens Vorzeit N. F. VII zu zitieren, den Inhalt der Arbeit aber zu übergehen. Da Kostrzewski nicht so umfangreiche Studien über die Technik der Muster gemacht hat, wie sie mir zur Verfügung standen — Kostrzewski wohnte nur einem Teil der von mir veranlaßten Untersuchungen des Materials im Berliner Mus. f. Völkerk. als Zuhörer bei —, mußte dieser Teil der Arbeit schon beim Erscheinen überholt und veraltet sein. Seine Unterscheidung von erhabenem und vertieftem Muster ist zu scharf durchgeführt. Kostrzewski übersieht, daß das eine sich aus dem anderen entwickelt (s. Jahn S. 64 ff.). Einen Beweis, daß beide ineinander übergehen, liefert er unbewußt selbst, wenn er das Muster 115 d zwar zu den erhabenen rechnet, ihm aber den Namen „Schuppenmuster" nach den Vertiefungen gibt, die nach seiner Auffassung nur den Untergrund des gitterartigen Ornaments bilden. Irreführend ist auch seine These, daß seine erhabenen Muster sämtlich geätzt, die vertieften Muster gepunzt seien. Muß er selbst für die letzteren schon Ausnahmen anführen, so bestehen für die ersteren ebenfalls solche (vgl. Jahn S. 67 ff. und Schles. Vorz. N. F. VII, S. 93 ff[2])). Anschließend führt Kostrzewski Wurfspeerspitzen mit Widerhaken und Pfeilspitzen auf, die nach ihm ans Ende der Zeitstufe fallen.

Bei der Behandlung des Schildbeschlages bringt Kostrzewski S. 127 ff. eine abweichende Formenentwicklung der Schildbuckel. Während ich (Jahn S. 152 ff, Taf. III) aus dem halbkugeligen Buckel (Kostrzewski, Abb. 118) die flachkonische Form (Abb. 121) entstehen lasse und daraus zwei nebeneinanderhergehende Formenreihen ableite, einmal den Spitz- und Stangenbuckel (Abb. 122—123) und zweitens die hochkonischen und gewölbten Formen (Abb. 120 und 119), sucht Kostrzewski alle Typen in einer einheitlichen Reihe zu vereinen. Nach ihm folgt der halbkugeligen Urform gleich der gewölbte und die konischen Typen, denen sich erst Spitz- und Stangenbuckel anschließen. Die typologischen Reihen von spätlatènezeitlichen Stücken haben an und für sich nicht die Festigkeit und den chronologischen Wert wie solche aus längeren Zeitstufen, da es, wie gesagt, nicht möglich ist, die Periode zeitlich in noch kleinere Abschnitte zu zerlegen. Typologisch alte Formen kommen häufig neben viel jüngeren vor. Den Typenreihen liegt also mehr ein formaler Wert inne. Sie ordnen die plötzlich überreich aufschießenden Typen so, wie sie sich allem Anscheine nach auseinander entwickelt haben. Deshalb wäre an sich gegen eine einheitliche Typenreihe auch dann noch nichts einzuwenden, wenn in älteren Typengruppen Stücke von ganz jungem, absolutem Alter vorhanden sind. Nur muß diese Typenfolge auch ohne Zwang alle Formenspielarten in sich vereinen und in richtiger Reihenfolge ansetzen. All diesen vielen Buckelformen liegt in der Tat insofern ein gemeinsamer Entwicklungsgang zugrunde, den auch Kostrzewski zum Teil anerkennt, daß die Zahl der Nieten und die Höhe der Buckel beständig steigen (Jahn S. 155 und 159; Kostrzewski S. 131). Vergleicht man daraufhin die Typenfolge bei Kostrzewski (Abb. 118—123), so fällt einem der

[1]) Demgegenüber hat Kossinna, Deutsche Vorgeschichte, 2. S. 194 mit Recht darauf hingewiesen, daß durch die Funde von Alesia die tatsächliche Verwendung der verzierten Lanzen erwiesen ist.

[2]) Die von Kostrzewski S. 121, Anm. 3, nach Schwantes erwähnte Lanze von Nienbüttel ist kaiserzeitlich. Vgl. Jahn S. 92.

Digitized by Google

unstete Wechsel von hohen und niedrigen Buckeln auf, der noch mehr in die Augen springen würde, wenn Kostrzewski nicht die sechs Abbildungen in drei verschiedenen Maßstäben gebracht hätte[1]). Der schwächste Punkt der Reihe ist der an die zweite Stelle gesetzte gewölbte Buckel, der, wie auch schon aus den Angaben über seine Nägelzahl erkennbar ist, vielmehr typologisch und absolut jung ist und zu den jüngsten Formen gezählt werden muß. Daß sein Profil ziemlich weich und gerundet ist, ist keine frühe Anlehnung an die ältesten halbkugeligen Formen, sondern ein gerade in der Zeit um Christi Geburt wiederauftretendes Charakteristikum (s. Jahn S. 155, 168). Gezwungen erscheint mir auch die Ableitung des Spitzbuckels (Abb. 122) vom hochkonischen (Abb. 120). Gegen die Typenreihe sprechen endlich die Verhältnisse in der anschließenden frühesten Kaiserzeit. Hier trifft man nicht etwa nur den Stangenbuckel (Abb. 123) noch an, sondern ebensogut und sogar noch häufiger den hochkonischen und gewölbten Typus, die also zu den jüngsten latènezeitlichen Formen gehören müssen (Jahn S. 155, 167 ff.). Ich glaube daher, daß meine Darstellung der Typenfolge dem Tatbestand mehr Rechnung trägt. Nur darin möchte ich Kostrzewski Recht geben, daß der seltene, bisher örtlich nur beschränkt auftretende flachkonische Typus nicht als Haupttypus gewertet werden kann. Da Kostrzewski Gründe anführt (S. 129), die für sein ziemlich spätes Alter sprechen, so ist er auf meiner Typentafel III, 2 als Angelpunkt der Entwicklung zu tilgen und nur als eine Nebenform des konischen Buckels zu betrachten. Spitzbuckel und konischer Buckel entwickeln sich also unmittelbar aus dem halbkugeligen, wie ich es für den Spitzbuckel als eine der vielen Spielarten schon (S. 154) angegeben hatte. Mit einer Behandlung der Schildfesseln, eines vereinzelten (zeitlich gesicherten? s. Jahn S. 209 f.) Ringpanzers und der Sporen schließt das Kapitel.

Im Kapitel 4 werden die Toilettengeräte und das Werkzeug aufgeführt. Die Pinzetten mit ihren teils barocken, teils reizvollen Formen und die Scheren finden sich nur in Männergräbern. Auch die als Rasiermesser anzusehenden halbrunden Messer, die eine Handhabe aus vergänglichem Stoff besaßen, sind Mannesgut. Es werden halbmondförmige und halbkreisförmige Typen unterschieden. Die Benennung dieser und der folgenden Messergruppen wechselte bisher in der Literatur häufig. Es wäre wünschenswert, wenn sich eine allgemein anerkannte Namengebung auch hier einbürgerte. Die von Kostrzewski angewendeten Namen dünken mir glücklich gewählt zu sein. Nur ziehe ich für die gebogenen gestielten Messer die Benennung: sichelförmige Messer der kürzeren, von Kostrzewski gewöhnlich gebrauchten Form: Sichelmesser vor, da letztere den Eindruck erwecken könnte, es seien zum sicheln benutzbare Messer gemeint. Die sichelförmigen Messer finden sich meist in Frauengräbern und fallen durch ihre zahlreichen, zierlichen Grifformen, die den Ostgermanen eigentümlich sind, auf. Finden sie sich hauptsächlich auf burgundischem Gebiet, so sind die geraden Messer den Wandalen eigentümlich. Frauengut sind Spinnwirtel und Nähnadeln. Nur in Männergräbern kommen eiserne Punzen vor, während die ähnlichen Pfriemen beiden Geschlechtern mitgegeben werden. Sie zerfallen in ein vierkantiges, ursprünglich von einem Knochengriff bedecktes Schaftende und in ein drehrundes Arbeitsende. Auch der in Abb. 185 wiedergegebene Pfriemen von Taubendorf ist trotz seines sehr kurzen Schaftteiles so benutzt worden. Kostrzewski will ihn und ähnliche Stücke fälschlich am anderen Ende schäften und als Punzen ansehen. Den Schluß bildet selteneres Werkzeug wie Äxte, Hämmer, Zangen, Feilen, Schleifsteine u. a.

Besonders wichtig ist wieder das die Keramik behandelnde Kapitel. Obwohl nur in großen Zügen angelegt, weist es besonders auf die vielen Unterschiede der wandalischen

[1]) Die Abbildungen sind leider zum großen Teil recht grob und flüchtig wiedergegeben. Bei dem Buckel von Siemianice, Abb. 118, ist die mehrfach S. 127 u. 132 erwähnte Größe der Nägelköpfe, die die Nietrandbreite beträchtlich übertrifft, nicht dargestellt worden.

Digitized by Google

und burgundischen Gefäße hin. Der schönen, römischen Bronzeeimern nachgeahmten wandalischen Krause stehen weniger schmucke kugelige oder doppelkonische Töpfe auf burgundischem Gebiet gegenüber. Den Höhepunkt ostgermanischer Töpferei bilden die ganz jungen, reich und eigenartig gemusterten burgundischen Terrinen, die Kostrzewski als Kultgeräte ansehen möchte. Die mannigfachen Formen der Beigefäße sind weniger gut nach Völkerschaften zu trennen. Ausführlicher legt Kostrzewski die bemerkenswerten Unterschiede in der Ornamentik beider Volksgruppen dar. Mit einer Übersicht über die nach Ostgermanien eingeführten Bronzegefäße wird die Reihe der Fundarten geschlossen.

Das folgende Kapitel gibt einen guten Überblick über die verschiedenen Grabformen. Die reinen Urnengräber sind vorwiegend wandalisch. Die Brandschüttungsgräber, bei denen der ganze vom Scheiterhaufen übrig gebliebene Rückstand über die Urne geschüttet wurde, finden sich bei beiden Völkergruppen. Übergänge zwischen beiden Bestattungsarten trifft man in Hinterpommern und auf Bornholm. Brandgruben ohne Urnen sind hauptsächlich bei den Burgundern üblich, die wandalischen sondern sich durch die zahlreichen mitgegebenen Beigefäße ab. Die masurische Gruppe kennzeichnet ihre Gräber durch oberirdische Steinkreise. In dem Abschnitt über die Kulturgruppen faßt Kostrzewski die Unterschiede in den Grab- und Geräteformen zusammen und scheidet daraufhin Ostgermanien in etwa sieben Kulturgruppen. Das Gebiet zwischen Odermündung und Persante, dessen von Blume angegebenen Grenzen Kostrzewski berichtigt, fällt durch seinen stark westgermanischen Einschlag auf, der auf die hier ansässige alte, westgermanische Bevölkerung zurückzuführen ist. Die sie beherrschende ostgermanische Oberschicht ist, wie die nahen Beziehungen mit Bornholm bezeugen, von dieser burgundischen Insel eingewandert. Das östlich anschließende Hinterpommern und das Weichselmündungsgebiet bildet eine von Blume den Rugiern zugewiesene Gruppe, bei der Beziehungen mit Ostschweden, Öland und Gotland nachzuweisen sind. Von der Weichselmündung aus drang eine kleine ostgermanische Gruppe auf dem Seewege nach dem Samlande, wohin sie die reichen Bernsteinmengen dieser Küste lockten. Eine weitere Gruppe umfaßt den Südteil Westpreußens und Nordostposen. Sie steht einmal in enger Verbindung mit der rugischen Gruppe, weist aber auch besonders in der Keramik viele Berührungen mit den Wandalen auf[1]). Alle diese Gruppen faßt Kostrzewski auf seiner Fundkarte und in den vorhergehenden Kapiteln als burgundische Bevölkerung zusammen. Zu den Wandalen rechnet Kostrzewski drei Gruppen. Einmal die masurische im südlichen Ostpreußen und angrenzenden Polen, die, wie schon Blume annahm, durch das keilartige Vordrängen der Burgunder von ihren Stammesbrüdern abgesprengt wurden, dann die niederlausitzische Gruppe, deren Aussonderung gerade für die schlesische Forschung von besonderem Wert ist, wie ich an anderer Stelle darzulegen beabsichtige, und schließlich das wandalische Hauptgebiet in Schlesien, Südposen und dem benachbarten Polen. Diese Gruppeneinteilung und ihre genaue Begründung ist für die Forschung von ganz besonderem Werte, da sie eine Vertiefung der von Kossinna und Blume dargelegten Anschauungen über die ostgermanischen Völkerschaften und ihre Wanderungen ermöglicht. Kostrzewski ist des näheren auf diese Fragen nicht eingegangen; er beschränkt sich mit Recht, da die zeitlich so eng gezogenen Grenzen seiner Arbeit ein Aufrollen der ostgermanischen Völkergeschichte erschweren, auf die Feststellung des Tatsächlichen. Desto mehr wird es den Leser reizen, zu erfahren, wie Kossinna unter Verwertung der Kostrzewskischen Ergebnisse jetzt über diese Fragen urteilt. Ich verweise daher auf seine neuesten Arbeiten[2]).

[1]) Die Südostausdehnung dieser Gruppe ist auf der Fundkarte etwas weiter gezogen, als es Kostrzewski bei dem später verfaßten Text angibt.

[2]) Kossinna, Die deutsche Ostmark ein Urheimatboden der Germanen in: Zeitschrift Oberschlesien XVII. Heft 12; Kossinna, Das Weichselland ein uraltes Heimatgebiet der Germanen. Danzig 1919.

Digitized by Google

Besonders wertvoll für den Fachmann ist der zweite Teil des Kostrzewskischen Werkes, der das Material in übersichtlicher Weise geordnet vorführt. In 118 Beilagen werden die einzelnen Fundarten und ihre Untergruppen aufgezählt, soweit sie nicht schon im Text selbst Platz gefunden haben. Vereinzelte kleine Unstimmigkeiten zwischen Text und Material sind auszumerzen. So ist im Textband S. 87 erwähnt, daß der Typus III des zweischneidigen Schwertes auf burgundisches Gebiet beschränkt ist, während in der Beilage 38 neben vier burgundischen Schwertern dieses Typus zwei wandalische erwähnt sind. Im Text S. 114 werden die Lanzenspitzen mit keilförmigem Blatt nur als Sonderform behandelt, in der Beilage 51 a hingegen als Gruppe II. Im Text sind jedoch als Gruppe II die Lanzenspitzen mit gleichmäßig gewölbtem Blattrand aufgeführt, die in der Beilage 52 als Gruppe III bezeichnet werden. Den Beilagen folgt ein landschaftlich geordnetes Verzeichnis der Fundorte mit kurzer Angabe der Funde und der Literatur und endlich eine genaue Statistik der wichtigeren Grabfunde, die für vergleichende, chronologische und andere Forschungen schnellen und wichtigen Aufschluß geben.

So bildet das zweibändige Kostrzewskische Werk durch seine schönen Ergebnisse einen Fortschritt für den augenblicklichen Stand unserer Forschung und wird auch als Handbuch und Nachschlagewerk infolge seiner genauen Materialsammlung einen dauernden Wert behalten.

Breslau. **M. Jahn.**

Urgeschichte und Besiedelung der Umgegend von Cassel. Ein Beitrag zur Heimatkunde unter Mitwirkung von Gustaf Kossinna bearbeitet von Carl Heßler. Mit 20 Abbildungen im Text. Leipzig und Würzburg, Curt Kabitzsch, 1920.

Warme Heimatliebe hat dies Schriftchen veranlaßt, dessen Verfasser schon durch seine hessische Landes- und Volkskunde bekannt geworden ist. Es ist für die weitesten Kreise gedacht und will Teilnahme und Verständnis für die Altertümer und Kultur unserer heidnischen Vorzeit wecken; vor allem aber ist es in die Hände unserer Lehrer bestimmt, um als Unterlage für den Unterricht und als Anregung für die Beschäftigung mit der Vorgeschichte der engeren Heimat zu dienen. Dem Forscher vom Fach will das Buch demnach nicht etwas Neues bieten. Der Inhalt beruht fast ausschließlich auf der allgemein bekannten Literatur. Leider bringen diese Quellen, aus denen der Verfasser seinen Stoff schöpft, es mit sich, daß unsere hessischen Denkmäler selbst viel zu kurz gekommen sind gegenüber allgemeinen Betrachtungen und Schilderungen aus der hessischen Vorgeschichte ferner stehenden Kulturen, namentlich der nordisch-germanischen Stein- und Bronze-Zeit, die den Schriften Kossinnas entnommen sind. Was an hessischen Altertümern benutzt ist, geht — wenn man von der phantasievollen Schilderung des Mordberges (S. 13) absieht, — fast nicht über die Unterlagen hinaus, die Pinder (1878), Boehlau (1898) und Lange angegeben haben. Leider sind dem Verfasser aber auch bei der Benutzung dieses Materials Ungenauigkeiten unterlaufen, die bei der Bestimmung der Arbeit hätten vermieden werden müssen. So zählt Heßler S. 16 die Schnurkeramik von der Maderheide zur Bandkeramik, den Rössener Grabfund vom Schöneberg bei Hofgeismar hält er nur vermutlich für neolithisch (S. 9). Von den S. 13 erwähnten „zumeist viereckigen" Hütten der Neolithiker sind im Regierungsbezirk bisher nur runde oder solche mit unregelmäßigem Grundriß und zeltförmigem Oberbau durch die Grabungen Georg Wolffs am Frauenberg bei Marburg bekannt geworden. Dankenswert ist die Zusammenstellung der Ringwälle des Habichtswaldes, wenn es hier auch vielleicht zweckmäßiger gewesen wäre, sich hauptsächlich auf die wirklich untersuchten und zeitlich bestimmten zu beschränken

Digitized by Google

(Alteburg bei Niedenstein, Milseburg in der Rhön), die die Bedeutung der Burgen klar erwiesen haben. Im II. Teil (S. 44ff.), von der Einführung des Christentums bis zur Gegenwart, finden wir eine auf Landau beruhende Aufzählung der Dörfer und Wüstungen in der Umgebung von Cassel, bei der leider die wichtige Frage der siedelungsgeschichtlichen Zusammenhänge dieser Niederlassungen mit solchen der vorgeschichtlichen Zeit nicht angeschnitten ist, wie man nach dem Titel des Buches erwarten könnte. Das Heft schließt dann mit einem Loblied auf den Habichtswald und die Herkulesbahn.

Das Schriftchen ist geeignet, in die weiten, der Forschung ferner stehenden Kreise eine Fülle von Anregungen zu tragen, so daß eine baldige Neuauflage zu erhoffen ist. Dabei wird es dem Verfasser dann hoffentlich möglich sein, durch eingehenderes Studium der hessischen vorgeschichtlichen Altertümer, das eine Vorbedingung für die Abfassung einer derartigen Schrift ist, die Unsachlichkeiten und Ungleichheiten zu beheben.

Marburg an der Lahn. Walther Bremer.

Digitized by Google

IV. Nachrichten.

Die Finnische Altertumsgesellschaft

beging am 25. Oktober 1920 durch einen Festakt im Nationalmuseum Finnlands zu Helsingfors die Feier ihres 50jährigen Bestehens. Unser Erster Vorsitzender, erwähltes Mitglied der Finnischen Altertums-Gesellschaft, sandte dazu folgendes Glückwunschschreiben:

Der Finnischen Altertumsgesellschaft sage ich zugleich im Namen des Vorstandes der Gesellschaft für Deutsche Vorgeschichte herzlichste Glückwünsche zu ihrem 50jährigen Bestehen. Mögen die Leistungen, insonderheit die Veröffentlichungen der Finnischen Altertumsgesellschaft stets denselben hohen Rang strenger Wissenschaftlichkeit behaupten, den die früheren und namentlich die letztjährigen Schriften der Gesellschaft zeigten: besonders bewundernswert bei der schweren politischen Not, die Finnland in gleicher Weise zu überwinden hat wie Deutschland. Möge das innige Freundschaftsverhältnis zwischen Finnland und Deutschland, das sich im Kriege und nach dem Kriege so schön gezeigt hat, nie an Kraft verlieren.

Hermann Busse †.

Als Hermann Busse, unser hochgeschätztes Ausschußmitglied, im Februar 1916 in voller körperlicher und geistiger Rüstigkeit seinen 70. Geburtstag feierte, habe ich seine Verdienste um die Wissenschaft und um unsere Gesellschaft im Mannus (Bd. VII, S. 363) kurz geschildert. Bei dem Festessen, das Freunde und Fachgenossen zu meinem 60. Geburtstage im September 1918 veranstalteten, nahm Busse noch in gewohnter Frische teil. Aber von der wenige Wochen darauf fallenden Feier zur Einweihung des Hallischen Provinzialmuseums für Vorgeschichte, zu der er in seinem unversiegbaren Wissenschaftseifer sich hinbegeben hatte, mußte er durch körperliche Leiden gezwungen vorzeitig heimkehren. Er war in das Alter getreten, wo der Körper die jahrelange Unterernährung des Krieges im Verein mit den einstürmenden seelischen Leiden über des Vaterlandes Weh schließlich nicht mehr zu überwinden vermag. Seitdem erlebte Busse in Jahresfrist einen durch Zwischenräume besseren Befindens unterbrochenen so starken Verfall seiner Körper- und Geisteskräfte, daß er seit Anfang November 1919 Haus und bald auch Bett nicht mehr verlassen konnte, bis ihn am Tage nach seinem 74. Geburtstage der Tod von seinem Leiden erlöste (27. 2. 1920).

Über seinen Lebensgang schreibt mir die Witwe, unser verehrtes Mitglied Frau Helene Busse, die treueste Gefährtin und unermüdliche Helferin bei allen seinen Arbeiten und Bestrebungen, folgendes:

Digitized by Google

„Hermann Busse wurde am 26. Februar 1846 in Treuenbrietzen als Sohn eines dortigen Eigentümers und Seifenfabrikanten geboren, besuchte die dortige Schule und erlernte bei seinem Vater die Seifensiederei. Dann ging er nach Berlin und später nach Köln, Andernach und Elberfeld, um in dortigen Fabriken sich in seinem Fach zu vervollkommnen. Schließlich kehrte er nach Berlin zurück, wo er dann 31 Jahre im Hause Heinrich Keibes bis zur Auflösung der Firma im Jahre 1903 technischer Leiter der Seifenfabrik war. Wann und wo er die ersten Anregungen zur Vorgeschichtsforschung bekommen hat, kann ich nicht sagen, da ich die ersten Tagebücher noch nicht gefunden habe. Die ersten Grabungen für das Märkische Museum führte er 1883 aus. Dorthin gab er zuerst auch alle seine Fundgegenstände, wofür er später die silberne und dann die goldene Medaille dieses Museums erhielt. Einen großen Teil seiner späteren Funde überwies er dem Berliner Museum für Völkerkunde. Er führte über alle Grabungen ein genaues Tagebuch. Im Jahre 1894 wurde er Mitglied der Berliner anthropologischen Gesellschaft, in der er mannigfache Vorträge über die Ergebnisse seiner Grabungen hielt. Seit vielen Jahren war er Mitglied der Niederlausitzer Gesellschaft für Anthropologie und Altertumskunde, auf deren Tagungen er auch oft Vorträge hielt und Fundgegenstände vorzeigte. Seit 1886 war er Mitglied des Vereins für die Geschichte Berlins, der ihm für seine Verdienste die bronzene und später die silberne Medaille verlieh. Für den Achtzehner Ausschuß dieses Vereins war er bis zuletzt tätig. Ferner gehörte er seit 1881 dem Aufsichtsrat der Bank „Alt-Berlin“ an, deren wöchentliche Sitzungen er nur selten versäumt hat. In früheren Jahren, solange wir in Berlin wohnten, war er noch im Vorstand des Vereins gegen Verarmung, sowie im Waisenrat, und seitdem wir in Woltersdorf unseren Wohnsitz haben (1903), im Vorstand des hiesigen Verschönerungsvereins und seit vielen Jahren Schöffe am Kalkberger Amtsgericht. Und nun, mit welcher Liebe er an der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte hing, das wissen Sie ja, Herr Geheimrat, am besten. Und endlich was hat nicht mein Mann hier im Garten alles geschafft: stets war dieser in musterhafter Ordnung und was dazu gehört, das sehe ich jetzt, wo ich allein für alles sorgen soll.“

Am Grabe rief der Vorsitzende unserer Gesellschaft dem Toten ein Abschiedswort nach, zunächst im Namen der Gesellschaft, der Busse als Mitbegründer, treuester und fleißigster Mitarbeiter, Ausschußmitglied, für den Bezirk Brandenburg auch Vorstandsmitglied angehört hat, dann auch in eigenem Namen als seinem alten Freunde. „Seit einem Vierteljahrhundert kenne ich diesen seltenen Mann, dessen Beruf dem Werkwesen angehörte. Er stand darin zwar an leitender Stellung, doch füllte diese Tätigkeit sein geistiges Leben schon frühe nicht voll aus. Denn als echtem Deutschen — und ein solcher war er von Grund aus — war ihm ein starker Funke der Begeisterung und des Strebens nach Hohem, Edlem, Unvergänglichem verliehen. Er war ein Mensch mit sittlichen und geistigen Hochzielen. Und diese Hochziele fand er in schöpferischer Mitarbeit am Bau der Wissenschaft, insbesondere der deutschen Altertumsforschung. Busse wurde Ausgräber und zwar bald ein berühmter Ausgräber, der nicht wie manche andere das Ausgraben als Raubbau trieb, aus Sammelwut oder gar aus Händlergeist, sondern in streng wissen-

Digitized by Google

schaftlichem Geiste, nur um der Forschung zu dienen. Er störte nicht mutwillig die Grabesruh unserer Ahnen, sondern suchte das Wenige, was von ihnen heute noch übrig ist, zu retten, ehe der fortschreitende Straßenbau oder der immer tiefer und weiter greifende Pflug diese Reste der Vernichtung preisgab. Gern zeigte er Mitstrebenden und Teilnehmenden die Stätten dieser seiner Arbeit und berühmt wurden seine Führungen durch märkisches Gelände bei wissenschaftlichen Ausflügen unserer Gesellschaft und anderer Vereine. Nun ist er selbst zu den Vätern versammelt. Aber ein ehrenvolles Andenken an den Forscher und den treuen Freund wird in unseren Herzen nicht vergehen und, wenn auch wir dahingegangen sein werden, wird es noch viele Jahrzehnte durch seine Schriften lebendig bleiben."

G. K.

Moritz Trautmann †.

Am 15. April 1920 starb in seinem 79. Lebensjahre zu Frankfurt a. M. unser Mitglied, der emeritierte Bonner Universitätslehrer Geh. Regierungsrat Dr. Moritz Trautmann, Professor der englischen Sprache und Literatur. Er war, was bei unseren gelehrten Germanisten leider keineswegs die Regel ist, ein Mann von besonders kerniger Deutschheit und kämpfte unermüdlich in Wort und Schrift für reines Deutschtum, besonders auch in der Sprache. Und diese Gesinnung führte ihn in unsere Reihen. G. K.

Gustav Goldsche †.

Am 1. Juli 1920 starb in seinem 75. Lebensjahre zu Friesack unser Mitglied der Buchdruckereibesitzer, Schriftleiter und Stadtälteste Gustav Goldsche, während langer Jahrzehnte der geistige Mittelpunkt seiner Heimatstadt, die durch seine unermüdliche Wirksamkeit und Anregung weit über den für kleine Städte gewöhnlichen Horizont emporgehoben wurde. Goldsches rühriger Tätigkeit verdankt Friesack nicht nur seine bekannten schönen Denkmäler und Gartenanlagen, sondern auch die Begründung des städtischen Museums, dessen vorgeschichtliche Abteilung manche schönen Funde enthält, die hauptsächlich Goldsches eifrigen Werbungen verdankt werden. G. K.

Georg Girke †.

Wir jüngeren Prähistoriker haben den geistigen Führer unseres Kreises, unseren treuesten Freund verloren, Georg Girke. Geboren am 29. April 1887 entstammte er einer Alt-Berliner Handwerkerfamilie und besaß all die guten Eigenschaften dieser leider immer mehr verschwindenden Kreise: ernstes Pflichtbewußtsein, klaren nüchternen Blick für das Leben und seine Anforderungen, Hilfsbereitschaft für die, die ihrer bedürfen, und als köstliche Beigabe jenen echten, alten Humor, der seinen Besitzer über die großen Nöte und die kleinen Hemmungen des Lebens hinweghebt. Nach Besuch des Falk-Realgymnasiums widmete er sich dem Studium der Germanistik, Geschichte und Erdkunde an der Universität seiner Vaterstadt, die er nie mit einer anderen Hochschule vertauschte. Die Germanistik führte ihn zur Vorgeschichtswissenschaft, die dann sein Hauptfach wurde. Er hat am längsten von allen Schülern Kossinnas, volle zwölf Jahre, zu seinen Füßen gesessen, und er war nicht nur äußerlich der treueste Schüler. Denn das Studium der Vorgeschichte war ihm nicht nur Mittel, um ein Ziel, eine Lebensstellung zu erreichen, auch nicht nur ein Feld, um seinen Geist zu tummeln oder seinen Ehrgeiz zu befriedigen, sondern es war ihm tiefstes Herzensbedürfnis. Er fühlte sich aus tiefster Seele als Deutscher. Dies Gefühl bei sich und

Digitized by Google

anderen durch Selbsterkenntnis zu vertiefen, betrachtete er als seine Lebensaufgabe. Auf keine andere Weise aber glaubte er, dies Ziel so gut erreichen zu können, als wenn er zurückging auf die letzten Wurzeln seines Volkstums, auf jene Zeiten, wo Umwelt und Erlebnisse Körper und Geist seines Volkes die grundlegenden Formen gaben. Und nun ging er mit einer Vielseitigkeit und Gründlichkeit an das Ziel, das er sich gesteckt, die wohl einzig dasteht. Kein Gebiet gab es, aus dem er nicht den Stoff für seine Arbeit schöpfte, mochten es nun die körperlichen Überreste unserer Vorfahren sein, die Werke ihrer Hände oder die ihres Geistes, keine Methode gab es, die ihn zu seinem Ziel hätte führen können und die er nicht angewandt hätte, mochten es nun die Methoden der Archäologie sein oder der Naturwissenschaft, der Geschichte oder der Sprachwissenschaft und mochte es am Studiertisch sein oder im praktischen Museumsdienst. Und nirgends blieb er an der Oberfläche, überall drang er in die Tiefe.

Diese Vielseitigkeit und Gründlichkeit forderten freilich viel Zeit und viel Entsagung. Wie lange schon hätte er zu so mancher wissenschaftlichen Frage öffentlich Stellung nehmen können, mit viel mehr Recht und Erfolg, als so mancher oberflächliche Vielschreiber. Ihm aber war seine Sache viel zu heilig. Er wollte erst so reif sein, daß er nur Vollgültiges leistete. Und so verzichtete er auf den Ruf, den ihm ein Hervortreten an die Öffentlichkeit schnell gebracht hätte, verzichtete auf eine Stellung, die ihn wirtschaftlich selbständig gemacht hätte, und arbeitete und feilte jahrelang unermüdlich an sich.

Ganz freilich verschloß er das, was er sich erarbeitete, nicht in sich: Der Jugend, die er für seine Ziele mit begeistern wollte, mochten es nun Studenten sein, oder junge Handwerker und Arbeiter, oder seine Kameraden im Felde, ihnen gab er Einblick in das, was er durch seine Arbeit gefunden hatte. Und ebensowenig verschloß er sich den mitstrebenden Freunden in eifersüchtiger Engherzigkeit. Rückhaltlos ließ er sie Einblick nehmen in seine Arbeiten und ihre Ergebnisse, und wir alle, die wir mit ihm nach dem gleichen Ziele strebten, verdanken seiner Anregung und dem geistigen Austausch mit ihm unendlich viel.

Und nun war die Zeit gekommen, wo er sich reif fühlte. Nun begann er, die Früchte seiner Arbeit auch weiteren Kreisen zuteil werden zu lassen. Und überrascht standen selbst die, die ihn zu kennen glaubten, vor der Fülle der Anregungen und Tatsachen und der Klarheit, mit der er sie über seine Zuhörer ausschüttete. Das war nur möglich bei so tiefen und ausgereiften Kenntnissen und zugleich so innerer Begeisterung für seine Sache, wie er sie eben besaß. Wohl das schönste Zeugnis dessen, was er konnte, wurde unserem Hallischen Kreise zuteil, als er Himmelfahrt hier über „Rasse und Kultur" sprach. In diesem Stoff lag all das, was ihn erfüllte und trieb. Und so strömte aus ihm eine solche Überfülle von Wissen und Können und Fühlen, daß alle, die ihn anhörten, empfanden: dort redet ein Mensch, dessen reiche Anlagen in zäher Arbeit und bitterer Entsagung zur vollen Reife gelangt sind. Und er selbst empfand voll herzlicher Freude, daß er die Höhe erklommen hatte, daß auch die anderen es anerkannten. Nun bot sich ihm wirtschaftliche Unabhängigkeit, nun wurde ihm die Gelegenheit geboten, zunächst im engeren Kreise seine Lehrbefähigung zu betätigen, und in nächster Aussicht stand ihm das Wirken in größerem Kreise als Dozent an der Universität Berlin. Daneben fand auch seine glänzende Gabe als Organisator Anerkennung. In studentischen Kreisen hatte er sie schon längst betätigt und damit die Sache, die er vertrat, mächtig gefördert. Auch hier war er im Laufe der Jahre gereift, hatte die Schroffheit und Rauheit, die er als junger Student besaß, allmählich abgeschliffen und hatte sich durchgerungen zu einer Sachlichkeit, die selbst die schärfsten Gegner unumwunden anerkannten. Nun war er berufen, auch diese Gabe in den Dienst seiner Wissenschaft zu stellen. Alle fühlten, wie mächtig er ihre Stellung fördern würde, wenn er sich auch als Organisator ihr widmete, und daß er der Mann war, die schroffen Gegensätze, die gerade unsere Wissenschaft zu ihrem Schaden so zerklüften, so weit wie möglich zu überbrücken.

Digitized by Google

So lag vor ihm die Aussicht, mit vollen Kräften für seine hohen Ziele zu wirken, vor uns die Hoffnung, daß er unsere Wissenschaft fördern würde, wie es wenige sonst konnten. Da machte der bittere Tod allen Hoffnungen ein Ende. Eine Blinddarmentzündung machte einen ärztlichen Eingriff nötig; sein Körper, der durch eine im Felde erworbene Krankheit sehr geschwächt war, und dem er nicht die nötige Erholung gegönnt hatte, war diesem Eingriff nicht gewachsen und so erlag er am 7. Juni einer Herzschwäche.

Bei der Zurückhaltung im Veröffentlichen ist es nur ganz wenig, was er an gedruckten Arbeiten hinterlassen hat: außer Besprechungen im „Mannus“ und kleinen Aufsätzen in der „Saalburg“ meist dem allgemeinern Verständnis angepaßte Aufsätze in Zeitschriften und Tageszeitungen. Auch im ungedruckten Nachlaß ist nur eine Arbeit, seine Dissertation über die Kleidung der Vorzeit, druckreif. Wie weit sonst Arbeiten für den Druck reif gemacht werden können, muß eine genaue Durchsicht des Nachlasses ergeben. So werden wir uns in der Hauptsache mit der Überfülle an nicht vollständig verarbeitetem Material begnügen müssen als Ergebnis seines großen Fleißes. Das Hauptergebnis, jene innere geistige und seelische Fülle, ist freilich mit ihm dahin. Doch selbst das, was uns noch geblieben ist, bildet einen für lange Zeit unerschöpflichen Schatz von Tatsachen und Gedanken. Unsere Pflicht wird es sein, diesen Schatz so zu wahren, daß er nicht verschleudert wird und doch allen, die im Sinne Girkes streben und arbeiten, zur Verfügung steht. Er soll nicht nur Girkes Namen für die Dauer dem Gedächtnis erhalten, vor allem sollen die, die daraus schöpfen, einen Teil von seinem Geist in sich aufnehmen und, Jeder nach seinen Kräften, weiter wirken in dem Sinne, wie er bisher gewirkt hat und weiter gewirkt haben würde, wenn ihn nicht der Tod uns entrissen hätte.

Im Namen seiner Freunde

Albert Windler.

Gustaf Retzius †.

Deutschland hat in den letzten Jahren eine Reihe seiner hervorragendsten Anthropologen wie Gustav Schwalbe, Kollmann, Klaatsch, Bartels, Schliz verloren. Für die deutsche Anthropologie muß auch der Tod des berühmten schwedischen Anatomen und Anthropologen Gustaf Retzius als ein großer Verlust empfunden werden, hat er doch seine größten und bedeutendsten Arbeiten auf dem Gebiete der Anthropologie in deutscher Sprache geschrieben. Die deutsche Zeitschrift „Mannus“ kann daher eine Erinnerung an sein Leben und Wirken nicht entbehren. Ich, sein alter Freund und schwedischer Fachgenosse, will darum gern der Aufforderung des Herausgebers entgegenkommen, hier eine kurze Schilderung seiner Wirksamkeit als Anthropologe zu geben.

Es war eigentlich ein Rätsel, wie ungeheuer viel Retzius auf so verschiedenen Gebieten wissenschaftlich leisten konnte. Er war einer von den bedeutendsten Histologen und Anatomen seiner Zeit. Seine Produktion hierin war ganz außergewöhnlich groß. So war er auch Ethnograph, Reiseschilderer, Dichter usw. Von 1877—1890 war er Professor an dem Karolinischem Institute in Stockholm; später lebte er als Privatforscher und hatte in seinem eigenen Hause sein Laboratorium eingerichtet.

Gustaf Retzius war 1842 in Stockholm geboren. Er gehörte zu einer in den Naturwissenschaften berühmten Familie. Sein Großvater Anders Jahan Retzius war Professor sämtlicher Naturwissenschaften und der Ökonomie an der Universität Lund und Stifter der dortigen K. Physiographischen Gesellschaft. Er hatte drei Söhne, die Professoren wurden. Der berühmteste war der Anatom und grundlegende Anthropologe Anders Adolf Retzius, der Vater Gustafs.

Die erste anthropologische Veröffentlichung von Gustaf Retzius war eine deutsche Übersetzung der gesammelten Abhandlungen zur Anthropologie seines Vaters. Der 22jährige

Digitized by Google

Sohn hatte diesen „Ethnologischen Schriften" von Anders Retzius beleuchtende Anmerkungen und Erklärungen beigegeben und er hat ganz gewiß durch diese Veröffentlichung hohermaßen zur höheren Kenntnis dieser für die Entwicklung der Anthropologie epochemachenden Schriften und zu der Berühmtheit seines Vaters beigetragen.

Gustaf Retzius war 1873 der eigentliche Stifter der „Anthropologiska Sällskapet i Stockholm", die sich jetzt „Svenska Sällskapet för Antropologi och Geografi" nennt. Er war der erste Sekretär der Gesellschaft und hat zahlreiche Vorträge in derselben gehalten und Abhandlungen zur Anthropologie und Ethnographie in ihren Zeitschriften geschrieben. — Schon 1873 machte er seine erste anthropologische Reise nach Finnland. Die Ergebnisse seiner Reisen wurden in vielen kleinen Schriften veröffentlicht, aber auch in einem großen Sammelwerk „Finska Kranier" (1878) zusammengefaßt. Diese Arbeit ist als bahnbrechend für die Ethnologie und Anthropologie Finnlands aufzufassen und leitet die großartige Reihe von Werken ein, die Retzius uns in diesen Wissenschaften gegeben hat.

Er hat in jungen Jahren (1872) Reisen in den klassischen archäologischen Gegenden Frankreichs und Belgiens gemacht und darüber vorzügliche, allgemein verständliche Arbeiten herausgegeben. In Schweden nahm er auch als Anthropologe an vielen Ausgrabungen, hauptsächlich großer Megalithgräber in Västergötland, teil und widmete dann dem Studium der schwedischen vorgeschichtlichen Schädel seine Zeit. So kam sein wunderbares Prachtwerk: „Crania suecica antiqua" zuerst 1899 in schwedischer und dann 1900 in deutscher Sprache heraus. — Er gibt hier in natürlicher Größe Abbildungen der bis dahin erhaltenen schwedischen vorgeschichtlichen Schädel, um, wie er anspruchsloserweise sagt, dieselbe für die Wissenschaft aufzubewahren. Diese Arbeit ist durch ihre umfassende inhaltsreiche geschichtliche Einleitung, ihre mitfolgenden Gräberbeschreibungen, ihre genauen Schädelschilderungen, ihre Maßtabellen und vorzüglichen Bilder eine Quelle, aus der sowohl die Anthropologen als die Archäologen immerfort ihre Kenntnisse schöpfen können. Aus der Zeit vor den Megalithgräbern sind keine Schädel in Schweden gefunden worden. Als ein Hauptergebnis seiner „Crania suecica antiqua" konnte Retzius aussprechen, daß dieselben Menschenrassen in der ganzen vorgeschichtlichen Zeit von der wir Schädel besitzen, in Schweden gelebt haben und daß unsere Vorfahren, wenigstens von der Zeit der Megalithgräber an, angeblich vom germanischen Stamme sind, sowie daß die jetzige Bevölkerung Schwedens in ihren Grundbestandteilen aus demselben vorgeschichtlichen Volke stammt.

Eine weitumfassende Untersuchung der lebenden Bevölkerung des Landes war oft bei uns in Schweden besprochen worden. Sie kam auch schließlich zustande nach einem Vorschlag vom Professor Wilh. Hultkrantz in der Anthropologischen Gesellschaft in Stockholm, seitdem Retzius die Sache durch sein Wort, seine Persönlichkeit und durch reiche Mittel unterstützte. Ungefähr 50000 Wehrpflichtige wurden hauptsächlich von den schwedischen Anatomen, Professoren und Assistenten, gemessen. Die Bearbeitung des Materials und die Ergebnisse der Untersuchungen wurden mit Tabellen, Karten, Kurven usw. von Retzius und mir unter dem Titel „Anthropologia suecica" veröffentlicht. Sämtliche Vorarbeiten und das große schön ausgestattete Werk bezahlte Retzius.

Die Bedeutung dieser Arbeit ist, daß sie eine allgemeine und topographische Übersicht über das Vorkommen der wichtigsten anthropologischen Charaktere in ganz Schweden und dessen verschiedenen Landschaften und zugleich Anleitungen zu weiteren, ausführlichen und besonderen Untersuchungen gibt. Unter den vielen Ergebnissen aus dieser Arbeit tritt als die wichtigste hervor, daß der hohe, langköpfige, blondhaarige und blauäugige Typus in Schweden und besonders in Binnenschweden mehr als in jedem anderen Lande herrscht. — Norwegen stimmt indes vermutlich mit Schweden überein. — Dieser erwähnte Typus hat sich nämlich hier in Schweden am besten bewahrt. Stellt man die Ergebnisse von „Crania suecica antiqua" (und auch von späteren Arbeiten von mir auf diesem Gebiete) und „Anthropologia suecica" zusammen, so zeigen sie deutlich, daß wohl in keinem Lande

Digitized by Google

Europas der Volksstamm sich anthropologisch weniger verändert hat als in Schweden und daß also kein Volk mit größerem Heimatsrecht als das schwedische sein Land besitzt.

Retzius hat viele bedeutende anatomische Arbeiten ausgegeben, die mittelbar auch von Wichtigkeit für die Anthropologie sind. Ich nenne hier nur: „Das Menschenhirn", „Das Affenhirn", „Zur Kenntnis der Entwicklung der Körperform des Menschen während der fötalen Lebensstufen", „Wächst noch die Größe des menschlichen Gehirns infolge der Einwirkung der Kultur?" usw. Er hat auch eine große Menge verhältnismäßig kleiner anthropologischer Schriften in schwedischer Sprache sowohl über allgemeine als nordische Anthropologie geschrieben.

Hohe wissenschaftliche Anerkennung wurde Retzius bei Lebzeiten von der ganzen Welt zuteil. Eine ganz besondere anthropologische will ich hier nennen. Er wurde nämlich von The Royal Anthropological Institute in London 1909 berufen, um die „Huxley Lecture" zu halten. Seine Vorträge wurden später mit dem Titel: „The so-called North European race of Mankind" veröffentlicht.

Es war eine großer Einsatz, den Retzius mit seinen Schriften auf dem Gebiete der nordischen Anthropologie gemacht hat. Seine genauen Untersuchungen, seine klare Sprache und seine außerordentliche reichen und schönen Abbildungen stempeln die Retzius'schen Werke zu Mustern ihrer Art.

Retzius ganzes Leben war von wunderbarem Fleiß und idealischer Forscherfreude erfüllt. Seine wissenschaftliche Schriften werden auch für kommende Zeiten seinen Namen als einen hochgeschätzten bewahren. Seine Liebe für die Wissenschaft und sein fester Glaube an die Bedeutung der wissenschaftlichen Arbeit für die Entwicklung der Welt hat er bewiesen durch die großartigen, ganz besonders der schwedischen Akademie der Wissenschaften übergegebenen Stiftungen, die er und seine hochbegabte und für die Forschungen ihres Mannes begeisterte Frau Anna Hierta Retzius zur Unterstützung naturwissenschaftlicher Untersuchungen aller Art gemacht haben.

Mit dem Weltkrieg hörte die Arbeitslust Retzius auf. Er hatte ja wissenschaftlich für eine Welt gearbeitet und an eine bestehende kulturelle Entwicklung der Völker geglaubt. Seine Ideale fielen wie für die meisten, eines nach dem anderen. Je länger der Krieg dauerte, desto tiefer litt er, und in dem sog. Frieden sah er, der neutrale Anthropologe, nur einen fortgesetzten Kampf gegen die Kultur, worin man der Bedeutung der hochstehenden europäischen Rassen für die ideelle Entwicklung der Menschheit verständnislos gegenüberstand. Er starb in einer schweren Zeit beinahe siebenundsiebzig Jahre alt. Was er uns in der Wissenschaft gegeben hat, wird seinen Namen in weite Zukunft bewahren.

Lund. Carl M. Fürst.

Die eiszeitliche Fundstätte Rixdorf (Neukölln) in Groß-Berlin.

In der Erörterung der so hart umstrittenen Systeme der eiszeitlichen Chronologie spielt letzhin wieder die alte Rixdorfer Fundstätte eine große Rolle. Ich selbst habe mich darüber in diesem Mannusbande S. 246 geäußert. Es wird für unsere Leser nicht bedeutungslos sein, zu erfahren, daß soeben wieder in einem Aufsatze der „Zeitschrift der deutschen geologischen Gesellschaft" (Bd. 72, 1920, Monatsberichte S. 106 ff.) auf Rixdorf eingegangen wird. Auch aus persönlichen Gründen mache ich unsere Leser auf diesen Aufsatz besonders aufmerksam.

Es heißt dort S. 111: „Jeder, der die wundervoll erhaltenen Reste von Rhinoceros Merckii mit den völlig intakten, scharfkantigen Schmelzleisten der Zähne gesehen hat, wird nicht einen Augenblick im Zweifel sein, daß diese Tiere — ebenso wie die ganze Fauna — an Ort und Stelle gelebt haben". Gegen die Meinung, daß diese Tiere in der Nähe des

Digitized by Google

Fundortes gelebt haben, kann man wohl nichts einwenden. Dagegen ist zu bemerken, daß aus der guten Erhaltung der Zähne sichere Schlüsse überhaupt nicht zu ziehen sind. Aus den Kiesgruben von Rixdorf sind die immerhin seltenen Einschlüsse von Knochen der Dickhäuter im Laufe von Jahrzehnten durch die Arbeiter verkauft worden. Darunter befinden sich intakte Molaren von Rhinoceros Merckii und auch ein solcher von Elephas antiquus, dieser letzte, der im Märkischen Museum liegt, wird in dem genannten Aufsatze gar nicht erwähnt. Es kann nicht wundernehmen, daß solche intakte Zähne als besonders wertvolle Teile der Funde gern einzeln verkauft wurden. Jedoch liegt die Wahrscheinlichkeit nahe, daß diese Zähne nur noch locker im Kiefer gesteckt haben oder gar schon herausgefallen waren, nachdem sie während des Transportes durch den Kiefer vor Abrollung geschützt waren, während der Kiefer selbst abgerollt oder hierbei schließlich sogar nahezu untergegangen sein kann.

Diese Auffassung verdanke ich den freundlichen Mitteilungen unseres Berliner Mitgliedes, Geh. Bergrats Prof. Dr. Schröder, von der Geologischen Landesanstalt, einer der besten Kenner der diluvialen Säugetierreste, mit dem ich mich des Längeren über Rixdorf unterhalten konnte. Bei der Gelegenheit nahm Geheimrat Schröder Anlaß, mir den Fund eines Kiefers eines diluvialen Säugetiers aus einer mit Rixdorf völlig übereinstimmenden und von Rixdorf wenig entfernten Fundstätte zu zeigen und zu besprechen. Dieser Fund ist insofern besonders wichtig, als er aus zwei unzweifelhaft abgerollten Kieferstücken besteht, die zwar in derselben Kiesgrube, aber zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Stellen zutage gekommen und getrennt in die Sammlung eingeliefert worden sind. Erst vor kurzen ist es Geheimrat Schröder gelungen, festzustellen, daß es sich um zwei trotz der auch auf die Bruchstellen sich erstreckenden Abrollung lückenlos aneinander passende Stücke ein und derselben Kieferhälfte handelt: ein Beweis dafür, wie wenig man auf die äußere Beschaffenheit eines einzelnen Knochenrestes geben darf, weil man aber gar nicht beurteilen kann, in welcher Beschaffenheit und gegebenenfalls in welcher Nähe die zugehörigen Bruchstücke des Tieres sich befinden. Der vorsichtige Forscher steht hier vor Schwierigkeiten, bei denen er nur größte Sorgfalt und Zurückhaltung zu wahren die Pflicht hat. Geheimrat Schröder hat erfreulicherweise die Absicht, diesen wichtigen Fund selbst zu veröffentlichen.

Ich kann schließlich noch hinzufügen, daß es nach Ansicht mancher Geologen nicht ausgeschlossen ist, daß die Rixdorfer Tierwelt, zu der doch auch das Moschusschaf gehört, nicht interglazial, sondern glazial ist.

Auf die Angriffe gegen unsern Mitarbeiter Dozent Dr. Joseph Bayer (Mannus 11/12, S. 245 ff.) wird dieser selbst in den „Mitteilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien“ antworten.

G. Kossinna.

Digitized by Google

Abb. 3. Zu S. 25 f. Taufstein aus der Norum-Kirche in Bähuslen. Gunnar mit den Zehen die Harfe schlagend, umgeben von Schlangen. Darüber Musik-Runen.

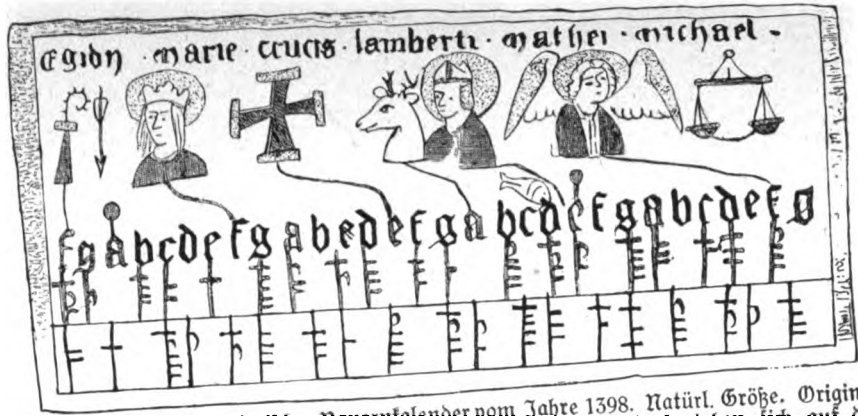
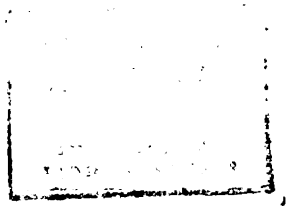


Abb. 1. Zu S. 19 ff. Steierischer Bauernkalender vom Jahre 1398. Natürl. Größe. Original im German. Museum in Nürnberg. Die Bilder und Symbole beziehen sich auf die kirchlichen Feste des Monates.

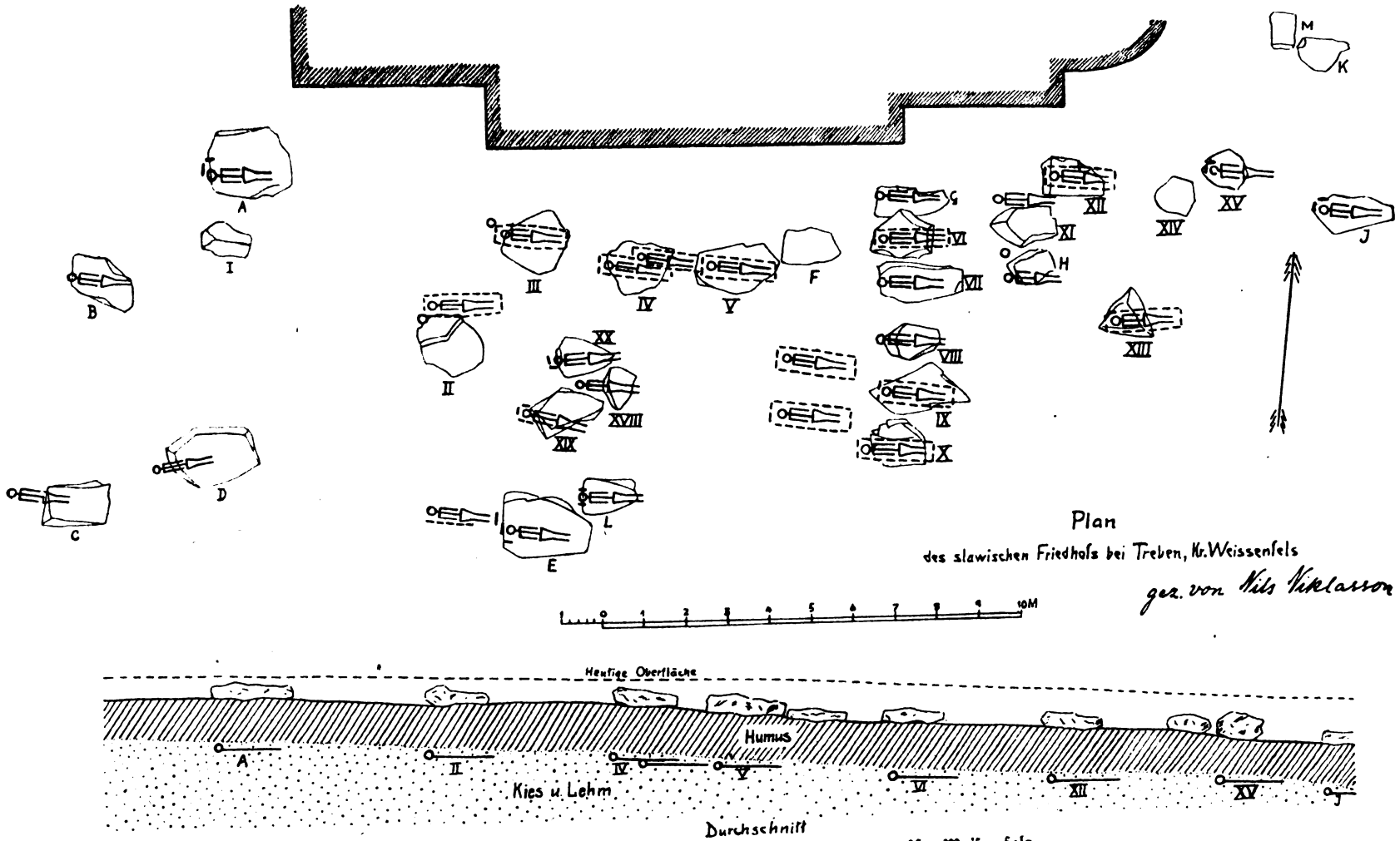
Abb. 2. Zu S. 23 ff. Altnordischer Runenstab aus Lindenholz. Original im German. Museum in Nürnberg. Größe 122,6 cm. Länge 4,9 cm. Die beiden Stücke sind aneinandergesetzt zu denken.

Verlag von Curt Kabitzsch, Leipzig

Digitized by Google



Digitized by Google



Plan und Durchschnitt des slavischen Friedhofes bei Treben Kr. Weißenfels.
Die Strichlinien um die Skelette geben die Steinumfassungen an. Die einzelnen Kreise bei II und III bezeichnen einzelne Schädel.

Verlag von Curt Kabitzsch, Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Adalbert Bezzenberger,

ihrem stellvertretenden Vorsitzenden,

zum siebzigsten Geburtstag

die Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte.

Digitized by Google

Digitized by Google

I. Abhandlungen.

Das vermeintliche Solutréen in Skandinavien.

Von J. Bayer.

Mit 5 Textabbildungen.

Inhalt.

a) Die von O. Montelius für Solutréen gehaltenen mandelförmigen Steinwerkzeuge Skandinaviens gehören der Kultur von Askalon und dem frühen Campignien an.

b) Alle an das Solutréenalter dieser Funde geknüpften Folgerungen, die Chronologie der älteren Steinzeit betreffend, sind damit gegenstandslos.

In einer umfangreichen Arbeit mit zahlreichen guten Abbildungen versucht Oskar Montelius[1]) den Nachweis zu führen, daß gewisse altertümliche Feuersteinwerkzeuge von mandelförmiger Gestalt, die auf Rügen, in Dänemark, im südlichen und westlichen Schweden und im südwestlichen Norwegen gefunden wurden, der Kulturstufe des Solutréen, wie sie in West- und Mittel-Europa erscheint, angehören.

Diese mandelförmigen Stücke sind grob zugeschlagen, aber es sind, wie Montelius' Untersuchung ergeben hat, nicht etwa unfertige Stücke, sondern, wie ihre übereinstimmend gleiche Form und eine an manchen Stücken deutlich sichtbare Randretuschierung erkennen läßt, fertige Gerättypen.

Welches Alter kommt nun den Stücken zu, d. h. welcher Kulturstufe gehören sie an? Das läßt sich stratigraphisch nicht erweisen, da ja nähere Fundangaben fast ganz fehlen.

Montelius geht daher den anderen möglichen Weg, den der Typologie, vergleicht unsere nordischen Stücke mit den Solutréspitzen aus West- und Mitteleuropa und kommt dabei zu dem Schlusse, daß hier typologische Übereinstimmung vorliegt und beide Formen gleichaltrig sind.

[1]) De mandelformiga flintverktygens ålder, Antikvarisk Tidskrift för Sverige, Stockholm 1919, Bd. 20, Nr. 6, S. 1—60; dazu ein Referat von Nils Niklasson, Zur Chronologie der älteren Steinzeit. Korr.-Bl. d. deutsch. Ges. f. Anthrop. usw. 1920, LI, Nr. 5/10, S. 19—22.

Digitized by Google

Dasselbe Alter wird von Montelius einer Stielspitze aus einer spätglazialen Schicht Dänemarks beigelegt, weil sie nach seiner Ansicht mit den bekannten Stielspitzen des Solutréen in der Form übereinstimmt [1]).

Diese Geräte wurden stets einzeln gefunden, leider sind die Fundumstände nur bei einem Stück genauer bekannt.

Von diesem [2]) weiß man, daß es „im Torfe unter dem Järawall" gefunden wurde, welch letzterer ein vom Litorinameere aufgeworfener Strandwall an der südlichen und westlichen Küste von Schonen ist. Da die Fundstelle von einem Kökkenmödding überlagert ist [3]), kommt dem Stück (und damit auch den gleichartigen anderen aus Skandinavien) ein höheres Alter zu, als welches nunmehr Montelius, der diese Typen schon lange für die ältesten Skandinaviens gehalten hat, die Solutrézeit annimmt.

Die Folgerungen aus dieser Annahme für die Chronologie der Steinzeit.

Da Montelius auf dem Boden der Boule-Obermaierschen Diluvialchronologie steht, in der das Jungpaläolithikum bekanntlich nacheiszeitlich ist, stößt er geologisch mit der Annahme, daß schon der Mensch in so früher Zeit in Skandinavien Fuß gefaßt habe, auf keine allzu großen Schwierigkeiten.

Ja Montelius sieht gerade in dem beschränkten Vorkommen der mandelförmigen Geräte den Beweis, daß Schweden und Norwegen damals nur im Süden an den Küsten eisfrei gewesen sei, was mit der Stellung des Solutréen im genannten System recht gut vereinbar wäre.

Da die Zeit, welche seit Beginn des Abschmelzens des Eises von der Südküste Schonens an verstrichen ist, durch die Beobachtungen de Geers mit 15000 Jahren einigermaßen sicher festgestellt wurde, ergäbe sich hier die Möglichkeit, die absolute Dauer der Postglazialzeit und (im Sinne der Boule'schen Chronologie) damit der jungpaläolithischen Kulturstufen zu ermitteln, was für die Menschheitsgeschichte von nicht geringer Bedeutung wäre.

Montelius unternimmt den Versuch und kommt dabei zu folgendem Ergebnis [4]):

---

[1]) Bei Montelius, a. a. O., S. 49, Abb. 42, bei Nilsson, S. 20; nach Abb. 42 zu schließen, scheint hier übrigens keine so sorgfältige Einkerbung wie bei den aus Frankreich stammenden Solutréspitzen, Abb. 43 und 44, vorhanden zu sein, sondern der „Stiel" scheint lediglich durch teilweises Absplitzen der Längsränder erreicht worden zu sein, worauf dann mit einigen Retuschen die noch vorhandenen Unregelmäßigkeiten beseitigt wurden.

[2]) Montelius, a. a. O., Abb. 21.

[3]) Nilsson, a. a. O., S. 20.

[4]) A. a. O., S. 54.

Digitized by Google

West- u. Mittel-Europa	Skandinavien
Vorletzte Eiszeit	Die große Vereisung
Letzte Zwischeneiszeit — Chelléen	Zwischeneiszeit
Acheuléen	
Letzte Eiszeit — Moustérien	Die letzte Vereisung
Aurignacien	
Solutréen	Renzeit mit mandelförmigen Flintwerkzeugen 15000—12000 J. vor unserer Zeit
Magdalénien	Beinharpunen 12000—9000
Azylien	Maglemosezeit 9000—7000
Campignien	Kökkenmöddingerzeit 7000—6000
Jüngere Steinzeit	Jüngere Steinzeit 6000—4000

Wer die Situation vom geologischen Standpunkte betrachtet, wird diese Zahlen, besonders die für das Solutréen, auffallend niedrig finden.

Zu einer ähnlich niederen absoluten Datierung kommt Niklasson, der das Aurignacien mit 18000—13000 vor Chr. annimmt [1]).

Diese Ziffern lassen sich natürlich überhaupt nur dann aufrechterhalten, wenn man der Berechnung das System Boule-Obermaier zugrunde legt, das den jungpaläolithischen Kulturstufen eine so späte Stellung einräumt.

Welch gewichtige Gründe gegen die Richtigkeit des letzteren sprechen, habe ich wiederholt betont. Nichtsdestoweniger wäre der Kampf um die Quartärchronologie im Sinne Boule-Obermaiers entschieden, wenn sich Aurignacien oder Solutréen in nacheiszeitlicher Lagerung nachweisen ließen. Damit sind wir bei dem Kernpunkte unseres vorliegenden Themas angelangt: Liegt hier in diesen Flint-Geräten aus dem nordeuropäischen Vereisungsgebiete tatsächlich Solutréen vor oder nicht; wenn ja, so ist die Richtigkeit der genannten Aufstellung, das postglaziale Alter des Jungpaläolithikums bewiesen.

Darin und nicht in der archäologischen Bestimmung, so bemerkenswert sie auch an und für sich ist, liegt die große, weit über den rein archäologischen Gesichtskreis hinausgehende Bedeutung der Altersbestimmung unserer Geräte.

Es sei daher erlaubt, auf diese Frage näher einzugehen und das „skandinavische Solutréen" Montelius' unter die kritische Lupe zu nehmen.

Die fraglichen Steinwerkzeuge Skandinaviens.

Montelius vergleicht, wie schon erwähnt, die nordischen mandelförmigen Flintgeräte (vgl. Abb. 1, Montelius, Abb. 24) mit Solutréstücken aus Frankreich, England, Süddeutschland und Rußland (Abb. 1—40) mit dem

[1]) A. a. O., S. 22.

Digitized by Google

Ergebnis, daß sie typologisch übereinstimmen, weshalb er auch die nordischen Stücke dem Solutréen zuweist. Wer sich die schönen Abbildungen in seiner Arbeit ansieht, wird nicht bestreiten, daß die Formen einander sehr ähnlich sind, wie z. B. die Gegenüberstellung der Stücke Montelius, Abb. 1 und 2 aus Süd-Schonen und Montelius, Abb. 40 aus Frankreich ergibt. Aber bei näherem Zusehen gewahrt man doch auch recht wesentliche Unterschiede in Form und Bearbeitung.

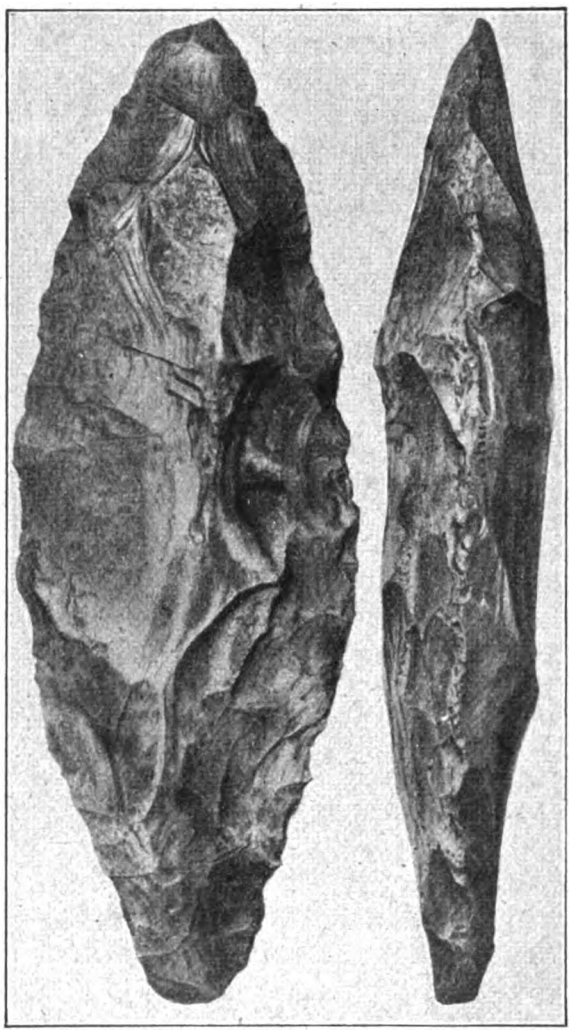


Abb. 1. Mandelförmiges Steinwerkzeug aus Bohuslän. Etwa 1/3. (Nach Montelius.)

Bei den französischen „pointes-à-feuille-de-laurier" ist in der Regel die größte Breite nur auf eine ganz kurze Strecke hin vorhanden und sie verjüngen sich beiden Endes zu sorgfältig ausgearbeiteten Spitzen (s. Montelius, Abb. 40). Die Retuschierung ist eine sehr feine, denn es handelt sich bei den klassischen Stücken um Abschuppen kleiner, ganz dünner Blättchen.

Die nordischen Geräte dagegen zeigen meist langovale Formen, so daß sich oft die größte Breite auf mehrere Zentimeter erstreckt und dementsprechend die Enden nicht zugespitzt, sondern mehr abgerundet erscheinen; die Retuschierung ist viel gröber, denn sie arbeitet mit Abheben größerer und dickerer Schuppen (vgl. z. B. Montelius, Abb. 4 aus Süd-Schonen), weshalb auch selten so symmetrische Formen herauskommen (s. Montelius, Abb. 2), wie sie die klassischen Solutréspitzen auszeichnen.

Digitized by Google

Natürlich gibt es im Solutréen gröbere, in der Stufe, welche ich den nordischen Stücken zuschreibe, feinere Exemplare, die sich dann sehr ähnlich sehen. Aber im allgemeinen gilt das oben Gesagte, und ich kann also schon vom rein typologischen Standpunkte Montelius nicht beipflichten, und zwar um so weniger, als es ja eine Kulturstufe gibt, welche Typen aufweist, die mit den nordischen in jeder Beziehung übereinstimmen.

Vergleichstypen der Askalonkultur und des frühen Campignien.

Die von mir als Askalonkultur bezeichnete Kulturstufe nämlich, welcher der allergrößte Teil des bisherigen „außereuropäischen Altpaläolithikums" angehört[1]), enthält in ihrem Formenkreise auch mandelförmige Geräte, die sich durch nichts von unseren skandinavischen Stücken unterscheiden.

Abb. 2. Steinwerkzeug aus dem Somaliland, Aufsammlung des Grafen Eduard Wickenburg 1898; Naturhist. Staatsmus. in Wien, Inv.-Nr. 61270 d. ethnogr. Sammlg. n. Gr. (phot. Lotte Adametz).

Zum Beweise dessen bringe ich nachfolgend einige Vergleichsproben u. zw. in der Reihenfolge von Süden nach Norden, um gleichzeitig zu zeigen, welchen Weg diese Kultur in der Nacheiszeit gegangen ist.

Von noch südlicheren Parallelen, z. B. aus dem Kapland, sehe ich hier ab und beginne beim

a) Somaliland.

Abb. 2 ist ein beiderseits flachretusche aufweisendes mandelförmiges Gerät aus gebändertem, eisenschüssigem Quarzit von nicht ganz symmetrischer Form, da die Längsränder verschieden starke Krümmung aufweisen. Es läßt sich u. a. mit Montelius, Abb. 7 vergleichen.

Das Stück wurde zusammen mit Faustkeilen und anderen Geräten gefunden, die nach meinen Feststellungen in Syrien der Askalonkultur angehören.

Eine Parallele zu den langen, lorbeerblattspitzenähnlichen Exemplaren Skandinaviens bietet Abb. 3 aus

b) Ägypten.

Es wurde von G. Schweinfurth in der Gegend von Theben zusammen mit Typen der Askalonkultur gefunden und zeigt in Gestalt und besonders

[1]) Der Kulturverlauf im Steinzeitalter, Zeitschr. f. Ethn. 1919, S. 163—178.

Digitized by Google

in der Retuschierungstechnik große Ähnlichkeit mit den nordischen Stücken (z. B. Abb. 1) [1]).

Abb. 3. Steinwerkzeug aus der Gegend von Theben (Ägypten), gesammelt von G. Schweinfurth. Naturhist. Staatsmus. in Wien, Inv.-Nr. 72995 der ethnogr. Sammlg. n. Gr. (phot. Lotte Adametz).

[1]) Abb. 24 bei Montelius.

Digitized by Google

Betritt man auf demselben Wege wie einst die frühneolithische Kultur den Boden Europas, so findet man auf der Apenninhalbinsel weitere Parallelen, z. B. am Gargano in Apulien und in der

c) Gegend von Verona.

Hier finden sich solche mandel- oder lorbeerblattförmige Geräte unter den Funden, die Pigorini[1]) von Rivole und Breonio bei Verona veröffentlicht hat und die dem Campignien nahestehen[2]).

Besonders wichtig erscheint mir der Umstand, daß in ihrer Gesellschaft auch Stielspitzen von der Art vorkommen, wie Montelius ein Stück aus Dänemark abbildet, das er mit den bekannten Stielspitzen des Solutréen vergleicht[3]). Daß solche Stielspitzen mit den mandelförmigen Geräten gleichaltrig sind, beweist z. B. der Inhalt eines Grabes von Breonio (Abb. 5)[4]), der aber außerdem noch deshalb von großer Wichtigkeit ist, weil er zusammen mit den beiden Haupttypen des „Solutréen Skandinaviens" Stücke enthält, die schon ihrer Form nach unzweifelhaft dem Campignien angehören (das Beil usw.) so daß sich mit diesem Fund das Campignienalter auch für die nordischen Stücke erweisen läßt. Bei der auffallenden Übereinstimmung in Form und Technik erübrigen sich weitere Hinweise.

Abb. 4. Steinwerkzeug aus Breonio; n. G. (Nach Pigorini.)

Bezüglich der Stielspitze möchte ich noch bemerken, daß ich ein Stück auch bei Gaza in Südpalästina fand, wo es mit Typen der Askalonkultur vergesellschaftet war.

Es kann ja nicht zweifelhaft sein, daß die Funde von Breonio in sehr naher Beziehung zu dieser Kultur stehen, zu derem Bereiche als das am weitesten gegen Norden auslappende Gebiet die Apenninhalbinsel allem Anscheine

[1]) Continuazione della civiltà paleolitica nell'età neolitica. Bull. di paletnol. Italiana XXVIII, 1902, S. 158—183.

[2]) A. a. O., z. B. Abb. 7: die Altersstellung dieser italienischen Funde hat bereits Pigorini richtig erkannt, indem er die Übereinstimmung von Kjökkenmöddinger-Geräten aus Dänemark mit Stücken von Breonio und Campigny hervorhebt (ebenda S. 174f.).

[3]) A. a. O., S. 49, Abb. 42.

[4]) A. a. O., Taf. V.

Digitized by Google

nach gehört hat, wo eine jungpaläolithische Entwicklung wie in West- und Mitteleuropa nicht stattgefunden zu haben scheint.

Aus diesen wenigen Beispielen ist bereits ersichtlich, daß die nordischen

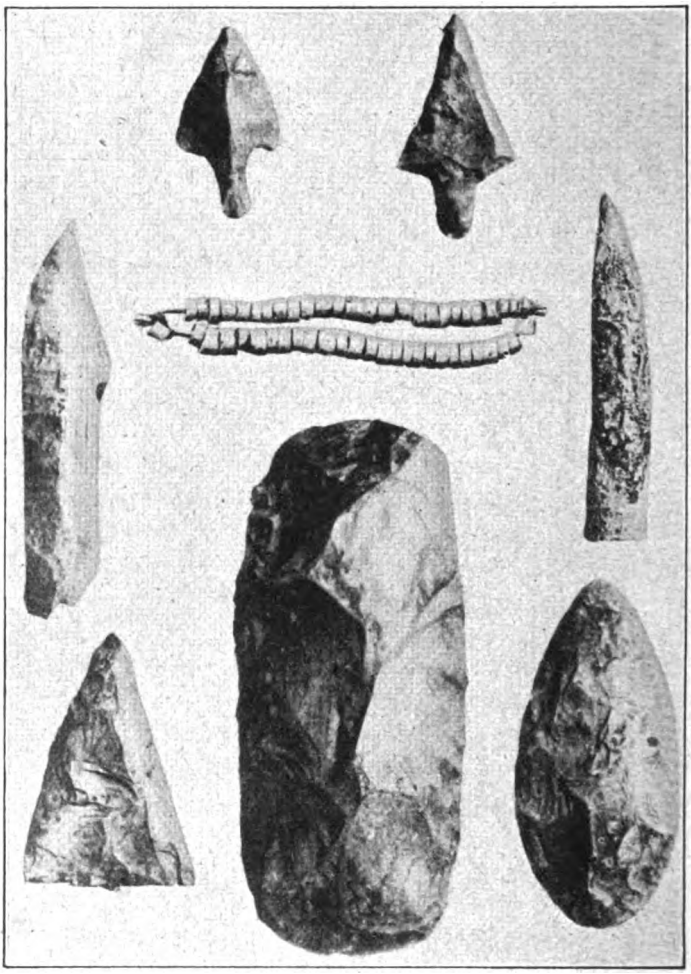


Abb. 5. Abri sous roche von Scalucce (Breonio). Inhalt eines Grabes: Feuersteinbeil vom Campigny-Typus, mandelförmiges Steingerät, 4 Flintspitzen, darunter 2 Pfeilspitzen mit Schaftzunge, Hirschgeweihspitze, zylindrische Perlen aus weißem Kalkstein. $^2/_3$. (Nach Pigorini.)

Geräte in den Typenkreis der Askalonkultur und des sich davon ableitenden frühen Campignien gehören und mit dem Solutréen nichts zu tun haben. Diese Feststellung ist natürlich von größter Wichtigkeit für die Quartärgeologie, wie ich kurz darlegen möchte.

Digitized by Google

Folgerung: Die Besiedlung Skandinaviens — erst nach dem Magdalénien.

Mit dem Ausscheiden des Solutréen vom skandinavischen Boden geht eine große Entlastung für den Geologen einher, denn ein Solutréen auf dem vereisten Gebiete Skandinaviens würde das Jungpaläolithikum zeitlich so weit hinaufrücken, daß sich damit die sonstig beobachteten geologischen Lagerungsverhältnisse dieser Kulturstufe nicht in Einklang bringen ließen. Ich erinnere daran, daß z. B. die Lorbeerblattspitze des Solutréen noch im Löß liegt, und zwar im oberen jüngeren Löß, wie in Předmost, wo auch die Soluträ-Stielspitze vorkommt.

Nun ist der Löß zweifellos ein glaziales Gebilde und zwar ist der für uns hier in Betracht kommende obere jüngere Löß, wie ich nachgewiesen habe, unmittelbar vor dem Maximum der letzten Eiszeit abgelagert worden, denn in seinen obersten Partien finden sich (z. B. in Předmost) bereits Vertreter des hocharktischen Klimas, wie die Lemminge, und anderwärts hat sich auf seiner Oberfläche eine ausgesprochen eiszeitliche Fauna gefunden, so daß an seiner Entstehung während der letzten Eiszeit nicht zu zweifeln ist.

Wie wäre es aber damals, zur Zeit der beginnenden Tundra, als der Mensch bei Předmost lagerte, möglich gewesen, daß er noch in Dänemark, in Süd-Schweden und Süd-Norwegen gelebt hätte, wo das Inlandeis hunderte Meter mächtig bereits den norddeutschen Boden bedeckte!

Nun sind wir ja durch den auf archäologisch-typologischem Wege erbrachten Nachweis, daß hier eine Kulturphase des frühen Neolithikums vorliegt, von diesem Dilemma befreit [1]) und damit auch nicht bemüssigt, so niedere absolute Zahlen für die jungpaläolithischen Kulturstufen anzunehmen als das seitens Montelius und in Anlehnung an ihn seitens Nilssons geschehen ist. Die von letzterem hervorgehobenen Übereinstimmungen treffen auch nicht zu, denn das Ren findet sich vom Moustérien an bis zum Azilien, in Nordeuropa natürlich noch länger als in Mittel- und Westeuropa. Es ist dem zurückweichenden Eise gefolgt. Mit seinen Spuren läßt sich also nichts Näheres beweisen. Gerade die Harpunen des nordischen Gebietes aber beweisen mit ihren jüngeren Formen, daß nicht einmal mehr das Magdalénien auf skandinavischem Boden vorliegt. Erst zur Zeit des Azilien scheint der Mensch den Boden Schwedens betreten zu haben, und zwar sowohl der Jungpaläolithiker als auch der aus Afrika gekommene Träger des Campignien, letzterer vielleicht zuerst, wenn es sich herausstellen sollte, daß die mandelförmigen Geräte wirklich die ältesten Skandinaviens sind.

---

[1]) Das Nichtvorkommen des Aurignacien und Solutréen auf skandinavischem Boden besagt eben das Gleiche wie das Fehlen in der Schweiz: diese Kulturstufen liegen vor der letzten Vereisung.

Digitized by Google

Es kann hier nicht näher darauf eingegangen werden und ich will mich auch bezüglich der Folgen unserer Verjüngung der bezeichneten Geräte für die Frage des absoluten Alters der jungpaläolithischen Kulturen mit der Feststellung begnügen, daß man der Wahrheit einigermaßen nahekommen dürfte, wenn man die von Niklasson für das Zurückliegen des Aurignacien angenommenen Zahlen etwa schwach verdoppelt. Für die Dauer dieser Kulturstufe dürften 10000 Jahre wohl kaum reichen, da sie sich über das ganze letzte (allerdings nicht sehr lange) Interglazial bis weit in die letzte Eiszeit hinein erstreckt. Es sind also wohl durchwegs Minimalzahlen, welche ich in die folgende Tabelle einsetze; sie zeigt meine Auffassung über die Parallelisierung der skandinavischen und der west-mitteleuropäischen Kulturstufen untereinander und mit den geologischen Zeitabschnitten:

Geolog. Zeitabschnitte u. Ablagerungen		Absolute Dauer (v. Chr.) hypoth.	West- u. Mittel-Europa	Skandinavien
Geolog. Gegenwart		6000—2000	Jüngere Steinzeit	Jüngere Steinzeit
	Litorina p. (nord. Klimaoptimum)	10000—6000	Campignien	Kökkenmöddinger
Spät- und Post-glazial	Daunst., Ancylus p. (mittelschwed. Mor.-Züge) Gschnißst., Yoldia p. (südschwed.-finnische Moränen	12000—10000	Azilien	Maglemose Beinharpunen (z. T. gleichzeitig) Mandelf. Steingeräte
	Bühl-St. (balt Endmoränen)	16000—12000	Magdalénien	
Würm-Eiszeit (Gläming-Moränen)		20000—16000	Solutréen	
Letzte Zwischeneiszeit		30000—20000	Aurignacien	
Riß-Eiszeit			Moustérien	
			Acheuléen	
Vorletzte Zwischeneiszeit			Chelléen	

Diese Auffassung unterscheidet sich aus den angeführten Gründen wesentlich von der Montelius', aber auch von der H. Obermaiers[1]), da ich, wie schon 1914[2]), das alpine Bühlstadium der baltischen Endmoräne gleichsetze, während Obermaier diese der vierten Eiszeit, dem Bühlstadium aber die schwedisch-finnischen Moränen zuweist. Demgemäß verschieben sich bei Obermaier gegenüber meiner Aufstellung die Phasen so, daß sich bei ihm die mit dem nordischen Klimaoptimum zusammenfallende Kökken-

[1]) Der Mensch der Vorzeit. S. 476.

[2]) Die Chronologie der diluvialen Kulturen und Ablagerungen in den Alpen und in Norddeutschland. Zeitschr. f. Ethn. 1914, S. 474/475.

Digitized by Google

möddinger-Stufe mit dem alpinen Daunstadium deckt, während diese klimatisch günstigste Zeit bei mir bereits außerhalb der Nachwehen der letzten Eiszeit liegt. Es wäre doch auch sonderbar, wenn in Skandinavien das beste Klima zu der Zeit geherrscht haben sollte, als infolge Klimaverschlechterung der Eisrückzug in den Alpen (zum letzten Male) zeitweilig zum Stillstande gelangte. Die nähere Begründung meiner vorstehenden Parallelisierung werde ich an anderem Orte geben.

Nur über die erstaunliche Tatsache, daß in zwei nach unserem heutigen Wissen wohl zeitlich recht weit entfernten Kulturstufen, im Solutréen und Campignien, so ähnliche Formen erscheinen, daß sie selbst der nordische Meister der Typologie für gleichalt gehalten hat, möchte ich noch ein Wort sagen.

Die Ähnlichkeit der Formen von Chelles und Acheul mit dem Solutréen und Campignien legt die Annahme nahe, daß zwischen diesen Kulturstufen enge entwicklungsgeschichtliche Beziehungen bestehen.

Beziehungen zwischen den beiden erstgenannten Kulturen hat bekanntlich schon Pigorini angenommen und zwar gerade auf Grund der obengenannten Funde von Breonio usw. Desgleichen hat Hoernes[1]) in den feineren Arbeiten des Acheuléen Vorboten der Lorbeerblattspitzen des Solutréen erkennen wollen. Ist nun auch das letztere nicht der Fall [2]), so bestehen doch zweifellos zwischen diesen gleichgearteten, aber zu sehr verschiedenen Zeiten auftretenden Techniken Zusammenhänge, welche man nur mit Zuhilfenahme jenes Bindegliedes zwischen Altpaläolithikum und Neolithikum verstehen kann, welches ich auf syrischem Boden 1917 gefunden und dadurch als solches erwiesen habe, daß ich die zahllosen gleichen Funde in ganz Afrika und Asien des ihnen bisher beigelegten altpaläolithischen Charakters entkleidete und diese Kulturstufe zwischen Altpaläolithikum und Campignien einschaltete [3]).

Auf Grund dieses Nachweises muß man sich die Zusammenhänge so vorstellen, daß die altpaläolithische Flächenretusche in der Askalonkultur auf afrikanischem Boden (und in Italien?) weiterlebte und daß gegen Ende des Aurignacien — also zu Beginn der Würm-Eiszeit — diese Technik starken Einfluß auf die bis dahin im Zeichen der Steilretusche stehende jungpaläolithische Klingen-Technik gewann, so daß nunmehr — unter Zugrundelegung der herrschenden Klingenform — die Lorbeerblattspitze des Solutréen entstand. Die Unterbrechung der Flachretuschtechnik zwischen Acheuléen und Solutréen wäre sonach nur in Mittel- und Westeuropa erfolgt, während im Süden ihre Herrschaft ununterbrochen angedauert hätte.

[1]) Der diluviale Mensch in Europa. S. 87.

[2]) Zwischen Acheuléen und Solutréen schiebt sich bekanntlich im größten Teile Europas das Aurignacien ein, dem die charakteristische Technik der Flächenretusche im älteren und mittleren Stadium gänzlich fehlt; sie stellt sich erst nach Abkommen der steilen „Aurignac-Retusche" im Jung-Aurignacien ein, wo dann die Flach-Retusche zuerst nur am Rande der Klingen erscheint, um erst im Altsolutréen allmählich auf die ganze Fläche überzugreifen.

[3]) Der Kulturverlauf usw. siehe oben.

Digitized by Google

Auf diese Weise ließe sich auch die große Übereinstimmung zwischen Solutréen und Campignien erklären.

Das Vorkommen derselben Kultur in gleicher Ausprägung bei Verona und in Skandinavien läßt vermuten, daß diese Kultur außer über Frankreich auch über Nord-Italien, die Etsch aufwärts (Rivole und Breonio) nach Mitteleuropa und Skandinavien vorgedrungen ist. Dagegen scheint Spanien am Ausgange der Jungpaläolithzeit kein Durchzugsland für die afrikanischen Einwanderer gewesen zu sein, offenbar weil dort die Azilienleute, wie immer klarer wird, eine Art Kulturzentrum besaßen, das dem Ansturm als festes Bollwerk noch zu einer Zeit getrotzt zu haben scheint, als schon die Verbindung des jungpaläolithischen Spaniens mit dem Kontinent durch die Campignienleute in Mittelfrankreich abgeschnitten war. So sieht es nach dem derzeitigen Stande der Funde und der Forschung aus; neue Funde werden dieses Bild des neolithischen Einmarsches bald deutlicher machen, aber an der Einwanderung der neolithischen Kultur aus Nordafrika als solcher ist wohl nicht mehr zu zweifeln.

Wien, im November 1920.

Digitized by Google

Entwicklung und Verbreitung der steinzeitlichen Trichterbecher, Kragenfläschchen u. Kugelflaschen.

Von Guſtaf Koſſinna.

I. Trichterbecher [1]).

Mit 39 Textabbildungen und 1 Karte (Tafel I).

Verzeichnis.

Abkürzungen.

Aarb. = Aarböger for nordiſk Oldkyndighed og Hiſtorie. Kopenhagen.

Åberg, Nord. Kult. = Nils Åberg, Das nordiſche Kulturgebiet in Mitteleuropa während der jüngeren Steinzeit. I. Text; II. Tafeln. Upſala und Leipzig 1918.

Åberg, Stz. Niederl. = Nils Åberg, Die Steinzeit in den Niederlanden. Upſala 1916.

Brunner, Stz. Ker. = Karl Brunner, Steinzeitliche Keramik der Mark Brandenburg. Berlin 1898.

Du Chatellier = P. du Chatellier, La poterie aux époques préhistoriques et gauloises en Armorique. Rennes 1897.

Fornv. = Fornvännen. Meddelanden från K. Vitterhets, Hiſtorie och Antikvitets Akademien. Stockholm.

Götze, Gefäßformen = Alfred Götze, Die Gefäßformen und Ornamente der neolithiſchen ſchnurverzierten Keramik im Gebiet der Saale. Jena 1891.

Götze, Höfer, Zſchieſche = A. Götze, P. Höfer, P. Zſchieſche, die vor- und frühgeſchichtlichen Altertümer Thüringens. Würzburg 1909.

Hanſen, Å. M. = Folke Hanſen, Bidrag till kännedomen om äldre megalithkeramiken i Skåne och Danmark. Lund 1918.

Holwerda, Nederl. vr. Besch. = J. H. Holwerda Jr., Nederlands vroegſte beſchaving. Leiden 1907.

Jahrsſchr. f. ſ.-th. L. = Jahresſchrift für die Vorgeſch. der ſächſiſch-thüring. Länder. Halle a. S.

Kaſiski, Beſchreibung = Kaſiski, Beſchreibung der vaterländiſchen Altertümer im Neu-Stettiner und Schlochauer Kreiſe. Danzig 1881.

Koſſinna, D. dtſch. Vorgeſch. = Guſtaf Koſſinna, Die deutſche Vorgeſchichte eine hervorragend nationale Wiſſenſchaft. 1. Aufl. Würzburg 1912; 2. Aufl. Würzburg 1914; 3. Aufl. Leipzig 1921.

Lemcke-Feſtſchrift = Beiträge zur Geſchichte und Altertumskunde Pommerns. Feſtſchrift zum 25jährigen Jubiläum des Herrn Gymn.-Dir. Prof. Dr. H. Lemcke; herausgeg. von der Geſellſchaft für pommerſche Geſchichte und Altertumskunde. Stettin 1898.

Lübecker Feſtſchrift = Feſtſchrift zur XXVIII. Verſammlung der Deutſchen anthropologiſchen Geſellſchaft. Lübeck, Auguſt 1897.

Madſen, Afb(ild)n. St. = A. P. Madſen, Afbildninger af Danske Oldſager og Mindesmaerker. Stenalderen. Kopenhagen.

Madſen, Gravhöje = A. P. Madſen, Gravhöje of Gravfund fra Stenalderen i Danmark. Kopenhagen. Bd. I, 1896.

Mannus = Mannus, Zeitſchrift für Vorgeſchichte. Würzburg, ſpäter Leipzig.

Mecklb. Jhb. = Jahrbuch des Vereins für mecklb. Geſchichte und Altertumskunde. Schwerin.

Mededeel. = Oudheidkundige Mededeelingen van het Rijksmuſeum von Oudheiden te Leiden. 'sGravenhage.

Müller, S., Kunſt = Sophus Müller, Stenalderens Kunſt i Danmark. Kopenhagen 1918.

Müller-Reimers = J. H. Müller, Vor- und frühgeſchichtliche Altertümer der Provinz Hannover, herausg. von J. Reimers. Hannover 1893.

Nachr. dt. Alt. = Nachrichten über deutſche Altertumsfunde. Berlin.

Nord. Fortidsm. = Nordiſke Fortidsminder udgivne af det Kgl. nordiſke Oldſkriftſelſkab. Kopenhagen.

Pleyte = W. Pleyte, Nederlands Oudheden van de vroegſte tijden tot op Karel den Groote. Leiden 1877—1901.

[1]) Abſchnitt II (Kragenfläſchchen) und III (Kugelflaſchen) erſcheinen als Fortſetzung im nächſten Heft.

Digitized by Google

Pos. arch. Mitt. = Posener archäolog. Mitteilungen. Bd. I. Posen 1890.
Posen. Album = K. Köhler u. B. Erzepki, Album der prähistorischen Denkmäler des Großherzogtums Posen. Posen I/1893; B. Erzepki und J. Kostrzewski, Album.... III. 1914.
Pomm. Monatsbll. = Monatsblätter herausg. von der Gesellschaft für pommersche Geschichte und Altertumskunde. Stettin.
Präh. Zs. = Prähistorische Zeitschrift. Leipzig.
Pravěk = Pravěk, L'âge préhistorique, Revue d'anthropologie préhistorique des pays Tchèques. Olmütz.
Schles. Vorz. = Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift. Breslau.
Schumann, Stzgr. = Hugo Schumann, Die Steinzeitgräber der Uckermark. Prenzlau 1904.
Stendal. Beitr. = Beiträge zur Geschichte, Landes- und Volkskunde der Altmark. Stendal.
Voß u. Stimming = A. Voß und H. Stimming, Vorgeschichtliche Altertümer aus der Mark Brandenburg. Berlin 1887.
Wien. Präh. Zs. = Wiener prähistorische Zeitschrift. Wien.
Zs. f. Ethn. = Zeitschrift für Ethnologie. Berlin.

1. Trichterbecher: Tafel I.

Trichterbecher (Nordgruppe).

A. Urform:

Lfde. Nr.	Zahl u. Art der Gefäße	Ort	Kirchspiel	Herred oder Kreis	Amt, Län oder Reg.-Bez.	Sammlung u. Nr.	Literatur
				Jütland, Dänemark.			
1	1	Byomgaard	Marie Magdalene	Sönderhald	Randers	Kopenhagen A 27230	S. Müller, Kunst, Abb. 47
2	1	Virring	Virring	Sönderhald	Randers	Kopenhagen A 26880	S. Müller, Kunst, Abb. 44
				Seeland.			
3	1	Sölager	Torup	Strö	Frederiksborg	Kopenhagen	S. Müller, Aarb. 1915, S. 105 ff., Abb. 5 S. Müller, Kunst, Abb. 41
4	1	Forsinge (Trammoor)	Udby	Art	Holbäk	Kopenhagen A 8507	S. Müller, Kunst, Abb. 46
				Bornholm.			
5	1	Koefoedsgaard	Klemensker	Nord-H.	Bornholm	Rönne	S. Müller, Kunst, Abb. 43
6	1	Vallensgaard	Aaker	Süd-H.	Bornholm	—	S. Müller, Aarb. 1913, S. 316, Abb. 82 S. Müller, Kunst, Abb. 45

B. Dolmenform: ▬

				Jütland, Dänemark.			
1	1	Hörmested	Hörmested	Horn	Hjörring	Vendsyssselmuseum	S. Müller, Kunst, Abb. 100.

Digitized by Google

2	1	Jerslev	Jerslev	Flesfum	Aalborg	Kopenhagen 15 298	Madsen, Afbildn. St., Taf. 44, Abb. 12
3	2	Birkelund	Elåsborg	Nord-H.	Randers		Hansen, A. M., S. 3, 14 u. 64 Nordman, Nord. Fortidsm. II, S. 92 u. 93, Abb. 65 u. 66 S. Müller, Kunst, Abb. 57 u. 63
4	1	Tovstrup	Hover	Hind	Ringkjöbing	Kopenhagen A 5 489	Hansen, A. M., S. 5, 14u. 64 S. Müller, Kunst, Abb. 66
5	1	Aarslev	—	Hasle	Aarhuus	Aarhuus 4 080	Friis Johannsen, Aarb. 1917, S. 142 u. 143. Hansen, A. M., S. 15
6	2	Insel Hesselö	Korvig	Ad	Holbäk	Kopenhagen A 28 551	S. Müller, Kunst, Abb. 64 u. 68
7	1	Hegnum (Moor)	?	V. Hörne	Ribe	Kopenhagen A 5 934	F. Hansen, A. M., S. 64, Taf. III, Abb. 3
				Seeland.			
8	1	Kongstrup (Moor)	—	Od	Holbäk	Kopenhagen A 5 255	S. Müller, Kunst, Abb. 65
9	1	Jägerspriis	—	Od	Holbäk	Kopenhagen 22 700	S. Müller, Kunst, Abb. 97
				Schweden (Schonen).			
10	1	Råbelöffee	Fjälkestad	Villand	Kristianstad	Stockholm 12 367	Montelius, Minnen fr. v. forntid, I, Abb. 758
				Deutschland.			
11	1	Jels	—	Hadersleben	Schleswig Prov. Schl.-Holst.	Kiel K. S. 12 901	Abb. folgt
12	3	Stursbüll	Ockenwatt	Hadersleben	Schleswig Prov. Schl.-Holst.	Hadersleben 2 627b	S. Müller, Aarb. 1913, S. 263, Abb. 24
						Hadersleben 3 991	Mitt. v. Lund, Hadersleben
						Hadersleben 4 004	Mitt. v. F. Knorr, Kiel

Digitized by Google

Trichterbecher (Nordgruppe) (Fortsetzung).

Lfde. Nr.	Zahl u. Art der Gefäße	Ort	Kirchspiel	Herred oder Kreis	Amt, Län oder Reg.-Bez.	Sammlung u. Nr.	Literatur
13	1	?	?	Hrzgt. Schleswig	Schleswig Prov. Schl.-Holst.	Kiel S. S. 2064	Abb. folgt
14	1	Owschlag	Kropp	Eckernförde	Schleswig Prov. Schl.-Holst.	Kiel K. S. 10168	Abb. folgt
15	1	?	?	Dithmarschen	Holstein Prov. Schl.-Holst.	Kiel	Abb. folgt
16	1	Zarrenthin b. Jarmen	—	Demmin	Stettin Prov. Pommern	Stettin 2098	Schumann, Stzgr., S. 64 Kossinna, Mannus II, S. 64 Abb. folgt
				C. Ganggrabform: ●			
				Dänemark.			
1	1	?	?	?	?	Kopenhagen A 9412	Hansen, A. M., S. 69, Taf. V, Abb. 4
2	1	?	?	?	?	Kopenhagen A 26301	Hansen, A. M., S. 69, Taf. V, Abb. 2
				Jütland.			
3	1	?	?	?	?	Aarhuus 2981	Hansen, A. M., S. 68, Taf. V, Abb. 1
4	1	Hagebrogaard	Haderup	Hinding	—	Kopenhagen A 26300 ff.	Nordman, Nord. Fortidsm. II, S. 103, Abb. 86
				Seeland.			
5	1	Gundestrup	Grevinge	Od	—	Kopenhagen A 23366 ff.	Nordman, Nord. Fortidsm. II, S. 69, Abb. 26
6	1	Om	Syv	Ramsö	Kopenhagen	Kopenhagen 2521	Hansen, A. M., S. 65

Digitized by Google

			Fünen.				
7	1	Offenbjerg	Svendborg	Sund	Svendborg	Kopenhagen 26 762	Hansen, A. M., S. 65.
			Schweden.				
8	1	Oestratorp (Erkedös)	Oestra Vemmenhög	—	Malmö-Schonen	Lund 19 669	Hansen, A. M., S. 47—53 u. 65 ff.
9	1	Ostratorp (Kungsdös)	Östra Vemmenhög	—	Malmö-Schonen	Lund 19 670	Hansen, A. M., S. 28—47 u. 65 ff., Taf. III, Abb. 4, Taf. IV, Abb. 1, Taf. X, Abb. 11—15
			Deutschland.				
10	1	Kampen	Keitum	Tondern	Schleswig Prov. Schl.-Holst.	Kiel K. S. 13 852[5]	
11	5	Wenningstedt Denghoog	Keitum	Tondern	Schleswig Prov. Schl.-Holst.	Kiel	Wibel, D. Gangbau des Denghoogs 1869, Taf. II, Abb. 1, 4, 6, 10 u. 13. Mestorf, Vorgesch. Altert. von Schl.-Holst., Abb. 139 u. 147 Kossinna, Mannus II, S. 64, Abb. 13.
12	2	Oberjersdal	—	Hadersleben	Schleswig Prov. Schl.-Holst.	a) Kiel K. S. 5 099 b) Hadersleben 3 057	Mestorf, Vorgesch. Altert. von Schl.-Holst., Abb. 144
13	1	Myrpold	Loit	Apenrade	Schleswig Prov. Schl.-Holst.	Aarhus	S. Müller, Aarb. 1913, S. 313, Abb. 80
14	1	Oxbüll (Möllehoi)	—	Sonderburg	Schleswig Prov. Schl.-Holst.	Kiel K. S. 11 307[x]	Mitt. von H. Knorr, Kiel
15	1	?	Rinkenis	Apenrade	Schleswig Prov. Schl.-Holst.	Kiel K. S. 2 065	Mitt. von H. Knorr, Kiel

Digitized by Google

Trichterbecher (Nordgruppe) (Fortsetzung.)

Lfde. Nr.	Zahl u. Art der Gefäße	Ort	Kirchspiel	Kreis	Reg.-Bez.	Sammlung u. Nr.	Literatur
16	1	Sonnenschau	Brodersby	Schleswig	Schleswig Prov. Schl.-Holst.	Kiel K. S. 8 238	Mitt. von F. Knorr, Kiel
17	1	Schuby (Dronninghoi)	—	Schleswig	Schleswig Prov. Schl.-Holst.	Kiel K. S. 6 626d	
	1	Schuby (Dronninghoi)	—	Schleswig	Schleswig Prov. Schl.-Holst.	Berlin M. f. V. I m. 42	
18	2	Lottorf	Haddeby	Schleswig	Schleswig Prov. Schl.-Holst.	Kiel K. S. 10 867 Kiel K. S. 11 995a	Mitt. von F. Knorr, Kiel
19	1	Hemmelmark	—	Eckernförde	Schleswig Prov. Schl.-Holst.		Mitt. anthr. Ver. Schl.-Holst. X, S. 23, Abb. 12
20	1	Schalkholz	Tellingstedt	Nord-Dithmarsch.	Holstein Prov. Schl.-Holst.	Kiel K. S. 13 494b	Abb. folgt
21	1	Bunsoh	Albersdorf	Süd-Dithmarsch.	Holstein Prov. Schl.-Holst.	Kiel	Mitt. anthr. Ver. Schl.-Holst. XIX, S. 23, Abb. 7
22	1	Meldorf	Meldorf	Süd-Dithmarsch.	Holstein Prov. Schl.-Holst.	Kiel K. S. 8 867	Mitt. von F. Knorr, Kiel
23	1	Dätgen	Nortorf	Bordesholm	Holstein Prov. Schl.-Holst.	Kiel K. S. 633	
24	1	Selent	Oldenburg	Plön	Holstein Prov. Schl.-Holst.	Kiel K. S. 12 053Bh	
25	1	Hecklathen	Steinhof	Stormarn	Holstein Prov. Schl.-Holst.	Hamburg M. f. V. 1895, 128	
26	1	Wismar	Wismar	D. A. Wismar	Mecklenburg Prov. Schwerin	Schwerin	Beltz, Vorgesch. von Meckl. S. 16, Abb. 9
27	1	Goldberg	Goldberg	D. A. Lübz	Mecklenburg Prov. Schwerin	Schwerin	Beltz, Vorgesch. Altert., S. 84 Mecklenb. Jahrb., 64, S. 155 Beltz, Vorgesch. Altert. S. 84 u. 126

Digitized by Google

28	4	Moltzow	—	R. A. Stavenhagen	Mecklenburg Prov. Schwerin	Schwerin	Beltz, Vorgesch. v. Mecklenb. S. 26, Abb. 46 u. 47 Beltz, Vorgesch. Altert., S. 113, Taf. XVI, Abb. 150 Mecklenb. Jahrb. 6, S. 134 Kossinna, Mannus II, S. 64, Abb. 11
29	1	?	—	Rügen	Stralsund Prov. Pommern	Berlin M. f. V. Ic 3 068	
30	3	Gingst	—	Rügen	Stralsund Prov. Pommern	Stralsund	Baier, Zschr. f. Ethn., Verh. 1896, S. 351, Abb. 1, 6 u. 7 Kossinna, Mannus II, S. 64, Abb. 16 Seger, Schlesiens Vorzeit, N. F. VII, 1916, S. 52, Abb. 205
31	2	Neuenfeld	—	Prenzlau	Potsdam Prov. Brand.	Prenzlau	Schumann, Stzgr., S. 42 u. 43, Taf. 42, Abb. 1 u. 2 Kossinna, Mannus II, S. 64, Abb. 14
32	1	Satzkorn	—	Osthavelland	Potsdam Prov. Brand.	Berlin M. f. V.	Brunner, Stz.-Ker., S. 3, Abb. 6 Kossinna, Mannus II, S. 64, Abb. 17
33	1	Tangermünde	—	Stendal	Magdeburg Prov. Sachsen		Kossinna, Mannus III, S. 287, Abb. Hartwich, Zschr. f. Ethn., Verh. 1884, S. 339 f., Abb. 4

Digitized by Google

Trichterbecher (Westgruppe). ●

Lfde. Nr.	Zahl u. Art der Gefäße	Ort	Kreis	Reg.-Bez.	Provinz	Sammlung u. Nr.	Literatur
			Oldenburg.				
1—5		—	—	—	—	Oldenburg, 1 711, 1 712, 1 713, 1 715, 1 729	Mitt. v. J. Martin, Oldenburg
6—10	—	—	—	—	—	Braunschw. Hzl. M. 1 314, 1 315, 1 316, 1 317, 1 318	Kossinna, D. dtsch. Vorgesch. 2. Aufl., Abb. 15 u. 16
11	2	Donnerschwee	Oldenburg	—	—	Oldenburg 1 717, 1 728	Mitt. v. J. Martin, Oldenburg
12	1	Sandhatten	Oldenburg	—	—	Oldenburg 2 725	
13	1	Grüppenbühren	Delmenhorst	—	—	Oldenburg 1 719	
14	1	Hude	Delmenhorst	—	—	Oldenburg 1 706	
15	1	Visbek	Vechta	—	—	Oldenburg 1 710	
16	1	Damme	Vechta	—	—	Oldenburg 2 017	
17	1	Vechta	Vechta	—	—	Detmold	Kossinna, D. dtsch. Vorgesch. 2. Aufl., Abb. 14
18	5	Grönheim (Drentsteine)	Cloppenburg	—	—	Oldenburg 3 130, 3 132, 3 133, 3 136, 3 137	Mitt. v. J. Martin, Oldenburg
19		Stedingmühlen	Cloppenburg	—	—	Oldenburg 2 798	
20		Peheim	Cloppenburg	—	—	Osnabrück	Kossinna
21	2	Lindern (Hageler Steine)	Cloppenburg	—	—	Oldenburg 2 344 u. 2 345	Mitt. v. J. Martin, Oldenburg
22		Lastrup	Cloppenburg	—	—	Oldenburg 2 856, 2 863	

Digitized by Google

Preußen.

23	3	Osnabrück	Osnabrück	Osnabrück	Hannover	Osnabrück 274, 293	Kossinna
						Berlin M. f. V. II 150	Kossinna
24	1	Fürstenau	Bersenbrück	Osnabrück	Hannover	Berlin M. f. V. I 496	Kossinna
25	1	Giersfeld Gem. Ankum	Bersenbrück	Osnabrück	Hannover	Hannover	Lindenschmit, Alt. u. h. V. I, III, 4, 6
26	1	Haselünne	Meppen	Osnabrück	Hannover	Hannover	Tewes, Unsere Vorzeit, Abb. 5
27	1	Hzgt. Aremberg	Meppen	Osnabrück	Hannover	Nürnberg Germ. M.	Mestorf, Katalog, S. 69, Nr. 5181
28	2	Berßen	Hümmling	Osnabrück	Hannover	Sml. Klemenswerth b. Sögel, I C 4	Kossinna
		Kl. Berßen	Hümmling	Osnabrück	Hannover		Bödiker, Archiv f. Gesch. u. Alt. Westph. II, Hamm 1827, S. 189, Abb. 5
							Lindenschmit, Alt. u. h. V. I, III, 4, 3
29	1	Sögel/Börger	Hümmling	Osnabrück	Hannover	Berlin M. f. V. I 495	Kossinna
30	1	Börger	Hümmling	Osnabrück	Hannover	Hannover 3 389	Müller-Reimers, Taf. IV, 30
							Hannöversche Wandtafel, Abb. 21
31–34	1	Emsgebiet	—	—	—	Smlg. Klemenswerth b. Sögel I C 9, 10, 16, 25	Kossinna

Niederlande.

35	2	Angelslo	—	Drenthe	—	Leiden III 499	Åberg, Stz. Niederl., S. 38, Nr. 6, 7, Abb. 11
							Pleyte, Taf. XI, 2
36	4	Emmen	—	Drenthe	—	Assen 4, 5, 10, 7	Åberg, Stz. Niederl. S. 39, Nr. 11—14
							Pleyte, Taf XV, 8 u. 9

Digitized by Google

Trichterbecher (Westgruppe) (Fortsetzung).

Lfde. Nr.	Zahl u. Art der Gefäße	Ort	Kreis	Reg.-Bez.	Provinz	Sammlung u. Nr.	Literatur
37	1	Borger	—	Drenthe	—	Assen 97	Åberg, Stz. Niederl., S. 40, Nr. 38
38	2	Veele b. Wedde	—	Groningen	—	Groningen	Åberg, Stz. Niederl., S. 40, Nr. 45
39	28	Drouwen	—	Drenthe	—		Åberg, Stz. Niederl., S. 38, Nr. 9 Holwerda, Meded., Bd. VII; Präh. Zs. 1913, S. 440ff., Abb. 7; Intern. Archiv f. Ethnogr. 23, Suppl. S. 191 Taf. XV, 28—33.
40	1	Zuidlaren	—	Drenthe	—	Assen 16	Åberg, Stz. Niederl., S. 39, Nr. 28
41	1	Midlaren	—	Drenthe	—		Åberg, Stz. Niederl., S. 39, Nr. 29 Pleyte, Taf. LV, 5—6
42	1	Peize	—	Drenthe	—	Assen 3	Åberg, Stz. Niederl., S. 40, Nr. 34 Holwerda, Nederl. vr. besch. Taf. I, 4?
43	1	Loon b. Assen	—	Drenthe	—		Åberg, Stz. Niederl., S. 40, Nr. 37 Pleyte, Taf. XV, Nr. 1
44	4	Beilen	—	Drenthe	—	Assen 9, 11, 34, 28	Pleyte, Taf. LXXIV, 1—4 Åberg, Stz. Niederl., S. 39, Nr. 30—33
45	1	Dalthe	—	Drenthe	—	Leiden III 502	Åberg, Stz. Niederl., S. 38, Nr. 8 Holwerda, Nederl. vr. besch. Taf. I, 3

Digitized by Google

Trichterbecher (Ostgruppe). ▲

Preußen.

1	1 Scherben	Altfelde	Marienburg	Marienwerder	Westpreußen	Danzig	Kossinna, Mannus IX, S. 142
2	1	Warmhof	Mewe	Marienwerder	Westpreußen	einst Smlg. Sibelkorn in Warmhof, durch Hausbrand untergegangen	Kossinna, Mannus II, S. 64, Abb. 12, S. 83 Wahle, Ostdeutschland, S. 176
3	Scherben	Neumühl	Tuchel	Marienwerder	Westpreußen	Danzig	Kossinna, Mannus IX, S. 142
4	2	Lorenzberg b. Kaldus	Kulm	Marienwerder	Westpreußen	Danzig	Kossinna, Mannus II, S. 65, Abb. 18, S. 83
5	fällt fort						
6	Scherben	Golotty	Kulm	Marienwerder	Westpreußen	Thorn Poln. Mus. ?	Kossinna, Mannus II, S. 83
7	Scherben	Wibsch	Thorn	Marienwerder	Westpreußen	Thorn Pol. Mus. (?)	Kossinna, Mannus II, S. 84
8	Scherben	Kulmsee	Thorn	Marienwerder	Westpreußen	Thorn Poln. Mus. (?)	Kossinna, Mannus II, S. 84
9	1	Jesuiterbruch	Hohensalza	Posen	Posen	Posen, K. Fr. M.	Kossinna, Mannus II, S. 84
10	2	Kol. Tannhofen (Tarkowo)	Hohensalza	Posen	Posen	Bromberg	Kossinna, Mannus II, S. 84
11	1 mit 4 Schnuröse	Gut Borkowo	Hohensalza	Posen	Posen	Posen	Kalliefe, Präh. Zschr. X, S. 170, Abb. 1
12	Scherben	Hohensalza	Hohensalza	Posen	Posen	Posen	Kalliefe, Präh. Zschr. VI, S. 101 u. 102, Abb. 4
13	Scherben	Montwy	Strelno	Posen	Posen	Bromberg	Kossinna, Mannus II, S. 84
14	Scherben	Przybislaw	Hohensalza	Posen	Posen	Posen	Kalliefe, Präh. Zschr. X, S. 170 f.
[15]	Scherben	Wuttrienen	Allenstein	Allenstein	Ostpreußen	Königsberg	Kossinna, Mannus II, S. 84
16	Form unsicher 1	b. Warmhof	Mewe	Marienwerder	Westpreußen	in Warmhof, Smlg. Sibelkorn	Wahle, Ostdeutschland, S. 177

Digitized by Google

Trichterbecher (Ostgruppe) (Fortsetzung).

Lfde. Nr.	Zahl u. Art der Gefäße	Ort	Kreis	Reg.-Bez.	Provinz	Sammlung u. Nr.	Literatur
17	Scherben	Sinzlow	Greifenhagen	Köslin	Pommern	Stettin	Kossinna, Mannus II, S. 83
18	1 Scherben	Krebbel	Schwerin	Posen	Posen	Berlin M. f. V. I 1 1387	Kossinna, Mannus II, S. 84
19	Scherben	Granowko	Kosten	Posen	Posen	Posen, K. Fr. M.	Kossinna, Mannus II, S. 84
20	1	Milzig	Grünberg	Breslau	Schlesien	Breslau	Seger, Schles. Vorz., N. F. VII, S. 55, Abb. 211
21	2	Noßwitz	Glogau	Liegnitz	Schlesien	Breslau	Seger, Schles. Vorz., N. F. VII, S. 36 u. 38, Abb. 162 Kossinna, Mannus II, S. 62, 65, 85
22	Scherben	Kosel	Breslau	Breslau	Schlesien	Breslau	Mitt. v. M. Jahn, Breslau
23	2	Gräbschen	Breslau	Breslau	Schlesien	Breslau	Kossinna, Mannus II, S. 65, 85
24	Scherben	Tschansch	Breslau	Breslau	Schlesien	Breslau 20 : 95	Mitt. v. M. Jahn, Breslau
25	2	Hartlieb	Breslau	Breslau	Schlesien	Breslau	Kossinna, Mannus II, S. 65, 85 Seger, Schles. Vorz., N. F. VII, S. 45, Abb. 185, 186
26	1	Bettlern	Breslau	Breslau	Schlesien	Breslau	Seger, Schles. Vorz., N. F. VII, S. 46, Abb. 190
27	2 u. Scherben	Jordansmühl	Nimptsch	Breslau	Schlesien	Breslau	Kossinna, Mannus II, S. 63 (Abb. 6 u. 7), 64, 65, 67, 85 Seger, Archiv f. Anthr., N. F. V, Taf. XII u. Abb. 25 Seger, Schles. Vorz., N. F. VII, S. 27, Abb. 86

Digitized by Google

28	—	Dankwitz	Nimptsch	Breslau	Schlesien	Breslau	Mitt. v. M. Jahn, Breslau
29	1	Trebnig	Nimptsch	Breslau	Schlesien	Breslau 6 551	Seger, Schles. Vorz. VI, S. 65 f. (1894), N. F. VII, S. 43, Abb. 184 u. S. 48; Kossinna, Mannus II, S. 65 u. 85
30	Scherben	Ottitz	Ratibor	Oppeln	Schlesien	Breslau	Mitt. v. M. Jahn, Breslau

Polen.

31	Trichterb.-Keramik	Jerzmanowic b. Olcow	Cianowice	Olkusz	Kielce	—	Kossinna, Mannus II, S. 85
32	Trichterb.-Keramik	Tomaszow b. Proszowic	Wawrzynizyce	Miechow	Kielce	Krakau Univ. 8 546 8 650	Kossinna, Mannus II, S. 85
33	1	Mieroszow	Wawrzynczyce	Miechow	Kielce	—	Kossinna, Mannus II, S. 86
34	Trichterb.-Keramik	Radziemice	Lentkowice	Miechow	Kielce	—	Kossinna, Mannus II, S. 86
35	1	Lelowice	Paleczince	Miechow	Kielce	Krakau, Akad.	Kossinna, Mannus II, S. 63, Abb. 9, S. 65, 67, 85
36	1	Ruda Rozaniecka	Cieszanow	Mittelgalizien	—	Privatbes.	Kossinna, Mannus II, S. 65, 86
37	Scherben	Nalenczow	Wamwolnica	Pulawy	Lublin	—	Kossinna, Mannus II, S. 13, Abb. 8, S. 86; Materialy antr. arch. Krakau XII, Taf. XIV
38	Scherben	Zawady	Jedlinsk	Radom	Radom	Krakau, Akad.	Kossinna, Mannus II, S. 86

Digitized by Google

Trichterbecher (Südgruppe). +

Lfde. Nr.	Zahl u. Art der Gefäße	Ort	Kreis	Reg.-Bez.	Provinz	Sammlung u. Nr.	Literatur
				Preußen.			
1	2	Halberstadt	Halberstadt	Magdeburg	Sachsen	Halberstadt	Kossinna, Mannus II, S. 72, Abb. 41. Mötefindt, Mannus III, S. 284 Åberg, Nord. Kult., S. 146
2	1	Schadeleben	Aschersleben	Magdeburg	Sachsen	Wernigerode	Mötefindt, Mannus III, S. 284 Åberg, Nord. Kult., S. 146
				Anhalt.			
3	1	Grimschleben	Bernburg	—	—	Wernigerode	Mötefindt, Mannus III, S. 284 Åberg, Nord. Kult., S. 146
				Preußen.			
4	1	Wolfen	Bitterfeld	Merseburg	Sachsen	Zerbst (früher Groß Kühnau)	Mötefindt, Mannus III, S. 283 Åberg, Nord. Kult., S. 146
5	1 Scherben	Landsberg	Delitzsch	Merseburg	Sachsen	Halle H K 10 039	Åberg, Nord. Kult., S. 146
6	1 Scherben	Hohen	Saalkreis	Merseburg	Sachsen	Halle H K 5 413	Åberg, Nord. Kult., S. 146
7	1	Peißen	Saalkreis	Merseburg	Sachsen	Halle H K 13: 2 906	Mitt. von W. Schulz, Halle
8	1	Halle	Halle	Merseburg	Sachsen	Wernigerode	Mötefindt, Mannus III, S. 285 Åberg, Nord. Kult., S. 146
9	1 Scherben	Beesen	Saalkreis	Merseburg	Sachsen	Halle H K 5 467	Åberg, Nord. Kult., S. 146

Digitized by Google

10	1	Frankleben	Merseburg	Merseburg	Sachsen	Leipzig, M. f. V.	Kossinna (bei Åberg, S. 146 irrtümlich unter Rössen aufgeführt)
11	1	Attnitzberg b. Zöschen	Merseburg	Merseburg	Sachsen	Halle, Smlg. Berger	Åberg, Nord. Kult., S. 146
12	2	Braunsdorf	Querfurt	Merseburg	Sachsen	Halle 13: 2 786	
	9	Braunsdorf	Querfurt	Merseburg	Sachsen	Merseburg	Åberg, Nord. Kult., S. 146
				Böhmen.			
13	1	Hloubětin b. Prag	—	—	—	Prag	Kossinna, Mannus III, S. 287 Åberg, Nord. Kult., S. 146
14	2	Kobylisy b. Prag (Karolinenthal)	—	—	—	Smlg. Jira in Dejwitz b. Prag	Kossinna, Mannus III, S. 288
				Mähren.			
15	1	Olmütz	—	—	—	Olmütz Vaterl. Mus.	Červinka, Moravské Starozitnosti II, S. 191, Abb. 107, S. 193
16	2	Niemschitz (Němčitz)	Kojetein	—	—	Brünn (Smlg. Telička)	Červinka, a. a. O., II, S. 182, Abb. 100 Åberg, Nord. Kult., S. 146
17	1	Krepitz b. Hrottowitz	—	—	—	Smlg. Palliardi in Mährisch Budwitz	Červinka, a. a. O., S. 192
18	1	Jewischowitz	Znaim	—	—	Smlg. Palliardi in Mährisch Budwitz	Palliardi, Wien. Präh. Zs., Bd. I, S. 269, Abb. 20
				Brandenburg.			
19	1	Melzow (Grabk.)	Angermünde	Potsdam	Brandenburg	Prenzlau	v. d. Hagen, Mannus VII, S. 41, Taf. IV, 16b

Digitized by Google

Als ich zu Beginn des Jahres 1920 an die Herstellung des Lichtbild-Grundstockes zu meinem für die Berliner Hauptversammlung unserer Gesellschaft geplanten „Festvortrag" heranging [1]), den ein tiefblickender Anhänger und langbewährter gedanklicher Förderer meiner Anschauungen über die Indogermanen unlängst einen „Überblick über die gesamte nordeuropäische Kulturentwicklung auf Grund unserer neuesten Ergebnisse" genannt hat, — da empfand ich es als eines der dringendsten Bedürfnisse, die bedeutsamsten Wanderungen des nordischen Kulturinhalts der Steinzeit nach Mittel- und Westeuropa durch Niederschlag auf die Karte bei den Hörern zu klarer und fester Anschauung zu bringen. Es entstanden so acht Karten, von denen die wichtigsten diejenigen waren, welche die Ausbreitung der Tonware der ältesten Großsteingräber behandeln. Die Wanderungen der Trichterbecher, Kragenfläschchen und Kugelflaschen Dänemarks und Schleswig-Holsteins, die ich im Jahre 1908 nur in ihrer Südostrichtung nach Ostdeutschland, Polen, Galizien und der Ukraine kartographisch dargestellt hatte, wurden nunmehr für ganz Mitteleuropa vorgeführt. Und diese drei Karten sind es, die hier mit genauester Statistik der Funde veröffentlicht werden sollen. Eine Reihe anderer Karten, die zum Teil nur Umzeichnungen früherer von Åberg veröffentlichter Karten sind, hat mein Buch „Die Indogermanen, I" soeben gebracht.

Bei der Kürze der noch verfügbaren Zeit bis zum Tage jenes Festvortrages war es für mich, wie ich dankbar anerkenne, eine nicht unbedeutende Arbeitserleichterung, daß eine Anzahl meiner damaligen Schüler sich mir erbot, die politische Zugehörigkeit der zahllosen Fundorte und ihre Lage auf der Karte genau festzustellen. Das größte Verdienst erwarb sich hierbei Albert Winckler durch genaue Ermittelungen über Zugehörigkeit und Lage der dänischen und schleswig-holsteinschen Fundorte. Leichter war die von Konrad Jarausch durchgeführte Ermittelung der niederländischen Fundorte, für die in Åbergs Buch über die „Steinzeit der Niederlande" ein guter Wegweiser vorlag. Desgleichen die Ermittelungen über die Fundorte in Nord-, Mittel- und Ostdeutschland, die Jörg Lechler übernommen hatte. Überall hat Waldtraut Bohm bescheiden in zweiter Linie, aber um so fleißiger mitgearbeitet.

Die Mitteilungen über die Funde selbst, ihr Verbleiben und ihre Literatur entstammen natürlich ganz meiner eigenen, Jahrzehnte lang fortgeführten Arbeit. Eine Ausnahme bildet hier allein der Umstand, daß ich mit dem Auszug der heute ganz ungenügenden Statistik der Kragenfläschchen in Dänemark, die H. Petersen in seinem bekannten Aufsatze über „Die verschiedenen Formen der Steinaltergräber in Dänemark" [2]) bietet, A. Winckler betraute, der in diesem Punkt also auch für die wissenschaftlichen Angaben

[1]) Höhepunkte nordindogermanischer Kultur. Mannus 11/12, S. 249 ff.
[2]) Aarb. 1881, S. 299 ff., deutsch von J. Mestorf im Arch. f. Anthr. 1882, XV.

Digitized by Google

verantwortlich ist. In der Kolumne Literatur ist, wenn irgend möglich, auf eine gedruckte Erwähnung des Fundes verwiesen worden, mag diese auch noch so nackt sein. Wo eine solche fehlt, habe ich die Urheber einer mündlichen oder schriftlichen Mitteilung an mich namhaft gemacht, in allen Fällen, wo ich nicht selbst den Fund gesehen habe. In letzterem Falle ist einfach mein Name als Quelle genannt worden.

Die technische Ausführung der Zeichnung haben dann A. Winckler für die Karten der Trichterbecher und Kragenfläschchen, Otto Gütte und Dr. Julius Andree für die der Kugelflaschen geleistet. Zahlreiche kleinere Versehen und Auslassungen konnten von mir erst gebessert werden, als ich bei der Korrektur des Textes zum ersten Male Gelegenheit hatte, die Karten an der Hand des gesamten Stoffes genauester Überprüfung zu unterziehen. Auch war ich in der Lage, nicht wenige Nachrichten über neue Funde aus der neuesten Literatur und infolge mündlicher Mitteilung nachzutragen. Geändert werden mußten dann die für den Vortrag in letzter Stunde überhastet eingesetzten mutmaßlichen Weglinien der Verbreitung auf den Karten der Trichterbecher und Kragenfläschchen, worüber ich alsbald mich des näheren auslassen werde.

Funde aus Dänemark, Schleswig-Holstein und Rügen, deren genauer Herkunftsort nicht bekannt ist, sind nahe der Küste ins Meer hinein gezeichnet worden.

I. Trichterbecher[1]).

Während im Jahre 1914, als ich die 2. Auflage meines Buches über „Die deutsche Vorgeschichte" ausarbeitete, in unserer Kenntnis der ältesten europäischen Tonware noch eine unüberbrückte Kluft gähnte zwischen der Ellerbekzivilisation der Litorina-Epoche und der frühesten Steingrabzivilisation der Dolmenzeit, hat sich in den unmittelbar folgenden Jahren dank neuer Entdeckungen in Dänemark diese Lücke zu schließen begonnen[2]).

---

[1]) „Trichterbecher" nenne ich kürzer fortan die bisher von mir mit dem langatmigen Worte „Trichterrandbecher" bezeichneten Tongefäße auf Grund folgender Erwägungen. Nach einem allgemein gültigen Gesetz deutscher Wortbildung wird bei Zusammensetzungen aus drei Wörtern das mittlere Wort ausgestoßen, sofern dadurch nicht etwa Zweideutigkeit oder offenbarer Widersinn entsteht. So sagt man Ölzweig statt Ölbaumzweig; Kalbsbrühe (Kalbsbratenbrühe); Kokosbutter (Kokosnußbutter); Rüböl (Rübsamenöl); Weißbäcker (Weißbrotbäcker); Schwefelholz (Schwefelzündholz); Nadelwald (Nadelholzwald); Sonnabend (Sonntagabend: bekanntlich rechneten die Germanen nach Nächten, nicht nach Tagen, und der Gesamttag begann mit dem Abend des vorhergehenden Tages; dieser Abendname wird dann später auf den ganzen vorhergehenden Tag selbst übertragen); Heidelberg (Heidelbeerberg), Feldsee (Feldbergsee); Zugspitze (Zugwaldspitze) usw.

[2]) S. Müller, Stenalderens Ierkar (Aarböger 1916); derselbe, Stenalderens Kunst i Danmark. Kopenhagen 1918.

Digitized by Google

Die Ellerbeker Zivilisation wird bekanntlich gekennzeichnet durch große Kruken mit spitzem Boden (Abb. 1), die in den älteren Muschelhaufen erscheinen.

Abb. 1. 1/6. Brabrand-See, Hd. Ning, Jütland. (Nach Aarböger 1916).

Im Muschelhaufen von Sölager an der Roskilder Föhrde auf Seeland und zwar in einer ans Ende der Ellerbekzeit gehörigen oberen Lage fanden sich ähnlich geformte Gefäße, die aber vermöge einer leichten Einschnürung der früher nur ein- und ausgeschwungenen Wand bereits eine Teilung des Gefäßkörpers in Hals und Bauch aufweisen, außerdem auch schon durch zwei Reihen eingedrückter Strichelchen unter dem Rande (Abb. 2) oder durch Bündel senkrechter Schnureindrücke auf dem Oberteil des Bauches verziert sind (Abb. 3; vgl. Verzeichnis S. 14, Nr. 3).

Mit diesen Formen nächstverwandt, besonders durch die anfangs noch senkrechten Bündel von Schnureindrücken, sind solche Gefäße, wie sie Abb. 4—6 (vgl. Verzeichnis S. 14, Nr. 4—6) wiedergeben, die noch stärker die Gliederung in Hals und Bauch betonen. Sehr bald gehen hier die Bündel senkrechter Schnureindrücke in ein Band mehrfacher wagrechter Schnurlinien über, das unter dem Gefäßrand hin-

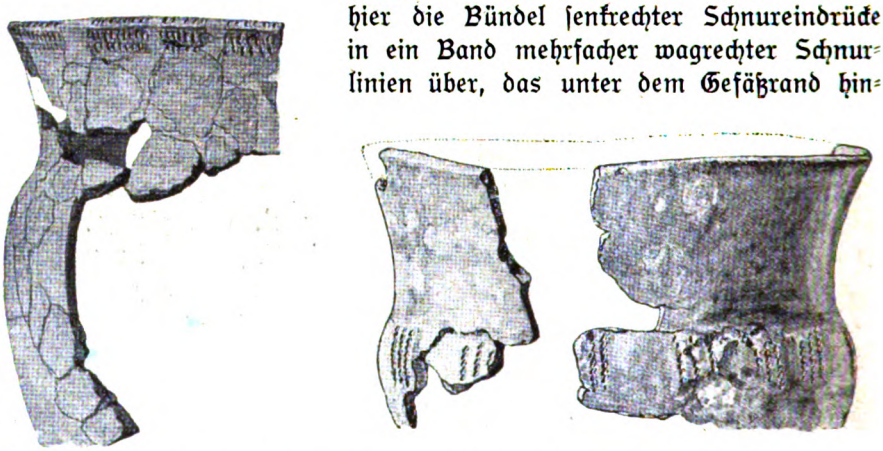


Abb. 2, 3. 1/4. Muschelhaufen Sölager bei Roskilde, Seeland.

läuft. Auch diese letztgenannten Gefäße mit Schnurverzierung, von denen eines in einem flachen Erdgrabe gefunden worden ist, fallen noch vor die Dolmenzeit, gehören also der Zeit des spitznackigen Feuersteinbeiles an: ich nenne sie „Urbecher". Ihr Zeichen ist ▽.

In der obersten Schicht des Sölager-Muschelhaufens, also in noch höherer

Digitized by Google

Lage als die eben besprochenen Funde, kam eines der noch etwas jüngeren Gefäße dieses Typus vor im Verein schon mit einem dünnackigen Beile der Dolmenzeit. Diese Art zeigt niemals mehr Schnurverzierung, sondern enger gestellte, vom Hals-Bauchansatz abwechselnd teils über den Oberbauch teils

Abb. 4. 1/4. Bornholm.

Abb. 5. 1/4. Forsinge, Jütland.

Abb. 6. 1/4. Bornholm.

nur über den am Halsansatz befindlichen Bauchteil laufende eingeschnittene senkrechte Furchenbündel, das sog. „Fransenmuster".

Die bisher genannten Gefäße haben größere Maße. Nunmehr aber erscheinen auch kleinere, die dasselbe Muster senkrechter Furchen tragen,

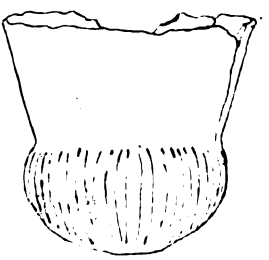


Abb. 7. Herzogtum Schleswig. Mus. Kiel.

Abb. 8. Stursbüll, Kr. Hadersleben. Mus. Hadersleben.

Abb. 7, 8. 1/3. Trichterbecher der Dolmenzeit, teils mit senkrechten Furchen, teils mit senkrechten Rippen.

jedoch eng gestellt und bis zum Boden des Gefäßes herablaufend: das sind erst die eigentlichen Trichterbecher der Dolmenzeit, wie sie ein Stück aus dem Herzogtum Schleswig darstellt (Abb. 7, Verzeichnis S. 16, Nr. 13). Zuweilen tritt an Stelle der Bedeckung mit senkrechten Furchen eine solche mit erhaben aufgelegten Rippen, so bei dem Becher aus einem Dolmen von Stursbüll Kr. Hadersleben (Abb. 8, Verzeichnis S. 15,

Digitized by Google

Nr. 12). Auch die gleichzeitigen Kugelflaschen haben zuweilen solche Rippen statt der Furchen.

Aus Schleswig-Holstein kann ich von solchen Trichterbechern des Dolmentypus noch einige weitere Abbildungen vorführen, die, wie auch Abb. 7, Herrn

Abb. 9. 1/4. Jels, Kr. Hadersleben. Mus. Kiel. Gefunden unter Steinen.

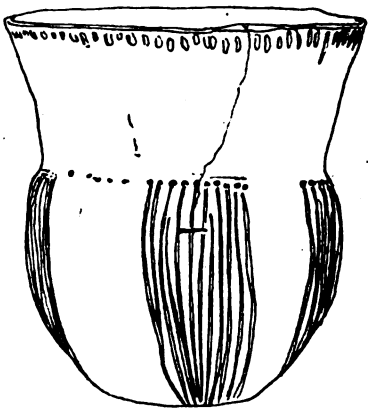


Abb. 10. 1/3. Owschlag, Kr. Eckernförde. Mus. Kiel. Gefunden beim Kiesgraben, ohne Steinkammer.

Abb. 11. 1/4. Dithmarschen, Holstein. Mus. Kiel.

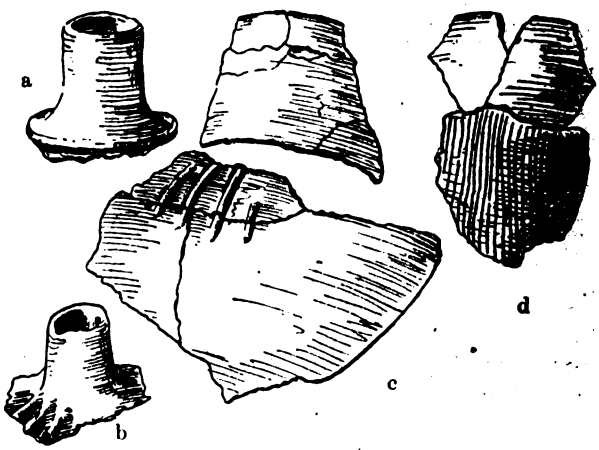


Abb. 12. 1/2. Zarrenthin, Kr. Demmin. Mus. Stettin.
a, b zwei Kragenfläschchen; c Kugelflasche; d Trichterbecher.

Prof. Knorr verdankt werden. So Verzeichnis S. 15, Nr. 11 aus Jels Kr. Hadersleben (Abb. 9); S. 16, Nr. 14 aus Owschlag Kr. Eckernförde (Abb. 10); Nr. 15 aus Dithmarschen (Abb. 11). — Die Zeichnung der Bruchstücke von 4 Gefäßen aus dem oft genannten Steingrabe von Zarrenthin bei Jarmen Kr. Demmin, Vorpommern (Abb. 12, Verzeichnis S. 16,

Digitized by Google

Nr. 16), worunter sich ein alter Trichterbecher befindet, verdanke ich der bewährten Hand des Herrn Konservators Stubenrauch in Stettin [1]).

Im allgemeinen ist der Hals der Trichterbecher der Dolmenzeit so wie es bei den Urbechern (Abb. 4—6) der Fall ist, mit eingetieftem Ornament, jedoch meist in Gestalt einer Zickzacklinie, verziert. Nur ausnahmsweise erscheint er nur mit leichter Kerbung der Oberkante versehen, wie bei Nr. 2 (Jersley) und Nr. 10 (Rabelöffee) oder gar ganz glatt gelassen, wie bei Nr. 4 (Tovstrup), Nr. 11 (Jels), Nr. 13 (Hzt. Schleswig), Nr. 15 (Dithmarschen) und wahrscheinlich auch bei Nr. 16 (Zarrenthin). Nur im südlichen Gebiet seiner Ausbreitung, d. h. besonders in Schleswig-Holstein, herrscht also der unverzierte, glatte Rand bei den Dolmenbechern vor (4 : 2) und man muß darin wohl eine beginnende Entartung der alten Form erkennen.

Abb. 13. 1/2. Hegnum, A. Ribe, Jütland. Mus. Kopenhagen. (Nach S. Hansen.)

Daß diese Auffassung berechtigt ist, zeigen deutlich die Verhältnisse der Ganggrabzeit. Am Ende der Dolmenzeit findet offenbar eine starke Aus-

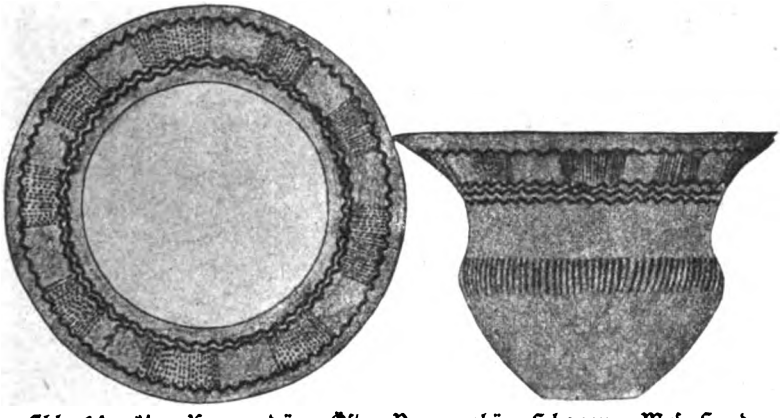


Abb. 14. 2/5. Kungsdös, Östra Demmenhög, Schonen. Mus. Lund. (Nach S. Hansen.)

wanderung aus Schleswig-Holstein nach Nordhannover, Oldenburg, Nordostholland und Nordwestfalen statt, bezeugt

[1]) Besonders hervorgehoben werden im Verzeichnis (hier durch die Bemerkung „Abbildung folgt“) wie in der Erläuterung nur neue Abbildungen, nicht solche, die bereits im „Mannus“ oder in der „Deutschen Vorgeschichte“ oder anderswo veröffentlicht worden sind.

Digitized by Google

Abb. 15. 1/6. Denghoog, Sylt. (Nach Mastorf.)

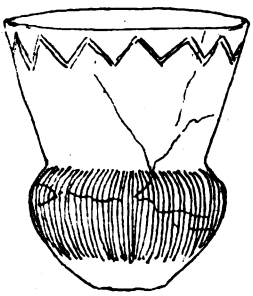


Abb. 16. 1/4. Dronninghöi b. Schuby, Kr. Schleswig. Mus. Kiel.

Abb. 17. 1/4. Schalkholz b. Tellingstedt, Kr. Norderdithmarschen. „Aus einem Hünengrabe". Mus. Kiel.

Abb. 18. 1/6. Molzow, Mecklenburg. (Nach Beltz.)

Abb. 19. 1/8. Gingst, Rügen.

Abb. 20. Gingst, Rügen. (Nach Seger.)

Abb. 21. 1/6. Neuenfeld, Kr. Prenzlau.

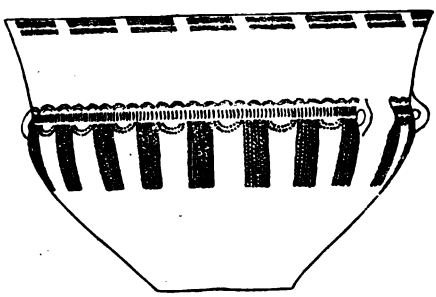


Abb. 22. 1/8. Satzkorn, Kr. Osthavelland. (Nach Brunner.)

Abb. 23. 1/8. Tangermünde, Kr. Stendal.

Digitized by Google

durch das Erscheinen einer Megalithkeramik schleswig-holsteinischer Art: hier ist nämlich der Trichterbecher mit glattem Rande fast alleinherrschend, das Zickzackband aber, zudem nur in schon breiterer, reicher Ausgestaltung oder bis auf die Schulter hinabgeglitten, seltenste Ausnahme, wie bei Nr. 25 und 28 (Giersfeld und Kl. Berßen) und bei nur zweien der 28 Drouweners

Abb. 24, 25. Etwa 1/4. Kloppenburg, Oldenburg.

Becher (Nr. 39). Der Becher von Kl. Berßen hat außerdem schon eine stärkere Schweifung des nun höher gewordenen, ausladenden Halses.

Diese Beobachtungen machen es mir zur Gewißheit, daß meine alte Auffassung von der Ausbreitung der Megalithkeramik aus Dänemark nach Nord-

Abb. 26. Fast 1/3. Dechta, Oldenburg.

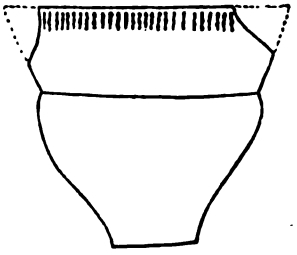


Abb. 27. Warmhof bei Mewe, Westpreußen.

westdeutschland und Holland zu recht bestehen bleibt und Sophus Müllers Anzweiflung dieser Auffassung und Neigung zu umgekehrter Ansetzung des Ausbreitungsganges, wofür er nicht den geringsten Grund anzugeben weiß, hinfällig ist: sie ist eben lediglich ein Geschöpf der „Hypothesenarchäologie", die er selbst so scharf abweist [1]), und nicht der „Beobachtungsarchäologie".

[1]) S. Müller, Oldtiden VII, S. 188.

Digitized by Google

In das wenigstens teilweise entleerte Schleswig-Holstein rückt sofort die nördlich und östlich davon wohnende Bevölkerung aus Dänemark ein. Den Beweis hierfür erbringt die Beobachtung, daß nunmehr, d. h. seit Beginn der Ganggrabzeit, in beiden Ländern (wie auch in Schonen) eine völlig übereinstimmende Entwicklung des Trichterbechers vor sich geht: starke Ausschweifung des Halses (Nr. 14 und 24) und reichere Ausgestaltung der Zickzackverzierung, die jetzt in langen, breiten, oft leiterartig gestalteten Bändern den ganzen Hals überzieht (Nr. 11, 14, 16, 18, 23), zuweilen auch durch Bündel senkrechter Linien oder Bänder unterbrochen wird (1, 9). Glatter Rand

Abb. 28. Lorenzberg bei Kaldus, Kr. Kulm.
Außenansicht und innere Randverzierung.

dagegen erscheint jetzt in Dänemark wiederum nur einmal (Nr. 5), in Schleswig-Holstein nur noch viermal (Nr. 11, 12, 19, 21) unter vierundzwanzig Fundstücken, hier also fast in demselben Verhältnis (5 : 1), wie bei den Dolmenbechern Dänemarks (7 : 1; von Nr. 5 aus Aarslev ist mir die Verzierung nicht bekannt). Auch von den Ganggrabbechern kann ich dank des Entgegenkommens des Kieler Museums neue Abbildungen aus Schleswig-Holstein bringen: so von 17a aus dem Dronninghöi bei Schuby Kr. Schleswig (Abb. 16) und Nr. 20 aus Schalkholz bei Tellingstedt Kr. Norder-Dithmarschen (Abb. 17). Dagegen ist der glatte Rand vorherrschend in Mecklenburg, Vorpommern und der Uckermark; wir haben hier also genau wie in Nordwestdeutschland Abkömmlinge der schleswig-holsteinschen Dolmenart vor

Digitized by Google

uns. Ich wäre daher ebenso berechtigt gewesen, die Becher Nr. 25—35 zur Westgruppe, wie zur Nordgruppe zu zählen.

So kann es wiederum nur die dänisch-schleswig-holsteinische Bevölkerung

Abb. 29. 1/10. Tannhofen, Kr. Hohensalza.

Abb. 30. 1/4. Bettlern, Kr. Breslau. (Nach Seger.)

Abb. 31. 1/6. Jordansmühl, Kr. Nimptsch: Grab 28; unterste Reihe: Grab 20. (Nach Seger.)

Abb. 32. Lelowice, Gouv. Kielce, Polen.

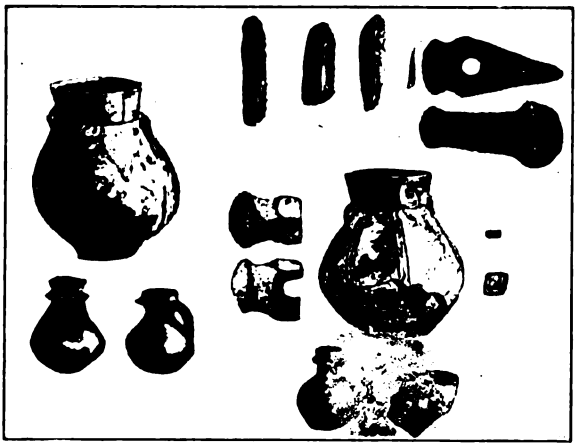


Abb. 33. Nalenczow, Gouv. Lublin, Polen.

der Ganggrabzeit, nicht die nordwestdeutsche, gewesen sein, die den Trichterbecher nach Ostdeutschland und Polen getragen hat. Denn hier besitzt er stets Randverzierung, und zwar vorzugsweise in der besonderen

Digitized by Google

Ausgestaltung, bei der oben am Rande eine fortlaufende „Strichzone", d. h. eine Reihe oder mehrere Parallelreihen schräg oder senkrecht gestellter kurzer Striche laufen, darunter dann die einfache oder mehrfache Zickzacklinie, die zuweilen nicht fortlaufend, sondern gestrichelt ausgeführt wird. Bereits im Havelgebiet, das ich zur Nordgruppe gestellt habe, begegnet uns diese Verzierungsart der Strichzonen bei Nr. 32, einer sehr großen Trichterschale aus Satzkorn Kr. Osthavelland: hier erscheinen dicht unter dem Rande zwei Reihen Schrägstriche, die in langen Gruppen angeordnet sind (Abb. 22). In Hinterpommern fehlen die Trichterbecher völlig trotz Åbergs gegenteiliger Bemerkung, in Vorpommern ebenfalls; die Angaben über den aus der Dolmenzeit stammenden Fund von Jarrenthin, über den bisher mehrere sich widersprechende Fundangaben vorlagen, da dieser Ortsname in Vorpommern mehrfach vorkommt, sind jetzt im Verzeichnis Nr. 16 richtig gestellt worden. Nur auf Rügen erscheinen zwei Trichterbecher, von denen der eine (Nr. 29) sicher der Ganggrabzeit entstammt, der andere, aus Gingst (Nr. 30, Abb. 20) durch seine überaus reiche Verzierung und den hohen Hals sich gleichfalls als nach-dolmenzeitlich erweist.

Abb. 34. 1/4. Halberstadt.

In bezug auf die Stellung der Südgruppe der Trichterbecher habe eine Zeit lang im Urteil geschwankt. Die vollkommene Unverziertheit dieser Becher könnte dazu verleiten, sie ohne weiteres als Abkömmlinge der nordwestdeutschen Gruppe aufzufassen. Doch ist dieser Gesichtspunkt nicht entscheidend, da die Entartung zu völligem Ziermangel bei jeder Gruppe und zu jeder Zeit einsetzen könnte, zumal bei starker Umsiedlung der Bevölkerung. Auch steht die Südgruppe von Böhmen und Mähren aus mit der Ostgruppe in Schlesien in recht naher Verbindung, während sie selbst am Nordostharz von der nordwestdeutschen Gruppe ungleich weiter entfernt ist. Entscheidend war für mich jedoch der meines Erachtens überzeugende Nachweis Niklassons[1]), daß die Jordansmühler Keramik sich von Schlesien über Mähren und Böhmen nach dem Saalegebiete (Rössen) ausgebreitet hat. Denn er führte mich zu dem Gedanken, daß die mit der Jordansmühler teilweise eng verschlungene

[1]) Mannus 11/12, 1920, S. 328.

Digitized by Google

nordische Bevölkerungsgruppe, die durch Trichterbecher und Kragenfläschchen gekennzeichnet wird, von Schlesien her denselben Weg über Mähren-Böhmen nach der Saale und weiter nach dem Nordharz eingeschlagen

Abb. 35. Etwa 1/3. Halberstadt. (Nach Mötefindt.)

Abb. 36. Etwa 1/2. Schadeleben, Kr. Aschersleben. (Nach Mötefindt.)

hat, ja daß sie, soweit Kragenfläschchen in Frage kommen, von hier aus noch weiter westwärts nach Hessen, Südwestfalen und der Rheinpfalz gezogen ist. Niklasson stimmte dieser meiner Auffassung brieflich zu.

Abb. 37. 1/6. Wolfen, Kr. Bitterfeld.

Abb. 38. Etwa 1/2. Halle a. S. (Nach Mötefindt.)

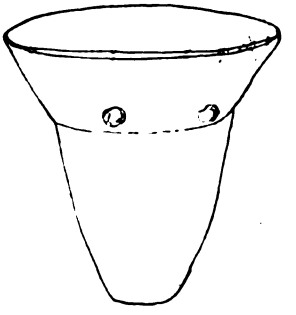


Abb. 39. 1/4. Melzow. Kr. Angermünde. (Nach v. d. Hagen.)

Auch typologische Gründe sprechen für meine Ansicht. In Polen gewinnt der ostdeutsche Trichterbecher eine besondere Form mit kurzem, ziemlich steilen Hals, unter dem sich vier Schnuröse befinden, eine Form, wie sie

Digitized by Google

Abb. 32 zeigt und wie sie schon das Stück aus Borkowo Kr. Hohensalza (Nr. 11) genau widergibt. In Schlesien dagegen sehen wir eine Form entstehen, die eine kleine Standfläche und einen recht schlanken Unterteil erhält, der zwar noch durch die umlaufende Furche, durchaus aber nicht mehr durch Änderung der Wandungsrichtung von dem hochragenden, stark schräg ausladenden, aber nahezu ungewölbten Halse geschieden wird. Dieses Bild bietet annähernd schon der Becher von Bettlern Kr. Breslau (Abb. 30), in vollkommener Weise aber der von Trebnig Kr. Nimptsch [1]). Und weiter ermangelt dieser Becher von Trebnig bereits jeglicher Verzierung. Er entspricht also vollkommen dem Typus der Becher der Südgruppe, die in der Mehrzahl das Aussehen des einen der Halberstädter Stücke (Abb. 34) haben, während das andere Halberstädter Stück (Abb. 35) zu jener Minderheit der Becher der Südgruppe gehört, die gänzlich entartet sind. Nehmen wir schließlich noch hinzu, daß die schlesischen Becher und die des Haupttypus der Südgruppe auch den Zug gemeinsam haben, daß sie öfters hufeisenförmige Leisten an Stelle der Schnuröse tragen (Abb. 31 oben links und Abb. 34), so dürfte auch der typologische Beweis erbracht sein, daß die Südgruppe ein Abkömmling der schlesischen Gruppe ist.

Ich benutze die Gelegenheit, um als Nachtrag die Mitteilung eines ganz neuen Fundes zu bringen; das Museum für Völkerkunde zu Berlin soll einen Trichterbecher, der nur mit einer Reihe schräger Randstriche verziert ist, also von ostdeutscher Form, aus Dettersfelde Kr. Guben erworben haben. Dieser Fund ist um so bemerkenswerter als er aus der in der Steinzeit äußerst unergiebigen Niederlausitz stammt. Ferner ist mir erst jetzt ein Trichterbecher von annähernd Halberstädter Form, also zur Südgruppe gehörig, in der Sammlung des Herrn Kapellmeisters Walther Götze in Geuz bei Köthen bekannt geworden, der aus Werdershausen a. d. Fuhne, Kr. Köthen, Anhalt, stammt.

[1]) Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift 1916. N. F. VII, S. 43, Abb. 184; vgl. S. 48.

Digitized by Google

Krantas und Jurabecken in Ostpreußen.

Veraltete Anschauungen der Geologie und Vorgeschichte.

Von Dr. Heß von Wichdorff, Preuß. Bezirksgeologen in Berlin.

Mit einer Abbildung im Text.

Im nördlichsten Teile von Ostpreußen, in der Gegend des Kurischen Haffes, der Kurischen Nehrung und des Memeldeltas, bieten sowohl die geologischen Verhältnisse wie die vorgeschichtlichen Funde den Fachgelehrten ein ungemein dankbares Feld der Tätigkeit. Die Erkenntnis der sehr mannigfaltigen geologischen Vorgänge und Ablagerungen in diesen Gegenden ist soeben nach jahrelangen Forschungen zum Abschluß gelangt[1]) und auch die Fülle der unendlich vielseitigen vorgeschichtlichen Funde, die von der jüngeren Steinzeit bis in die spätheidnischen und christlichen Zeiten reichen mit ihren zahllosen Gräberfeldern und Fundstätten, die in diesem uralten Grenzlande dereinst wichtige Schlüsse über die Kulturzustände, den Handel und den jeweiligen Machtbereich auch der nördlich wie östlich benachbarten Volksstämme liefern werden, ist namentlich seitens der Altertumsgesellschaft Prussia schon eingehend bearbeitet worden und hat bereits sehr wertvolle Ergebnisse gezeitigt.

Naturgemäß war schon seit langem die Vorgeschichte in einem so vielseitigen und schwierigen Gebiet bemüht, auch die geologischen Erkenntnisse nutzbringend zur Klärung der vorgeschichtlichen Verhältnisse anzuwenden. Diese scheinbare Unterstützung fand die Vorgeschichte zunächst in der nun seit 87 Jahren bestehenden „Krantas"-Theorie.

Unter dem litauischen Namen „Krantas" (zu deutsch: „Ufer) versteht man die Erscheinung im Kurischen Haff, daß vom Uferstrand aus der Boden des Haffes zunächst unter einer ganz geringen Wasserbedeckung, die von $^1/_3$ m bis $1^3/_4$ m ansteigt, sich ganz allmählich und fast unmerklich senkt und also

---

[1]) H. Heß v. Wichdorff, Geologie der Kurischen Nehrung 1919. (Abhandlungen der Preuß. Geologischen Landesanstalt in Berlin, Neue Folge Heft 77.)

Digitized by Google

eine flache Randzone eine ziemlich weite Strecke lang in das Haff hinein besitzt, um dann plötzlich mit steiler Böschung um 1—3 m nach der etwas tieferen Haffmitte abzufallen. Dieser plötzliche Abfall ist allen Fischern wohl bekannt und führt den Namen „Krantas".

Der Krantas ist wohl zuerst[1]) von dem hier tätigen Oberfischmeister Beerbohm im Jahre 1833 eingehend beschrieben und schon als Beweis einer früheren Landsenkung aufgefaßt worden. Später hat 1864 der bekannte Naturforscher J. Schumann diese Angaben geprüft, die Untersuchungen weitergeführt und festgestellt, daß die gleiche Erscheinung auch im Frischen Haff vorhanden ist und dort von den Bewohnern der Küste „die Schaar" benannt wird. Auch er betrachtet den Steilabfall in den Haffen, der als fortlaufende Böschung zwischen dem flachen Haffgrund der Uferzone und dem tiefen Inneren des Haffes in vielen Teilen der Haffe nachweisbar ist, als Beweis einer Landsenkung, als eine ehemalige versunkene Klippküste[2]). Schließlich hat der sonst so verdienstvolle Diluvialgeologe G. Berendt im Jahre 1869 das gesamte Material der Krantasfrage so bestimmt in gleichem Sinne ausgewertet und den Beweisen für die von ihm behaupteten mehrfachen Senkungen und Hebungen dieses Gebietes angegliedert, daß diese Theorie 50 Jahre lang unangefochten bestanden hat, ehe sie 1919 endgültig widerlegt wurde. In seiner Geologie des Kurischen Haffes[3]) und in einer späteren kleineren, aber ungemein überzeugend geschriebenen Schrift[4]) ist G. Berendt dann noch weiter gegangen; er sagt mit außerordentlicher Bestimmtheit: „Noch heute bezeichnet der anwohnende Litauer und namentlich die dortigen „Fischer, die nicht selten unaufgefordert ihre Meinung dahin aussprechen, „daß das Land früher einmal bis zu diesem Steilabfall im Haffboden gereicht „habe, denselben mit dem Namen Krantas (d. h. Ufer, Rand); und entweder „ist diese Bezeichnung aus unbewußtem richtigen Verständnisse „des oft überraschend scharf denkenden Litauers entstanden „oder wir haben es hier wirklich mit einer Überlieferung zu „tun und die ehemaligen Vorfahren jener Uferbewohner haben „das alte Ufer als solches noch wirklich gekannt." Mit dieser so sicher ausgesprochenen Behauptung hatte Berendt den Sprach- und Vorgeschichtsforschern die Möglichkeit einer geologischen Zeitbestimmung für das

---

[1]) Beerbohm, Nachricht über die Uferbefestigungsarbeiten des Försters Tanscheit. (Preußische Provinzialblätter, Band X, 1833, S. 112.)

[2]) Julius Schumann, Über Hebung und Senkung der südlichen Küste des Baltischen Meeres. Aufsatz erschienen 1864. (Abgedruckt in : J. Schumann, Geologische Wanderungen durch Altpreußen, Königsberg 1869, S. 160—171.)

[3]) G. Berendt, Geologie des Kurisches Haffes (Königsberg 1869, S. 62—63).

[4]) G. Berendt, Geognostische Blicke in Alt-Preußens Urzeit 1871—1872. (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von R. Virchow und F. von Holzendorff, VI. Serie, Heft 142, S. 32.)

Digitized by Google

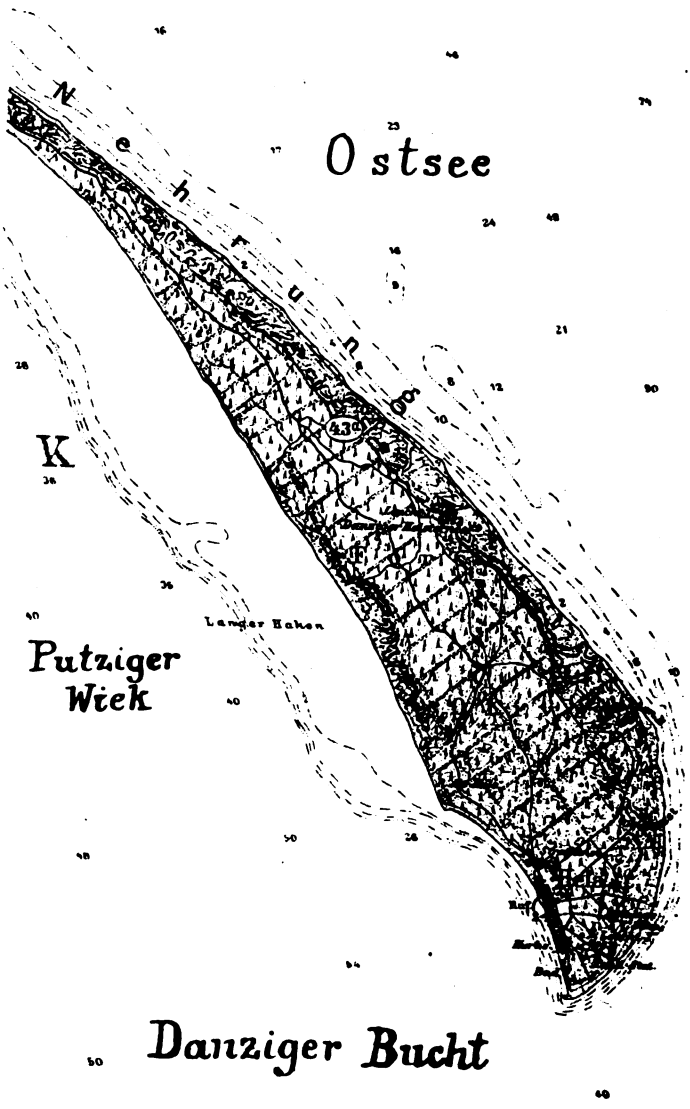
Alter des litauischen Volksstammes in diesen Gegenden nahegelegt. Auf die Autorität Berendts gestützt, hat dann der ausgezeichnete Königsberger Forscher Adalbert Bezzenberger diese Theorie für seine Sprach- und Vorgeschichtsforschungen übernommen und sie seitdem vertreten[1]). Über seine Gründe dafür spricht Bezzenberger in seinem Buche „Die kurische Nehrung und ihre Bewohner" (Stuttgart 1889 S. 178 [18]) sich folgendermaßen aus: „Man wird vielleicht tadeln, daß ich trotzdem ausführlich über sie (diese Theorie) „referiert habe und daß ich ihr nichts Selbständiges entgegenstelle. Ich würde „darauf erwidern, daß Selbständigkeit in geologischen Fragen von mir nicht „zu verlangen ist; daß Berendt der einzige ist, welcher die Gesamtentwicke„lung der kurischen Nehrung geologisch behandelt hat und daß jene Theorie „so geistvoll und bahnbrechend ist und so vieles von bleibendem Werte ent„hält, daß auch in Zukunft niemand über sie hinwegblicken darf." Es kann nicht die Rede davon sein, daß einem so bedeutenden und kritischen Gelehrten wie Bezzenberger aus dieser Stellungnahme ein Vorwurf erwachsen kann. Tatsächlich war sein Gewährsmann G. Berendt ein so tiefgründiger und ernster Diluvialgeologe, daß seine fruchtbare Tätigkeit im allgemeinen ungemein anerkennenswert bleiben wird. In der Krantas-Frage allerdings ist Berendt das Opfer eines schweren Irrtums geworden. Da zu seinen Zeiten die Seenforschung überhaupt noch nicht bekannt war, ist ihm die falsche geologische Deutung des „Krantas" als versunkene Klippküste nicht besonders zur Last zu legen. Wohl aber hat er durch die Aufnahme des auffälligen litauischen Namens „Krantas" für eine, wie wir sehen werden, so alltägliche geologische Erscheinung ein halbes Jahrhundert lang die Gelehrten mehrerer Wissenschaften über die Bedeutungslosigkeit der Sache hinweggetäuscht und durch seine weit über die geologischen Grundlagen hinausgehenden allgemeinen Folgerungen benachbarte Wissenschaften in den Bann seiner Krantastheorie mit hineingezogen. Da noch in neuester Zeit gerade auf vorgeschichtlichem Gebiet die Krantasfrage dauernd eine Rolle spielt (z. B. in E. Wahle, Ostdeutschland in jungneolithischer Zeit, 1918), erscheint es hier nötig, die geologisch nachgewiesene Unhaltbarkeit der Krantastheorie auch in vorgeschichtlichen Kreisen darzutun, damit dieser zu Mißdeutungen Anlaß gebende Ausdruck nunmehr ganz aus der deutschen Wissenschaft verschwindet.

Wie stellt sich nun die geologische Wissenschaft gegenwärtig zur „Krantas"-Frage? Zunächst findet sich die flache Uferzone mit dem steilen Abfall nach dem Haffinneren zu nicht nur auf das Kurische Haff beschränkt, sondern ist ebenso, worauf schon J. Schumann hingewiesen hat, im Frischen Haff vorhanden. Noch besser ist, worauf hier als vollkommen neue Beobachtung aufmerksam gemacht sei, diese Erscheinung in der Danziger Bucht an der Halb-

[1]) A. Bezzenberger, Bemerkungen zu dem Werke von A. Bielenstein über die ethnologische Geographie des Lettenlandes. (Kaiserl. Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg. Neue Folge IV (36), 1895, S. 467—508.)

Digitized by Google

inſel Hela ausgeprägt, wo die flache Uferzone mit $^1/_3$—2 m Waſſertiefe in 1—1½ Kilometer Breite auf einer Strecke von 11 Kilometern (von Danziger Heiſternest bis zur Ruine Alt-Hela) in die Danziger Bucht vorſpringt, um



Uferſchar mit Steilabfall (Krantas) an der Halbinſel Hela. (Maßſtab 1 : 100000).

dann ganz plötzlich in einem außerordentlich ſteilen Abfall von 2 m auf 26 bis 40 m Tiefe abzuſinken (ſiehe Abb.). Hier ſtellt der bisher ſog. Krantas alſo einen 24—38 m hohen jähen kilometerweit zu verfolgenden Steilabfall

Digitized by Google

in der Danziger Bucht dar, gegen den der 1—3 m hohe Steilabfall des Krantas im Kurischen Haff und der Schaar im Frischen Haff ganz unbedeutend erscheinen.

Nun ist diese eigentümliche Bildung nicht nur auf die Haffe beschränkt, sie findet sich vielmehr ganz in derselben Ausbildung überall im Landesinneren bei allen Binnenseen sowohl bei großen wie bei kleinen Seen wieder. Jeder Binnensee besitzt entlang des Ufers eine bald mehr bald minder breite flache Zone, in der auch des Schwimmens Unkundige ohne Gefahr baden können. Dieser flache Badestrand ist bald sehr schmal bald bis mehrere hundert Meter breit, stellenweise fehlt er überhaupt ganz, erfahrungsgemäß meist dort, wo steile Uferberge unmittelbar an das Seeufer herantreten.

Die seit mehreren Dezennien eifrig tätige Seenforschung hat ergeben, daß diese flache Strandzone durch die Wellentätigkeit des Wassers und den natürlichen Auswurf des bei Sturm vom Grunde des Sees aufgewühlten Sandes als flach mit Wasser bedeckte Randbildung am Ufer eines jeden Sees sich ablagert und mit steiler Böschung nach den tieferen inneren Teilen des Sees abfällt. Man bezeichnet diese allgemeine Naturerscheinung in der Seenkunde als „Uferschar" und den steilen Abfall der Schar nach den tieferen Teilen des Sees als „Scharkante", welch' letzterer Ausdruck mithin dem Krantas entsprechen würde.

Eine solche flache Uferschar mit ihrer steilabfallenden Scharkante ist also eine allgemeine geologische Erscheinung, die sich in jedem geschlossenen See- und Wasserbecken von selbst bildet, und zwar stets unter Wasserbedeckung. Diese Bildung kann nie auf andere Weise entstehen. Insbesondere weist sie niemals darauf hin, daß der Wasserspiegel des betreffenden Seebeckens ursprünglich niedriger gewesen und das Land also inzwischen gesunken sei. Infolgedessen kann diese Scharkante auch niemals ein Steilufer an einem früheren flacheren See gewesen sein, wie Berendt annimmt. Wenn Berendt dann noch weitergehend andeutet, daß der litauische Name Krantas (Ufer, Rand) „entweder aus unbewußtem richtigen Verständnis des oft überraschend „scharf denkenden Litauers entstanden ist oder daß wir es hier wirklich mit „einer Überlieferung zu tun haben und die ehemaligen Vorfahren jener Ufer„bewohner das alte Ufer als solches noch wirklich gekannt haben," so ist diese zwar auf den ersten Blick recht bestechende und zum Nachdenken anregende Annahme aus der jetzigen geologischen Erkenntnis des Baues und der Vorgänge in unseren Binnenseen wie in unseren Haffen unbedingt abzulehnen, da selbst die geologische Grundlage sich als irrig erwiesen hat, auf der dann erst diese weitergehenden allgemeinen Folgerungen erwachsen waren.

Die moderne Seenkunde kennt nur einen Fall — und zwar den umgekehrten Fall —, wo diese flache Strandzone mit ihrer steilen Scharkante zum Nachweise der Niveauveränderung eines Wasserbeckens herangezogen werden kann. Wenn nämlich durch künstliche oder geologische Vorgänge eine Senkung des Wasserspiegels, also eine relative Hebung der Uferzone, stattfindet, dann

Digitized by Google

tritt die ehemalige flache Uferzone mit ihrem Steilabfall (der Scharkante) am trocken gelegten Ufer als Terrasse mit steilem Uferrand zutage. Das zeigen u. a. ausgezeichnet zwei masurische Binnenseen, deren Wasserspiegel man vor ungefähr 50 Jahren (in den Jahren 1867 und 1868) künstlich gesenkt hat, um ihre sumpfige Umgebung zu entwässern und urbar zu machen. Der damals durch einen Entwässerungskanal um 8 Fuß gesenkte Widminner-See wie besonders der gleichzeitig um 18 Fuß gesenkte Szonstag-See in Masuren zeigen heute an ihrem trocken gelegten Ufer die ehemalige flache Uferschar mit ihrem Steilabfall, der Scharkante, als deutliche Terrassen mit Steilufer am heutigen Uferrande emporragend. Auf dieses klassische Beispiel hat zuerst F. Kaunhowen treffend hingewiesen. Die norddeutsche Diluvialgeologie kennt übrigens diese Erscheinung nicht nur als künstliche, durch menschliche Eingriffe erzeugte Bildung. Vielmehr treten gerade in demselben masurischen Seengebiet die gleichen Erscheinungen auch als alte natürliche geologische Vorgänge auf. Große Seenbecken, wie z. B. der Goldapgarsee und die Seen des Mauerseegebiets weisen nicht nur eine, sondern mehrere modellartige Terrassen mit Steilgehängen an ihren hohen Uferrändern auf, welche sich deutlich als ehemalige Uferscharen mit ihren zugehörigen Scharkanten kennzeichnen. F. Kaunhowen und P. G. Krause haben zuerst diese alten Seenterrassen erkannt und beschrieben. Diese Seen waren in der letzten Phase der Eiszeit in der allgemeinen Abschmelzungsperiode auf großen Spalten und Klüften im Inlandeis entstanden und waren zuerst noch durch die starken Wassermengen des schmelzenden Eises, das sie noch rings umgab, angestaut, wobei sich allmählich Uferscharen bildeten. Dann sank mit zunehmender Abschmelzung des rings bestehenden Eismantels und Freiwerden von Abflußgelegenheit auf immer breiter werdenden und ausschmelzenden Spalten nach benachbarten niedrigeren Seenbecken der Wasserspiegel ruckweise unter Bildung neuer Uferscharen und Scharkanten, bis der See dann nach völligem Abschmelzen des Inlandeises etwa in heutiger Höhenlage zurückblieb. Übrigens sind gerade bei den erwähnten Seen jene Abflußtäler als heute trockene eingesenkte Talzüge noch erkennbar, welche den höher angestauten Wassern bei Freiwerden von Verbindungswegen nach niedriger gelegenen Seenbecken zum natürlichen Abfluß dienten und damit die bisherigen Uferscharen als trockene Terrassen aus dem Seebecken heraustreten ließen. Diese Vorgänge in den letzten Phasen der Eiszeit hat der Verfasser in einer umfangreichen Arbeit über das „Masurische Interstadial" im Jahre 1914 nach eingehenden jahrelangen Sonderstudien ausführlich dargelegt.

Aus diesen Auseinandersetzungen ergibt sich, daß die Uferschar und die Scharkante von geschlossenen Wasserbecken nur dann als Beweis von Niveauveränderungen eines Seebeckens geologisch sicher begründet ist, wenn durch Senkung des Wasserspiegels diese Uferschar mit ihrer Scharkante am trocken gelegten festen Ufer als Terrasse zutage tritt. Umgekehrt kann aber eine

Digitized by Google

unter Wasser befindliche Uferschar mit ihrer Uferkante niemals als eine versunkene Kliffküste oder als Beweis für eine Landsenkung angesprochen werden.

Aber nicht nur der heutige Stand der Seenkunde läßt die Unhaltbarkeit der Krantastheorie klar erkennen. Gerade die umfangreichen geologischen Untersuchungen des Verfassers in den Jahren 1908—1914 haben ferner festgestellt, daß entgegen den bisherigen Annahmen die Kurische Nehrung unter den heute noch bestehenden Niveauverhältnissen der Ostsee entstanden ist und durch keinerlei Hebungen noch Senkungen bedingt ist, welche überhaupt im ganzen Gebiet des Kurischen Haffes nirgends nachweisbar sind. Danach ist die nahezu hundertjährige Krantas-Theorie geologisch in keiner Weise mehr aufrecht zu erhalten und die Vorgeschichte ist gezwungen; sie ebenfalls aufzugeben. Übrigens hat die Vorgeschichte um so mehr Grund, sich von dieser irrigen Lehre abzuwenden, als gerade der Hauptpunkt, auf den die Vorgeschichte Wert legt — das hohe Alter des Krantas — durch die neuesten geologischen Forschungen eine recht eigenartige Beleuchtung erfahren hat. Der Krantas ist nämlich keineswegs eine uralte, festliegende Linie, sondern eine durch die dauernden Absätze des Memelstromes im Haffe und das Wachstum des Memeldeltas nach dem Haffinneren zu sich langsam fortbewegende Scharkante, die in verhältnismäßig kurzen Zeiträumen starke Lageveränderungen aufweist. Die Ufer des Kurischen Haffes zeigen in seinem ganzen Umfange, wie sorgfältige Kartenvergleiche der Meßtischblätter von 1869 und 1910 dargetan haben, in diesem halben Jahrhundert so auffällige und bedeutende Veränderungen, wie man sie nicht für möglich gehalten hätte. Nebeneinander treten starker Uferabbruch und an anderer Stelle bedeutende Anschwemmungen auf. So wurden in 50 Jahren z. B. südwestlich des Skielwieth-Hakens auf einer Strecke von 1 Kilometer rund 100—170 m Breite der Nehrung abgespült und am Skielwieth-Haken und Caspalege-Haken wieder angetrieben. Das Eintreiben von Flugsand aus den Wanderdünen in das Haff ist so bedeutend, daß die vorspringenden Landzungen am Haffe in 50 Jahren erheblich ins Haff vorgewachsen sind, und zwar der Bullwikhaken, der Preilsche Haken und der Ziegenhaken je 500 m, der Caspalege-Haken nördlich von Pillkoppen sogar 600 m in dieser Zeit in das Haff weiter vorgerückt sind. Da außer den Absätzen der ins Haff mündenden Flüsse noch eine Reihe weiterer geologischer Umstände an diesen Veränderungen mitwirken, wie z. B. die stellenweise sehr wechselnde Menge des in das Haff eingetriebenen Flugsandes, die übrigens im ganzen einen sehr bedeutenden Umfang erreicht, und die starken Fortbewegungen der abgelagerten Sandmengen infolge des eigentümlichen Naturvorgangs des Ein- und Ausstroms im Mündungsgebiet des Haffes bei Memel, so ist ein gleichmäßiges Gesetz für die Küstenveränderungen am Haff, die vor allem auch von dem Wechsel der Windverhältnisse und deren Stärke abhängen, unmöglich festzustellen. Die scheinbar völlig unregelmäßigen Veränderungen hängen natürlich von den örtlichen Umständen und dem

Digitized by Google

Vorwiegen des einen oder anderen geologischen Faktors ab, worauf z. B. zurückzuführen ist, daß der Neegelnsche Haken im Gegensatz zu den anderen Landzungen nahezu unverändert geblieben ist. Bei dem fortwährenden Uferabbruch, Anlagerung neuer Absätze und Wiederfortbewegung derselben ist eine dauernde Lageveränderung der Haffküste und namentlich auch des Krantas unvermeidlich. So ist z. B. das Haffufer an der Mündung des Nemonienflusses im Laufe der letzten 50 Jahre um 350—600 m[1]) je nach Entfernung von der Mündungsstelle vorgerückt und dementsprechend auch die Scharkante, der sog. Krantas. Damit ergibt sich, daß der Krantas im Gegensatz zu dem bisher angenommenen hohen Alter eine sich ewig umgestaltende, bald zerstörte, bald an anderer Stelle wieder abgelagerte ganz jugendliche Haffbildung ist.

Einen ganz gleichartigen Fall wie die Krantas-Theorie bildet die ebenfalls von dem Diluvialgeologen G. Berendt stammende Theorie vom Jurabecken. In seiner bereits oben zitierten Schrift „Geognostische Blicke in Alt-Preußens Urzeit", die, wie schon erwähnt, in glänzend beredtem Stil außerordentlich überzeugend geschrieben ist, aber in der Begeisterung über die wirklichen geologischen Tatsachen weit hinausgeht und schließlich wieder zu falschen Schlüssen auf sprachwissenschaftlichem und vorgeschichtlichem Gebiet führt, schildert Berendt das weite, seenartig erweiterte ebene Talsandbecken, welches sich am Memelstrom zwischen der russischen Grenze und dem Willkischker Höhenzug bei Obereyßeln ausdehnt. Es ist ein ziemlich ebenes Talsandgebiet in einer Höhenlage von nur 20—30 m über dem Meeresspiegel, fast in seiner ganzen Ausdehnung bewaldet (staatliche Forsten Trappönen, Wischwill, Jura und Schmalleningken), bald mit eingesenkten kleineren Mooren, bald von aufgesetzten höheren Parabeldünenketten durchzogen. Dieses weite abgeschlossene Talsandgebiet zwischen der russischen Stadt Georgenburg und dem Willkischker Höhenzuge, an dessen Ostfuß der Jurafluß entlangzieht, im Süden begrenzt von dem Flußlauf der Scheschuppe, ist ein typisches Staubecken aus der letzten Abschmelzperiode der Eiszeiten, welches sich an dem Endmoränenrücken der Willkischker Berge (zwischen Ober-Eyßeln und Ragnit) gebildet hat, genau wie dies in gleichen geologischen Fällen in der Regel geschieht. Das diluviale Staubecken, das man allgemein als Jura-Staubecken bezeichnen könnte nach dem Vorgange G. Berendts (ohne allerdings damit irgendwelche sprach- und vorgeschichtlichen Zusammenhänge zu konstruieren) hatte nach Süden zu, zunächst der Scheschuppe folgend, dann zwischen Juckstein und Lobellen in ein eigenes, immer schärfer ausgeprägtes Tal nach Kallwellen zu übergehend, ein Urstromtal als natürlichen Abfluß der angestauten Schmelzwässer des Inlandeises. Fast immer gleich breit bleibend, zieht dieses Urstromtal durch den ganzen Norden Ostpreußens, bald als

[1]) S. Kaunhowen, Die geologischen Verhältnisse der Gegend von Nemonien, Ostpreußen (Jahrb. d. Geolog. Landesanstalt in Berlin für 1911, Bd. 32, Teil II, S. 290).

Digitized by Google

Trockental, dann nacheinander die Inster, den Pregel, die Alle und Deime in sein großes Tal aufnehmend, über Kraupischken, Insterburg, Wehlau, Tapiau nach Königsberg, um am Frischen Haff wieder in ein ehemaliges Staubecken am Fuß der Samländischen Endmoräne zu münden. Mit Recht weist G. Berendt auf das in großen Teilen seines Laufes immer gleich breit bleibende, tief eingeschnittene Tal dieses Urstroms hin, in dem die verschiedenen eben genannten Flüsse „aus schmalen, unbedeutenden Seitentälern" kommend, „einer Maus im Zimmer" vergleichbar, herumirren, sich nur in dem Talbette, das sie nie selbst gegraben, „einst nur als Nebenflüßchen des uralten Stromes eingerichtet haben". Berendt nimmt nun an, daß der Memelstrom ursprünglich dieses ganze alte Urstromtal benutzt habe und also, wie heute der Pregel, bei Königsberg in das Frische Haff gemündet sei, ehe er die Barre der Willkischker Berge, zwischen Obereyssseln und Ragnit, das jetzige enge, tief in die Berge eingeschnittene Durchbruchstal, durchsägt hätte. Hierzu ist zunächst zu bemerken, daß der Memelstrom ebenso wie alle die genannten heute in das alte Urstromtal fließenden Flüsse zeitlich bedeutend jünger ist als das Urstromtal, das lange Zeiten zweifellos trocken lag, nachdem sich die Schmelzwasser des Inlandeises endgültig verloren hatten. Andererseits sucht natürlich jeder Fluß, ehe er Berghindernisse durchbricht, bereits bestehende, tiefeingeschnittene Talzüge zu benützen, wie das Beispiel der Inster, des Pregels, der Deime und Alle ja ebenfalls deutlich erweisen. Es muß aber bis jetzt mangels jeden geologisch sicheren Beweises dahin gestellt bleiben, ob der zweifellos jüngere Memelstrom jemals dieses alte Urstromtal ganz oder teilweise benutzt hat. Eine solche Feststellung kann nur durch Sondererforschung des ganzen Talzuges des Urstromtales erfolgen. Durch das trocken liegende Jurastaubecken hat er sich allerdings seinen Weg gebahnt, den er noch heute verfolgt.

Wann der Durchbruch des Willkischker Höhenzuges erfolgt ist, ist geologisch bisher nicht festzustellen. Es ist aber ebenso auch nicht von der Hand zu weisen, daß der Memelstrom, als er in diese Gegend seinen Lauf nahm, gleich von Anfang an dieses Hindernis durchbrach und von jeher in die Meeresbucht mündete, an deren Stelle heute das Kurische Haff und das Memeldelta sich erstrecken, denn es steht geologisch fest, daß dieser Memeldurchbruch zwischen Obereyssseln und Ragnit bereits vor Entstehung der Kurischen Nehrung bestanden haben muß, ebenso wie vor Entstehung des Memeldeltas, das ja dem Flußschlick des Memelstroms sein Dasein verdankt. Mit dieser Feststellung rückt das Alter jenes Durchbruchs aber außerordentlich weit zurück, nicht nur in vorgeschichtliche Zeiten, sondern weit darüber hinaus in Zeiten, da der Mensch in diese Gegenden noch nicht vorgedrungen war. Die Parabeldünen, die bis 1763 (ehe die Wanderdünenbildung begann) in gewaltigen Zügen die einzige bergige Dünenform der Kurischen Nehrung bildeten, waren seit vorgeschichtlicher Zeit bis 1763 dauernd bewaldet. An

Digitized by Google

mehr denn 100 Fundstellen hat man oben auf dem alten Waldboden, der die Parabeldünen in zusammenhängender Decke bekleidet, zahllose charakteristische Funde aus der spätneolithischen Periode gemacht, wobei einwandfrei festzustellen ist, daß der spätneolithische Mensch in den Wäldern auf den Parabeldünen der Nehrung zweifellos dauernd ansässig war und seine Steinwerkzeuge an Ort und Stelle selbst herstellte, denn es fanden und finden sich noch zahlreiche Bohrkerne neben den durchbohrten Steinäxten. Mithin waren bereits vor mehr als 4000 Jahren die Parabeldünen in Jahrtausende lang unverändertem, bewaldeten Zustande vorhanden und wir wissen nicht, wie viel weitere Jahrtausende zurück sie bereits bestanden, ehe der spätneolithische Mensch sich hier ansiedelte. Die Parabeldünen aber hatten sich in langen Zeiträumen zuvor als aufgesetzte wandernde Dünenkuppen auf der Flugsandebene der Nehrung fortbewegt und angesammelt, ehe sie das endgültige End- und Ruhestadium der Parabeldünen erreichten. Vorher hatte sich ebenfalls im Laufe gewisser Zeiten die Flugsandebene gebildet; noch früher bedurfte es ebenfalls langer Zeiträume, ehe der Sockel der Nehrung bis zum Meeresspiegel sich emporbaute. Schließlich war sicherlich lange Zeit nötig gewesen, ehe die mächtigen abwechselnden Ablagerungen von Ostseesanden und andererseits Süßwasser-Haffabsätzen sich absetzten, welche durch die Wechselwirkung von See und den Sinkstoffen der ins Haff mündenden Flüsse (vor allem dem Memelstrom) zum Niederschlag gelangten. Alle diese verschiedenen Stadien, die gewiß lange Zeiträume beanspruchten, hatte die Nehrung bereits vor der spätneolithischen Zeit durchschritten. Die Summe dieser Jahrtausende, die nicht annähernd festzustellen ist, würde nun auch das Mindestalter des Memeldurchbruchs zwischen Obereyßeln und Ragnit bezeichnen; hieraus ergibt sich klar, wie bereits oben angedeutet, daß das Alter jenes Memeldurchbruchs, und damit des heutigen Laufes des Memelstromes, weit über vorgeschichtliche Zeiten hinausreicht und in Zeiten vor sich ging, in denen der Mensch in diesem Gebiet noch nicht vorhanden war. Das Jurastaubecken ist natürlich noch bedeutend älter, da es sich bildete, ehe der Memeldurchbruch vorhanden war. Dieses durch die neuen geologischen Untersuchungen auf der Kurischen Nehrung gewonnene Ergebnis steht nun in vollkommenem Gegensatz zu der Jurabecken-Theorie Berendts. Berendt sagt in dem Aufsatz: „Geognostische Blicke in Alt-Preußens Urzeit“ auf die von ihm aufgeworfene Frage: „Wann „mögen wohl in diesem Jurabecken, anstatt dieser Forsten und der sie durch„ziehenden Wiesentäler, wohl die Wogen eines Sees hier geflutet haben?“: „Das den westlichen Rand des alten Sees bezeichnende Flüßchen trägt den „Namen Jura oder, wie der dortige Litauer allgemein sagt, „die jur“; die „den Mittelpunkt des Beckens erfüllende Forst führt denselben Namen und „das am oberen Ende gelegene russische Städtchen die Benennung Jurbork, „die ich gleichfalls glaube von demselben Stamme herleiten zu dürfen, wenn „auch die jetzt gangbare Übersetzung des Städtenamens bei den Deutschen

Digitized by Google

„Georgenburg ist. Nun heißt aber preußisch jurian, litauisch júreo, lettisch „juhra: das Meer, das große Wasser und dient nur zur Bezeichnung der Ost„see. Hier aber trägt, um nur bei dem einen Eigennamen der Jur oder des „Jurafluſſes zu bleiben, ein verhältnismäßig ganz unscheinbares Flüßchen „diesen Namen, aber ein Flüßchen, das auf ein paar Meilen Länge genau an „der Stelle fließt, wo von Westen her der große alte Binnensee, das große „Wasser (juhra) begonnen haben muß. Der Schluß daraus dürfte schwerlich „zu kühn sein, daß die Ureinwohner des Landes das große Wasser (juhra) „hier noch gekannt haben. Noch interessanter gestaltet sich die Sache, wenn „man berücksichtigt, was von Sprachkundigen bereits ehe diese Verhältnisse „bekannt wurden, erörtert worden, daß das alte Wort juhra in der litauischen „Sprache nur eine Hinterlassenschaft des verdrängten finnischen Stammes „ist und sich nur in dem jakutischen Worte wiederfindet. Der demgemäße „Schluß wäre also, daß eben dieser verdrängte finnische Stamm die Urein„wohner gewesen, die den großen Jurasee noch gekannt."

Auch hier erkennen wir wieder, daß Berendt weitgehende Folgerungen auf völkerkundlichem und geschichtlichem Gebiet zieht, die durchaus in keinerlei Beziehungen zum tatsächlichen geologischen Befund stehen. Die Geologie muß diese Folgerungen als durchaus irrig bezeichnen, da

1. das Jurabecken ein typisches Staubecken aus der Abschmelzperiode der letzten Eiszeit darstellt, einer Zeit, in der das Auftreten des Menschen in jenen Gegenden weder erwiesen noch überhaupt wahrscheinlich ist.
2. die chronologische Aufeinanderfolge der geologischen Vorgänge auf der Kurischen Nehrung, die in ihrer ältesten Periode bereits das Vorhandensein des heutigen Memelstromes und seines Durchbruchs bei Obereyſſeln-Ragnit bedingen, bereits für diesen Memeldurchbruch ein so hohes Alter ergibt, daß dieses unbedingt bereits vor die vorgeschichtliche Zeit Ostpreußens fällt. Das Jurabecken ist aber noch unendlich viel älter als dieser Durchbruch, infolgedessen es erst recht in die Zeit vor dem ersten Auftreten des Menschen in diesen Gegenden fällt.

So zeigt sich, daß sowohl die Krantas-Theorie wie das Jurabecken-Problem durchaus der ihnen bisher zugeschriebenen geologischen Beweiskraft ermangeln. Die völkerkundlichen und vorgeschichtlichen Folgerungen aus diesen veralteten, irrigen Anschauungen sind demnach ebensowenig stichhaltig und müssen daher ebenfalls aufgegeben werden.

Die einzige sichere geologisch-vorgeschichtliche Parallele in diesem Gebiet ist das bestimmt nachgewiesene Auftreten des spätneolithischen Menschen auf dem alten Waldboden, d. h. auf der alten Oberfläche der bewaldeten Parabeldünen auf der Kurischen Nehrung, über deren geologische Stellung oben und in der „Geologie der Kurischen Nehrung" das Wissenswerte mitgeteilt ist.

Digitized by Google

Hat man im Norden in der Steinzeit skalpiert?[1]

Von Otto Frödin, Stockholm, und Carl M. Fürst, Lund.

Mit 7 Abbildungen auf Tafel II u. III.

I.

Bei der seit dem Jahre 1909 stattfindenden, noch nicht abgeschlossenen Ausgrabung des steinzeitlichen Pfahlbaus, des „Sumpfdorfes", bei Alvastra[2] sind unter vielen anderen Dingen auch eine ganze Reihe menschlicher Skelettreste zutage gekommen. Einer dieser Funde verdient in mehr als einer Hinsicht besondere Aufmerksamkeit.

Im Sommer 1917 fand die Untersuchung hauptsächlich auf dem südöstlichen Teil des Wohnplatzgebietes statt, unmittelbar außerhalb der Kante des großen Bodens aus Baumstämmen und östlich des Steges aus Rundholz, der hier von dem Boden ausgeht und zum festen Land in der Richtung auf Broby hinaufführt.

Ein paar Meter von dem Stege und ungefähr ebensoweit von der Bodenkante entfernt traf man dabei einen besonders gut erhaltenen Menschenschädel, zum größten Teil in den Kalkmoder eingesunken und nur mit seinem obersten Teil in die Kulturschicht hinaufreichend (Abb. 1). Der Unterkiefer war aus seiner Lage verrückt und lag um einen Winkel von ungefähr 90° gedreht mit dem linken Gelenkteil gerade nach oben zeigend[3]. Im übrigen befand sich der Schädel in seiner natürlichen Stellung, die Stirn nach oben. Unter Beobachtung der größten Vorsicht wurde er von meinem erprobten Mitarbeiter Ludvig Hedell freigelegt und gehoben.

Diese Ausgrabung geschah in der Erwartung, daß ein vollständiges Skelett zutage kommen würde. Aber daraus wurde nichts. Unter dem Schädel

---

[1]) Soeben gedruckt in „Rig" 1919, Organ der Gesellschaft für Schwedische Kulturgeschichte. Übersetzung von Albert Winckler.

[2]) O. Frödin, Ein schwedischer Pfahlbau aus der Steinzeit, Mannus II (1910), S. 109 ff.

[3]) Der Unterkiefer fand sich zuerst und wurde gehoben, ehe der übrige Schädel bemerkt wurde. Die Photographie zeigt ihn wieder in seine Lage gebracht.

Digitized by Google

befand sich nur — in natürlicher Lage — der Atlas und der Zahnfortsatz des zweiten Halswirbels.

Nach Abschluß der Untersuchungen des Sommers wurde der Schädel nach dem historischen Staatsmuseum in Stockholm übergeführt, wo ich Gelegenheit fand ihn eingehender zu untersuchen. Ich bemerkte dabei auf dem Stirnbein eine Anzahl quer darüber verlaufende Einschnitte, die sehr fein, aber, wenn einmal die Aufmerksamkeit auf sie gerichtet war, nichtsdestoweniger klar erkennbar waren. Daß sie nicht schon beim Heben des Schädels beobachtet wurden, dürfte übrigens darauf beruhen, daß er dabei nicht vollständig von dem daranhaftenden Kalkmoder gereinigt wurde. Auf alle Fälle dürfte es unnötig sein hier darzulegen, daß sie nicht nach der Hebung hinzugekommen sind, sondern aus derselben Zeit stammen, wie der Schädel selbst[1]).

Diese Einschnitte, die offenbar mittels eines scharfkantigen Flintspans zustande gekommen sind[2]), brachten mich sofort auf den Gedanken, daß hier möglicherweise ein Fall von Skalpierung vorläge. Der Schädel wurde nun an Herrn Prof. Dr. Carl M. Fürst übersandt, der ihn mit gewohnter Freundlichkeit einer eingehenden Untersuchung unterwarf und im folgenden selbst deren Ergebnis vorlegt. O. F.

II.

Voriges Jahr erhielt ich von Herrn Antiquar Dr. Otto Frödin eine Sendung Knochen zur Untersuchung, die beim Pfahlbau von Alvastra gehoben worden sind. Von ganz besonderem Interesse war unter ihnen ein ausgezeichnet gut erhaltener Schädel mit zugehörigem Unterkiefer, erstem Halswirbel (Atlas) und Zahnfortsatz des zweiten (Dens epistrophei). Über Fundort und Fundumstände erhielt ich die Erläuterungen, die Frödin im vorigen Kapitel mitgeteilt hat. Ich will indessen von ihnen hervorheben, daß der Schädel vorsichtig gehoben wurde von dem mit solchen Arbeiten besonders vertrauten Mitarbeiter Hedell, daß der Schädel zusammen mit seinem Unterkiefer und den beiden Halswirbeln lag, und daß er bei der Hebung die Einschnitte auf dem Stirnbein hatte, die ich unten näher besprechen und beschreiben werde. Im Zusammenhang mit der Überlassung des Schädels stellte Frödin an mich die Frage: „Deuten die Einschnitte in der Stirn darauf, daß der Mensch skalpiert ist?"

Abgesehen von der merkwürdigen, sozusagen „gerichtsmedizinischen" Aufgabe, die mir hier zur Lösung gestellt wurde, erbot der Schädel an und für sich in mehrfacher Hinsicht so großes Interesse, daß er eine eingehende Untersuchung wohl verdiente. Ein steinzeitlicher Schädel ist stets eine Seltenheit in unserem Lande, besonders wenn er ganz und so gut wie unbeschädigt ist,

[1]) Dies ist ja auch aus der Untersuchung Prof. Fürsts hervorgegangen.

[2]) Versuche an rezentem Knochen haben mich davon überzeugt.

Digitized by Google

was hier der Fall war. Dieser Schädel war außerdem ein Unikum, weil er unser erster bekannter Östgöta-Schädel aus der Steinzeit war, und gleichzeitig der einzige vollständige Schädel, der bei einem Pfahlbau in unserem Lande gefunden wurde.

Der Schädel hat als Torfmoorfund die für solche Knochen typische dunkelbraune, ins Grauviolette spielende Farbe. Die Farbe ist ungewöhnlich schön, erhöht durch den Glanz, den die Oberfläche des Knochens besitzt. Eine Eigentümlichkeit, die jedoch nicht einzig dasteht, ist, daß alle Stellen, die seiner Zeit mit Knorpel bekleidet waren, nämlich die Gelenkflächen am Hinterhauptbein, Schläfenbein und Unterkiefer, heller graugefärbt sind.

Der linke Jochbogen ist unvollständig, wahrscheinlich durch Vermoderung. Die Zähne sind alle gut erhalten und unbeschädigt, nur die Schneidezähne (Incisivi) und die ersten Backzähne (Mol. I) sind etwas abgenützt, ein großer Teil mit anhaftendem Zahnsteinbelag. Die Weisheitszähne im Unterkiefer haben im Leben gefehlt. Alle Knochennähte (Suturae) des Schädels sind offen, sogar die Sutura basalis. Die Warzenfortsätze (Processus mastoidei) sind sehr groß und die Muskelansätze für die Nackenmuskulatur sind gut markiert. Der Schädel hat sicher einem männlichen Individuum angehört, das bei seinem Tode ungefähr zwanzig Jahre alt war.

Ehe ich auf die anthropologische Untersuchung des Schädels weiter eingehe, will ich die Einschnitte auf dem Stirnbein kritisch untersuchen.

Auf dem Stirnbein, etwas über der Höhe der Stirnhöcker (Tubera frontalia) oder genau nach der Messung in der Mittellinie angegeben, mitten zwischen Nasion und Bregma, sieht man eine ganze Reihe seichter, linienförmiger Einschnitte, die im ganzen genommen in einer bestimmten Richtung quer über die Stirn bis zu den Schläfenlinien (Lineae temporales) in gleicher Höhe auf beiden Seiten gehen und diese Linien auf der linken Seite etwas überschreiten. Die allgemeine Richtung der Einschnitte geht im einfachen Bogen, d. h., nicht wellen- oder zickzackförmig. Die Einschnitte sind etwas verschieden tief an verschiedenen Stellen. Am tiefsten sind sie nach der linken Seite zu, wo sie den faszialen Knochenansatz des Schläfenmuskels (Linea temporalis) überschreiten. Hier wie an anderen Stellen tritt deutlich hervor, daß der Schnitt den Knochen nicht senkrecht zur Fläche getroffen hat, sondern daß er schief von unten eingeschnitten ist, so daß die untere Schnittfläche mehr in der Ebene der Knochenoberfläche liegt und die obere Knochenbegrenzung des Schnitts ein Lappen oder eine Knochenlippe bildet. Die Kanten oder Schneiden der Lappen sind scharf und geben somit an, daß der Schnitt mit einem scharfen, dünnschneidigen Messer gemacht ist, und daß er einen Knochen getroffen hat, der noch am Leben war oder mindestens nicht so lange nach dem Tode gelegen hatte, daß die Gewebe eingetrocknet waren. Ich gebe hier Abbildungen des Schädels von der Seite und von vorn (Abb. 2 und 3). Auf Abb. 3 sieht man eine Andeutung der Einschnitte auf dem Stirnbein. Um

Digitized by Google

jedoch den Schnitt besser beurteilen zu können, habe ich Mikrophotographien in dreifacher Vergrößerung von den Knochenteilen mit den Einschnitten aufgenommen. Abb. 5 ist am weitesten nach links an der Schläfenlinie, Abb. 6 ist in der Mitte und Abb. 7 rechts. Auf Abb. 5 und 6 sieht man am besten, wie die Einschnitte verlaufen sind, mit geradem Schnitt unten und Lappen oben. Die Schnitte sind sehr zahlreich und übereinander, besonders links und mitten auf der Stirn. Sie gehen jedoch alle in derselben Richtung. Lege ich in die allgemeine Richtung dieser Schnitte eine weiße Schnur und lasse diese in der Richtung, die die Einschnitte angeben, rund um den Schädel fortlaufen, so kommt sie so zu liegen, wie Abb. 4 zeigt. Die Schnur soll also zeigen, wie der Schnitt um den Kopf fortgesetzt worden wäre, falls der, der durch die Haut in das Stirnbein geschnitten hat, weiter durch die Haut in der Richtung geschnitten hätte, die die Einschnitte angeben.

Prüfen wir nun die Unterlage unter der Haut an einem Lebenden in der Linie, die die Schnur angibt, so finden wir, daß vorn auf dem Stirnbein bis zu den Schläfenlinien die Haut mehr unmittelbar auf dem Knochen liegt, aber gegen den Knochen verschiebbar ist. Hier trennt nur loses Bindegewebe und Knochenhaut Lederhaut und Knochen voneinander. Anders wird es hinter den Schläfenlinien. Hier beginnt der Schläfenmuskel, dahinter verläuft die Linie etwas über dem unebenen Warzenfortsatz und dann über der Nackenmuskulatur. Wir haben also kaum Einschnitte im Knochen hinter der Stirn zu erwarten, da der Knochen im großen ganzen tief liegt und die Haut gegen die dazwischenliegenden Muskeln verschiebbar ist. Man könnte vielleicht meinen, daß der Schnitt zur Lösung der Haut auf der Stirn auch hier nicht bis auf den Knochen zu gehen brauchte, aber es erfordert Übung und besondere Kunstfertigkeit, einen Einschnitt in den Knochen zu vermeiden, wenn nicht dickes Gewebe zwischen Schwarte und Knochen liegt, besonders beim Lösen des vordersten Hautteiles.

Da der Haaransatz gerade in der Linie zu liegen pflegt, in der die Einschnitte, angegeben durch die weiße Schnur in Abb. 4, verlaufen, oder ungefähr mitten zwischen Nasion und Bregma, so stimmt ein Schnitt, der durch die Haut gelegt ist, mit der gewöhnlichen Lage des Haaransatzes überein; und auch die Fortsetzungslinie der Schnur nach hinten grenzt den Teil des Schädels ab, wo der Kopf im Leben mit Haar bekleidet war, also den sog. „Skalp".

Daß die Einschnitte durchweg einen oberen Lappen zeigen, beweist deutlich, daß der Operateur gesessen oder auf den Knien gelegen und das Opfer, hier den jungen Mann, vor sich mit dessen Scheitel nach sich zu und dessen Beinen von sich fort hat liegen gehabt, als er seine Einschnitte gemacht hat. Daß diese gerade an der linken Schläfenlinie tiefer sind und gewissermaßen nach rechts auf die Stirn geführt sind, deutet an, daß das schneidende Gerät, das Flintmesser, vom Operateur mit der rechten Hand geführt ist.

Die vielen schiefen und seitlichen Schnitte brauchen nicht anzudeuten,

Digitized by Google

daß die Schnitte an einem unruhigen und widerstrebenden Opfer gemacht wurden, sondern mögen eher auf dem schlechten Werkzeug des Operateurs oder seiner Unsicherheit beruht haben. Die Operation ist also ebenso wahrscheinlich an einem Toten oder Betäubten, wie an einem Lebendigen vollzogen worden. Da der Schädel zusammen mit dem obersten Halswirbel und dem Teil des zweiten Wirbels, der den ersten umfaßt, gefunden wurde, beweist dies, daß diese Halswirbel mit Weichteilen mit dem Schädel verbunden waren, als der Kopf ins Moor gelegt wurde. Daß nicht mehr Knochen an der Stelle gefunden wurden, kann darauf deuten, daß der Kopf vom Körper getrennt war, als er niedergelegt wurde. In diesem Fall hat der Operateur seine Operation an dem enthaupteten Kopf verrichten können. Er muß indessen auch dann mit dem Scheitel des Schädels nach sich zu operiert haben, nach dem, was die Lage der Schnitte andeutet.

Meine Antwort auf die von Frödin an mich gestellte Frage lautet also, daß ich glaube, daß die Schnitte am Stirnbein des Pfahlbauschädels darauf hindeuten, daß hier eine absichtliche Loslösung der mit Haaren bekleideten Kopfschwarte oder des sog. Skalps vorgenommen worden ist. Es bleibt indessen die Aufgabe des Archäologen oder Ethnologen zu ermitteln zu suchen, unter welchen Verhältnissen und in welcher Absicht dies geschehen ist.

Der Schädel ist 182 mm lang, 139 mm breit und 144 mm hoch und hat eine Kapazität von 1315 ccm. Der Horizontalumfang ist 516 mm und der Sagittalbogen vom Nasion zum Opisthion 357 mm. Das Gesicht von der Nasenwurzel (Nasion) bis zum Kinn (Mentum) ist 122 mm und das Obergesicht (Nasion-Alveolon) 73 mm; die Jochbogenbreite ist infolge des zerstörten linken Jochbogens etwas unsicher, kann aber auf ungefähr 136 mm berechnet werden. Der Längenbreitenindex ergibt sich auf 76,3. Der Schädel ist also mesozephal nach dolichozephal hin. Der Längenhöhenindex ist 79,1, und der Breitenhöhenindex ist 103,6. Der Schädel ist also sehr hoch, verglichen mit unseren übrigen schwedischen Steinzeitschädeln. Die Kapazität ist eher niedrig als hoch. Der Gesichtsindex ist 90 und der Obergesichtsindex 54. Der Gesichtswinkel ist 79° und zeigt damit einen so starken Prognatismus, daß er um einen Grad den höchsten übertrifft, den ich bisher bei den 14 schwedischen Steinzeitschädeln, die ich daraufhin habe untersuchen können, beobachtet habe. Retzius hat indessen Prognatismus mit einem Gesichtswinkel von 76° bei einem Ganggräberschädel von Karleby in Vestergötland beobachtet. Die übrigen Maße und Formen des Schädels sind wohl vereinbar mit unserem nordischen Schädel.

In der Höhlung des Schädels lag ein harter, eingetrockneter dunkelbrauner Klumpen, der ziemlich schwer zu zerstücken und herauszunehmen war. Es zeigte sich, daß er aus einer äußeren, kompakten, ungefähr 1 cm dicken Schale und einem inneren, loseren Kern bestand. Dozent Dr. O. Gertz bestimmte den Kern als Pflanzenbestandteile.

Digitized by Google

Prof. Dr. Mats Weibull hat freundlicherweise seine erprobte Erfahrenheit zur Verfügung gestellt, und eine Analyse des kompakten Teils gemacht mit besonderer Hinsicht darauf, festzustellen, ob Hirnsubstanz darin enthalten wäre. Zum Vergleich überließ ich Weibull ein ähnliches Stück, das in einem der Schädel lag, die der Staatsgeologe L. v. Post mir zur Untersuchung eingesandt hatte, und welche in einem Moor bei Ö. Vemmerlöv in Schonen gefunden sind.

Prof. M. Weibull teilte folgende Analyse mit:

A. Gehirnsubstanz von Alvastra:

Die Probe besteht in der Hauptsache aus

Eiweißartigen Stoffen (N × 6,25)	46% (7,2% N)
Rohfett (Ätherextrakt)	10%
Anderen organischen Stoffen (humusartig)	33%
Asche	5%
Wasser	6%
	100%

Die eiweißähnlichen Stoffe enthalten etwa 0,3% Phosphorsäure, denn nach Extrahierung mit Äther wurde der Rückstand mit Salpetersäure behandelt (wobei die Knochensubstanz ausgelöst wurde). Der so von Knochen und Fett befreite Rückstand enthielt 1,1% Asche (meist Sand) und darin 0,18% Phosphorsäure.

Der Ätherextrakt wurde auf unverseifbare Stoffe (Cholesterin, Wachs, Kohlenwasserstoff usw.) untersucht, und es wurden 1,5% solcher erhalten mit einem Schmelzpunkt von etwas über 40° Celsius. Bei dem üblichen Verfahren konnte ich nach wiederholten Versuchen keine Cholesterin-Kristalle erhalten, wohl aber ergab das Unverseifbare sämtliche von mir erprobten Reaktionen auf Cholesterin. Ich schließe daraus, daß entweder Cholesterin vorhanden ist, aber reichlich gemischt mit Wachs oder Kohlenwasserstoff, oder daß sich Oxydations- oder andere Zersetzungsprodukte von Cholesterin (Oxycholesterin, Cholesterinsäure?) allmählich gebildet haben. Der Ätherextrakt enthielt auch Lezithin oder Verwandtes.

Die chemische Zusammensetzung spricht dafür, daß hier vermoderte Hirnsubstanz vorliegt.

B. Von Vemmerlöv:

Die Probe besteht in der Hauptsache aus

Eiweißartigen Stoffen (N × 6,25%) . .	10% (1,8% N)
Rohfett	1%
Anderen organischen Stoffen	48%
Asche (kohlensaurem Kalk, Sand usw.) .	34%
Wasser	7%
	100%

Digitized by Google

Es sind überwiegend Kalkmoder und torfartige Stoffe. Der geringe Gehalt von Rohfett und Stickstoff macht es wahrscheinlich, daß Hirnsubstanz nicht in nennenswerter Menge darin enthalten ist. M. Weibull.

Es geht also hieraus hervor, daß verschiedener Erdboden wie gewöhnlich ungleich konserviert. Es ist jedoch von ganz besonders großem Interesse, hier festzustellen, daß nach 4000—4500 Jahren Hirnsubstanz chemisch nachgewiesen werden kann. Strukturell war es ja undenkbar, aber der Verwesungsvorgang hat doch nicht die widerstandskräftigen Cholesterinderivate ganz bis zur Unkenntbarkeit zerstören können, und auch die Einwirkung der Feuchtigkeit oder andere Kräfte haben den tierischen Stickstoff aus der Hirnschale des jungen Steinzeitmannes nicht fortschaffen können.

C. M. F.

III.

Prof. Fürst hat somit als seine Meinung ausgesprochen, daß die Einschnitte auf dem Stirnbein des Schädels „darauf hindeuten, daß hier eine absichtliche Loslösung der mit Haaren bekleideten Kopfschwarte oder des sog. Skalps vorgenommen worden ist", somit dieselbe Prozedur, die mit dem Wort „skalpieren" bezeichnet zu werden pflegt. Da erhebt sich die Frage, ob auch die Vorstellung, die dem Gebrauch des Skalpierens zugrunde liegt, in diesem Fall wohl vorgelegen hat.

Die Sitte, den Körper des gefallenen Feindes oder Teile davon als Trophäen zu verwenden, ist zweifellos entstanden aus der für jedes niedrige Kulturstadium sehr natürlichen und daher auch sehr verbreiteten Sitte, das erlegte Wildpret oder Teile davon als Jagdtrophäen mit heimzuführen[1]).

Die auf Wohnplätzen und Gräbern aus unserer Steinzeit auftretenden durchbohrten oder mit Wurzelkerbe versehenen Tierzähne sind gewiß in erster Linie als solche Trophäen, nicht als reine Schmuckstücke zu betrachten[2]). Man kann im übrigen mit Recht in Frage stellen, ob nicht ein Teil der Tierschädel (und Hörner), die auf den Wohnplätzen gefunden werden und die als Mahlzeitreste betrachtet zu werden pflegen, in Wirklichkeit als Jagdtrophäen verwandt sind, wie gewisse Stämme, z. B. in Amerika, die Köpfe von Rentieren, Hirschen, Büffeln, Bären, Wildkatzen und Vögeln — auch Hörner der genannten

[1]) Meiner Darstellung im folgenden liegt im wesentlichen Georg Friedericis Arbeit „Skalpieren und ähnliche Kriegsgebräuche in Amerika", Braunschweig 1906, zugrunde. Eine hiermit vergleichbare Behandlung entsprechender Erscheinungen in anderen Erdteilen dürfte es leider nicht geben.

[2]) Die Athapasken in Alaska hatten die Gewohnheit, einen Zahn von jedem erlegten Rentier zu verwahren, und sobald es einem Jäger geglückt war, eine hinreichende Zahl solcher Zähne zu sammeln, verfertigte er daraus einen Gürtel, der bei festlichen Gelegenheiten getragen wurde. Vgl. hiermit die Gürtelschmucke von 91 bzw. 106 durchbohrten Seehundszähnen, die man bei zweien der Skelette in der Wohnplatzschicht in Visby fand (O. V. Wennersten, Boplats från stenåldern i Visby, Fornvännen 1909, S. 202 und 210 f.).

Digitized by Google

Tierarten — als Trophäen verwahren, ja ihnen geradezu göttliche Verehrung widmen. In jedem Fall ist das oben angeführte Vorstadium der Kriegstrophäe auch bei uns vorhanden gewesen.

Der menschliche Körper als Kriegstrophäe ist wie alles andere den Gesetzen der Entwicklung unterworfen gewesen.

Ist der Weg zu lang und beschwerlich, als daß der Sieger den Körper des gefallenen Widersachers ganz und gar mitführen könnte, wird er zerstückelt, um leichter fortgetragen werden zu können, oder — wenn auch das zu beschwerlich wird — wird ein Teil des Körpers mitgenommen, der Kopf, ein Arm oder ein Bein. Findet man auch das schwer oder unmöglich, so begnügt man sich mit einer Hand, ja einem Finger[1]). Die Röhrenknochen der Extremitäten werden dann an vielen Stellen, z. B. bei den Araukanern in Chile, als Trophäen in der Weise benutzt, daß daraus Flöten und Pfeifen verfertigt werden, ein Ausdruck der bei Indianern und Negern weit verbreiteten Vorstellung, daß man die Seele seines Feindes nicht auf raffiniertere Weise peinigen kann, als dadurch, daß man auf seinen Knochen musiziert. Derselbe Gedanke lag offenbar der bei den Inkas vorkommenden Sitte zugrunde, Menschenhaut als Überzug für Trommeln und Pauken zu benutzen. Auch die von den Aztekenhäuptlingen persönlich gemachten Gefangenen wurden geschunden und die Haut in den Palästen und Tempeln aufgehängt[2]).

Daß ein Körperteil somit als Ersatz für den ganzen Körper gelten kann, daß dem Teil dieselbe Wirkung und Bedeutung wie dem Ganzen zuerkannt wird, ist ja eine Erscheinung, die uns oft im Gedankenleben der Naturvölker begegnet.

Daher ist es auch ganz natürlich, daß der vornehmste Teil des menschlichen Körpers, nämlich der Kopf, ganz besonders vom Sieger erstrebt wird[3]).

Über große Teile des amerikanischen Festlandes kommt die Kopftrophäe vor. Der Menge nach steht sie an erster Stelle im alten Mexiko; der große Tempel in dessen Hauptstadt konnte, nach dem, was ein paar der Konquistadoren zu erzählen wissen, mit einer Schädelsammlung von 136000 Exemplaren prunken.

---

[1]) Dem Brauch, die Finger des toten Feindes abzuschneiden, und zwar besonders den Daumen, den Zeigefinger und Mittelfinger, liegen außerdem vielfach Rachegefühl und die Vorstellung zugrunde, daß man ihm dadurch die Möglichkeit benimmt, weiter Schaden zu verursachen; diese Finger spielen ja beim Bogenschießen die bedeutungsvollste und für den Gegner gefährlichste Rolle.

[2]) Es kann hinzugefügt werden, daß man in Amerika manchmal auch das Herz und die Genitalien als Trophäen verwandt hat. Noch in den 1860er Jahren haben die Weißen in den Kämpfen mit den Indianern in den Vereinigten Staaten Gelegenheit gehabt, auf diese Weise mit gewissen afrikanischen Negerstämmen zu wetteifern.

[3]) Dieses Ansehen der Kopfpartie dürfte mit dem primitiven Glauben, daß sich alle Kraft im Gipfel sammelt, zusammenhängen.

Digitized by Google

Auch hinsichtlich dieses Körperteils macht sich der Pars-pro-toto-Begriff ebenso stark geltend: anstatt des ganzen Kopfes treten Ohren, Augen, Unterkiefer, Zähne und schließlich die mit Haaren bekleideten Partien, insbesondere die Kopfschwarte, der Skalp selbst, ja sogar nur der Haarschopf.

Was die Skalptrophäe anbelangt, so ist ja Amerika dessen Hauptstätte gewesen, und zwar dank dem kräftigen Einsatz der Europäer (vor allem mittels des Skalpprämiensystems[1]). Schon in vorkolumbischer Zeit wurde freilich skalpiert, aber den Weißen gebührt die zweifelhafte Ehre, daß der Brauch solchen Umfang annahm wie im 17. und 18. Jahrhundert in Nordamerika.

Die hier skizzierte Entwicklung des menschlichen Körpers als Trophäe findet sich in allen ihren verschiedenen Stadien auf dem amerikanischen Festland vertreten. Werfen wir nun den Blick auf die Alte Welt, so wird das Bild lückenhafter, aber alles deutet doch darauf hin, daß derselbe Entwicklungsgang sich auch hier gefunden hat. Hände, auch durch Räuchern konservierte, treten als Trophäen vor allem in Afrika auf, Genitalien und die abgezogene Haut — gleichfalls als Trommelfell benutzt — dort ebenso. Die letztere finden wir auch in Asien (sowie in Australien).

Der Kopf mit seinen verschiedenen Teilen ist ganz wie in Amerika mit besonderer Vorliebe als Trophäe erstrebt worden. Indessen zeigt es sich, daß, während die Entwicklung in der Neuen Welt dahin führt, daß der Skalp die kennzeichnende Trophäe wird, der Kopf in seiner Gesamtheit die herrschende Trophäe in der Alten Welt (und Australien) bleibt. Wir finden sie in Afrika, beispielsweise in Dahomey, aber besonders in Hinterindien, auf den ostindischen Inseln, Neu-Guinea und bis nach Melanesien; besonders die Dajaks auf Borneo sind ja bekannt als eifrige Kopfjäger. Doch findet man — und gerade in denselben Gegenden — auch das Skalpieren, in Dahomey ebenso (im 19. Jahrhundert), und auch bei den Hindus ist es offenbar einmal vorgekommen[2]). Hinzugefügt muß noch werden daß auch Zahntrophäen bisweilen nachgewiesen werden können, u. a. auf Madagaskar, während Ohren- und Nasentrophäen besonders bei Chinesen, Kalmücken, Japanern[3]) und anderen Mongolen[4]) beliebt gewesen zu sein scheinen.

Für die hier vorliegende Untersuchung ist es nun natürlich von besonderem Interesse die Frage zu beantworten, ob der menschliche Körper, be-

---

[1]) Noch im Jahre 1870 wurde in Sonora ein Skalp auf 300 mexikanische Silberdollar geschätzt.

[2]) Auch die Juden werden beschuldigt, diesen Brauch gekannt zu haben, doch mit Unrecht, wie Friederici a. a. O., S. 137, darlegt.

[3]) Japans Hauptstadt soll unter ihren Sehenswürdigkeiten eine Trophäensammlung, die aus 38700 chinesischen Nasen und 77400 chinesischen Ohren besteht, besitzen.

[4]) In der Schlacht bei Wahlstatt in Schlesien im Jahre 1241 sollen die Mongolen sackweise deutsche Ohren genommen haben.

Digitized by Google

sonders der Kopf und der Skalp, in vergangenen Zeiten auch bei den Völkern Europas eine Rolle als Trophäe gespielt hat.

Dies ist tatsächlich der Fall gewesen.

Bei Diodor (Buch 5, Kap. 29, vgl. Buch 14, Kap. 115) und Strabo (Buch 4, Kap. 4) lesen wir, daß die alten Gallier — und besonders die Belgier — von ihren Kämpfen die Köpfe der gefallenen Feinde als Siegestrophäen heimführten[1]). Ja noch im Jahre 1492 soll König Wladislaw von Ungarn in seiner Hauptstadt zwei Wagenlasten Trophäen, die aus Türkenköpfen bestanden, empfangen haben[2]).

Andrerseits erzählt Herodot (Buch 4, Kap. 65) von den Skythen folgendes: „Aus den Schädeln selber, aber nicht von allen Erschlagenen, sondern nur von den grimmigsten Feinden, machen sie Trinkschalen. Die Teile unterhalb der Augenbrauen werden abgesägt und der Schädel gereinigt. Wer arm ist, legt dann bloß außen ein Stück Rindsfell herum; der Reiche vergoldet außerdem das Innere des Schädels. Das tun sie sogar mit den Schädeln ihrer Angehörigen, wenn sie mit ihnen verfeindet waren und wenn einer den anderen vor dem Gericht des Königs besiegt hat. Kommt dann ein angesehener Gast zu dem Sieger, so stellt er ihm die Schädel hin und erzählt von seinen feindlichen Verwandten, deren er Herr geworden sei. Das gilt für heldenhaft und vornehm“[3]).

Diese Art, den Schädel als Trinkgefäß zu verwenden, ist keine alleinstehende Erscheinung. Wir begegnen hier einer besonderen Entwicklung der Kopftrophäe, die sich bei primitiven Völkern über die ganze Erde wiederfindet, nicht zum mindesten auf dem amerikanischen Festland. Und für Europa ist der Schädelbecher — wie die Kopftrophäe im allgemeinen — an mehreren Stellen erwähnt; die hier angeführten Angaben aus der Literatur können um viele vermehrt werden[4]).

Die Kopftrophäe und besonders der Schädelbecher dürfte auch archäologisch nachgewiesen sein. In einigen der Schweizer Pfahlbauten hat man nämlich Schädelkalotten gefunden, die Spuren absichtlicher Formgebung zeigen, und die Virchow, Groß u. a. gerade als Trinkgefäße gedeutet haben,

---

[1]) Diodors von Sizilien historische Bibliothek, übersetzt von Julius Friedrich Wurm, Band 4, S. 526f., und Band 10, S. 1290, Stuttgart 1829 und 1832. Strabos Geographie, übersetzt von Karl Kärcher, Band 3, S. 373f., Stuttgart 1830. (Aus „Griechische Prosaiker in neuen Übersetzungen“.)

[2]) Martin Dobrizhoffer, Geschichte der Abiponer, einer berittenen und kriegerischen Nation in Paraguay, übersetzt von A. Kreil, Teil 2, Wien 1783, S. 550.

[3]) Herodots Historien, deutsch von August Horneffer (Antike Kultur, Meisterwerke des Altertums in deutscher Sprache, Band 15, Leipzig 1910, S. 359).

[4]) Siehe dazu Jacob Grimm, Geschichte der deutschen Sprache, Band I, Leipzig 1853 (2. Aufl.), S. 99ff., und Richard Andree, Ethnographische Parallelen und Vergleiche, Stuttgart 1878, S. 133ff.

Digitized by Google

wie sie zu einer Anzahl anderer Pfahlbauschädel Vergleiche mit beispielsweise den Kopftrophäen der Dajaks gezogen haben[1]).

Bei den Skythen hat auch die Menschenhaut eine Rolle als Trophäe gespielt. Es heißt nämlich bei Herodot (Buch 4, Kap. 64): „Viele häuten auch die rechte Hand ihrer Feinde ab mitsamt den Fingernägeln. Sie machen Deckel für ihre Köcher daraus. Manche häuten die ganze Leiche ab, spannen die Haut auf Holz und führen sie auf ihrem Pferde mit“[2]).

Gute Parallelen zu diesen barbarischen Bräuchen können aus Nordamerika angeführt werden, wo z. B. die Haut von Armen und Händen gegerbt und als Stoff für Kugel- und Tabak(!)-beutel, Köcher usw. verwandt worden ist; vgl. auch, was oben von den Hauttrophäen der Azteken gesagt worden ist.

Und schließlich der Skalp. Hat man in früheren Zeiten auch skalpiert in unserem Weltteil? Ja bei Herodot finden wir auch hierfür unumstößliche Beweise; der erste Teil des zuletzt angeführten Kapitels gibt folgende lebendige Schilderung: „Wenn ein Skythe seinen ersten Feind erlegt, trinkt er von dessen Blut. Die Köpfe aller, die er in der Schlacht tötet, bringt er dem König. Wenn er einen Kopf bringt, erhält er seinen Beuteanteil, sonst nicht. Sie ziehen den Schädeln die Haut ab, indem sie rings um die Ohren einen Schnitt machen, dann die Haare fassen und den Kopf herausschütteln. Mit einer Ochsenrippe wird das Fleisch abgeschabt, dann die Haut mit der Hand gegerbt und wenn sie weich ist, als Handtuch gebraucht. Der Reiter bindet die Haut an den Zügel seines Pferdes und prahlt damit. Wer die meisten hat, gilt für den tapfersten Helden. Vielfach macht man sogar Kleider aus diesen Kopfhäuten. Sie werden zusammengenäht wie die Hirtenpelze“[3]).

Hier liegt ja nicht nur offenbare Skalpierung vor, sondern auch dieselbe Art den Skalp zu bereiten und dieselbe Art, ihn am Zügel des Pferdes zu befestigen, die wir nach 2000 und mehr Jahren z. B. bei den Rothäuten Nordamerikas wiederfinden. Auch diese Erzählung von den „Handtüchern“, die mehreren von den Auslegern Herodots soviel Kopfzerbrechen verursacht hat, macht die Darstellung nicht weniger wahrheitsgetreu. Es ist eine bekannte Tatsache, daß die Indianer auf ähnliche Weise ihr eigenes Haar und die Pelze ihrer Hunde, beispielsweise zum Abtrocknen ihrer Hände nach den Mahlzeiten, benutzt haben, und verwandten nun die Skythen die Haare ihrer Feinde auf dieselbe Weise, so lag sicherlich eine Absicht zugrunde, ihre Seelen zu verhöhnen und zu demütigen.

Sobald man nur vom wirklich ethnologischen Gesichtspunkt aus Herodots Angaben prüft, wird man, wie Friederici[4]) mit Recht hervorhebt,

[1]) Verh. d. Berl. Ges. für Anthr., Ethn. u. Urgeschichte 1877, S. 126ff., und 1885, S. 285ff. u. 548ff.

[2]) a. a. O., S. 359.

[3]) a. a. O., S. 358f.

[4]) a. a. O., S. 136.

Digitized by Google

finden, daß der „Vater der Geschichte" ein außerordentlicher Ethnograph ist.

Daß diese skalpierenden Skythen einen besonders starken Eindruck auf die Völker der Antike gemacht haben, kann man u. a. daraus ersehen, daß „skalpieren" auf griechisch „ἀποσκυθίζειν" hieß.

Einen weiteren Beleg dafür, daß der Brauch des Skalpierens während der klassischen Zeit in Europa vorkam, kann man vielleicht bei Orosius erhalten, der im Buch 5, Kap. 16, erzählt, daß die Römer in der Schlacht auf den Raudischen Feldern im Jahre 101 v. Chr. skalpierten[1]); die Angabe ist jedoch vielleicht nicht ganz zuverlässig[2]).

Es kann schließlich hinzugefügt werden, daß in den Fällen, wo das Skalpieren bei den Wandalen und anderen germanischen Völkern nachgewiesen werden kann, dies am ehesten als eine Art Strafe aufgefaßt werden darf, und daß der Trophäenbegriff somit hier nicht mehr vorliegt[3]).

Aus dem oben Gesagten dürfte somit hervorgehen, daß die Voraussetzung für das Aufkommen der Kriegstrophäe, nämlich die Jagdtrophäe, während der Steinzeit im Norden (wie im übrigen Europa) vorkommt, daß Kopf-, Haut- und Skalptrophäen in unserem Erdteil in geschichtlicher Zeit und schon ein halbes Jahrtausend vor Beginn unserer Zeitrechnung literarisch nachgewiesen werden können, sowie daß die erstgenannte für vorgeschichtliche Zeit archäologisch festgestellt sein dürfte. Unter diesen Umständen kann man mit Recht voraussetzen, daß die Skalptrophäe in vorgeschichtlicher Zeit eine größere Verbreitung in Europa hatte, als die literarischen Angaben aus späterer Zeit an die Hand geben.

Da nun die Einschnitte des Schädels von Alvastra eine absichtliche Loslösung des Skalps angeben, liegt es gewiß am nächsten anzunehmen, daß dieser Skalp als Trophäe genommen worden ist und daß hier somit ein Fall des Skalpierens in des Wortes allgemein üblicher Bedeutung vorliegt.

---

[1]) Pauli Orosii Historiarum adversum paganos libri VII, herausgegeben von Karl Zangemeister (in „Corpus script. eccl. latin."), Wien 1882, S. 317 („abscisis enim cum crine verticibus inhonesto satis vulnere turpes relinquebantur").

[2]) Aus einer viel späteren Zeit führt Friederici (a. a. O., S. 134) ein Beispiel an. Als Kaiser Friedrich I. im Jahre 1159 die Stadt Crema in der Lombardei belagern ließ, wurde der Anführer der Belagerungstruppen, Berthold von Urach, bei einer Gelegenheit von einem Cremenser skalpiert, der triumphierend den Skalp an seinem Helm befestigte. Friederici erzählt weiter, daß man auch bei der Belagerung von Wien i. J. 1683 skalpiert haben soll, und führt als Quelle die lateinische Originalauflage von Dobrizhoffers oben angeführter Arbeit an. Diese ist mir nicht zugänglich gewesen; in der Übersetzung (Teil 2, S. 552) heißt es, daß ein tatarischer Spion in die Hände der Deutschen geraten und „ausgehäutet" worden sein soll. Die zubereitete Haut soll D. selbst Gelegenheit gehabt haben zu sehen. Nach dieser Version würden wir hier einen späten Beleg für die Hauttrophäe in Europa haben.

[3]) Friederici, a. a. O., S. 133f.

Digitized by Google

Es liegt übrigens ein Umstand vor, der weiterhin in gewisser Weise hierfür spricht. Wie schon besprochen, fand sich der Schädel zusammen mit Atlas und Zahnfortsatz des zweiten Halswirbels, aber keinerlei andere Skeletteile waren zu entdecken. Das kann, wie Prof. Fürst dargelegt, darauf deuten, daß der Kopf vom Körper getrennt war, als er in den Schlamm kam, in welchem Fall das Skalpieren an dem enthaupteten Kopf vollzogen sein kann.

Man vergleiche hiermit die sowohl bei amerikanischen Stämmen als bei dem indochinesischen Nagavolk in Assam gewöhnliche Sitte erst den Kopf des Feindes abzuhauen und ihn dann zu skalpieren[1]), dasselbe Verfahren, das die Skythen nach dem zuletzt angeführten Zitat aus Herodot ausübten. Offenbar bezeichnet dies eine interessante Übergangsstufe in der „typologischen" Entwicklung der Kopfjagd zur Skalpjagd.

Auch wenn der Schädel von Alvastra uns nicht erlaubt, mit voller Gewißheit die Frage zu beantworten, ob man in der Steinzeit im Norden skalpiert hat, gibt er auf alle Fälle Anlaß, die Aufmerksamkeit auf diese Frage zu richten.

Aber der Fund kann außerdem Anlaß zur Begründung einer anderen Frage geben — dies jedoch nur unter der Voraussetzung, daß ein Skalpieren wirklich stattgefunden hat.

Auf den Wohnplätzen der Steinzeit findet man, wie bekannt, nicht selten Reste der Bewohner, bisweilen ganze Skelette, meist jedoch nur mehr oder weniger vereinzelte Skeletteile. Diese letzteren sind stets als von zerstörten Gräbern herrührend gedeutet worden und offenbar ist dies in den meisten Fällen die einzig natürliche und mögliche Erklärung.

Nun ist im vorhergehenden dargelegt worden, wie nicht nur der menschliche Körper in seiner Gesamtheit, sondern beinahe alle seine Teile bei Völkern auf primitiverer Kulturstufe als Trophäen begehrt sind. Die Möglichkeit ist vielleicht nicht ganz ausgeschlossen, daß die Verhältnisse auch in unserer Steinzeit ähnliche waren, daß m. a. W. ein einzelner Schädel, ein Unterkiefer, eine Hand, ein Extremitätenknochen, ja ein Zahn, der auf einem Wohnplatz gefunden wird, nicht ohne weiteres als von einem zerstörten Grabe stammend betrachtet werden muß[2]).

Zum mindesten nicht von einem Grabe in gewöhnlichem Sinne mit vollständigem Skelett! Ich denke da an eine andere, bei vielen Naturvölkern vorkommende Sitte unter gewissen Verhältnissen einen Körperteil anstatt der ganzen Leiche zu begraben, auch dies natürlich ein Ausdruck für den

[1]) Friederici, a. a. O., S. 7, 14, 16, 30 und 136.

[2]) In diesem Zusammenhang mag auch an den Ahnenkult erinnert werden, der in dem Brauch zum Ausdruck kommt, vom Begräbnis verstorbener Angehöriger den Kopf oder andere Körperteile auszunehmen, um sie dann auf verschiedene Art anzubeten und zu verehren.

Digitized by Google

Pars-pro-toto-Begriff. Bei Negern und Indianern kommt es oft vor, daß wenn ein Kamerad fern von seinem Dorf gefallen ist, sein Kopf oder Skalp abgeschnitten wird, um ihm zu Hause ein ehrenvolles Begräbnis zu bereiten, und bei den Maronnegern in Surinam ist es sogar vorgekommen, daß man sich damit begnügen mußte, das Haar und die Nägel feierlich zu begraben, da mehr vom Körper nicht zugänglich war[1]).

Ähnliche Fälle sind natürlich auch bei uns denkbar, und dazu kommt, daß gewisse von unseren Wohnplätzen, nämlich die in Sümpfen und Seen angelegten, schon mit Hinblick auf die örtlichen Verhältnisse sich wenig als Begräbnisplätze für die Toten eigneten.

Die bei Maglemose gefundenen Skelettreste bestehen aus drei Knochen, die von mindestens zwei Individuen herrühren. Sarauw läßt die Frage offen, wie diese Knochen gedeutet werden sollen[2]). Und mit Recht. Sie als Reste von Skelettgräbern zu betrachten, dürfte auf sehr große Schwierigkeiten stoßen, denn wie sollte man sich in solchen Fällen die Gräber dieser Floßmenschen denken?

Bei der Untersuchung des Dorfes von Alvastra sind fast jährlich Skelettteile an den verschiedensten Teilen des Wohnplatzgebietes zutage gekommen, aber niemals in diesen zehn Jahren größere zusammenhängende Teile, viel weniger ein ganzes Skelett. Dies ist wie gewöhnlich so gedeutet worden, daß die Bewohner hier im Gegensatz zu den Pfahlbauern der Alpenseen — und um ein Beispiel aus unserer Zeit zu nennen, zu denen des Bangweolosumpfes[3]) — die ja ihre Toten oben auf festem Boden begruben, trotz der außergewöhnlichen Verhältnisse an der Dorf- oder Hüttenbestattung festhielten und somit ihre Angehörigen in der Kulturschicht draußen auf dem großen Baumstammboden begruben, sowie daß diese Gräber dann aus dem einen oder anderen Anlaß zerstört wurden. Möglich ist es, daß es sich in gewissen Fällen erweisen kann, daß es so gewesen ist. Bei näherem Nachdenken muß man jedoch finden, daß eine solche Bestattungsart, u. a. mit Rücksicht auf die verhältnismäßig geringe Mächtigkeit der Kulturschicht, bedeutende praktische Ungelegenheiten hätte mit sich bringen müssen. Wäre es nicht vielleicht denkbar, daß, wenigstens während einer Periode der Wohnplatzzeit, die Toten oben auf festem Boden beerdigt oder in den Schlamm des Sumpfes versenkt wurden, mit Ausnahme eines Teiles des Körpers, welcher sein Grab entweder in (unter Umständen neben) der Hütte fand, die der Betreffende bei Lebzeiten bewohnt hatte, oder in einem gewissen, hierfür bestimmten Teil des Dorfgebietes[4])? Die

[1]) Friederici, a. a. O., S. 16 und 118.

[2]) Prähistorische Zeitschrift 1911, S. 101f.; vgl. Stjerna in Antikv. Tidskr. f. Sverige Teil 19: 2, S. 127.

[3]) Eric von Rosen, Träskfolket, Stockholm 1916, S. 312.

[4]) Die Menschenknochen sind an ein paar begrenzteren Stellen besonders zahlreich aufgetreten.

Digitized by Google

Frage dürfte berechtigt sein, solange nicht ein ganz deutliches Skelettgrab hier festgestellt worden ist.

Der Versuch zur Erklärung der Einschnitte des Schädels von Alvastra, der hier gemacht ist, und die sich daran anschließenden Betrachtungen über das Auftreten von Skeletteilen auf unseren Wohnplätzen bauen sich auf dem bekannten Umstand auf, daß bei primitiven Völkern trotz des Abstandes in Zeit und Raum nicht nur die Hand, sondern auch das Hirn recht gleichartig arbeitet.

O. F.

II. Mitteilungen.

Der Beckenton von Rabutz — I. Interglazial.

Von Joseph Bayer.

Gegen die Hauptgrundlage meines Chronologiesystems des Eiszeitalters — Zusammenfallen des Aurignacien mit der letzten Zwischeneiszeit und daher Nichtwiederkehr der Antiquus-Fauna nach dem Acheuléen (Ende des Mindel-Riß-Interglazials) — führten die norddeutschen Geologen bekanntlich bisher zwei Punkte ins Feld: Rixdorf mit einer letztinterglazialen Fauna, wie ich sie annehme, dabei aber auch angeblich Elephas antiquus und Rhinoceros Merckii, und Weimar-Taubach-Ehringsdorf mit einer einheitlichen, ausgesprochen warmen Interglazialfauna.

Über beide Orte habe ich mich bereits wiederholt geäußert und dargelegt, warum ich sie nicht für beweiskräftig halte.

Nun führt Gagel als „dritten und ebenso wie Rixdorf völlig einwandfreien und unwiderleglichen Beweis dafür, daß die Antiquusfauna im letzten Interglazial tatsächlich wiederkehrt" Rabutz bei Halle ins Treffen und ist nun „gespannt", wie ich mich „mit diesem, in jeder Hinsicht einwandfreien **letzten** Interglazial, das **doch** die Antiquus-Fauna" führt, „abfinden" werde [1]).

Wären die Lagerungsverhältnisse so, wie sie Gagel darstellt, wäre es allerdings unmöglich, seinen Behauptungen entgegenzutreten.

So entspricht aber die Darstellung Gagels keineswegs der tatsächlichen Lage, deren unvoreingenommene Untersuchung ergibt, daß diese bedeutungsvolle Fundstelle diluvialer Tier-, Pflanzen- und Kulturreste in keinem Widerspruche zu meiner Chronologie steht.

Sehen wir uns an, was Gagel bezüglich dieser Stelle behauptet, sodann wie die Verhältnisse tatsächlich liegen und welche Schlußfolgerungen aus ihnen zu ziehen sind.

[1]) C. Gagel, Über die angebliche Umstürzung der Diluvialchronologie durch J. Bayer, Zeitschr. d. deutsch. geol. Ges. Monatsber. Nr. 4—5, 1920, S. 112ff.

Digitized by Google

Gagels Behauptungen bezüglich des Rabutzer-Profils.

Gagel sagt über die Lagerungsverhältnisse folgendes [1]): „Der Rabutzer Beckenton liegt auf der Moräne der Haupteiszeit (unterer Geschiebemergel), der seinerseits das einwandfrei belegte, fossilführende, vorletzte Interglazial der Saale-Hauptterrasse überlagert, und wird von Ablagerungen der letzten Eiszeit bedeckt" [2]).

Als Beweis für die Interglazialnatur der Ablagerung gibt Gagel mit Recht die (von Engler untersuchte) Pflanzenwelt des Rabutzer Beckentons an, welche mit Eiche, Esche, Hasel, Linde usw. zweifellos auf ein gemäßigtes, echt interglaziales Klima deutet, welches auch durch die reiche Fauna mit Altelephanten und Merckschem Rhinoceros unzweifelhaft erwiesen wird.

Dann folgert er weiter: „Es ist mithin sowohl faunistisch als auch floristisch und stratigraphisch ein ganz wundervolles, eindeutiges Interglazial und zwar stratigraphisch ganz unzweifelhaft **letztes** Interglazial!"

Weiters verweist Gagel auf die „ganz sicher primäre Lagerstätte", welche eine Verschwemmung ausschließt und wiederholt schließlich, „daß hier bei Halle und Rabutz die „Antiquus-Fauna" in zwei Etagen sozusagen übereinander liegt, zu unterst in den erstinterglazialen Saalehauptterrassenschottern und dann, durch die Grundmoräne der Haupteiszeit davon getrennt, im Rabutzer Beckenton, eine Etage höher! Man braucht hier nur die Karten und die sehr ausführlichen Profile von Siegert und Weißermel zu studieren, um über den Sachverhalt durchaus aufgeklärt zu sein."

Gagel stützt sich mithin ganz auf die Interpretation von Rabutz durch Siegert und Weißermel.

Das tatsächliche Profil.

Von Gagels Behauptungen ist die eine, daß der Beckenton ein Interglazial repräsentiert, gewiß richtig.

Die zweite jedoch, auf die es ihm vor allem ankommt, daß letztes Interglazial vorliegt, ist ebenso sicher unrichtig, was eine kritische Beleuchtung der stratigraphischen Verhältnisse von Rabutz zeigt.

Aus ihr wird klar, daß Gagels Gewährsmänner Siegert und Weißermel die Rabutzer Ablagerungen ihrem Alter nach unrichtig interpretiert haben.

Sehen wir uns das Rabutzer Profil an.

---

[1]) A. a. O. S. 112f.

[2]) Hinweis auf Siegert und Weißermel, Das Diluvium zwischen Halle a. S. und Weißenfels (Abhandl. d. Preuß. Geol. Landesanstalt. H. 60, 1911).

Digitized by Google

Die Bohrung, welche im Rabutzer Beckenton in einer Meereshöhe von 118 m niedergebracht wurde, ergab nach Siegert und Weißermel[1]) folgendes, von den Genannten und mir nach beigefügter Legende interpretiertes Profil:

Tiefe in Metern		Deutung nach Siegert und Weißermel	Deutung nach Bayer
0— 0,5	Schwarzerde (Alluvium)		
0,5— 0,6	Gelber, kalkfreier, schwach lehmiger Sand	Ablagerung der dritten Eiszeit	Alter? (sicher nicht III. Eiszeit!)
0,6— 1,3	Nordischer Sand und Schotter		
1,3— 3,0	Grauer geflammter Ton	Rabutzer Beckenton zweites Interglazial	I. Interglazial
3,0— 3,5	Gelber, kalkfreier Ton		
3,5— 3,8	Gelber, kalkfreier Ton, etwas sandiger		
3,8— 5,5	Fetter, lichtgrauer bis gelblicher Ton, kalkhaltig		
5,5— 5,8	Stark sandiger, grundmoränenartiger Tonmergel, eingeschwemmt		
5,8— 5,9	Reiner, schwach sandiger Bänderton, kalkhaltig		
5,9— 6,2	Grauer, toniger, schwach sandiger, kalkhaltiger Geschiebemergel	Hauptgrundmoräne der zweiten Eiszeit obere Bank	Ablagerungen der I. Eiszeit
6,2— 7,5	Grauer, stark kalkhaltiger sandigtoniger Geschiebemergel		
7,5— 8,9	Grauer, stark kalkhaltiger, sandigtoniger Geschiebemergel mit zahlreichen Geröllen und vereinzelten Sandschmitzen		
8,9—10,2	Grober nordischer Sand und Kies	Roddener Sand	
10,2—10,9	Gelbgrauer, stark sandiger Geschiebemergel	Hauptgrundmoräne der zweiten Eiszeit mittlere Bank	
10,9—11,8	Fetter, stark kalkhaltiger Ton	Bruckdorfer Beckenton	
11,8—12,3	Feinsandiger, kalkhaltiger Schlepp		
12,3—14,2	Grauer, sandig-toniger Geschiebemergel	Hauptgrundmoräne der zweiten Eiszeit, untere Bank	
14,2—14,4	Feinsandiger Mergel		
14,4—14,5	Stark toniger Geschiebemergel bis Ton		
14,5—16,7	Lichtgrauer, sandigtoniger Geschiebemergel		
16,7—16,8	Sand und Kies; südliches und nordisches Material zu gleichen Teilen	Basalschotter	

[1]) a. a. O., S. 274 f.

Digitized by Google

Tiefe in Metern		Deutung nach Siegert und Weißermel	Deutung nach Bayer
16,8—17,5	Sand und Kies; südliches Material vorherrschend	Höhere Saaleterrasse. I. Interglazial	
17,5—19,0	Sand und Kies mit sehr viel nordischem Material	Glazialsand der I. Eiszeit	
19,0—19,9	Glazialsand		
19,9—20,8	Stark sandige, kalkige Grundmoräne, sehr dunkel	Grundmoräne der I. Eiszeit	
20,8—21,6	Nordischer Sand und Kies		
21,6—22,0	Kalkige, erdige dunkle Grundmoräne		
22,0—23,2	Reiner, fetter, kalkhaltiger, schwarzer Ton	Dehlitzer Bänderton	
23,2—26,7	Sand, frei von nordischem Material	Präglaziale Saaleschotter	
26,7—31,7	Schwarzer, schwach toniger, kalkfreier Feinsand (Oligocän)		
31,7—32,0	Braunkohle (Oligocän)		

Siegert und Weißermel sehen also in unserem Beckenton eine Ablagerung des II. Interglazials, welcher Ansicht sich in der Folge Soergel, Werth, Gagel und viele andere angeschlossen haben.

Wäre dem wirklich so, würde das Rabutzer Profil zwei wichtige Fragen des Diluviums beantworten, erstens daß die Antiquus-Fauna im letzten Interglazial wiedergekehrt sei, zweitens, daß die letzte Vereisung bis südlich von Halle gereicht habe, was eine der Süderstreckung der ersten und vorletzten Eiszeit nicht viel nachgebende Ausdehnung des letzten Inlandeises voraussetzen würde.

Daß beides hier nicht zu erweisen ist, ja daß der Fundplatz gerade zum Gegenbeweis wird, geht aus nachfolgendem hervor:

Zu ihrer Altersbestimmung des Beckentones kommen Siegert und Weißermel dadurch, daß sie den mächtigen Komplex von Ablagerungen in seinem Liegenden durch Interpretation des Horizontes „16,8—17,5 Sand und Kies" als I. Interglazial (= der höheren Saaleterrasse) auf 2 Eiszeiten aufteilen, so daß unser Beckenton unmittelbar von der Hauptgrundmoräne der II. Eiszeit unterlagert wäre und mit Rücksicht auf die angeblich glazialen Ablagerungen in seinem Hangenden aus dem letzten Interglazial stammen müßte.

Für diese Deutung des Profils führt Siegert vornehmlich zwei Gründe an: Das interglaziale Alter der genannten Sande und Kiese, welche der

Digitized by Google

I. interglazialen Saaleterrasse entsprechen sollen, und den Bruckdorfer Beckenton, welcher jünger als diese ist.

Wenn nun auch nicht zu leugnen ist, daß eine solche Interpretation hier an und für sich möglich wäre, so stehen ihr doch so gewichtige, inner- und außerhalb des Profiles gelegene Gegengründe im Wege, daß sie nicht aufrecht zu erhalten ist.

Vor allem muß festgestellt werden, daß die stratigraphischen Verhältnisse im Profil selbst keineswegs in der Richtung zwingend sind, wie Siegert und Weißermel, noch mehr aber Gagel behaupten.

Die fraglichen Sande und Kiese.

Die 70 cm Sande und Kiese, welche in unserem Profil allein das I. Interglazial vertreten sollen, sind hier lediglich durch die Bohrung erschlossen. Daß man aber bei einer Bohrung in einem noch dazu außerhalb des Talzuges gelegenen Terrain und bei so geringer Mächtigkeit der Ablagerung nicht mit Sicherheit bestimmen kann, ob es sich um eine interglaziale oder glaziale (eventuell interstadiale) Ablagerung handelt, ist sicher. Dazu kommt, daß entscheidende Einschlüsse, welche die Interglazialnatur beweisen würden und welche man nach Gagels optimistischen Wendungen (s. oben) hier sicher erwartet hätte, zur Gänze fehlen. In der Saaleterrasse findet man die Einschlüsse, nicht aber in Rabutz.

Ich betrachte daher diese 70 cm Schotter als eine der im Ablagerungskomplex der 1. Eiszeit so häufig vorkommenden Kiesstraten, welche möglicherweise eine Oszillation der Mindeleiszeit anzeigt.

Der Bruckdorfer Beckenton.

Wenn Siegert als wichtigen, ja entscheidenden Beweis für das II. Glazial der Ablagerungen im Liegenden des Rabutzer Beckentones den Bruckdorfer Beckenton hinstellt [1]), welcher sich in seinem Aufnahmsgebiete als jünger als die erstinterglaziale Saaleterrasse erwiesen hat und mit dem er im Rabutzer Profil die Ablagerungen zwischen 10,9 und 12,3 m identifiziert, so wäre eine solche Gleichstellung an und für sich wohl möglich, aber ein **Beweis läßt sich nicht beibringen.**

Solche Tone sind, ohne daß ein wesentlicher petrographischer Unterschied eine Unterscheidung gestatten würde, bekanntlich bei jeder Vereisung zur Ablagerung gelangt, so oft nur die hierzu erforderlichen bekannten Voraussetzungen zutrafen.

[1]) a. a. O., S. 276.

Digitized by Google

Im Liegenden des Rabutzer Beckentons nur 1 glazialer Horizont.

Da zur Aufteilung des im Liegenden des Rabutzer Beckentones gelegenen diluvialen Schichtenkomplexes auf zwei Eiszeiten somit kein Grund vorliegt, halte ich denselben für einheitlich glazial, so daß ich alle Ablagerungen zwischen den präglazialen Saaleschottern und dem Rabutzer Beckenton als der Mindel-Eiszeit angehörig betrachte.

Welchen Alters die Ablagerungen im Hangenden unseres Tones sind, wage ich nicht zu entscheiden, nur das eine kann man mit Bestimmtheit sagen, daß sie nicht der jüngsten Vereisung angehören. Gerade sie bieten ja von einem anderen Gesichtspunkte aus, nämlich dem der Ausdehnung der letzten Vereisung, einen sicheren Beweis, daß meine hier niedergelegte Auffassung richtig ist.

Diese glazialen, z. T. recht mächtigen Ablagerungen können nämlich nicht der letzten Vereisung angehören, da diese das Gebiet von Halle gar nicht erreicht hat. Das wird durch die ausgezeichneten Arbeiten von Th. Schmierer[1]) und E. Wunderlich [2]) mit so gewichtigen Gründen gestützt, daß man sich ihnen nicht gut entziehen kann [3]). Ich werde auf diese Tatsache später einmal noch in einem weiteren Betrachtungskreise zu sprechen kommen.

Somit liegt in keiner Hinsicht ein Grund vor, die Rabutzer Fauna in die letzte Zwischeneiszeit zu verlegen, und ist auch durch Rabutz nicht der Beweis einer Wiederkehr der Antiquus-Fauna erbracht.

Die paläolithischen Funde von Rabutz.

Von größter Wichtigkeit für die Ermittelung des Alters von Rabutz sind auch die dort gemachten paläolithischen Funde, über welche bisher leider nur eine spärliche Nachricht vorliegt [4]), welche bezüglich des Alters nichts oder wenig besagt. Nach Andeutungen von Soergel und Gagel scheinen aber dort in letzter Zeit weitere Funde zum Vorschein gekommen zu sein, was

[1]) Über fossilführende Interglazialablagerungen bei Oschersleben und Ummendorf (Prov. Sachsen) und über die Gliederung des Magdeburg-Braunschweigischen Diluviums im allgemeinen. Jahrb. d. Pr. geol. Landesanstalt für 1912, XXXIII, II. Teil, S. 400—417.

[2]) Die Oberflächengestaltung des norddeutschen Flachlandes. I. Das Gebiet zwischen Elbe und Oder. Geogr. Abh. N. F. H. 3, 1917.

[3]) Umsomehr muß man sich über die Leichtigkeit wundern, mit der Soergel (Lösse, Eiszeiten und pal. Kulturen. Jena 1919) über diese Feststellungen (Zusammenfallen der Söllgrenze und der Südgrenze der letzten Vereisung, Zugehörigkeit der Moränen südlich der Elbe zur vorletzten Eiszeit usw.) hinweggleitet (S. 95).

[4]) F. Wiegers, Neue Funde paläolithischer Artefakte, Zeitschr. f. Ethn. XXXIX, 1907, S. 721. Nach den Fundangaben ist das von Wiegers abgebildete Artefakt jünger als die Knochen, da diese an der Basis, jenes aber im oberen Teile des Tons gefunden wurde. Es hat die breite Form, wie sie altpaläolithischen Absplissen eigen ist.

Digitized by Google

ich lebhafteſt begrüße, weil ich auch von dieſer Seite eine Beſtätigung meiner Altersanſetzung erwarte.

Ich mache, ohne die Funde zu kennen, getroſt mit der Archäologie die Probe auf meine Altersbeſtimmung und ſage Chelléen oder älteres Acheuléen voraus; am wahrſcheinlichſten iſt es, daß Alt-Acheuléen vorliegt und wir uns im gleichen Niveau mit den Ilmtalſtationen Weimar-Taubach-Ehringsdorf befinden. Sicher iſt die Altersfrage von Rabutz mit dieſen Stationen aufs engſte verknüpft: Beide werden zweifellos in dem Sinne entſchieden werden, daß ſie älter als die benachbarte rißeiszeitliche Kultur von Markkleeberg ſind. Lägen die geräteführenden Schotter von Markkleeberg in unſerem Profil, würden ſie das unmittelbar Hangende unſeres Tones bilden.

Gagels neuer Fixpunkt hat mithin nicht nur nicht die von ihm erwartete vernichtende Wirkung für meine Aufſtellung gehabt, ſondern es hat ſich im Gegenteile gezeigt, daß auch im Falle Rabutz die altertümliche Antiquus-Fauna im gleichen Horizont des diluvialen Schichtenaufbaues erſcheint, wie die zahlreichen, von dieſer Fauna begleiteten altpaläolithiſchen Funde Weſteuropas.

Wien, 11. Januar 1921.

Nachſchrift.

Mehrere Wochen nach Fertigſtellung dieſer Arbeit teilte mir Herr Geheimrat Koſſinna mit, daß eine von K. Keilhack und einigen preußiſchen und ſächſiſchen Geologen vorgenommene Überprüfung der geologiſchen Verhältniſſe bei Rabutz für das Hangende des Beckentons eine ſehr weſentliche Änderung gegenüber der bisherigen Auffaſſung ergeben habe, inſofern, als nunmehr die bisher für glazial gehaltenen Einlagerungen im oberen Teile des Tones und in ſeinem Hangenden als von den ziemlich ſteilen Hängen der Rinne ſtammende Einſchwemmungen erkannt wurden. Auf eine diesbezügliche Anfrage bei Herrn Geh. Bergrat Keilhack hatte dieſer die Freundlichkeit, mir dieſe neue Deutung zu beſtätigen. Iſt ſie richtig, hätten wir es hier nur mit zeitlichen Äquivalenten der letzten Eiszeit zu tun, da die Südgrenze des letzten Inlandeiſes, wie auch Keilhack annimmt, wenigſtens 50 km nördlicher lag.

Sohin iſt das Ergebnis der neuen Unterſuchung: Es gibt keine dritte Eisbedeckung der Gegend von Halle. Der Beckenton bleibt aber II. Interglazial.

Es beſtätigt ſich mithin, was ich oben vertreten habe, daß die Würmeiszeit nicht mehr die Gegend von Halle erreicht hat; aber während ich die von Siegert und Weißermel als Zeugen einer dritten Vereiſung angeführten Ablagerungen der dortigen Gegend für rißeiszeitlich hielt, ſollen ſie nun Alluvium oder Verſchwemmung älteren glazialen Materiales ſein.

Digitized by Google

Diese Erklärung erscheint mir bei Rabutz selbst recht einleuchtend und möglich [1]), aber wenn man das Profil D C auf Taf. VII bei Siegert und Weißermel betrachtet, so findet man dort südlich vom Beckenton auf gleichem Tone glaziales Material von bedeutender Mächtigkeit lagern, besonders wenn die 2. Interpretation des Profiles D C richtig ist, und zwar eine glaziale Masse, welche sich meines Erachtens nicht auf die gleiche Weise (lediglich als Schwemmmaterial) erklären läßt. Hören wir L. Siegert [2]): „Unter einer etwa 4 m mächtigen Decke von echt glazialem, vielfach diagonal geschichtetem Sande [3]) liegt hier ein ... Band teils von Bänderton, teils von Schlepp, das wiederum von mehrere Meter mächtigen Glazialsanden unterteuft wird." Siegert beweist dann durch die gleiche Höhenlage für diesen Ton und ein ähnliches Vorkommen in einer Nachbargrube am Nordhange des Kabelskebaches bei Beuditz den Zusammenhang dieser Tone mit dem Rabutzer Ton, was schließlich durch eine Bohrung am Rabutz-Beuditzer-Kommunikationswege erhärtet wurde: „Es ist damit ein Zusammenhang zwischen dem Ton bei Rabutz und dem in den Beuditzer Gruben wohl ziemlich sicher gestellt. Diese Tatsache ist von besonderer Wichtigkeit, da wir bei Beuditz in einem absolut klaren und eindeutigen Profil den Ton von 4 m glazialem Sand überlagert sehen, wodurch unsere Deutung der unreinen Massen bei Rabutz als Grundmoräne eine neue Bestätigung erfährt und der Nachweis von glazialen Ablagerungen über dem Rabutzer Ton nochmals völlig sicher erbracht wird [4])".

Hier liegen also 4 m glaziale Sande dem Tone auf und wenn es meinen Gegnern nicht gelingt, auch für sie eine ähnliche Entstehungsweise wie für die glazial gehaltenen Schichten des Rabutzer Beckentones (Verschwemmung usw.) nachzuweisen, haben sie den Kampf um Rabutz verloren.

Denn dann liegen eben über Rabutzer Tonen primäre **glaziale** Ablagerungen, welche, nachdem sie von der dritten Eiszeit, deren Südgrenze nach Keilhack selbst mindestens 50 km nördlicher liegt, nicht herrühren können, nur der zweiten (Riß-)Eiszeit zugeschrieben werden könnten, so daß sich für den Beckenton von Rabutz die Stellung im ersten Interglazial unzweifelhaft ergeben würde.

Hier hat also die Untersuchung einzusetzen, und zwar wird es sich vor allem empfehlen, in der Linie Ziegelei Rabutz-Elsteraue zwischen Oberthau und Ermlitz, etwa in der Mitte zwischen der Eisenbahnlinie Leipzig-Halle und der Chaussee am Mühlgraben eine Bohrung vorzunehmen, um zu sehen,

---

[1]) Sie würde auch den bisherigen Widerspruch beseitigen, der in dem engen Nebeneinander von warmer Fauna und „glazialen Ablagerungen" bestand (vgl. R. R. Schmidt, bzw. Koken, Die diluviale Vorzeit Deutschlands. S. 216).

[2]) A. a. O. S. 280.,

[3]) Bei Siegert und Weißermel nicht gesperrt!

[4]) A. a. O., S. 281.

Digitized by Google

ob der Rabutzer Ton tatsächlich, wie es das untere Profil D C darstellt, vom Kabelskebacheinschnitt bis zum Gehänge des Elstertales reicht, in welchem Falle dann die mächtigen Glazialablagerungen in einwandfreier Weise eine auf die Ablagerung des Rabutzer Tones folgende Eiszeit erweisen würden.

Dieses Ergebnis erwarte ich zuversichtlich. Es wird die strittige Altersfrage des Rabutzer Beckentones in meinem Sinne entscheiden und sein Liegendes als einheitlichen mindeleiszeitlichen Komplex erweisen.

Das eine aber kann man schon so kurze Zeit nach dem Vortrag des Herrn Gagel feststellen, daß sich eine seiner Behauptungen bezüglich Rabutz [1]) bereits als unrichtig herausgestellt hat, was für ihn nicht gerade sehr verheißungsvoll zu sein scheint.

Wien, 21. Februar 1921.

---

[1]) A. a. O., S. 112.

Digitized by Google

Der Mammutjägerhalt der Aurignaczeit bei Lang-Mannersdorf a. d. Perschling (Nied.-Öst.).

(Vorläufiger Bericht über die Grabungen 1919/1920).

Mit Tafel IV u. V.

Von J. Bayer.

Zu den klassischen Paläolithstationen Niederösterreichs, die sämtlich nördlich der Donau liegen, gesellt sich seit kurzem der südlich der Donau gelegene große Aurignacfundplatz im Löß von Lang-Mannersdorf an der Perschling, Ger.-Bez. Herzogenburg.

Reicht er bisher in bezug auf Fundreichtum und Schichtenanzahl auch nicht an Willendorf bzw. Krems heran, so scheint er an Flächenausdehnung diese Stationen weit zu übertreffen. Was aber Lang-Mannersdorf zu einer der wichtigsten Kulturstätten des Eiszeitalters überhaupt macht, sind die unvergleichlichen Lagerbilder, welche schon der kleine bisher durchgegrabene Teil gezeigt hat. Es entrollt sich da vor unseren Augen ein so lebendiges Bild vom Leben der Mammutjäger, wie es meines Wissens bisher noch von keiner Lößstation geboten worden ist.

Die Fundstelle ist das gegen Süden schauende linke Talgehänge östlich von Lang-Mannersdorf, die sog. „Strigelfurth", bestehend aus Tertiärsanden, welche hier von einer mehrere Meter mächtigen Lößdecke verhüllt sind. Ganz nahe fließt die Perschling vorbei.

Auf dem die „Strigelfurth" durchquerenden Feldwege, der an einer Stelle etwas in den Löß einschneidet, wurden schon in den ersten Jahren des Jahrhunderts zahlreiche Mammutknochen gefunden, als das Regenwasser den Hohlweg bis zu einer gewissen Tiefe ausgewaschen hatte. Als dann A. Stummer [1]) bei den Knochen Spuren der Anwesenheit des Eiszeitmenschen feststellte, ließ das naturhistorische Hofmuseum durch H. Obermaier und ihn eine Versuchsgrabung vornehmen, wobei Aschenstellen mit einer größeren

[1]) Mitt. d. k. k. Zentr.-Komm. V, 1906, S. 1—3.

Digitized by Google

Anzahl von Steinwerkzeugen des Jung-Aurignacien (vorherrschend typische Bogenstichel), Rötel, Graphit usw., vor allem aber viele Tierknochen, in weitaus überwiegender Zahl vom Mammut, gefunden wurden [1]).

Das war im Jahre 1907.

Seitdem blieb der Platz unbeachtet, bis ich im Frühjahre 1919 die Fundgegend untersuchte und weitab östlich von dem Obermaier-Stummerschen Grabungsplatze einige oberflächlich gelegene Feuersteine fand. Weitere Funde im Gelände dazwischen ließen dann die gewaltige Erstreckung dieses Jägerhaltes erkennen, welcher nach den am weitesten entfernten Funden mehr als 300 Schritte West-Ost-Ausdehnung besitzt.

Wie die im Sommer 1919 begonnene Grabung wahrscheinlich machte, handelt es sich auf dieser weiten Strecke nicht um eine zusammenhängende Kulturschichte, sondern offenbar um eine Anzahl kleinerer Lagerplätze, welche hauptsächlich im mittleren, nicht mehr steil abfallenden Teile des Talhanges, der eine gute Aussicht über das ganze Tal gewährt, gelegen sein dürften, wie die beiden Lagerplätze bezeugen, auf die ich alsbald stieß.

Über ihre interessanten Einzelheiten gebe ich hier nur einen kurzen Bericht, eine eingehende Darstellung behalte ich mir für später vor.

Die beiden Lagerplätze wurden mit „A" und „B" bezeichnet.

Lagerplatz A.

Eine bis 0,3 m starke im Löß ziehende Kulturschichte von wechselnder Mächtigkeit bedeckte einen ziemlich kreisrunden Platz von etwa 10 m Durchmesser, in dessen Umgebung lediglich Streufunde das Niveau der ehemaligen Oberfläche kennzeichneten, welche nur 0,3 m unter der heutigen lag, wohl weil hier am Talgehänge im Laufe der Jahrtausende viel Löß abgetragen wurde. Wie die Funde zeigten, spielte sich das eigentliche Lagerleben im nördlichen Teile des Lagerplatzes ab. Hier war der Boden auf eine Ausdehnung von mehreren Metern mit Sandsteinplatten bedeckt, auf denen noch die Mahlzeitreste, Knochen vom Mammut, wollhaarigen Nashorn, Ren usw. zusammen mit Feuersteingeräten lagen. Hier war also der große Tranchierplatz, wo die Menschen dieser Jägersippe aßen und die Steinplatten dienten offenbar als Unterlagen beim Zerlegen der Tiere sowie als Teller bzw. Tische. Man kann nach der Zahl der Plätze auf etwa 8—10 Personen schließen. Bei einem der „Tische" lag noch ein Stößel aus einem Mammutstoßzahn. In der Nähe fanden sich Dentalien und Rötel. Eine große Menge Feuerstein-Abfallstücke deutete darauf hin, daß hier auch Steingeräte hergestellt wurden.

Vom Tranchier- und Speiseplatz konnte der Abkochplatz nicht weit entfernt sein und er fand sich denn auch kaum 2 m nordwestlich. Es war eine fast kreisrunde Feuerstelle in ganz flacher Vertiefung mit einer dicken Schichte

[1]) Die Veröffentlichung dieser Funde steht noch aus.

Digitized by Google

von Brandresten, und zwar hauptsächlich kleinen verkohlten Knochenstücken, die man ins Feuer geworfen hatte, um damit zu heizen. Auf dem Herde lagen noch einige große unverbrannte Knochen, welche wohl von der letzten Mahlzeit stammen mögen. Einen Meter östlich von diesem Herd und nördlich von der Speisestelle lag ein engbegrenzter Haufen unverbrannter Mammutknochen, und zwar Rippen und Kieferteile mit Molaren.

Wir gewinnen hier ein kleines aber klares Bild vom Lagerleben des Aurignac-Menschen.

Eine weitaus interessantere Szenerie bot aber der

Lagerplatz B,

dessen Ausgrabung ich im Spätsommer 1919 begann und im vorigen Jahre beendete.

Er lag etwa 60 m südlich von A und erstreckte sich auf eine Fläche von ungefähr 20 m West-Ost- und 14 m Nord-Süd-Ausdehnung, bildete aber nicht wie A einen geschlossenen runden Lagerplatz, sondern es gruppierten sich um eine große Abkochstelle eine Anzahl nur durch eine mehr weniger starke Kulturschichte verbundener Stellen, welche als Mahlzeitplätze, Ateliers von Feuersteinschlägern, Knochenabfallplätze usw. klar zu erkennen waren.

Die bemerkenswerteste Stelle ist eine regelrechte Wohngrube, wie wir sie bisher aus dem Paläolithikum meines Wissens noch nicht kennen.

Die seichte Lage der Aurignac-Oberfläche — stellenweise trat die Kulturschichte unmittelbar zutage — gestattete das Freilegen großer Flächen des Lagerplatzes, wobei auf die Aufdeckung ganzer Gruppen das Hauptgewicht gelegt wurde, um sie als abgeschlossenes Ganzes überblicken und im Lichtbild festhalten zu können.

Auf diese Weise war es auch möglich, einen genauen Lagerplan anzufertigen, der die ganze Anordnung aufs klarste veranschaulicht und so ohne besonderen Aufwand an Phantasie das Bild jenes Jägerlebens vor unser geistiges Auge zaubert.

Das Zentrum des ganzen Lagerplatzes bildete der große Abkochplatz, dessen nördlichen Teil wir im Bilde bringen (s. Taf. IV). Aschenschichten mit zahllosen angebrannten Knochenstückchen waren hier übersät mit ganzen oder zerschlagenen aber unverbrannten Knochen vom Mammut, Wolf, Fuchs und anderen Tieren.

Hier deuteten drei in den Löß gehende Pfahllöcher, welche mit Herdmaterial ausgefüllt waren und unten noch deutlich die ehemalige Verteilung der Pfähle mit langen Knochen und Rengeweihstangen zeigten, auf Holzpflöcke hin, welche mit Rücksicht auf ihre Lage am Rande der großen Abkochstelle wohl als Träger des Bratspießes anzusehen sind, wenn es sich nicht um Stangen für ein Zelt handelt, welches man aufstellte, als auf dem Platze nicht mehr gekocht wurde.

Digitized by Google

Von den zahlreichen Funden dieses Feuerplatzes und seiner nächsten Umgebung nenne ich nur 18 kugelrunde Tertiär-Konkretionen, welche wie eine Traube auf einem Flecke noch beisammenlagen, so wie sie der Aurignac-Mensch aus seiner Handhöhlung vorsichtig, damit sie nicht auseinanderrollen, hingelegt hat. Das Beisammenliegen mehrerer solcher Kugeln, die zweifellos als Spielkugeln gedient haben, wurde übrigens mehrmals beobachtet.

Die Mahlzeitplätze lagen fast alle östlich der großen Abkochstelle und waren durch einzelne Steinplatten gekennzeichnet. Hier fanden sich auch mehrere kleine runde Feuerstellen, deren geringe Aschenreste auf nur kurze Benützung schließen lassen. Es macht den Eindruck, als ob man sich bei der großen Abkochstelle das Essen geholt und es dann abseits auf seinem Stein verzehrt habe.

An einer Stelle lagen in der Nähe eines kleinen Herdes mehrere große Nuklei aus verschiedenfarbigem Stein (Hornstein, roter Jaspis) und ein wahrscheinlich zum Absplissen benütztes Geschiebe von länglicher Gestalt so eng beisammen, daß sie sich berührten: Das kleine Atelier eines Feuersteinschlägers.

In einiger Entfernung östlich vom großen Abkochplatze lagen schon ziemlich abseits zwei bemerkenswerte Knochenhaufen: Der eine enthielt zwei vollständige Wolfskelette, einen Wolfschädel und andere Knochen dieses Tieres sowie eine Anzahl Mammutknochen, sämtlich ohne Brandspuren. Die Wolfschädel zeigen Spuren von alten Verletzungen.

Der andere Knochenhaufe bestand aus dem stark beschädigten Schädel eines jungen Mammuts mit beiden Stoßzähnen. Er lag mit dem Gaumen nach oben, die Molaren waren herausgerissen und mit dem ovalen Quarzgerölle, welches noch mitten auf dem Gaumen lag, hatte man alles Eßbare durch Einschlagen der Schädeldecke herausgeholt. Der Unterkiefer fehlte. (Taf. V.)

Sonst lagen hier noch einige Mammutknochen und ein ebenfalls mit dem Gaumen nach aufwärts liegender Wolfschädel, desgleichen ohne Unterkiefer.

Einige Schritte südlich des großen Abkochplatzes war die Wohnung: Eine Wohngrube von fast rundem Grundriß mit ungefähr 2,5 m Durchmesser, bis 1,7 m tief in den Löß gegraben.

Eine dicke Schichte aus zahlreichen Knochen und Feuersteinen bedeckte den Boden und ermöglichte es, die Größe und Form der Wohngrubenanlage genau festzustellen. Sie ließ aber auch den Winkel der Grubenwände erkennen, wobei sich ergab, daß gegen Nordwest und Norden senkrechte Wände vorhanden waren, während sie gegen Osten minder steil waren und gegen Süden eine schiefe Ebene aus der Grube an die Oberfläche führte.

Wir schließen daraus auf Vorherrschen von West- und Nordwinden.

Über dieser Bodenschichte lag eine Zone sterilen Lösses, dann folgte eine zweite „Kulturschichte" von ähnlicher Beschaffenheit wie die an der Basis.

Das lehrt, daß hier der Mensch zweimal Aufenthalt nahm: Das erstemal gleich nachdem er sich die Grube gegraben hatte; dann war er ab-

Digitized by Google

gezogen und es wurde ziemlich viel Löß eingeblasen. Bei seiner Rückkehr war die Grube schon ungefähr bis zur Hälfte zugeweht und er lebte nun in dieser seichteren Wohnung, ohne an Reinlichkeitssinn gewonnen zu haben, wie die den zweiten Aufenthalt kennzeichnende Unratschichte verrät.

Angesichts dieses Befundes fragt man sich unwillkürlich, ob hier nicht zwei Winteraufenthalte in der Grube und eine Sommerabwesenheit vorliegen. Lange kann die Abwesenheit keinesfalls gedauert haben, weil gar kein archäologischer oder faunistischer Unterschied wahrzunehmen ist, ja sogar die gleichen Gesteinssorten verwendet wurden, was darauf schließen läßt, daß es dieselben Menschen gewesen sind.

Diese Stelle wird bei Beurteilung der Raschheit der Lößbildung im Auge zu behalten sein [1]).

Bei seiner ersten Anwesenheit schuf sich der Mensch in der Wohngrube unten eine Sitzbank durch Stehenlassen eines länglichen Lößblockes beim Ausheben der Grube. Hier saß wohl manchen Tag ein Steinschläger, denn in nächster Nähe lag eine große Menge von Feuersteinabsplissen herum.

War wie gesagt die Fauna der unteren Kulturschichte dieselbe wie die der oberen und der mit letzterer zusammenhängenden Kulturschichte des Lagerplatzes, so fehlten doch in der Grube selbst die großen Knochen, die man wegen ihrer Größe hinausgeworfen hatte, während man die kleineren einfach zu Boden fallen ließ und eintrat. Auch ein Wolfschädel war unten liegen geblieben.

Wir haben hier die erste regelrechte Wohngrube aus der Eiszeit vor uns und können nunmehr die in den späteren prähistorischen Perioden so beliebte Wohnweise bis in die Aurignac-Periode zurückverfolgen.

Die Grube war wohl sicher mit einem Dach aus Reisig und Fellen bedeckt und Windschirme an der Nord- und Westseite mögen noch zum besonderen Schutze vor Kälte und vor dem lästigen Löß wehen aufgestellt worden sein. Die Ausgrabung der Wohngrube nahm mehrere Wochen in Anspruch. Eine große Anzahl guter Lichtbilder zeigt alle Phasen ihrer Erschließung, um die sich besonders Frl. Lotte Adametz verdient gemacht hat.

Schließlich noch ein Wort über die westlichste Fundstelle. Hier fand ich in unmittelbarer Nachbarschaft der Grabungsstelle Obermaiers und Stummers einen Lagerplatz von im allgemeinen ovaler Form (etwa 3:2 m).

Bemerkenswert war hier das reichliche Vorkommen von Rötel und Graphit, welch letzterer auf den östlichen Lagerplätzen A und B gar nicht gefunden wurde.

Ein mächtiger Mammutstoßzahn, der ohne den (altabgebrochenen) Spitzteil noch 2 m maß, war offenbar als Schlagbank benützt worden, denn

[1]) Diesbezüglich ließen sich sehr interessante Beobachtungen machen, die für rasche Lößbildung sprechen.

Digitized by Google

seine Oberfläche schien durch Hiebe gerauht und abgetragen und machte den Eindruck, als ob man darauf Knochen oder ähnliches zerschlagen hätte.

Westlich von dieser Lagergruppe ergaben Probegruben ein ausgedehntes Mammutknochenlager, das sich noch ein gutes Stück gegen Westen ausbreiten dürfte. Hier fanden sich fast gar keine Brandspuren oder Feuersteine, so daß es aussieht, als wäre da ein großer Ausschrotplatz für die benachbarten Lager gewesen.

Es besteht die Absicht, die Grabungen in den nächsten Jahren fortzusetzen und mit der Zeit diesen riesigen Lagerplatz des Eiszeitmenschen vollständig aufzudecken.

Digitized by Google

Gefäße mit Rädchenverzierung aus Polen.

Von Dr. Joſ. Koſtrzewski, Poſen.

Mit 10 Abbildungen im Text und auf Tafel VI.

In ſeiner Arbeit „Über verzierte Eiſenlanzenſpitzen als Kennzeichen der Oſtgermanen" hat Koſſinna bekanntlich auch eine Scheidung der kaiſerzeitlichen Mäandergefäße in oſt- und weſtgermaniſche durchgeführt[1]), und zwar auf Grund der verſchiedenen Technik, in der das Muſter in beiden Gebieten hergeſtellt wird —, nachdem vorher ſchon Olshauſen gelegentlich einer Beſprechung der Grabfunde von Grünchen, Kr. Liſſa, einige Andeutungen darüber gemacht hat[2]). Koſſinna hat gezeigt, daß während bei den Oſtgermanen der Mäander durch Bänder von vollausgezogenen Linien gebildet wird, er auf weſtgermaniſchem Gebiet aus Reihen von Punkten beſteht, die mit einem Gerät in Form eines gezahnten Rädchens eingedrückt werden, daß alſo hier eine Art maſchinelle Ausführung an Stelle der freihändigen Verzierung tritt. Daß dieſe Unterſcheidung von oſtgermaniſchen Strichlinienmäandern und weſtgermaniſchen Rädchenmäandern, die übrigens in ſpäteren Arbeiten[3]) noch weiter ausgebaut wurde, zu Recht beſteht, haben zahlreiche ſpätere Funde voll beſtätigt.

Natürlich iſt auch dieſe Regel nicht ohne Ausnahme. Abgeſehen von einigen Miſchformen aus dem Grenzgebiet, die ja hier beſonders leicht erklärlich ſind[4]), ſind auch weitab vom weſtgermaniſchen Gebiet einige Gefäße zum Vorſchein gekommen, deren Verzierung in der für dieſes Gebiet typiſchen Rädchentechnik ausgeführt iſt. Aus der Prov. Poſen ſind mir bisher insgeſamt vier ſolche kaiſerzeitlichen Gefäße bekannt geworden, von denen zwei Mäander-

[1]) Zeitſchr. f. Ethnol. 1905, S. 392—394.

[2]) Poſener Archäologiſche Mitteilungen, Heft 4, S. 45.

[3]) Koſſinna, Über germaniſche Mäander-Urnen (Korreſpondenzbl. d. deutſch. Geſellſch. f. Anthr., Ethnol. u. Urgeſch. 1907, S. 165 f.). — Derſelbe, Die deutſche Vorgeſchichte eine hervorragend nationale Wiſſenſchaft, I. Aufl., S. 59, II. Aufl., S. 177.

[4]) Vgl. das Gefäß von Küſtrin, Kr. Königsberg i. N. (Koſſinna, Die deutſche Vorgeſchichte, I. Aufl., S. 67 Abb. 141, II. Aufl. Taf. XXIX, Abb. 351.)

Digitized by Google

ornamente, das dritte ein geradliniges Muster aufweist. Dieselbe Anzahl von derartigen Gefäßen kenne ich aus Russisch-Polen; in drei Fällen handelt es sich um die für westgermanische Keramik typischen Stufenmäander, das vierte Gefäß ist mit einem schachbrettartigen Muster verziert[1]).

Von den Posener Mäandergefäßen ist eins (Abb. 1) schon seit längerer Zeit bekannt. Es stammt aus Gr. 44 des von Gräfin Szembek systematisch untersuchten und veröffentlichten, vorwiegend frühkaiserzeitlichen Gräberfeldes von Siemianice, Kr. Kempen[2]). Das Gefäß, von dem seinerzeit nur ein Scherben abgebildet war[3]), ist unterdessen aus den eingelieferten Bruchstücken, soweit es möglich war, neu aufgebaut worden. Es ist eine rundbäuchige, hochfüßige Terrine, deren Oberteil fehlt. Auf der größten Bauchweite hat sie ein breites Ornamentband zwischen zwei Doppellinien, das mit liegenden Kreuzen und senkrecht verlaufenden Zinnenmustern gefüllt ist. Das Zierband ist nach unten zu von einer Doppellinie umsäumt, oben verläuft anscheinend ein vollsymmetrischer Mäander. Alle diese Verzierungen sind punktiert und, wie aus ihrer Regelmäßigkeit, mehrfachen Überschneidungen usw. ohne weiteres ersichtlich ist, auf mechanischem Wege, mit Hilfe eines Rollstempels ausgeführt, der in diesem Falle nur eine Zahnreihe besaß. Bemerkenswert ist hier das teilweise Vorhandensein von vorgezeichneten Führungslinien, die auf westgermanischem Gebiet fast nur in der Spät-Latène-Zeit bei freihändig ausgeführten Punktverzierungen vorkommen.

Noch wichtiger ist ein Mäandergefäß (Abb. 2), das im Jahre 1915 bei Anlage von Schützengräben in Prusinów, Kr. Jarotschin, zusammen mit einer verbogenen römischen Bronzekanne mit kleeblattförmiger Mündung zum Vorschein gekommen ist. Leider ist von dem Tongefäß nur ein großer Scherben aufbewahrt worden, der in das Posener Museum der „Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften" gelangt ist. Nach dem erhaltenen Bruchstück zu schließen, glich das Gefäß ungefähr dem vorher beschriebenen Stück von Siemianice. Es hatte einen hohen, stark verengten Fuß, einen rundlichen Bauch und einen weiten, deutlich abgesetzten Hals. Die Verzierung bildet hier ein zusammenhängendes Band von Hakenkreuzen und Stufenmustern; sie bestehen aus doppelten Strichlinien, deren Zwischenraum mit 2—3 Reihen von Punktlinien in Rädchentechnik ausgefüllt ist. Trotz der Anwendung der fremden Rädchentechnik ist die Verzierung doch vorwiegend dem ostgermanischen Geschmack angepaßt, was sowohl die angewandten Muster (Hakenkreuz!), als ihre Ausführung beweist, besonders die untergeordnete Rolle, die dem westgermanischen Rädchenornament zugewiesen ist, als bloße

[1]) Auch in Schlesien sind Scherben mit Rädchenmäander in 5 Fundorten zutage getreten (Jahn, „Schlesiens Vorzeit". N. F. Bd. VII, S. 96 Fußn. 1).

[2]) Vgl. Roczniki Tow. Przyj. Nauk Poznańskiego. Jahrg. XXIX, XXXI, XXXV und XLIII.

[3]) a. a. O. Jahrg. XXXV, S. 360, Abb. 48.

Digitized by Google

Füllung eines Linienbandes zu dienen. Auch bei diesem bemerkenswerten Mischerzeugnis, in dem Fremdes mit Eigenem so innig verschmolzen sind, wurde ein einreihiger Rollstempel benutzt. Die einzelnen Vertiefungen haben hier die Gestalt von kurzen, schräggestellten Strichen.

Das dritte hierhergehörige Gefäß (Abb. 3) ist eine fast vollständig erhaltene Schale, die schon vor einer Reihe von Jahren zusammen mit anderen kaiserzeitlichen Gegenständen in Grünchen (Grunówko), Kr. Lissa, gefunden und in den Posener Archäologischen Mitteilungen veröffentlicht worden ist[1]). Der halbkuglige Boden der Schale ist mit 7 radialen, von einer schwachen mittleren Einwölbung ausgehenden Punktlinien verziert, die mit einem dreireihigen Rollstempel ausgeführt sind. Auch der Rand des Bodens ist von drei solchen parallelen Punktlinien umsäumt. Die Zähne des Rädchens

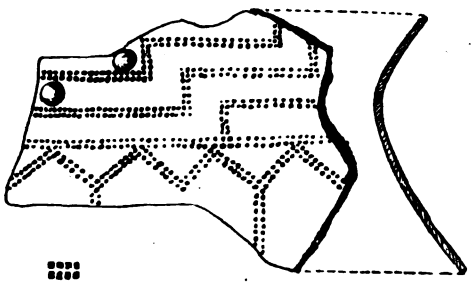


Abb. 4.

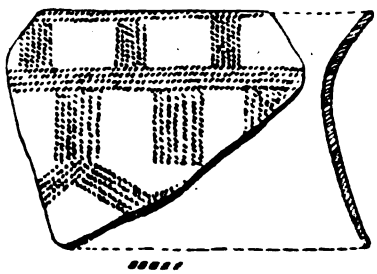


Abb. 5.

Abb. 4 u. 5. Łęgonice, Kr. Opoczno, Gouv. Radom (Polen). Nach den Originalen im Warschauer Landwirtschafts- und Industriemuseum (Kat.-Nr. 2).

waren sehr sorgfältig gearbeitet und regelmäßig quadratisch geformt. Die Verzierung entbehrt der Führungslinien und entspricht völlig den westgermanischen.

Schließlich wäre noch ein kleiner, einzeln gefundener Scherben mit schwarzer Oberfläche aus Siemianice, Kr. Kempen, zu erwähnen, der mit zwei unter einem rechten Winkel zusammenstoßenden Bändern von Punktlinien verziert ist. Diese sind anscheinend ebenfalls mit einem dreireihigen Rollstempel ausgeführt.

Von den vier rädchenverzierten Gefäßen aus Russisch-Polen stammen zwei aus dem bekannten kaiserzeitlichen Gräberfelde von Łęgonice, Kr. Opoczno (im Gouv. Radom); beide sind nur in Bruchstücken erhalten. Das erste dieser Gefäße (Abb. 4) war eine etwa doppelkonische Vase mit abgerundeter Schulter und mindestens einem Henkel, von dessen Vorhandensein noch zwei buckelartige Ansätze zeugen, wie sie häufig auf westgermanischen Gefäßen (meist in Dreiecksform angeordnet) unterhalb der Henkel vor-

[1]) Heft IV, Taf. XX, Abb. 1a—b. Die Schale stammt aus Grab 4.

Digitized by Google

kommen[1]). Der Oberteil des Gefäßes ist mit einem Stufenornament verziert, darunter verläuft eine Zickzacklinie, von der senkrechte Linien nach unten ausgehen. Diese typisch westgermanische Verzierung ist mit einem zweireihigen Rädchen ausgeführt, dessen Zähne eine quadratische Form hatten.

Das zweite Gefäß von Łęgonice (Abb. 5) weist ein schachbrettartiges Muster als Schulterverzierung auf, darunter verläuft, wie beim vorigen, eine Zickzacklinie. Der Rollstempel war hier bestimmt einreihig, die einzelnen Vertiefungen sind rautenförmig. Das Gefäß war anscheinend ebenfalls terrinenförmig, doch mehr abgerundet als das vorige. Beide Gefäße befinden sich im Warschauer Landwirtschafts- und Industriemuseum.

Ein drittes, vollständig erhaltenes Gefäß dieser Art (Abb. 6) ist in Wola, Kr. und Gouv. Kalisch, gefunden worden und befindet sich im Museum des „Towarzystwo Krajoznawcze" (Landeskundlicher Verein) in Warschau. Es ist terrinenförmig, ziemlich weitmündig, mit fast zylindrischem Hals und leicht ausladendem, verdicktem, fazettiertem Rand. Die Maße desselben sind folgende: Höhe 19,1 cm, größte Weite 28 cm, Mündung 22,9 cm, Boden 9,9 cm. Das Gefäß ist auf der Schulter mit einem Bande von fortlaufenden Stufenornamenten (aus doppelten Punktlinien), sowie mit einem Zickzackband aus vier punktierten Linien verziert. Der Rollstempel war hier wahrscheinlich zweireihig.

Ferner befinden sich im Warschauer Landwirtschafts- und Industriemuseum noch sechs Bruchstücke eines Gefäßes unbekannten Fundorts, wahrscheinlich aus Polen stammend, die sich zu einer tiefen Schale ergänzen lassen, mit abgesetztem Fuß und verdicktem Rand (Abb. 7). Die Verzierung bildet hier ein nach rechts gewandtes Stufenmuster zwischen wagerechten Linien, darunter eine Zickzacklinie, von der divergierende Linienbänder ausgehen. Die Ornamente sind mit einem zweireihigen Rädchen eingedrückt, die einzelnen Vertiefungen sind quadratisch.

Wenn wir die Posener Gefäße mit Rädchenverzierung mit denen aus Russisch-Polen vergleichen, so mutet es sonderbar an, daß die weiter nach Osten vorgeschobenen polnischen Exemplare in ihrer Verzierung den westgermanischen weit mehr ähneln als die näheren Posener Stücke. Alle diese so weit vom eigentlichen Verbreitungsgebiete gefundene Gefäße sind ein neuer Beweis für die regen Beziehungen, die zwischen Ost- und Westgermanen zur Kaiserzeit bestanden haben. Ihr versprengtes Vorkommen im Osten kann jedoch kaum durch Handelsverbindungen gedeutet werden, da Tongefäße wohl nur in den seltensten Fällen Gegenstand des Handels waren und unsere Stücke außerdem keinen rein westgermanischen Charakter haben,

[1]) Z. B. Píč: Starožitnosti země České II, 3 Taf. XCII, 14, Taf. XCIV, 16 usw. — Mitteil. a. d. Prov.-Museum d. Prov. Sachsen, Heft II, Taf. I, 10—12. — Hoffmann, Darzau, Taf. III, 29 usw.

Digitized by Google

ſondern öſtliche Einſchläge aufweiſen. Wir werden hier, wie in ähnlichen Fällen, anzunehmen haben, daß unſere Gefäße Werke von weſtgermaniſchen Töpferinnen ſind, die Oſtgermanen geheiratet haben.

Obgleich die Rädchenverzierung im Oſten zur Kaiſerzeit wie etwas Fremdartiges anmutet, iſt dieſe Technik hier doch nicht unbekannt. Sie iſt hier ſogar weit früher erfunden worden, als bei den Weſtgermanen, da rädchenverzierte Gefäße hier bereits in der „Lauſitzer" Kultur der älteſten Eiſenzeit vorkommen[1]). Ich gebe hier die Abbildungen von drei ſolchen Gefäßen aus den Sammlungen der Poſener Geſellſchaft der Freunde der

Abb. 6. Wola, Kr. und Gouv. Kalſich. Nach Original im Muſeum des „Towarzyſtwo Krajoznawcze" in Warſchau (Kat.-Nr. 1758).

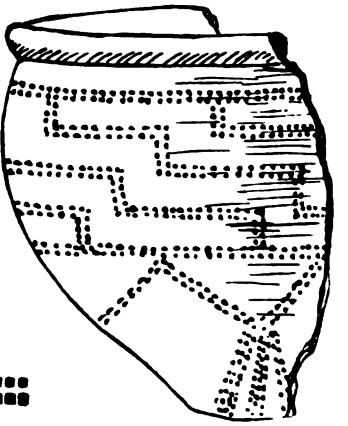


Abb. 7. Fundort unbekannt (vielleicht Kamocinek? Nach Original im Warſchauer Landwirtſchafts- u. Induſtriemuſeum (Kat.-Nr. 329).

Wiſſenſchaften wieder[2]) (Abb. 8—10). Die gleiche Größe der einzelnen Vertiefungen, die bei freihändiger Arbeit kaum erreichbar iſt, ferner mehrfach vorkommende Verſchiebungen und Verdopplungen des Ornaments (beſonders bei Abb. 8 gut zu ſehen), die ſich bei maſchineller Ausführung leicht erklären, ſprechen beſtimmt für die Anwendung eines gezähnten Rädchens. Da die einzelnen Zähne hier eine längliche Geſtalt hatten und ſchräggeſtellt

[1]) Von den ſteinzeitlichen Beiſpielen für Rädchentechnik (in der Stichreihenkeramik) ſehe ich hier natürlich ab.

[2]) Eins davon iſt bereits veröffentlicht (Album der prähiſt. Denkmäler des Großherz. Poſen, Heft II, Taf. XXVIII, 30). Ein viertes „Lauſitzer" Gefäß mit Rädchenverzierung ſtammt aus Schroda (Kaiſ.-Friedr.-Muſ. Poſen, H. G. 222). Auch aus der Mark Brandenburg ſind früheiſenzeitliche „Lauſitzer" Gefäße mit Ornamenten in dieſer Technik bekannt (Prähiſt. Zeitſchr. Jahrg. III, S. 334, Abb. 6 u. S. 335, Abb. 7). — Zeitſchr. f. Ethn. 1903, S. 177, Abb. 32b u. S. 192, Abb. 66. Hier hat ſchon Voß die Anwendung der Rädchentechnik feſtgeſtellt (a. a. O., S. 192). Vgl. auch einige neuerdings veröffentlichte Gefäße mit derartigen Verzierungen aus Polen („Swiatowit", Bd. XI, S. 52, Taf. IV, Nr. 22362 u. S. 53, Nr. 23572).

Digitized by Google

waren, so entstanden bei Anwendung des Rädchens Reihen von Schrägstrichen, die wie eine unechte Schnurverzierung aussehen.

Als Vorstufe der Rädchenverzierung kann man die Ornamente auffassen, die in der Weise zustande gekommen sind, daß man den quergerieften Kopf einer Bronzenadel zuerst senkrecht, dann wagerecht fortlaufend nebeneinander abdrückte. Gefäße mit derartigen Verzierungen sind sowohl aus der späten Lausitzer"[1]), als aus der Steinkistengräberkultur[2]) ziemlich zahlreich bekannt. Von diesen mit einem unbeweglichen Stempel ausgeführten Verzierungen ist es nur noch ein Schritt zur Erfindung des Rollstempels, der übrigens ebenfalls ein Nadelkopf gewesen sein dürfte. Man wird der gerade auf keramischem Gebiet so hervorragendes leistenden „Lausitzer" Kultur die selbständige Erfindung dieser Ziertechnik, die übrigens ziemlich gleichzeitig auch in Ostpreußen[3]) erscheint, wohl zutrauen dürfen.

Wegen des großen zeitlichen Abstandes, der diese früheisenzeitlichen Rädchenornamente von den verwandten westgermanischen Verzierungen der Kaiserzeit trennt, können wir das Auftreten der letzteren natürlich nicht durch ein Wiederaufleben der alten „Lausitzer" Rädchentechnik erklären, sondern müssen auch hier eine selbständige Entstehung der maschinellen Ziertechnik annehmen. Auf welchem Wege hier diese Errungenschaft zustande gekommen ist, hat Kossinna in überzeugender Weise gezeigt[4]).

---

[1]) Z. B. Jurkowo, Kr. Kosten, 2 Ex. (1 abgebildet im III. Heft des Albums der prähistor. Denkmäler des Großherz. Posen, Taf. LX, 33. Dort irrtümlich als kaiserzeitlich bezeichnet). Mus. d. Freunde d. Wiss. Posen.

[2]) Z. B. Dobieszewice, Kr. Mogilno. 2 Ex. Kais.-Friedr.-Mus. Posen 1897, 380 bis 381. — Eichenhain, Kr. Schubin, KSM. 06, 482.

[3]) Katalog des Prussia-Museums. Teil I (1906), Abb. 71—74 und 81—84. Auch in der Steinkistengräberkultur war übrigens die Rädchentechnik bekannt. Vgl. z. B. die Abbildung der Gesichtsurne von Liebenthal, Kr. Marienburg (Conwentz, Das Westpr. Prov.-Mus. Danzig, 1905, Taf. 61, 1). Außerdem sind mir hierher gehörige Gefäße aus 12 weiteren Fundorten in Polen bekannt geworden.

[4]) Korrespondenzbl. d. deutsch. Gesellsch. f. Anthr., Ethn. u. Urgesch. 1907, S. 166.

Digitized by Google

Die Kalenderdaten der Juppitergigantensäulen.

Von Friedrich Hertlein, Ludwigsburg.

Ich habe in meiner Schrift: Die Juppitergigantensäulen Stuttgart 1910 (abgekürzt JGS.) und in Nachträgen dazu (Kbl. des Gesamtv. 1916, S. 209 ff. und Germania 1917, S. 136 ff.) ausgeführt[1]), daß diese Juppitergigantensäulen unserer Mittelrheingegenden, die Gebiete der Nebenflüsse eingerechnet, ein Kennzeichen der mittelrheinischen Germanen des römischen Gebiets sind, daß sie nichts anderes sind als germanische Irminsäulen in römischer Formensprache, und daß die Götter, die den Hauptsockel zieren, soweit sie in der Normalreihe Juno, Merkur, Herkules, Minerva oder einer damit verwandten Viererreihe erscheinen, in dieser Reihenfolge als ins Römische übersetzte germanische Gottheiten die vier Jahreszeiten vom Frühjahr bis zum Winter vertreten, entsprechend dem gelegentlichen und späten Schmuck des Zwischensockels mit den unbezweifelten sieben Wochengöttern und der häufigen Verzierung des Kapitells mit den Köpfen der vier Tageszeitengenien; und ich habe einen besonderen Beweis für die Richtigkeit meiner Aufstellung darin gefunden, daß gerade im römischen Mainland, das schon wegen der Stammeszugehörigkeit der Mattiaker zu den Chatten — und von den Taunensern um Heddernheim wird wohl dasselbe gelten — engere Berührung mit den freien Germanen behalten mußte, daß hier statt der von den römischen Germanen unter dem Einfluß der römischen Gartenkultur meist schon angenommenen vier Jahreszeiten in ihren göttlichen Vertretern nur drei erscheinen, am häufigsten Juno, Herkules, Minerva, oder Merkur, Herkules, Minerva, entsprechend der von Müllenhoff fahrlässigerweise verworfenen Nachricht des Tacitus (Germ. 26) von den drei Jahreszeiten der Germanen, Frühling, Erntezeit (harbist) und Winter, von Tacitus naturgemäß mangelhaft übersetzt in die römischen Jahreszeitennamen ver, aestas und hiems, und entsprechend dem römischen Jahresanfang in der ungermanischen Reihenfolge hiems, ver, aestas gegeben.

[1]) Eine gedrängte Übersicht meiner Beweisführung habe ich gegeben in Hoops, Reallexikon des germanischen Altertums II, S. 619 unter Juppitersäulen.

Digitized by Google

Wissowa hat nun Germania 1917 S. 175f. für jene Viergötterreihe Juno, Merkur, Herkules, Minerva die Erklärung gegeben, sie seien die Vertreter der Ehe, des Handels, des Verkehrs, des Handwerks. Hiergegen ist nur das einzuwenden, daß damit nicht erklärt wird, was das merkwürdigste an diesen vier Göttern ist; es handelt sich nicht um eine Gruppe, die je nach ihrer Wichtigkeit für den einzelnen in verschiedener Folge aufgeführt werden kann, sondern um eine unveränderliche Reihenfolge. Gewiß hätte sich die Gewohnheit einbürgern können, gerade diese Gottheiten abzubilden, niemals aber die unfehlbare Sicherheit, die vier Bilder gerade in dieser Reihenfolge zu geben, die nicht beirrt wird dadurch, daß die Bilder statt rechtsläufig öfters auch linksläufig angeordnet werden, nicht beirrt dadurch, daß für den zweiten und vierten Gott jener Normalreihe gelegentlich ein anderer, für den zweiten auch Juppiter selbst erscheint; denn auch dann behalten die bleibenden unter jenen Göttern ihre Stelle. Diese mathematische Sicherheit der Reihenfolge wäre eine psychologische Unmöglichkeit, wenn sie nicht sachlich bedingt wäre, bedingt durch ein kosmisches Prinzip. Immerhin, wenn Wissowa das vollständige Fehlen einer göttlichen Vertretung der Landwirtschaft und der kriegerischen Interessen damit erklären will, daß der Ursprung jener Reihe bei der römischen Bevölkerung stadtähnlicher Niederlassungen gesucht werden müsse, so mutet er der Gedankenlosigkeit der vielen, vielen ländlichen und der mit drei inschriftlich bezeugten verhältnismäßig nicht wenigen militärischen Stifter unserer Denkmäler — Mars findet sich gelegentlich statt Merkur, ist aber auf keinem Stein eines militärischen Stifters nachweisbar — ein bißchen viel zu; wäre es doch ein mehr als fühlbarer Mangel an Parität, wenn dagegen Handel und Verkehr zusammen zwei Vertreter hätten. Und dann, der Eugenius von Bierstadt C XIII, 7567, der seine Säule ausdrücklich für das Wohl seiner Gattin Primitiva (und der Seinigen?) setzt, läßt Juno weg, stellt nur Apollo, Herkules und Diana dar; wo dagegen zwei Brüder miteinander eine Säule errichten, bilden sie Juno an erster Stelle ab, gleich als wären sie miteinander verheiratet (Zwischensockel von Iggelheim C XIII, 6098, Riese, Das rheinische Germanien in den Inschriften 2982: J. O. M. et Junoni Reginae Proclii Pollio et Fuscus, zugehörig Viergötterstein mit Juno, Mars, Vulkan, Viktoria; Dreigötterstein von Kastel C XIII, 7270, Riese 2221, denselben Göttern die Meloni Carantus et Jucundus mit Juno, Herkules, Viktoria), wogegen eben diese Brüder Melonii von Kastel, der Vorstadt des handelsreichen Mainz, den Merkur weglassen. Auch daß die Göttin der Ehe am Himmel hinfliegend mit ihrer Fackel dargestellt werde oder wenigstens rasch ausschreitend (Stein von Virton, Cumont Catalogue Cinquantenaire² Nr. 169, bei Haug, Wd. Zeitschr. 10, 1891, Nr. 155), ist nicht glaublich; so kann die würdige Matrone nicht den Hochzeitszug anführen. Für die Behauptung, daß Juno sich der Deutung als interpretatio Romana einer keltisch-germanischen Gottheit aufs entschiedenste entziehe, scheint

Digitized by Google

Wissowa neue Quellen zur keltisch-germanischen Mythologie gefunden zu haben, die er nicht nennt; der germanische Himmelsgott hat doch wohl schon damals eine Genossin gehabt und der Wahrscheinlichkeit nach wurde diese am ehesten mit Juno übersetzt.

Eine weitere und neue Bestätigung meiner Erklärung der Vier- und Dreigötterſockel in ihrer Mehrzahl als Jahreszeitenſockel und damit der Juppitergigantenſäulen als römiſch-germaniſcher Irminſäulen [1]) finde ich nun in den Kalenderdaten der hierher gehörigen Denkmäler.

Es iſt ſelbſtverſtändlich und längſt bekannt, daß Weihungen an Gottheiten gerne auf ſolche Tage gelegt werden, die mit dieſer Gottheit irgendwie zuſammenhängen, und zwar auch dann, wenn die Weihung aus Anlaß eines beſonderen Erlebniſſes erfolgt [2]). Wenn ich nun mit meiner Erklärung des

[1]) Haug hat die von mir JGS., S. 73ff. beigezogenen Stellen aus der mittelalterlichen Literatur in Germania 1918, S. 68ff. ebenfalls zuſammengeſtellt mit dem Ergebnis, daß uns nur eine Irminſäule ſicher bekannt ſei. Man kann das gelten laſſen; aber falſch wäre es, daraus zu ſchließen, daß es nur eine gegeben habe, und der Vergleich mit der von mir S. 78 anders erklärten Stelle aus Widukind und mit anderen Stellen von Kultſäulen der Germanen (Mogk in Hoops Reallexikon II, S. 600) macht es wahrſcheinlich, daß die Irminſäule eine verbreitete Kulteinrichtung war. Bei Erklärung des Wortes irmin S. 72 verfällt Haug wieder in den ihm ſchon JGS., S. 80, Anm. nachgewieſenen Fehler nicht zu beachten, daß es ſich bei dem Eigennamen Irmino um einſtämmige Kürzung handelt; zu irminman vgl. Much in Hoops Reallexikon I, S. 58 unter Alemannen, der hier Grimms Deutung widerlegt. — Auch einige Einwände Haugs im Korr.-Bl. d. Geſamtv. 1918, S. 224ff. mögen hier ihre Erledigung finden. Zur letzten Rettung für ſeine hiſtoriſche Erklärung unſerer Gigantenſäulen (Denkmäler des Siegs des römiſchen Imperiums über die Barbaren) erklärt er den Gigantenreiter des Mannheimer Antiquariums (JGS., S. 5), der ſeine Schlangenbeine behaglich ineinander faltet, da das trotz ſeiner weitmaſchigen Erklärungsart für einen beſiegten Barbaren doch nicht geht, als eine Fälſchung des Maurermeiſters Kaufmann von Rheinzabern (um 1820). In welch plumper Weiſe dieſer Maurer fälſchte, zeigt die auch von Haug beigezogene Terrakottaplatte mit einem über eine Sirene weggaloppierenden Reiter, mit der er ein Bildwerk unſeres Denkmälerkreiſes geben wollte; die Mannheimer Gruppe iſt aber ein fragmentiertes, vom Zahn der Zeit wohl benagtes, und echt verwittertes Stück, deſſen Echtheit noch kein Archäologe, auch Haug ſelber nicht in ſeinem Katalog des Antiquariums (1875/77) bezweifelt hat. Auch der Bauernreiter von Ehrang paßt Haug nicht; es ſei das eben richtige Bauernarbeit. Um ſo beweiſender doch für die Sache, weil volksmäßige Art Äußerlichkeiten naiv gibt. — Daß der Fund von mindeſtens 2 Juppitergigantenſäulen auf der merkurgeheiligten Hohen Donne im Wasgenwald jene hiſtoriſche Erklärung unmöglich macht, hebt Pöhlmann in Germania 1918, S. 93 richtig hervor.

[2]) Einen beſonderen Fall haben wir bei dem Altar von Kaſtel C XIII 7317, dem Numen Augusti geweiht von den hastiferi sive pastores consistentes Castello Mattiacorum VIIII Kal. Apriles (224). Dieſer 24. März, Tag der Frühjahrstagundnachtgleiche, iſt der dies sanguis, ein für den Kybeledienſt geheiligter Tag. Damit bringen dieſe hastiferi das Numen Augusti in engere Beziehung zu der von ihnen beſonders verehrten Kybele, eine Verehrung, die auch aus 7281 hervorgeht, wo dasſelbe Kollegium der dea Virtus Bellona einen Mons Vaticanus weiht, der mit der Kybelefeier der Taurobolien zuſammenhängt, und zwar auf X Kal. Sept., 23. Auguſt, alſo römiſchen Herbſtanfang nach iſidoriſcher

Digitized by Google

reitenden, von einem Giganten getragenen Juppiter als germanischen Himmelsgottes und der Vier- und Dreigötterſteine als Jahreszeitenſocke! Recht habe, ſo leuchtet ein, daß für Weihungen an dieſen Himmelsgott beſonders in Betracht kommen müſſen die aſtronomiſchen Jahrpunkte und die Anfänge der Jahreszeiten, beſonders des das Jahr eröffnenden Frühlings; ja, wenn Jahrpunkte und Jahreszeitenanfänge auch für einen römiſchen Juppiter wichtige Tage ſind, ſo wird die Art, wie der Frühlings- und Jahresanfang beſtimmt wird, einen beſtimmten Schluß auf einen germaniſchen Himmelsgott zulaſſen. So klein allerdings die Statiſtik iſt, die ſich uns hier bietet, ſo bezeichnend iſt ſie; und wir können eine Hilfsſtatiſtik von verwandten Denkmälern beiziehen.

Wir haben nämlich unter der ganzen Zahl von Denkmälern, die ſicher oder ſehr wahrſcheinlich zu den Gigantenſäulen gehören, nur 4, die den Tag der Weihung angeben, nämlich einen Dreigötterſtein von Kaſtel mit dem Datum 23. Dezember 246, die Heddernheim-Wiesbadener Säule mit dem 7. November 239, die Heddernheim-Frankfurter Säule mit dem 13. März 240, und die Schierſteiner Säule mit dem 28. Februar 221.

Jener Dreigötterſtein von Kaſtel, mit den Bildern von Juno, Herkules und Minerva linksläufig, C XIII, 7272, Rieſe, 2984, Haug, Wd. Zeitſchr. 10, Nr. 50, trägt die Inſchrift: J. O. M. et Junoni Reg. X. Kal. Jan. Presente et Albino cos. (246) Serotinius Cupitus et Cupitius Providens filius in suo fecerunt l. l. m. Auf den 22./23. Dezember fiel nun in jener Zeit der kürzeſte Tag, der römiſche dies natalis Solis; denn er fiel nach dem cäſariſchen Kalender, alſo 46/45, auf den 25. Dezember und hatte ſich bis zum Konzil von Nikäa auf den 21./22. verſchoben; als genauen Zeitpunkt für die Winterſonnenwende gibt mir ein mathematiſcher Kollege, Dr. Betſch in Cannſtatt, für 325 den 21. Dezember 8 Uhr abends MEZ, für 246 den 22. Dezember 5 Uhr nachmittags. Und daß die Verſchiebung bemerkt und bekannt geworden war, beweiſt eben das Konzil von Nikäa mit ſeiner Oſterfeſtſetzung, die von dem damaligen Datum der Frühjahrstagundnachtgleiche ausging. Daß die volksmäßige Anſetzung um ein paar Stunden nachhinkte, iſt natürlich, und dasſelbe Datum des 23. Dezembers wird uns unten wieder begegnen. Übrigens iſt offenbar in dieſer Zeit eine Neigung vorhanden, die für den Sonnenlauf wichtigen Tage ſchematiſch auf X. Kal. anzuſetzen, ſo wie ſie in dem Kalender von Grand, C XIII, 5955, dem urſprünglichen julianiſchen Kalender entſprechend ſchematiſch auf VIII. Kal. angeſetzt ſind, vgl. unten S. 98.

Rechnung (JGS., S. 141). Die beiden Beiſpiele zeigen zugleich, daß man Jahreszeitenanfänge und aſtronomiſche Jahrpunkte gerne mit dem Kult der Götter in Zuſammenhang brachte, die Beziehung haben zum Kreislauf des Jahres; das gilt auch von Kybele. Ein anderes Beiſpiel dafür gibt Rieſe, Inſchriften 199 aus Revue Archéol. 1910, II, S. 442, eine Weihung zu Ehren des Sol Elagabal auf denſelben 23. Auguſt, des Jahrs 214.

Digitized by Google

Die Heddernheimer Säule, die jetzt im Museum Wiesbaden ist, und die Ritterling, Nassauische Heimatbl. 1917/18, S. 14ff. ohne genügenden Grund [1]) mit einer Gruppe des Götterpaares Juppiter und Juno krönen will, — die enge Verbindung mit den Juppitergigantensäulen wäre durch den Dreigötterstein, den Wochengötterzwischensockel und das Kopfkapitell ja doch gegeben —, bei Haug unter Nr. 61 der Viergötterstein aufgeführt, hat die auf der vierten Seite des Dreigötterstockels angebrachte Inschrift C XIII, 7353, Riese, 2605: J. O. M. et Junoni Reginae Quadratius Victorinus decurio civitatis Auderiensium in suo ex voto a. d. VII Id. Nove. imperatore domino nostro M. Ant. Gordiano Aug. et Aviola cos., also 7. November 239. Das ist der römische Winteranfang nach varronischer Rechnung, die die Jahreszeiten nach den Lichtverhältnissen bemißt, den kürzesten Tag als Mitte des Winters ansieht (JGS. 141); denn rechnen wir von dem 22./23. Dezember 1 1/2 Monate = 45 1/2 Tage zurück, so kommen wir auf den 7. November. Wenn in jener Zeit, was nach dem eben gesagten und dem unten wiederkehrenden Datum des 23. Dezember wahrscheinlich ist, dieser Tag schematisch als der kürzeste Tag angesehen und abgerundet um 45 Tage zurückgerechnet wurde, so kann auch der Vortag des Winteranfangs mit jenem Datum gemeint sein.

Es liegt allerdings eine gewisse Inkonsequenz vor bei dem letztgenannten Denkmal; es rechnet mit dem römischen Winteranfang, trotzdem es einen Sockel mit 3 Jahreszeitengöttern, Apoll, Herkules und Minerva, hat, entsprechend der germanischen Dreiteilung des Jahres (vgl. Korr.-Bl. d. Ges. V. 1916, S. 225); bei dieser Dreiteilung sollte der Winter im Mittel 2 Monate, nicht 1 1/2, vor dem kürzesten Tage beginnen. Aber es ist auch schon eine einzigartige Inkonsequenz, einen Sockel, der die Repräsentanten der echtgermanischen 3 Jahreszeiten darstellt, zu verbinden mit einem Wochengötterstein, also einem ganz ungermanischen Element. Ich muß meiner Feststellung (a. a. O., S. 230), daß Wochengötterstein nur vorkommen in Verbindung mit Jahreszeitensockeln, nie mit andersartigen Sockeln, noch die hinzufügen, daß nur in

[1]) Meine Gegengründe sind: solange wir kein sicheres Beispiel einer solchen Bekrönung der Säule haben, genügt das Zusammenfinden in einem Brunnen und das ungefähre Passen nicht; Juppiterdenkmäler verschiedener Art sind wiederholt gerade in Brunnen zusammen gefunden worden. Der in dem alten Fundbericht erwähnte dritte Altar, den Ritterling, S. 15, Anm. 3 kurzerhand streicht, kann der Sockel für das Götterpaar gewesen sein. Der Dreigötterstein ist in Breite und Tiefe ziemlich verschieden, ausnahmsweise ist die schmale Seite Inschrift- und Vorderseite; beim Kapitell ist es ebenso, seine Schmalseite muß also auch Vorderseite gewesen sein, anders als bei der jetzigen Aufstellung durch Ritterling, nur daß das wegen des verstümmelten Zustandes des Kapitells nicht auffällt; es kann also nicht das in die Breite gehende Doppelsitzbild oben drauf gewesen sein, mit Rücksicht auf welches schon der Hauptsockel mit der Breitseite nach vorn gerichtet sein müßte. Aus der Weihung an Juppiter und Juno trotz Fehlens der Juno auf dem Dreigötterstein ist gewiß nichts zu schließen; die Statistik zeigt, daß diese Weiheformel nun eben einmal in der Hälfte der Fälle angewandt wurde, und die anderen auf dem Sockel dargestellten Götter kommen in der Weiheformel nie vor.

Digitized by Google

diesem einen Fall ein Wochenstein vorkommt mit einem Dreijahreszeitensockel, sonst nur in Verbindung mit der Aufnahme der römischen 4 Jahreszeiten, die sich unter dem Einfluß römischer Kultur im römischen Germanien einbürgern mußten. Die doppelte Inkonsequenz mag innerlich zusammenhängen; eine eigentümliche Mischung germanischen Denkens und römischer Form ist ja doch in diesen Gegenden anzunehmen und spiegelt sich in allen diesen Denkmälern wieder. Doch ist bei dem blos einmaligen Vorkommen der Verbindung von Dreijahreszeitensockel und Wochenstein auch die Möglichkeit da, daß es sich um einen älteren, wiederbenützten Sockel mit neuer Inschrift handelt [1]).

Die Schiersteiner Säule, C XIII, 7609, Riese, 1191, bei Haug, Nr. 56, hat folgende Inschrift: J. O. M. Vic. Seneca eques legionis XXII primigeniae Antoninianae piae fidelis ex voto in suo posuit Grato et Seleuco cos. pridie Kal. Mart., ist also geweiht auf 28. Februar 221. Wir wissen von Franken, Alemannen und Langobarden, daß sie in alter Zeit vor dem Durchdringen christlicher Gewohnheiten das Jahr mit dem 1. März begannen (Korr.Bl. d. Ges. V. 1916, S. 224). Es ist das eine Ausgleichung zwischen der Übernahme der römischen Monate und der altgermanischen Art Frühling und Jahr zu beginnen; wie dieser altgermanische Frühjahrsbeginn sich näher bestimmte, darüber werde ich gleich zu reden haben. Diese Ausgleichung mußte im römischen Germanien sich schon früher herausbilden, ja sie ist ohne Zweifel ebenso wie die Wochentage der siebentägigen Planetenwoche in der Völkerwanderungszeit von dem römischen Germanien aus zu den freien Germanen gekommen. Also ist die Schiersteiner Säule geweiht auf den Vorabend des römisch-germanischen Frühlings- und Jahresanfangs, was bei einem angesessenen (in suo) Reiter der 22. Legion nicht verwunderlich, zumal er wohl aus der Gegend stammte. Er hat einen Dreijahreszeitensockel angebracht mit Merkur, Herkules und Minerva, hat also jeder der drei germanischen Jahreszeiten vier römische Monate zugewiesen.

Rein rechnerisch sollte das echtgermanische, dreigeteilte Jahr 2 Monate = 61 Tage nach dem kürzesten Tag beginnen (JGS., S. 142). Aber soweit ich sehe, regelt sich der Jahresanfang bei allen Völkern, die die Mondmonate

[1]) Jetzige Tiefe dieses Sockels 53 cm, — die ursprüngliche wäre dann auf 54 cm anzunehmen, da Abmeißelung einer Schicht von 1 cm genügte — gegen 48 cm Breite. Der Viergötterstein der Melonii von Kastel, bei Haug, Nr. 55, hat eine Tiefe von 47 cm bei einer Breite von 55 cm, also 8 cm Unterschied, hat aber der Regel entsprechend die stattlichere Seite als Vorderseite; ein ursprünglicher Unterschied von 6 cm bei jenem Stein hätte also nichts auf sich. Die Ungleichheit der rechten und linken Randleisten der Nebenseiten jenes Steines mit Apollo und Minerva läßt keinen sicheren Schluß zu, da die Kanten abgestoßen und ergänzt sind, läßt aber meine Vermutung als wohl möglich erscheinen. Wiederbenutzung von Teilen einer älteren Gigantensäule ist wiederholt nachgewiesen z. B. bei der Heddernheim-Frankfurter Säule.

Digitized by Google

mit dem Sonnenjahr in Einklang zu bringen suchen — und das werden alle Völker sein, bei denen nicht priesterliche Kodifizierung unnatürliche Bestimmungen hereingebracht hat — nach dem Neumond. Das gilt also sicher auch von den Germanen, für die Tacitus Germ. 11 die Bedeutung von Neu- und Vollmond bezeugt. So wäre für das germanische Jahr der Anfang auf 2 vollendete Mondmonate d. h. den 3. Neumond nach Wintersonnenwende zu setzen, da die spätere Angleichung an die römischen Monate ihn auf den 1. März setzt, also etwas mehr als 2 Monate nach der Sonnenwende. Es gäbe das für die Zeit um 200 ein Schwanken zwischen 20. Februar und 22. März, wenn wir von dem 23. Dezember ausgehen als erstem möglichen Neumondstag.

Die Heddernheim-Frankfurter Gigantensäule, C XIII, 7352, Riese, 2245, Haug unter Nr. 62, trägt die Inschrift: J. O. M. Junoni Reginae C. Sedatius Stephanus, decurio civitatis Taunensium, et Caturigia Crescentina (uxor) eius cum Stephaniis Maximo decurione civitatis supra scriptae et Festa, Maximino, Maximina, Honorata filiis in suo restituerunt III. Idus Martias Sabino secundum et Venusto cos.; darunter Rest einer älteren Inschrift: in suo ex voto renovavit. Der Sockel mit der Inschrift ist ein Dreijahreszeitenstein mit Juno, Herkules, Minerva. Auf meine Vermutung hin, daß man es bei diesem 13. März 240 mit dem Frühjahrsneumond zu tun habe, berechnete mir Dr. Betsch, von der Gegenwart zurückgehend den astronomischen Neumond auf 11. März, 8 Uhr Vorm. MEZ. Der vorausgehende Neumond fiel nun, wie mir derselbe Kollege berechnet, auf 10. Februar, nachm. 4 Uhr MEZ; die Neumondsnacht ist also die vom 10./11. Februar, und da nach germanischer Rechnung die Nacht zum folgenden Tag gehört, so wird jener Mann bei eigener Beobachtung den 11. Februar als Neumondstag angesehen haben. Rechnet man nun in bürgerlicher Abrundung des Mondmonats auf 30 Tage den Beginn des nächsten Monats voraus, so kommt man auf den 13. März — wenn man nicht an den Schalttag denkt. Ein derartiger Rechenfehler liegt aber jedenfalls durchaus im Bereich der Möglichkeit für einen eingeborenen Gemeinderat des damaligen Heddernheim; und die Vorausberechnung war notwendig, wenn das fertige Denkmal auf den Tag geweiht werden sollte.

Wenn diese Inschrift ohne Fehler oder Ungenauigkeit den Frühjahrsneumond, d. h. den Neumond innerhalb des von mir bezeichneten Kalenderrahmens als Stiftungstag bezeichnen würde, so wäre mein Beweis der germanischen Natur unserer Juppitergigantensäulen zusammen mit dem früher von mir ausgeführten als vollständig und unwiderleglich anzusehen; es müßte ja dann zugegeben werden, daß mit dem Juppiter dieser Denkmäler und Inschriften nur der germanische Himmelsgott, mit Juppiter und Juno Regina dieser Inschriften nur das germanische Himmelsgötterpaar gemeint sein könne; denn für einen römischen Juppiter kann eine Beziehung zu diesem Frühjahrs-

Digitized by Google

neumond nicht gefunden werden, wohl auch nicht für einen keltischen jener Zeit, zumal ich beide schon aus anderen Gründen abgelehnt habe (JGS., S. 51ff., 70ff.). Der Beweis ist aber durch den Vergleich mit den drei anderen Daten gesichert: wenn diese als Stiftungstag eine Wintersonnenwende, einen Jahreszeitenanfang, wenn auch nach römischer Rechnung, einen Vorabend des römisch-germanischen Frühjahrsanfangs geben, so ist mit größter Wahrscheinlichkeit auch in dem vierten Datum ein für den Kreislauf des Jahres wichtiger Tag zu suchen, und es bleibt nur die Deutung auf den ungenau bestimmten Frühjahrsneumond. Meine Beweisführung und insbesondere die Deutung dieses letzten Datums wird aber gestützt durch die Stiftungstage verwandter Denkmäler, da ich auf diesen nicht nur ähnliche jahreswichtige Tage, sondern auch mindestens einen genau gerechneten Frühjahrsneumond nachweisen kann.

Man wird bemerkt haben, daß 3 von den 4 aufgeführten Inschriften das Kultbild dem Juppiter und der Juno Regina weihen. Von den 50 Weihinschriften, die wahrscheinlich zu Juppitergigantensäulen gehören, also solchen auf Viergöttersteinen, Wochengöttersteinen, Beialtären, ist die Hälfte dem Juppiter allein, die Hälfte ihm mit Juno Regina gewidmet; nur einer dieser Steine, der außerhalb des Gigantensäulengebiets gefundene Wochengöttersteín von Agnin, Dep. Isére (Haug, Wd. Zeitschr. 9, 1890, S. 35, Espérandieu Recueil I 412) ist dem J. O. M. et caeteris dis deabusque geweiht. Es legt sich dadurch der Schluß nahe, daß Regina in unseren Gegenden die Übersetzung eines germanischen Namens oder Beinamens sein muß, wie schon JGS., S. 81 unter Beifügung weiterer Gründe ausgeführt ist, und weiter, daß Altäre des geschlossenen Gebietes der Gigantensäulen, also im ganzen des obergermanischen Gebietes, die dem Juppiter und der Juno Regina ohne Beisatz anderer Götter geweiht sind, demselben germanischen Götterpaar zugehören wie die Gigantensäulen, die dieses nennen; sie sind jedenfalls zum Teil als Beialtäre zu solchen Säulen anzusehen. Und was von den Gigantensäulen nach dem eben Gesagten selbstverständlich ist, daß nie ein exotischer Gott auf diesen stets oder fast stets nur Juppiter oder das Götterpaar nennenden Denkmälern mitgenannt ist, das gilt beachtenswerterweise auch von den Altären unseres Gebiets, die das Götterpaar nennen, wiewohl auf ihnen verschiedene Götter mitgenannt sind [1]).

Gewiß ist Regina auch echt römischer Beiname und gern gebraucht, wo die kapitolinische Trias genannt wird; wo diese in germanischem Gebiet

[1]) Daß nun für den Jagsthauser Altar C XIII 6559, Riese, 1949, 8 die Wahrscheinlichkeit wächst, daß in J. O. M. Jun. Reg. Marti et Herculi diis patriis dis deabusque omnibus die Worte dis patriis nicht andere Götter einführen, sondern Apposition sind zu den zwei letztgenannten oder zu allen vier, mag nebenbei bemerkt werden. Vgl. Haug-Sixt, Römische Inschriften in Württemberg², Nr. 454.

Digitized by Google

zusammen genannt wird, werden wir eine Beziehung auf germanische Götter von vornherein für unwahrscheinlich halten. In der Mitte stehen Fälle, wo das Götterpaar mit anderen Gottheiten als Minerva zusammen genannt ist; hier ist im allgemeinen die Möglichkeit nach beiden Seiten hin gleich; spezifisch-römische Gottheiten, die mitgenannt werden, lassen eher an das kapitolinische Götterpaar denken, lokale Gottheiten eher an das germanische; auch der Fall ist denkbar, daß ein Stifter sich an J. O. M. und Juno Regina wendet dem lokalen Gebrauch äußerlich folgend, aber ohne Verständnis für das Wesen der Gottheiten. Ich zähle sämtliche Altäre der beiden Germanien auf — aus den gallischen Ländern und aus Rätien kommt keiner in Betracht —, die mit bestimmtem Datum dem Götterpaar allein oder mit anderen Göttern geweiht sind, und beginne mit denen, bei denen eine Beziehung zu den germanischen Gottheiten unwahrscheinlich ist.

Der Altar von Xanten C XIII, 8625, Riese, 1350, ist von einem signifer der 30. Legion geweiht der kapitolinischen Dreiheit Juppiter, Juno Regina und Minerva auf den 1. Juli 239. Die Kalenden finden sich ziemlich oft als Weihetage für alle möglichen Götter (vgl. die Anm. S. 90), der erste jedes Kalendervierteljahrs mag allgemein als besonders wichtiger Tag erschienen sein; der Ort liegt, wie im allgemeinen ganz Untergermanien, außerhalb des Gigantensäulengebiets.

Der nur halb erhaltene Altar, in Ladenburg eingemauert gewesen, von Mainz stammend, C XIII, 6727, Riese, 294, ist geweiht an irgendwelchen Kalenden zwischen 292 und 305: In h. d. d. J. O. M. Junoni Reginae Minervae dis deabusque immortalibus pro salute et incolumitate dominorum nostrorum Diocletiani et Maximiani invictorum Augustorum et Constanti et Maximiani nobilium Caesarum civitas Mogontiacensis dedicante Aurelio Lau.. (viro clarissimo praeside) Germaniae superioris Kalendis..... Das ist eine hochoffizielle Weihung, in der wir kaum germanischen Einfluß suchen dürfen; leider fehlt der Monat.

Wieder den Ersten eines Kalendervierteljahrs gibt die Altarinschrift [1]) von Kastel C XIII 7266, Riese 2222: J. O. M. Junoni Reginae Aquilinius Paternus decurio civitalis Mattiacorum ex voto posuit l. l. m. Dedicata K(alendis) Oct. ter et bis cos, von Borghesi auf Philippus Vater und Sohn und das Jahr 248 bezogen; nichts Charakteristisches besagend; doch mag bemerkt werden, daß uns hier zum zweitenmal dieser Erste eines Kalendervierteljahrs begegnet.

Ein Altar von Altrip im Museum Speyer C XIII 6129, Riese 2983, ist auf 22. September 239 datiert: J. O. M. Jun. Reg. Reginius Potens votum

[1]) Schon nach den Maßen, Höhe 72, Breite 39, Tiefe 21 cm nach Becker, Katalog der Mainzer Inschriften 1875, Nr. 12, sicher ein Altar, nicht eine Basis; oben Ornamentreste, die den Altar sichern. Mitteilung von Herrn P. T. Keßler, Mainz.

Digitized by Google

solvit X. K. Oct. Gordiano Aug. et Aviola cos[1]). Die Herbsttagundnachtgleiche fiel in jener Zeit auf 23./24. September, im Jahre 239 genau auf die Nacht 23./24. September 4 Uhr morgens. Die Datierung führt entweder auf den Vorabend des wichtigen Tages, so wie die der Säule von Schierstein, oder, wenn wir es mit der schematischen Ansetzung auf X. Kal. zu tun haben, auf den Tag der Tagundnachtgleiche selber.

Auffallend häufig ist die Nennung von J. O. M. und Juno Regina auf obergermanischen Altären der aus der 8. und 22. Legion — die Legion ist nicht immer genannt — hervorgegangenen Beneficiarier, freilich meist zusammen mit anderen Göttern; wo das Götterpaar allein genannt ist, liegt eine Beziehung auf germanischen Kult um so näher. So bei dem Mainzer Altar C XIII 6716, Riese 1182: J. O. M. Junoni Reginae Aulus Mucatralis bf. legati legionis XXII p. p. f. Alexandrianae v. s. l. l. m. X. K. D(ecembres) Albino et Maximo cos, also vom 22. November 227. Das ist der Winterbeginn nach dem isidorischen System (JGS., S. 141), offenbar wieder mit jener schematischen Ansetzung. Jene Legionen wurden damals im allgemeinen in der obergermanischen Provinz selber ausgehoben, und ein Angehöriger der 22. Legion ist auch in den Inschriften der Gigantensäulen vertreten (Säule von Schierstein).

Ziemlich viele von diesen Beneficiarieraltären sind jenem Götterpaar geweiht, zusammen mit dem Genius loci allein oder mit noch anderen Göttern, darunter einige wenige mit bestimmtem Datum. Lehner, Führer durch die antike Abteilung des Museums Bonn 1915, S. 160, glaubt, im Rheinland stets einen einheimischen, dem Glauben der Einheimischen angehörigen Schutzgott unter diesem Genius vermuten zu dürfen. Für unsere Beneficieraltäre finde ich dafür eine Bestätigung in dem Umstand, daß er nie mit einem exotischen Gott — auch die Beneficiarier dieser Legionen sind nicht unberührt geblieben von orientalischen Religionseinflüssen, zumal sicher auch einzelne Nichtgermanen unter ihnen waren, siehe C XIII 6383 von Köngen[2]), 6623 von Obernburg, 6638 von Stockstadt — zusammen genannt wird, wohl aber mit dem gallischen oder gallogermanischen Mars Caturix (C XIII 6474 von Böckingen) und recht häufig mit Juno Regina.

[1]) Wahrscheinlich Beialtar einer Gigantensäule: 98 cm hoch, 48 cm breit, s. Steinsaal Speyer 1911, Nr. 158; nach Mitteilung von H. Dr. Sprater unten an der Basis 34 cm tief, Rückseite eine Ebene bildend ohne Vorspringen der Basis und des oberen Gesimses, also offenbar an eine Wand gestellt gewesen, wohl an die einer maceries (s. JGS., S. 85), nach Material und Fundort vielleicht zusammengehörig mit der Gigantengruppe JGS., S. 16.

[2]) Dieser Köngener Altar ist dem Juppiter Dolichenus geweiht; auch hier ist der Stiftungstag gegeben, aber vor IVL ist eine Lücke; es könnte das Denkmal des syrischen Himmelsgottes ganz wohl auf den längsten Tag, X. Kal. Jul., geweiht gewesen sein, wozu der Raum passen würde. Auf dem Dolichenusaltar von Mainz, C XIII 11812, Riese, 2150, ist als Tag der Weihung genannt X. K. Jun., ein Tag, mit dem die Sonne in ein neues Zeichen des Tierkreises tritt; vgl. das gleich nachher zu C XIII 6696 und dem Kalender von Grand Gesagte.

Digitized by Google

Keinerlei Zusammenhang mit dem Jahreslauf zeigt der Altar von Stockstadt C XIII 6635, Riese 1948, 20, jenen drei Gottheiten gestiftet von C. Julius Peregrinus bf. cos. pro se et suis, und zwar Mamertino et Rufo cos. VII. Kal. Augustas, also 26. Juli 182. Dem Geschlechtsnamen Julius nach handelt es sich wohl nicht um einen Mann, der aus dem eigentlich germanischen Rekrutierungsgebiet stammt, die Legion, aus der er hervorgegangen, gibt er nicht an; das Datum mag also mit der Ablösung von seiner Station zusammenhängen, eine Erklärung, die man all diesen Daten schon geben wollte.

Ähnlich liegt die Sache bei der nicht erhaltenen Mainzer Inschrift C XIII 6696, Riese 1180: (J. O. M.) Junoni Reg. et Genio loci L. Crescentinius Gratinus bf. legati v. s. l. l. m. dedic. X. Kal. Aug. Imp. domino nostro Antonino cos., also gesetzt auf den 23. Juli 218. Auf dem merkwürdigen Bronzekalender von Grand, C XIII 5955, der nach der ursprünglichen Bestimmung Cäsars (Plinius N. H. 18, 221, 246ff.) sämtliche Jahrpunkte auf a. d. VIII. Kal. setzt, sind die Tage a. d. VIII. Kal. sämtlicher Monate als die Tage, an denen die Sonne in ein neues Zeichen des Tierkreises tritt, hervorgehoben, und so mögen diese Tage, nach dem jeweiligen Sonnenstand schematisch rektifiziert, als wichtige Jahrtage angesehen worden sein. Etwas für unsere germanischen Götter Charakteristisches ist damit nur insofern gegeben, als sie mit dem Kreislauf der Sonne in Beziehung gesetzt werden.

Aber die Wintersonnenwende, der 23. Dezember 231, ist wieder gegeben auf der Inschrift von Amorbach C XIII 11771, Riese 773, Hock, Korr.-Bl. des Gesamtv. 1913, S. 112ff., wohl Bruchstück eines Altars: (J. O. M.) et Junoni Reginae Genio loci Concordiae beneficiariorum Germaniae superioris pro salute sua et suorum.... Petronius Senilis miles leg. VIII. Aug. bf. consularis v. s. l. l. m. X. Kal. Jan. Pompeiano et Peli(gniano cos.)[1].

Das wichtigste Denkmal ist der Altar von Stockstadt C XIII 6637, Riese 775: J. O. M. Junoni Reginae et Genio loci L. Nobilius L.. us bf. cos. miles leg. VIII. Aug. statione prima pro se et suis omnibus v. s. l. m. Mamertino et Rufo cos. X. Kal. Mart. Das ist der 20. Februar 182, und auf diesen Tag, nachmittags 4 Uhr MEZ., fällt der Frühjahrsneumond, gerade

[1]) Auf dem Beneficiarieraltar von Stockstadt C XIII 6633, Riese 1948, 6: J. O. M. Junoni Reg. et Genio loci C. A.... Justus bf. cos. pro se et suis mil... m.. imp. Commodo tertium et Burro cos.... Oct., von 181, dürfte zu ergänzen sein: X Kal., also Herbsttagundnachtgleiche, wozu der Raum paßt. — Eine unmittelbare Parallele zu dem Datum von Amorbach gibt vielleicht die Inschrift von Petriana (?) C VII 882, Weihinschrift für J. O. M. und das Numen Augusti von der cohors II Tungrorum auf X. Kal. J... des Jahres 241; Domaszewski, Religion des römischen Heeres, S. 28, Anm. 119 meint, es sei das Datum der Entlassung der Veteranen und wahrscheinlich X. Kal. Jan. zu lesen. Ich kenne die Gründe nicht, warum Domaszewski den kürzesten Tag als Entlassungstag ansieht; ich möchte an das zähe Festhalten eben dieser Tungrer an ihrem heimischen Kult erinnern s. Domaszewski, a. a. O., S. 46 und es offen lassen, ob Jan. oder Jul. zu lesen ist, also das Datum der Winter- oder Sommersonnenwende.

Digitized by Google

noch innerhalb des von mir vermuteten Rahmens. Ich denke, dieser Stifter hat gut gemacht, was der Heddernheimer Gemeinderat vom Jahr 240 durch Ungenauigkeit gesündigt hat. Diese Genauigkeit kann Zufall sein; die Schwankungen in der Länge des synodischen Monats sind beträchtlich und bei ungefährer Vorausberechnung kann die folgende, germanisch zum folgenden Tag gehörige Nacht als Neumondsnacht, jener 20. Februar also als Vortag des Neujahrstags angesehen worden sein, so wie der Stifter der Schiersteiner Säule den Vortag feierte.

Halb als Anmerkung, halb als Stütze meines Beweises gebe ich hier noch zwei Inschriften mit merkwürdigen Daten. Die eine ist die eines Jagsthausser Beneficiariersaltars C XIII 11762 (6556), Riese 1949, 8 Anm. (mit der falschen Lesung von 6556), Haug-Sixt² Nr. 455; seine Hauptinschrift lautet: J. O. M. Junoni Reg. Genio loci L. Flavius Paternus bf. cos. v. s. l. l. m.; quer über die linke Nebenseite ist roh eingeritzt: III. Id. Mar. Damit haben wir jedenfalls ein Datum in dem oben bezeichneten Rahmen des Frühjahrsneumonds, und da wir nun mit Ausnahme eines einzigen Falles lauter mehr oder weniger wichtige Tage des Jahreslaufs auf diesen Altären des Götterpaars gefunden haben, ist die Wahrscheinlichkeit groß, daß wir auch hier einen solchen Tag haben, eben den Frühjahrsneumond. Haug, a. a. O. vermutet wegen eines ähnlichen Altars desselben Stifters C XIII 6634, mit der Inschrift: J. O. M. Junoni Reginae Mercurio et Genio loci L. Fl. Paternus bf. cos. v. s. l. l. m. imp. Vero tertium et Quadrato cos., daß die Weihung jenes Altars um dieses Jahr 167, eher vorher, fällt; es wäre dann jener Frühjahrsneumond zu setzen auf 13. März 161 (9 Uhr abends MEZ.), nicht etwa 13. März 180; der 16. März (10 Uhr vormittags) des Jahres 169 und der 12. März (7 Uhr vormittags) des Jahres 172 kommen um so weniger in Betracht, als die eingeritzelte Inschrift offenbar nachträglich, also genau nach dem beobachteten Neumond angebracht wurde; hat er in germanischer Art die Nacht der Beobachtung zum folgenden Tag (14. März) gerechnet, so wollte er mit dem 13. März ebenfalls den Jahresschluß bezeichnen.

Eine genau datierte Inschrift gibt der Steinpfeiler vom Heiligenberg bei Heidelberg C XIII 6405, Riese 1780, Haug in: Fundstätten Badens II, S. 283f., deren Anfang fehlt: ...Ostiarius Stellatinianus, quem Q. Vei... Vetus (?) consularis pro sua benivolentia et sullicitudine probavit, commiliton(ibus) German(is) num(eri?) fecit; votum solvit l. l. m. VII. K(alendas) Marti(as) Fusco et Dextro cos. (nach Haug). Zangemeister Wd. Korr.-Bl. 1889, S. 86 denkt ihn dem Merkur gewidmet, wegen der sonstigen Merkurfunde dort; ich mache aufmerksam, daß das Objekt, vielleicht eine Kapelle, jedenfalls germanischen Kameraden gewidmet war, und der bezeichnete Tag, der 23. Februar 225, ist nach römischer Rechnung der Vortag vor dem Frühjahrsneumond, der auf 24. Februar abends 10 Uhr MEZ. fiel. Das schließt einen germanischen Merkur — mit dem Beinamen Cimbrius und

Digitized by Google

Cimbrianus wurde dort oben Merkur verehrt, C XIII 6402, Riese 3338, und Germania 1920, S. 83 — nicht aus, ich möchte aber eher an J. O. M. und Juno Regina denken[1]). Die Vereinigung von einheimischem Merkurkult mit dem Kult des Gigantenjuppiters ist uns ja gesichert durch die Funde auf der ebenfalls mit Ringwall versehenen Hohen Donne s. Germania 1918, S. 89ff.; vgl. JGS. S. 9, A.

Die Grenzen der germanischen Stämme im römischen Reich, vor allem einmal gegen die Kelten, zu bestimmen ist nicht leicht; die Freiheit der Auswanderung und Einwanderung war groß und wurde benützt, das erweisen die Inschriften, und Zugewanderte machen sich gern um die Einheimischen verdient durch Stiftung von Denkmälern. Man muß also von solchen Überbleibseln, Denkmälern im weitesten Sinn, ausgehen, die als Volksgewohnheit erscheinen. Derart sind die Juppitergigantensäulen, die überwiegend einer ländlichen Bevölkerung zugehören; sie kommen also für solche Abgrenzung in Betracht.

Ich will das an zwei Beispielen zeigen. Daß man sich bei der Helvetiereinöde des Ptolemäus nicht mit der Vorstellung beruhigen darf, es wäre das heutige Württemberg nach Abzug der Helvetier um 75 vor Chr. (Sundber. aus Schwaben 12, 1904, S. 101) eine Einöde geblieben bis zur Kolonisation durch die Römer, habe ich JGS. S. 55, Anm. 3 gezeigt; es ist darunter vielmehr, durch das Kartenzeichen des Tannenwalds auf der zugehörigen Karte deutlich gemacht, die Keuperwaldgegend zu verstehen, die der Alb nördlich vorgelagert

[1]) Gegenbeispiele, mit Kalendertag datierte Juppiteraltäre, auf denen Juno Regina fehlt, sind verhältnismäßig nicht häufig. Der Beneficiariersaltar von Cannstatt C XIII 6442 ist dem J. O. M., Genio loci et Fortunae, dis deabusque geweiht auf die Iden des Januars 223, also auf einen bemerkenswerten Tag, aber nicht einen für den Sonnenlauf bezeichnenden. Auf die Iden des August 178 ist J. O. M., Apollini et Dianae, dis deabusque omnibus geweiht der Altar 6630 von Obernburg. Der Altar eines Zivilisten in Dijon, 5473, dem J. O. M. allein geweiht auf XV. Kal. eines in der Inschrift fehlenden Monats des Jahres 249 (der Frühjahrsneumond würde etwa auf den 1. März fallen). Auf dem Beneficiariersaltar von Stockstadt, 11791, fehlt der Anfang, der mindestens noch Juppiter nannte: dis deabusque omnibus et Genio loci geweiht an den Iden eines fehlenden Monats des Jahres 186; auf dem von ebenda, 11792, fehlt der ganze Eingang, Juppiter mag wohl genannt gewesen sein, Weihung an den Iden eines fehlenden Monats des Jahres 183 (der Frühjahrsneumond würde 186 etwa auf 7. März, 183 auf 11. März fallen). Aus Untergermanien: von Bonn 8015, dem J. O. M. et Genio loci dis deabusque omnibus von einem Beneficiarier geweiht auf 1. Sept. 252; 8016 Jovi O. M. Herculi, Silvano, Genio domus auf 1. Okt. 190; 8014 Jovi Conservatori auf 30. Okt. 201; bei Köln 8207, J. O. M. et Genio loci auf 31. Juli. Auf den Juppiter Dolichenus ist oben S. 97, Anm. 1 hingewiesen. — Bei Weihungen an andere Gottheiten finden sich des öfteren die Kalenden (7742 1. Nov., 6544 und 6549, bei welchen beiden die Gottheiten fehlen, ohne daß ein Grund vorhanden wäre an Juppiter zu denken, 1. Sept. und 1. Nov.), die Nonen (6385), die Iden (6437, 6592, 6629 mit dem eben genannten 6630 zusammengehörig, 6665, 11774), endlich andere Monatstage (5170, 6681, 6752, 6738, 6780 und 6785, auf welch beiden die Gottheiten wieder fehlen).

Digitized by Google

ist; die fruchtbaren Gebiete der Neckargegend mußten immer wieder bald Siedler anlocken. Wir haben aber bei Strabo, 4, 6, 9, S. 207 eine ausdrückliche Angabe über die Bevölkerung dieser Gegend: Zuerst kommt (nördlich der Alpen) jenseits des Rheins und jenes Sees (Bodensee?) ein mäßig hoher Bergzug, wo die Quellen des Ister sind, nahe den Sueben und dem Herkynischen Waldgebirge. Der Anfang des § 9 zeigt, daß die Stelle im Jahre 18 nach Chr. geschrieben ist, so daß man sie nicht ohne Gewalt auf die Markomannen beziehen kann, deren Auswanderung nach Böhmen Strabo kennt (7, 1, 3, S. 290). Nach Strabo 7, 1, 5, S. 292 sah Tiberius, nachdem er vom Bodensee aus eine Tagereise vorgedrungen war, die Quellen des Ister, d. h. offenbar seine bei Donaueschingen zusammenkommenden Quellflüsse und wohl auch die Quelle im Schloßgarten zu Donaueschingen, die heute als Donauquelle bezeichnet wird; dieser Scherz ist alt, wie Plinius N. H. 31, 25 zeigt. Wenn Tiberius diese Entfernung in einem Tag zurücklegt — es sind der Luftlinie nach 35 km —, so weist das auf gesicherte Verhältnisse; von Helvetien aus und durch Helvetier war offenbar dieses Gebiet unter dem Schutz der römischen Herrschaft wieder besiedelt worden, wie denn Juliomagus = Schleitheim auf eine Gründung schon zu Cäsars Zeit hinweist und Einzelfunde der Gegend der frühesten Kaiserzeit angehören. Bis zur Anlegung der Kinzigtalstraße um 73 nach Chr., die Straßburg mit Rätien verbinden sollte, ist offenbar die ganze Vorschiebung der römischen Grenzen in diesem Gebiet von Helvetien ausgegangen. Aber jenseits dieser Linie, also nördlich von Arae Flaviae = Rottweil, müssen wir an jene Sueben denken [1]). Denn es ist nicht römische Art gewesen Germanen zu vertreiben, wenn die Möglichkeit war, sie zu unterwerfen. Des Tacitus Angabe, Germ. 29, daß levissimus quisque Gallorum das Dekumatland besetzt habe, mag sich in erster Linie auf jenen südlichen, von Helvetien aus besetzten Teil beziehen; und daß auch weiter nördlich einzelne Gallier sich ansiedelten, ist durch Inschriften gesichert (Haug-Sixt, Nr. 127, 128, 359). Aber der Kern der Bevölkerung dürfte hier germanisch gewesen sein, wie denn auch der Ausdruck jenen Tacitusstelle: non numeraverim inter Germaniae populos nicht heißen kann, es hätten hier blos Gallier gewohnt, sondern nur besagt, es gehöre diese Bevölkerung im ganzen nicht so recht zu den Germanen. Und wirklich beginnt nicht eben weit nördlich von Donaueschingen, nicht schon mit Rottweil, wo nur ein stehender Juppiter mit Gigant gefunden wurde (Germania 1917, S. 102), wohl aber mit Rottenburg das geschlossene Fundgebiet der Juppitergigantensäulen.

Wie genau sich die Grenze zwischen den gallischen Raurakern und den germanischen Tribokern mit der Grenze des Juppitergigantengebiets deckt, habe ich JGS., S. 53f. gezeigt. Dagegen wissen wir nichts Bestimmtes über die

[1]) Die Bezeichnung Helvetiereinöde kann also nicht erst in dieser Zeit des Wiedervorrückens der Helvetier entstanden sein.

Digitized by Google

Germanengrenze im Westen der Triboker. Es findet sich hier auf den Sandsteinhöhen des Wasgenwaldes rings um Zabern und Dagsburg herum eine offenbar eigenartige Bevölkerung. Urmediomatrisch, d. h. von alten mediomatrischen Zeiten her hier sitzen geblieben, kann sie nicht sein; denn es findet sich nur die für die Gallier neumodische Brandbestattung. Diese Bevölkerung kann also, wenn sie keltisch ist, erst eingewandert sein in der späteren Latènezeit, oder sie ist germanischen Ursprungs. Die steinernen Hausgrabmäler, die sich hier so zahlreich finden, erweisen einen Kulturzusammenhang mit den Mediomatrikern; denn auch in und bei Metz wurden solche gefunden. Dieser Kulturzusammenhang gehört aber erst der römischen Zeit an und ist römischen Ursprungs; denn gerade die Funde von Metz und Sablon zeigen alle möglichen Übergangsformen zwischen der römischen reliefartigen Ädikula (Keune, Lothr. Jahrb. 18, 1906, S. 491ff.) und dem Haus mit langgestrecktem First (S. 498, besonders Abb. 21), und diese letztere Form ist dann in jenen Waldgegenden besonders beliebt geworden (S. 398ff.; weitere Literatur s. bei Schumacher, Besiedlungskatalog, S. 49, Behn, Präh. Zeitschr. 1919/20, S. 94ff.) und zwar in scheinbar recht primitiven Formen, die nachträglich wieder eine Verbindung mit der aufrecht stehenden Platte eingehen (Anzeiger f. els. Altertumsk. 1909, S. 69, Fig. 2 u. 6). Bei Herleitung von altererbter Volksgewohnheit müßte man annehmen, daß in älterer Zeit Holzblöcke in Form von Grabhäusern auf das Brandgrab gesetzt wurden (so Behn, a. a. O. S. 94), die ein Windstoß hätte mitreißen können, eine üble Sicherung des Grabes. In anderen Gegenden hat die Entwicklung des Grabsteines mehr oder weniger selbständig zu ähnlichen Formen geführt, vgl. Behn, S. 98f.; ich erinnere noch an die Grabhäuser von Rottenburg, die in einem Unterstock, bestimmt in den Boden eingelassen zu werden, die Asche enthielten (Haug-Sixt, Nr. 152 u. 152a). Und der mediomatrische Bürger Mogetius, Sohn des Meddilus, von Leimen, Amt Heidelberg (Fundstätten Badens II, S. 304), hat nicht das langfirstige Grabhaus, sondern die hausförmige stehende Platte als nationale Eigentümlichkeit, eine deutlich aus römischen Formen abgeleitete Übergangsform, die sich auch bei Metz findet. Gegen mediomatrische und für germanische Bevölkerung in jenem Waldgebiet spricht aber sehr lebhaft das häufige Vorkommen von Waffen als Grabbeigaben, ähnlich wie bei den ebenfalls Gigantensäulen errichtenden Treverern[1]), Lanzenspitzen, Hieb- und anderen Messern, Beilen, s. Keune, Lothr. Jahrb. 1906, S. 410f.; spricht ferner das Fehlen des

[1]) Norden, Die germanische Urgeschichte in Tacitus Germania S. 375 A. 1. macht auf Tacitus hist. 3,35 aufmerksam, wo zum Zweck von Verhandlungen zu den Galliern ein Häduer, also ein Gallier geschickt wird, zu den Germanen ein Treverer, also augenscheinlich ein Germane im Sinne des Tacitus-Plinius. Die Treverer sind auch die einzigen aus den tres Galliae, die unter den equites singulares vorkommen s. Pauly-Wissowa s. v.

Digitized by Google

für die Mediomatriker geradezu charakteristischen Eponakults, ebenda S. 411; und spricht vor allem der Umstand, daß ein neues Vordringen der Mediomatriker in diese Waldgegenden nach Osten hin in augusteischer Zeit — auf ältere weisen keine Funde — recht unwahrscheinlich ist, da wir in einer Periode des Vordringens der Germanen gegen Westen stehen. Und wenn sich diese Bevölkerung nach den Funden auch von den Tribokern absondert, so ist eher an einen kleinen germanischen Stamm zu denken, der hier in diesem Waldgebiet — die Siedlungen sind heute vielfach wieder vom Wald bedeckt — in früher römischer Zeit mit römischer Bewilligung angesiedelt wurde [1]). Aus den Namen der Grabinschriften einen Gegenbeweis zu entnehmen, geht nach unserem heutigen Vermögen, zwischen germanischen und gallischen latinisierten Namen zu unterscheiden, nicht an; rein keltische Personennamen finden sich bei den germanischen Grenzvölkern schon recht früh als offenbare Entlehnungen s. Kossinna, Der Ursprung des Germanennamens in: Beitr. zur Gesch. d. d. Spr. u. Lit. 20, 1895, S. 278; Drexel zeigt Germania 1920, S. 83, daß die überwiegende Zahl der Dedikanten des Heiligenbergs bei Heidelberg mit seinem Kult des Mercurius Cimbrius oder Cimbrianus dem Namen nach romanisierte Kelten zu sein scheinen, und doch handelt es sich offenbar um eine germanische Gottheit und um das Stammesheiligtum der Suebi Nicretes. Dazu kommt, daß in Siedlungen städtischen Charakters wie Zabern sich handeltreibende gallische Elemente einmischen. Jene selbe Gegend hat nun eine Reihe von Juppitergigantensäulen oder Teilen von solchen geliefert, und bei diesen ist es ganz deutlich, daß sie, an der südöstlichen wie der nordöstlichen Peripherie des Mediomatrikergebiets sich findend, den Kern desselben vollständig umgehen, JGS. S. 58 u. 161.

Es gilt also weiterzusuchen, wieweit sich das Gebiet germanischer, besonders mittelrheinisch-germanischer Eigentümlichkeiten mit dem Gebiet der Juppitergigantensäulen deckt.

---

[1]) Man kann an die Caeracates denken, die Tacitus hist. 4, 70 als Bundesgenossen der Treverer zweimal nennt, zusammen mit Vangionen und Tribokern, das einemal zwischen den beiden, das andere Mal hinter beiden. Es müssen diese ein kleines, keine eigene civitas bildendes Volk irgendwo am Rand jener bekannten Germanenstämme sein; eine civitas — die Gründung neuer, verhältnismäßig kleiner civitates in den germanischen Provinzen gehört späterer Zeit an — würde Tacitus in der Germania und wohl auch Ptolemäus nennen. Schumacher, Mainzer Zeitschr. VIII/IX, 1913/14, S. 110 sucht sie weiter nördlich in Gegenden, die keine so ausgeprägte Sonderkultur zeigen.

Digitized by Google

Das Haus zu Tösta.

Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte des nordischen Hauses.

Von Nils Åberg, Upsala.

Mit 5 Textabbildungen.

Auf dem Hofe Gryt unter Tösta, Ksp. Hölö, Södermanland, Schweden, wurden im Sommer 1919 vorgeschichtliche Hausüberreste von ganz sonderbarer Art angetroffen. Die Fundstätte liegt in einer sattelförmigen Senkung zwischen zwei Anhöhen. Gegen Norden wird sie begrenzt von einer waldigen Berghöhe, die in einen ausgedehnten Wald übergeht. Südlich liegt eine Klippe, die etwa 100 m in das offene kultivierte Feld hinausragt. Der Kamm der Fundstätte läuft nord-südlich, ungefähr der Linie 21 der Plankarte Abb. 1 entlang. Von da aus fällt das Gelände östlich und westlich, anfangs sanft, danach steiler. Nach beiden Richtungen ist offenes und kultiviertes Feld in einer Entfernung von etwa 100 m vorhanden.

Die fraglichen Altertümer, die von der Bevölkerung nicht beachtet zu sein scheinen, wurden durch einen Zufall entdeckt. Der Boden der Fundstätte war mit Wald und Dickicht bewachsen und sehr moosig. Aus einem Gebüsch von jungen Fichten blickte indessen die westliche Spitze der schiffförmigen Steinsetzung hervor, und dieser Umstand führte zur Entdeckung der fraglichen Altertümer. Nachdem der Boden von Gebüsch und Bäumen gesäubert worden war, konnte man die schiffförmige Steinsetzung sowie die Steinsetzung nördlich davon und den größeren Teil der moosigen Hausüberreste unterscheiden. Ganz unter der Erde versteckt waren noch die nordöstlichen Grundmauern, die beiden Steinkisten, sowie die runde Steinsetzung in Südwest.

Die Ausgrabung nahm sofort ihren Anfang, und durch Wegschaffen von Moos, Humus und einem Netz von Wurzeln wurden allmählich die in der Abb. 1 wiedergegebenen Altertümer, die unmittelbar auf der Moräne ruhten, bloßgelegt [1]). Die Altertümer bestehen aus zwei dicht aneinander liegenden

[1]) Auf dem Plane sind einige Baumstümpfe durch konzentrische Kreise mit Radien angegeben.

Digitized by Google

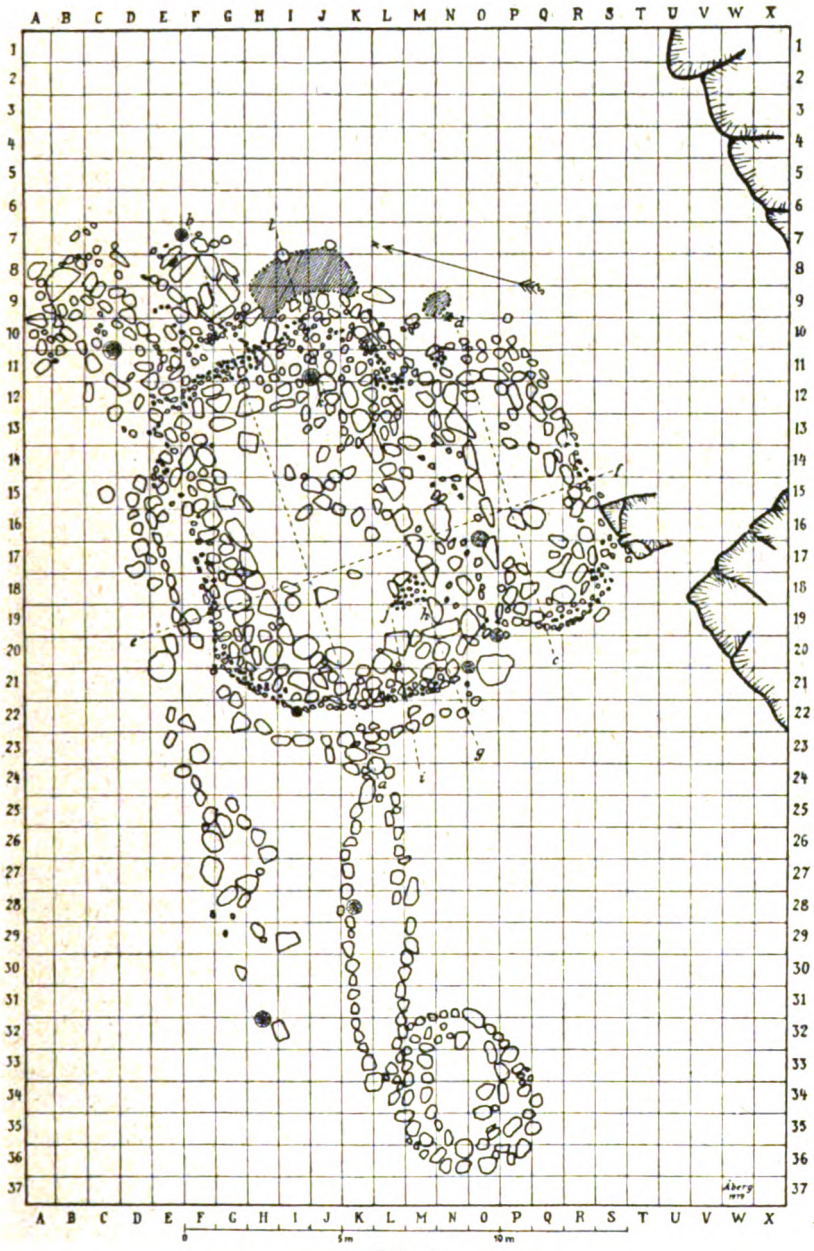


Abb. 1.

Hausüberreſten, zwei rechteckigen Steinkiſten im Nordoſten ſowie im Südweſten, einer ſchiffförmigen Steinſetzung, einer runden Steinſetzung und einer unregelmäßigeren Steinſetzung, welche gegen Südweſten hin mit dem Bauta-

Digitized by Google

steine HJ 32 endet. Wir wollen mit der Beschreibung der eigentlichen Hausüberreste anfangen.

Die Grundmauern der Häuser sind nicht kalt gemauert, sondern bestehen nur aus einer Steinschicht, die auf der Moräne ruht. Das größere Haus besitzt einen annähernd ovalen Umkreis — Maße: 12,5 × 8,5 m — mit einem Zimmer in Größe von 8 × 4,5 m. Die Grundmauern sind von erheblicher Dicke, etwa 2 m, und senken sich im allgemeinen etwas nach außen. Die größten Steine liegen nach dem Zimmer zu und sind mit flachen Innenseiten versehen. Nach außen werden die Steine kleiner, und ganz zu äußerst liegt eine Packung von kleinen Steinen. Diese Steinpackung ist auf der südwestlichen Kurzseite, von N 21 um die Ecke bis G 20, am sorgfältigsten ausgeformt. Von da ab wird sie der Längsseite entlang etwas undeutlicher, tritt indessen auf der nordöstlichen Kurzseite und der Ecke K 10 L 11—12 herum wieder gut hervor.

Außerhalb der Steinpackung und parallel mit derselben läuft in einer Entfernung von etwa 0,5 m eine Reihe mittelgroßer und dicht aneinander liegender Steine. Die Steinreihe tritt auf der südwestlichen Kurzseite und der nordwestlichen Längsseite am deutlichsten hervor. Auf der nordöstlichen Kurzseite kommt sie nicht zum Vorschein, wohl wegen des dortigen Auftretens der beiden Steinkisten, wird aber längs der östlichen Ecke von J 19 bis M 11 wieder deutlich. Bei M 11 ist festgestellt worden, daß der Schlußstein dieser Reihe unter einem dem kleineren Hause angehörenden Steine lag.

Das kleinere Haus ist von derselben Form, obwohl etwas schmäler als das größere; die Länge beträgt kaum 10 m, die Breite etwa 4 m. Auch die Grundmauern sind von derselben Beschaffenheit obwohl etwas einfacher. Nach innen liegen die großen Steine mit der flachen Seite gegen das Zimmer zu, nach außen geht die Mauer in eine Packung von kleinen Steinen über. Die äußere Steinreihe tritt indessen hier nicht auf. Das eigentliche Zimmer ist durch Entstellung etwas unregelmäßig geworden und die Kurzseiten sind abgerundet. Die gegen das Zimmer gerichteten flachen Steinseiten treten am deutlichsten auf der nordwestlichen Längsseite und der nordöstlichen Kurzseite hervor.

In dem kleineren Zimmer kamen einige unregelmäßig verteilte Steine von zum Teil ansehnlicher Größe vor. Auch in dem größeren Zimmer fanden sich planlos zerstreute Steine [1]), hauptsächlich in der östlichen Ecke. Außerdem bemerkt man hier eine das Zimmer schief durchkreuzende Steinreihe, von G 13 bis K 16. Beim ersten Anblick machte diese den Eindruck, als sei sie absichtlich gelegt, um eine Aufteilung des Zimmers in zwei Stuben zu ermöglichen. Eine solche querlaufende Wand erscheint indessen sehr unangebracht, und des-

[1]) Der runde Stein IJ 20 liegt mit seiner Oberfläche unbedeutend höher als der Fußboden.

Digitized by Google

halb ist vielleicht wahrscheinlicher, daß die reihenähnliche Gruppierung der Steine nur einem Zufall zuzuschreiben ist.

Bei der Bloßlegung des Fußbodens der beiden Zimmer wurde zuerst das Moos, der Humus und etwas Kies weggeschafft. Darunter ruhte eine ziemlich feste Schicht von Moränenkies mit zahlreichen kleineren Steinen gemischt. Ob diese Steine mit Absicht dort gelegt waren, um den Fußboden fester zu machen, oder ob sie als natürliche Bestandteile der Moräne zu betrachten seien, konnte nicht mit Sicherheit entschieden werden. Auf jeden Fall dürfte die bloßgelegte Fläche den Fußboden oder die natürliche Unterlage desselben gebildet haben. Mit Ausnahme einer Anzahl kleinerer Probelöcher, wurde die Abdeckung nur bis zu diesem Fußboden ausgedehnt. Die Profile Abb. 2 sind erst nach der Abdeckung gezogen worden.

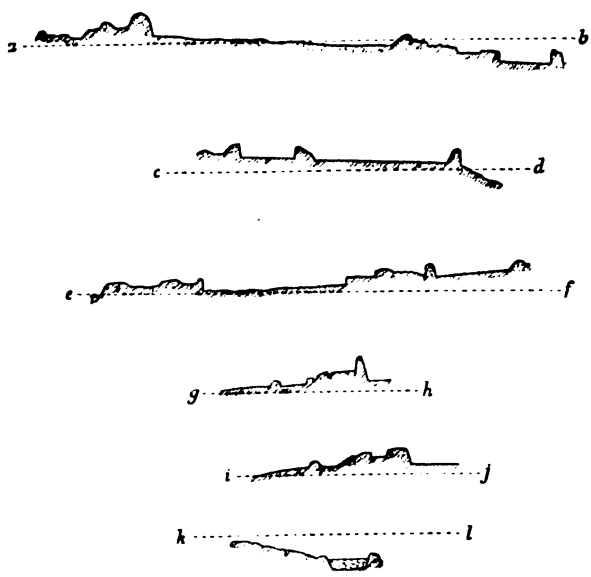


Abb. 2. Profile (Größe wie bei Abb. 1).

Aus den Profilen a—b und c—d geht hervor, daß der Fußboden der beiden Zimmer gegen Nordosten schwach abfällt, dabei der natürlichen Neigung des Geländes folgend. Das Profil e—f zeigt auch, daß das kleinere Zimmer etwas höher liegt als das größere.

Bei der Bloßlegung der beiden Zimmer wurden übrigens keine besonderen Beobachtungen gemacht. Es wurden keine Pfostenlöcher oder dgl. angetroffen, auch keine Kulturüberreste, keine Spur von Kohlen, keine Andeutungen von Herden. Während der ganzen Ausgrabung des Fundplatzes fanden sich keine Kulturüberreste, weder alte noch moderne, also nicht einmal ein eiserner Nagel, eine Glasscherbe oder ein Stückchen Ziegelstein.

Obwohl also die beiden Zimmer weder Kohlen noch Überreste von Herden enthielten, haben beide indessen Feuerherde besitzen müssen, da sich zwei Gruben mit Herdschutt und zerbrannten Steinen außerhalb der nordöstlichen Giebel befanden. Die Aschengrube des größeren Hauses liegt unmittelbar außerhalb der äußeren Steinreihe zwischen H 9 und K 8; sie enthielt blauschwarzen Schutt mit zahlreichen zerbrannten Steinchen gemischt, dagegen

Digitized by Google

keine Kulturüberreste. Der Schutt, dessen Mächtigkeit sich in der Mitte auf 40, an den Seiten auf 20 bis 25 cm belief, ruhte auf einer unberührten Schicht von weißgelbem, feinem und festem, etwas tonigem Sand. Nach den Seiten zu war der Schutt scharf begrenzt, woraus deutlich erhellt, daß er in eine zu diesem Zwecke gegrabene Grube geworfen worden ist. Die zum kleineren Hause gehörende Aschengrube MN 9 war weniger umfangreich und der Schutt war von geringerer Mächtigkeit.

Unmittelbar an dem nordöstlichen Giebel des größeren Hauses fanden sich zwei ungefähr rechteckige Kisten, gebildet von Steinplatten mit den flachen

Abb. 3. Die Fundstätte von Westen aus gesehen. Thordemann, Photo.

Seiten nach innen. Am besten bewahrt ist die kleinere Kiste F 8—9 G 9, deren innere Ausmaße 1,60 × 1 m betrugen. Sie enthielt Kies bis zu einer Tiefe von 40 cm; darunter fand sich derselbe weißgelbe Sand wie in der nahgelegenen Aschengrube. Die Höhe der Steinplatte FG 8 beträgt 60 cm. Die größere Kiste B 9 C 10 E 11 besteht aus kleineren Steinen, welche durch Baumwurzeln zum Teil aus ihrer ursprünglichen Lage verschoben worden sind. Die inneren Maße betragen etwa 3,75 × 1,20 m. Der äußere Giebel besteht aus einem bodenfesten Steine mit der flachen Seite nach innen. Die Kiste wurde bloßgelegt, der zahlreichen Baumwurzeln wegen jedoch nicht ausgegraben. — In dem Profile a—b erscheint die kleinere Kiste ganz rechts.

Digitized by Google

An der entgegengesetzten Kurzseite des größeren Hauses fanden sich Steinsetzungen anderer Art. Von dem Punkte KL 23 in der äußeren Steinreihe geht in südwestlicher Richtung eine gut ausgebildete schiffförmige Steinsetzung von einer Länge von 10,5 m, Breite von 2 m an der Mitte. Am südwestlichen Ende wird die schiffförmige Steinsetzung durch eine runde Steinsetzung von etwa 5 m Breiten-Durchmesser berührt. Beide Steinsetzungen ruhen unmittelbar auf der Moräne. Die Ausgrabung derselben war ohne Erfolg.

Unmittelbar außerhalb der äußeren Steinreihe bei D 15 fängt eine Steinsetzung an, die mit gewissen Unterbrechungen in südwestlicher Richtung sich

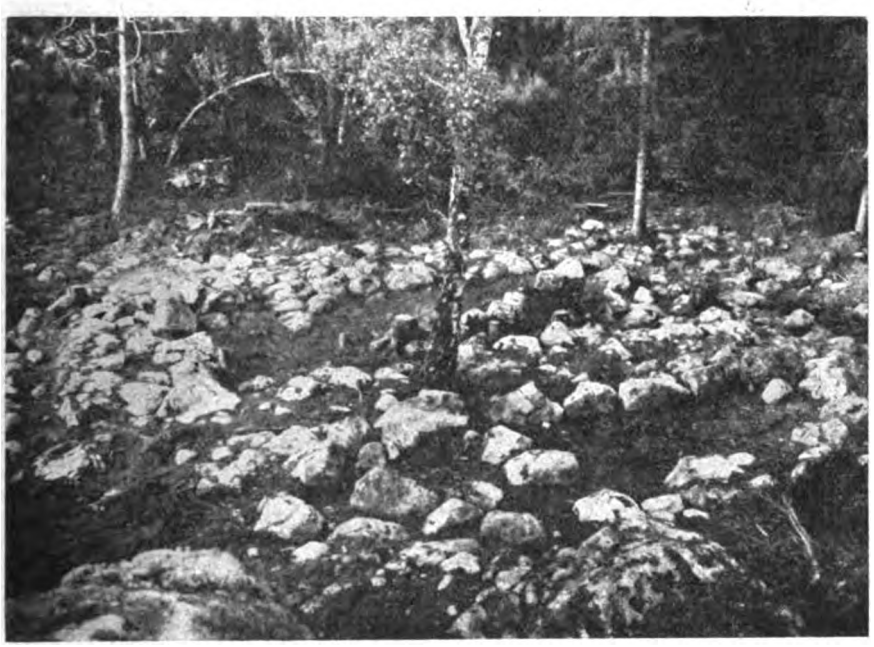


Abb. 4. Die Fundstätte von der Klippe im Süden aus gesehen. Thordemann, Photo.

verfolgen läßt. Bei E 22 verzweigen sich die Steine; die größte Breite findet sich in den Vierecken G 27 und H 26; danach scheint die stark beschädigte Steinsetzung wieder schmäler zu werden und keilt gegen den Stein HJ 32 aus. Vielleicht (?) dürften wir es hier mit den fragmentarischen Überresten einer schiffförmigen Steinsetzung von ungefähr derselben Größe und Gestalt wie die naheliegende zu tun haben. Auf jeden Fall indessen ist der Stein HJ 32 ein errichteter Bautastein von annähernd parallelepipedischer Form und den Maßen 1,15 × 0,69 × 0,43 m. Der Stein ist von einer Kiefer halb umgestürzt, die an der nördlichen Seite desselben emporgewachsen ist. Die oberirdische Höhe des Steines beträgt 0,75 m.

* * *

Digitized by Google

Die oben beschriebenen Altertümer sind so eigenartig, daß man erst nach neuen Funden ähnlicher Art sie in ihre richtige Kulturumgebung einzupassen vermögen wird. Wir wollen uns deshalb nicht auf allzu weitschweifige Vermutungen einlassen, sondern uns darauf beschränken, einige allgemeine Gesichtspunkte hervorzuheben.

Die schiffförmige sowie die runde Steinsetzung sind unzweifelhaft als Gräber zu betrachten; ob wirkliche oder Kenotafe, mag dahingestellt bleiben. Dasselbe dürfte wohl auch der Fall mit den Steinkisten im Nordosten sein. Diese Gräber sind mit den Grundmauern der Häuser so innig verbunden, daß sie unmöglich früher als diese haben angelegt worden sein können. Sie müssen also zu einer Zeit entstanden sein, wo die Häuser schon standen oder nachdem sie zerstört worden waren. Aus diesem Grunde, sowie dem Aussehen der Grundmauern nach zu urteilen, sind die fraglichen Altertümer vorgeschichtlich. Ob sie der Wikingerzeit oder einer noch älteren Zeit angehört haben, ist indessen schwer zu entscheiden, da keine chronologisch verwertbaren Funde gemacht worden sind.

Die Grundmauern des größeren Hauses besitzen im Verhältnis zu dem von ihnen eingeschlossenen Raume eine außerordentliche Dicke. In dieser Hinsicht können sie mit dem Hause von Håga [1]) oder den gotländischen „Kämpagrafvar" [2]) verglichen werden. In anderen Hinsichten dagegen weichen sie von dieser ab. Die Grundmauern der „Kämpagrafvar" bestehen aus Erdwällen, die entweder mit Feldsteinen und Kalksteinplatten gemischt sind oder auch eine kalt gemauerte Kalksteinmauer einschließen. Das Haus von Håga ist aus steingemischten Erdwällen gebildet Hier tritt indessen, wenigstens auf gewissen Punkten, eine Art Steinpackung in der Oberschicht des Walles auf, wodurch eine gewisse Ähnlichkeit mit den hier beschriebenen Altertümern entsteht.

Wie bei Håga fehlt den Grundmauern der beiden Häuser jede Spur von Eingangsöffnung. Diese hat also ganz oberhalb der Grundmauern liegen müssen. Dasselbe ist der Fall bei einigen der gotländischen „Kämpagrafvar".

Gräber aus der unmittelbaren Nähe von Hausüberresten sind auf Gotland nicht unbekannt. Bei Mattsarfve, Ksp. Hörsne wurden in einer Entfernung von etwa 10—20 m von einem „Kämpagraf" mehrere Grabhügel sowie eine undeutliche schiffförmige Steinsetzung angetroffen [3]). Zwei kleine Steinkisten fanden sich dicht an der Grundmauer zweier „Kämpagrafvar" von Rings, Ksp. Hejnum [4]). Eine so innige Verbindung vorgeschichtlicher Gräber und

[1]) Almgren, Kung Björns hög och andra fornlämningar vid Håga, Stockholm 1905.

[2]) Kungl. Vitterhets Historie och Antikvitets Akademiens Månadsblad 1886, S. 97, 145; 1888, S. 49, 97.

[3]) Månadsbladet 1886, S. 97.

[4]) Månadsbladet 1888, S. 50 und 109.

Digitized by Google

Hausüberreste wie die bei Tösta ist indessen aus anderen Plätzen, sei es auf Gotland oder auf dem schwedischen Festlande, unbekannt.

Über das Aussehen der fraglichen Häuser ist es sehr schwer eine klare Vorstellung zu bekommen. Möglich ist indessen, daß die Kurzseiten steile oder etwas nach innen geneigte Giebel aus stehendem Holz mit Flechtwerk von Reisig oder dgl. bildeten und daß das Dach fast oder ganz bis zum Boden hinablief, wobei es unmittelbar auf den Grundmauern der Längsseiten oder möglicherweise auf einem niedrigen Bette von liegendem Holz ruhte. Ein derartiges fast oder ganz bis zu den Grundmauern hinablaufendes Dach nimmt Almgren für das Haus von Håga an. Dieselbe Dachbauart findet sich in dem Schiffe von Gokstad [1]), in dem der frühen Bronzezeit angehörenden Grabhügel von Leubingen [2]) und bis zu unseren Tagen ist sie auf Island, in der schonischen Badstube oder „Brydestua" (Abb. 5) [3]) und auch anderswo in Skandinavien bewahrt.

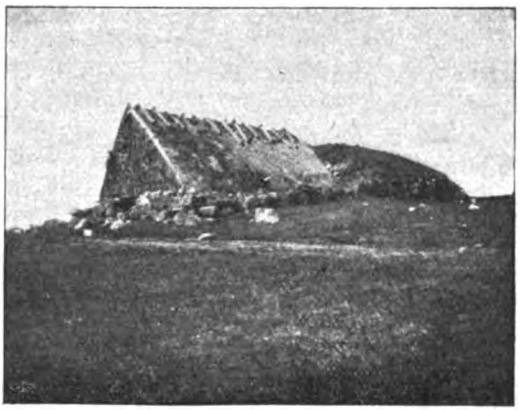


Abb. 5. Schonische Badstube aus Ksp. Eljaröd.

Gegen die Annahme von wirklichen Giebeln spricht indessen der Umstand, daß die Ecken der Grundmauern stark abgerundet sind, und daß die äußere Steinreihe der Rundung folgt und auch auf der Kurzseite erscheint. Denn hätte die Steinreihe dem äußeren Rande des Daches entlang gelegen — und dies ist wohl anzunehmen —, hätte sie auf den Kurzseiten fehlen müssen, wenn senkrechte Giebel vorhanden gewesen wären. Wahrscheinlicher ist deshalb ein von Thordeman ausgesprochener Gedanke, daß das Dach ein Walmdach gewesen sei.

Eine andere wichtige Frage, die sich an die fraglichen Altertümer anknüpft, ist die Entstehung der Stubeneinteilung des Hauses. Stubeneinteilung entsteht, teils wie in den „Kämpagrafvar" durch Abbalkungen in dem von den Grundmauern umschlossenen Zimmer, teils auch dadurch, daß zwei Häuser mit je einem Zimmer aneinander gelegt werden einer Längs- oder Kurzseite entlang. Diese schmelzen somit allmählich zusammen und werden zu einem Hause mit zwei Stuben. Die fragliche Entwicklung ist von mehreren Forschern hervorgehoben worden. Wir können zum Beispiel den folgenden Ausspruch

[1]) Gustafson, Norges oldtid, Kristiania 1906, Abb. 569.

[2]) Jahrsschr. f. Vorgesch. d. sächs.-thür. Länder, Bd. V, 1906, Taf. 1.

[3]) Lithberg, Den skånska gården (Svenska Turistföreningens Årsskrift 1919).

Digitized by Google

von Lithberg [1]) anführen: „In Skandinavien hat die Entwicklung eigene Wege eingeschlagen. Wie hinsichtlich des mittelschwedischen Bauernhauses wiederholt betont worden ist, hat dieses sein jetziges Aussehen dadurch bekommen, daß mehrere kleine Häuser aneinander gereiht worden sind, wobei sie allmählich zu einem zusammenhängenden Ganzen verwachsen sind. Die gewöhnliche schwedische Bauernhütte mit einer Vorstube in der Mitte, einer Wohnstube an der einen Seite derselben und einer Gaststube an der anderen, ist dadurch entstanden, daß zwei kleinere Häuser mit je einem Zimmer zu einem größeren mit mehreren Stuben verwachsen sind. Dieses Zusammenbauen kleinerer Häuser zu größeren Komplexen ist im Norden einzigartig [2]). Aber auch hier hat man in den westlichen und östlichen Teilen Skandinaviens verschiedene Bahnen eingeschlagen. Innerhalb des ersteren Gebietes hat man regelmäßig die Häuser den Längsseiten entlang zusammengefügt. Dies ist der Fall auf Island, und diese Bauweise hat man, wie Funde aus alten Zeiten zeigen, bei der Auswanderung aus Norwegen mitgebracht. In den östlichen Teilen Skandinaviens wurden die Häuser den Kurzseiten entlang zusammengefügt."

Wenn also die beiden Häuser von Tösta dieselbe Dachbauart gehabt haben, die oben geschildert worden ist, haben sie offenbar nicht die unmittelbare Vorstufe des Hauses mit Stubeneinteilung darstellen können. Denn jenes fordert Wand gegen Wand, in diesem Falle aber wäre der Berührungspunkt nur der äußere Rand der Dächer oder möglicherweise die niedrigen Holzbetten, auf denen die Dächer ruhten. Eine Vorstufe fraglicher Art ist also hier nicht vorhanden. Dagegen haben die Hausüberreste wohl einer solchen Übergangszeit angehören können, wo die Entwicklung vorwärts tastete und man ein bißchen hin und her versuchte. Dabei fehlte — was leicht verständlich ist — gewissen Kombinationen größere Entwicklungsfähigkeit, weshalb sie von selbst abstarben, während dagegen andere, die eine solche besaßen, weiter fortlebten. Gehören nun die Hausüberreste von Tösta einer solchen Gärungszeit an, wird man sie schwerlich als älter denn die Wikingerzeit ansehen können.

Die beiden Häuser von Tösta sind mit den Längsseiten gegeneinander zusammengeführt, und gewähren in dieser Hinsicht gewisse Ähnlichkeit mit den Verhältnissen auf Island [3]). Die westnordische Hauskombination ist also auch in den östlichen Teilen Skandinaviens vertreten gewesen. Dies ist auch, wie unten gezeigt wird, nicht unverständlich.

Die verschiedenartige Entwicklung der Haustypen im östlichen und westlichen Skandinavien scheint Lithberg, nach dem obigen Zitate zu urteilen, als Parallelerscheinungen aufzufassen. Es scheint mir aber, als seien die Ver-

[1]) a. a. O., S. 67.

[2]) Gegen diese Auffassung spricht sich Thordeman (a. a. O., S. 280, Anm. 2) aus.

[3]) Bruun, Fortidsminder og nutidshjem paa Island, Kopenhagen 1897.

Digitized by Google

hältnisse etwas andersartig gewesen. Bei der Kombination zweier oder mehrerer Häuser des Typus von Tösta lag es am nächsten, die Häuser den Längsseiten entlang zusammenzuführen. Die Eingänge verlegte man da in die aneinander stoßenden Giebel, wodurch man den leichtesten Verkehr zwischen den Häusern erhielt. Zwei solche Häuser mit den Giebeln aneinander zu legen wäre aber sinnlos, da man ja das eine Haus von unbegrenzter Länge machen konnte. Weder das Material noch die Bauweise hinderte dies.

Ganz anders gestaltete sich indessen das Verhältnis bei den gezimmerten Blockhäusern, denn bei diesen war die Länge des Hauses von der Länge des Holzes bedingt. Bei diesen lag es deshalb am nächsten, die Häuser so zu vereinigen, daß die Eingangsgiebel gegeneinander kamen und zwar so dicht aneinander, daß sie nur durch einen schmalen Gang getrennt blieben. Dadurch wurde der Verkehr zwischen den beiden Häusern am einfachsten. Und darauf konnte man den Gang überbauen, wodurch die Häuser allmählich verwuchsen, so daß ein Haus mit zwei Stuben und mit Eingang auf der Längsseite, wo der ehemalige Gang ausmündete, entstand.

Nun soll eben, nach Thordemans Ansicht[1]), das gezimmerte Blockhaus ursprünglich in den ausgedehnten Nadelholzgegenden Osteuropas entstanden sein, und von hier aus soll es sich gegen Westen verbreitet haben und in Skandinavien eingezogen sein. Hierdurch scheint mir die Entwicklung deutlicher hervorzutreten als mit der bloßen Annahme von Parallelerscheinungen. Das Verhältnis würde demnach folgendes sein: Die westnordische Hausvereinigung herrschte anfangs in allen Teilen Skandinaviens, wo überhaupt Hausvereinigungen zu der fraglichen Zeit stattfanden. Der Fund von Tösta zeigt uns, daß sie auch an der Ostseeküste vorgekommen ist. Seitdem hat die fragliche Hausvereinigung in Westskandinavien weitergelebt und bis auf unsere Tage auf dem baumlosen Island. In dem östlichen Skandinavien dagegen wurde der alte Haustypus von dem von Osten kommenden Blockhause verdrängt, und damit siegte ein ganz neues Konstruktionsprinzip.

Wann dieses neue Prinzip zuerst anfing sich geltend zu machen, ist schwer festzustellen. Seit uralten Zeiten dürften Hütten oder Häuser aus stehendem Holz, wie es die Hausurnen[2]) zeigen, und solche mit Dachkonstruktion, wie in dem Schiffe von Gokstad oder dem Grabe von Leubingen, Seite bei Seite fortgelebt haben. Die Vorbilder der Hausurnen waren Hütten mit leichter Dachbedeckung und im allgemeinen von schlanker Bauart. Vielleicht bot ihr Konstruktionsprinzip gewisse Schwierigkeiten bei einer Entwicklung zu größeren und gegen die Witterung gutgeschützten Häusern, und vielleicht mußten sie deshalb dem anderen Haustypus weichen, der die Möglichkeit zum Wachsen hatte und gleichzeitig mit Leichtigkeit die steigende

[1]) Thordeman, Förhistoriska hustyper i Norden (in Studier tillägnade Oscar Almgren 9. 11. 1919, Stockholm 1919).

[2]) Vgl. Thordeman, a. a. O., S. 271.

Digitized by Google

Schwere tragen konnte, ohne daß Konstruktionsveränderungen nötig waren. Es ist deshalb nicht unwahrscheinlich, daß gerade dieser Haustypus, der leicht wachsen konnte, ohne seine Standfestigkeit und seine gegen kalte und rauhe Witterung schützenden Eigenschaften zu verlieren, allmählich der herrschende im Norden wurde.

Zu diesem Grundtypus scheinen mir die gotländischen „Kämpagrafvar" gezählt werden zu müssen, sowie auch die Häuser von Håga und Tösta, die schonischen Badstuben und das isländische Haus. Es ist mir schwer verständlich, daß die gotländischen „Kämpagrafvar" auf das gezimmerte Blockhaus zurückgehen könnten [1]), da sie solchenfalls so gut wie alle die besonderen Eigenschaften ihres Vorbildes verloren haben müßten, um auf einheimische und uralte Konstruktionsprinzipien zurückzugreifen. Die Ausdehnung des „Kämpagrafs" in der Längsrichtung liegt nicht im Prinzipe des Blockhauses, auch nicht die Dachkonstruktion; das einzige wären vielleicht die Giebel und die Bedeckung des Eingangsgiebels („svale"). Wir dürften also wenigstens sagen können, daß die „Kämpagrafvar", falls sie überhaupt von dem osteuropäischen Blockhause beeinflußt worden sind, nicht imstande waren, diese neuen Anregungen fruchtbringend zu machen.

Die Einflüsse, welche möglicherweise durch die Vermittlung der „Kämpagrafvar" Skandinavien erreicht haben, haben also nicht die große Verschiedenheiten der Entwicklung im Osten und Westen hervorrufen können. Der Siegeszug des Blockhauses in Ostskandinavien ist wahrscheinlich jüngeren Datums. Und das Neue hat sich sicherlich nicht gleich bei den Prachtbauten durchgesetzt, sondern ist auf einer mehr bescheidenen Stufe geblieben. Es entwickelten sich kleine, einfach gezimmerte Holzhäuser; diese schlossen sich in kleinen Bauernhofanlagen zusammen; so wurden zwei solche kleine Häuser mit den Eingangsgiebeln gegeneinander zusammengeführt; diese verwuchsen allmählich und auf solche Weise entstand die erste Bauernhütte eines moderneren Typus.

Das Haus von Tösta aber gehört der in Ostskandinavien ausgestorbenen Bauart an.

[1]) Vgl. Thordeman, a. a. O., S. 273.

Digitized by Google

Ein Burgwall bei Polzin Kr. Belgard, Pommern.

Von Paul Schumacher, Präparandenlehrer in Weißenfels a. Saale.

Mit 1 Textabbildung.

Bericht über die Untersuchung des Burgwalls im Polziner Stadtforst am Mittwoch, den 12. Juni 1918.

Der Burgwall liegt 3,5 km Luftlinie südlich der Stadt im gemischten Bestande des Stadtwaldes, 158 m über N. N. Er ist in einstündigem Fußmarsch auf der Chaussee Polzin-Falkenburg und später abzweigend davon auf einem malerischen, schluchtenreichen Waldwege bequem zu erreichen.

Da der Polziner Stadtforst in früheren Zeiten bis an die Stadt heranreichte, so ist die heute noch sehr versteckte Lage des Burgwalles einstmals noch verborgener gewesen. Dieser Umstand allein läßt schon vermuten, daß wir es mit einer „Fliehburg" im Sinne von K. Schumacher-Mainz[1]) zu tun haben. Zudem ist der Ringwall von Norden, Westen und Osten her unzugänglich, weil er auf einer halbinselartigen Höhe gelegen ist, die sich 63 m über die Talsole des „Kleinen Kunterbaches" erhebt. Dieser landzungenartige Vorsprung kommt zustande durch die Vereinigung des eben genannten Baches mit einem ihm von links zufließenden anderen Wasserlaufe. Dadurch ist der Ringwall nur von Süden her leicht zugänglich.

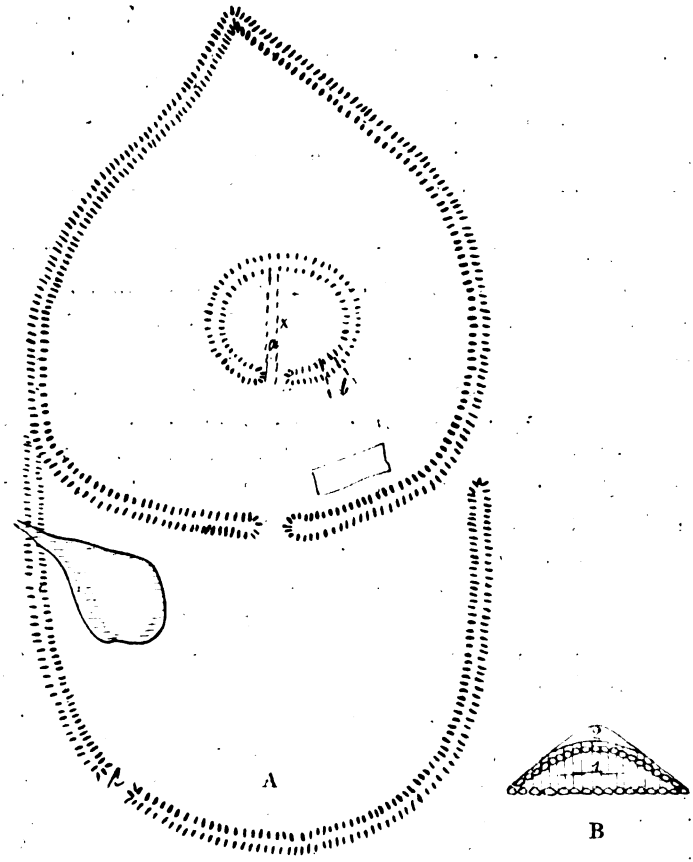
Die Wallanlage ist ganz andersartig als die der sonstigen in Pommern und dem übrigen Ostdeutschland bekannten Ringwälle. Um einen ovalen inneren Ring, dessen lange Achse[2]) von Westen nach Osten 17 m mißt, und dessen kurze Achse 14,5 m lang ist, schließt sich ein größerer äußerer Ring, der sich in seiner Form nach W, N, O an die Umrisse der Landzunge anschmiegt. Der südliche Teil des äußeren Walles bildet die etwas geschwungene Grundlinie des so entstandenen Dreiecks, dessen Spitze nicht genau nach N

[1]) K. Schumacher-Mainz, Beiträge zur Besiedelungsgeschichte des Hunsrücks usw. Prähist. Zeitschr. VIII. Bd., S. 125/132.

[2]) Messungen von Wallkrone zu Wallkrone.

Digitized by Google

zeigt, sondern nach NNW abweicht[1]). Diese Spitze ist vom inneren Ring 34 m entfernt. Im N beträgt die Entfernung der beiden Wallkronen voneinander 27 m und im W noch 24 m. Den geringsten Abstand haben die Ringe im O. Hier beträgt der Wallkronenabstand nur 17 m, während er im



A. Burgwall im Polziner Stadtforst. Gesamtanlage. Maßstab 1 : 1000. B. Profil des inneren Ringes. Maßstab 1 : 200.
× Eiche, ▭ Schutzhütte, a Untersuchungsgraben, b Anschnitt im SO, c Wegeinschnitt, ○○○ Pflasterung, 1 und 2 Kulturschichten.

S noch 19 m groß ist. Für die Umfänge ergeben sich folgende, auf der Wallkrone ermittelte Maße: innerer Ring 70 m, äußerer Ring 135 m.

Im Laufe der Zeit sind beide Ringwälle sehr stark beschädigt und abgetragen worden. Namentlich der äußere Wall hat besonders gelitten. Er ist stellenweise bis auf den Grund zerstört. Nur an einzelnen Punkten ist noch die ursprüngliche Form und Höhe der Wälle zu erkennen. Die Messungen an diesen

[1]) Siehe Zeichnung.

Digitized by Google

Stellen ergaben für beide Wälle eine schräge Höhe von durchschnittlich 3 m. Der innere Ring geht an zwei Punkten mit 4 m und 5 m über diesen Durchschnitt hinaus. Der Böschungswinkel ist bei beiden Wällen gleich und beträgt 35°. Dies ist ein Mittelmaß, wie ich es auch an den meisten der von mir gemessenen Ringwälle in der Provinz Posen feststellen konnte. Die Breite der Wallsohle wurde beim inneren Ring mit 4,5 m, beim äußeren Ring mit 7 m festgestellt. Im S haben beide Wälle einen Eingang von je 2½ m Breite. Sie sind aber wohl neuerdings angelegt, denn die vorgenommenen Ausgrabungen ergaben am inneren Ring, daß das Steinpflaster, auf dem der Wall aufgebaut ist, auch im Eingang etwa 1½ m breit unberührt lag. Das nach O hin fehlende eine Meter ist wohl bei der Herstellung des Eingangs beseitigt worden.

Der ovale innere Ring ist mit einem Graben umgeben, der heute zum Teil eingeebnet ist durch die Aufforstung, Anlage einer Schutzhütte usw. Auch der äußere Ring hat an seiner zugänglichen Südseite einen Wallgraben. An den übrigen Seiten liegt er fest am Steilhang. An ihn legt sich, an den Ecken im SO und SW beginnend, ein Vorwall an, der halbmondförmig nach S vorschwingt[1]). Er ist durch mehrmalige Aufforstung (heute ist er mit Jungholz bestanden) an seinen Ansatzstellen und weiterhin fast ganz eingeebnet, so daß sein Verlauf nur durch genaueste Beobachtung festzustellen war. Nur in der Mitte, genau südlich der Hauptwälle, erhebt er sich noch zu seiner ursprünglichen, ganz beträchtlichen Höhe. Seine Wallkrone liegt hier etwa 1½ m höher als die Kronen der Hauptwälle und so hoch, daß man von ihm einen guten Einblick in die Hauptwallanlage hat. Auf der Wallkrone gemessen hat der Vorwall einen Umfang von 145 m, sein senkrechter Abstand vom äußeren Hauptwall beträgt im S 42 m. Böschungswinkel und schräge Höhe lassen sich nicht genau mehr feststellen, da auch an der höchsten Stelle der Wall durch Anlage von Fußsteigen in seiner Form verändert wurde. An der SW-Ecke umschließt der Vorwall eine kleine Wasserkaule, die vom Grundwasser gespeist wird und sich neuerdings durch den hier nur mehr sehr niedrigen Vorwall einen Abfluß geschaffen hat. An der SO-Ecke ist die Anschlußstelle des Vorwalls an den Hauptwall durch einen angelegten Fußsteig ganz beseitigt. Die Sohlenbreite des Vorwalles beträgt an der breitesten Stelle etwa 16 m.

Zur besonderen Durchforschung der Wallanlage ließ ich durch den Kessel im inneren Hauptwall in N-S-Richtung einen 1 m breiten Graben ziehen. Dieser führte hart an einer neuerdings gepflanzten Eiche in der Mitte des Kessels vorbei in den Eingang im S des Walles. Dabei wurde im Eingang das schon erwähnte Steinpflaster bloßgelegt. Es besteht, wie die später im Kessel aufgedeckte Pflasterung, zumeist aus kopfgroßen unbehauenen Feldsteinen. Ein senkrechter Anschnitt der Wallenden am Eingang, sowie ein zu

[1]) Siehe Zeichnung.

Digitized by Google

Dreiviertel ausgeführter Durchschnitt im SO des inneren Ringes erzielten das überraschende Ergebnis einer weiteren Steinpflasterung, die sich bogenförmig durch den ganzen Wall hinzieht[1]). Eine Bepflasterung der Wallberme ist bisher von ostdeutschen Ringwällen noch nicht bekannt geworden. Der Polziner Burgwall steht damit vorläufig noch vereinzelt da. In dem SO-Einschnitt trat auch das Pflaster auf der Wallsohle wieder zutage. Daher ist anzunehmen, daß der ganze innere Wall auf einem solchen Pflaster ruht. Da der äußere Ring ebenfalls Steinpflasterung auf der Berme hat (ob er auch Pflasterung unter der Sohle aufweist, habe ich bei der Kürze der zur Verfügung stehenden Zeit durch Grabung nicht feststellen können), so ist anzunehmen, daß beide Wälle zur selben Zeit von demselben Erbauer aufgeführt wurden.

Der innere Ringwall besteht aus lockerem Sand, der aus der nächsten Umgebung genommen worden ist, so daß bei der Aufhöhung des Walles gleichzeitig der umgebende Graben entstand. Innerhalb der Steinpflasterung liegt eine etwa 2 cm dicke Kulturschicht, aus schwarzer Buchenholzkohle bestehend. Scherben waren in ihr, wie auch im Sande des Walles nirgends zu finden; überhaupt wurden die zur richtigen Datierung der Anlage so nötigen Scherben nirgends aufgegraben.

Über der Pflasterung der Berme liegt an den unbeschädigten Stellen noch eine Sandschicht von etwa 35—40 cm Dicke. In ihr findet sich eine weitere Kulturschicht, wiederum schwarze Holzkohle, etwa 20 cm über der Pflasterung liegend und an einigen Stellen auf der Wallkrone zutage tretend, sonst aber noch 10—15 cm unter ihr verlaufend.

Auch im Kessel wurden bei der Aushebung des Grabens zwei Kulturschichten ohne Scherben gefunden. Die obere liegt nur 20 cm unter der heutigen Oberfläche des Kessels in tonigem, eisenhaltigen Sand. Die zweite Brandschicht liegt 65 cm tief. Beide sind annähernd von der gleichen Mächtigkeit, etwa 2—2½ cm dick. In der Tiefe dieser unteren Kulturschicht wurde, 4,50 m vom nördlichen Innenrande des Walles entfernt, ein Steinpflaster aufgedeckt, das sich 1,80 m weit nach O und 1,15 m nach S erstreckt. Die Ecken an der Ostseite sind abgestumpft. Trotzdem die Steine oberflächlich in der Höhe der Kulturschicht liegen, zeigen sie doch wenig harte Brandspuren. Auch fanden sich in der Umgebung keine Knochenreste, obgleich diese Pflasterung doch wohl eine Herdstelle gewesen ist, die allerdings, dem Charakter der ganzen Anlage als „Fliehburg" entsprechend, nur selten und wenig benutzt wurde. Unter der unteren Kulturschicht liegt stark eisengängiger grauer Ton.

Das Vorhandensein einer oberen Kulturschicht bedeutet eine zweimalige Besiedelung. Wie lang der Zeitabschnitt ist, der zwischen beiden Besiedelungen lag, ist bei dem Mangel an Scherbenfunden nicht festzustellen.

[1]) Siehe Profilzeichnung.

Digitized by Google

Doch vermute ich, daß die obere Kulturschicht im Kessel und im inneren Wall identisch ist mit einer ebensolchen schwarzen Buchenholz-Kohlenschicht in der gleichen Dicke, die sich im Vorwall findet und die im SO desselben an einem Wegeinschnitt bloßgelegt wurde. Sie ist die einzige Kulturschicht in diesem Vorwall, der sich sonsthin von den Hauptwällen dadurch unterscheidet, daß er nicht auf einem Steinpflaster ruht, auch nicht von einem solchen bedeckt wird, sondern eine einfache Sandaufschüttung ist, wie sie von den vielen Ringwällen slawischen Ursprungs bekannt ist. An der Innenseite des Vorwalles liegt auf der schwarzen Brandschicht eine unten 110 cm breite und 60 cm dicke rotbraune Aschenschicht. Der Umstand, daß auf dem bedeckenden Steinpflaster der Hauptringe eine 35—40 cm dicke Sandschicht aufgelagert ist, legt die Vermutung nahe, daß die Erbauer des Vorwalles, als sie die vorgefundenen Ringwallanlagen durch diesen vergrößerten, die Hauptwälle mit Sand erhöhen als auch im Ansehen dem Vorwall angleichen wollten. Durch die Anlage des Vorwalles wurde die ursprüngliche „Fliehburg" um ein gutes Stück vergrößert. Diese Vergrößerung, die klugerweise eine Wasserstelle in den Wall einbezog, konnte nur von einem Volke vorgenommen werden, das beabsichtigte, den Ringwall als dauernde Wohnstätte zu benutzen. Die Mächtigkeit der rotbraunen Aschenschicht an der Innenseite des Vorwalles, sowie die Ähnlichkeit dieses Vorwalles mit den bekannten slawischen Ringen läßt den Schluß zu, daß die letzten Benutzer des Polziner Ringwalles die volkreichen Slawen waren, die eine Vergrößerung der Anlage wohl nötig hatten. Vielleicht finden sich im Zwischenraum zwischen Vor- und Hauptwall die bisher vermißten Scherben, die allein Aufschluß geben können über Zeit, Dauer und Volk der Besiedelungen.

Zu erwähnen ist noch, daß die ausgegrabenen Stellen wieder zugeworfen und in den früheren Zustand versetzt wurden.

Digitized by Google

III. Aus Museen und Vereinen.

Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte.

Zweiggesellschaft Berlin.

Am 11. Dezember 1920 veranstaltete die Berliner Zweiggesellschaft im Universitätsgebäude einen Sitzungsabend, bei dem zwei größere Vorträge stattfanden.

Zunächst sprach Bergrat Dr. Heß von Wichdorff über das Thema, mit dem er bei der Hauptversammlung im April d. J. wegen der Fülle der damaligen Vorträge nicht mehr hatte zu Wort kommen können: Krantas und Jurabecken in Ostpreußen; veraltete Anschauungen der Geologie und Vorgeschichte. Der Vortrag ist in diesem Hefte (oben S. 41ff.) abgedruckt worden.

Dann hielt der Vorsitzende Geheimrat Kossinna einen sehr fesselnden Vortrag über den Namen „Germanen". Er ging aus von dem 2. Kapitel der Germania des Tacitus über die Entstehung der Germanen-Namens und übersetzte diese berühmte Stelle mit kleinen verdeutlichenden Ergänzungen in folgender Weise: „Einige Schriftsteller versichern folgendes: Der Name Germanen sei jung und erst neuerdings (den alten einheimischen Namen) hinzugefügt worden, da anfangs nur diejenigen, die zuerst den Rhein überschritten und (dort) die Gallier vertrieben hätten, nämlich die jetzigen Tungern, damals Germanen hießen. Auf diese Weise habe ein Name, der bloß Stammesname, nicht Volksname gewesen sei, allmählich seine Geltung derart erweitert, daß das (rechtsrheinische) Gesamtvolk zuerst nach dem Sieger (nämlich dem kleinen linksrheinischen Germanenstamm) aus banger Furcht (der besiegten Gallier und nur von diesen), späterhin auch von sich selbst (d. h. von dem Gesamtvolk) mit dem ihm von außen beigelegten Namen „Germanen" benannt wurde." Tacitus selber ist nie in Germanien gewesen, er hat seine Nachrichten aus dem Werk „Germanische Kriege" des älteren Plinius, daneben aus Livius' römischer Geschichte entlehnt, deren Nachrichten wieder auf den griechischen Geschichtsschreiber Timagenes (20 vor Chr.) zurückgehen.

Zu Timagenes' Zeiten war die Übertragung des Stammnamens Germanen auf das Gesamtvolk erst „neu". Aber in dem Berichte Caesars über seine gallischen Kriege vom Jahre 58 und in einer Nachricht des Kimbernhistorikers Poseidonios um 80 vor Chr. haben wir den Beweis, daß diese Übertragung bereits zu deren Zeit vollzogen war. Bei Tacitus um 100 nach Chr. heißt der linksrheinische Germanenstamm bereits Tungern, nicht mehr Germanen. Aber bei Caesar 160 Jahre vor Tacitus heißt er noch linksrheinische Germanen. Diese saßen von Köln bis Namur an der Maas und noch darüber hinaus. Der Name Tungern ist keltisch, ein Beweis, daß sich die Germanen nur als oberste Herrenschicht über die Kelten gelegt hatten. Der Name Germanen für die belgischen Maasgermanen war nach Caesars Unterjochung derselben allmählich verschwunden. Die Übertragung des Germanennamens auf das rechtsrheinische Gesamtvolk hatte im Munde der keltischen Belgier wohl bald nach der Eroberung des linksrheinischen Gebietes durch die Maasgermanen eingesetzt, überdauerte als römische Bezeichnung des Gesamtvolkes der Germanen viele Jahrhunderte und verliert sich in der Literatur erst, um den Namen der Alamannen, Franken usw. Platz zu machen.

Digitized by Google

Nun vermag die Archäologie uns Antwort zu geben, wann etwa jener kleine Germanenstamm zuerst den Rhein überschritten hat. Am Ende der Bronzezeit (um 750 vor Chr.) reichte die Westgrenze der Germanen bis an die untere Lippe. Im 7. und 6. Jahrhundert vor Chr. strecken die Germanen ihre ersten Fühler an den Niederrhein aus, erreichen die Wuppermündung und überschreiten den Rhein.

Was bedeutet nun aber der Name Germanen? Die neuzeitlichen Humanisten zum größten Teil erklärten ihn für römisch, denn es gebe ja ein lateinisches Wort germanus, das „sprossbaft", „stammhaft", „echt" bedeutet, doch ist diese Annahme Torheit nach allem, was wir über den geschichtlichen Ursprung des Germanennamens wissen. Die „Keltomanen" unter den Erforschern des Germanennamens, wie Caspar Zeuß, Jakob Grimm, Karl Müllenhoff usw., halten nicht bloß den Namen Germanen für keltisch, sondern auch den kleinen Stamm der Maasgermanen selbst. Zeuß übersetzt den Namen nach keltisch ger (nahe) als Nachbarn, Grimm nach keltisch garm (Geschrei) als Schreier, Henning nach einem thrakisch-phrygischen Wort germ mit warm, da er denselben Wortstamm auch den Kelten zuteilt; doch lautet das entsprechende keltische Wort für „warm" nicht germ, sondern borm, das in Bormio, in Worms und in Wurmbach bei Aachen (heiße Quellen) noch heute fortlebt. Alle diese Deutungen sind abzulehnen. Ebenso die früheren laienhaften Deutungen aus dem Germanischen: Germanen = Ger-Männer, was aber im Altertum Gaisomani gelautet haben müßte; desgleichen Germanen = Wehr-Männer, was vielmehr Variomani hätte heißen müssen. Noch törichter ist, Germanen als gehrende Männer zu deuten. Dagegen hat W. Wackernagel schon vor 70 Jahren formal den richtigen Weg gefunden, indem er den Namen entstehen ließ aus einer Zusammensetzung von ga und irman, nur hat er irman falsch als Volk übersetzt, also ga-irmans als Volksgenossen. Das Richtige hat erst im letzten Jahre R. Much gesehen: german ist tatsächlich Zusammenziehung von ga-erman, aber erman bedeutet nicht Volk, sondern, wie Karl Müllenhoff erwiesen hat, „hoch", „erhaben", griechisch ὄρμενος (Partizip), dann gewaltig, allgemein, gesamt. Unter germanischen Personennamen erscheint erman in Ermanrich, Ermenwalt, Erminhildis, Erminberga, Ermingabis. Dieselben Zusammensetzungen finden sich nun mit Germen, Germening, Germenhildis, Girminburg. Es gibt auch eine germanische Göttin Garmangabis, bezeugt auf der Inschrift eines Altars, den friesische Reiter aus Twenthe (in Holland) 240 nach Chr. in England errichtet haben. Diese Garmangabis ist die Allgeberin.

Die Silbe Ga (= lat. con) hat in Zusammensetzungen den Vokal oft eingebüßt, nicht nur vor Konsonanten, wie in Gleis, Glück, gleich, Glauben, Gnade, Graf, sondern auch vor Vokalen, wie in Gau und Gunst. Germanos, woraus die Römer Germani machten, bedeutet also die Gesamten, wie die Alamannen.

Wie die Wissenschaft kämpfen muß, um dem Deutschtum diesen Namen als geistiges Eigentum sicherzustellen!

Prof. Dr. Conrad Paape.

Die **erste Sitzung im dreizehnten Vereinsjahre** fand am **31. Mai 1921** im Universitätsgebäude statt. An die außerordentlich zahlreich erschienene Versammlung richtete der Vorsitzende Geheimrat Kossinna etwa folgende Ansprache:

„Ich eröffne die Sitzung, indem ich die so zahlreich erschienenen Mitglieder und Gäste begrüße, an erster Stelle und besonders herzlich den Redner des heutigen Abends Herrn Universitätsprofessor Dr. Pedro Bosch-Gimpera, das in Europa am weitesten entfernt von uns wohnende unserer Mitglieder. Herr Professor Bosch weilt jetzt nicht zum ersten Male in Deutschland: schon 1913 und 1914 war er als junger Doktor in Berlin, um deutsche Wissenschaft nicht nur aus Büchern, sondern an ihrem Herde in mündlicher Mitteilung kennen zu lernen. Als Teilnehmer auch für den Winter 1914/15 hatte er sich zu meinen archäologischen Übungen angemeldet. Der Ausbruch des Krieges hielt ihn dann von noch-

Digitized by Google

maliger Rückkehr hierher ab. Doch hatte ich persönlich die Freude, auch während der letzten sieben schweren Jahre ständig mit meinem katalonischen Freunde in brieflichem Verkehr zu bleiben. Die Einrichtung des Professorenaustausches, die sich Amerika gegenüber als eine vollkommene Verfehlung erwiesen hat, ist jetzt mit den uns befreundeten Völkern Europas, im Verein mit einem Studentenaustausch, wieder aufgenommen worden und verspricht hier bessere Erfolge. Und diese Einrichtung hat uns das Glück verschafft, unseren alten Freund, der mittlerweile in Barcelona längst ordentlicher Professor, dem Namen nach für alte Geschichte, tatsächlich aber für Vorgeschichte, geworden ist, wieder unter uns begrüßen zu können. Die Freude unserer Gesellschaft ist um so größer, als wir damit Gelegenheit haben, unsere Dankbarkeit und unsere Gegenliebe für die so freundschaftliche Gesinnung des gesamten spanischen Volkes zu bekunden."

„Manches unserer Mitglieder denkt vielleicht: die iberische Halbinsel sei heute zwar nicht schwer erreichbar für uns, in der grauen Zeit der Vorgeschichte wäre sie aber doch für Mitteleuropa sicher so abgelegen gewesen, daß damals nicht der geringste kulturelle Verbindungsfaden zwischen beiden Gebieten bestanden habe, und da könne die spanische Vorgeschichte doch nicht viel Wichtiges für unsere eigene Vorgeschichte bieten. Eine solche Anschauung wäre völlig verfehlt. In der gesamten Vorgeschichte ist Mittel- und Westeuropa ein untrennbar zusammengehöriges Ganzes. Nicht nur während der Eiszeiten, sondern auch während der jüngeren Perioden, so in der Völkerwanderungszeit, in der Latènezeit und besonders auch in der jüngeren Steinzeit. Hier kann allein die westeuropäische Vorgeschichte, wenn sie erst so klar daliegen wird, wie unsere schon so tief erforschte mittel- und nordeuropäische, das Rätsel lösen, aus welchem Herde sich in frühneolithischer Zeit jene Stammesgruppe ablöste, die dann an der Ostsee zum indogermanischen Urvolk erwuchs. Nur die iberische und französische Vorgeschichte kann uns über die Westnachbarn der Indogermanen aufklären, wie wir über ihre Nord- und Ostnachbarn, nämlich die Vorfinnen und Urfinnen, bereits durch die deutsch-nordische Forschung aufgeklärt worden sind. Nur die iberische Forschung kann uns darüber aufklären, woher die Iberer gekommen und wie weit sie einst nach Norden vorgedrungen sind; ferner was für ein Volk sich hinter den Leuten der Glockenbecherzivilisation verbirgt, die von Mittelspanien einst durch Südostfrankreich über das Oberrheingebiet nach Mitteleuropa sich ausbreiteten. Doch über die kulturellen Fernwirkungen von Spanien her soll schon in nächster Woche ein anderer ausländischer Forscher uns einen Vortrag halten. Professor Bosch will heute nur die vor- und frühgeschichtlichen Zivilisationen der iberischen Halbinsel selbst schildern, wahrlich an sich schon ein gewaltiger Stoff."

„Lange war die Erforschung dieser Zivilisationen auf Portugal beschränkt, allmählich griff auch Spanien ein und 1886 taten dasselbe die Franzosen, zuerst Cartailhac in Toulouse: sind doch die Provenzalen den Katalanen so nah verwandt, daß man sie als ein und dasselbe Volk betrachten muß, weit näher als den staatlich mit ihnen verbundenen Nordfranzosen. Dann kamen die wallonischen Gebrüder Siret mit ihren berühmten Ausgrabungen in der südostspanischen Provinz Almeria; dann Pierre Paris, endlich Déchelette."

„Unter diesen Portugiesen, Spaniern, Südfranzosen, Wallonen stand der deutsche Forscher Emil Hübner, der bekannte Berliner Gelehrte, ganz vereinsamt da mit seiner Arqueologia en España (Barcelona 1883). Ebenso unser Vorstandsmitglied Bezzenberger mit seiner Erforschung der Balearen. Die Scheidewand zwischen spanischer und deutscher Forschung wurde eigentlich erst entfernt durch unser Vorstandsmitglied Georg Wilke, der in seinem Buche über „Südwesteuropäische Megalithkultur" (Würzburg 1912, Mannusbibliothek) zum ersten Male die Methoden der neueren deutsch-nordischen Forschung auf die Steinzeit der iberischen Halbinsel anwandte. Dann kam das Werk des Erlanger Professors Schulten über seine von 1905—1913 sich erstreckenden Ausgrabungen von Numantia, die für die frühesten geschichtlichen Zeiten Spaniens besonders aufklärend wirkten. Und nun

Digitized by Google

war die unmittelbare Drahtleitung zwischen spanischer und deutscher vorgeschichtlicher Archäologie ein für allemal hergestellt."

Nach diesen Begrüßungsworten an Professor Bosch machte der Vorsitzende noch einige geschäftliche Mitteilungen, so über die Mannusbibliothek, die einen unerhörten Aufschwung nimmt, da sie nicht wie bisher jährlich 1—2 Bände liefert, sondern in diesem Jahre es auf mindestens 7, vielleicht sogar auf 10 Bände bringen wird, von denen bisher Bd. 21 (Jahn, Der Reitersporn), Bd. 25 (Lienau, Vor- und Frühgeschichte von Frankfurt a. d. Oder) und Bd. 26 (Kossinna, Die Indogermanen I) erschienen sind, ungerechnet die neue, 3. Aufl. von Bd. 9 (Kossinna, Die deutsche Vorgeschichte). Über das Wachstum der Hauptgesellschaft konnte der Vorsitzende ebenfalls erfreuliche Mitteilungen machen, da die Mitgliederzahl neuerdings auf annähernd **470** gestiegen ist.

Es folgte nunmehr der Vortrag des Dr. Pedro Bosch-Gimpera, Professor der Vorgeschichte an der Universität Barcelona: Die Folge der vor- und frühgeschichtlichen Kulturen auf der iberischen Halbinsel. Wir bringen keine Inhaltsangabe darüber, da der Vortrag im nächsten Mannusheft im Wortlaut mitgeteilt werden wird.

Die 2. Sitzung des 13. Vereinsjahres, die am **11. Juni 1921** im Universitätsgebäude stattfand, wurde vom Vorsitzenden Geheimrat Kossinna mit etwa folgender Ansprache eröffnet:

„Unser Gruß gilt zuvorderst dem Redner des heutigen Abends, unserem schwedischen Mitgliede Herrn Dozenten Dr. Aberg aus Upsala. Was ich in voriger Woche von Professor Bosch-Gimpera bemerkte, trifft ebenso auf Dozent Åberg zu: auch er hat sich an der altberühmten heimischen Schulung, zu Upsala und Stockholm, nicht genug sein lassen, sondern fand schon vor mehr als einem Jahrzehnt den Weg zu deutscher Wissenschaft und kam, damals noch Student, zum Studium nach Berlin. Seitdem haben wir oft die Freude gehabt, ihn wiederzusehen, wenn er auf seinen so zahlreichen Museumsreisen durch Mittel- und Westeuropa hier halt machte. Dozent Aberg hat unsere Wissenschaft schon mit einer großen Zahl trefflicher Werke beschenkt, die für uns um so schwerer wiegen, als sie sich zum großen Teil auch mit deutscher Vorgeschichte beschäftigen. Zweien Perioden hat Åberg sein eingehendstes Studium zugewandt, der neolithischen und der Völkerwanderungs- nebst Merowingerzeit, ohne aber andere Perioden, wie die Bronzezeit (vgl. Kalmar Läns Bronzezeit, Kalmar 1915), darüber zu vernachlässigen. Der Zeit der germanischen Völkerwanderungen gewidmet ist eine vortreffliche, ganz neuen Stoff verarbeitende Studie „Ostpreußen zur Völkerwanderungszeit" (Upsala 1919), eine andere handelt über „Das germanische Sternornament" auf Silberarbeiten des 4. und 5. Jahrh. nach Chr. (Antikv. Tidskr. f. Sverige 21, 3, 1918). — Und auch jetzt wieder befindet sich Dozent Åberg auf dem Wege nach Süddeutschland und der Schweiz, um die Eigenheit der merowingischen Kultur der Franken und Westgoten in Frankreich durch Aufdeckung ihrer Gegensätze zu den Kulturen der oberrheinischen Stämme, Franken wie Alemannen und Baiern, schärfer und klarer bestimmen zu können."

„Aber heute werden wir es mehr mit der Steinzeit zu tun haben. Und auf diesem Gebiete hat Åberg bahnbrechend gewirkt zunächst durch sein eindringendes Studium der westeuropäischen Kulturen, wie es schon seine vorzügliche Dissertation „Studien über die jüngere Steinzeit im Norden und in Westeuropa" (Norrköping 1912) zeigte, worin er die verschwommenen Verhältnisse in Belgien, Frankreich, in der Schweiz und in England ungemein klärte. Bahnbrechend war aber auch seine großzügige Behandlung der durchlochten Streitäxte aus Felsgestein über ganz Europa hin, ein Stoff, der vorher vernachlässigt worden war gegenüber dem Studium der Feuersteingeräte. Hierher gehört nicht nur seine Arbeit über die Steinzeit des Läns Kalmar (Kalmar 1912), sondern auch seine Schrift „Die Typologie der nordischen Streitäxte" (Mannusbibl. 17) und namentlich sein prächtiges, zwei-

Digitized by Google

bändiges Werk „Das nordische Kulturgebiet in Mitteleuropa während der jüngeren Steinzeit" (Upsala 1918). Mit diesem Werke hat sich Åberg angeschlossen an die Reihe jener schwedischen Meister, die wir ebenso in Deutschland als unsere Forscher anerkennen und verehren: Hans Hildebrand, Oscar Montelius, Oscar Almgren, Bernhard Salin. An dies Werk schließt sich nach Westen hin sein Buch über „Die Steinzeit in den Niederlanden" (Upsala 1916), endlich seine soeben genannte Dissertation über die Steinzeit Westeuropas. Nun fehlte ihm in Westeuropa nur noch Spanien. Dieses bereiste Åberg in der ersten Hälfte des Jahres 1920 und sein Werk hierüber befindet sich in Halle bereits unter der Presse."

„Professor Bosch hat uns in voriger Woche auf Grund der neuen und reichen Ergebnisse seiner tiefdringenden Forschungen ein geradezu glänzend volles Bild der gesamten Entwicklung der vor- und frühgeschichtlichen Zivilisationen der iberischen Halbinsel entworfen. Das Schönste darin war wohl die scharfe Abgrenzung der Kulturgebiete, wie sie sich schon in paläolithischer Zeit bildet und dann in den späteren Perioden immer wieder in gleicher oder ähnlicher Weise hindurchleuchtet und schließlich ausmündet in die verschiedenen schriftlich bezeugten frühgeschichtlichen Völker Spaniens.

Heute sollen wir nun hören, wie diese spanischen Kulturen auswärts hin wirkten, nach Italien einerseits und besonders nach Norden anderseits, d. h. über Frankreich nach Mitteleuropa und England, vielleicht sogar nach Skandinavien: das Schlußkapitel aus Åbergs im Druck befindlichen Werke. In dieser Frage sind ja im letzten Jahrzehnt sehr übertriebene, ja phantastische Meinungen geäußert worden und zwar von Sophus Müller in Kopenhagen, dem ausgezeichneten Erforscher Dänemarks, der leider stets einer blühenden Phantastik verfällt, sobald er seine Blicke südwärts über die Grenzen Dänemarks hinauslenkt, nach Deutschland, Westeuropa oder gar Südeuropa. Diese Gegenden kennt Sophus Müller nämlich nur aus Büchern, nicht aus Museumsstudien, und so kommt es, daß er sich hier von seiner Neigung, dem Trugbild des Südens sich hinzugeben, in geradezu unrettbarer Weise hat gefangen nehmen lassen."

„Demgegenüber werden wir heute einen wirklichen Kenner der spanischen Vorgeschichte hören, der alle Funde selbst gesehen hat und der berufen ist, uns auf sicheren Wegen zum Ziele klarer Erkenntnis zu leiten."

Darauf hielt Dozent Dr. Nils Åberg von der Universität Upsala einen Vortrag über „die Einflüsse der vorgeschichtlichen Kulturen der iberischen Halbinsel auf Europa", worin er folgendes ausführte:

Die Palmella-Los Millares-Zivilisation der iberischen Halbinsel, die durch Glockenbecher gekennzeichnet wird, gehört der frühesten südeuropäischen Kupferzeit an und ist gleichzeitig mit den mittleren oder jüngeren Ganggräbern Skandinaviens. Etwas jünger sind die portugiesischen Steinkisten, die mit den skandinavischen Steinkisten gleichzeitig sind. Am Ende der Palmellazeit erfährt die iberische Zivilisation eine auffallende Abmattung infolge großer Auswanderungen der sie tragenden Bevölkerung. Die Richtung dieser Auswanderungen geht einmal über Südfrankreich oder über See nach der Bretagne, Irland und England und zweitens über Südfrankreich oder über See nach Sizilien, Sardinien und der Poebene.

Von Oberitalien oder wahrscheinlich unmittelbar von Spanien über Südostfrankreich gehen dann Wellen iberischer Zivilisation nach Mitteleuropa, wo diese sich in der Glockenbecherzivilisation reich entwickelt.

Südfrankreich, die Bretagne und teilweise England gehören kulturell in gewissen Beziehungen zusammen. So ist ein Schnurbecher nach Südfrankreich aus der Bretagne gekommen, ebenso weitmundige Näpfe mit steilem Hals, die in der Bretagne wie in England den Glockenbechern gesellt sind. In der Bretagne gibt es gegenüber Südfrankreich eine ältere Zivilisation, die in Dolmen erscheint und viel Beile aus Felsgestein enthält, aber selten Feuersteinpfeilspitzen und nie Metall oder Glockenbecher. Erst später folgen hier in

Digitized by Google

Ganggräbern oder mehr steinkistenartigen Dolmen Feuersteinpfeilspitzen, Glockenbecher, z. T. auch Schnurbecher (diese von England oder vom Rheine her) und viel durchlochte Streitäxte aus Felsgestein. Englands Glockenbecherzivilisation ist teils unmittelbar von Spanien (Metopenmuster, Marmoridole, tubenartige Glasperlen, Elfenbein), teils vom Rhein und namentlich von Sachsen-Thüringen her beeinflußt (Wolfszahn- und Winkelbandmuster, Schnurverzierung). In England überdauern die Glockenbecher bis in die Zeit des Leichenbrands hinein. Die italische Glockenbecherzivilisation ist etwas älter als die bekannte Remedellostufe, die der Periode der skandinavischen Steinkisten entspricht. Zu den Glockenbechern gesellen sich auch in Italien Kupfersachen (Pfriemen, Nadeln, Messerchen, z. T. auch Beile). Die deutsche Glockenbecherzivilisation ist von Einwanderern aus der iberischen Halbinsel getragen. In Deutschland sind die Glockenbecher breiter als in Spanien, besitzen dabei eine mannigfaltigere Verzierung (Rauten, Quadranten usw.), wie sie wohl die iberischen Schieferamulette zeigen, aber nicht die dortigen Glockenbecher. Iberische Glockenschalen, die auch in Sardinien erscheinen, kommen in Süddeutschland nur einmal an der oberen Donau vor, häufiger in Mähren. Der bekannte Kupferdolch von Eisleben und die gleichen Stücke aus Mähren sind dieselben, wie der Dolch von Ciempozuelos. Die sächsisch-thüringische Winkelband- und Kreuzverzierung des Bodens ähneln sehr der iberischen Art. Wenn die jütländische Obergrabkeramik sächsisch-thüringische Einflüsse aufweist, so sind diese letzten Endes vielleicht auch iberischer Herkunft. Ganz deutliche iberische Einflüsse zeigt die Frühstufe der Schönfelder Keramik mit ihrer radialen Verzierung der flachen Standfläche und ihren Dreieckstempelungen; ebenso die schwedische Bootaxtkeramik, die sich ähnlich wie die Schönfelder Keramik entwickelt: Wandverzierung mit iberischem Winkelband (Kreisquadranten-Muster), Boden zuerst flach mit Sonderverzierung, später gewölbt mit Kreisabschneidung. Da sich in Mitteleuropa keine den Bootaxtnäpfen (oder -schalen) ähnliche Gefäße finden, so sind wohl die englischen Schalenbecher (entstanden aus den dortigen hochgebauten Zonenbechern) die Zwischenglieder zwischen Schweden und Spanien. Die englischen rundbauchigen Schalen haben entweder radiale oder sternförmige Bodenverzierung oder eine solche mit Kreisquadranten und Winkelfüllung: alles das iberische Art. Wahrscheinlich stammt dieser englisch-iberische Verzierungseinfluß aber nicht unmittelbar aus Spanien, sondern aus dem Saalegebiet. Durch Vermittelung der Bootaxtkeramik kommt der iberische Einfluß schließlich zu der finnländischen Kammkeramik und breitet sich mit dieser ins innere Rußland hinein fort. G. K.

Digitized by Google

IV. Bücherbesprechungen.

H. Heß von Wichdorff, Geologie der Kurischen Nehrung. Abhandlungen der Preuß. Geol. Landesanstalt N. F. Heft 77. Berlin 1919.

Der Verfasser kommt nach jahrelangen, sorgfältigen Untersuchungen zu neuen Ergebnissen, die Berendts Ansicht über die Entstehung der Kurischen Nehrung als überholten Standpunkt erscheinen lassen. Nicht Hebungen und Senkungen verdankt die Kurische Nehrung ihre Entstehung, wie es Berendt angenommen hatte, sondern sie ist nach diesen neuen Forschungen unter den jetzt noch herrschenden Wasserstandsbedingungen entstanden. Nach Heß von Wichdorff brach in altalluvialer Zeit die Ostsee in den niedrig gelegenen aus Geschiebemergel bestehenden Strandbezirk zwischen samländischer Steilküste und Memeler Höhenzug ein. Das Gebiet des Memeldeltas und der heutigen Kurischen Nehrung wurde eine Meeresbucht. Die einmündenden Süßwasserflüsse begannen den Meeresteil nach und nach durch Absatz von Haffsanden, Haffmergeln und Faulschlammschichten zu verflachen. Die Ostsee setzte entlang der alten Strandlinie infolge ihrer Strand- und Uferströmungen mächtige Schichten von Meeressand gleichzeitig ab. So entstand nach und nach der Unterbau der Kurischen Nehrung, der durch immer erneuten Seesandabsatz schließlich aus dem Wasser herausragte. Der trocknende Seesand wurde zum Flugsand. Es bildete sich eine Flugsandebene heraus, die zur heutigen Nehrungsplatte wurde. Einzelne Vegetationszonen in ihr verraten, daß schon Vegetation Fuß zu fassen suchte. Dünen entstanden, die hin und her wanderten, aber schließlich als Parabeldünen festen Fuß faßten. Kaum war mit der Bildung dieser Parabeldünen die Dünenbildung zur Ruhe gekommen, da überzog sich die ganze Nehrungsoberfläche mit einem einheitlichen Wald. Wichtig ist es, daß der alte Nehrungswald sich auch heute noch überall unter den Wanderdünen nachweisen läßt. Er bedeckte nicht nur die oberen Teile der Nehrung, sondern gedieh auch auf den steilen Hängen der alten Parabeldünen, die heute zum größten Teil von den Wanderdünen bedeckt sind. An schiefen Abwehungsflächen von Wanderdünen bietet sich oft ein Bild über- (oder besser hinter-) einander liegender Waldstreifen, die alle dann einem einheitlichen Waldboden angehören und nur durch das schiefe Abwehen scheinbar übereinanderstehend sichtbar werden. In dem alten Waldboden mit seinen erhaltenen schwarzen Rohhumus- bzw. Trockentorfschichten ist ein wichtiger Leithorizont für die Geschichte der Kurischen Nehrung gegeben. Der Mensch der jüngeren Steinzeit bewohnte den alten Waldboden, wie es aus Tausenden von Funden erwiesen ist. Urnenscherben großer Gefäße, Seestrandgerölle mit Brandspuren, Getreidemahlsteine, Steinäxte, Steinbeile, Steinmeißel aus Amphibolit, seltener aus Granit oder Feuerstein fanden sich, die Steinäxte zeigten oft noch unfertige Löcher für den Stiel. Feuersteinpfeilspitzen, Messer und zahlreiche Bohrkerne vom Durchbohren der Steinäxte verraten, daß die Gegenstände an Ort und Stelle gemacht wurden. Aus Bernstein fand man Ringe, Röhren, Anhänger und menschliche Figuren gefertigt. Der

Digitized by Google

alte Nehrungswald muß nach diesen Funden über 4000 Jahre alt sein. Da ging man zur Zeit des Siebenjährigen Krieges daran, einen Teil des Nehrungswaldes abzuholzen. Sofort waren die Wanderdünen am Werke, große Teile der Nehrung und die alten Parabeldünen zu überschütten, damals verschwanden sieben Dörfer unter dem Dünensand. Erst von 1810 ab versuchte man, die Dünen festzulegen. Heute sind über die Hälfte der Wanderdünen wieder neu befestigt worden.

Auf Tafel 1 werden die schon oben erwähnten steinzeitlichen Funde abgebildet, die sich bei Rossitten, Kunzen, Pillkoppen, Karkelbeck und Schwarzort fanden. Das treffliche Werk ist also nicht nur mittelbar, sondern auch unmittelbar für den norddeutschen Steinzeitforscher von Bedeutung.

Rudolf Hundt.

Wolfgang La Baume. Vorgeschichte von Westpreußen in ihren Grundzügen allgemeinverständlich dargestellt. Danzig 1920. 102 Seiten, 84 Textabbildungen, 18 Tafeln.

Der Verfasser hat mit seiner Erstlingsarbeit auf vorgeschichtlichem Gebiet eine lang empfundene Lücke in glücklicher Weise geschlossen. Westpreußen, das zu Lissauers Zeiten neben Ostpreußen an der Spitze der ostdeutschen Forschung stand und in Lissauers Denkmälern der Provinz Westpreußen (1887) eine für damalige Zeit vorbildliche Bearbeitung der westpreußischen Funde erhalten hatte, ist seitdem leider immer mehr ins Hintertreffen der Vorgeschichtsforschung geraten. Außer den guten vorgeschichtlichen Wandtafeln der Provinz (1897) und dem textlosen Tafelwerke zur Feier des 25jährigen Bestehens des westpreußischen Provinzialmuseums (1905) sind keine Arbeiten allgemeineren Inhalts mehr vom Danziger Museum herausgekommen. Auch die Zuwachsverzeichnisse in den amtlichen Berichten des Museums sind leider von Jahr zu Jahr kärglicher geworden. Dabei hat die Sammeltätigkeit der Anstalt keineswegs nachgelassen. Die reichen noch unveröffentlichten Schätze des Museums sind in den letzten Jahren fast nur noch in Arbeiten von Kossinna, Blume, Kostrzewski u. a. herangezogen und verwertet worden. Desto erfreulicher ist es, wenn nun von Danzig aus eine Übersicht über die Vorgeschichte der Provinz gegeben wird, die Westpreußen als einziger ostdeutschen Provinz noch fehlte. Der Verfasser hat die Ergebnisse der neueren Forschung, soweit sie Westpreußen berühren, zusammengetragen und führt sie in allgemeinverständlicher Form vor, indem er seine Ausführungen mit einer reichen Zahl guter Abbildungen trefflich unterstützt.

Die Fortschritte der Wissenschaft seit 1887 kommen beim Vergleich mit Lissauers Werk gut zur Geltung. Am meisten springt ein Grundunterschied in der Behandlung des Stoffes in die Augen. Lissauer schildert die Kulturzustände der einzelnen Vorzeitepochen, ohne über die volkliche Zugehörigkeit der Bewohner Westpreußens auf Grund der Kulturzusammenhänge Schlußfolgerungen zu wagen. La Baumes Arbeit zieht geflissentlich die Stammesgeschichte, hauptsächlich den Forschungen Kossinnas folgend, so stark heran, daß der geschichtliche Grundton der Betrachtungsweise den früher allein herrschenden naturwissenschaftlichen stark zurückdrängt. So erfreulich dieser Fortschritt ist, scheint mir der Verfasser hierin im Verhältnis zum Rahmen der Arbeit des Guten etwas zu viel getan zu haben, besonders bei der ausführlichen Aufzählung aller Anschauungen über die Träger der Lausitzer Kultur (S. 27—29) oder bei der Behandlung der überaus verwickelten germanischen Stammesgeschichte (S. 77—87). Die Einzelheiten dieses brodelnden Völkergewoges, mit dessen Aufhellung die Forschung noch vollauf beschäftigt ist, belasten die Darstellung und die Aufnahmefähigkeit eines dem Stoffe fernerstehenden Lesers zu sehr. Dem Verfasser selbst unterläuft dabei ein Widerspruch. Wenn er mit Kossinna und Blume die westpreußische Kultur der Spätlatènezeit den Burgundern und Rugiern zuschreibt (S. 82 bis 84), darf er nicht Beziehungen dieser burgundischen und rugischen Kultur mit Ostschweden,

Digitized by Google

für die gewisse Waffenformen sprechen, als Beweise für die gotische Einwanderung ausgeben (S. 85), zumal die gotische Kultur in Westpreußen erst durch kaiserzeitliche Funde gekennzeichnet wird (S. 84—85). In der Beurteilung der Völkerwanderungskultur Ostpreußens und des anschließenden Teiles von Westpreußen, die den Eisten zugesprochen wird (S. 86, 89), unterschätzt der Verfasser meiner Meinung nach ihr germanisches Gepräge. Die Auffassung Abergs, die von dem Verfasser nicht mehr verwertet werden konnte, wird den Tatsachen offenbar mehr gerecht.

Bei der Art der Anlage der Arbeit ist es natürlich unvermeidlich, daß die Kulturen, für die Vorarbeiten so gut wie fehlen, die daher den Fachmann am meisten anziehen, etwas kurz weggekommen sind. So ist es zu bedauern, daß von der Keramik der „Lausitzer Kultur", die auf S. 25 und 30 behandelt wird, keine Abbildungen gegeben worden sind. Die auf S. 54f. erwähnten Gräberfelder dieser Kultur scheinen mir keinesfalls ausschließlich früheisenzeitlich zu sein. So sind die beiden einzigen abgebildeten Gefäße dieser Gruppe (Taf. IX, 2, 3) ihrer Form nach echt bronzezeitlich. Eine gründliche Bearbeitung der Entwicklung der Gesichtsurnenkultur ist seit langem und bleibt weiterhin ein dringendes Bedürfnis. Die vom Verfasser auf S. 54 gegebene Karte der Verbreitung gibt dieser frühgermanischen Kultur viel zu enge Grenzen (vgl. die soeben veröffentlichte Karte Kossinnas in der 2. Auflage der Herkunft der Germanen).

Kurz hinweisen möchte ich auf einige kleine Unstimmigkeiten. Die längst überwundene Erklärung der bekannten Bronzehängegefäße als Lampen (S. 37) sollte nicht mehr ausgegraben werden. In den Literaturübersichten wird nur die ältere Arbeit von Montelius über die Kultur Schwedens (1885) aufgeführt, die doch seit 1906 durch desselben Forschers Kulturgeschichte Schwedens ersetzt worden ist. Daß der Verfasser auf S. 40 nur eine geringe Entwicklung von Handel und Verkehr in der jüngsten Bronzezeit annimmt, widerspricht aller unser Kenntnis. Bietet doch gerade Westpreußen von der Steinzeit an äußerst zahlreiche, oft geradezu überraschende Beweise von regem Güteraustausch.

Diese Ausstellungen sollen aber nicht den Wert der Arbeit verdunkeln, die ihrer im Vorwort umschriebenen Aufgabe voll gerecht geworden ist. Besonders zu begrüßen ist es, daß es dem Verfasser und den ihm wirtschaftlich zur Seite stehenden Danziger Körperschaften gelungen ist, die Arbeit trotz unserer Teuerungsnöte mit einer so schönen und reichen Reihe von Abbildungen auszustatten. Der Fachmann wird diesen Führer durch Westpreußens Vorgeschichte gern einsehen. Vor allem wünschen wir ihm aber eine weite Verbreitung in allen Kreisen Westpreußens, damit er neben den westpreußischen Wandtafeln das Verständnis für die Vorzeit der Heimatprovinz immer mehr erweckt und erweitert.

Breslau, Dezember 1920. **M. Jahn.**

E. Amende, 5 Einzelabhandlungen in Mitt. d. Gesch.- u. Altertumsforsch. Gesellsch. des Osterlandes. Bd. 13, Heft 1. Altenburg 1919.

Derselbe, Vorgeschichte des Altenburger Landes. Mit 25 Tafeln. Sonderabdruck aus „Mitteilungen des Osterlandes" N. F. Bd. 16. Altenburg 1919.

In beiden Schriften gibt der um die vorgeschichtliche Durchforschung seines Heimatlandes hochverdiente Verfasser eine Übersicht und Beschreibung aller in den Altenburgischen Landen bisher aufgefundenen vorgeschichtlichen Altertümer. Aus paläolithischer Zeit sind bisher nur zwei Funde bekannt geworden, eine Mousttierspitze aus sekundärer Lagerstätte bei Altenburg, die wahrscheinlich aus einer Kiesgrube von Wildwitz stammt, und ein Faustkeil mit der Hälfte eines Schabers von Schmölln (im Besitze des Finders). Doch erscheint mir mit Rücksicht auf die Darlegungen Rademachers (Pr. Zeitschr. IV, 235ff.) die Zugehörigkeit der Schmöllner Stücke zum Paläolithikum nicht hinreichend gesichert

Digitized by Google

und der Fund könnte recht wohl auch dem Campignien angehören[1]). Aus der mittleren Steinzeit (Asylien, Tardenoisien, Campignien) fehlen bisher Belege, falls nicht doch der soeben genannte Fund von Schmölln hinzuzuzählen ist. Ein ziemlich großes Material liegt dagegen aus der jüngeren Steinzeit vor, aus der nicht nur eine Reihe bandkeramischer Siedelungen mit Spiral-, Mäander-, Stichband- und Rössener Verzierung, sondern auch Gräber mit Schnurkeramik und mit Kugelflaschen und außerdem noch zahlreiche Einzelfunde bekannt geworden sind.

Der früheste Bronzezeit gehört eine wohl einem Grabe entstammende Aunjetitzer Henkeltasse von Hainchen bei Eisenberg und ein größerer Depotfund von Kriebitsch an, der außer 12 Ösenhalsringen und einem sächsischen Randbeil zwei ostdeutsche ovale Armringe, darunter einen von thüringer Form enthielt. Die Periode II ist wie im benachbarten Königreich Sachsen, wenn überhaupt, nur ganz spärlich vertreten. Reichlicher Periode III, aus der mehrere Brandgräber mit typischem lausitzer keramischem und Bronzeinventar, darunter ein gedrehter Armring älterer Form mit Stempelenden (Fo. u.), eine Nadel mit gerippten Keulenkopf von Lohma a. d. Leina und mehrere Schmuckköpfe unbekannter Herkunft vorliegen. Sehr zahlreich ist das Material aus den folgenden Perioden, und namentlich ist Periode IV (= Hallstatt A Reinicke) durch eine größere Reihe von Funden aus Flach-, zum Teil auch noch Hügelgräbern mit Leichenbrand sehr gut belegt. Auch aus den folgenden Abschnitten, Hallstatt B und zum Teil auch noch C, liegen noch eine Anzahl Funde vor, so eine jüngere Vasenkopfnadel unbekannten Fundortes, ein Möriger Schwert von Hermstorf, mehrere Tongefäße vom Billendorfer Typus (Bosengröba), ein Tüllenbeil von Langenleuba u. a. m. In den Schlußabschnitt dieser Zeit (Hallstatt C) gehört der vom Verf. ausführlich beschriebene Schlöbener Fund aus der Wölmisse, der neuerdings auch von Kossinna (Mannus VII, S. 87ff.) eingehend besprochen worden ist. In der Hallstattstufe D erhält, wie das übrige Thüringen, so auch Altenburg eine keltische Bevölkerung, bezeugt durch mehrere typische Steigbügelringe und „Totenkränze" unbekannten Fundortes. Doch dringen schon in der LTA-Stufe die ersten germanischen Stämme ein (Brandgräber vom Weißen Berge bei Altenburg mit charakteristischen Früh-LT-Gefäßen). Aus LTD fehlen Funde bisher vollständig, wie dies auch für den größten Teil des benachbarten Kgr. Sachsen und die nördlich rechtssaalischen anstoßenden Gebiete gilt. Offenbar weil damals die mittelelbische Bevölkerung teils nach Westen abgewandert war (Swebenzug), zum guten Teil aber auch dem zunächst gegen das keltische Böhmen gerichteten Zuge der Kimbern sich angeschlossen hatte. (Vgl. Wilke, Deutsche Geschichtsblätter, Bd. VII, H. 11/12.)

Die Römische Kaiserzeit ist außer durch einige Münz- und andere Funde durch einen schönen Grabfund des 1. Jahrh. von Bornitz bei Zeitz vertreten, der außer Teilen vom Schildbuckel, Stuhlsporen, Schildbeschlagresten, einem zusammengebogenen Schwert westgermanischer Form, Trinkhornbeschlägen usf. einen typischen Bronzeeimer enthielt. Aus der Völkerwanderungszeit fehlen bisher Funde. Dagegen findet sich die slawische Zeit recht reichlich belegt, und zwar nicht nur durch Wall- und Siedelungsfunde, sondern auch durch mehrere Gruppen von Skelettgräbern mit den charakteristischen Schläfenringen, Perlen usw. (Dobraschütz; Rauschwitz; Röbschütz; Engerda, Geunitz, Kahla, Naschhausen). Im Irrtum befindet sich Verf., wenn er sagt (S. 37), slawische Brandgräber seine „in ganz Deutschland noch nirgends aufgefunden worden". (Vgl. hierzu den von mir in der Zeitschr. f. Ethn. 1902 veröffentlichten Fund von Lößnig bei Strehla und die weiteren dort angeführten Funde. Ferner Beltz, Die vorgesch. Altertümer von Mecklenburg-Schwerin, S. 375; Lissauer, Vorgesch. Denkmäler der Prov. Westpreußen, S. 175, und die in jeder Hinsicht empfehlenswerte „Vorgesch. von Westpreußen" von Wolfgang La Beaume, S. 95.)

Beide Schriften sind klar und auch für den Laien leicht verständlich geschrieben. Für den Fachmann aber bilden sie wegen der sorgfältigen knappen Beschreibung der Funde,

[1]) Ich habe ihn leider noch nicht gesehen.

Digitized by Google

der beigefügten zahlreichen vorzüglichen Abbildungen, der übersichtlichen Stoffanordnung und der wohlerwogenen zeitlichen Eingliederung der Funde eine willkommene und wertvolle Quelle für weitere Forschungen. Die Wissenschaft hat daher allen Grund, dem Verf. für seine mustergültigen Veröffentlichungen aufrichtig zu danken. **Georg Wilke.**

Dosformiga spännen från vikingatiden. Akademisk avhandling av Hanna Rydh. Stockholm 1919, Ivar Haeggströms boktryckeri A. B.

Während die nordische Tierornamentik der Völkerwanderungszeit durch die Arbeit von Salin ihre endgültige Bearbeitung gefunden hat, herrscht in bezug auf die spätere Tierornamentik, die der nordischen Wikingerzeit, bis jetzt eine ziemliche Unklarheit betreffs der Einzelheiten ihrer typologischen und chronologischen Entwicklung.

Die einzige Behandlung des ganzen Themas hat Sophus Müller in seiner Arbeit „Dyreornamentiken i Norden" (Aarböger 1880) gebracht. In Zusammenhang mit einer Gesamtdarstellung der ganzen nordischen Tierornamentik behandelt er hier auch die späteren Stilarten derselben, die sog. irischen und karolingischen Stile, die das 9. bis 11. Jahrhundert beherrschen. (Eine kürzere Darstellung findet sich auch in „Nordische Altertumskunde II", S. 269ff.) Sophus Müller geht jedoch nicht näher auf die typologischen Einzelheiten ein, sondern beschränkt sich hauptsächlich darauf, die Voraussetzungen und Wurzeln des Stilmotives sowie seine Herkunft festzustellen. Mit der letzteren Frage haben auch spätere Forscher sich beschäftigt, z. B. Hj. Appelgren-Kivalo „Om den karolingiska stilens ursprung" in der Montelius-Festschrift von 1913, S. 359—374. Sophus Müller sieht den Ursprung dieser Stilrichtung in den kämpfenden Löwenfiguren römischer Ornamentsmotive Westeuropas; Appelgren-Kivalo sucht sein Heimatland in südlichem und östlichem Rußland. Auf welcher Seite die Richtigkeit liegt, ist noch nicht entschieden. An Sophus Müller schließt sich zum Teil Schetelig an, der diese Frage in dem Aufsatz „Drottning Aasas Kunstnere" (Kunst og Kultur 1918, H. 2, S. 108) berührt; aber er hebt hervor, daß, wenn auch die nordischen Künstler ihre erste Anregung von der westeuropäischen, auf klassischem Erbe ruhenden Kunstwelt empfangen, sie doch ihren Stil in rein nordischem Geist entwickelt haben.

In der hier vorliegenden Arbeit wird keine Stellung zu den erwähnten Fragen genommen. Das bisherige Material genügt noch kaum, um eine endgültige Antwort zu geben. Man muß abwarten, bis weitere Funde, besonders der reiche Osebergfund, veröffentlicht werden. Wahrscheinlich ist es eben die Holzschnitzerkunst, auf welche die nordische Metallkunst der Wikingerzeit zum großen Teil zurückgeht.

Die Verfasserin, Dr. Hanna Rydh, hat zur Behandlung eine besondere Schmuckform herausgegriffen, die dosenförmigen Spangen. An der Hand der Formentwicklung dieser wird auch die Entwicklung der Ornamentik und besonders die des karolingischen Stiles verfolgt, soweit dieser auf den Spangen vorkommt. Nach dem Vorwort ist diese Abhandlung als ein Glied der Untersuchungen der gesamten Ornamentik der nordischen Wikingerzeit zu betrachten, die die Verfasserin durchzuführen beabsichtigt.

Die dosenförmigen Spangen bilden einen Sondertypus, der auf die Insel Gotland beschränkt ist; auf dem schwedischen Festlande fehlt er vollständig. Sie gehen zurück auf kleine, runde Spangen, die von der Zeit um 600 ab oder vielleicht etwas früher eine lange Entwicklung durchmachen bis zum Ende des 8. Jahrh., wo die Dosenform fertiggebildet vorliegt. Bei diesem Zeitpunkt fängt die Untersuchung an.

Die Entwicklung vollzieht sich in drei großen Hauptreihen, die in den drei Hauptabschnitten der Arbeit behandelt werden. An diese schließen sich dann kleinere Abschnitte an, welche die absolute Chronologie, die Verwendung und die Verbreitung der Spangen behandeln. Als Abschluß wird auf die Beziehungen zu anderen vorgeschichtlichen Formen eingegangen.

Digitized by Google

Die erste, die Hauptreihe, geht unmittelbar auf die Spangen des 8. Jahrhunderts zurück, während die beiden anderen erst dann abzweigen, und zwar gleichzeitig, als jene typologisch wie zeitlich schon eine beträchtliche Entwicklung zurückgelegt hat. Die Ursprungsform ist ziemlich klein und niedrig, jedoch so hoch, daß auch die Kante Raum für Verzierung hat (siehe Salin, Tierornamentik S. 287, Abb. 627). Die Verzierung gehört noch dem Stil III der Völkerwanderungszeit an. Aber allmählich lösen sich die Tierschlingen dieses Stiles auf und die Verzierungsflächen werden von dem sog. karolingischen Tiere erobert. Diese Anfangsstufe gehört der Zeit um 800 an. Im Laufe der Entwicklung kommen solche Prachtformen wie z. B. die Spange bei Montelius, Kulturgeschichte Schwedens S. 305, Abb. 501 zustande.

Die ganze Kunstfertigkeit der Wikingerzeit mit ihrer oft protzigen und wenig geschmackvollen Überladung und Vorliebe für das Prunkhafte auf Kosten eines in mäßigen Grenzen gehaltenen reinen Stilgefühls spiegelt sich auf diesen Spangen wieder. Die Kunsterzeugnisse dieser Periode stehen in schroffem Gegensatz zu dem Geschmack der Völkerwanderungszeit, der trotz Auflösung und Entartung der einzelnen Ornamentmotive immer ein gewisses Gefühl für das Ornamentale beizubehalten verstand.

Durch die musterhafte Untersuchung der Verfasserin wird das Durcheinander von Tierfiguren und aufgelösten Ornamentmotiven, das die späteren Entwicklungsstadien der dosenförmigen Spangen kennzeichnet, geklärt, und das anfangs scheinbar Sinnlose bekommt seinen Sinn wieder.

In einem besonderen Abschnitt wird die absolute Chronologie behandelt. Im ganzen umfassen diese Spangen einen Zeitraum von etwas mehr als drei Jahrhunderten, vom Anfang der Wikingerzeit um 800 bis zum Anfang des 12. Jahrhunderts. Innerhalb dieser Periode können kleinere Zeitabschnitte abgetrennt werden, so daß man für jeden einzelnen Spangentypus ziemlich genau den Zeitpunkt seiner Entstehung bestimmen kann.

Durch einige, hauptsächlich von der Verfasserin selbst ausgeführte Ausgrabungen ist die Verwendung auch festgestellt worden. Sie sind Frauenschmuck und wurden auf der Brust, etwa in der Halsgegend, getragen, entweder allein oder zusammen mit zwei tierkopfförmigen Spangen, die dann an jeder Seite der Brust ihren Platz hatten.

Der Wert des Buches wird durch zahlreiche, gute Abbildungen erhöht, die das Verständnis für den Entwicklungsgang der Ornamente erleichtern.

Es ist zu wünschen, daß es der Verfasserin vergönnt sein möge, der übrigen Wikingerzeitornamentik eine gleiche Untersuchung widmen zu können.

Halle a. S. Nils Niklasson.

Theodor Lindner, Weltgeschichte in zehn Bänden. Stuttgart und Berlin 1920, Cotta. 10 Bände. 8°.

Diese zehnbändige Weltgeschichte war ursprünglich nur als eine neunbändige „Weltgeschichte seit der Völkerwanderung" bis zu den Kriegserklärungen 1914 geplant. Die Geschichte des römischen Imperiums bis zur Völkerwanderung bildete das einleitende Buch hierzu. Erst spät hat sich Theodor Lindner entschlossen, dieser Einleitung seines Werkes noch eine weitere Ausdehnung nach vorn zu geben und seiner neunbändigen Weltgeschichte noch einen zehnten Band: Altertum, voraufzuschicken. Leider war es dem Verfasser nicht mehr vergönnt, die dadurch etwas in Unordnung geratene Harmonie seines Werkes wiederherzustellen. Theodor Lindner hat das Erscheinen des Bandes Altertum nicht mehr erlebt und der Band wird uns als posthumes Werk vorgelegt. Nicht gerade zufriedenstellend. Denn der Herausgeber hat es für nötig gehalten, die nach seiner Ansicht nicht ausreichenden Literaturangaben Lindners zu unterdrücken. Man muß das tadeln. Denn gerade bei dem großen Gewicht, das Lindner von vornherein auf die Literaturangaben als Wegweiser

Digitized by Google

für die, die vom Allgemeinen ins Besondere zu gehen wünschen, gelegt hat, muß solch Vorgehen doppelt als empfindlicher Mangel, um nicht zu sagen als Pietätlosigkeit gegen den Verfasser, erscheinen. Der Prähistoriker wird das am allermeisten empfinden, da sich gerade auf seinem Gebiete die Anschauungen noch am meisten zu klären haben, die einzelnen Ansichten vielfach noch am schroffsten gegenüberstehen. Da wäre ein Fingerzeig, auf wessen Forschungen sich Lindner in erster Linie stützt, besonders am Platze gewesen.

Wie sie nunmehr vorliegt, muß Theodor Lindners Weltgeschichte in zehn Bänden als der erste Versuch bezeichnet werden, eine Gesamtgeschichte der Menschheit von den ersten Spuren des Menschen überhaupt bis zur Gegenwart in chronologischer Folge zu geben. Inwieweit das dem genialen Hallischen Ordinarius im ganzen gelungen ist, das zu beurteilen ist hier nicht unsere Sache. Den Prähistoriker als solchen interessiert nur der erste Band des Werkes. Er ist in vier Bücher geteilt: Die Frühzeit, Asien und Ägypten, Die Griechen, Rom, die im ganzen in 30 Abschnitte gegliedert sind. Für uns kommt hauptsächlich das erste Buch, die Frühzeit, ein kurzer Abschnitt von knapp 39 Seiten, aber überaus inhaltreich, in Betracht. „Die übliche Bezeichnung Prähistorie", sagt Lindner (S. 4), „ist nicht ganz zutreffend, denn über wirkliche Geschichte handelt auch sie; besser ist sie Frühzeit zu nennen. Ihr Forschungsgebiet ist der Erdboden." Lindner handelt dann von der Entstehung des Menschen überhaupt. Keiner der jetzt vorhandenen menschenähnlichen Affen ist sein Ahnherr. (Das betrifft natürlich auch den von Charles Sealsfield in seinem Buch: Süden und Norden, besonders im zweiten Bande S. 55ff., so außerordentlich eindringlich geschilderten geschwänzten Menschenaffen Amerikas, der nach seinen Angaben noch vor hundert Jahren in Oaxaka, Yukatan und Guatemala anzutreffen war.) Entscheidend ist der Übergang zum aufrechten Gang, der nicht bloß eine körperliche, sondern auch eine geistige Umgestaltung zur Folge hatte. Große Zeiträume vergingen. „Streitig bleibt, in welchem Umfange die Menschwerdung erfolgte. Doch muß sich anfänglich mindestens eine größere Gruppe emporgearbeitet haben. Schon den ersten Menschen scheint der Wandertrieb innegewohnt zu haben. Die Weiterentwicklung kann nur in Gemeinschaften erfolgt sein; der Mensch war zum Gesellschaftstier geboren." Alter und Urheimat sind ganz unsicher, vielleicht war sein Ursprungsgebiet Europa; vielleicht die südliche Küste des Mittelmeers, Nordafrika oder das östlich davon liegende Asien. Im Tertiär liegt seine Vorentwicklung, ein zuverlässiger Beweis, daß er hier bereits vorhanden gewesen sei, ist nicht erbracht worden. „Erst im Quartär, während der Dauer der Eiszeit, des sogenannten Diluvium, wird der Mensch mit Sicherheit nachweisbar." Die erste Spur ist das 1856 im Neandertal gefundene Schädelbruchstück, dem sich mehrere andere Funde „in Belgien, in der Pfalz, Kroatien, Mähren und anderwärts" anreihen. Am wichtigsten sind die Funde im immer eisfrei gebliebenen Tale der Dézère, wo Otto Hauser 1908 den Homo primigenius von Moustier, einen Neandertaltypus, und später den jüngeren von Aurignac, den Stammherrn des heutigen Europäers, ausgrub. „Andere Funde, namentlich in Cro-Magnon und bei Mentone haben weitere Zeugnisse über diesen Homo recens gebracht".

Lindner läßt sich dann über die Zeitangaben aus, die „ganz unsicher" sind, kommt auf die Umgebung des Menschen, die Fauna seiner Zeit, zu sprechen, und wendet sich schließlich der Kultur dieser Zeit, die man als die diluviale oder paläolithische Zeit bezeichnet, zu. Er bespricht die Feuersteintechnik und die Industrie „mit Werkstätten", die sie im Gefolge hatte, die Malereien von Altamira und im Dézèretal. „Die Entstehungszeit mag in das zwölfte Jahrtausend fallen". Diese Kunst fand keine Fortsetzung.

„Diese paläolithischen Menschen lebten hauptsächlich von der Jagd." Ackerbau und Töpferei waren noch unbekannt, ebenso Haustiere, wohl aber gab es eine Hausindustrie, die Kleider aus Fellen und Schmuck herstellte. „Von einem Volke kann man noch nicht reden, höchstens von Gruppen, Sprachen waren jedenfalls bereits im Gange. Am wenigsten können wir uns über das geistige Leben dieser Menschen eine Vorstellung machen." Aber

Digitized by Google

„man darf sich diese Urzustände wenigstens in den späteren Perioden nicht allzu niedrig stehend denken". Hauptsächlich Europa gibt uns hier Kunde. Keine Entstehungsgebiete des Menschen sind Amerika und Australien, wohin die Menschen erst eingewandert sind.

Im zweiten Abschnitt dieses Buches bespricht Lindner die neolithische Periode und den Übergang zur Bronze- und Eisenzeit. Wir sind jetzt aus dem Diluvium, so überschreibt Lindner auch den ersten Abschnitt, in unsere Zeit, das Alluvium gelangt. Der Mensch hat Mittel- und Nordeuropa besiedelt. Es entsteht die Keramik mit ihrer gar nicht genügend zu beschreibenden Bedeutung. Die Kjökkenmöddinger im fünften Jahrtausend und die Megalithgräber, zwei Jahrtausende später, erscheinen. Man lernt Bronze herzustellen und kunstmäßig zu verarbeiten, und errichtet die Pfahlbauten; „man kennt im Alpengebiet über dreihundert Pfahlbaudörfer." Die Pfahlbauten beginnen in der rein neolithischen Zeit und hören erst mit dem Beginn der Eisenzeit auf, „so daß man ihren Bestand für die Zeit von 5000 oder 4000 bis ins 8. Jahrhundert berechnet hat. Die gefundenen Schädel weisen darauf hin, daß einer älteren Rasse eine andere folgte". Jetzt erscheinen auch die Landwirtschaft, der Körnerbau, Wohnhäuser, rund oder rechteckig, an Stelle von Zelten und Höhlen, Einbäume (Kähne), gut gefügte Schiffe aus Planken mit scharfem Kiel, Handel, Seefahrt, auch Seeraub, von denen die Anfänge des Handels aber schon in die paläolithische Zeit zu setzen sind. Diese „Kultur des Nordens" wurde allerdings weit überholt durch den Orient. Aber diese nördlichen Gegenden, wohin nie wieder eine Einwanderung erfolgte, waren der Ausgang gewaltiger Wanderungen gewesen. Jene Völker gehörten der Gruppe an, welche schließlich die alte Welt bestimmte, der der Indogermanen.

Lindner setzt also die Heimat der Indogermanen nach Nordeuropa. Von ihnen und ihren Wanderungen handelt der letzte (dritte) Abschnitt des ersten Buches. Einleitend beschäftigt sich Lindner hier mit der Rassenfrage. 3 bis 60 Rassen hat man unterschieden. Charakteristisch sind die schwarze in Afrika, die gelbe in Mittel- und Ostasien, und die weiße im ganzen Europa, in Nordafrika und Westasien. Heute sind die Sprachen das Entscheidende. Hat es eine Ursprache gegeben? Die Erkenntnis der sprachlichen Einheit der indogermanischen Völker erfolgte 1816 durch Franz Bopp. Wo lag die Urheimat der Indogermanen? „Jenes Neuland im Norden an der Ostsee und sein Umkreis sollen die erste Heimat der Indogermanen gewesen sein." Der Rätsel liegt allerdings eine Fülle vor. „Wir können daher nur sagen, daß von diesen Gegenden aus die Grundlagen der indogermanischen Sprachen ausgegangen sind." „Einen Anhalt geben die späteren germanischen Völker, die als echte Erben der Urzeit zu betrachten sind." Von hier wanderten die Indogermanen, vielleicht die Weichsel hinauf, schon früh südwärts.

„Ausgrabungen haben gelehrt, daß das Gebiet am Dnieſtr, Dniepr und südlich an der unteren Donau, das heutige Gouvernement Kiew, der angrenzende Chersones, ganz Podolien und der nördliche Teil Bessarabiens, von einer Bevölkerung besetzt war, deren Kultur im ganzen der damaligen auf germanischem Boden entsprach. Auch im Norden des Balkans, in Galizien, Ungarn, in der Bukowina und in Ostrumelien bis nach Thessalien ist eine entsprechende Kultur greifbar." „Alle Kennzeichen gestatten den Schluß, daß die Bevölkerung schon im dritten Jahrtausend hier wohnte." „Diese nicht geringe Kultur bricht jäh ab und ihr Gebiet verödete. Es bleibt keine andere Vermutung, als daß das Volk seine Wohnsitze verlassen hat." „Manche der Eigenarten, auch der Verzierung, finden sich bei den Griechen wieder, und so darf man auch aus anderen Gründen annehmen, daß die Vorfahren der Griechen von hier gekommen sind." — —

„Wir suchten den Weg zu erkennen, den wahrscheinlich die Indogermanen auf langwährenden Wanderungen von Südrußland aus nach dem Süden einschlugen und der einen Teil nach Indien führte, einen anderen nach Iran. Bei beiden hat sich die indogermanische Art in eigener Weise entwickelt."

Digitized by Google

„Die Vorfahren der Inder kamen aus dem östlichen Europa, begleitet von Roß und Rind. Sie waren Hirten..... Neben der Weidewirtschaft trieben sie auch einigen Ackerbau. Doch zugleich waren sie Krieger." — —

Ich habe es für nötig gehalten, einige Abschnitte zusammenhängend zu zitieren. Es erhellt daraus, daß Lindner auf dem Boden der von Gustaf Kossinna begründeten Siedlungsarchäologie steht. Das wird noch deutlicher, wenn man Lindners ganze Ausführungen, von denen ich nur einige willkürlich herausgegriffene besonders charakteristische Züge bringen konnte, im Zusammenhange liest. Wer Kossinnas Indogermanenkolleg gehört hat, wird hier alte Bekannte begrüßen.

Lindner hat, wie er selbst sagt, seine Weltgeschichte in erster Stelle als Entwicklungsgeschichte gedacht. Um so glücklicher war der Gedanke, sie schließlich nach vorn hin zu erweitern. Besitzen wir in ihr doch nunmehr ein Werk, das nicht nur, wie es Lindner wollte, auf einer einheitlichen Anschauung, gegründet auf einer geschlossenen Persönlichkeit von unbestechlichem Urteil (s. seine Ausführungen über die Ultramontanen 1870 und über den Ursprung des Weltkriegs!), sondern auch auf einer Fülle und Freiheit des Wissens beruht, wie sie so bald nicht wieder gefunden werden dürften. Dem Deutschen wird diese Weltgeschichte „die" Weltgeschichte schlechtweg sein. Für den Prähistoriker aber bedeutet sie die Anerkennung seiner langen Forschertätigkeit und den Beweis, daß seine Wissenschaft aufgehört hat, von den Sachhistorikern als eine Art Kuriosität betrachtet zu werden, und diejenigen, die immer noch zögernd und bereit stehen, der prähistorischen Forschung die Anerkennung als selbständige Wissenschaft vorzuenthalten, werden ehestens daran gehen müssen, ihre Ansichten zu revidieren, wenn sie nicht eines Tages ins Hintertreffen geraten wollen. Denn so gut wie Kunstarchäologie und Kunstgeschichte ist auch sie längst eine Wissenschaft für sich geworden.

Berlin. Theodor Abeling.

Digitized by Google

V. Nachrichten.

Wir haben diesmal eine Reihe Jubiläen verdienter und hervorragender Mitglieder zu erwähnen, denen unser Vorstand auf schriftlichem oder telegraphischem Wege seine herzlichsten Glückwünsche übermittelt hat:

Rittergutsbesitzer Joachim Otto von der Hagen auf Schmiedeberg bei Greiffenberg in der Uckermark, unser fleißiger Mitarbeiter durch gediegene Veröffentlichung seiner eigenen, durch streng wissenschaftliche Ausgrabungen erworbenen Sammlung, beging am 22. Dezmber 1920 seinen sechzigsten Geburtstag.

Schriftsteller Dr. Otto Schmidt-Gibichenfels, der verdiente und emsig tätige Herausgeber der „Politisch-anthropologischen Monatsschrift", dieser hervorragenden nationalen Zeitschrift, die er auf anerkennenswerte Höhe gebracht hat, feierte am 16. Januar 1921 seinen sechzigsten Geburtstag.

Geheimer Studienrat Professor Dr. Emil Walter, der unermüdliche Erforscher pommerscher Vorgeschichte, beging am 18. Januar 1921 seinen siebzigsten Geburtstag und ist zu Ostern in den Ruhestand getreten, der ihm hoffentlich gestatten wird, der heimischen Vorgeschichte nunmehr seine ganze Kraft zuzuwenden.

Geheimer Regierungsrat Universitätsprofessor Dr. Adalbert Bezzenberger in Königsberg, Ehrenpräsident der Altertumsgesellschaft Prussia, unser stellvertretender Vorsitzender, feierte am 14. April 1921 seinen siebzigsten Geburtstag, nachdem er das dritte Mal das Rektorat der Albertina bekleidet hatte und dann in Emeritierung getreten war. „Dem berühmten Sprachforscher und tiefgründigen Kenner baltischen Volkstums in Geschichte und Vorgeschichte, ihrem hochverehrten zweiten Vorsitzenden" sendete unsere Gesellschaft besonders herzliche Glückwünsche. Unser Vorsitzender hat sein neuestes Werk: „Die Indogermanen. I. Das indogermanische Urvolk". Leipzig 1921 (Mannusbibl. Bd. 26) dem Jubilare zu seinem Ehrentage gewidmet, wie unsere Gesellschaft es mit diesem Doppelhefte nachträglich tut. Hoffentlich sind wir beim nächsten Hefte in der Lage, Ausführlicheres über Adalbert Bezzenberger zu bringen.

Ernst Snethlage, Sekretär am Statistischen Reichsamt, der hochverdiente Schatzmeister und Schriftführer unserer Hauptgesellschaft wie der Berliner Zweiggesellschaft, feierte am 23. April 1921 seinen sechzigsten Geburtstag. Die Berliner Zweiggesellschaft hatte es sich nicht nehmen lassen, diesen Tag durch ein abendliches Essen festlich zu gestalten. Unser Vorsitzender feierte hierbei den Jubilar mit etwa folgender Ansprache:

„Wissenschaften, die alt und grau geworden sind, wie die griechische und römische Philologie, oder die wenigstens im vollen Mannesalter stehen, wie etwa die germanische Philologie, haben meist keine eigenen größeren Gesellschaften, die ihrem besonderen Betriebe gewidmet sind. Sie haben ihre alten und neuen Zeitschriften und darin spiegelt sich ihr sachliches Leben ab; das Persönliche derjenigen Männer, die den Fortschritt dieses Lebens bewirken oder leiten, tritt hingegen kaum hervor. Anders bei jungen Wissenschaften wie die

Digitized by Google

unsrige, die einerseits sowohl bei ihrer sachlichen wie bei ihrer persönlichen Organisation noch in den Kinderschuhen stecken, andererseits über unermeßliche Felder noch unbeackerten Neulandes verfügen, die nach Arbeitern förmlich lechzen. Wegen der mangelnden Organisation kommen in der Hauptsache nur freiwillige, wenn auch nicht ungeschulte Arbeiter in Betracht. Um so wichtiger ist dabei die Persönlichkeit der Führenden für solche freiwillige Arbeiter. Das persönliche Verhältnis der Mitarbeiter, ihr Zusammenhalt ist daher bei solchen noch unfertigen Wissenschaften wie die unserige von allergrößter Bedeutung, von ungeheuer viel größerer Bedeutung als bei den altgesättigten Wissenschaften. Bei der heimischen Archäologie wird aber für alle Zeiten das Persönliche eine größere Rolle spielen, weil ihr Fortschritt, insofern als er mit der Vermehrung des Stoffes verbunden ist, nie ohne die Mitwirkung breiterer Schichten unseres Volkes möglich sein wird.

Soviel zur Erklärung des Umstandes, daß das Persönliche in unserer Gesellschaft und in unserem „Mannus" eine größere Rolle spielt, sehr mit Recht spielt, als in den Zeitschriften anderer Gesellschaften. Es spiegelt sich darin ein gut Stück Geschichte unserer Wissenschaft ab und ein künftiger Geschichtschreiber unserer Wissenschaft wird an dieser Fundgrube nicht vorübergehen dürfen.

Das ist der Grund, weshalb ich auch immer darauf bedacht gewesen bin, das Lebensalter der älteren führenden Persönlichkeiten in unserer Gesellschaft festzustellen, damit ihnen nicht etwa erst nach ihrem Tode, wo das oft sehr schwer zu machen ist, sondern schon bei Lebzeiten, bei Eintritt ihres 60. oder 70. Lebensjahres, eine Art Denkmal gesetzt werde. An dem Bau dieses Denkmals können die Jubilare dann als beste Kenner ihres Lebens und ihrer Leistungen noch selbst mitbauen.

Wir haben unter diesen älteren führenden Leuten unserer Gesellschaft solche, die sich durch wissenschaftlich-literarische Leistungen oder durch Museumsorganisation oder durch reiche Stoffzuführung mittels Ausgrabungen hervortun, endlich solche, die ihre Mühe, Arbeit und Zeit der Verwaltung unserer Gesellschaft widmen. Zu den letzteren gehört in erster Linie das verehrte Mitglied, dessen Jubiläum als Sechzigjähriger wir heute feiern, unser Schatzmeister und erster Schriftführer, der mit mir, wie Geheimrat Bezzenberger einmal schrieb, den Geschäfteführenden Ausschuß des Vorstandes bildet. Herr Snethlage kann heute zugleich den Tag feiern, an dem er 10 Jahre Schatzmeister unserer Gesellschaft ist, und im nächsten Jahre wird es ein Jahrzehnt, daß er zugleich ihr erster Schriftführer ist. Ja nicht genug damit: ebenso lange ist er auch Schriftführer des Groß-Berliner Zweiges unserer Gesellschaft. Sie sehen, daß unser Jubilar in beispielloser Selbstlosigkeit seine volle freie Zeit — und er hat keinen leichten Beruf am Statistischen Reichsamt, ein Beruf, der jedesfalls die besten Stunden täglicher Arbeitszeit und Arbeitskraft in Anspruch nimmt — ich sage, daß er seine volle freie Zeit unserer Gesellschaft opfert. Wer es weiß, was das bedeutet (ich weiß es nur zu gut, da ich in derselben Lage bin, wie unser Jubilar) wird nicht Worte genug des Dankes finden für dieses Tun. Das bringt nur jemand fertig, der erfüllt ist vom Scheitel bis zur Sohle mit idealer Gesinnung. In dieser idealen Gesinnung, wie auch in allem anderen Denken, Empfinden und Handeln kenne ich unseren Snethlage als Urbild eines Deutschen; wenn er auch vom äußerlich anthropologischen Standpunkte aus manchem vielleicht nicht als blonder, blauäugiger, langschädeliger, hochgewachsener urgermanischer Musterknabe erscheinen mag. Aber das Geistige, das Seelische gehört mindestens ebenso zum Wesen der Rasse wie das Körperliche; die selbstlose Hingabe an das Ideal und die nie wankende Treue in dieser Hingabe, in diesem Falle an die Wissenschaft unserer Vorgeschichte, das gehört zum Wesen des Germanen. Aber es spielt noch eine andere Treue hier hinein, eine persönliche: der Germane bewahrte unerschütterliche Treue dem frei gewählten Führer. Ohne mich überheben zu wollen, kann ich es aussprechen, daß Herr Snethlage mit seiner rein sachlichen Treue zu unserer Wissenschaft eine mich stets von neuem rührende Treue zu meiner Person, d. h. zu meinen persönlichen wissenschaftlichen

Digitized by Google

Überzeugungen und zu meinen geschäftlichen Entscheidungen verbindet. Nicht daß er etwa des Selbstdenkens sich dabei entschlüge. Im Gegenteil! Aber die langen Jahre unserer Bekanntschaft — Herr Snethlage hat von 1904—1908 meine Vorlesungen gehört und an meinen Übungen teilgenommen — haben ihn zu der Überzeugung geführt, daß ich auch die äußeren Dinge unserer Wissenschaft nach allen Seiten am besten übersehe. Er hat mir einmal einen langen Brief geschrieben, der mich besonders gerührt hat, worin er mir lebhaft schildert, wie er durch meinen Unterricht zu einer ganz neuen geschichtlichen Lebens- und Weltanschauung gekommen wäre, und daß dies der Grund sei, daß er mir so große Dankbarkeit bewahrt und sein ideales Streben fortan in den Dienst seiner nunmehrigen Weltanschauung gestellt hat.

Herr Snethlage hat ja einen bewegten, anfangs nicht glücklichen Lebenslauf hinter sich: erst Student, wurde er so schwer nervös leidend, daß er das Studium aufgeben mußte. Dann als Landwirt traf ihn durch Ungunst der Verhältnisse unverschuldetes Unglück: er mußte sein Gut und die ganze Landwirtschaft daran geben, war aber nunmehr wenigstens körperlich gesundet. So wandte er sich in schon späten Jahren der Beamtenlaufbahn zu. Aber sein Hochstreben hatte inzwischen nicht gelitten: neben den schweren Arbeiten, um das höhere Examen für seinen neuen Beruf abzulegen, warf er sich rein aus Durst nach höherer Beschäftigung, als sie sein Amt ihm bot, dem Studium der Geschichte und bald auch der Vorgeschichte in die Arme. Das Wintersemester 1904/05 führte mir in den Übungen unter anderen Schülern die drei Namen zu: Erich Blume, meinen unvergeßlichen 1. Amanuensis, Hans Hahne und Ernst Snethlage. Herr Snethlage studierte bei mir volle vier Jahre bis Herbst 1908 und im Januar 1909 half er dann unsere Gesellschaft mitbegründen und bald mitleiten.

Damit will ich meine Ansprache schließen und nur noch einmal den wärmsten Dank unserer ganzen Gesellschaft wiederholen und der Hoffnung Ausdruck geben, Herr Snethlage möge noch recht lange leben, um noch mindestens ein Jahrzehnt unserer Gesellschaft in derselben Weise zu dienen wie bisher. Was sollten wir ohne ihn anfangen? Sein Verlust wäre eine Katastrophe für unsere Gesellschaft, da Herr Snethlage leider gar keine Schule gemacht hat und keinen ebenbürtigen Nachfolger finden könnte. Die Gesellschaft hat es sich nicht nehmen lassen, dem Jubilar als äußerlichen Dank eine kleine Ehrengabe zu widmen, auf einstimmigen Beschluß des Vorstandes. Sie ist den traurigen Zeitläuften entsprechend, unter denen ja auch die Gesellschaft schwer leidet, nur bescheiden. Aber auf die Höhe des Wertes kommt es nicht so an, als auf die Gesinnung, in der die Gabe geboten wird: sie soll nur ein Sinnbild unseres Dankes und unserer Verehrung für den Jubilar sein."

Unser finnländisches Mitglied Herr Dr. A. M. Tallgren vom Nationalmuseum in Helsingfors, der hervorragende Kenner der russischen Vorgeschichte und besonders fruchtbare Schriftsteller auf diesem Gebiete (eine größere Anzahl seiner einschlägigen Schriften sind in meinem neuen Buche über „Die Indogermanen" besprochen worden) ist zum ordentlichen Professor der Vorgeschichte an der neugeschaffenen estnischen Universität Dorpat berufen worden.

Digitized by Google

Todesfälle.

Als verstorben haben wir zu melden unsere kernigen niedersächsischen Mitglieder: Fabrikbesitzer Carl H. Meyer und Präzeptor Römstedt, beide zu Bergen bei Celle, Prov. Hannover.

Ludwig Pfeiffer †.

Im Mai 1921 verschied im 79. Lebensjahre unser Mitglied der Geheime Medizinalrat Dr. med. Ludwig Pfeiffer in Weimar, ehemaliger Leibarzt des Großherzogs Karl Alexander und seiner Gemahlin Sophie. Pfeiffer stammte aus Eisenach und praktizierte in Weimar seit 1866. In der Ärztewelt ist der Verstorbene als Mitbegründer des „Allgemeinen ärztlichen Vereins von Thüringen" bekannt. Seine Lieblingsbeschäftigung war die vorgeschichtliche Forschung und hierin wiederum besonders die primitive Technik. Vielfach hat er mit literarischen Arbeiten auf diesem Gebiet das Korrespondenzblatt der Allg. ärztl. Ver. v. Thür. bedacht, so 1900 (Medizinisch interessante Funde aus dem merowingischen Gräberfeld in Weimar), 1901 (ein neuer medizinischer interessanter Fund aus Gräbern [Hocker mit Trepanationsnarbe], 1909 (Die Skelettreste des Menschen und die bearbeiteten Knochen aus der Diluvialzeit Thüringens), 1910 (Das Zerlegen der Jagdtiere der Steinzeit) usw. Größere Werke sind: Die steinzeitliche Technik. Jena 1912; Die steinzeitliche Muscheltechnik. Jena 1914; Die Werkzeuge des Steinzeitmenschen. Jena 1920. Sein Hauptverdienst liegt in dem, was er für das städtische Museum in Weimar getan hat, insonderheit für die reiche Sammlung zur vorgeschichtlichen Technik, durch die es so außerordentlich lehrreich wirkt. G. K.

Felix Peiser †.

Durch den kürzlich erfolgten Tod unseres Mitgliedes Professor Peisers in Königsberg i. P. hat die Altertumsgesellschaft Prussia ihren Vorsitzenden und zugleich einen ihrer erfolgreichsten Mitarbeiter verloren.

Was Peiser in beiden Eigenschaften war, ist bei der Trauerfeier im Königsberger Krematorium von berufenster Stelle aus in großen Zügen gewürdigt worden. Im folgenden soll etwas eingehender jener Tätigkeit gedacht werden, die Professor Peiser als ostpreußischer Vorgeschichtsforscher entfaltet hat. Daß Peiser, der eigentlich Orientalist war, sich der ostpreußischen Vorgeschichte überhaupt widmete, verdanken wir wohl in erster Linie Geheimrat Bezzenberger, der, wie vor ihm Tischler, zur Aufhellung der älteren Perioden unserer Vorgeschichte und der darin wahrnehmbaren Beziehungen zu den alten Kulturländern des Mittelmeeres seinen Blick oft auf den vorderen Orient gerichtet hat. Wenn Peiser nun auch nicht oft Gelegenheit gehabt hat, seine orientalistischen Kenntnisse unserer Vorgeschichte dienstbar zu machen, so hat ihn doch auch dieses Forschungsgebiet so angezogen, daß er ihm einen großen Teil seiner kostbaren Zeit geopfert hat und auch seinerseits sowohl mit der Feder wie auch dem Spaten lange Jahre hindurch rastlos dafür tätig gewesen ist.

Schon im Jahre 1896 ist Peiser Mitglied der Prussia geworden und 1902 trat er auch in den Vorstand ein, wo er zunächst Schriftführer und später stellvertretender Vorsitzender wurde, bis er 1916 an Stelle Geheimrat Bezzenbergers selber zum Vorsitz und damit zur Leitung des Prussiamuseums berufen wurde.

Als Leiter des Prussiamuseums hat Peiser sich besonders bemüht, dessen reiche Bestände trotz des immer steigenden Raummangels sowohl für den Fachmann wie für den Besucher noch übersichtlicher zu gestalten. Die Gegenstände aus neuerer Zeit wurden in

Digitized by Google

die unteren Räume verlegt, für die ethnographische Abteilung eine Baracke angebaut. Die oberen Säle des Museums wurden ganz und gar der vorgeschichtlichen Abteilung zugewiesen, die den wertvollsten Teil des Museums bildet und ein außerordentlich reiches, weit über die Grenzen Ostpreußens hinaus bekanntes Fundmaterial aus allen Perioden der Vorgeschichte und aus allen Teilen der Provinz enthält und in welchem sich seit 1906 auch die prähistorische Sammlung des damals aufgelösten Provinzialmuseums der physikalisch-ökonomischen Gesellschaft befindet. Die Neuordnung dieser großen Abteilung des Prussiamuseums ist besonders den reichen Gräberfeldfunden zugute gekommen, die alle Besucher am meisten zu fesseln pflegen. Peiser hat sie zu 6 größeren landschaftlichen Gruppen zusammengefaßt, die er wie folgt bezeichnet hat: I. Das Neide-Soldau-Gebiet. II. Das Passargegebiet. III. Das Pregelgebiet. IV. Das Samland. V. Die masurische Seenplatte. VI. Das Memelgebiet. Wie man sieht, ist das eine rein geographische Anordnung. Sie ist besonders zweckmäßig, weil sie historischen Abgrenzungen, die vorläufig noch nicht mit genügender Schärfe herausgearbeitet werden konnten, nicht hinderlich in den Weg tritt. Sie hat außerdem den Vorzug, den Besucher aus der Provinz schnell an diejenige Stelle zu führen, die er jeweilig im Museum besonders sucht. Das Interesse der Landbevölkerung für die Vorgeschichte der engeren Heimat zu fördern und dauernd wach zu erhalten, ist aber ein Gesichtspunkt, den die Leitung eines Heimatmuseums nichts aus den Augen verlieren darf, und auch Prof. Peiser hat den Wert dieses Gesichtspunktes nie verkannt. hat er dadurch doch auch selber oft die Anregung zu neuen Grabungen empfangen, alte Beziehungen auffrischen, neue einleiten und anknüpfen können. Aber nicht allein für die sichere Aufbewahrung und gute Aufstellung der Funde hat Prof. Peiser sich nach Kräften eingesetzt, ihm hat stets auch ihre Vermehrung und wissenschaftliche Verwertung am Herzen gelegen. Durch Geheimrat Bezzenberger dazu vorbereitet, hat er viele Jahre hindurch selber den Spaten des Forschers gehandhabt und dem Museum dadurch eine Fülle des schönsten und wertvollsten Fundmaterials auch seinerseits zugeführt. Von 1904—1915 verging kaum ein Jahr, in dem er nicht eine oder mehrere größere Ausgrabungen in verschiedenen Teilen der Provinz unternommen hat. Wir werden gleich näher darauf zurückkommen. Im Jahre 1916 hatte Prof. Peiser das Unglück, sich eine Entzündung der Regenbogenhaut zuzuziehen, die ihn an weiteren Ausgrabungen verhinderte. Und in den folgenden Jahren stellten sich neue körperliche Beschwerden ein, die ihm auch sonst die Freude an seinen Arbeiten empfindlich beeinträchtigten und ihn oft sehr quälten. In diesem Jahre gedachte er Kissingen aufzusuchen, von wo er völlig geheilt zurückzukehren hoffte. Das Schicksal hatte es anders beschlossen. Am 25. April machte in den frühen Morgenstunden ein Herzschlag seinem so unermüdlichen und arbeitsfrohen Leben ein Ende. Das geschah in der Nacht von Sonntag zu Montag. Noch am Freitag vorher hatte Peiser mit gewohnter Umsicht und Energie eine Vorstandssitzung und daran anschließend die laufende allgemeine Sitzung der Prussia geleitet, an deren Schluß er von dem bevorstehenden Antritt seiner Reise sprach und sich dazu von den Anwesenden verabschiedete. Wir haben ihn nur im Sarge wiedergesehen.

Doch wir kehren zur Betrachtung der Peiserschen Ausgrabungen zurück, von denen wir, um ihre Fülle zu zeigen, hier eine größere Anzahl derselben namhaft machen. So hat Peiser im Regierungsbezirk Königsberg beispielsweise in den Kreisen Braunsberg, Fischhausen, Friedland, Königsberg, Labiau, Mohrungen, Pr. Eylau und Rastenburg gegraben, im Regierungsbezirk Gumbinnen in den Kreisen Angerburg, Oletzko und Tilsit, im Regierungsbezirk Allenstein, den er besonders liebte, im Gebiet der masurischen Seenplatte, in den Kreisen Johannisburg, Lötzen, Neidenburg, Ortelsburg, Rössel und Sensburg. Dabei kommen die Ländereien folgender Orte in Betracht: Augusthof, Allmoyen, Alt-Keykuth, Alt-Muntowen, Alt-Kossewen, Aweyden, Abbau Cobjeiten, Abbau Rössel, Biescobnicken, Bischofsburg, Bludau, Blöcken, Bartlicksho f, Babienten, Cruttinnen, Doliwen,

Digitized by Google

Dietrichswalde, Frauenburg Gonschor, Grunden, Groß-Schläfken, Grzybowen, Huntenberg, Haaszen, Jaskowskasee, Inulzen, Käbers, Kirtigehnen, Klein-Puppen, Kamien, Kelbonken, Lawken, Littfinken, Legden, Medenau, Mingfen, Meistersfelde, Mertinsdorf, Moythienen, Naunienen, Nikutowen, Onufrigowen, Perkau, Pruschinowen-Wolka, Piassutten, Ringels, Selbongen, Sußnick, Splitter, Salza, Sorgenau, Scharnigk, Siegesdicken, Scheufelsdorf, Schulstein, Trentitten, Wigrinnen, Wilmsdorf, Warengen, Walderfee, Wapliß, Wawrochen, Waldhaus Görliß, Woplauken.

Chronologisch verteilen sich diese Ausgrabungen auf die Hügelgräber unserer jüngsten Bronze- und Latènezeit, d. h. auf die letzten Jahrhunderte vor Christi Geburt, auf die Gräberfelder der römischen Kaiserzeit und der daran anschließenden sog. Völkerwanderungszeit (das 1.—8. Jahrh. nach Chr.) und auf die Friedhöfe der jüngsten heidnischen Zeit, die in Ostpreußen bis tief in die Zeit des deutschen Ordens hineinreicht.

Bei allen seinen Ausgrabungen hat Peiser stets sehr sorgfältige Aufzeichnungen über die Art und Lagerung der Funde und den Inhalt der einzelnen Gräber gemacht. Eine größere Anzahl seiner Fundberichte ist bereits in den Sitzungsberichten der Prussia veröffentlicht, andere stehen noch aus, doch werden auch sie auf Grund der Tagebücher nach und nach herausgegeben werden können. Besonders wichtig und wissenschaftlich äußerst wertvoll sind die von Peiser ausgegrabenen masurischen Gräberfelder, speziell diejenigen aus den Kreisen Sensburg und Ortelsburg, die zum Teil der römischen Kaiserzeit, zum Teil der Völkerwanderungszeit angehören. Eins derselben, das Grabfeld von Moythienen, hat Peiser im Beginn seiner Tätigkeit zusammen mit Hollack ausgegraben. Der Bericht darüber ist im Jahre 1904 als Festgabe zum 60jährigen Jubiläum der Prussia im Druck erschienen. Für die Veröffentlichung zweier anderer kaiserzeitlicher Gräberfelder, aus Onufrigowen und vom Jaskowskasee, beide im Kreise Sensburg, hatte Peiser bereits je elf große photographische Tafeln anfertigen lassen, zu deren Verwertung er aber nicht mehr gekommen ist. Sie sollten mit mehreren anderen Tafeln zusammen das von ihm geplante zusammenfassende große Werk über seine masurischen Ausgrabungen erläutern, in welchem er nicht nur die dortigen Gräberfelder der römischen Kaiserzeit, sondern auch diejenigen der Völkerwanderungszeit ausführlich behandeln wollte, die für die ostpreußische Vorgeschichte von besonderer Wichtigkeit sind. Es kommen darin nämlich Formen vor, die davon zeugen, daß im 6. und 7. Jahrh. nach Chr. in Masuren und besonders in den Kreisen Sensburg und Ortelsburg Germanen ansässig gewesen sind und zwar hat man es dabei einerseits mit Goten, andererseits mit einem noch nicht näher bestimmbaren anderen germanischen Stamme zu tun. Dieses letztere überaus wichtige Fundmaterial ist inzwischen übrigens bereits von anderer Seite bearbeitet worden, von dem schwedischen Prähistoriker Dr. Åberg in seinem Buch über „Ostpreußen in der Völkerwanderungszeit", das 1919 in Upsala erschien und in welchem auch die Peiserschen Funde ausführlich behandelt sind, Peiser selbst hatte sie Åberg zu diesem Zweck zur Verfügung gestellt. Auch sonst hat Peiser die Forschung, wo immer es ihm möglich war, nach Kräften unterstützt und gefördert.

Peisers letzte größere Ausgrabung im Jahre 1915 zeigt ihn als Kriegsarchäologen. Er hat damals auf Anregung und mit weitestgehender Unterstützung der dafür zuständigen höchsten militärischen Dienststellen ein durch Kriegshandlungen angeschnittenes Gräberfeld der römischen Kaiserzeit in Pajki bei Prassnysch in Polen untersucht und seine Ergebnisse in einer reich ausgestatteten Sonderschrift veröffentlicht, deren Widmung Generalfeldmarschall v. Hindenburg anzunehmen geruhte.

Peisers umfangreiche Tätigkeit mit dem Spaten hat ihm, der im Hauptberuf einer anderen Wissenschaft verpflichtet war, wie er selbst an einer Stelle in seinem Buch über Pajki sagt, wenig Zeit gelassen, für die Vorgeschichte auch literarisch tätig zu sein. Seine vorerwähnten Fundberichte zeugen indessen davon, daß er sich auch in literarischer Hinsicht auf dem Gebiete der ostpreußischen Vorgeschichte und in deren Nachbarschaft gründlich um-

Digitized by Google

gesehen hat. Auch eine Reihe meist kleinerer Aufsätze legt dafür Zeugnis ab. In der Festschrift zum 70. Geburtstage Geheimrat Bezzenbergers ist Peiser ebenfalls mit einem literarischen Beitrag vertreten. Nicht unerwähnt darf bleiben, und damit knüpfen wir das Ende unserer Betrachtungen an ihren Anfang an, daß Peiser tatsächlich einmal auch als Orientalist der ostpreußischen Vorgeschichtsforschung einen wichtigen Dienst geleistet hat. Wir verdanken ihm die Bestimmung und Datierung der sogen. „Bronzefigur von Schernen", einer im Kreise Memel gefundenen vorderasiatischen Götterfigur aus dem Ende des zweiten Jahrtausends vor Christus, also aus unserer älteren Bronzezeit.

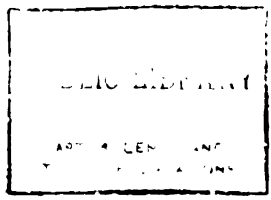
Heinrich Kemke.

Buch-Angebot.

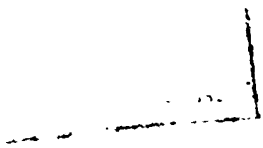
Die Danziger Naturforschende Gesellschaft ist bereit, das Buch von **W. La Baume, Vorgeschichte von Westpreußen,** Danzig 1920 (182 S. mit 84 Textabb. u. 18 Tafeln) (vgl. oben Bücherbesprechungen S. 127 f.) an die Mitglieder der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte zum Vorzugspreise von 6,50 Mk. abzugeben. Porto 0,60 Mk., Nachnahme 1,00 Mk. Bestellungen sind zu richten an Dr. La Baume, Danzig, Langemarkt 24.

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google



Digitized by Google

Abb. 1. Schädel vom Pfahlbau bei Alvastra. In situ. Phot. von O. Frödin.

Abb. 2. Der Schädel Abb. 1. 1/3. Phot. von C. M. Fürst.

Abb. 3. Der Schädel Abb. 1. Auf dem oberen Teil des Stirnbeins sieht man quergehende Einschnitte. 1/3. Phot. von C. M. Fürst.

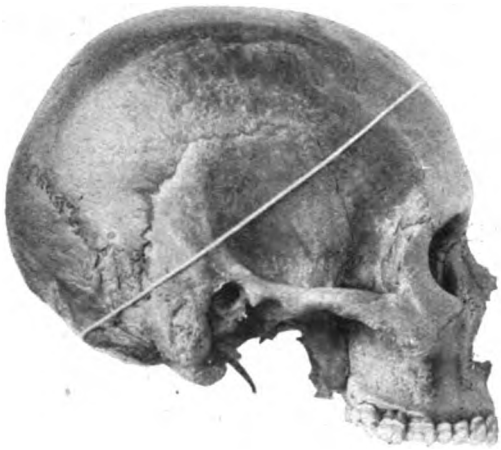
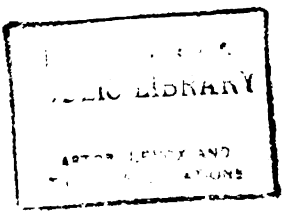


Abb. 4. Der Schädel Abb. 1 mit einer in der Richtung der Einschnitte rings um den Schädel gebundenen weißen Schnur. 1/3. Phot. von C. M. Fürst.

Digitized by Google



Digitized by Google

Abb. 5. Am weitesten links an der Linea temporalis sinistra.

Abb. 6. Mittelteil.

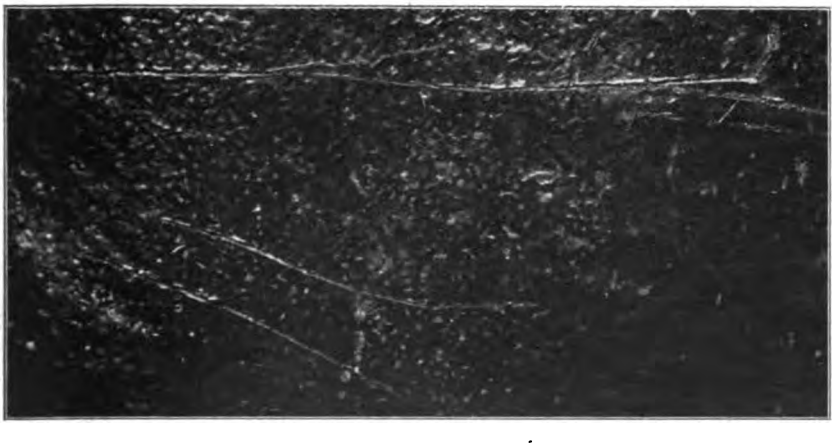
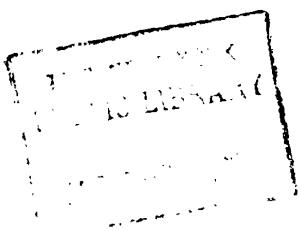


Abb. 7. Am weitesten rechts.

Abb. 5—7. Mikrophotographierte Abbildungen der Einschnitte auf dem Stirnbein. $^3/_1$. Phot. von C. M. Fürst.

Digitized by Google



Digitized by Google

Der nördliche Teil der großen Abkochstelle auf Lagerplatz B.

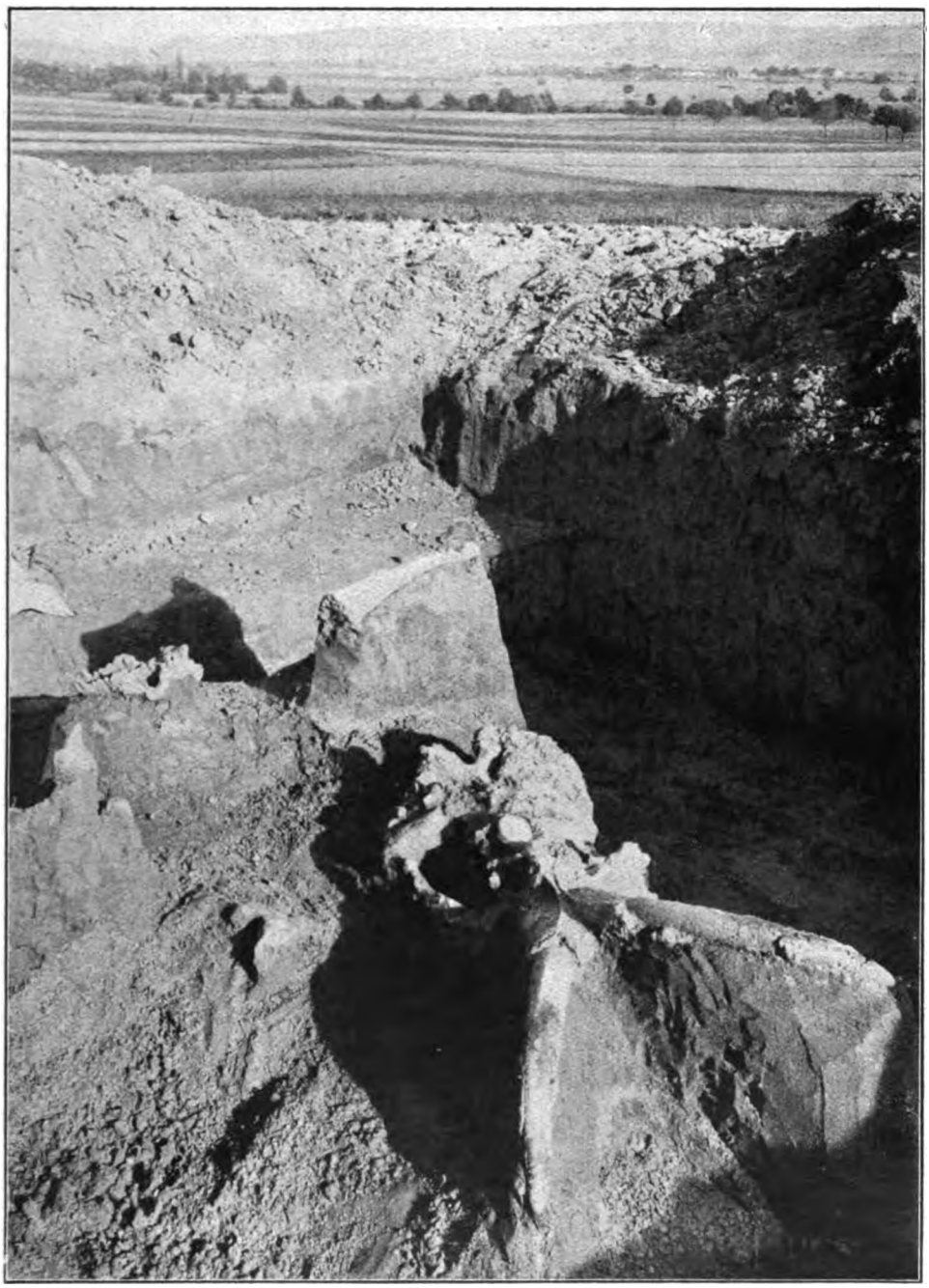
Manuvrierlagerhalt bei Lang-Mannersdorf a. d. Perschling.

Verlag von Curt Kabitzsch, Leipzig.

Digitized by Google

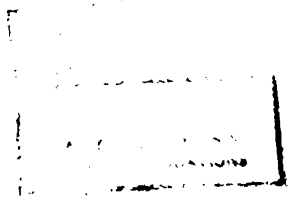
PUBLIC LIBRARY

Digitized by Google



Knochengruppe mit dem stark beschädigten Mammutschädel, Wolfsschädel usw. (Lagerplatz B).

Digitized by Google



Digitized by Google

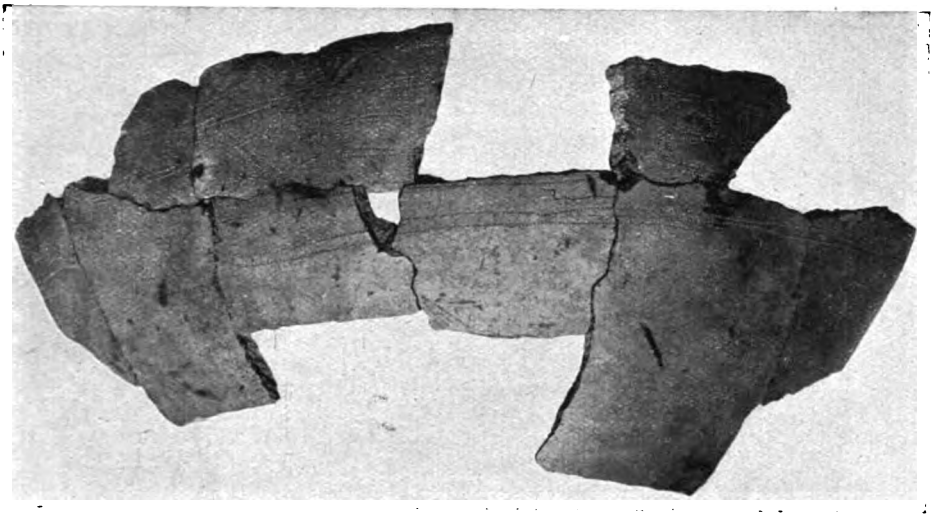


Abb. 1. Siemianice, Kr. Kempen.

Abb. 2. Prusinów, Kr. Jarotschin. $^2/_5$.

Abb. 3. Grünchen, Kr. Lissa. $^2/_5$.

Abb. 8.

Abb. 9.

Abb. 10.

Abb. 8 u. 10. Prov. Posen (So. u.) Abb. 9. Nadziejewo, Kr. Schroda. Alles $^2/_5$.

Digitized by Google

Digitized by Google

I. Abhandlungen.

Entwicklung und Verbreitung der steinzeitlichen Trichterbecher, Kragenfläschchen u. Kugelflaschen.

Von Gustaf Kossinna.

Mit Textabbildungen und 3 Karten.

II. Kragenfläschchen.

Mit 18 Textabbildungen und 1 Karte (Tafel VII).

Nordgruppe.

Eine Untersuchung der Kragenfläschchen zeigt, daß sie wie die Trichterbecher in Dänemark ihren Ursprung haben, und zwar vermutlich in Jütland, wo sie am stärksten auftreten und auch eine, wenn gleich recht kurze, Entwicklung erleben. Denn sie sind im Ursprungsland streng gebannt in die Zeit der ältesten Megalithform, der Dolmen, während ihre Genossen, die Trichterbecher, wie wir gesehen haben, einerseits in ihren Vorstufen bis in die Zeit der Muschelhaufen zurückgehen, anderseits nach Ablauf der Dolmenzeit noch in den Ganggräbern Dänemarks erscheinen. Doch finden sich die ältesten Kragenfläschchen nicht ausschließlich in den Dolmen Dänemarks und Schleswig-Holsteins, sondern wie die Trichterbecher in vereinzelten Fällen auch in jenen Erdhügelgräbern Nord- und Westjütlands, die sich durch ihren Inhalt als vollkommen gleichzeitig mit den Dolmen erweisen. Viermal erscheinen sie in diesen Erdgräbern, und zwar dreimal in Jütland: Nr. 12 Lomborg, Nr. 16 Aarlev — hier im Verein mit einem Dolmentrichterbecher, siehe oben S. 15, Nr. 5 —, Nr. 17 Forum, und einmal auf der Insel Langeland: Nr. 22 Lohals. Daß ich die Dolmen den Urindogermanen, die jütländischen Erdhügelgräber der Dolmenzeit aber den Vorfinnen zuschreibe, habe ich kürzlich in meinem Buche „Die Indogermanen I." S. 73f. mitgeteilt.

Außerhalb der kimbrischen Halbinsel und der dänischen Inseln kommen die Kragenfläschchen in Dolmen kaum vor. Vielmehr sind es hier jüngere Megalithgräber (Ganggräber, „Hünenbetten", sogar noch Steinkisten) oder Gräber anderer Art mit oder ohne Steinschutz, die jene Tongefäßchen be-

Digitized by Google

herbergen. Und zwar treffen wir die Kragenfläschchen überall in jenen Landschaften, wo auch die Trichterbecher verbreitet sind, wenn auch beide Gefäßarten oft auch nicht an denselben Orten auftreten. Zuweilen finden sie sich aber in ein und demselben Grabe vereint. Es ist also von vornherein anzu-

Abb. 40. 1/3. Weibüll, Kr. Hadersleben, Schleswig.

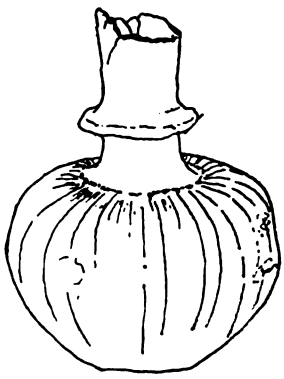


Abb. 41. 1/3. Schleswig-Holstein. Mus. Kiel, ohne Nr.

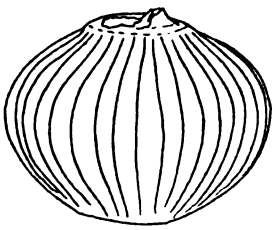


Abb. 42. 1/3. Schleswig-Holstein. Mus. Kiel, S. S. 1456.

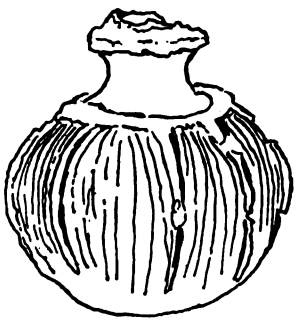


Abb. 43. 1/3. Sillehoel, Ksp. Loit, Kr. Apenrade, Schleswig. Mus. Kiel.

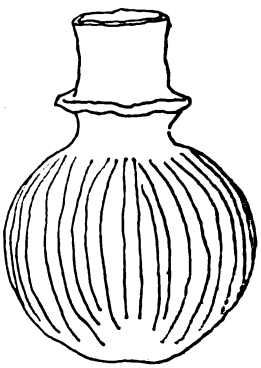


Abb. 44. 1/3. Ohlsdorf, Ksp. Eppendorf, Holstein. Mus. Hamburg.

Die Vorlagen für Abb. 41—44 werden dem Kieler Museum verdankt.

nehmen, daß beide Formen zu gleicher Zeit durch die nämlichen Völker- oder Stammesbewegungen ihre Wanderungen vollführt haben.

Dafür spricht auch die Typologie der Kragenfläschchen.

In Dänemark haben sie offensichtlich ihre vollkommenste, ursprünglichste Form, während sie in den nord- und mitteldeutschen Gebieten ebenso augenscheinliche Entartungen zeigen.

Die dänischen und schleswig-holsteinischen Kragenfläschchen besitzen

Digitized by Google

eine Höhe, die sich zwischen 12 und 15 cm bewegt, kennen also die Zwergenhaftigkeit nicht, die vielen deutschen Kragenfläschchen eigen ist; sie besitzen ferner einen langen engen zylindrischen Hals (Abb. 40—41); in allen anderen Gegenden ist der Hals fast durchweg kurz, oft sogar sehr kurz. Im ersteren Falle ist er vielfach nach außen geschweift, besonders bei der Ost- und Südgruppe (vgl. Abb. 49, 50, 53, 57 II).

Der Bauch ist wie bei den Trichterbechern ursprünglich und gewöhnlich kugelig (Abb. 40—44). Seine Verzierung besteht aus dichtgestellten senkrechten Furchen, die teils über den ganzen Bauch sich erstrecken (Abb. 41, 42, 44), teils nur seine Oberhälfte bedecken (Nr. 15, 19, 25, 29, 30, 34, 35) und schließlich zu einzelnen Gruppen auseinandertreten (Nr. 11, 16, 17, 20a, 21, 27). An Stelle der Furchen treten öfters plastisch aufgelegte Rippen, teils in weiteren

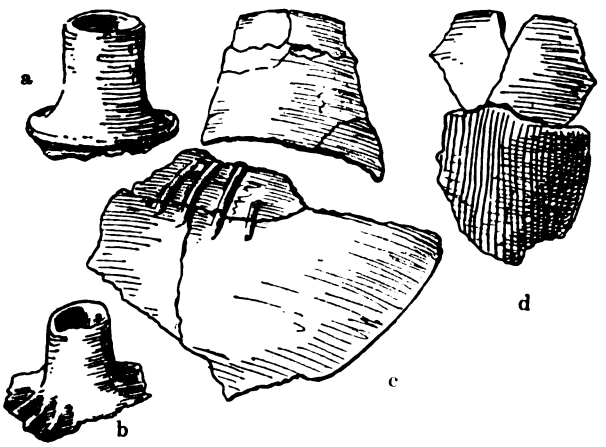


Abb. 45. 1/2. Zarrenthin, Kr. Demmin, Pommern.

Abb. 46. 1/4. Jütland.

Abständen (Nr. 1, 23), teils zu Gruppen vereinigt (Nr. 22) oder auch mit den senkrechten Furchen abwechselnd (Nr. 31, 32; Abb. 40, 43).

Der Kragen ist außerhalb Jütlands, d. h. auf den dänischen Inseln und in Schleswig-Holstein, überwiegend unverziert und zwar bei allen Arten der Bauchverzierung (Nr. 1, 19, 20a, 21, 23, 25, 29, 30, 32, 37b, 38). Verzierte Kragen sind, soweit ich aus Bild oder Beschreibung feststellen konnte, nur 7 vorhanden. Radiallinien, voll gezogen oder punktiert ausgeführt, zeigt die Kragenoberseite von Nr. 22 (Langeland), Nr. 27 (Möen), Nr. 28 (Bogö), Nr. 31 (Hadersleben, Abb. 40), Nr. 34 (Lübeck), Nr. 35 (Hamburg: bei der Abb. 44 nicht sichtbar), während Nr. 37b (Zarrenthin in Vorpommern) plastische Radialrippen zu haben scheint (Abb. 45b). In Jütland dagegen kommen unverzierte Kragen mit einer gleich zu besprechenden Ausnahme (Nr. 4) nicht vor, wobei ich allerdings bemerken muß, daß von den 9 einschlägigen Funden 3 mir nicht näher bekannt sind, da ich von ihnen nur

Digitized by Google

durch Petersens Anführungen weiß (Nr. 5, 8, 14), und daß das Stück unter Nr. 3 seinen Kragen eingebüßt hat. Die jütländischen Fundstücke unter Nr. 11, 12?, 15, 17 haben Radialverzierung der Kragenoberseite, Nr. 16 aber (Aarslev) hat statt dessen eine Zähnung des Kragenrandes. Damit kommen wir nun zu einer etwas jüngeren, immerhin noch der Dolmenzeit angehörigen Abart von Kragenfläschchen, die nicht kugelige, sondern kantig geknickte Bauchwandung aufweisen (Abb. 46). Von den 6 hier einschlägigen jütländischen Funden haben fünf (Nr. 6, 7, 9, 10, 13) denselben gezähnten Kragenrand wie Nr. 16, und nur Nr. 4 hat einen unverzierten Kragen. Außerdem ist kennzeichnend für die Abart mit geknickter Bauchwandung, daß der Oberteil des Bauches nicht mit dichtgestellten Linien oder mit einzelnen Liniengruppen, sondern mit weitgestellten gefüllten Bändern bedeckt ist, wobei wiederum Nr. 4 eine Ausnahme macht, wo unverzierter Kragen und Liniengruppen auf dem Oberbauche vereinigt sind. Außerhalb Jütlands erscheint nur noch in dem ihm benachbarten Fünen ein Stück (Nr. 18) mit Bauchknick, jedoch entbehrt es die kennzeichnende jütländische Verzierung dieser Abart, hat vielmehr statt dessen nach älterer Art dichtgestellte senkrechte Furchenlinien.

Westgruppe.

Wie schon bemerkt, kommen Kragenfläschchen außerhalb Dänemarks und Schleswig-Holsteins, also auch in Nordwestdeutschland und Nordostholland, nicht in Dolmen, sondern in Hünenbetten und Ganggräbern vor.

Ihr Hals ist hier kurz, der Kragen unansehnlich und nur selten verziert, der Bauch nur selten noch einmal vollkommen kugelig, d. h. so daß Wandung und Boden gleichmäßig gerundet ist. Meist ist der Bauch kantig geknickt, wie bei der jüngeren jütländischen Abart, und fast stets der Boden flach, letzteres zuweilen auch dann, wenn der Bauch noch kugelig ist. Im Oldenburger Museum befinden sich nur 3 Stücke mit kugeligem Bauch, dabei flachem Boden (Nr. 2, 5b, 8), dagegen 11 Stücke mit kantigem Bauch, darunter 1 mit rundem Boden (Nr. 1). Die beiden Dechtaer Stücke der Detmolder Sammlung haben ebenfalls Bauchknick und flachen Boden und sind gänzlich unverziert. Das eine derselben zeichnet sich aus durch seine besonders stark entartete Form, sowohl was Hals und Kragen, die wie miteinander verschmolzen aussehen, als was den breiten, wie plattgedrückten Bauch angeht (Abb. 47).

Von den 23 für die Beurteilung der Form genügend erhaltenen Stücken des Provinzialmuseums zu Hannover haben nur noch 4 kugeligen Bauch (Nr. 13, I, 15, 31 Seeste Nr. 3294, 3308) und 4 noch abgerundeten Bauch (Nr. 15, 17, 31 Seeste Nr. 3294, 3204).

Was die Verzierung anlangt, so ist die Kragenverzierung fast völlig verschwunden. Von den 14 Stücken des Oldenburger Museums besitzt nur eines der 7 Wildeshäuser einen auf der Oberseite mit radialen Strichen ver-

Digitized by Google

zierten Kragen, doch ohne Randzähnung, wie sie die jütländischen Stücke mit Bauchknick aufweisen, und von den 23 Stücken des Provinzialmuseums zu Hannover haben nur 2 dieselbe Radialverzierung: Börger 3391 und Thiene 3440. Ebenso haben die Dechtaer Stücke des Detmolder Museums unverzierten Kragen.

Auch die Oberbauchverzierung hat sehr merklich nachgelassen. Von den 14 im Oldenburger Museum befindlichen Stücken zeigen nur 5 noch ein solches Merkmal (Nr. 1, Nr. 4 Wildeshausen 1709, 1736, 1737, Nr. 9). Überall erscheinen dort radial angeordnete Strichgruppen, darunter an 2 Stücken je 5 kurze Tannenzweigornamente; dicht über dem Bauchknick zuweilen horizontale Umlauflinien. Auch im Hannöverschen sind Radiallinien, teilweise punktiert (Nr. 12b Börger 3391, Nr. 13 Sögel 3378, Nr. 20 Thiene 3441,

Abb. 47. 2/5. Dechta, Oldenburg. Mus. Detmold.

Abb. 48. 1/2. Lohne, Kr. Lingen, Hannover. Mus. Hildesheim.

3446, Nr. 22a Osnabrück 10835), teilweise in Winkeln (Nr. 20 Thiene 10524), teilweise in Tannenzweigmuster ausgeführt (Nr. 22 Osnabrück, Nr. 23 Seeste 3306) üblich, ebenso aber auch wagrechte Umlauflinien, teilweise aus Grübchen hergestellt (Nr. 12b Börger 3390, Nr. 20 Thiene 3436, 3440, Nr. 18a Lohne: Abb. 48). Wagrechte und senkrechte Verzierung vereinigt bieten Nr. 13 Sögel 3379, Nr. 31 Seeste 3305, 12997.

Für die Form des scharfen Bauchumbruchs muß man wohl auf die Bauchknickfläschchen Jütlands zurückgehen. Allein die Anknüpfung der Verzierung des Oberbauchs wird man am ehesten in Schleswig-Holstein suchen müssen, da ja die bandförmigen Radien der jütländischen Bauchknickgefäße in Nordwestdeutschland ganz fehlen. Auch das Fehlen der Kragenverzierung weist eher auf Schleswig-Holstein hin, als auf Jütland.

Wie bei den Trichterbechern erschließen wir also bei den Kragenfläschchen eine Einwanderung der Bevölkerung nach Nordwestdeutschland eher aus Schleswig-Holstein als aus Jütland.

Digitized by Google

Ostgruppe.

Anders bei der Ostgruppe. Hier fehlen zwischen Schleswig und der Weichselmündung südlich der Ostsee die Verbindungsglieder vollständig, während der für den Osten allein in Frage kommenden Ganggrabzeit.

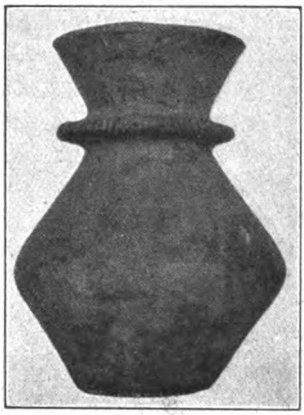


Abb. 49. $^2/_5$. Kreis Ohlau, Schlesien.

Abb. 50. $^1/_8$. Jordansmühl, Kr. Nimptsch, Schlesien.

Noch viel weiter vom Osten liegt Nordwestdeutschland ab. Die Typologie scheint zunächst auch keinen Wegweiser abzugeben. Denn die ostdeutschen Kragenfläschchen sind so gut wie ganz unverziert und in der Form sind sie in mehr als einer Beziehung entartet. Sie sind klein, der Kragen ist besonders klein (eine Ausnahme macht hier nur Nr. 13 aus Miezynice bei Przemysl) und unverziert. Doch findet sich öfters eine Eigenheit bei Kragen, mitunter auch bei Halsmündung: sie sind am Rande gezähnt, so bei Nr. 8, 9, 15 (Ohlau, Jordansmühl,

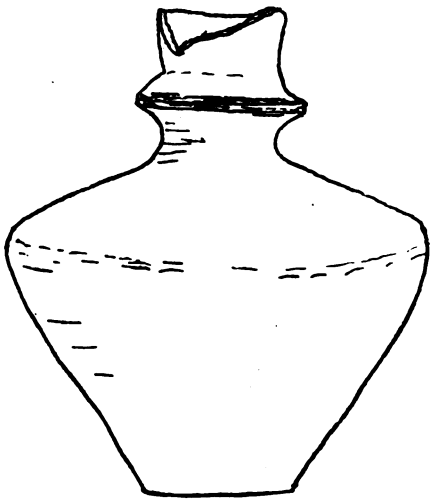


Abb. 51. $^1/_3$. Alt-Kleppen, Kr. Sagan. Schlesien.

Abb. 52. Zastow bei Krakau.

Digitized by Google

Nalenczow). Und dies ist ein Zug, der die Ostgruppe unmittelbar mit der jütländischen Abart mit Bauchknick in Verbindung bringt. Sonst ist noch zu bemerken, daß der sehr kurze Hals teils steil aufragt, teils schräg ausladet und in letzterem Falle ein klein wenig höher wird: so bei den Gefäßen von Ohlau (Abb. 49), Jordansmühl (Abb. 50), Badewitz, Katharein (Nr. 8—11). Wichtig ist ein anderer Punkt, daß nämlich in Polen mehrfach eine Abart auftritt, bei der vom Kragen aus ein längerer Henkel abwärts läuft (Nr. 14, 14a, 15; Abb. 53), weil dieses Merkmal die Ostgruppe mit der von ihr, wie wir gleich sehen werden, abzuleitenden Südgruppe verbindet. Wie bei den schlesischen Trichterbechern allgemein das Bestreben besteht, den Absatz zwischen Hals und Bauch aufzuheben und die Wandung in stets gleicher Neigung

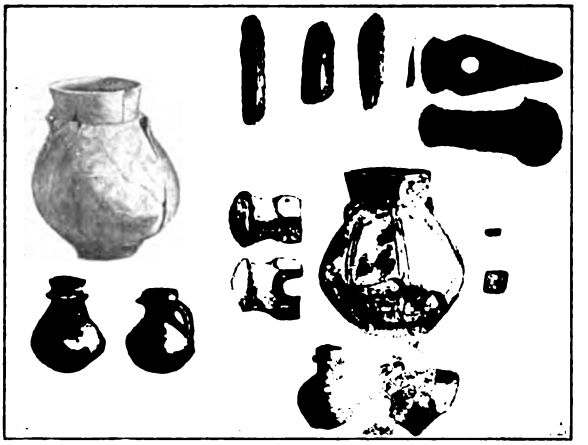


Abb. 53. Nalenczow, Gouv. Lublin.

emporzuführen, so haben wir diesen Zug einmal auch bei den schlesischen Kragenfläschchen: ein Stück von Roßwitz (Nr. 6) zeigt geradezu schlauchartigen Körper. Eine besondere Eigentümlichkeit des Kragenfläschchens von Zastow bei Krakow (Nr. 12) besteht darin, daß es auf vier Füßchen steht (Abb. 52), was sonst innerhalb der Steinzeit nur bei Schalen und Wannen vorkommt.

Südgruppe.

Die Südgruppe hat dieselben drei Typen wie die Ostgruppe: ganz kurzen steilen Hals oder ein wenig längeren schräg ausladenden Hals oder steilen Hals mit Henkel (Abb. 18, I—III). Stark abweichend ist nur die völlig erhaltene der beiden Fläschchen aus der Züscher Steinkiste (Nr. 5), deren steiler Hals recht lang ist, während der dünne unverzierte Kragen fast unmittelbar dem Bauche aufsitzt, der eine in die Breite abgeflachte Kugelform besitzt. Das andere Züscher Fläschchen, aus dem Vorraum der Steinkiste stammend,

Digitized by Google

gehört zu dem gehenkelten Typus III und einem gleichen Stücke begegnen wir in Leitmeritz (Nr. 7).

Diese Beziehung nach Osten zeigt, daß die Südgruppe nicht mit der Nordwestgruppe zusammenhängen kann. Wer aber nun noch eine Wanderung der Gefäßform aus dem Saale-Elbgebiet ins Odergebiet als möglich erwägen wollte, für den möchte das Züscher Grab durch seine Form ein meines Erachtens genügendes Hindernis bilden, dem Gedanken weiter Raum zu geben. Denn es ist eine Steinkiste mit Giebelloch, eine Grabart, die anerkanntermaßen ganz an den Schluß der Steinzeit gehört. Daß eine in Dänemark auf die Dolmenzeit beschränkte Gefäßform in Hessen zu noch so später Zeit erscheint, werden wir nur erklären können, wenn wir nachweisen oder wahrscheinlich

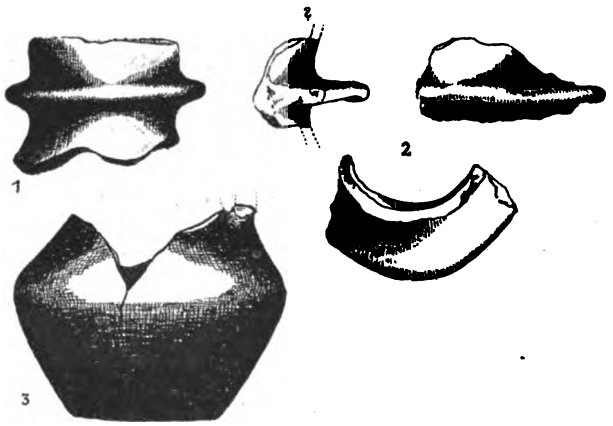


Abb. 54. Leitmeritz, Böhmen.

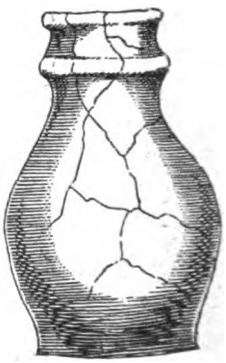


Abb. 55. Etwa 1/3. Lann-Blaen, Dep. Morbihan.

machen, daß die Gefäßform von Dänemark nach Hessen auf einen sehr weiten Wege gelangt ist. Das ist bei unserer Annahme der Fall, da wir die Wanderung von Dänemark nach der Weichselmündung und die Weichsel aufwärts über Posen, Schlesien, Böhmen, Thüringen nach Hessen gehen lassen [1]). Bei einer Wanderung von Dänemark sogleich nach der Saale und weiter nach Hessen wäre der große Zeitabstand des Vorkommens kaum erklärlich. Bestätigend tritt hinzu, daß die einschlägigen Gräber in Schlesien und Polen tatsächlich in die Zeit der Ganggräber gehören, also auch zeitlich einen Übergang von den Dolmen zu den Steinkisten darstellen. Wir erkennen in diesem Zusammenhange, daß die Form der Steinkisten, insonderheit derer mit Giebelloch, nach

[1]) Wie bei der Aufzählung der Trichterbecher, so konnte auch bei der Aufzählung der Kragenfläschchen die Anordnung der Landschaften innerhalb der Südgruppe meiner veränderten neuen Ansicht nicht angepaßt werden, da die Nummern der Karte nun einmal festgelegt waren.

Digitized by Google

Hessen und weiter nach Südwestfalen (Warburg) nur von Thüringen hergekommen sein kann, nicht etwa von Frankreich her, wo es in derselben Spätzeit zwar Dolmen mit Giebelloch sehr zahlreich gibt, nicht aber Steinkisten nach mitteldeutscher Art. Entartete Steingräber, von denen aus Oberhessen und Nassau berichtet worden ist, dürften vielleicht ebenfalls in diesen Zusammenhang gehören.

Das südwestlichste aller deutschen Kragenfläschchen, das von der Eyersheimer Mühle in der Rheinpfalz, hat eine Mündung, die genau derjenigen des schlauchförmigen Gefäßchens von Lann-Blaen in der Bretagne (Abb. 55)

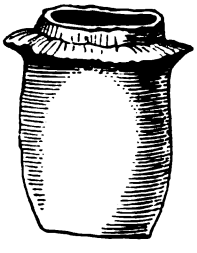


Abb. 56. Kérandrèze, Dep. Finistère.

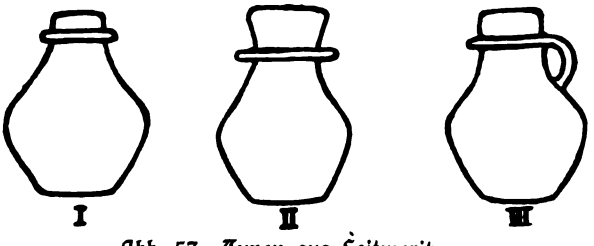


Abb. 57. Typen aus Leitmeritz.

entspricht, d. h. den Kragen bildet ein ganz niedriger umlaufender Wulst, der an der Öffnung des Gefäßes wiederholt wird. Aus dieser Ähnlichkeit schließen zu wollen, daß die Kragenfläschchen der Bretagne nicht auf dem Seewege von Holland oder Nordwestdeutschland, sondern auf dem Landwege vom Mittelrhein hergekommen wären, scheint mir zu weit zu gehen. Das andere der beiden Kragenfläschchen aus der Bretagne (Abb. 56) ist vollkommen zylindrisch und hat einen dünnen scharf auslaufenden Kragen.

Nachtrag zu den Trichterbechern.

Ich benutze die Gelegenheit, einen mir seit Jahren bekannten Trichterbecher, den ich in dem Verzeichnis aufzuführen leider vergessen habe, hier bekannt zu machen. Es ist ein Stück aus Mellenthin auf der Insel Usedom in Vorpommern, das sich in dem schmucken Museum der Stadt Swinemünde befindet, wo ich es kürzlich wieder gesehen habe. Der Rand ist ganz unverziert, der Bauch mit senkrechten Furchen dicht bedeckt. Der Becher entspricht also genau dem auch sonst in Mecklenburg, Vorpommern und in der Uckermark beobachteten Typus, der ein Abkömmling der schleswig-holsteinischen, nicht der jütländischen, Dolmenart ist (s. oben S. 36).

Digitized by Google

2. Kragenfläschchen: Tafel VII.

Ältere Kragenfläschchen (Nordgruppe).

Lfde. Nr.	Zahl u. Art der Gefäße	Ort	Kirchspiel	Herred oder Kreis	Amt, Län oder Reg.-Bez.	Sammlung u. Nr.	Literatur
				Dänemark.			
1	1	?	?	?	?	Kopenhagen 6 922	Hansen, Ä. M., S. 6, Nr. 5 a
2	1	?	?	?	?	Kopenhagen Nr. ?	Petersen, Aarb., 1881, S. 345
				Jütland.			
3	1	?	?	?	?	Aarhus 2 916	Hansen, Ä. M., S. 6, Nr. 6, Taf. II, 2
4	1	?	?	?	?	Kopenhagen 3 168	Hansen, Ä. M., S. 3, Nr. 5
							Petersen, Aarb., 1881, S. 345
5	1	?	?	?	?	Kopenhagen 18 564	Petersen, Aarb., 1881, S. 345
6	1	?	?	?	?	Kopenhagen 22 733	Hansen, Ä. M., S. 3, Nr. 6
7	1	?	?	?	?	Kopenhagen A 26 653	Hansen, Ä. M., S. 2, Nr. 1
8	1	?	?	?	A. Hjörring	Hjörring	Nordmann, Aarb., 1917, S. 274
9	1	Dronninglund	Dronninglund	Dronninglund	Hjörring	Kopenhagen 18 452	Petersen, Aarb., 1881, S. 344 u. 345
							Hansen, Ä. M., S. 3 Nr. 3, S. 13 Nr. 8.

Digitized by Google

10	1	Jersley	Jersley	Flesfum	Aalborg	Kopenhagen 15 299	Hansen, Ä. M., S. 2, Nr. 2, Taf. I, 1 u. S. 14 Nordmann, Aarb., 1917, S. 271 Petersen, Aarb. 1881, S. 345 Madsen, Afbildn. St., Taf. 45, 21
11	1	Stenstrup Hede, Skilmose Hoj	Kostrup	Hindsted	Aalborg	Kopenhagen A 2 226	Hansen, Ä. M., S. 5, Nr. 3a Petersen, Aarb. 1881, S. 345
12	1	Lomborg	Lomborg	Skodborg	Ringkjöbing	Kopenhagen A 12 162	Friis Johannsen, Aarb. 1917, S. 143 Hansen, Ä. M., S. 15
13	1	Skjern Hovedgaard	Skjerne	Middelsom	Viborg	Kopenhagen 21 290	S. Müller, Kunst, Abb. 74 u. S. 13 Hansen, Ä. M., S. 3, Nr. 4 Petersen, Aarb. 1881, S. 345
14	1	Skaervad	Ginnerup	Nørre Hd:	Randers	Kopenhagen A 4 092—4 100	Petersen, Aarb. 1881, S. 344 u. 345
15	1	Tovstrup	Hover	Hind	Ringkjöbing	Kopenhagen A 5 488	Hansen, Ä. M., S. 5, Nr. 1, b u. S. 14
16	1	Aarslev	Aarslev	Hasle?	Aarhus	Aarhus 4 080 b	Hansen, Ä. M., S. 5, Nr. 3b, Taf. I, 5 u. S. 15 Friis Johannsen, Aarb. 1917, S. 142 u. 143
17	1	Jorum	Brøndum	Skad	Ribe	Kopenhagen	Friis Johannsen, Aarb. 1917 S. 134, Abb. 3 S. Müller, Kunst, Abb. 71 Hansen, Ä. M., S. 15

Digitized by Google

Ältere Kragenfläschchen (Nordgruppe) (Fortsetzung).

Lfde. Nr.	Zahl u. Art der Gefäße	Ort	Kirchspiel	Herred oder Kreis	Amt, Län oder Reg.-Bez.	Sammlung	Literatur
				Fünen.			
18	1	?	?	?	?	Kopenhagen A 10 566	S. Müller, Kunst, Abb. 73 Hansen, Ä. M., S. 3 u. 4, Nr. 7, Taf. I, 3
19	1	?	?	?	Nordfünen	Odense	Hansen, Ä. M., S. 5, Nr. 1a, Taf. I, 4
20a	1	Frörup	Frörup	Vinding	Svendborg	Kopenhagen Z 51	Hansen, Ä. M., S. 6, Nr. 4b
20b	1	Kajbjerg Skov	Vinding	Vinding	Svendborg	Kopenhagen (Red. Zincks Smlg.)	Petersen, Aarb. 1881, S. 344 u. 345
21	1, identisch?	a) Lindeskov b) Hestehaveskoven, Lykkesholm	Ellested	Vinding	Svendborg	Kopenhagen A 27 579	Hansen, Ä. M., S. 5 u. 6 Nr. 4a Petersen, Aarb. 1881, S. 344 u. 345
				Langeland.			
22	1	Lohals	Hov	Nord Hd.	Svendborg	Langelands Mus. in Rudköbing	Hansen, Fornv. 1917, S. 85 ff. Hansen, Ä. M., S. 6, Nr. 7, S. 14 Friis Johannsen, Aarb. 1917, S. 145
				Ærø.			
23	1	—	Bregninge	Ærø	Svendborg	Odense 5088	Hansen, Ä. M., S. 6, Nr. 5b, Taf. I, 6

Digitized by Google

				Seeland.			
24	1	?	?	?	?	Kopenhagen A 3 201	Petersen, Aarb. 1881, S. 344 u. 345
25	1	Olstykke	Olstykke	Olstykke	Fredriksborg	Kopenhagen 9 681	Hansen, A. M., S. 5, Nr. 1o, S. 13
26	1	Dyrehavegaard	Lyngby	Sokkelund	Kopenhagen	?	Petersen, Aarb. 1881, S. 344 u. 345
				Moen.			
27a	identisch? 1	?	?	?	Praestö	Kopenhagen ohne Nr.	Hansen, A. M., S. 6, Nr. 4 c
27b		?	?	?	Praestö?	Kopenhagen 53	Petersen, Aarb. 1881, S. 344 u. 345
				Bogö.			
28	1	Bogö	Bogö	Moenbo	Praestö	Kopenhagen A 4 306—4 310	Madsen, Grabh. XXXXI, 64, m Petersen, Aarb. 1881, S. 344 u. 345
				Schleswig-Holstein.			
29	1	?	?	?	Schleswig	Kiel ohne Nr.	Abb. 41 oben
30	1	?	?	?	Schleswig	Kiel S. S. 1 456	Abb. 42 oben
31	1	Weibüll	Wittstedt	Hadersleben	Schleswig	Hadersleben	Hansen, A. M., S. 5, Nr. 2, Taf. II, 1 S. Müller, Aarb. 1913, S. 263, Abb. 23 S. Müller, Kunst, Abb. 76
32	1	Sillehoel	Loit	Apenrade	Schleswig	Kiel K. S. 13 134	Abb. 43 oben
33	1	Gjenner	Osterlügum	Apenrade	Schleswig	Privatbesitz	Mitt. v. Lund, Hadersleben

Digitized by Google

Ältere Kragenfläschchen (Nordgruppe) (Fortsetzung).

Lfde. Nr.	Zahl u. Art der Gefäße	Ort	Kirchspiel	Herred oder Kreis	Amt, Län oder Reg.-Bez.	Sammlung u. Nr.	Literatur
				Oldenburg.			
34	1	Seeretz	West-Ratekau	Fürst. Lübeck	Oldenburg	Lübeck	Lübecker Festschrift 1897, Abt. II, S. 9, Taf. IV, 6
				Hamburg			
35	1	Ohlsdorf	Eppendorf	Hamburg	Hamburg	Hamburg (M. f. V. 1893: 237)	Abb. 44 oben
				Preußen.			
36	1	Tosterglope	—	Bleckede	Lüneburg	Berlin M. f. V. I I 698 b	Kossinna
37	2	Zarrenthin b. Jarmen	—	Demmin	Stettin	Stettin (J. Nr. 2 098)	Schumann, Stzgr., S. 64 Kossinna, Mannus II, S. 61 f. Åberg, Nord. Kult., S. 201 Abb. 45 oben
38	—	—	—	—	Stralsund	Stralsund	Åberg, Nord. Kult., S. 201, Abb. 303
				Schweden.			
39	1	Siretorp	Mjällby	—	Blekinge	Stockholm St. Hist. Mus.	Hansen, Ä. M., S. 11 u 12, Anm. 1
40	1	Räbelöffee	Fjälkestad	Villand	Kristianstad Schonen	Stockholm St. Hist. Mus.	Hansen, Ä. M., S. 11 u. 12, Anm. 1

Digitized by Google

Kragenfläschchen (Westgruppe). ●

Lfde. Nr.	Zahl u. Art der Gefäße	Ort	Kreis	Reg.-Bez.	Provinz	Sammlung u. Nr.	Literatur
			Oldenburg.				
1	1	?	?	—	—	Oldenburg 1 725	Mitt. v. J. Martin, Oldenburg
2	1	Grüppenbühren	Delmenhorst	—	—	Oldenburg 1 720	Mitt. v. J. Martin, Oldenburg
3	1	Almsloh	Delmenhorst	—	—	Oldenburg 3 256	Mitt. v. J. Martin, Oldenburg
4	7	Wildeshausen	Wildeshausen	—	—	Oldenburg 1 709, 1 733—1 738	Mitt. v. J. Martin, Oldenburg
5	a) 3	Vechta	Vechta	—	—	Detmold	Kossinna, Abb. 47 oben
	b) 1	Vechta	Vechta	—	—	Oldenburg 1 879	Mitt. v. J. Martin, Oldenburg
6	1	?	Vechta	—	—	Oldenburg 1 884	Mitt. v. J. Martin, Oldenburg
7	2	Cloppenburg	Cloppenburg	—	—	Hzl. M. Braunschweig	Åberg, Nord. Kult., S. 139
8	1	Hägeler Steine bei Lindern	Cloppenburg	—	—	Oldenburg 3 216	Mitt. v. J. Martin, Oldenburg
9	1	Westerstede	Westerstede	—	—	Oldenburg 2 727	Mitt. v. J. Martin, Oldenburg
			Preußen.				
10	2	Tannenhausen	Aurich	Aurich	Hannover	Emden 245	Kossinna
11	1	?	Leer	Aurich	Hannover	Emden 42	Åberg, Nord. Kult., S. 139
12a	1	Börger	Hümmling	Osnabrück	Hannover	Berlin M. f. D. I,885	Kossinna

Digitized by Google

Kragenfläschchen (Westgruppe) (Fortsetzung).

Lfde. Nr.	Zahl u. Art der Gefäße	Ort	Kreis	Reg.-Bez.	Provinz	Sammlung u. Nr.	Literatur
12b	2 (nicht 3!)	Börger	Hümmling	Osnabrück	Hannover	Hannover 3390, 3391	Åberg, Nord. Kult., S. 139 Mitt. d. Pr. Mus. Hannover Müller-Reimers, Taf. IV, Abb. 29
13	2	Sögel	Hümmling	Osnabrück	Hannover	Hannover 3378, 3379	Åberg, Nord. Kult., S. 139
14	1	Stavern	Hümmling	Osnabrück	Hannover	Osnabrück 513	Kossinna
15	1	Gr. Berßen	Hümmling	Osnabrück	Hannover	Hannover 3371	Åberg, Nord. Kult., S. 139
16	2	—	—	sicher Emsgebiet	—	Smlg. Klemenswerth b. Sögel I, C, 13, 15	Kossinna
17	1	Haselünne	Meppen	Osnabrück	Hannover	Hannover 3187	Åberg, Nord. Kult., S. 139
18	2 a)	Lohne	Lingen	Osnabrück	Hannover	Hildesheim	Kossinna, d. dtsch. Vorgesch.[1], Abb. 3, [2], Abb. 10
	b)	Lohne	Lingen	Osnabrück	Hannover	Sml. Klemenswerth	Kossinna
19	1	Mehringer Stücke b. Emsbühren	Lingen	Osnabrück	Hannover	Osnabrück 308 ff.	Kossinna
20	6	Thiene (nicht Thuine Kr. Lingen)	Bersenbrück	Osnabrück	Hannover	Hannover 3436—7, 3440—1, 3446, 10524	Mitt. d. Pr. Mus. Hannover Tewes, Uns. Vorzeit, Abb. 3
21	1	Üffeln (oder Driehausen)	Bersenbrück	Osnabrück	Hannover	Hannover 3178	Åberg, Nord. Kult., S. 139
22	1	Osnabrück	Osnabrück	Osnabrück	Hannover	Berlin M. f. V. I 148	Henne am Rhyn, Kulturgesch. d. dsch. Volkes [2], I, S. 7, Abb. 40
22a	5	?	Osnabrück	Osnabrück	Hannover	Hannover 10687, 10851—4, 10857	Mitt. d. Mus. Hannover
23–27	5	?	?	Osnabrück	Hannover	Osnabrück	Åberg, Nord. Kult., S. 139
28	1	Haaren bei Osterkappeln	Wittlage	Osnabrück	Hannover	Osnabrück	Åberg, Nord. Kult., S. 139
28a	2	Driehausen	Wittlage	Osnabrück	Hannover	Hannover	Mitt. d. Mus. Hannover

Digitized by Google

29	1	Amt Wittlage	Wittlage	Osnabrück	Hannover	Osnabrück	Åberg, Nord. Kult., S. 139
30	1	?	?	Hannover	Hannover	Berlin M. f. D. IV, 365	Kossinna
31	8	Seeste	Tecklenburg	Münster	Westfalen	Hannover 3293—4, 3304—8, 12997	Müller-Reimers, Taf. IV, Abb. 26 Hannöversche Wandtafel, Abb. 20 Åberg, Nord. Kult., S. 139
32	1	Reken	Borken	Münster	Westfalen	Münster 61	Åberg, Nord. Kult., S. 139
				Niederlande.			
33	(2?) 1	Dries	—	—	Drenthe	Assen 2	Åberg, Stz. Niederl., Nr. 22
34	1	Zeijen b. Dries	—	—	Drenthe	Assen 1	Pleyte, Taf. LXIII, 2 Åberg, Stz. Niederl., Nr. 21, Abb. 8
35	1	Assen	—	—	Drenthe	Assen 2	Åberg, Stz. Niederl., S. 40, Nr. 35
36	1	Rolde	—	—	Drenthe	Assen 12	Åberg, Stz. Niederl., Nr. 25
37	1	Eexl	—	—	Drenthe	—	Pleyte, Taf. XLIX, 2 Åberg, Stz. Niederl., S. 40, Nr. 40
38	7	Drouwen	—	—	Drenthe	—	Holwerda, Meded., Bd. VII; Präs. Zsch. V. 1913, S. 442f. Abb. 7; Intern. Arch. f. Ethnogr. 23, Suppl. S. 191 Taf. XVII, 59—61 Åberg, Stz. Niederl., S. 38, Nr. 9
39	1	?	—	—	Drenthe	Leiden III, 503	Holwerda, Nederl. vr. besch. Taf. I, 6 (?) Åberg, Stz. Niederl., S. 38, Nr. 4

Digitized by Google

Kragenfläschchen (Westgruppe) (Fortsetzung).

Lfde. Nr.	Zahl u. Art der Gefäße	Ort	Kreis	Reg.-Bez.	Provinz	Sammlung u. Nr.	Literatur
40	1	Emmen	—	—	Drenthe	—	Holwerda, Präh. Zsch. 1914, S. 67 Åberg, Stz. Niederl., S. 38, Nr. 10, Abb. 5
41	1	Angelslo	—	—	Drenthe	—	Pleyte, Taf. X, 1 Åberg, Stz. Niederl., S. 38, Nr. 7
42	1	Emmen	—	—	Drenthe	Assen 14	Pleyte, Taf. XV, 10 Åberg, Stz. Niederl., S. 39, Nr. 15, Abb. 9
43	—	Gegend von Emmen	—	—	Drenthe	—	Pleyte, Taf. V, 1 Åberg, Stz. Niederl., S. 40, Nr. 39
				Frankreich.			
44	1	Kérandrèze, Moëlan	Dép. Finistère	—	Bretagne	Schloß Kernuz	Du Chatellier, Taf. II, 10 Kossinna, Mannus II (1910), S. 61 u. 62, Abb. 2
45	1	Lann-Blaen	Dép. Morbihan	—	Bretagne	Sml. Le Pontois	Du Chatellier, Taf. XII, 10 Kossinna, Mannus II (1910), S. 61 u. 62, Abb. 3

Kragenfläschchen (Ostgruppe). ▲

Preußen.

1	2	Nikolaiken	Stuhm	Marienwerder	Westpreußen	Prussia, Königsberg (ehemals Prov. Mus. 17 581, 17 592)	Mitt. v. H. Kemke, Königsberg

Digitized by Google

2	1	Rentschkau	Thorn	Marienwerder	Westpreußen	St. Mus. Thorn		Kossinna, Mannus IX, S. 142
5	1	Gramtschen	Thorn	Marienwerder	Westpreußen	St. Mus. Thorn		La Baume, Vorgesch. d. Westpreußen, Abb. 8
3a	1	Tannhosen	Hohensalza	Posen	Posen	Bromberg		Kossinna, Mannus IX, S. 142
4	1	Helldorf	Kolmar	Bromberg	Posen	Samotschin		M. Schultze, Histor. Monatsbl. f. d. Pr. Posen 1916, S. 57 ff.
5	1	Lutynia	Pleschen	Posen	Posen	Poln. Mus. Posen		Kossinna, Mannus II, S. 62 u. 84
6a	1	Alt Kleppen b. Naumburg a. Bober	Sagan	Liegnitz	Schlesien	1882 in die Gubener Gymnasialsammlg. gekommen, laut Bemerkung von H. Jentsch auf einer Photographie des Mus. f. V. Berlin; jetzt nicht im Städt. Mus. Guben		Åberg, Nord. Kult., S. 202 Posen. Album III, 1914, Taf. 45, Nr. 29
6	7	Nohwitz	Glogau	Liegnitz	Schlesien	Breslau	Kossinna Abb. 51 oben	Kossinna, Mannus II, S. 62, 67, 85
7	1 (?)	?	?	?	Schlesien	?		Seger, Schl. Vorz., N. S. VII, S. 38, Abb. 138 Kossinna, Mannus II, S. 62 Åberg, Nord. Kult., S. 202

Digitized by Google

Kragenfläschchen (Ostgruppe) (Fortsetzung).

Lfde. Nr.	Zahl u. Art der Gefäße	Ort	Kreis	Reg.-Bez.	Provinz	Sammlung u. Nr.	Literatur
8	1	?	Ohlau	Breslau	Schlesien	R.-G. Zentr.-Mus. Mainz	Kossinna, Mannus II, S. 62 f., Abb. 5 u. 85 Åberg, Nord. Kult., S. 202
9	2	Jordansmühl	Nimptsch	Breslau	Schlesien	Breslau	Seger, Arch. f. Anthr., N. F. V, S. 129 ff., Taf. VI, VIII Kossinna, Mannus II, S. 62 Åberg, Nord. Kult., S. 202
10	1	Badewitz	Leobschütz	Oppeln	Schlesien	Breslau	Kossinna, Mannus II, S. 62 u. 85 Åberg, Nord. Kult., S. 202 Seger, Schles. Vorz., N. F. VII, S. 51, Abb. 203 Seger, Arch. f. Anthr., N. F. V, S. 131, Abb. 27
			Österreich.				
11	1	Katharein	Troppau	—	Schlesien	—	Hörnes, Mitt. d. präh. Kommission, Wien I, S. 408, Abb. 11 Kossinna, Mannus II, S. 62 Åberg, Nord. Kult., S. 202
12	1 mit Füßchen	Zastow b. Krakau	—	—	Galizien	Univ. Mus. Krakau	Kossinna, Mannus II, S. 85 Åberg, Nord. Kult., S. 202
13	1	Miezynice b. Przemysl	—	—	Galizien	Univ. Mus. Lemberg	Åberg, Nord. Kult., S. 202

Digitized by Google

13a	1	Borki Kr. Lubnica	Stopnica	Gouv. Kielce	Polen	Smlg. Majewski, Warschau 11 514	Mitt. v. J. Kostrzewski, Posen
13b	1	Gora Kr. Lubnica	Stopnica	Gouv. Kielce	Polen	Smlg. Majewski, Warschau 9 793	Mitt. v. J. Kostrzewski, Posen
13c	1	Zalencni	Stopnica	Gouv. Kielce	Polen	Smlg. Majewski, Warschau 2 994	Mitt. v. J. Kostrzewski, Posen
13d	1	Lyczba	Stopnica	Gouv. Kielce	Polen	Smlg. Majewski, Warschau 14 788	E. Majewski, Wiadomosci archeolog. V, 1/2, S. 41 Abb. 2
14	1 gehenkelt	Bochotnica	Pulawy	Gouv. Lublin	Polen	Smlg. Majewski, Warschau	Åberg, Nord. Kult., S. 203
14a	1 gehenkelt	Gutanow	Pulawy	Gouv. Lublin	Polen	Smlg. Majewski, Warschau ohne Nr.	Mitt. v. J. Kostrzewski, Posen
14b	4	Antopol	Pulawy	Gouv. Lublin	Polen	Privatbesitz	Mater. antr. arch. Krakau XII, S. 42 f.
15	3 (1 gehenkelt)	Nalenczow Kr. Wamwolnica	Pulawy	Gouv. Lublin	Polen	—	Kossinna, Mannus II, S. 63 Abb. 8, S. 86 Åberg, Nord. Kult., S. 203 Mater. antr. arch. Krakau XII, Taf. XIV b
16	1, aus Steinkiste (1862)	Piantnica am Narew	—	Gouv. Lomscha	Polen	Rapperswyl b. Zürich	Demetrykiewicz, Sprawozdaniaz. Akad. Krakau, Juni—Oktober 1916
17	1 (unsicher, nur Unterteil erhalten)	Piasti	Lenczyca	Gouv. Kalisch	Polen	Smlg. Majewski, Warschau 18 730	Mitt. v. J. Kostrzewski, Posen
18	1	Dziwle	Petrikau	Gouv. Petrikau (Piotrkow)	Polen	Mus. f. Landw. u. Industrie, Warschau 1 085	Mitt. v. J. Kostrzewski, Posen

Digitized by Google

Kragenfläschchen (Südgruppe). +

Lfde. Nr.	Zahl u. Art der Gefäße	Ort	Kreis	Reg.-Bez.	Provinz	Sammlung u. Nr.	Literatur
				Preußen.			
1	3	Bocksberg b. Derenburg	Halberstadt	Magdeburg	Sachsen	Wernigerode u. Halberstadt	Åberg, Nord. Kult., S. 144 Kossinna, Mannus IX, S. 219
2	1	Weißenfels (Schlachthofkiesgrube)	Weißenfels	Merseburg	Sachsen	Halle	Åberg, Nord. Kult., S. 144 Kossinna, Mannus IX, S. 219
3	1	Thierschneck?	Grafschaft Camburg	Sachsen-Meiningen	Sachsen-Meiningen	Privatbesitz	Åberg, Nord. Kult., S. 144 Kossinna, Mannus IX, S. 219
4	2	Nägelstedt	Langensalza	Erfurt	Sachsen	Halle	Götze, Höfer, Zschiesche, S. 167 Åberg, Nord. Kult., S. 144 Kern, Mannus IX, S. 218
5	2 (1 gehenkelt)	Nahe bei Züschen in Waldeck, aber auf hessischem Boden	Fritzlar	Kassel	Hessen-Nassau	Kassel	Böhlau u. v. Gilsa, Neolithische Denkmäler aus Hessen, Kassel 1898, S. 8, Abb. 8, 9 Åberg, Nord. Kult., S. 144
				Rheinpfalz.			
6	4	Eyersheimer Mühle, Gem. Weisenheim a. Sand	Dürkheim	—	—	Speyer	Sprater, D. Urgesch. d. Pfalz, 1911, S. 10, Abb. 1915, S. 26, Abb. 21 Åberg, Nord. Kult., S. 144 Kossinna, Mannus, II S. 61 Kern, Mannus, IX S. 218

Digitized by Google

			Böhmen.				
7	3 (1 gehenkelt)	Leitmeritz	—	—	—	Leitmeritz	Kern, Mannus IX, S. 216 u. 218
8	Bruchstücke	Berzkowitz b. Melnik	—	—	—	Prag	Åberg, Nord. Kult., S. 144 Kossinna, Mannus IX, S. 219
9	Bruchstücke	Elbe-Kosteletz	—	—	—	Prag	Åberg, Nord. Kult., S. 144 Kossinna, Mannus IX, S. 219
9a	1	Strak b. Nimburg a. Elbe	—	—	—	Podebrad	Cervinka, Moravska Starozitnosti II, S. 171 Cervinka, Pravěk 1911, S. 24
9b	4	Časlau	—	—	—	Časlau	Cervinka, a. a. O.
10	Bruchstücke	Rivnač b. Kostok	—	—	—	Prag	Åberg, Nord. Kult., S. 144 Kossinna, Mannus IX, S. 219
11	Bruchstücke	a) Scharka	—	—	—	Prag	Åberg, Nord. Kult., S. 144 Kossinna, Mannus IX, S. 219
		b) Scharka, Kosakenhöhle	—	—	—	Smlg. Jira, Dejwitz b. Prag	Cervinka, a. a. O.
11a	1	Kbel b. Prag	—	—	—	Prag, Arch. Kab. d. Univ.	Cervinka, a. a. O.
			Mähren.				
12	1	Jewischowitz	Znaim	—	—	Smlg. Palliardi in Mährisch Budwitz	Palliardi, Wien. Präh. Zsch. I (1914), S. 273 Kern, Mannus IX, S. 218

Digitized by Google

Ein paläolithischer Knochenschaber im ortsgeschichtlichen Museum zu Diez a. L.

Von H. Heck jun., Diez.

Mit 4 Textabbildungen.

Etwa 5 km südöstlich der Kreisstadt Limburg a. d. Lahn liegt in der Gemarkung Lindenholzhausen in einer zum Emsbachtale abfallenden Senke ein kleiner Säuerling, der sog. Lubentiusbrunnen. Die Quelle wurde im Jahre 1913 einer ausgedehnten Neufassung unterworfen. Bei der Ausschachtung der Baugrube, die wegen steten Nachrutschens der Erdmassen, stark erweitert werden mußte (größte Ausdehnung: oberer Rand 28,66 m, unterer Rand 5,65 m Durchmesser), stießen die Arbeiter Anfang Juli 1913 in einer Tiefe von 4,30—4,65 m auf eine Anzahl Knochen, unter denen sich auch zwei Stücke befanden, die ganz unverkennbare Spuren menschlicher Bearbeitung trugen.

Durch die Umsicht des mit der Bauleitung beauftragten Vertreters der Firma Gebr. Baltzer in Diez a. L., Architekt Paul Baltzer, gelang es, wenigstens einen großen Teil der Knochen, darunter auch das eine der bearbeiteten Stücke, vor sicherer Verschleppung zu bewahren. Die Fundstücke gelangten vor kurzem durch Schenkung in den Besitz des ortsgeschichtlichen Museums der Stadt Diez und wurden anläßlich der Neuordnung der vorgeschichtlichen Sammlung einer eingehenden Untersuchung unterzogen.

Die Knochen sind stark fossilisiert, tief dunkelbraun und zeigen deutliche Spuren früherer Rollung. Es handelt sich um mehrere Extremitätenknochen, nach der Bestimmung durch Setzer von **Bos priscus** (Bison), und zwar eine Tibia dextra (rechtes Schienbein), Metacarpus dextra (zwei rechte Mittelhandknochen von jungen Tieren) und **Equus caballus** (Wildpferd) ein Metatarsus (Mittelfußknochen).

Das bearbeitete Stück, ein aus der Tibia von Bos priscus zugeschnittener Schaber, ist 12 cm lang und 4 cm breit. Das vordere (Schaber-)Ende ist gut abgerundet und zeigt deutliche Schnittspuren; das hintere Ende ist unter ge-

Digitized by Google

schickter Benutzung eines Teiles des Gelenkansatzes zu einem handlichen Griff ausgearbeitet (Abb. 1 und 2).

Über die Fundschicht gibt ein Gutachten des mit der quellentechnischen Überwachung beauftragten Bergrevierbeamten, Bergrat K. Huhn-Diez,

Abb. 1. Knochenschaber (Vorderansicht).

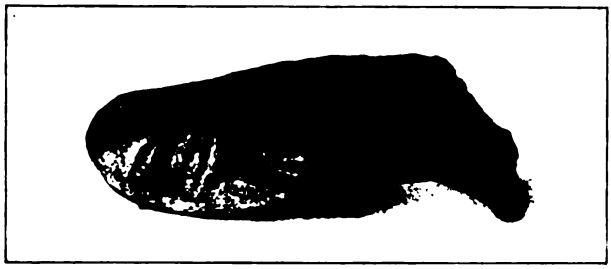


Abb. 2. Knochenschaber (Rückansicht).

guten Aufschluß. Dem Bericht ließ sich nachstehende Schichtenfolge entnehmen:

0,60 m	lehmige Ackerkrume,
0,40 m	Lehm mit Geröll,
0,65 m	Lehm ohne Geröll,
0,25 m	grüne Letten mit Pflanzenresten,
0,60 m	grober Kies mit quarzigen Eisensteingeröllen,
0,55 m	mittelgroßer Kies,
0,55 m	grüne Letten,
0,20 m	lettiger Torf,
0,50 m	graue Letten,
0,35 m	graue Letten mit Kiesschichten[1]), Fundschicht
4,65 m.	

Die Schichten wurden von einem gelben lettigen Ton unterlagert, in dessen tieferen Lagen sich nach unten mehr und mehr zunehmende Geschiebe-

[1]) „In den Kiesschichten fanden sich Knochenreste und Pflanzenreste, auch waren einzelne Quarzgerölle von einer Schwefelkieshaut umhüllt". (Anmerkung Huhn.)

Digitized by Google

stücke, „anscheinend aus dem devonischen Quarzit des Untergrundes stammend", vorfanden. Das Grundgebirge wurde zwar nicht erreicht, da die Ausschachtungsarbeiten in einer Tiefe von 11 m eingestellt wurden, doch ließen die stark zunehmenden Quarzitbrocken auf eine allmähliche Annäherung schließen, so daß in etwa 12 m Tiefe das anstehende Gestein (Taunusquarzit) erwartet werden konnte.

Über das geologische Alter der Ablagerung gibt eine Anmerkung bei Ahlburg: „Über das Tertiär und das Diluvium im Flußgebiet der Lahn" [1]) Aufschluß. Die in der angeführten Schrift auf Tafel 11, Abb. 2 befindliche Abbildung (Ausschachtung der Baugrube) hat folgende Unterschrift: „Bei der Neufassung der Quelle wurde unter dem Tallehm das in der Nachbarschaft des Säuerlings völlig vertonte Grundgebirge — Taunusquarzit — freigelegt" (vgl. Abb. 3).

Wir hätten also nach Ahlburg in der gelben lettigen Schicht das vertonte Grundgebirge und in den darüberliegenden Schichten in der Hauptsache eine in ihrer Entstehungszeit der Niederterrasse gleich zu setzende, fluviatile Ablagerung zu sehen.

Diese Feststellung eröffnet einige Ausblicke auf das ungefähre Alter der Fundstücke. Daß die Knochen sich in der Ablagerung noch in primärer Lage befanden, ist nach der Entstehungsart der Fundschicht so gut wie ausgeschlossen, auch sprechen die deutlich erkennbaren Spuren ehemaliger Rollung für eine erfolgte Umlagerung. Diese Umlagerung muß jedoch in einer sehr frühen Periode der Aufschüttung erfolgt sein, da sich die Knochen in durchaus ungestörter Schicht im untersten Teile der Ablagerung vorfanden. Ihr Alter dürfte also ohne Zweifel noch in einen der Bildung der Niederterrasse (letzte Eiszeit) vorausgehenden Zeitabschnitt zu versetzen sein, wofür auch der stark fossile Zustand zu sprechen scheint.

Nach der Quartärchronologie von Jos. Bayer [2]), die, gestützt auf die gesicherten geologischen Feststellungen bei Markkleeberg, allmählich die meiste Aussicht auf Anerkennung haben dürfte, fällt in das der letzten Eiszeit vorausgehende Interglazial das sog. Mittel- oder Hochaurignacien. Die gleiche Kulturstufe finden wir in den nur 6 km von unserem Lindenholzhäuser Fundplatze entfernten Höhlenablagerungen der „Wildscheuer" bei Steeden a. d. Lahn [3]).

[1]) Jahrb. d. Preuß. Geol. Landesanst. für 1915, Bd. 36, Teil 1, Heft 2. (Den Hinweis auf die Schrift und die geologischen Belehrungen verdanke ich den Herren Dr. Mordziol und A. Günther-Koblenz-L., denen hierfür auch an dieser Stelle gedankt sein soll.)

[2]) Jos. Bayer, „Die Chronologie des jüngeren Quartärs". Wien 1913, in Kommission bei Alfred Hölder und Mannus Bd. 11/12, Heft 1 und 2, S. 214. (Besprechung von Sörgel, „Löße, Eiszeiten und paläolithische Kulturen".)

[3]) R. R. Schmidt, „Die späteiszeitlichen Kulturepochen in Deutschland usw.". Korr.-Bl. d. Deutsch. Ges. f. Anthr. 39, Nr. 9/12, S. 76—79. Ferner in „Die Diluviale Vorzeit Deutschlands", S. 78—85 (mit ausführlichem Literaturnachweis).

Digitized by Google

Hier hat R. R. Schmidt außer einem typischen Frühmagdalénieninventar ein Spät- und ein Hochaurignacien-Niveau festgestellt [1]).

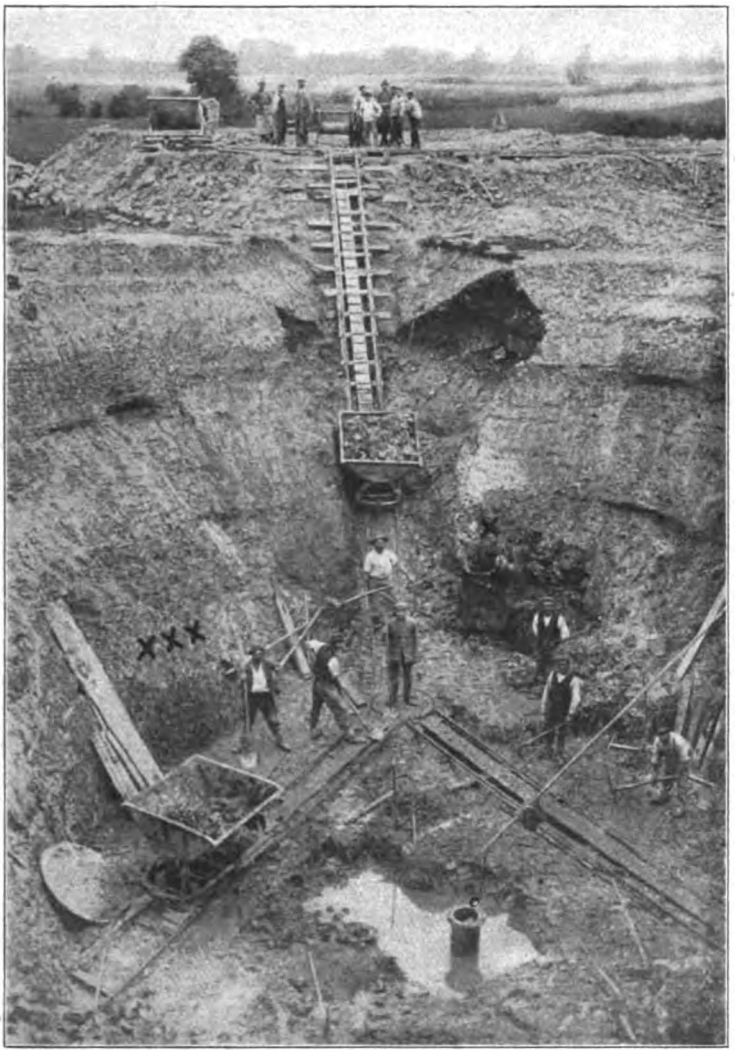


Abb. 3. Blick in die Baugrube. × × × Fundschicht.

Das von Schmidt konstruierte Spätaurignacien erscheint allerdings

[1]) Die Feststellungen Schmidts sind seinerzeit nicht unwidersprochen geblieben (H. Behlen, Die Steedener Höhle Wildscheuer, Ann. d. Ver. f. Nass. Altertumsk. Bd. 39, 1909, S. 218—351). Erneute Nachgrabungen haben nun ergeben, daß Schmidts Beobachtung der Schichtenfolge sich wahrscheinlich insofern als ungenau erwiesen haben dürfte, als die

Digitized by Google

nach den kürzlich erfolgten Feststellungen F. Kutschs[1]) in Frage gestellt, doch lassen die in größerer Zahl im Wiesbadener Museum und in der Sammlung Schmidt (Urgeschichtliche Sammlung, Tübingen) vorhandenen Leittypen keinen Zweifel über den Gesamt-Aurignaciencharakter der unter dem Magdalénienniveau liegenden Steedener Ablagerung, wenn auch eine Scheidung innerhalb des Aurignacien von Steeden typologisch anscheinend nicht mehr aufrecht zu erhalten sein dürfte.

Was bei dem Ergebnis der Schmidtschen Ausgrabung in Steeden für uns aber am wichtigsten ist, ist das Auffinden eines als Schaber zugeschliffenen

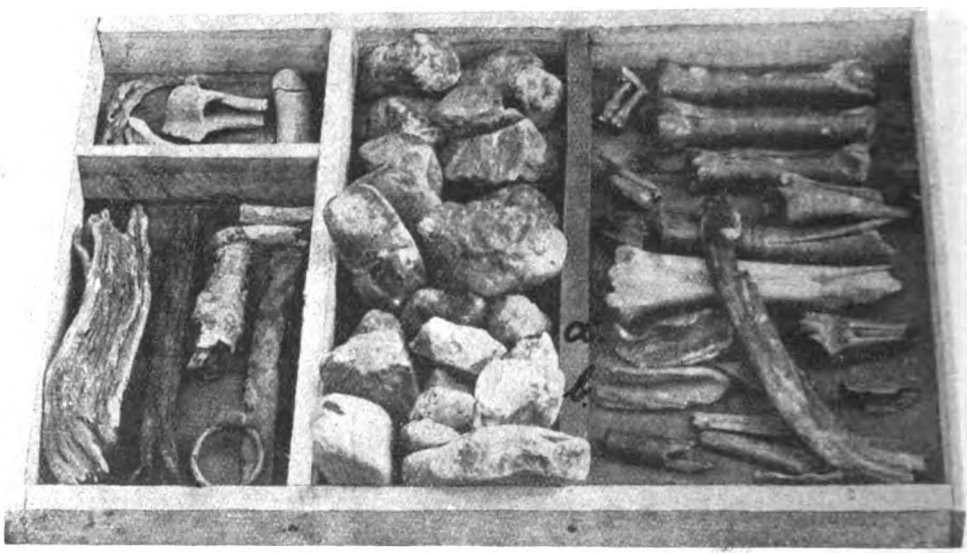


Abb. 4. a und b die beiden Knochenschaber.

Röhrenknochens[2]), den Schmidt seinem Spätaurignacien zugewiesen hat, und der der Steedener Schicht II (gelbe, lehmige) entstammt. Dieser Steedener Knochenschaber hat eine geradezu überraschende Ähnlichkeit mit dem zweiten in Lindenholzhausen gefundenen Stück (Abb. 4 (b)), dessen Verbleib leider bisher nicht ermittelt werden konnte.

---

von Schmidt als „gelbe, lehmige Schicht" angeführte Schicht neuerdings als Löß festgelegt werden konnte, der sich lediglich in der Färbung etwas von der aufliegenden „lößhaltigen" Schicht unterscheidet. Auch die von Schmidt festgestellten Nagetierhorizonte scheinen in Frage gestellt, jedoch steht das genaue Ergebnis der Untersuchung hier noch aus. (Mitteilung von H. Behlen und F. Kutsch.)

[1]) F. Kutsch, Zur paläolithischen Typologie. Korr.-Bl. d. Deutsch. Ges. f. Anthr. 51, Jahrg. 1920, Nr. 1/4, S. 11—12.

[2]) R. R. Schmidt, Die Diluviale Vorzeit Deutschlands. Taf. XXXV, 4a und b, Text S. 82.

Digitized by Google

Daß das Steedener Stück dem Aurignacien (wenn anscheinend auch nicht erwiesenermaßen dem Spätaurignacien) entstammt, steht außer Zweifel. Wir dürften also kaum fehlgehen, wenn wir den Lindenholzhäuser Knochenschaber ebenfalls dem Aurignacien zuteilen, zumal nicht nur die Typologie dafür spricht, sondern auch die geologischen Feststellungen eine solche Einreihung durchaus als zulässig erscheinen lassen.

Nachtrag.

Als sich die vorstehenden Zeilen bereits bei der Leitung des Mannus befanden, erhielt ich von Lindenholzhausen die Nachricht, daß die bisher als verschollen angesehenen Fundstücke sich inzwischen wiedergefunden hätten. Eine Besichtigung an Ort und Stelle ergab die Richtigkeit dieser Angabe. Leider hatte der Erhaltungszustand der Knochen bei der Aufbewahrung auf dem Dachboden, wohin die Stücke verschlagen worden waren, etwas gelitten, jedoch war eine Konservierung noch gut möglich. Die Besitzerin des Lubentiusbrunnens Frau Geheimrat Dr. Rosenthal, Berlin, hatte auf unsere Bitte hin die große Liebenswürdigkeit, unserer Sammlung die Fundstücke zu überweisen, so daß nunmehr der ganze Fund im Ortsgeschichtlichen Museum der Stadt Diez a. L. vereinigt ist.

Außer dem in Abb. 4 (b) abgebildeten Schaber fanden sich an sicher bearbeiteten Gegenständen vor: ein spitz zugeschnittener Röhrenknochen (Bohrer?) und zwei Knochenmeißel. Die Knochenreste stammen in der Mehrzahl von Equus und Bos (Bison).

Digitized by Google

Zwei Funde aus der Bronzezeit Thüringens.

Von Studienassessor Ernst Lehmann, Erfurt.

Mit 3 Textabbildungen.

Im Erfurter Museum befinden sich ein Bronzeschwert aus dem Forstrevier Tonna bei Döllstedt (Sachsen-Gotha) und eine bronzene Lanzenspitze von Badra (Schwarzburg-Sondershausen).

Nähere Fundumstände sind nicht bekannt; jedenfalls handelt es sich in beiden Fällen um Einzelfunde. Die gut erhaltenen und schön verzierten Stücke sind in den „Altertümern Thüringens" von Götze, Höfer, Zschiesche nur flüchtig behandelt, so daß eine genauere Veröffentlichung geboten erscheint.

Das Bronzeschwert hat folgende Maße: Ganze Länge 67,5 cm, Länge des Griffs einschließlich Knauf und Griffflügel 10 cm, Länge der Klinge einschließlich des von den Griffflügeln umfaßten Teils 59,5 cm, größte Breite der Klinge 3,7 cm. Das Gewicht beträgt 0,740 kg.

Das Schwert ist aus 3 Teilen, der Klinge, dem Griff und der Knaufplatte zusammengefügt. Die lanzettförmige Klinge hat eine graugrüne Patina, muß also aus einer anderen Legierung bestehen als der grünpatinierte Griff und die ebenso gefärbte Knaufplatte. Der Klingenoberteil ist beiderseits von den Griffflügeln an bis auf eine Länge von 4 cm schwach eingezogen und durch eine Riffelung abgestumpft. An seinen Rändern ziehen sich außerdem je vier Gruppen konzentrischer Halbkreise entlang. Die Klinge ist ferner mit zahlreichen eingeschliffenen Linien verziert, die den Rändern parallel laufen, zum Teil am oberen Klingenende beginnen und im zweiten, besonders aber im letzten Drittel der Klinge so zahlreich werden, daß sie die Ränder und die Spitze ganz bedecken und nur ein etwas erhabenes lanzettförmiges Mittelfeld freilassen, dessen größte Breite 14 mm beträgt. Leider zeigen die Schneiden eine große Anzahl Ausplitterungen, die dem Schwerte in neuerer Zeit vor der Abgabe an das Museum beigebracht worden sind; einige Stellen sind sogar mit einer Feile nachträglich geschärft. Soweit sich aber erkennen läßt, sind die

Digitized by Google

Schneiden ursprünglich mäßig scharf und außerdem frei von Verletzungen gewesen. Überhaupt fehlen irgendwelche Anzeichen dafür, daß die Klinge einmal im Kampfe geführt worden ist. Eine geringe seitliche Verbiegung ist anscheinend auch erst in neuerer Zeit entstanden.

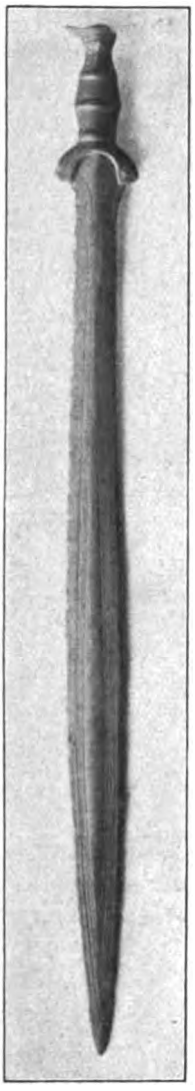


Abb. 1. 1/5. Döllstedt i. Th. Städt. Museum Erfurt.

Die schmalen Flügel des Griffes umspannen einen großen, ungefähr halbkreisförmigen Ausschnitt und schmiegen sich der Klinge so fest an, daß man an eine Vereinigung beider Teile durch Überfangguß hätte denken können. Dann wären aber die beiden Niete auf den Griffflügeln zum

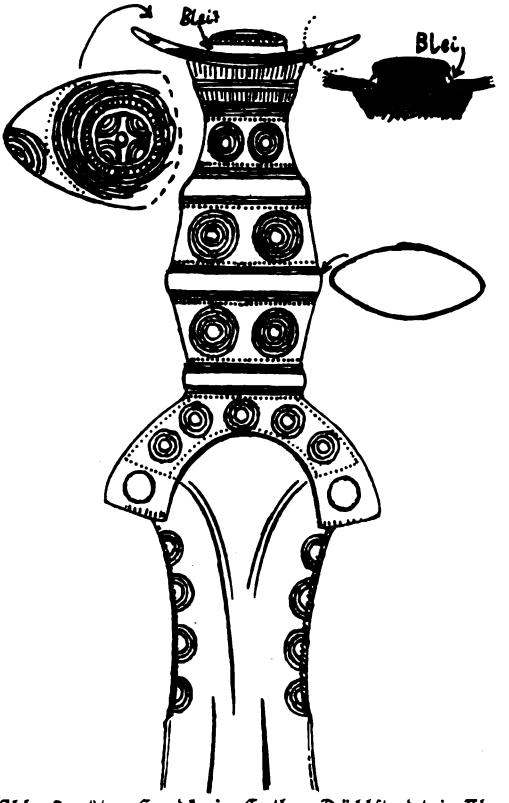


Abb. 2. 2/3. Landkreis Gotha, Döllstedt i. Th. Museum Erfurt.

mindesten überflüssig gewesen. Um nun ein sicheres Urteil über die Art der Befestigung zu gewinnen, wurde auf der weniger gut erhaltenen Seite des Schwertes zunächst am Scheitel des Griffausschnittes ein feines Bohrloch zwischen Klinge und Griff getrieben. Dabei ergab sich, daß die feste Ver-

Digitized by Google

einigung beider Teile bald aufhörte und daß ein dünner Draht 5,7 cm weit in den hohlgegossenen Griff eingeführt werden konnte. Zwei weitere an passenden Stellen des Griffes angebrachte Bohrlöcher ließen erkennen, daß in diese Höhlung ein 5 cm langer Fortsatz der Klinge (Griffangel) hineinragt, aber sie, wenigstens an den untersuchten Stellen, nicht ausfüllt. Der Griff ist also nicht genau nach der Klinge gearbeitet und die feste Verbindung beider Teile jedenfalls nur dadurch erzielt worden, daß man zunächst die Höhlung des Griffunterteils etwas enger formte, entweder gleich beim Guß oder nachträglich durch Zusammenklopfen, dann den Griff zur Rotglut erhitzte und die Klinge mit Gewalt hineinzwängte. Das erkaltende Metall schmiegte sich ihr dann fest an, und die Niete sorgten für eine weitere Befestigung.

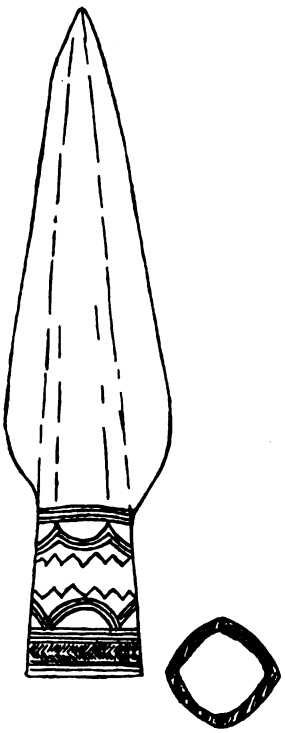


Abb. 3. 2/3. Badra i. Th. Schwarzburg-Sondershausen. Museum Erfurt.

Die auffallend kurze Griffstange zeigt in ihren unteren zwei Dritteln einen ovalen Querschnitt und eine genau doppelkegelförmige Gestalt. Um diesen Teil laufen drei wulstartige gleichbreite und symmetrisch angeordnete Querbänder. Über dem dritten derselben zieht sich die Griffstange zunächst stark zusammen und verbreitert sich dann nach dem Ende wieder, um einen im Querschnitt runden platten Knaufknopf zu bilden. Dieser überragt noch die kleine gebogene und ovale Knaufplatte, die von oben her über ihn hinübergeschoben ist und in ihrer Lage durch einen Ring aus grauem Metall (Blei?) festgehalten wird, der zwischen ihr und einem Wulste des Knaufknopfs eingegossen ist. Ein Teil der Knaufplatte ist abgebrochen.

Wie aus den beigefügten Abbildungen hervorgeht, tragen alle Teile des Griffes, auch der Knaufknopf und beide Seiten der Knaufplatte eine reiche Verzierung aus konzentrischen Kreisen, Linien und Punktreihen. Allerdings sind diese Figuren am Griffunterteil stark abgerieben und nicht mehr überall deutlich zu sehen; besser erhalten sind sie am Oberteil, wo sie durch die überstehende Knaufplatte geschützt waren. Das Schwert ist also lange getragen worden; wahrscheinlich war dabei die Klinge durch eine Scheide geschützt, denn man bemerkt auf ihrer Oberfläche nicht die geringste Abnutzung. Möglich wäre es allerdings auch, daß man einmal einen alten Schwertgriff mit einer neuen Klinge versehen hätte. (Die bei genauerer Betrachtung auffallende feine Jazettierung des Schwertgriffs ist erst in neuerer Zeit dadurch entstanden,

Digitized by Google

daß der Finder den Griff durch Abschaben mit einem Messer zu reinigen versucht hat.) Nebenbei möchte ich erwähnen, daß es nicht möglich ist, mit dem Schwerte einige Hieb- oder Stichbewegungen zu machen, ohne daß eine auch nur mäßig breite Faust entweder durch die scharfen Ränder der kleinen Knaufplatte oder durch die schmalen Griffflügel unangenehm berührt wird. Dieser Übelstand ist besonders wegen der Schwere des Schwertes wirksam und in keiner Weise zu umgehen, wie man auch das Schwert fassen mag. Welche Bedeutung solchen Bronzeschwertern mit kurzen Griffen zukommt, ist bekanntlich noch nicht entschieden.

Die Form der Griffstange, besonders die drei Querbänder, sowie die ganze Erscheinung des Schwertes von Döllstedt beweisen seine Zugehörigkeit zu den weit verbreiteten und auch in Thüringen mehrfach gefundenen Möriger Schwertern, über die Kossinna im Mannus, Bd. VIII, S. 119f. und IX, S. 129f. genaue Angaben gemacht hat. Von dem daselbst beschriebenen „Haupttypus" weicht das vorliegende Stück aber in mehrfacher Beziehung ab, wodurch die obige verhältnismäßig eingehende Beschreibung gerechtfertigt sein mag. Es fehlen die weitausgreifenden Parierflügel, der Ausschnitt am Heftabschluß zeigt nicht die Form eines kleinen gleichschenkligen Dreiecks mit spitzem Winkel und gewölbten oder geraden Schenkeln, sondern ist groß und halbkreisförmig, der Griff und die Knaufplatte bestehen nicht aus einem Stück, sondern sind nachträglich aneinandergefügt, wobei der Griff durch die sehr kleine Knaufplatte noch etwas hindurchragt und so einen Mittelknopf bildet, der beim Haupttypus fehlt. Auffällig ist bei dem Döllstedter Schwert auch die reiche Verzierung, die den eigentlichen Möriger Schwertern ebenfalls zu fehlen scheint. Alles dies deutet darauf hin, daß es sich hier um ein dem „Urtypus" der Möriger Schwerter nahestehendes ziemlich frühes Stück vom Beginn der Periode V der mitteleuropäischen Bronzezeit handelt.

Die bronzene Lanzenspitze von Badra besitzt eine Länge von 13,4 cm. Die Form des Blattes ist durch Nachschärfen etwas unregelmäßig geworden. Die Höhlung der Tülle reicht bis in die Spitze. 1,7 cm vom unteren Tüllenrand entfernt befinden sich zwei zur Befestigung dienende Löcher. Abgesehen von einem Gußfehler auf der Mittelrippe ist die Oberfläche der Spitze glatt und mit einer glänzenden schwarzgrünen Patina überzogen. Die Verzierung findet sich nur auf der Tülle; sie ist auf beiden Seiten die gleiche und ergibt sich aus der beigefügten Abbildung.

Digitized by Google

Eine Fälschung.

Von Adalbert Bezzenberger.

Mit 3 Textabbildungen.

Am 3. Februar 1916 schrieb mir Herr Geheimrat Steinbrecht: „Bei der eben begonnenen endgültigen Aufstellung der Blellschen Waffensammlungen in den dafür geschaffenen Wehrgangräumen im Nordflügel des Mittelschlosses der Marienburg — tritt — zugleich durch Nachforschungen Professor Kossinnas veranlaßt [1]) — eine Frage und eine Bitte auf, welche ich Ihnen vortrage.

Im Katalog der Prussiasammlung 1906, S. 31/32 ist unter 140 verzeichnet: Abguß eines am abgebrochenen alten Brandenburger Tor in Königsberg gefundenen Schwertgriffes.

Hollack, Vorgesch. Übersichtskarte S. 76 sagt von dem Schwertgriff: 'Fundort: Ehemaliger Falkenkrug am Brandenburger Tor. Befindlich in der Sammlung Blell'. Heydeck im Sitzungsbericht der Prussia, 22. Oktober 1880 fügt genauer hinzu 'bei einem außerhalb desselben (Brandenburger Tores) liegenden Kruge, genannt der Falke, wo die Schützen ihren Scheibenstand hatten'.....

Ich fand im Notizbuch Blells, nicht für die Öffentlichkeit berechnet, unterm 28. September 1874 eine Eintragung: 'Schötel. Bronzener Griff eines Schwertes....in der Nähe des weißen Falken in Brandenburg.... gefunden, 10 Thl.'

[1]) Wie ich schon in meiner „Reise nach West- und Ostpreußen" (Mannus 9, S. 123) bemerkt habe, war ich bei meinem Studium der Blellschen Sammlung durch den Anblick des sehr eigenartigen Griffs des Antennenschwertes „vom alten Brandenburger Tor in Königsberg" wegen seiner Übereinstimmung mit dem Griff des Braunsberger Schwertes der Prussia, dessen Bild mir aus dem Prussiakataloge und aus Bezzenbergers „Analysen" lebhaft vor Augen stand, derart betroffen, daß mir die Echtheit des Blellschen Schwertes sofort zweifelhaft wurde und ich den meinen Studien beiwohnenden Herrn Steinbrecht bat, mit der Prussia wegen weiterer Verfolgung dieser Angelegenheit in Verbindung zu treten. Ich konnte dann auch bereits a. a. O. und näher noch S. 195 das Ergebnis der Bezzenbergerschen Forschungen kurz mitteilen. G. Kossinna.

Digitized by Google

Blell hat alſo damals das Stück aus der Sammlung des (damals) verſtorbenen Malers Schötel erworben. Über den Fundort iſt er zunächſt etwas abenteuerlich berichtet worden; ſpäter äußert er ſich gegen Bujack, Sitzungsbericht 1882/83, S. 15, daß der Griff in Königsberg in Oſtpreußen gefunden ſei, und deutet an, daß er die ſchilfblattförmige, bei Braunsberg gefundene, Klinge dazu eingepaßt hätte [1]).

Er hat nämlich, wie die Beſichtigung des in der Sammlung befindlichen Schwertes Nr. 101 ausgibt, zu dem alten Griff eine nachgebildete neue Klinge eingeſetzt (nicht ſklaviſch der Königsberger Braunsberger Klinge nachgebildet, denn die Nachbildung iſt etwa 10 cm länger als die Braunsberger; gewiß mit Rückſicht auf das Verhältnis der Grifflängen?). Es iſt anzunehmen, daß Blells Scharfblick und Gewiſſenhaftigkeit alle Andeutungen des Befundes bei ſeinem Griff berückſichtigt hat, dennoch iſt jetzt für den Forſcher der Abguß des Griffes — der den Zuſtand vor der Ergänzung des Schwertes zeigt — von Wichtigkeit.

Hierbei überreiche ich eine Photographie, auf welcher das in Rede ſtehende Schwert unter Nr. 101 abgebildet iſt. Ich hätte im Intereſſe unſerer Sammlungen und im Intereſſe derer, die ſie beſichtigen, den Wunſch, neben dem ergänzten Schwert einen Abguß des unberührten Befundes zur Auslage zu bringen.

Darum erlaube ich mir die Anfrage, ob dort nicht auf unſere Koſten ein Abguß von dem im Beſitz der Pruſſia befindlichen Originalabguß angefertigt werden könnte."

Hierauf antwortete ich am 2. März 1916: „Der Vergleich von Nr. 101 Ihrer Photographie und unſerem betreffenden Abgußе gibt Fragen Raum, die ſich ohne unmittelbaren Vergleich von Original und Abguß nicht beſtimmt löſen laſſen, und da dieſelben für Sie, als den Inhaber des Originals, noch bedeutungsvoller ſind, als für uns, außerdem aber bei einem Abguß der Kopie neue Fehler unterlaufen könnten, beehre ich mich, Ihnen die Kopie anbei zu überſenden.

Übrigens liegt die ganze Sache verwickelter als ſie ſcheint. Unſer Inventar (III, 2339) führt nämlich unter Januar 1884 dieſe Kopie auf neben zwei Delfter Vaſen und einer ägyptiſchen Büſte mit Hieroglyphen als 'einen zinnernen [2]) Abguß eines Griffs eines Bronzeſchwertes' und als gekauft (alles in allem) für 24 Mk. von Buchhändler Volkmann in Königsberg.

[1]) Hier heißt es in einem Aufſatz über die Blellſche Waffenhalle: „Der Zufall hat es gemacht, daß die ſchilfblattförmige, bei Braunsberg gefundene Klinge paſſen konnte zu einem in Königsberg i. Oſtpr. gefundenen bronzenen Griff. Es hat dieſe Schwertklinge die größte Ähnlichkeit mit dem in dem Pruſſiamuſeum ſich befindenden Braunsberger Schwert. Ein gleicher glücklicher Zufall fügte es, daß ein bei Danzig gefundener bronzener Griff zu einer beim Feſtungsbau in Mainz gefundenen Klinge paßte". — Wegen des Braunsberger Schwertes ſ. weiter unten.

[2]) In Wirklichkeit iſt der angebliche Abguß in Eiſen, und zwar als Hohlguß ausgeführt.

Digitized by Google

Der von Ihnen genannte Schötel war nicht Maler, sondern Schlossermeister.

Ich würde Ihnen außerordentlich dankbar sein, wenn Sie die große Güte hätten, mir das Ergebnis Ihrer Vergleichung von Original und Abguß mitzuteilen. Sollte sich dabei herausstellen, daß unser Abguß nicht Kopie Ihres Originals ist, so würde ich mir die weitere Bitte erlauben, uns durch Ihren Modelleur einen Abguß des letzteren anfertigen zu lassen."

In dem mir hierauf zugegangenen Antwortschreiben Steinbrechts (11. März 1916) heißt es: „Inzwischen begegnete ich bei der Bearbeitung der hinterlassenen Blellschen Aufzeichnungen der Nachricht, daß Schötel Schlossermeister war in Königsberg und zuletzt in Creuzburg lebte, was ich auch Kossinna ergänzend mitteilte. Seinen Sammlungsbestrebungen und wissenschaftlichen Auffassungen werden schon bedeutende Mängel angehaftet haben. Zu dem Abformen Eisen zu nehmen, ist vielleicht seiner Idee entsprungen. In jenen Jahren hielt man viel vom Eisenguß. Der Abguß stimmt aufs beste mit dem Blellschen Original überein, gibt aber in der Art der Oberfläche, in der Feinheit und Schärfe der Gliederungen das Original schlecht wieder. Vielfach ist da der Abguß nachher stark überarbeitet und zwar gerade an den wichtigsten Stellen: So sieht man nichts von den Stellen oder Resten der Klingennieten und von der ursprünglichen Beschaffenheit der Stelle, wo unten am Griff die Endigung der Angel heraustrat: An der Stelle ging beim Abguß eine Gußnaht durch, die dann weggefeilt und mit der ganzen Fläche glatt gearbeitet ist. Das Blellsche Original ist überaus schön instand, und offenbar sind die vier Nieten zur Klingenbefestigung eingefügt, ohne irgend dem Befund an dieser Stelle zu nahe zu kommen. An der unteren Knauffläche erkennt man am Original noch die Größe und Beschaffenheit des Angellochs; das von Blell mit der Klinge zugefügte Angelende füllt die ursprüngliche Öffnung in dem Knauf nicht ganz aus und ist wohl dem Braunsberger Fund nachgebildet. Das Loch — seitlich — in der Schale des Abgußes ist nachträglich hineingestoßen. Das Original ist an dieser Stelle unversehrt.

Die sehr schöne Beschaffenheit des Griffes hat offenbar Blell gereizt zu einer Vorführung eines vollständigen Bildes von dem Schwerte, denn Blell hatte ein ausgesprochenes Empfinden für die Schönheit eines Waffenstückes und hat nie seine Auffassung verleugnet, daß man diese in einer Waffensammlung dem Beschauer verdeutlichen bzw. durch Nachbildung oder Ergänzung vorführen müsse — nicht immer ist das der Altertumswissenschaft zu Dank geschehen. Dennoch ist bei diesem wie bei jedem derartigen Stück seiner Sammlung die peinlichste Respektierung des Originals einerseits, sowie die Kenntlichmachung des Bereiches der Ergänzung zu beobachten. Die Achtung des Befundes ging ihm doch noch über die Schönheit der Sache. Man ist ihm da nicht immer in der Beurteilung gerecht geworden.

Digitized by Google

Ich werde Ihnen, weil Sie in diesem Falle gewiß großes Interesse an dem eigenen Vergleich haben, das Blellsche Schwert zuschicken, sobald der Postverkehr gute Sicherheit bietet."

Nachdem ich das Schwert erhalten hatte, unterzog ich sein Verhältnis zum Königsberger Abguß einer eingehenden Prüfung und berichtete über ihre Ergebnisse an Herrn Steinbrecht wie folgt [1]):

I. A ist etwas länger als der Griff von B, während B und C in der Grifflänge einigermaßen übereinstimmen.

II. A und der Griff von B schneiden unten verschieden ab [2]), C steht A näher.

III. Eine der Antennen von A zeigt unten einige kleine Gußfehler; B nicht. Dagegen enthält der untere Rand des Knaufs von B unter der Angel einige feine Querstriche, die A fehlen, C aber gehabt haben kann.

IV. Blell hat in den von Schötel gekauften Griff eine neue Klinge eingesetzt. Die Verbindung beider Teile ist, wie es nicht anders sein konnte, durch Nieten bewirkt. Hat Blell zu diesem Zweck Nietlöcher hergestellt?

Wenn ja, so fehlte dem Schötelschen Griff (B) etwas sehr wesentliches, und er kann nicht Teil eines alten Schwertes sein [3]).

Wenn nein, wenn also die Nietlöcher vorhanden waren, ist A nicht Abformung von B oder überhaupt eines alten Originals, da es keine Spur von Nietlöchern enthält.

V. Die Patina der Nieten von B stimmt zu der sonstigen Patinierung des Griffs von B, und da die Nieten jung sind, ist sie also künstlich. Demselben Verdacht unterliegt aber auch die Patina des Griffes und zugleich kann ich nicht verhehlen, daß sie mir mehr auf Messing, als auf Bronze hinzuweisen scheint. Hierin müßte man Gewißheit zu gewinnen suchen.

VI. Zwischen den Antennen von B befindet sich ein geriffelter Zapfen. Einen solchen besitzt auch C, und es ist ganz klar, daß er hier die Spitze der Angel ist, die durch ein Loch der Knaufplatte bis in den Knick des die Antennen verbindenden Steges geschoben und infolge der Vernietung von Griff und Klinge unbeweglich wurde. Ein auffallender Umstand, der dabei zu berücksichtigen ist, wird unter IX zur Sprache kommen.

---

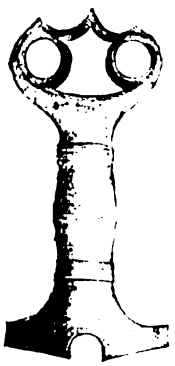
[1]) Mit A ist der Königsberger Abguß, mit B das Blellsche Schwert in der Marienburg Nr. 101, mit C das Antennenschwert aus Braunsberg im Prussia-Museum (siehe meine Bronze-Analysen, S. 21, Abb. 20) bezeichnet.

[2]) Nämlich: der gerundete Ausschnitt in der Parierstange ist bei A etwas mehr nach unten gezogen, als bei B, und infolgedessen haben die von seinen Enden ausgehenden Ränder eine steilere Richtung als bei B.

[3]) Dieser Satz bedarf einer Einschränkung. In meiner oben erwähnten Abhandlung (Mannus 9) habe ich S. 174ff. den Doppelguß und den Überfangguß von Bronzeschwertern der Periode V der Bronzezeit behandelt, wobei Griff und Klinge ohne Nietung miteinander verbunden sind; vgl. dort auch die Abbildungen S. 173f. und Taf. XVII, 12. G. Kossinna.]

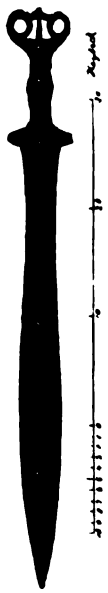
Digitized by Google

Bei B springt das geschilderte Verhältnis aber nicht in die Augen. Sie schreiben: „An der unteren Knauffläche erkennt man am Original noch die Größe und Beschaffenheit des Angellochs; das von Blell mit der Klinge zugefügte Angelende füllt die ursprüngliche Öffnung mit dem Knauf nicht ganz aus und ist wohl dem Braunsberger Fund nachgebildet". Ich kann das nicht erkennen und bemerke, daß das Angelende von C an der Basis im Durchmesser



A
Prussia-Museum,
Königsberg.

B
Samml. Blell,
Marienburg.



C
Braunsberg,
Prussia-Museum, Königsberg.

7½ mm und das von B 6 mm hat. Das betreffende Loch von C läßt der Angel einen nur geringen Spielraum und ist rund, während das, was Sie als ursprüngliches Loch von B anzusehen scheinen, ein unregelmäßiges Oval von verhältnismäßig erheblicherem Umfang gewesen wäre. Daß Blell nach dem Vorbild von C gearbeitet habe, ist mir deshalb nicht glaublich. Ein rundes Loch von beliebigem Durchmesser herzustellen, wäre ja nicht schwer gewesen.

Ich kann mich aber überhaupt nicht überzeugen, daß in die Knaufplatte von B ein Loch gemacht, und der das Angelende vertretende Zapfen

Digitized by Google

hindurchgeschoben ist. Vielmehr scheint mir der Griff von B im ganzen gegossen zu sein und der Zapfen nur ornamentalen Wert zu haben. Ist das richtig, so stände der Griff von B mindestens auf einer jüngeren Stufe als der von C.

VII. Alles in allem genommen neige ich zu der Annahme, daß der Griff von B eine Fälschung ist, deren Verfertiger ganz äußerlich einem Vorbilde folgte. Und ebenso scheint es mir um A zu stehen, das aber nicht nach B gearbeitet, sondern davon unabhängig ist. Außer I, II, IV kommt hierbei das Fehlen von Loch und Angelende in Betracht. Eine wirkliche Kopie müßte beides aufweisen.

VIII. A und B stehen dem Braunsberger Schwerte (C) überaus nahe, und wie meine Nachweise Bronze-Analysen S. 22 ergeben, ist C von äußerst seltener Form. Es wäre sehr auffallend, wenn dieselbe durch zwei ostpreußische Originale (B und C) vertreten wäre. Berücksichtigt man aber neben vorher gesagtem, daß C früher als A und B bekannt geworden ist, und liest man Prussia-Berichte 1880/81, S. 90.

> ... „Schötel...eines Mannes, der in nicht ungeschickter Weise einen Streithammer des 15. Jahrhunderts dreizehnmal nachgearbeitete und der Prussia nicht freundlich gesonnen war, weil sie sein Verhalten in bezug auf Verkauf von Altertümern nicht gutheißen konnte"

so erhebt sich der dringende Verdacht, daß Schötel sowohl A wie B nach C hergestellt hat, an dessen Echtheit kein Zweifel aufkommen kann (vgl. auch die Analyse seiner Bronze). — Die Fundstelle von B kann hierin nicht beirren, da die Fundumstände unbekannt sind, und A ist, wie ich früher mitteilte, im Jahre 1884 ohne besondere Angabe mit einigen Raritäten gekauft.

IX. Über C bemerkt das Inventar der Prussia I, S. 21, Nr. 52: „Das bronzene Heft mit Gewalt abgebrochen". Daß dies Schwert zerbrochen in das Museum gekommen ist, obgleich es nach einem Bericht über seine Auffindung im Braunsberger Kreisblatt [1]) der Erde heil entnommen zu sein scheint, wird dadurch bestätigt, daß Klinge und Heft gesondert haben gewogen werden können (Bronze-Analysen S. 21, Anm.). Wie der Bruch beschaffen war, ist heute nicht mehr zu erkennen, denn die einzigen Schäden des Schwerts bestehen darin, daß aus einer Hälfte der Parierstange beiderseits unter den Nieten — es sind ihrer im ganzen 4 — ein Stückchen ausgebrochen ist und nach der Patina (Moorpatina) zu urteilen, sind die Verletzungen alt. Vermutlich sind also die Nieten — obgleich sie sich nicht von dem übrigen Schwert unter-

[1]) Dieser Bericht wird ergänzt durch ein Schreiben des Herrn Höpfner vom 15. September 1851 (in den Prussiaakten), worin es heißt: „obschon sich dort kein Berg befindet, und das Land sich nur nach der geringen Höhe vom Dorf Schilgehnen neigt, so nennt man die Gegend doch den Fuchsberg. Die Waffe hat etwa 2 Fuß tief in Moorerde gelegen und wiegt mit dem Heft 1 Pfund 20 1/2 Lot". (Die Gewichtsangabe 2 Pfd. 20 1/2 Lot im Braunsberger Kreisblatt ist also ein Druckfehler. Das heutige Gewicht beträgt im ganzen 795 g.)

Digitized by Google

scheiden — neu, und höchst wahrscheinlich ist die Zusammensetzung durch Schötel vorgenommen, denn nach Heydeck, a. a. O., S. 128 ist sie schon 1851, also gleich nach der Auffindung erfolgt, und Schötel war anfangs mit der Aufsicht über das Antiquarium der Prussia betraut. Als ganzes Stück zeigt sich das Schwert denn auch in einer kleinen unausgeführten Zeichnung, welche sein Inventarisator (Hagen) bei seiner Eintragung ins Inventar gemacht hat. Aber, wie bemerkt, ist diese Zeichnung nicht ausgeführt. Es fehlt in ihr eine Andeutung der erwähnten Ausbrüche und der Nieten, und wenn dies auch mit der Kleinheit dieser Züge entschuldigt werden kann — es fehlt in ihr auch das Angelende, und dies kann nur als Flüchtigkeitsfehler angesehen werden. Hierdurch wird es aber verständlich, weshalb auch A dieses wesentlichen Bestandteiles ermangelt: Sein Verfertiger wird unter dem Einfluß der Zeichnung gearbeitet haben, und da sie ihn auch auf ein Angelloch nicht hinwies, fehlt auch dieses in seinem Abguß. Da er in Eisen ausgeführt ist; sollte er übrigens wohl nur ein Versuch sein, und da er sich geschäftlich nicht anders verwerten ließ — wenigstens nicht in Königsberg, wo man das Bronzeoriginal kannte — kam er in den Trödel, aber er war immerhin so gut gelungen, daß sein Verfertiger eine Bronzekopie wagen zu dürfen glaubte und sie hat er denn, so nehme ich an, nach vorheriger Vergleichung A's mit dem Original im Anschluß an dieses angefertigt, so jedoch, daß er das Angelende als Teil des Griffs in Guß herstellte — eine Freiheit, die zwar gewagt, aber doch nicht groß genug war, um selbst heute einen ernsthaften Sammler vom Erwerb dieser Kopie abzuhalten.

Aus meiner weiteren Korrespondenz teile ich zunächst mit ein Schreiben vom 26. August 1916:

„Hierbei sende ich Abschrift der Analysen, welche auf Ihre Anregung bewirkt sind.... Ich ließ auch eine Probe von der Klinge entnehmen und untersuchen. Die Klinge halte ich nicht für eine Ergänzung von Blell, sondern von Schötel; hätte Blell sie gemacht, so würde doch in seinen Notizen etwas darüber vorhanden sein. Ich habe den bestimmten Eindruck, daß er dies Schwert als Ganzes erworben hat aus Schötels Nachlaß mit der Auskunft, daß der Griff alt ist — vielleicht ist er auch selbst erst später zu der Lesart gekommen, daß der Griff alt ist, denn die erste Aufzeichnung in der Kladde heißt: 'Bronzeschwert' usw..... Später ist korrigiert: 'Griff eines Bronzeschwerts' usw.

....Steinbrecht."

Die Analysen, angefertigt von Herrn Professor Dr. Reinhard Blochmann (†) in Königsberg, sind in folgendem Bericht enthalten:

Bericht über die Untersuchung von zwei Bronzeproben, welche Unterzeichnetem von der Kgl. Schloßbauverwaltung Marienburg nebst Schreiben vom 23. Juli d. Js. übermittelt wurden. Die Proben bestanden aus Bohrspänen im Gewicht von je ca. 1 g, sie waren von rötlich glänzender Farbe und bezeichnet mit:

Digitized by Google

A vom Griff des Bronzeschwertes Nr. 101,
B von der Klinge des Bronzeschwertes Nr. 101.
Die Untersuchung ergab für Probe

	A	B
Kupfer . . .	89,33 %	86,06 %
Zinn	6,50 %	6,87 %
Zink	2,74 %	3,63 %
Blei	1,18 %	2,69 %
Eisen	0,16 %	0,71 %
Nickel	Spuren [1])	Spuren [1])
	99,91 %	99,96 %

Den Abschluß meiner Korrespondenz mit Herrn Steinbrecht bildet sein nachstehendes Schreiben vom 16. März 1917:

„Daß Sie beabsichtigen den Gegenstand des gefälschten Schwertes der Blellschen Sammlung im Mannus zu behandeln, hat mein größtes Interesse.....

Ich kam nur schrittweise zur letzten Aufklärung: Blell hatte sich über das Schwert mir gegenüber zurückgehalten; während er über andere — freilich namentlich mittelalterliche Waffenstücke nach seiner Art sehr redselig und offenherzlich erzählen und lehren konnte.

Erst durch Professor Kossinna, der genaue Auskünfte erbat, bin ich veranlaßt worden, die Blellsche Kladde, die zu der Zeit gerade in meine Hände gekommen war, zu durchforschen. Nun verfügte ich über drei Momente:

1. Mein Vorurteil, daß Blell (und sein Rüstmeister Wichmann) seine werktätige Hand bei dem Schwert im Spiel hätten.
2. Über die Mitteilungen von Bujack und Heydeck in den Prussiaberichten.....
3. Die schlecht geschriebenen, merkwürdig verbesserten, unsicheren Notizen über den Erwerb des Schwertes bzw. Griffes in Blells Kladde.

Meine Vorstellungen schwankten hin und her. Ich glaubte zunächst, Kossinna zur Vorsicht mahnen zu müssen bei Behandlung dieses Gegenstandes.

Nun kam der Gipsabguß [2]) in der Prussia dazu und die allmähliche Aufklärung über den früheren Besitzer der Stücke. Zum Schluß Ihre Aufklärungen über den Fälscher.

Ich bin nun ganz klar darüber, daß Blell in gutem Glauben erst das ganze Schwert als echt gekauft hat, dann — nach Auftauchen des Griff-Abgusses — sich und seine Kladde verbessert hat. Aber seine Ansichten sind viel-

[1]) Weniger als 0,1 %.
[2]) So! lies „Griffabguß".

Digitized by Google

leicht auch betreffs des Griffes schon etwas ins Wanken gekommen. Er hat also zum Schluß das Schwert als einen unheimlichen Gast in seiner Sammlung angesehen. Auf den Grund zu kommen, das hat ihm die Unruhe seiner letzten Jahre unmöglich gemacht. Das Rätsel wäre so weiter geschleppt und hätte Biell und seine Sammlung bei uns in einen unheimlichen Verdacht gebracht, als Fälscherstätte oder als Stätte der Hehlerei.

In dieser Hinsicht begrüße ich es mit großer Freude und Genugtuung, daß Sie in scharfsichtiger Sichtung der Nachrichten und minutiöser Untersuchung der Gegenstände hineinleuchteten in das dunkle Gewirr und doch die Wahrheit in Klarheit dargestellt haben."

Verglichen mit der Analyse des Braunsberger Schwertes und überhaupt des Metalls der ostpreußischen bronzezeitlichen Bronzen (vgl. meine Bronzeanalysen, S. 103, Tab. A und B) lassen die obigen Analysen keinen Zweifel, daß die zu dem Biellschen Schwerte benutzten Legierungen modern, oder durch Einschmelzen nachchristlicher Bronzen gewonnen sind.

A. Bezzenberger.

Digitized by Google

Römisches in Paderborn.

(Paderborn an der Lippequelle, bei dem Zusammenfluß von Alme und Lippe, als Helison-Lippe-Drususcastell und Tiberius-Winterlager: ad caput Lupiae fluminis, auf dem limes Tiberii, in der Limitation Trier-Vetera-Paderborn?)

Von Konstantin Koenen, Godesberg a. Rh.

Mit 1 Abbildung und 1 Karte im Text.

Bekanntlich berichtet M. Velleius Paterculus, ein römischer Geschichtsschreiber aus der ersten römischen Kaiserzeit, der als Tribun mit Gaius Caesar den Orient, mit Tiberius als praefectus equitum und Legat Germanien durchzog, ein Mann der sich besonderer Gunst des Kaisers Tiberius erfreute, daß Tiberius nach seinem germanischen Feldzug im Jahre 4 nach Chr. an der Quelle der Lippe — das überlieferte „Juliae" hat man längst in „Lupiae" verbessert — ein Winterlager erbaut habe: ad caput Lupiae fluminis hiberna digrediens princeps locaverat. Man hat das Lager „ad caput Lupiae" bisher meist bei Elsen oder Neuhaus gesucht. Dafür schien zu sprechen: die „sprachliche Identität" der Namen Elsen und Aliso (vgl. Adrana = Eder, Amisia = Ems) und die Lage von Neuhaus an der Einmündung der Alme, ihres größten Nebenflusses, in die Lippe. Mir schien es von vornherein sehr unwahrscheinlich, daß die Römer ein solch niedrig gelegenes, wasser- und sumpfreiches, von der Paderborner Hochebene beherrschtes Gelände, zu der Errichtung eines Winterlagers bestimmt haben sollten. Das vorher benutzte römische Winterlager in Vetera (Xantener Fürstenberg) und das von Moguntiacum (Hochebene bei Mainz) lagen ja auch, wie später das Legionslager von Novaesium (Neußer-Feld bei Grimlinghausen) und das von Bonn (Kölntor bei Bonn), ganz entschieden an beherrschender Stelle. So fand sich auch bei den von Geheimrat Dr. Dörrenberg in Soest mit allem Eifer sachlich vorgenommenen wiederholten archäologischen Nachforschungen in der Ecke, wo die Lippe und die Flüsse Alme und die Pader zusammenfließen, nichts Römi-

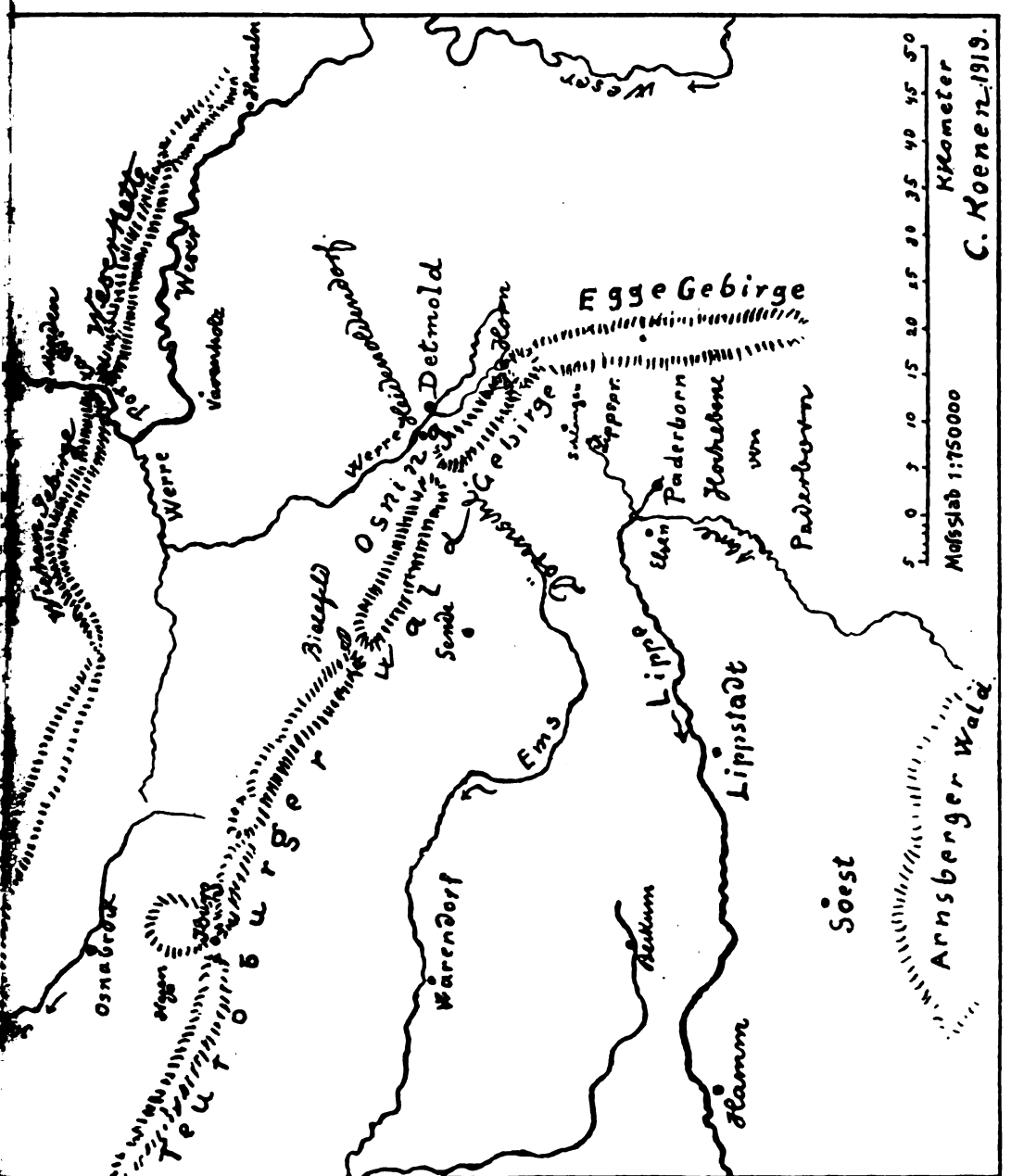
Digitized by Google

sches [1]). Sicher setzen jedoch Grabenreste und Urnenfunde im Riemeker Felde und in Elsen gefundene germanische Leichenbrandurnen das Vorhandengewesensein einer älteren einheimischen Besiedlung dieser Niederung voraus. Es wurden daselbst auch sächsisch-germanische Kulturreste der Zeit um Karl

[1]) Die leichter gebrannte, schwarz geschmauchte, recht kräftig profilierte schöne Urne ist nach der Fundnotiz des Paderborner Museums „von Professor Giefert am Schützenplatz bei Paderborn" gefunden worden. Dieselbe entstammt einer Technik und einem Formenkreis, welche unter massiliisch-griechischem Einfluß in der Endperiode der Hallstätter oder früheren Latène-Keramik zuerst auftreten (vgl. Tischler in den Schriften d. Physik. Ges. i. Königsberg, Jahrg. 29, 1888, Taf. I, Fig. 15) und sich fortsetzen bis in die erste römische Kaiserzeit hinein in der bekannten schwarz geschmauchten Latène-Ware (vgl. Koenen, Gefäßkunde VIII und IX, 10, 12, 15 und 17, dazu S. Löschke, Mitt. d. Altertumsk. f. Westfalen V, Typ. 83). Die Urne ist noch heute mit Leichenbrandasche gefüllt. Der von Hähnle (Mitt. d. Ver. f. Gesch. u. Altertumsk. Westf. in seinem Aufsatz: Westf. Altertumssammlungen, S. 3) als von derselben Fundstelle herrührend bezeichnete Henkelkrug Fig. 2 ist nach seiner Fundnotiz im Jahre 1854 vom Ökonomen Schmale „bei der dicken Linde" gefunden. Dieser Krug ist in die frühe römische Kaiserzeit zu setzen (vgl. Koenen, Gefäßkunde, Taf. XI, 23—29 das was ich zur Unterscheidung frührömischer Henkelkrüge von den späteren veröffentlicht habe). Dazu S. Löschke, Heft 5, S. 223, 2; zu vgl. die Halterner Henkelkrüge a. a. O., S. 225, Abb. 24 und a. a. O., Heft 2, S. 157, 17, sowie S. 158, 18. Den kleineren römischen Henkelkrug Abb. 3, der rötlich überzogen ist, vermag ich von der gleichartigen frührömischen Ware nicht zu trennen. Die Fundstelle dieses Gefäßes liegt in der Höhe des über Ringelsbruch nach Paderborn führenden „Hellweges". Da wo dieser alte Weg die Alme überschreitet, sieht man ein trockenes Flußbett. Das heißt dort „An der trockenen Alme". Weiter auf Paderborn zu schließt sich daran an ein Gebiet, das wird genannt „Im Balhorner Feld". „Im Balhorn an der trockenen Alme 1846" so lautet die Fundnotiz der noch heute mit Knochenasche gefüllten römischen Urne Abb. 5 meiner Skizze. Es ist die landläufige Gestalt des frührömischen Aschentopfes. Ich habe dieselbe Form Gefäßkunde XI, 19 besprochen. Ritterling hat Mitt. d. Altertumsk. f. Westf. II, Taf. XXXVI, 18 das charakteristische Profil der Vasenlippe aus dem Inventar der augusteischen Haltener Kulturschicht wiedergegeben. Auch G. Löschke kennt diese Form aus dem augusteischen Haltern (Profil S. 103 6b und 7). Gleichartig ist auch die von mir Gefäßkunde XII, 2 und 3 abgebildete Urnenform. S. Löschke, Mitt. XV, 94 hat ähnliche Typen abgebildet. Zwischen der Asche lagen die im Paderborner Museum ausgestellten Perlen Abb. 4 und 6 meiner Skizze. Die gerippte Perle fehlt selten in römischen Militärstationen der Kaiserzeit. In einem frührömischen Grabe bei Bonn (Witterschlick) wurde laut Bonner Prov.-Mus.-Inventar, Nr. 19147a, dieselbe Perle gefunden, die, wie zahlreiche Funde verdeutlichen, zum römischen Waffenschmuck gehört. Die andere, Abb. 6, ist eine mit buntfarbigem Auge versehene Schmelzperle. Dr. Hähnle kennt außer Abb. 2 als Paderborner Fund und die im Paderborner Museum befindliche mittelkaiserliche, also für unsere Frage nicht mehr in Betracht kommende Sigillataschüssel mit Reliefschmuck (des Typus Koenen, Gefäßk. XVI, 22 = Dragendorf III, 37) aus Büderich. Das sind nach seiner Auffassung „Gefäße, die durch den Handel in das freie Germanien gekommen sind". — Meines Erachtens läßt sich das so ohne weiteres nur für die Büdericher Sigillataschüssel behaupten; denn in der Zeit der Anfertigung dieser Vase stand kein römisches Heer in der Paderborner Gegend. Die übrigen Funde sind möglicherweise Reste römischer Leichenbrandgräber augusteischer Zeit, welche von kenntnislosen Arbeitern nur bei zufälligen Grabungen angeschnitten und nur in einzelnen Teilen des Grabinventars erübrigt wurden. Bei planmäßigen Grabungen kann dort Grab an Grab sich reihend, gefunden werden.

Digitized by Google

dem Großen bloßgelegt. Diese Funde lassen es höchst unwahrscheinlich erscheinen, daß eine im Bereich der Alme und des heutigen Elsen befindlich gewesene einheimische Ansiedlung römischer Zeit einen anderen Namen als



Digitized by Google

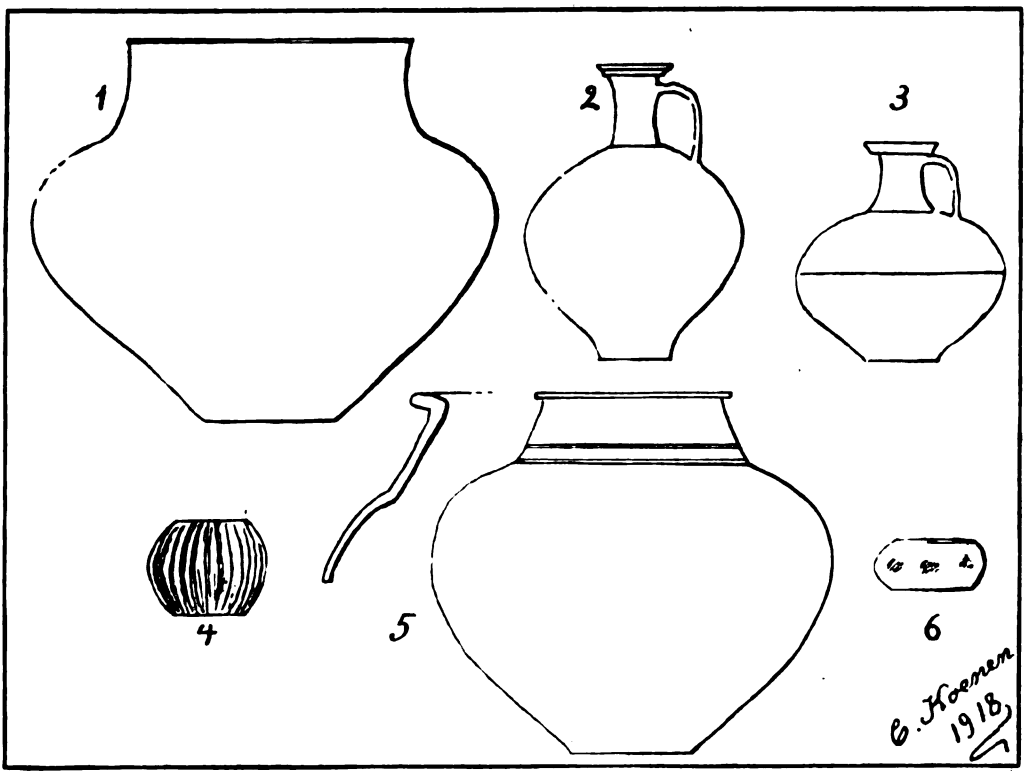
„Aliso" gehabt hat. Daß der Flußname „Alme" mit diesem Ortsnamen zusammenhängt, ist sprachlich nicht gut möglich. Schon vor Jahren führte das Ergebnis einer mit dem Bonner Universitätsprofessor Dr. Frank von mir geführten Korrespondenz zu dem Schluß, daß möglicherweise Dio ein heutiges Eller unter dem Namen „Helison" bezeichnet haben kann[1]). Wenn nun Dio (54, 33) von einem Kastelle spricht, welches Drusus im Jahre 11 vor Chr. am Einfluß des Helison in die Lupia (Lippe) als Stützpunkt der Operationen gegen die Germanen errichtete, dann kann hier die meines Erachtens strategisch nahe liegende Erscheinung vorliegen, daß das Winterlager an derselben Stelle von Tiberius angelegt wurde, wo früher schon Drusus ein Kastell baute und zwar nach obiger Darstellung: bei Aliso an strategisch passender Stelle an der Lippequelle wo Alme und Lippe sich vermischen. Aliso war kein geschlossener Ort, sondern es mußte nach germanischer Weise weit ausgedehnt gelegen haben. Bisher hat man einfacherweise angenommen, die heutige Lippequelle, Lippspringe, sei auch die von den Römern überlieferte Lippequelle gewesen. Man erwog nicht, daß die Alten mitunter einen Nebenfluß für den Quellfluß hielten (vgl. Schulten, Arch. Anz. 1914, S. 315). Die aus 198 Felsöffnungen so mächtig aufsprudelnden, im Sommer kühlen, im Winter warmen Paderspränge in der heutigen Stadt Paderborn unter und an der Nordseite des Domes, vermochten dem Römer, dem Verehrer schöner Quellen, ganz anders zu imponieren als Lippspringe. Und bei einem Verfolge des Lippelaufes von Westen nach Osten erschien diese Pader auch ihrer Richtung nach eher der Quellfluß zu sein als die Flußstrecke Neuhaus-Lippspringe. Auf mein diesbezüglich dem Paderborner Forscher Professor Dr. Alois Fuchs Mitgeteiltes, antwortete dieser u. a.: „Ihre Mitteilungen sind mir sehr interessant. Daß die Römer die Paderquellen als Lippequellen aufgefaßt haben können, ist schon aus dem Grunde sehr einleuchtend, weil die Pader das bedeutendere Quellensystem hat und beim Zusammenfluß mit der Lippe dieser an Stärke nicht nachsteht. Es ist eigentlich auffallend, daß nach dem Zusammenfluß der Name Lippe bleibt. Dies erklärt sich aber wenn die Römer die Pader als Lippe nahmen". Geschah dieses, so war Paderborn die strategisch

[1]) Daß schon nach der lautlichen Beurteilung der hier heranziehbaren Formen ein naher Zusammenhang zwischen Else und Eller an sich möglich ist, würde allein schon der gleiche Wechsel beim Namen der Erle (Baum) beweisen: ahd. (erila und) elira, niederd. eller, niederl. els, die aus alisa und aliza entstanden sind. Vorauszusetzen wäre, daß der Flußname Eller früher auch nur ein l gehabt habe, was ich nicht weiß, was aber, auch nach der Analogie des Baumnamens, sehr wohl möglich ist. Es bleiben aber bei Aliso usw. sehr beträchtliche Schwierigkeiten in den Vokalen, besonders das Verhältnis der beiden alt überlieferten a und e, deren bisherige Beurteilungen eigentlich nur willkürlich sind. Man vergleiche Müllenhoff, Deutsche Altertumskunde 2, 223f. und bei Hoops, Reallexikon der Germ. Altertumskunde 1, 60. An letzter Stelle ist auch bereits Aliso mit dem Flußnamen Eller in Zusammenhang gebracht worden.

Digitized by Google

wie historisch passende Örtlichkeit für das überlieferte Alisokastell sowohl als auch für das Winterlager des Tiberius [1]).

Wir wissen nicht, wieviel Truppen Tiberius in seinem Winterlager zurückließ. Es ist aber wahrscheinlich, daß er den wichtigen Platz, die Zwingburg des eben unterworfenen Landes, mit zwei Legionen besetzte. Zwei Legionen lagerten ja auch in dem vorherigen Winterlager der Legionen bei Xanten. Durch die archäologischen Bestimmungen von Zweilegionslagern in Spanien



Funde aus der Paderborner Gegend.

und Deutschland hat sich der von Nissen bereits in seinem Buche Templum S. 35 bestimmte Umfang des polybianischen Zweilegionslagers, ein Quadrat

[1]) Auch die große Bedeutung, welche Paderborn nach den Aufzeichnungen Prof. Schneiders als Kreuz- und Treffpunkt von „vorrömischen und römischen Handels- und Heerstraßen" hat, gehe ich hier nicht ein, ebensowenig auf Vermutungen von vielfach durchaus begründeter Art wie sie in dem fleißigen, anregenden Schriftchen von Adolf Viedenz (Neue Beiträge zur Geschichte der Stadt Geseke, 1. Teil. Eberswalde 1899) in bezug auf die Topographie Paderborns zu lesen sind, wo es kurzweg heißt: In Paderborn sind unzweifelhaft Reste einer Römerfestung von bedeutender Ausdehnung vorhanden.

Digitized by Google

von 636 m Seite, bestätigt[1]). Der ältere Mauereinschluß von Paderborn bietet diesen Raum in seiner die weite Talebene beherrschenden Lage. Ziemlich genau so weit von der Alme oder von dem besprochenen Orte Elsen mit seinen einheimischen Kulturresten wie das Standlager Novaesium von dem einheimischen Orte Neuß (Novaesium, nach dem das Lager benannt wurde), liegt Paderborn. Soweit reichen auch die Militärwinterlager der Römer Moguntiacum und Vetera ab von den einheimischen Orten Mogontiacum (Mainz) und Vetera (Birten oberhalb Xanten). Diese Trennung der Soldaten von den Zivilisten der Orte war in der ersten römischen Kaiserzeit militärischer Zwang.

Man hat dazu auch nicht beachtet, daß bereits im Jahre 1854, auf dem außerhalb der Mauern Paderborns gelegenen Schützenplatz, der Abb. 2 dargestellte Henkelkrug gefunden wurde, der vielleicht auf ein dort von kenntnislosen Arbeitern angeschnittenes römisches Gräberfeld der ersten römischen Kaiserzeit weist; denn der Krug gehört in die erste römische Kaiserzeit in der jene Militäranlagen bestanden. Am „Schützenplatz in Paderborn" wurde auch die mit Leichenbrand gefüllte schwarz geschmauchte Urne, Abb. 1, ausgegraben. In der Nähe des über Ringelsbruch nach Paderborn führenden „Hellweges" hat man den Abb. 3 vorgeführten frührömischen Henkelkrug zutage gefördert. Sodann fand man auch „im Balhorn an der trockenen Alme" die Abb. 5 skizzierte Xantener, mit Knochenasche gefüllte römische Urne. Das Gefäß enthielt außer der Latène-Perle, Abb. 6, die geriefte grünglasierte Soldatenrüstschmuck-Perle Abb. 4, wie eine solche auch in einem linksrheinischen Römergrabe lag. Diese Gegenstände befinden sich im Paderborner Altertumsmuseum. Bei dem über Paderborn, Neuhaus, Thune nach dem Teutoburger Wald in das Werretal führenden alten Straßenzuge ist ein im Paderborner Museum ausgestellter römischer Getreidemahlstein, aus Lava gemeißelt, gefunden worden. Es fehlt also auch nicht in diesem Bezirk an römischen Kulturresten. Die auf verständige Anregung der Römisch-germanischen Kommission in Frankfurt a. M. im Auftrage der Altertumskommission für Westfalen erfolgte „Umschau nach römischen Kulturresten augusteischer Zeit in den Museen und Privatsammlungen Westfalens" (vgl. Mitt. d. Ver. f. Gesch. u. Altertumsk. Westf.: Westf. Altertumssammlungen, S. 3) bedarf einer Revision und Ergänzung. Jene Umschau kann nur ohne die für eine solche erforderliche Erfahrung erfolgt sein; denn der Beauftragte kennt nur den Henkelkrug Nr. 2 und einen der mittleren römischen Kaiserzeit angehörenden mit Reliefschmuck versehenen Sigillatakumpen aus Büderich[2]).

[1]) Das „claudische" Xantener Lager ist nach Lehner, Bonn. Jahrb. 119, 2. u. 3, S. 237, zu einem Rechteck umgestaltet, dessen Länge die Breite um 1000 p übertrifft; es hat 632 × 932 = 59,28 ha Flächenraum.

[2]) Auf besonderen Wunsch von Geheimrat Dr. Dörrenberg in Soest habe ich im Herbst 1915 mit mehreren Grundarbeitern, denen als Vorarbeiter der durch seine Reichs-

Digitized by Google

Zu weiterer Beachtung möchte ich noch eine weitere Tatsache warm empfehlen.

Der verstorbene Universitätsprofessor Geheimrat Dr. Nissen bemerkte nämlich einmal: „die Einsicht, daß die Ortsforschung an die Schriften der Feldmesser anknüpfen müsse, werde sich vielleicht in der Zukunft Bahn brechen". Von welchen Gesichtspunkten ist aber das neu eroberte Gallien und das römischerseits besetzte rechtsrheinische Land Germaniens vermessen worden? — Ich finde eine geradezu verblüffend auffällige diesbezügliche Erscheinung! Ziehe ich nämlich von der hypothetisch angenommenen tiberianischen Zweilegionswinterlagerstätte im heutigen Paderborn eine Linie von Osten nach Westen, dann deckt sich diese mit dem Kardo Maximus des vom Bonner rheinischen Provinzialmuseum aufgedeckten sog. „Claudisch-neronischen Zweilegionswinterlagers" von Vetera (auf dem Fürstenberg bei Xanten-Birten). Militärisch selbstredend muß die kürzeste Verbindung zwischen den beiden wichtigsten römischen Offensivfestungen am Niederrhein als bedeutendste militärische Verkehrsbewegungslinie zwischen den beiden Waffenplätzen durch eine Waldschneise, das ist durch einen „Limes", und zwar da Tiberius es war, der das erste und das einzige rechtsrheinische Truppen-Winterlager errichtete, durch einen Limes des Tiberius hergestellt worden sein. Ein solcher „limes a Tiberio coeptus" wird von Tacitus, Annalen I, 50, genannt; er durchschnitt die Caesia silva (vgl. Gebert und dessen Literaturangabe in dem Bonner Jahrb. 119, S. 188), deckte sich somit mit unserer West-Ostlinie, die den Weseler oder Häserwald durchschneidet. Ziehe ich von der so gewonnenen Limeslinie von Osten nach Westen auf der Linie des Decumanus Maximus des genannten Xantener Zweilegionslagers eine Linie

limesausgrabungen bekannte, trefflich beobachtende Herr Sackert diente, sowohl in Elsen als auch in Neuhaus an strategisch passenden Stellen bis auf den Urboden hinabreichende Versuchsgräben gezogen und auch die umliegenden Ländereien oberflächlich abgesucht. In Elsen ließ ich im Bereich der alten Burgreste Grabungen vornehmen. Im Orte Neuhaus, wo die Alme in die Lippe mündet und auch die Pader aufnimmt, gruben wir in dem bis zu 100 m über NN reichenden nordwestlichen Teil, wo der Schloßgarten und die freien Stellen zwischen den Schloßbauten selbst Raum zu Versuchsgrabungen boten. Wie hier von der Militärbehörde, so wurde mir auch von der Ortsvertretung in Neuhaus das größte Entgegenkommen zuteil. Man gestattete mir sogar auf dem schönsten, höchstgelegenen Punkte von Neuhaus, nämlich vor dem Kirchhofmauereingange auf dem Marktplatze Gräben zu ziehen. Wir gruben auch im Hospitalgarten, wo Dörrenberg, bei früher von ihm vorgenommenen Grabungen, alte mit Eisenschuh versehene Eichenpfähle bloßgelegt hatte. Auf besonderen Wunsch Dörrenbergs nahmen wir sogar unter Beihilfe des Herrn Unternehmers Distelmeyer aus Elsen förmliche Baggerarbeiten im Schlammboden von Neuhaus vor. Herr Distelmeyer grub öfters auch schon früher im Schloßbereich von Neuhaus, wo Dörrenberg Alisо vermutete wie ja auch der mit dem Topographischen dieser Gemarkung zu wenig vertraute Mommsen. Allein weder bei den früheren noch bei unseren Ausgrabungen wurden bisher irgendwelche Spur römischer Kultur angetroffen. Auch die zahlreichen im Laufe der Jahre von der Militärbehörde ausgeführten Erdarbeiten haben kein einziges römisches Fundstück ergeben.

Digitized by Google

genau von Norden nach Süden, dann trifft diese die Hauptstadt der Römer augusteischer Zeit nämlich Augusta Trevirorum (Trier). Es scheint hier somit eine Zenturiation gleich der des von Schulten (Feldmesser S. 30ff. dazu Taf. VI) ausführlich behandelten ‚Ager Campanus' vorzuliegen; maß man von Süd nach Nord und rechtwinklig von dieser Linie nach Osten und geradwinklig nach Westen, so hatte man das einfachste Verfahren, jeden Ort übersichtlich genau aufzunehmen, einzutragen, dessen Entfernung zu bestimmen und abzulesen, kurz: die beste Landkarte.

Es liegen somit jedenfalls recht auffällige Gründe vor, nach denen die Möglichkeit, daß das „erste und einzige römische Winterlager" und auch das diesem nachfolgende Aliso-Kastell, welches bei der Varianischen Katastrophe eine bald vorübergehende Rolle spielte, auf der Baustätte des heutigen Paderborn lagen, eine ziemlich große ist. Hier hat man daher den Spaten einzusetzen, auf dem Schützenplatz, dem Fundort frührömischer Keramik, und auf dem Domhügel von Paderborn. Darin, so darf ich mitteilen, stimmt Universitätsprofessor Dr. Adolf Schulten-Erlangen mit mir überein. In Paderborn ist zum Glück trotz der Bebauung Raum genug zum Graben vorhanden. Die Frage, ob dort ein römisches Lager gelegen hat, kann sicher entschieden werden, so gut wie bei Haltern und Oberaden — Funde können nicht fehlen, erst recht nicht, wenn es Aliso war. Möchten Interessenten privater Art die dazu erforderlichen Mittel, welche von staatlich berufener Stelle flüssig zu machen ich vergeblich versucht habe, stiften, um durch den Spaten recht bald die Entscheidung zu bringen.

Nachtrag.

Strabo-Lippeunterlauf. — Rheinteilung. — Drususkanalisation am Niederrhein. — Lippemündung Xanten gegenüber, dazu Mela. — Aufgabe und Verfall des Drususkanales. — Deichenbau des Drusus. — Zum Quellenfluß Yssel, dessen Beziehung zum alten Lippelauf und Drususkanal sowie dritten Rheinarm. — Hel und Helison am Eltenberg? — Helisonkastell ist hier nicht Aliso. — Drususkastell auf dem Eltenberg. — Römische und fränkische Funde auf dem Eltenberg. — Fränkisches Kastell der Hamaland-Gaugrafen.

Die heutigen Verhältnisse auf die früheren übertragend, verkannte man in der Tat auch den ganzen Unterlauf der Lippe. Man verwies auf Mela (de chorogr. 3, 30), der die Lippe in den Rhein münden läßt. Auch an die Lage des Winterlagers Vetera wurde erinnert: gegenüber der Lippemündung. Allein, zunächst fand ich im Archiv der Strombaudirektion in Koblenz, in dem dort lagernden Plan von Jordan von der Weyhe noch eine Lippe-

Digitized by Google

strecke unterhalb Flürens als „verlendeten alten lipstrangh" aufgezeichnet, begleitet ist dort die Lippe von „Den korten Dyk". Man sieht deutlich, daß dort die Lippe in ihren, nach dem Rhein hin reichenden Ausbuchtungen von dem sich mehr und mehr nach Wesel und Flüren zu wendenden Rhein abgeschnitten worden ist. Bei Deichbrücken und Hochwasserständen strömt das Rhein- und Lippewasser im Verfolge der heutigen Wild auf Elten zu. Von Bislich flutet das Wasser durch das Ysseltal zum Zuidersee. In der bezeichneten Richtung sieht man noch heute ein verlassenes Flußbett, welches streckenweise durch Wassergräben, kleine Seen, ja sogar durch förmliche Niederungen mit Schilf, Sand sowie Wassertümpeln und Wassermassen so klar verdeutlicht wird, als sei es erst kürzlich vom Strome verlassen worden. Ziehen wir auf dieser Strecke die von Chambalu (Stromveränderungen des Niederrheins seit der römischen Zeit. Köln 1892, S. 15) beschriebene alte Ostverlegung des Rheines in Betracht und die verlassenen Flußrinnen unterhalb Eltens nach dem Bett der „Neuen Yssel" bei Westervoort zu, dann gelangt man in das durch die Hochebene von Velep westlich begrenzte Bett des ehemals, zwischen den westfriesischen Inseln Texel und Vlieland mündenden Vliestromes oder rechten, dritten Rheinarmes des Plinius (IV, 13). Da vor Plinius, Vergil (A. 8, 724) den Rhein „Rhenus bicornis" (zweihörnig) nennt und nach Plinius, Tacitus (in den Annalen) nur zwei, die Batavische Insel bildende Rheinarme kennt, muß der dritte Rheinarm in der Zeit zwischen Vergils und Tacitus Mitteilung vorhanden gewesen sein. Der Mitteilung des Plinius geht die Melas (um 40 nach Chr.) voraus, die von dem rechten Rheinarm spricht, der an breitester Stelle Flevo genannt werde und eine Insel desselben Namens umgebe. Noch im 4. Jahrh. nach Chr. nennt Ausonius den Rhein zweihörnig. Der dritte Arm ist nach meiner Ortsbeobachtung erst durch die Aufgabe der Drususkanalisation vom Rhein bewässert worden. Vorher bildete sein Bett Drususkanal, davor Lippebett Strabos, in das als selbständiger Quellfluß die Yssel mündete. Die Kanalisation des unteren Lippelaufes hob diese Lippestrecke, der Verfall der Kanalisation den Drususkanal auf. Eine Mole sperrte, mit gewaltigen Schleusenbauten versehen, die „Alte Waal" vom römischen Rhein Xanten-Kleve ab. Dieser Rheindamm führte die Wassermasse entlang des mit einer Schleuse versehenen, rechten römischen Rheinarmes in die Flußrinne der Lippe. Die Strecke, rechter Rheinarm (Rhenus) — Eltener Berg, die in das Lippewasser Wesel—Empel—Furthausen hineinströmte, führt in den ältesten Flußplänen, die ich aufzutreiben vermochte, nämlich in der 1595 angefertigten Rheinstromkarte von Adr. Anthonie, den Namen „Die Hel". Auf der Karte von Jordan von der Weyhe v. J. 1631 ist dort zu lesen „Helwart" und „Helshamt" (die Abb. vgl. H. Blink, Nederl. usw. Bd. 1, S. 386, Fig. 18 u. Abb. 10). J. J. Slyter in seiner Karte zum Niederrheinischen Geschichtsfreund J. 1883—1884 kennt diesen Wasserlauf, der ein gewaltiger,

Digitized by Google

künstlich durch Drusus dorthingeleiteter war, als „Höllenstrang". Am Fuße des Eltenberges, auf dem ich veranlaßt durch Huverstuhl-Antwerpen ein quadratisches Drususkastell von etwa 133 m = etwa 450 pedes Seite in Quergräben festgestellt habe, mündete, an der Stelle der heutigen Wild, die Hel. Hier vermischte sich „die Hel" mit der Lippe und die Wassermasse floß in den Drususkanal das ist in die kanalisierte Lippe, die sogenannte „Drusus-Daart" wie die Neue Yssel früher genannt wurde (vgl. Lehebur, Land und Volk der Bructerer, S. 70, Anm. 292). Drusus hat hier die Lippe Strabos in ihrem Unterlauf für seine gewaltige Kanalisation ausgenutzt. So nahm die Lippe auch, wie Strabo sagt, denselben Lauf wie Weser und Ems. Von der Rhenus-Mündung bei Leyden aus bis zur Flevusmündung zwischen den Inseln Texel und Vlieland am Zuidersee gemessen, ist genau so weit vom Rhein als Strabo dieses angibt, nämlich 600 Stadien, gleich 110—120 km. Der von mir auf der heutigen Karte (Andrees Handatlas, IV. Aufl., Karte 69—70: Niederland und Belgien) gemessene, von Jedermann noch kontrollierbare Abstand (115 km) zeigte mir, wie zuverlässig die Angabe Strabos ist, die man bisher nur in ihrem Verhältnis zur heutigen Mündung der Lippe einschätzte. Diese ganze Kanalisation — ausgenommen der Deichbau, welcher noch 63 Jahre nach dem Drususdeichbau, von Paulinus Pompejus vollendet wurde, hatte natürlich mit der bereits i. J. 16 nach Chr. erfolgten Abberufung des Germanicus seine Bestimmung, als Mittel einer Eroberung des Küstengebietes und des Zwischenlandes bis zur Elbe zu dienen, verloren und mußte in Verfall geraten. So war bereits zu Melas Zeit der Drususkanal zum „Rheinarm" geworden, der er auch noch bei Plinius (IV, 13) blieb. Allein, schon zur Zeit der Entstehung der Annalen des Tacitus[1]) war auch dieser nicht mehr als „Rhein" verzeichenbar. Bis zum Ende der Römerherrschaft in diesem Gebiete, blieb, wie Ausonius für das 4. Jahrh. nach Chr. bezeugt, der Rhein nur zweiarmig. Holwerda wies (Int. Arch. f. Ethn. Bd. XXV) nach, daß von Millingen aus die Linge Rhenusstrecke war bis zum krummen Rhein. Der Quellfluß, die Yssel, ursprünglich, d. h. zu Strabos Zeit, jedenfalls nur Nebenflüßchen der Lippe, sodann in den Drususkanal, endlich in den Rheinarm mündend, übernahm das Flußbett der Hauptströmung. Als „Isla" lernen wir bei Alfried in vita Ludgeri die Grenzscheide zwischen Sachsen und Franken kennen. Der Name des Flusses übertrug sich auf das ganze Gebiet und das darin ansässige Volk der Franken, deren herrschendes Geschlecht, die Sugambern den Stammvater der Fränkischen Könige, den Chlodewig gebaren, der ein Salier genannt wird. Inzwischen schob sich, zweifellos durch die gewaltige, von Süden nach Norden gerichtete Rheinsperre des Drusus veranlaßt, der Rhein weiter und weiter nach Nordosten. Das Lippebett wurde angeschnitten in seinem bis Elten erhaltenen alten Lauf.

[1]) Nachdem 70 nach Chr. die Rheinsperre zerstört wurde: Tac. Hist. V, 19.

Digitized by Google

Da auch von Xanten weg, wie bereits Chambalu (a. a. O.) mitgeteilt, der Rhein schon in römischer Zeit sich nach Osten zog, mußte — auch ohne künstliche, wegen des Xantener Legionslagers zweckmäßig erscheinende Mündung — die Lippe dort münden. — Liegt nun auch die Möglichkeit vor, daß das Helison-Kastell da gefunden wird, wo auch das Varusschlacht-Aliso-Lager, dann das Tiberius-Winterlager, wie das an seine Stelle getretene „Kastell" der Aufdeckung durch den Spaten harrt, so muß ich doch fragen, warum nicht das bei dem Zusammenfluß von Lippe und späthistorisch überliefertem Helstrom (Helinius = Waalmündung des Plinius), auf dem Eltenberge festgelegte Drususkastell das Helisonkastell v. J. 11 vor Chr. sein kann. Bedenke man: nach Rückkehr in Freundesland errichtet — die Bataver waren die eigentlichen Freunde der Römer wie die Inschriften und andere Überlieferungen zeigen. So wurde es erbaut, daß das bei den Chatten errichtete Kastell unmittelbar am Rhein, das andere da entstand, wo sich der „Helison" — wie wenig passend erscheint zu dieser Überlieferung das kleine Flüßchen „Alme" oder ein noch kleineres anderwärts, wo man das Helison-Kastell aufgespürt zu haben sich einbildete — mit der Lippe vermischt. Irrt man sich in dem Gefühl, daß man bei dieser Überlieferung erwartet, das Helisonkastell könne erst von Freundesland aus, jedoch nicht unmittelbar am Hauptfluße (Rhenus) sondern in dessen Nähe, wie möglicherweise an der Vermischungsstelle von Lippe und Helstrom errichtet worden sein? — Sicher hat mit dem Aliso nach dem Bestande des Winterlagers das Eltenberger Drususkastell nichts zu schaffen; es kann dasselbe auch — ganz unabhängig vom Helisonkastell durch die bei der batavischen Insel erfolgten Rheinübergänge des Drusus entstanden sein. Das erscheint, rein strategisch beurteilt, am ersten „möglich" zu sein. Es kann „möglicherweise" jedoch auch ein von batavischer Reitertruppe zur Beobachtung der Sugambern besetzter Wachtposten gewesen sein. Was ich in dem unterhalb einer, Gefäßscherben aus dem 4. Jahrh. nach Chr. bergenden Brandschicht (die sehr gut von der durch Sulpitius Alexander überlieferten Verwüstung des Chamaven-Gaues herrühren kann) in dem ein sorgfältig geebnetes Plateau durchschneidenden schönen, römischen Spitzgraben fand, waren bisher nur einige Latène-Gefäßscherben, wie solche auch von Holwerda in den von Batavern gesicherten römischen Schutzanlagen beobachtet worden sind. Von italisch Römischem fand ich nichts. Jedoch lagerte in einem gestörten Graben unbestimmter größerer Ausdehnung, der außerhalb des Kastells auf der ausgedehnteren Plateaufläche des Eltenberges angeschnitten wurde, augusteische Xantener Töpferware; allein es sind nur vereinzelte Stücke. Geradezu massenhaft erschien hingegen in dem die beiderlei römischen Anlagen durchziehenden Umfassungsgraben eines fränkischen Kastells, das zweifellos auf die Grafen des Hamalandes zurückzuführen sein dürfte, die so charakteristische Pingsdorfer spätkarolingische Ware aus gelblich erscheinendem hartgebackenen Ton mit dünnen braunrot geflammten oder gestreiften Be-

Digitized by Google

malungen. Die ältesten von mir auf dem Eltenberg in den Versuchsgräben angetroffenen fränkischen Scherben reichen hier in die Zeit jener dünnen mit leicht eingepreßten quadratischen Grübchen verzierten hartgefritteten gelben oder gelbbraunen Gefäße, die beisammen — auch hier — vorkommen mit den Reliefschmuck-Amphoren der Zeit um Karl dem Großen. Merowingisch-Fränkisches fand ich nicht. Im Anschluß an die Pingsdorfer Keramik tritt das rohe, steingutartig hart gebackene, fränkische und sächsische, dunkel geschmauchte Topfwerk auf, bei dem der Kugeltopf mit völlig abgerundetem Boden eine Hauptrolle spielt. Jene leicht gebackene sächsische Gefäßart desselben Typus oder einer noch roheren Art fehlt. Wo, wie eben hier, jene rohe Ware in mächtigen Brandschuttlagen angetroffen wird, kann mit Recht an die Normannenzüge des 9. Jahrh. erinnert werden. Derartige Brandschuttmassen bedecken rohe Mörtel-Mauerzüge. Rohes und gut gebautes Tuff- und Basaltgemäuer durchschneidet jene Brandschuttlagen. Kreuz und quer darüber erscheinen schöne Mauerzüge der Eltener Abteibauten, die sich sehr leicht mit den geschichtlich überlieferten Eltener Bauwerken in Verbindung bringen ließen und diese in oft recht willkommener Weise ergänzten.

Digitized by Google

Die Windelbahn von Stolp in Pommern.

Von Pastor Magdalinski, Schwessin, Kr. Köslin.

Mit 6 Textabbildungen.

In meiner Vaterstadt Stolp in Pommern habe ich als Knabe mehrmals das sog. „Windelbahnfest" mitgemacht und möchte in folgendem eine Deutung versuchen.

Zunächst gebe ich eine Beschreibung des Festes nach einem Bericht in den Pommerschen Jahrbüchern von 1784, der mit —n (wahrscheinlich Haken, Präpositus an der St. Marienkirche zu Stolp, ein in Pommern sehr geschätzter Chronist) unterzeichnet ist:

„An der Mittagsseite der Stadt, ohnweit dem ehemaligen Fürstlichen Lustgarten, ist ein Platz befindlich, welcher mit einem niedrigen Wall umgeben, 120 Schritt auf der Höhe im Umfange eingeschlossen ist und daher ein Tal formiert, welches etwa 150 Fuß im Durchmesser hat. In diesem Raum ist eine Figur im Rasen gemacht, welche eine besondere Labyrinthische Zeichnung vorstellt, wovon sich aber keine Beschreibung geben läßt, daher ich genötigt bin, solche durch einen Grundriß dem Leser anschauend zu machen (Abb. 1).

Dieser Platz heißt die Windel- oder auch Wandelburg, welche Benennungen alle beide der Sache angemessen sind.

In der Mitte ist ein Hügel mit einem Baum A, wo der Anfang der Laufbahn genommen wird, und in B hat sie das Ende (Abb. 2).

Der Wall ist auch, wie die Zeichnung weiset, mit Bäumen besetzt.

Ich habe mir alle Mühe gegeben, den ersten Ursprung dieses den Schuhmachergesellen zugestandenen Platzes und der Vergünstigung, ein solches Vergnügen sich zu machen, auszufragen, aber ich bin in meinen Bemühungen nicht glücklich gewesen.

Ehedem hatten die Gesellen der Professionisten wie die Meister, ihre eigene Gewerkslade; als aber 1731 die große Reform der Innungen und Gewerke vorgenommen wurde, mußten die Gesellen ihre Lade abliefern und, wenn je eine schriftliche Nachricht von der Windelburg vorhanden gewesen ist, ist sie bei dieser Gelegenheit verloren gegangen.

Digitized by Google

Nach einer mündlichen Überlieferung ist dieser Platz, welcher zur Burgfreiheit gehört hat, von einer der Pommerschen Fürstinnen Erdmuth oder Anna, andere sagen, von dem Herzoge von Croiy dem Gewerk geschenkt und die Bedingung gemacht worden, alle drei Jahre dies Spiel zu wiederholen — soviel ist gewiß, daß es eine schon über 100 Jahre alte Gewohnheit in Stolpe gewesen, dieses Vergnügen um die Pfingstzeit, obgleich nicht eben alle drei Jahre zu genießen.

Der 3. Juni d. J. war wieder zu dieser Lustbarkeit bestimmt, und ich entschloß mich, solche zum ersten Male mitanzusehen, um mir von dieser Stolpschen Festlichkeit einen näheren Begriff zu machen, vielleicht ist es den auswärtigen Lesern nicht unangenehm, wenn ich davon eine kurze Beschreibung gebe.

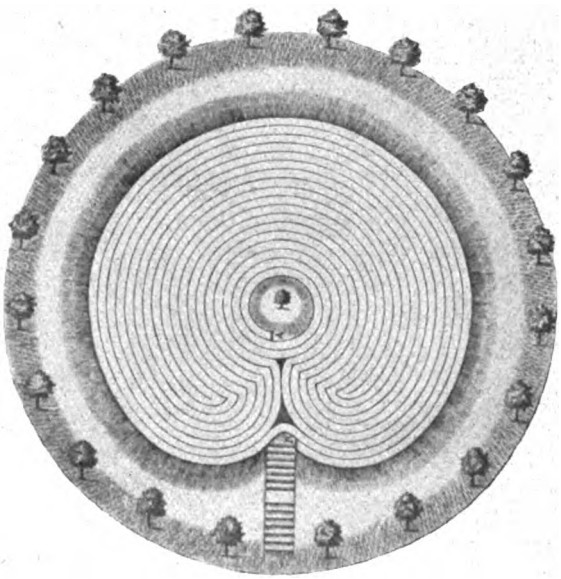


Abb. 1.

Nachmittag um 1 Uhr war die Brüderschaft der Schuhmachergesellen in der Herberge versammelt und zog in Prozession unter Pauken und klingendem Spiel durch die vornehmsten Gassen der Stadt. Voran ging der sogenannte Maygraf in Begleitung zweier Beistände oder Vorsteher, welche aus den Meistern gewählt waren, sodann die beiden zu diesem Fest gehörigen „Schäffer" (Schafner), welche den Maygrafen und die Gesellschaft zu bedienen haben.

Der Maygraf war sehr anständig gekleidet und trug ein breites grünseidenatlassenes Ordensband mit Gold besetzt, von der linken Schulter zu rechten Seite herabhängend und unten mit einer großen Schleife von gestreiften seidenen Bande zusammengefügt; unter der Schleife war in das eine Ende die Jahreszahl und in das andere das Andenken derer mit Goldfaden gestickt, welche dies neue Ordensband verehret hatten, mit den Worten: Präsent der Jungfrauen. Vor der Brust befand sich darauf ein gestickter schwarzer doppelter Adler, wobei man eine Geschichte erzählt, die zu Königsberg sich zugetragen, da ein gewisser Schuhmachergeselle und geschickter Fahnenspieler Hans von Sagan Gelegenheit gegeben, daß die Feinde, welche Königsberg belagerten, die Flucht ergriffen, worauf ihnen vergönnt worden, auf ihrem Willkommen

Digitized by Google

einen doppelten Adler zu ſetzen, der auch nebſt dem Hans von Sagan mit ſeiner Fahne auf dem izt zinnernen, vormals ſilbernen Willkommen der Stolpſchen Brüderſchaft befindlich iſt.

So ausgeſchmückt, einen Hut mit goldener Treſſe und breitem goldenen

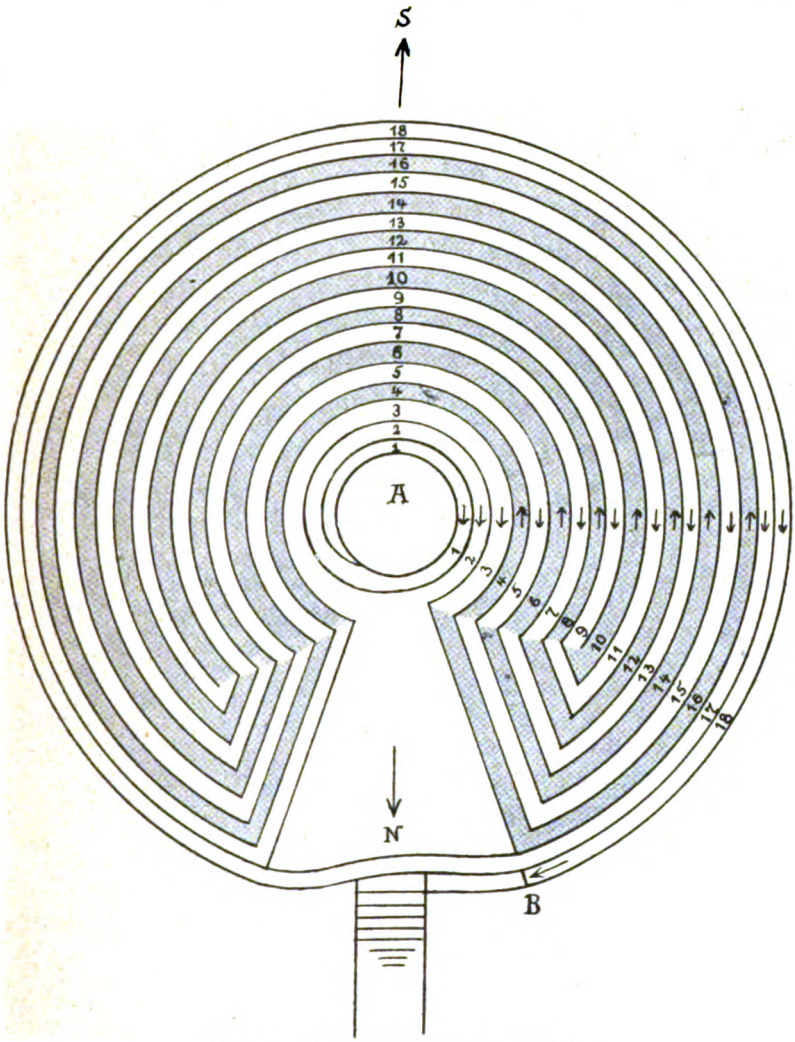


Abb. 2. Windelbahn, Stolp i. Pomm.

Hutband verſehen, auf dem Kopfe, trat dann der Maygraf in die Windelburg und verfügte ſich mit ſeinen zween Beiſtänden und Vorſtehern auf den kleinen Hügel in der Mitte; die Schäffer aber blieben an dem Eingange der Windelburg ſtehen und hielten den Willkommen oder das Trinkgefäß als Aufwärter

Digitized by Google

in der Hand. Sie hatten eine Art von Läuferhüten auf dem Kopfe, weiße Ordensbänder und Schurz, an den Seiten frisiert, in der Hand aber einen Stab, etwa eine Elle lang mit vielen Bändern von allerhand Farben behangen, diesen nennt man Schrievstock, ich glaube aber, er soll Schäffer- oder Scherifstock heißen, denn mit diesen Stäben ist eine gewisse Autorität verbunden, dergestalt, daß, wenn unter den Gesellen Zwist oder Wortwechsel entsteht, die Altgesellen, wenn sie den Stab vorzeigen, Friede gebieten und die Parteien schlichten, Recht und Unrecht sprechen und sie endlich wieder vereinigen können.

Ehe es anging, hielt der Maygraf an die Zuschauer eine komische Rede mit sehr viel Artigkeit und Anstande.....

Sobald er damit fertig war, ging die Musik an und der Maygraf trat bei A in die Windelbahn und verfolgte seinen Gang in allen Wendungen bis er bei B das Ende erreichte, welches gerade eine Viertelstunde Zeit erforderte. Man muß sich aber nicht einen geraden Fortschritt denken, sondern es ist ein ordentlicher Tanz im schwäbischen Pas (Kiebitzschritt, M.). Sobald der Maygraf fertig war, ließ sich ein Intermezzo hören und die Reihe war an den Schäffern, welche zugleich in eben der Art tanzen mußten nur mit dem Unterschiede, daß der eine in A der andere in B zugleich in die Windelbahn trat; folglich mußten sie sich auf dem halben Wege begegnen, welches mit einem Kompliment geschah und der eine dem andern die Bahn abtrat, die er schon vorher durchlaufen hatte.....

Sobald der Tanz aus ist und die Musik schweiget, laufen die Kinder hinzu und sammeln sich die Blumen auf; womit die ganze Windelburg ausgestreut ist. DieGesellschaft aber geht heraus und nimmt die Maylauben ein, welche neben der Windelburg gemacht sind, es sind zwo, eine ist mit Mai umstellter Tanzplatz und die andere, wo sich Tische und Bänke finden, dient denen, die nicht tanzen wollen, um Erfrischungen zu genießen, die da an Wein, Eier, Kuchen, Tabak usw. gereicht werden.....

Um 9 Uhr geht der Zug wieder in Prozession unter Musik nach der Stadt zurück und ein jeder hat seine Tanzjungfer bei sich, da dann die Lustbarkeit in der Stadt noch bis in die Nacht fortgesetzt wird. —"

So haken im Jahre 1784. — So ist das Fest auch zu meiner Zeit gefeiert worden, es ist also im wesentlichen unverändert geblieben. — Haken vergißt oder übergeht einen nicht unwesentlichen Teil — oder er hat zu jener Zeit nicht stattgehabt. —

Auch der Vormittag trug schon festliches Gepräge. Am Morgen des am Mittwoch nach Pfingsten statthabenden Festes wanderten zwei Schuhmachergesellen als Harlekins verkleidet, die hohe spitze Narrenmütze (!?) auf dem Haupte, eine Pritsche in der Hand, mit bunten Bändern reich geschmückt zusammen zum Rathause und begrüßten den Bürgermeister und Magistrat, spielten dort eine Partie 66 und gingen dann — jeder sein Gefolge hinter sich,

Digitized by Google

das jede Minute größer wurde, nach verschiedenen Richtungen durch die Stadt. Dabei gab es ein gewaltiges Rennen:

Diese beiden Harlekins hießen Bruder Ärmel (auch Bruder Lustig genannt) und Bruder Halbsieben. Woher diese Namen stammen ist völlig unbekannt. Vermutlich sind es Verstümmelungen. — Von alten Zeiten her hatten sie das Recht, in den Häusern um Gaben zu bitten. Das Geld behielten sie, die Eßwaren streuten sie unter ihr Gefolge. Oft genug kam aus einem oberen Stockwerke eine Tüte Mehl oder gar eine Portion Wasser, von ihrer Hand gespendet herunter: Je toller das Treiben, um so besser — übel wurde nichts genommen, auch nicht ein Kuß, dem sie einem gar zu naseweisen Mädel aufdrückten.

Während dieses Treibens sangen die Lehrlinge:

„Unser Bruder Ärmel, der soll leben,
Seine Seele sei vergnügt.
Und sein Liebchen auch daneben,
Weil er sie zu herzlich liebt.
Rühret die Trommel, schenket tapfer ein,
Unser Bruder Ärmel soll lustig sein."

Am Nachmittage zogen sie mit zum Festplatze wo sie die Aufgabe hatten, mit ihren Späßen die Gesellschaft zu unterhalten, auch liefen sie des öftern mitten in den Tanz des Maygrafen und der Schäffer, gleichsam um sie in der Bahn zu stören. Auf dem Rückzuge, der zu meiner Zeit gegen 5 Uhr erfolgte, habe ich sie, die von der Tagesanstrengung ermüdet waren, meist getragen gesehen. Hierzu dienten zwei kleine tragbare Maihütten oder Mailauben.

Eine den Hakenschen Bericht ergänzende Schilderung hat 1910 der Stolper Superintendent Bartholdy gelegentlich der Feier des 600jährigen Bestehens der Stadt Stolp in seiner Festschrift: „O Stolpa, du bist ehrenreich" gegeben. Dort findet man auch die von Haken erwähnte „komische Rede" des Maigrafen, die aber weiter nichts ist als eine Verherrlichung des Schusterhandwerks von Adam her. Einige Stellen:

„Fang ich mit meiner Rede an
um zu erzählen von dem Ruhme
der Schuhe schon im Altertume...
Ob Adam schon den Schuh getragen....
Allein daß Moses Schuhe trug,
lehrt und das heil'ge Bibelbuch.
.....usw.

Der Schluß lautet:

Der Zweck auf diesem runden Plan
ist Tanz in unsrer Windelbahn.
Mit Freuden tanze ich sie heut,
weil wir erlebt die schöne Zeit.

Digitized by Google

Fürst Croiy, der sei hochgepriesen,
der uns den schönen Tag erwiesen.
Ihr Herren Brüder nun geschwind,
der Spruch ist aus, der Tanz beginnt."

Während Haken trotz seines Forschens keine Deutung des Festes anzugeben vermag, erklärt Barthold y dasselbe als ein Maifest: „Unser deutsches Volk wollte nicht bloß in Liedern und Singen den König Mai begrüßen, sondern in Frühlingsfest und Maispiel wollten sie den Kampf zwischen dem grämlichen Winter und dem sonnigen Mai zur Darstellung bringen."

Er hat unzweifelhaft recht, aber die Bedeutung und den Sinn der einzelnen Punkte des Festes ahnt er auch nicht.

Die beiden Harlekins sind die entstellten Reste der ehemaligen Winter- und Sommergrafen; von einem Kampf dieser beiden ist nichts mehr zu finden, sie sind nur zu Spaßmachern geworden. Aber verschiedene Dinge lassen uns in diesen beiden „Brüdern" das Dioskurenpaar, die Götter- oder Sonnensöhne vermuten. Denn wir haben, wie ich später zeigen werde, ein richtiges Sonnenfest vor uns. — Oft genug wurden sie von den Stärksten im Gefolge auf die Schultern gesetzt und so eine Strecke getragen — sie ritten also — und ihre hohen spitzen Mützen gleichen den πῖλοι der Reiter auf den antiken Münzen und auf der Stitula von Kuffarn (vgl. Mannus X, S. 165) — den Mützen der Dioskuren, vor allen den Hüten der beiden Reiter auf dem Kultwagen von Stocttweg, die von Just Bing als die Dioskuren bezeichnet werden (Mannus X, S. 159 ff.).

Die Hauptfigur ist aber ohne Frage der „Maigraf", er ist Vertreter der Sonne — die Tanzlinie die Sonnenbahn — von innen nach außen und von außen nach innen getanzt — für ein volles Jahr.

Ich bitte die Leser sich mit der Zeichnung so zu stellen, daß der Aufgang zur Bahn nach Norden weist. Die Linien rechts herum getanzt bedeuten die Sonnenbahn bei Tag, die links herum die Nacht. Dann ergibt sich folgendes Schema I (von innen begonnen)

rechts herum = Tag		links herum = Nacht	
1+2		—	1 Monat ohne Nacht
3	+	16	3 Monate, in denen Tag kürzer als Nacht
5	+	14	
7	+	12	
9	+	10	1 Monat, Tag und Nacht gleich
11	+	8	3 Monate, in denen Nacht kürzer als Tag
13	+	6	
15	+	4	
17+18		—	1 Monat, ohne Nacht
			9 Monate.

Digitized by Google

II (von außen begonnen):

rechts getanzt = Tag		links getanzt = Nacht	
—		18+17	1 Monat nur Nacht
4	+	15	3 Monate, Tag kürzer als Nacht
6	+	13	
8	+	11	
10	+	9	1 Monat, Tag = Nacht
12	+	7	3 Monate, Tag länger als Nacht
14	+	5	
16	+	3	
—		2+1	1 Monat, nur Nacht
			9 Monate.

Zählen wir zusammen, so ergeben sich 18 Monate, und zwar
2 Monate mit ununterbrochener Nacht,
6 Monate, in denen der Tag kürzer als die Nacht,
2 Monate mit Tag und Nachtgleiche,
6 Monate, in denen die Nacht kürzer als der Tag,
2 Monate mit ununterbrochenem Tage.

Hieraus möchte ich schließen, daß das Fest seine Heimat im hohen Norden, jenseits des nördlichen Polarkreises hat.

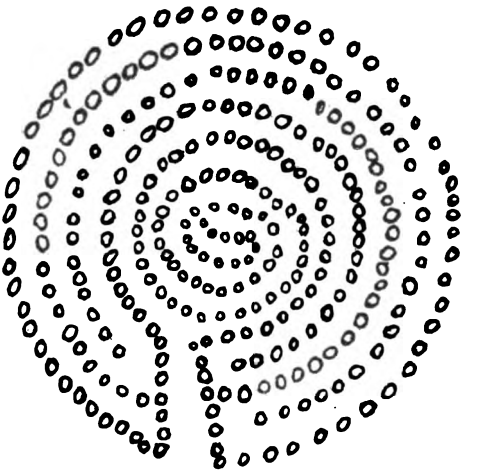


Abb. 3. Trojaburg von Wier.

Ob nun dort im hohen Norden einst 21 Bäume — den Ringwall und die Mitte geschmückt haben, erscheint mir sehr fraglich, ebenso ob selbst in Stolp in ältester Zeit Bäume (Linden?) dort gestanden haben. Werden es nicht 21 Steine gewesen sein? Die 20-Teilung fällt auf. Haken muß gezählt haben! Wollte er eine beliebige Anzahl Bäume zeichnen, so wäre er auf die 4—8—16—32-Teilung oder auf die 6—12—24-Teilung gekommen, nicht auf die umständliche 5 . 4 = 20-Teilung. Es ist gar nicht ausgeschlossen, — sondern eher wahrscheinlich, daß die Sonnenbahn in einen Steinkreis gefaßt war. Wir haben dann in Stolp das Bild der schönsten bisher bekannten Trojaburgen. Weist doch auch der Name darauf hin, und „Windelburg" ist eine Verdeutschung von Trojaburg: **troja**, **troje**, re**tro**, retour, ist mit **dre**-hen = sich·wenden, sich

Digitized by Google

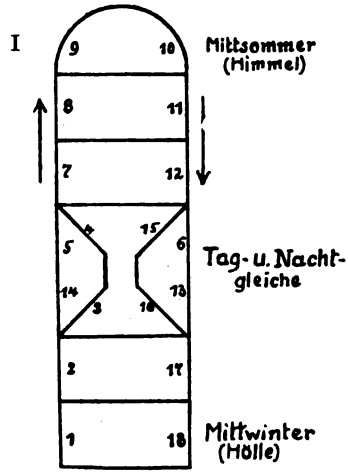


Abb. 4.

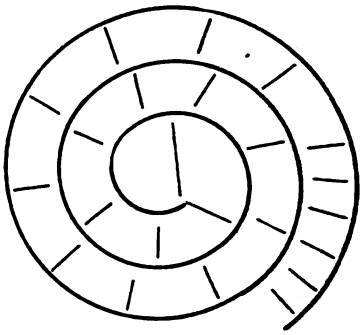


Abb. 5.

winden doch stammverwandt. Haken nennt das Fest noch Windelburgfest während es später nur Windelbahn hieß.

Ich mache noch auf die Ähnlichkeit der Stolper Figur mit den Zeichnungen

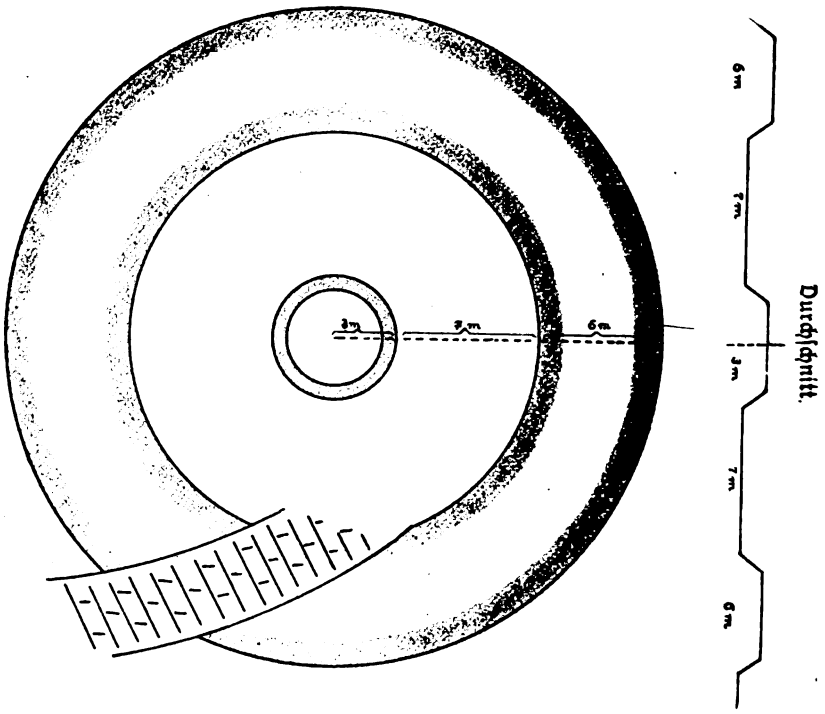


Abb. 6.

Digitized by Google

auf der Kuppe des Pfingsthügels (Nordhumberland) aufmerksam, auch das Stolper Fest war ein Pfingstfest! — vor allem aber auf die Torjaburg auf der Insel Wier (Abb. 3.

Auch die bekannte Münze von Knossos mit dem Labyrinth würde hierher gehören.

Hier in Hinterpommern wird das bekannte Himmel- und Hölleſpiel nicht nur in der Leiterform, ſondern auch in der Schneckenform von den Kindern im Frühjahre gehumpelt (Abb. 4—5):

Meine Behauptung geht nun dahin, daß wir in der Stolper Windelbahn nicht nur eine Trojaburg mit Sonnenbahn des Jahres haben, ſondern geradezu einen Jahreskalender.

Die 20 Bäume oder Steine bezeichnen die Tage der Monate, die 18 Kreiſe die 18 Monate. Der Prieſter hatte es leicht das Datum abzuleſen; Tag- und Nachtgleiche zu beſtimmen, ebenſo Sommerſonnenwende. Tag für Tag trug er ein Zeichen von Stein zu Stein. Waren die 20 Steine zu Ende, war ſtets auch der Monat zu Ende, er merkte den nächſten Kreis an. Von Kreis 18 und Stein 20 mußte er zurückkehren, bis er wieder im Mittelpunkte der Bahn angelangt war, dann waren 18 Monate mit je 20 Tagen = 360 Tage alſo ein Jahr verfloſſen.

Noch einige Schlußbemerkungen: Haken verlegt den Tanzplatz ſüdlich von der Stadt. Nach mir gemachten Angaben befand ſich derſelbe ungefähr an der Stelle, wo jetzt die Schlawer Chauſſee beginnt, alſo etwa 300 m weſtlich vom Schloß. In meiner Knabenzeit auch nach Erinnerung älterer Leute als ich, war dieſer Platz ſchon längſt bebaut. Die Schuhmacherinnung hatte denſelben etwa 300 m weiter ſüdlich verlegt neben die Stolper Gasanſtalt. Da liegt er noch heute — ſeit etwa 20 Jahren unbenutzt. Parteipolitiſche Umtriebe entzogen der Innung die Geſellen und damit die Figuren zum Feſt.

Auf dieſem neuen Platz iſt eine arge Entſtellung dadurch entſtanden, daß der Zugang nicht wie einſt auf den Mittelpunkt los geht, ſondern der Straße folgend ſich an die Wallſeite anlegt (Abb. 6).

Die zum Feſt benutzten Gewänder uſw. lagerten vor zwei Jahren in Kiſten verpackt und harrten der Eröffnung des Stolper Muſeums — ſie harren, ſoviel ich weiß, noch heute darauf.

Digitized by Google

Literatur zur mecklenburgischen Vorgeschichte 1900—1920.

Von Robert Beltz.

Die besondere Stellung, die Mecklenburg in der Pflege der Vorgeschichte lange eingenommen hat, beruht nicht nur darauf, daß man hier früh (Herzog Christian Ludwig 1747—1756) gesammelt und ausgegraben hat, sondern auch auf der Kontinuität des Betriebes, indem von Anfang an die Gegenstände zusammengehalten, gebucht und bezeichnet sind und sich zu allen Zeiten Männer gefunden haben, die den Stand der Sammlung erhalten haben. Das Rostocker Universitätsjubiläum 1919 gab Veranlassung, das Andenken eines vergessenen zu erneuern [1]) (Zeitschr. des Heimatbundes Mecklenburg XIV, 1919, S. 14). Hans Rudolf Schröter, geb. 1798, eine sehr vielseitige Gelehrtennatur, der an der Universität Geschichte und Mathematik lehrte und nebenher finnische und lappische Volkslieder sammelte, hat auch der Pflege der heimischen Vorgeschichte seine Aufmerksamkeit und die belebende Kraft seiner genialisch veranlagten Persönlichkeit zugewandt. Er hat auch die engen Beziehungen begründet, welche die mecklenburgische Altertumsforschung von da an mit Skandinavien, zunächst Dänemark, ununterbrochen unterhalten hat, einen systematischen Katalog, der noch heute in Gebrauch ist, verfaßt und gleich ein monumentales Werk, das spätere Friderico-Francisceum, in Angriff genommen. Schröter war erst 26 Jahre alt, als ihn eine schwere Gesundheitsstörung nötigte, seine Tätigkeit an den Landesaltertümern für immer aufzugeben. Sein reiches Erbe bearbeitete sein glücklicherer Nachfolger, Friedrich Lisch (1801—1883), welcher gleich nachdem er die Verwaltung der Schweriner Sammlung übernommen hatte (1835) das Friderico-Francisceum zum Abschluß brachte (1837) und so an den Beginn seiner Tätigkeit ein Werk setzte, wie es Deutschland aus diesem Gebiete noch nicht besaß. Es ist bekannt, daß Lisch in der Folgezeit die von ihm geleitete Sammlung

[1]) Soweit nichts anderes vermerkt, ist Berichterstatter der Verfasser der genannten Artikel.

Digitized by Google

zu der ersten wissenschaftlich geordneten in Deutschland gemacht hat und der Begründer einer deutschen Altertumswissenschaft geworden ist. Als wir 1901 seinen Jahrhunderttag gefeiert haben, konnte Verf. hervorheben, wie Lisch, in dessen gewaltigem Lebenswerke die Vorgeschichte nur ein Teil war, mit einer genialen Nüchternheit in der Beurteilung der Einzelerscheinungen, die seinen Darstellungen einen klassischen Charakter gibt, einen intuitiven Fernblick für weitere Zusammenhänge verband, die erst viele Jahrzehnte später Gemeingut der Wissenschaft geworden sind. So hat er schon 1866 auf Grund weniger unscheinbarer Knochengeräte eine der Megalithsteinzeit vorausliegende Frühperiode geahnt, schon 1845 die Stufen der vorgeschichtlichen Keramik festgelegt, auch die wendische richtig bestimmt; der Zeitstellung der älteren Bronzezeit kam er erstaunlich nahe, Mäanderurnen und das später „Schläfenring" genannte Schmuckstück erkannte er in ihrer diagnostischen Bedeutung usw. Als Organ in Mecklenburg hatte sich Lisch den Geschichtsverein geschaffen, in dessen Jahrbüchern er seine Forschungen niederlegte. Als 1880 Verf. in jungen Jahren die Nachfolge des 79jährigen Lisch übernahm, fand er die Sammlung in bester Ordnung vor, aber die Tätigkeit an ihr und damit die Altertumspflege im Lande war seit Jahren erstarrt. Diese mußte zunächst wieder belebt werden. Allmählich hat sich dann auch wieder ein Kreis von Interessenten zusammengefunden, aber erst 1906 hat sich eine Organisation dafür hergestellt, indem der damals gegründete Heimatbund Mecklenburg neben den vier Arbeitsgruppen für Landschaft, Tier- und Pflanzenleben, Baulichkeiten und Volkskunde auch eine für Vorgeschichte einrichtete und seine kleine Zeitschrift „Mecklenburg" auch zur Vermittlung der Altertumspflege an weitere Bevölkerungskreise bereitstellte. Es ist diese Verbindung von Heimatschutz und Vorgeschichte etwas so Naheliegendes, daß es befremdlich ist, wie wenige unter den überall rasch emporgekommenen Heimatschutzverbänden sie sich zu eigen gemacht haben. In Mecklenburg gehört Verf. zu den Begründern des Heimatbundes und hat in der begründenden Versammlung die nach seinem Erachten wesentlichen Gesichtspunkte programmatisch zusammengefaßt. (Über den Schutz vorgeschichtlicher Denkmäler. Mecklenburg I, 1906, S. 8.) Der Heimatbund Mecklenburg hat sich sehr rasch entwickelt und ist wohl die an Mitgliedern reichste Vereinigung ihrer Art in Deutschland. Auch für die Vorgeschichte hat sie neu belebend gewirkt, aber wir haben doch die hohen Erwartungen bedeutend herabstimmen müssen; wir müssen noch immer eine Fülle wertvollen und unersetzlichen Materials ungenutzt verkommen sehen und sind von einer auch nur einigermaßen erschöpfenden Kenntnis des Bestandes an Denkmalsstätten noch weit entfernt. Neuerdings haben wir auch die Volkshochschulbewegung für den Dienst der Altertumspflege nutzbar gemacht; ob mit dauerndem Erfolge, muß sich erst herausstellen.

Zu den Fragen organisatorischer Art gehört auch die der „Heimatsammlungen". Diese erfreuen sich ja einer weitgehenden Popularität und

Digitized by Google

können zweifellos durch Anregung des Interesses und Bergung von Fundstücken viel Gutes schaffen; anderseits sind die Schädigungen, die sie durch Zersplitterung des Materials, Beförderung des Dilettantismus usw. anrichten, so bedeutend, daß gegenüber dem allgemein üblichen Gründerenthusiasmus ein freies Wort darüber an der Zeit schien (Heimatsammlungen und Heimatschutz. Mecklenburg VI, 1911, S. 14).

Eine weitere Stellungnahme war bei der im Laufe des Krieges auch in Mecklenburg kräftig einsetzenden Moorkultur nötig. Die Moore bilden ja ein unschätzbares Archiv für die Vorgeschichte nicht nur durch die Ablagerungen, denen die Floren- und damit Klimatenfolgen unserer ältesten Kulturperioden zu entnehmen sind, sondern auch durch ihre Einschlüsse an Pfahlbauten, Packbauten, Depotfunden usw. (Moorkultur und Heimatschutz. Mecklenburg XI, 1916, S. 8).

Von den Darstellungen aus der mecklenburgischen Vorgeschichte sei zunächst erwähnt: Beltz, Die vorgeschichtlichen Denkmäler von Mecklenburg-Schwerin. Berlin. D. Reimer 1910, Text 415 S., 70 Tafeln. Mit diesem Titel durfte ein Katalogwerk der Schweriner Sammlung bezeichnet werden, denn diese hat ihre Stellung als Zentralstelle für Landesaltertümer noch ziemlich behauptet, und ihr Bestand kann den Anspruch erheben, ein ausreichend vollständiges Bild der Landesaltertümer nach dem Stande der derzeitigen Kenntnis zu geben. So geht das Ziel des Buches über die katalogmäßige Aufzählung des Bestandes hinaus und versucht, neben einer vollständigen Statistik der Funde auch ihre Systematik (typologische und chronologische Zusammenhänge) zur Darstellung zu bringen und die Bedeutung, welche die einzelnen Funde und Fundgruppen für die Vorgeschichte des Landes und für die allgemeinen Probleme der Vorgeschichte haben, zu skizzieren. Dieses erste Unternehmen einer deutschen Sammlung, ihr gesamtes Material vorzuführen, schien eine Ehrenpflicht der Anstalt, die früher die Führung unter den deutschen Sammlungen gehabt hat. Ein Urteil über den Erfolg steht dem Verfasser des Buches nicht zu. Einiger Schwächen, so in der nicht ganz gleichmäßigen Behandlung der verschiedenen Perioden, die durch die äußeren Verhältnisse, unter denen zu arbeiten war, veranlaßt ist, ist er sich wohl bewußt.

Eine populäre Darstellung der Vorgeschichte von Mecklenburg, in der R. Wagner-Schwerin die an das Geschichtliche anknüpfenden Teile, z. B. die Völkerstämme übernommen hatte, war schon 1899 als Heft 1 einer Mecklenburgischen Geschichte in Einzeldarstellungen (Berlin, W. Süsserott) herausgekommen und damit zusammen „Vier Karten zur Vorgeschichte von Mecklenburg", (Steinzeit, Bronzezeit, Eisenzeit, Wendische Zeit), in denen das gesamte Material an festen Denkmälern, Stationen und geschlossenen Funden zusammengestellt ist. Der geplante erklärende Text ist nur für die steinzeitlichen Fundstellen fertiggestellt (Jahrbücher des Vereins für mecklenburgische Geschichte 64, 1899, S. 78, auch als Sonderheft. Berlin, W. Süsserott).

Digitized by Google

Über die Bedeutung der Karten für die Siedelungsgeschichte des Landes hat Verf. auf der Anthropologenversammlung in Halle (vgl. Korr.-Bl. d. deutsch. anthr. Gesellsch. 1901, S. 10) gesprochen. Die 20 Jahre Arbeit, die dazwischen liegen, haben natürlich die Zahl der Stellen ganz bedeutend vermehrt, aber stärkere Verschiebungen nur für die dritte Karte (Eisenzeit) herbeigeführt; für die anderen sind die damals gegebenen Grundlinien noch heute, nur vertieft und verstärkt, maßgebend.

Eine weitere Zusammenfassung der vorgeschichtlichen Denkmäler findet sich in dem großen Werk, das die Kommission zur Erhaltung der Denkmäler herausgegeben hat (Friedrich Schlie, Die Kunst- und Geschichtsdenkmäler von Mecklenburg-Schwerin, Schwerin, Bärensprung 1896—1902, 5 Bände). Am Schluß der einzelnen Abschnitte sind auch (nach meiner Zusammenstellung) „die wichtigsten vorgeschichtlichen Stellen" behandelt. Diese Beschränkung lag im Plane des Wertes, das, wie diese Denkmalwerke durchgängig, auf ästhetische Bewertung eingestellt ist. Für die Prähistoriker steht selbstverständlich der Schönheitswert in zweiter Linie; ein Denkmal ist ihm ein historisches und statistisches Dokument, dessen Wert unabhängig ist von den Zufälligkeiten seiner Erhaltung u. dgl., und wir müssen für unsere Zwecke auf Vollständigkeit drängen.

Sodann hat ein Fleckchen Erde, das archäologisch bisher völlig terra incognita war, das alte Bistum Ratzeburg (zu Mecklenburg-Strelitz gehörend) seinen Bearbeiter gefunden: Friedrich Buddin (unter Mitarbeit des Verf.), Vorgeschichtliche Fundstätten im Ratzeburgischen in Ratzeburger Mitteilungen, Schönberg 1920, Heft 1 [1]).

An Zusammenstellungen einzelner Denkmäler- und Fundgruppen seien genannt: Vorgeschichtliche Denkmäler der Gegend von Parchim. Mecklenburg V, 1910, S. 44; Untersuchungen vorgeschichtlicher Denkmäler 1906. Mecklenburg II, 1907, S. 54; Neuere vorgeschichtliche Untersuchungen. Mecklenburg III, 1908, S. 42; Vorgeschichtliche Funde und Untersuchungen 1907/09. Mannus II, S. 209.

Die Beobachtung, daß noch jetzt in Mecklenburg ganz ursprünglich aussehende runde Wohnhütten in Gebrauch sind, gab Prof. Pagenstecher-Rostock und Verf. Veranlassung, die Frage der Rundhäuser im Altertum auf breiterer Grundlage zu behandeln (Mecklenburg XV, 1920, S. 13).

Steinzeit.

Auch in Mecklenburg tritt neuerdings eine Gruppe von Steingeräten (Feuerstein) primitiver Formengebung stärker hervor, die einem älteren Kulturzustand als dem rein neolithischen zuzuschreiben sind. Bisher sind es nur Oberflächenfunde, die in ihrer Lagerung keinen Anhalt zu einer chrono-

[1]) Eine Vorgeschichte des Landes Stargard (Herzogtum Strelitz) vom Verf. ist gedruckt und wird demnächst in dem Mecklenburg-Strelitzer Denkmälerwerk erscheinen.

Digitized by Google

logischen Einreihung bieten. Von besonderer Bedeutung hat sich die Gegend von Teterow erwiesen, von der R. Asmus (Mannus III, S. 171) ein reiches Material bekannt gegeben hat, das sicher einer sehr alten Stufe der nordischen Steintechnik, vielleicht einer noch älteren als Maglemose, angehört. — Funde hoher Altertümlichkeit sind auch auf dem Fischlande, bei Wustrow-Niehagen, gemacht, auf einem Gebiete unmittelbar an der Ostsee, das wohl die reichste steinzeitliche Fundstelle des Landes darstellt (Jahrb. 64, S. 145, 181. Mannus I, S. 258). Hier ist sogar ein Faustkeil von echtem St. Acheul-Typ aufgetreten. Ob man diesen aber als Beleg einer paläolithischen Besiedelung der Gegend ansprechen darf, muß noch dahingestellt bleiben; auch auf die Bettung im Diluviallehm (Grundmoräne) ist kein Gewicht zu legen, da das Stück in der Lehmwand des Abbruchufers lag, wo eine starke Spaltenbildung und andere Gelegenheiten zu Umlagerungen stattfinden. Über weitere seltenere Funde von der Wustrow-Niehagener Stelle, darunter eine sehr schöne Dreischleifennadel ältester südlicher Bronzezeit, die ja im Norden zeitlich einer Steinkultur entspricht, s. Präh. Zeitschr. VII, S. 207.

Die verschiedenen Gruppen rein neolithischer Gräber, auch mit Leichenbrand, lassen sich jetzt auch in Mecklenburg deutlich scheiden (s. Jahrb. 64). Neue Ausgrabungen an Megalithgräbern (Zarnewanz, Cramon, Blengow) s. Jahrb. 64 u. 66, Steinkisten (Basedow; Friedland, mit Leichenbrand) ebenda; das interessante Grab von Gresse (Jahrb. 66, 129) ist leider ohne jede Sachkenntnis ausgegraben, und es muß zweifelhaft bleiben, ob es sich wirklich um ein Kuppelgrab handelt; die S. 135 aufgezählten Fundstücke stammen nur zum Teil aus dem Grabe, die meisten sind Zufallsfunde.

Von den Untersuchungen steinzeitlicher Fundstellen ist eine besonders wichtige, das Gräberfeld auf der Ostorfer Seeinsel bei Schwerin im Archiv für Anthropologie N. F. VII, 1908, S. 268 veröffentlicht: Skelettgräber ohne jeden Steinschutz mit reinstem Ganggräberinventar. Ein besonderes Interesse erhält der Fund durch ein ausgezeichnetes anthropologisches Material. Schliz, der es bearbeitet hat (Arch. f. Anthr., a. a. O., S. 276) betont den starken Unterschied von dem typischen Megalithschädeltyp und sieht in den Ostorfern eine besondere Rasse, die in Mecklenburg auch sonst, und zwar merkwürdigerweise auch in Flachgräbern (Roggow) vertreten ist. Wir dürfen wohl in den Ostorfern eine alte Bevölkerungsschicht sehen, die von den herrschend gewordenen Megalithikern zurückgedrängt auf ihrer Insel die alte primitive Bestattungsart und wohl auch Lebensweise als Jäger (fast alle Beerdigten hatten Tierzähne, z. T. in Massen) beibehielt, sonst aber die Kultur der Sieger annahm.

Auch die anderen steinzeitlichen Schädeltypen hat Schliz, a. a. O. besprochen. Von besonderem Interesse ist der hochaltertümliche „Urvolk"-Schädel von Plau (sitzender Hocker mit Hornaxt und Tierzähnen) von extremer Brachykephalie (dazu auch Schliz, Arch. f. Anthr. N. F. IX, S. 214, XIII,

Digitized by Google

S. 169, 177; Fürst, Pleskauer Festschr. 1914, S. 41) und einem Typ, der auch in Skandinavien und im Baltikum einer Bevölkerung anzugehören scheint, die älter ist als die Megalithiker, sich aber, mit Beibehaltung ihres Ritus des Flachgrabes, neben diesen gehalten hat.

Der dolichokephale Typ der Megalithzeit ist auch in Mecklenburg gut vertreten (Blengow, Roggow, s. Schliz, a. a. O.) und neuerdings durch einen Fund aus einem schönen Megalithgrabe von Lenzen b. Goldberg vermehrt worden (das Grab noch nicht veröffentlicht, der Schädel von H. Virchow, Zeitschr. f. Ethn. 1913, S. 255, vgl. auch Schliz, Arch. f. Anthr. N. F. XIII, S. 176, 186).

Über „Hünengräber" im allgemeinen ist Mecklenburg I, 1906, S. 8, die Rede (mit neuen Abbildungen); ein neu bekannt gewordenes, von Friedland, Mecklenburg-Strelitz ist ebenda XI, 1916, S. 42, dargestellt.

Pfahlbauten sind wiederholt beobachtet, aber noch nicht abschließend untersucht (Jahrb. 64, S. 154).

Mehrere Beobachtungen über steinzeitliche Kleingeräte gibt H. Wildhagen in Mecklenburg III, 1908, S. 124 (Feuersteinmesser), VIII, 1913, S. 127 (Angelhaken), XI, 1916, S. 59 (Zirkel?) IV, 1909, S. 14 (Bohrer). Die dabei ausgesprochene Vermutung, daß gewisse Feuersteinbolzen zur Herstellung der Löcher in den Schaftlochäxten verwendet sind, hat durch experimentelle Versuche von Kundt, Mecklenburg VI, 1911, S. 17, eine Bekräftigung erhalten. Einige seltenere Steingeräte (Kjökkenmöddingspalter mit Schliff, Schaftlochaxt von 30 cm Länge) sind Mecklenburg IV, 1909, S. 15, abgebildet.

Durch ihre Lagerung wichtig sind einige Stücke jüngster Steinzeit (Mecklenburg IV, 1909, S. 12), die bei Baggerarbeiten im Hafen von Wismar gefunden sind. Sie gehören nämlich einer Schicht des Hafens an, die von einer Schicht mit Salzwassermollusken der Litorinasee überlagert ist und erweisen, falls man nicht gerade für ihre Fundstelle eine Ausnahme von den sonst im Hafen geltenden Verhältnissen annehmen will, daß die Litorinasenkung ihr Maximum frühestens am Ende der jüngeren Steinzeit erreicht hat.

Über den Gebrauch von Steingeräten im Volksglauben sind Mecklenburg XV, 1920, S. 68, Belege gegeben.

Bronzezeit.

Über eine altbronzezeitliche Dreischleifennadel s. oben.

Die älterbronzezeitlichen Hügelgräber, die reichste und originellste Fundgruppe Mecklenburgs sind Jahrb. 67, 1902, S. 83 zusammenfassend behandelt und neue Ausgrabungen oder Beobachtungen von 39 Orten bekannt gegeben. Auch die wenig beachteten Flachgräber dieser Zeit traten jetzt deutlicher hervor. Merkwürdig ist, daß fast alle Gräber der Periode M III angehören.

Digitized by Google

Die bisher kaum beachteten, zum Teil sehr stattlichen Hügelgräber im Ratzeburgischen haben neuerdings ihren Beobachter gefunden und dabei sind auch ältere Funde aus ihnen neu beleuchtet. Zum Teil gehören sie sicher in die in ganz Mecklenburg auffallend schwach vertretene Periode II. So das durch seinen „Faltstuhl" bekannte Grab von Bechelsdorf (Funde im Lübecker Museum. Buddin, Ratzeburger Mitteilungen, 1919, H. 2, 3). Ein anderes wichtiges Grab ist das von Petersberg, dessen reicher Inhalt verloren, aber nach dem guten alten Berichte (Masch und Buddin, Ratzeburger Mitteilungen, 1919, H. 1) rekonstruierbar ist und auf Periode III, aber mit Einschlag von II weist (Ratzeburger Mitteilungen, 1919, H. 2, 3).

Schöne Ergebnisse hatte eine Ausgrabung von Hügelgräbern von Slate bei Parchim gegeben (Mecklenburg V, 1910, S. 90). Die in einem Tannenholz gelegenen Hügel waren zum Teil reine Dünen ohne archäologische Einschlüsse, zum Teil enthielten sie Gräber, die auf oder in alten Dünen angelegt waren: Steinsatz gering, Beerdigung und Leichenbrand (dieser nicht in Urnen, sondern verstreut) wechselnd, ein Grabraum kreisrund, anscheinend Rundhütte, Inventar Periode III, meist Kleingerät, unter den Beigaben (nicht als Leichenbrandbehälter) auch eine Buckelurne, hier zu Lande eine große Seltenheit.

Aus der jüngeren Bronzezeit stammt ein Prachtstück, ein in einem Moor bei Rothenmoor bei Malchin gefundenes Schwert, das nach manchen Irrfahrten seinen Weg in die Schweriner Sammlung gefunden hat (Mecklenburg II, 1907, S. 126). Das 70 cm lange Stück hat einen vergoldeten Griff und ist von einer den südlichen Antennenschwertern nachgebildeten nordischen Form.

In dieselbe Zeit gehört ein interessanter Grabfund von Gr. Methling bei Gnoien (Monteliusfestschrift 1913, S. 91): Steinkiste, Urne mit den üblichen Beigaben (Messer und Pinzette), großes Beigefäß in Lausitzer Stil mit Tierfigur; Tierbilder auf Urnen kommen ja im östlichen Deutschland am Ende der Bronzezeit auf, sind dem nordischen Bronzezeitgebiet aber fast ganz fremd [1]).

Eisenzeit.

Die ältere Eisenzeit ist in einer zusammenfassenden Darstellung in den Jahrbüchern des Mecklenburgischen Geschichtsvereins, 71, 1906, S. 1, zu Worte gekommen. In diesen Jahrbüchern hat früher Lisch alle Eingänge nicht nur, sondern auch alle bekannt gewordenen Beobachtungen des betreffenden Jahres regelmäßig besprochen und so ein vollständiges und zuverlässiges Archiv der heimischen Altertumspflege geschaffen. Äußere Verhältnisse, Raum- und Zeitmangel, auch das Lästige der unvermeidlichen Wiederholungen haben den alten Gebrauch gebrochen, und an seine Stelle

[1]) Ein Beispiel aus Nordjütland Oldtiden VII, S. 199.

Digitized by Google

sind von Zeit zu Zeit zusammenfassende Behandlungen getreten. Diese haben nun allerdings die verschiedenen Perioden in sehr ungleicher Weise betroffen, und eine Fülle von Ausgrabungen und Eingängen hat der Allgemeinheit noch nicht zugänglich gemacht werden können. Die genannte Abhandlung betrifft 90 Grabfelder, sämtlich Urnenfelder der Stufen Schwantes II—IV, Knorr I—III; die Stufe Schwantes I (Wessenstedt), die auch in Mecklenburg deutlich vertreten ist, rechneten wir damals noch zur Bronzezeit. Die Scheidung in drei Perioden, wie sie in Schleswig-Holstein und Hannover durchgeführt ist und auch in Braunschweig sich bewährt hat (auf die Provinz Sachsen warten wir noch immer) wird auch für Mecklenburg ihre Gültigkeit haben. In der obigen Behandlung ist noch keine zeitliche Trennung der Grabfelder außer der allgemeinen in ältere und junge vorgenommen und wäre auch nicht möglich gewesen, da wir bei der Fülle des hier zu bewältigenden Stoffes uns bei Ausgrabungen meist nur mit Proben begnügen mußten und das Material der einzelnen Felder demnach nur geringfügig ist. Zu den bis 1906 untersuchten 90 Feldern sind seitdem noch 20 gekommen; vorläufige Berichte liegen vor über ein besonders gut ausgestattetes Feld von Mühlen-Eichsen (Mecklenburg II, 1907, S. 126) und eines von Sudenhof (Präh. Zeitschr. XI, XII, S. 212), sowie über einen Fibelfund, wahrscheinlich von Zweedorf (Mannus V, S. 117). Die Ähnlichkeit der westmecklenburgischen Felder mit den osthannoverschen ist so groß, daß auf Gleichheit der Bevölkerung geschlossen werden darf. Die Grabfelder älterer Eisenzeit sind in Mecklenburg außerordentlich stark vertreten; es ist die zahlreichste Fundgruppe der Vorgeschichte überhaupt, in unmittelbarer Umgebung von Schwerin liegen sieben, auf dem Gebiet mancher jetziger Dorfschaften drei, und zwar gehören sie anscheinend ganz überwiegend dem älteren Abschnitt an. Über ein besonders wichtiges Stück älterer Eisenzeit, den in Mecklenburg als „wendische Krone" benannten kronenartigen Ring s. Heimatgrüße aus Mecklenburg 1917, S. 52.

Sehr viel schwächer und auch mit sehr ungleicher Verteilung im Lande kommt die „römische" Eisenzeit vor. Das wichtigste Grabfeld, das von Körchow ist Mecklb. Jahrb. LXXXV, 1920, S. 1, veröffentlicht, eine Eisenschmelze, die dieser Periode zuzuschreiben ist (Ortkrug bei Schwerin) Mecklenburg III, 1908, S. 124, besprochen. Die spätrömischen ovalen Feuerschlagsteine behandelt Warncke, Ratzeburger Mitteilungen 1920, H. 3.

Eine sehr erfreuliche Bereicherung hat die spätgermanische Zeit erfahren durch den glänzenden Skelettgrabfund von Teterow (Präh. Zeitschr. I, S. 379) und anschließende ähnliche Funde von Kittendorf, Rachow, Levitzow (Präh. Zeitschr. II, S. 195, 426; III, S. 166), die sicher gegen 500 nach Chr. fallen. Einen Schädel bestimmt Schliz als typisch nordischen Germanenschädel (Präh. Zeitschr. III, S. 167).

Digitized by Google

Wendische Zeit.

Über die in den Gräbern der slawischen Bevölkerung des Landes liegenden Fragen ist auf der Versammlung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft in Weimar 1912 die Rede gewesen (Korr.-Bl. 1912, S. 90), die Schädelbildung hat R. Asmus, Arch. f. Anthr. 1900 besprochen.

Über Untersuchung von Burgwällen liegen neuere Veröffentlichungen nicht vor, ein schöner Burgwall von Testorf ist von Körner, Mecklenburg VII, 1912, S. 52, beschrieben.

Ein besonderes Interesse hat sich der vielberufenen Tempelstätte von Rethra zugewandt. Zu ihrer Erforschung hat sich eine besondere Kommission gebildet, deren Arbeiten G. Osten ausgeführt hat (dessen Berichte Zeitschr. f. Ethn. 1905, S. 981; 1906, S. 1005; 1907, S. 1015; 1908, S. 915; 1912, S. 354). Die Untersuchungen haben sich auf das ganze weite Gebiet des südlichen Tollenseesees, wo nach den geschichtlichen Quellen die Tempelstätte zu suchen ist, erstreckt und die alte Vermutung, daß die Fischerinsel bei Wustrow die gesuchte Stelle ist, zu ziemlicher Wahrscheinlichkeit erhoben (dazu auch Verf., Mecklenburg I, 1906, S. 36). Methodologisch wichtig ist, daß neuerdings von dem ausgezeichneten Volksforscher R. Wossidlo die Volkssagen zur Bestimmung altwendischer Kultstätten herangezogen und auf diesem Wege schon sehr bemerkenswerte Ergebnisse gewonnen sind (Mecklenburg XIV, 1919, S. 41, über Rethra Mecklenburg IV, 1909, S. 2, Korr.-Bl. d. Gesamtver. d. Geschichtsvereine 1909).

Digitized by Google

Neuere Literatur zur Vorgeschichte Pommerns.

Von E. Walter (Stettin).

Wenn ich 1911 im Mannus, Bd. III, S. 140, „die Entwicklung des Stettiner Museums in den letzten zehn Jahren" zu schildern versuchte, so hatte das seinen doppelten Grund darin, die eben ins Leben getretene Zeitschrift anteilig mit periodisch zu bringenden Berichten aus den einzelnen Forschungsgebieten der Provinzen zu versehen, gleichzeitig allerdings den Wert der Stettiner Altertümersammlung bei Gelegenheit ihrer Überführung in das neue Museum der Stadt Stettin auch weiteren Kreisen bekannt zu machen. Nun sind wieder zehn Jahre verflossen, in denen sich die Weltstürme nur zu sehr in der Forschung und Sammeltätigkeit bemerklich gemacht haben, aber die Mahnung des Herausgebers an einen wieder fälligen Bericht, womöglich in erweiterter Form, zwingt doch zu ernstlicher Erwägung, ob schon wieder Erwähnenswertes in Pommern erreicht ist.

Diese Frage kann aber getrost bejaht werden und wird dem Berichterstatter gerade dadurch erleichtert, daß er in den von der „Gesellschaft für pommersche Geschichte und Altertumskunde" herausgegebenen Monatsblättern regelmäßig über die Jahreszugänge zur Stettiner Sammlung und über alles berichtet hat, was etwa in der einschlägigen Literatur zur besseren Erkenntnis der pommerschen Verhältnisse herangezogen werden konnte. Diese von befreundeten Forschern der Nachbargebiete mehrfach willkommen geheißene Einrichtung habe ich deshalb geglaubt zu einer dauernden machen zu sollen, weil sie immer wieder zu einer erneuten Durcharbeitung des ganzen Gebietes der Vorgeschichte zwingt und Hörer wie Leser trotz oder vielleicht gerade wegen gelegentlicher Wiederholungen allmählich zum besseren Verständnis der vielseitigen Bedeutung der heimischen Altertumsforschung hinführen kann, was heutzutage mehr als je wünschenswert ist. Und so läßt sich denn schließlich auch aus dem alljährlich gemachten Fortschritt von Zeit zu Zeit eine Zusammenfassung unschwer gewinnen, die in Verbindung mit einer Rückschau den jedesmal gerade erreichten Standpunkt um so sicherer erkennen läßt.

Digitized by Google

Von vornherein ist aber zu betonen, daß der früher befolgte Grundsatz einer strengen Beschränkung auf die jetzigen Provinzialgrenzen in vorgeschichtlichen Erörterungen um so weniger mehr beibehalten werden kann, als gerade die Teile des heutigen Pommerns erst in verhältnismäßig jungen historischen Zeiten zusammengelegt sind, niemals aber in früheren Perioden eine ähnliche Einheit gebildet haben. Daraus folgt, daß wir uns heute nicht mehr damit begnügen dürfen, wie früher nur Pommerns Fundstücke zu betrachten und etwa in Pommern ansäßig gewesene Völker zu ermitteln, sondern unsere auch weiter zu sammelnden Altertümer sorgfältig mit denen angrenzender Länder zu vergleichen und aus den dort gewonnenen ethnologischen Ergebnissen auch die jedesmalige Besiedelung pommerschen Bodens besser verstehen zu lernen. So viel ist jedenfalls klar geworden, daß älteste Einflüsse von Westen gekommen und mehrfach nur bis zur Oder gereicht haben, daß eine Grenzverschiebung bis zur Rega und Persante gelegentlich erkennbar wird, aber auch in der Eisenzeit Rückströmungen von der Weichselgegend einsetzen, während östlich der Oder weitreichende Vorstöße von Süden sich fühlbar machen; da nun zu allen Zeiten auch seewärts Wechselbeziehungen mit Dänemark und Schweden bestanden, so bietet Pommern in der Vorgeschichte schließlich das Bild eines selten einheitlich besiedelten, häufiger aber als Zwischenglied und Durchgangsgebiet dienenden Landes.

In dem eingangs erwähnten Bericht habe ich S. 140—142 die Anfänge der pommerschen Vorgeschichtsforschung zu schildern versucht, und die vor zehn Jahren gegebene Darstellung ist jetzt als im ganzen zutreffend bestätigt worden durch den Rückblick über die ähnliche Entwicklung der Berliner Gesellschaft in der Zeitschrift für Ethnologie 1919, S. 276; freilich hätte S. 279 unter den Museen, die seitdem neu geordnet sind, auch das Stettiner wohl erwähnt werden können, das gerade Virchow früher schätzte und häufig besuchte, für das neuerdings Provinz, Stadt und unsere Gesellschaft viel getan haben. Nicht ganz einheitlich ist dagegen die literarische Verwertung der im neuen Gebäude gut aufgestellten Altertümer geblieben, für die in den „Baltischen Studien" immer seltener Raum übrig blieb, so daß Einzelnes in den „Monatsblättern" unserer Gesellschaft veröffentlicht werden mußte. Durch die neuen vorgeschichtlichen Zeitschriften ist schließlich noch eine neue Zersplitterung zu dem alten Mangel hinzugekommen. Denn leider hat die alte Teilung Pommerns noch bei Gründung unserer Altertumsgesellschaft 1824 insofern nachgewirkt, daß außer der Abteilung und Sammlung in Stettin noch ein besonderer Ausschuß für das altschwedische Neuvorpommern und Rügen in Greifswald tätig war und besondere Sammlungen nicht nur hier, sondern auch in Stralsund angelegt wurden. Die anfangs regelmäßiger von dort einlaufenden Teilberichte haben mit der Zeit aufgehört; von der Greifswalder Sammlung liegen zwei Kataloge von 1869 und 1897 von Pyl vor, die also unvollständig und außerdem durch Beiwerk gestört sind, über die Stralsunder Sammlung

Digitized by Google

und die Verhältnisse auf Rügen hat Baier vier kleine Schriften 1880, 1886, 1899 und 1904 veröffentlicht, die nicht alles umfassen und nur von einem Bestand an Steinaltertümern von über 22000 Stück sprechen. Gummel hat im Mannus V, S. 300 zugegeben, daß ein Stralsunder Hauptkatalog nie über seine Anfänge hinausgewachsen ist und selbst die „Augmentationsberichte" für manche Jahre ganz fehlten. So war denn auch mein letzter Besuch dieser Sammlungen praktisch wenig ergiebig, und es muß Ersatz in der Tatsache gefunden werden, daß Professor Haas in Stettin seine Heimat Rügen unermüdlich durchforscht und absammelt, vgl. Mannus V, S. 235; seine Sammlung Rügenscher Altertümer ist jüngst vom Stettiner Museum mit über 500 Stücken erworben, katalogisiert, eingeordnet und gewürdigt worden. Für die Greifswalder Berichte entschädigen gelegentliche Aufsätze wie z. B. Pommersche Jahrbücher, Greifswald 1906, VII: Deecke, Die alten vorpommerschen Verkehrswege in ihrer Abhängigkeit vom Terrain; VIII: Drolshagen, Primitive Handgeräte aus der Steinzeit Neuvorpommerns und Rügens. X: Drolshagen, Neuvorpommern und Rügen im Rahmen der älteren Kartographie. Auch die Jahresberichte der Geographischen Gesellschaft zu Greifswald gehören mit folgenden Arbeiten hierher: IX, S. 27: Klose, Die alten Stromtäler Vorpommerns und die Litorinasenkung. S. 161: Pernice, Gräber in Thurow bei Züssow. S. 170: Deecke, Die Beziehungen der vorpommerschen Städte zur Topographie und Geologie. Deeckes grundlegende Forschungen zur Geologie sind schon Mannus III, S. 144 gewürdigt.

Zwar begann Schumann, „Die Kultur Pommerns in vorgeschichtlicher Zeit" 1896 mit einem kurzen Hinweis auf die Eiszeit, aber eigentlich erst seit 1904 konnte in den Jahresberichten davon die Rede sein, daß die geologischen Forschungen schon greifbare Ergebnisse für die Erkenntnis der ältesten Besiedlung Pommerns gewonnen hätten. Man lernte ältere Formen als die bisher unterschiedenen der geschlagenen und geschliffenen Steinwerkzeuge auch bei uns durch Vergleichung mit westeuropäischen Formen kennen und erörterte auch sofort die Eolithenfrage für Pommern; nachdem Friedel auf Rügen den ersten Eolithen in Deutschland gefunden zu haben meinte, stellte Deecke die Möglichkeit des Vorkommens von Eolithen nicht in Abrede, glaubte aber tatsächlich bezweifeln zu müssen, daß hier vor dem Diluvium verwendbarer Feuerstein zugänglich gewesen sei (Balt. Stud. N. F. IX, S. 217), und so verhielt ich mich in einem Vortrage abwartend (Walter, Ber. d. Stettiner Gesellsch. f. Völker- u. Erdkunde 1904/1905, S. 40), als dann bezüglich der Eolithen ein Kompromiß zustande gekommen, trat man der Tatsache der „untergetauchten Küstenfunde" näher, mußte aber zuvor das eingewurzelte Vorurteil bekämpfen, als ob hier lauter Folgen von Sturmfluten vorlägen. Was dann Deecke zur Aufhellung dieser ältesten Zeiten getan, habe ich schon a. a. O., S. 142 hervorgehoben; die geologisch erwiesene Veränderung der Ostseeküste in der Yoldia-, Ancylus- und Litorinazeit mußte, wie auch im Mannus I,

Digitized by Google

S. 24 ausgeführt ist, in erster Linie die Funde an den Küsten Rügens und Vorpommerns in ganz anderes Licht setzen. Ein Hiatus zwischen dem westeuropäischen Paläolithikum und der nordischen Steinzeit erwies sich nach dem Ausdruck Schuchhardts (Alteuropa, S. 42) schon damals als Legende, nachdem einmal auf die primitiveren Werkzeugformen von geübteren Augen mehr geachtet werden konnte. Und erst recht mußten nun unansehnliche Knochen- und Geweihstücke als Hinterlassenschaft der ältesten nachweisbaren Besiedler unseres Landes gewürdigt werden, die zur Ancyluszeit einwanderten, an Seen und Wasserläufen als Jäger lebten, aber auch hier verzierte Stücke anfertigten wie die schöne Spitze von Gültz, Mannus III, S. 143, Abb. 5. Seitdem habe ich nun aus den Beständen unseres Museums und anderer Sammlungen von dieser Gerätegruppe bereits über 40 Exemplare ermittelt, darunter mehrere verzierte von Stolzenburg und Siedenbollentin, einige sogar im Dresdener Museum von Rügen (Balt. Stud. XIII, S. 204; XV, S. 199). Gestützt auf die Untersuchungen von Menzel, Wiegers, Solger, Hahne konnte nun der Weg erkannt werden, den der Mensch von der zwischeneiszeitlichen Taubacher Station nach Norden einschlug, und als sich während der letzten Eiszeit der jüngere Löß bildete, gelangten die ersten Besiedler auf der Stufe des Magdalenien mit dem endgültigen Zurückweichen des Eises an das damalige Binnenmeer der Ostsee und zu Lande bis Schweden. Klima, Flora und Fauna ergaben sich aus den Bodenschichten und Mooren, die zeitliche Folge von Knochen des Rens, Elchs und Hirsches mußte, wie Wahle, Mannusbibl. 15, ausführte, mit dem Wechsel von Tundra, Steppe und Wald zusammenhängen, so daß Martin Schultze bereits ein Kulturbild jener Zeit entwerfen konnte, Arch. f. Fischereigesch. Heft 2, S. 109. Als nun die Litorinasenkung eintrat, muß inzwischen schon die Steinbearbeitung begonnen haben, deren zahlreiche nun in versunkenen Küstenstationen lagernden Stücke nunmehr gehoben wurden, besonders an der ergiebigen Stelle von Lietzow, auf die wohl Baier zuerst hingewiesen hat, Nachr. über Altertumsfunde 1897, S. 94; sie ist dann von Haas und Stubenrauch ausgebeutet, von Bracht behandelt und in Stralsund und Stettin nicht nur, sondern auch in Berlin (Balt. Stud. XVII, S. 327) und Köln (Präh. Zeitschr. IV, S. 235 mit Abb.) zur Ausstellung gebracht. Haas hat eine ganze Reihe ähnlicher Küstenfundstellen auf Rügen ermittelt, darunter die nach Bracht ältere auf der Insel Vilm, die ich mit Haas besuchte und noch 1918: Mon. Bl. 1919, S. 37, äußerst ergiebig fand, ferner auf Mönchgut, Thiessow, Schnakenwerder, Stubberbank, so daß auch dieser Abschnitt in seinem Verhältnis zu dem etwas älteren Campignien und den etwa gleichzeitigen Muschelhaufen erkennbar geworden und gut vertreten ist. So hat sich also statt des in Ratlosigkeit früher angenommenen Hiatus ein Mesolithikum mit mehreren Unterstufen herausgestellt, dessen Gliederung zu untersuchen Kupka in den Stendaler Beiträgen nicht müde wird.

Digitized by Google

Aber auch für das Neolithikum hat Kossinna schöne Ergebnisse erzielt durch Unterscheidung seiner drei Züge, die nach Südosten gingen von dem alten Megalithgebiet aus, zu dem Westpommern mit Anteil an den Kugelamphoren und der Oderschnurkeramik gehörte, jedoch nicht bis gerade zur Oder, und erst recht an der Ausbreitung nach Osten ist Pommern nun östlich der Oder stark beteiligt (Mannus II, S. 61, 67, 71), was für den zweiten Zug jetzt endlich nach Veröffentlichung der Nachrichten und Karten über etwa 200 Gräber bei Pyritz durch Holsten ersichtlich geworden ist (Mannus 11/12, S. 104). Auch für Keramik und Gräberformen ist es nun möglich, die zeitliche Entwicklung anzugeben, insofern in der I. Periode in Rügen und Vorpommern Dolmen und Dolmenkeramik herrschen, in der II. Hünenbetten mit älterer Megalithkeramik, denen sich später Steinkisten mit Kugelamphoren und Schnurkeramik anschließen. Auch die Typen der Feuersteinbeile gliedern sich immer natürlicher, wenn man mehr auf ihren Durchschnitt als auf die bloße Technik achtet, denn aus den primitiven Formen der Küstenbewohner (Kossinnas „Ellerbek"-Leuten) entwickelte sich das spitznackige, dünnnackige der Dolmenzeit, endlich das breitnackige Beil, das auch weiter in Hinterpommern gefunden wird. Ebenso lassen sich am Ende der Steinzeit die Feuersteinspitzen und Dolche anfangs spitz ohne Griff feststellen (2 Stück in unserem Funde von Buchholz aus der Übergangszeit Mannus III, S. 147, Abb. 1 und 2), dann folgen solche mit quadratischem, rautenförmigem, endlich dreieckigem Griff (Mannus 11/12, S. 256, 274). Nackengebogene Streitäxte dagegen und Rhombenäxte sind für Jütland und Dänemark bezeichnend und nur in einzelnen Exemplaren in Vorpommern gefunden (Präh. Zeitschr. VIII, S. 85, 93). Über die früher mit Vorliebe gesammelten Dolche und Sägen habe ich auch eine Statistik aufgenommen, die 1903 im ganzen 90 Dolche und 40 Sägen ergab, Balt. Stud. VIII, S. 155, dabei das seltene Vorkommen in Gräbern betonen mußte, aber noch bis zuletzt sind 10 Exemplare vorwiegend links der Oder zutage gekommen. Steinzeitliche Depotfunde konnte Kühne 1883 (Balt. Stud. XXXIII, S. 305) nur drei in der Stettiner Sammlung namhaft machen, inzwischen sind sie weit häufiger geworden, und allein aus den letzten Jahren sind 11 Funde eingeliefert, meist aus mehreren Stücken ungleicher Art bestehend und oft durch einen Marktstein bezeichnet. Im allgemeinen hat sich unsere Kenntnis der Steinzeit bedeutend erweitert, und es ist möglich geworden, den Blick in weite Fernen und größere Zusammenhänge zu lenken, in denen Richtung und Art der Beeinflussung der ältesten Bewohner des Odermündungslandes uns bereits verständlich werden; insbesondere hat sich Rügen von jeher als Zentrum der Feuersteinbearbeitung und Exportquelle nach dem Festlande herausgestellt, wo jeder noch heutzutage ohne große Mühe Steinwerkzeuge finden kann, ja trotz aller Statistiken von Hagenow und Baier noch unbekannte Gräber zutage gekommen sind wie das megalithische Grab von Lonwitz und die Hünenbetten von Pastitz, Mon. Bl. Bd. 19,

Digitized by Google

37; 21, 10. Rügen allein hat die Wissenschaft um die Namen der Lietzower und Dilmstufe sowei um den Diervitzer Typ bereichert.

Die Bronzezeit scheint beim ersten Blick in das Stettiner Museum freilich am reichsten vertreten zu sein, und von fremden Besuchern wird man diesem Eindruck häufig Ausdruck verliehen sehen, aber es mag das darin beruhen, daß die steinzeitlichen Pulttische mit ihren langen Typenreihen weniger ins Auge fallen als die größeren Glasschränke mit den so sehr viel mehr Abwechslung bietenden Bronzen in ihrer jedermann verständlicheren Anordnung nach Kreisen oder daß man von früher her die Steinzeit als einen noch zu wenig greifbaren allgemeinen Begriff anzusehen gewohnt war. Während aber die Jahresberichte ständig Neues aus der Steinzeit bringen, eine in anderen Museen keineswegs gewöhnliche Erscheinung, mußten sie nicht bloß während des Krieges nicht selten Lücken in bronzezeitlichen Beobachtungen und Erwerbungen zugeben. Immerhin haben gerade die Stettiner Bronzen dazu beigetragen, Kossinnas System der Bronzezeitperioden aufzubauen. Danach wissen wir, daß von der Steinzeit her Vorpommern bis in Ia und b der Bronzezeit mit zu der westlich wohnenden Gruppe gehörte, mit Ic aber eine Siedlungslücke eintrat, der in II langsame Zunahme folgte nicht ohne Beeinflussung von seiten eines ungermanischen, am rechten Ufer der unteren Oder von Süden her vordringenden Stammes. So ist die Oder damals Ostgrenze der Germanen, aber in einer Zone gegenüber von Stettin herrscht eine Mischkultur. Diese in der Schrift: „Die Herkunft der Germanen" (1911) vorgetragene Ansicht hat Kossinna in der 2. Auflage (1920) dahin abgeändert, daß er den fremden Einfluß sowohl rechts der Oder als auch links ihrer Mündung bis zur Uecker als vorwiegend ansieht. Diese scheinbar geringfügige Abweichung ist gerade für die Stettiner Gegend von Wichtigkeit, denn wiederholt hat hier im Laufe der Vorgeschichte eine Völkergruppierung entweder ihre Grenze gehabt, oder es ist von hier eine Weiterleitung über die Oder ausgegangen, wie auch diesmal. Denn in III bilden sich zwischen Oder und Rega hier zwei Kulturgruppen, und so erklären sich die sonderbaren Formen der großen Beinspiralen, Stollenringe, Hängetutuli, Spitzhütchen, lange Nadeln mit Scheibenkopf; andererseits dringen von Westen her Scheiben- und Spiraltopfnadeln und längsgerippte Halskragen bis zur Persante vor. Auch von den Halskragen kommen die Formen ohne Zwischenstreifen mit durchlochten Enden in IV nur im östlichen Hinterpommern vor. Das liegende Kreuz als Verzierung erscheint auf Halskragen weiter in V, und eine besondere Odergruppe ist durch wechselnde Schrägstriche und Querstege zwischen den Ringen kenntlich, das Kreuzornament aber erhält sich bis in die erste Eisenzeit auf längsgerippten Armbändern. Goldene Eidringe kommen in ihrer jüngsten Art in V auch in Hinterpommern vor, wie die Wendelringe scheinbar in Hinterpommern ihr Erfindungszentrum hatten, ihre Abarten mit Ösen- oder Hakenverschluß trennen sich an der Odergrenze, und bei den Halskragen sondert sich eine Odergruppe von einer hinter-

Digitized by Google

pommerschen ab; überhaupt liegt sogar in IV und V der Schwerpunkt der germanischen Bronzezeit in Nordostdeutschland, und zwar finden sich von 22 Typen 17 nur östlich der Oder. In dieselbe Zeit gehören auch die Möriger und Antennenschwerter, während die Griffzungenschwerter seit II auftreten und nur in wenig Exemplaren bis etwa zur Oder reichen. Der Wolkower Typ ist sogar Pommern eigentümlich, Mannus VIII, S. 118. Ungemein viel pommersche Funde sind in diesen Aufsätzen Mannus VII, 87 und VIII, S. 1 verwendet (vgl. auch Deutsche Vorgeschichte, S. 124 über die Schwerter), so daß für alle Typen die Entwicklung und Eingliederung festgestellt ist, desgleichen für die meisten Depotfunde, an denen auch die letzten Jahre noch Zugänge erbrachten. Der verschollene von Korkenhagen-Resehl ist veröffentlicht Mannus VIII, Taf. II, in Altstorkow lagen 3 massive Armringe mit 2 hohlen zusammen, in Dölzin 2 massive, in Belkow 5 offene Armringe, in Brüsewitz 4 massive offene, in Daber 2 Handbergen, der große Fund von Benz aus der V. Periode lag in einem Tongefäß unter einem großen Steine und ist von H. v. Dieſt veröffentlicht (Balt. Stud. XVI, S. 175 mit Tafel) und von Kossinna (Mannus VIII, S. 81) gewürdigt. Bei Greifenhagen wurden im Moor Lappenbeil, Dolch und Speerspitze mit Resten des Holzschaftes gefunden, in Woltersdorf lagen in einem Tongefäß 2 Absatz- und 6 Lappenbeile, die mit einem einzeln gefundenen Schwerte abgebildet sind (Mon.-Bl. 1915, Nr. 2, 14). Zahlreich wie verschiedenartig sind die bei den Kanalbauten der letzten Jahre gehobenen Bronzen, unter denen alle Werkzeuge und Waffen, seltener Schmuckstücke vertreten sind und wenn nicht leicht eine Chronologie ergeben, so doch einen lebhaften Transithandel über die Oder nach Hinterpommern beweisen. Zu diesen Baggerfunden gehört auch der Bronzehelm, den Schuchhardt, Alteuropa Tafel XXXI, S. 3 abgebildet und der Hallstattzeit zugewiesen hat, wie auch zu dem unveröffentlichten Funde von Wurchow (Mannus VIII, S. 98) von Kossinna (Mannus IX, Taf. XVII) der Schwertgriff dargestellt ist: mit Dank müssen wir es begrüßen, wenn bei den spärlichen Abbildungen unserer Veröffentlichungen einzelne Stücke anderweitig dargestellt werden. Alle Einzelfunde hier aufzuzählen ist nicht angängig, es mag die Feststellung genügen, daß im allgemeinen weniger Schmuckstücke als Werkzeuge und Waffen gesondert eingeliefert werden, wenn auch gelegentlich eine Doppelspiralnadel oder Beispiele von Handbergen darunter sind. Hervorzuheben sind immerhin Sicheln, von denen einmal 5 in Binow zugleich gefunden sind, Bronzebeile in der Form des Absatz-, Rand-, Lappen- und Tüllenbeils, einmal ein an den Seiten verziertes Randbeil ausgebaggert. Als Seltenheit ist das trapezförmige Hängeblech aus Bronze von Gültz wegen seiner Größe und geschmackvollen Verzierung aus Periode I—II schon aus Mannus IX, S. 156 bekannt. Auch von den kunstvollen Gebilden der Luren ist ein Beispiel in Dabertow, Kreis Demmin, entdeckt und hat Pommern in den Kreis dieser ansehnliche Musikausübung verratenden Kultur ein-

Digitized by Google

bezogen (Präh. Zeitschr. VII, S. 85). Unter den Grabformen sind zu den Feststellungen Schumanns kaum Neuerscheinungen beobachtet, dagegen für einige Gruppen neue Fundorte dazugekommen, auf Rügen Hügelgräber, weit verbreitet Urnenfelder, aus denen häufig wenig charakteristische Tongefäße oder gar nur Reste ohne Beigaben abgeliefert werden. Zu den Abb. 5, 6, 8, Mannus III, S. 145 können nun die Reihen der Gefäße des Gräberfeldes auf dem Hauptfriedhof zu Stettin (Mon.-Bl. 1914, S. 97) sowie der Steinkistengräber von Neuhagen, Kreis Neustettin (Mon.-Bl. 1914, S. 151) hinzugefügt werden, um den verschiedenen Grabbau und die Gefäßformen zu veranschaulichen; letztere gehören schon zur hinterpommerschen Gruppe der Mützen- und Gesichtsurnen aus der Übergangszeit, in ihrem wohlbekannten Verbreitungsgebiet sind noch Fundstellen bei Soltnitz, Altliepenfier, Labehn (wohlerhaltene Gesichtsurnen mit Ohrbehang und Bauchverzierung Mon.-Bl. 1910, S. 74 abgebildet), Mersin, Schwerinstal u. a. hinzugekommen. Inzwischen hat sich aber östlich der Oder die Lausitzer Kultur in III nach Norden vorgeschoben; ihre Keramik reicht mit dem Aurither Typus in das südliche Hinterpommern hinein, und dessen imitierte Schnurverzierung brachte Goetze darauf, einen Zusammenhang unserer Obliwitzer Hausurne mit Italien anzunehmen (Denkm. d. Kreises Lebus, S. XIV). Diese Hausurnen sind letzthin mehrfach abgebildet wie bei Kossinna, Vorgeschichte, S. 141 und Behn, Präh. Zeitschr. Bd. 10, Taf. 2, nach denen sie das Viereckshaus auf Pfählen aus dem Gebiet der unteren Weichsel vor Augen führen, wo sich in der frühen Eisenzeit ein ostgermanischer Stamm, durch Zuströmen nordischer Elemente verstärkt, eigenartig entwickelt und abgesondert hat. W. La Baume hat in der Vorgeschichte von Westpreußen S. 54 das Gebiet dieser Gesichtsurnenkultur nach den Feststellungen von Kossinna und Kostrzewski nicht ganz genau in eine Karte eingetragen, die bei uns bis zur Rega und in Schlesien bis zur mittleren Oder reicht, daneben die nur um weniges weiter vorgeschobenen Gräberfelder und Grenzen der Ostgermanen in der Spätlatènezeit nachweist. Die Völkerbewegungen dieses Abschnitts werden nun immer mehr durch historische Namen gestützt, von Bornholm aus besetzen die Burgunder die Pommersche Küste zwischen Oder und Persante, die Rugier von Kolberg bis Elbing, bis die Goten als neue Völkerwelle skandinavischer Abkunft an der Weichsel Fuß fassen und die Rugier ihnen nach Westen ausweichen, endlich alle nach Süden abwandern. Die wachsende Schätzung des Eisens führte nun auch in Hinterpommern wie in der Bronzezeit zu einer bedeutenden Höhe der Schmiedekunst, wie die Steintechnik in Vorpommern und Rügen geblüht hatte. Das hat Jahn (Mannus V, S. 75) unter Ermittelung der von der Schweiz und dem Main-Rheingebiet ausgehenden Einflüsse nachgewiesen, nach Kossinnas bahnbrechender Arbeit über verzierte Lanzenspitzen (1905) die Grenze zwischen Ost- und Westgermanen an das untere Oderufer gezogen und die Haupttypen der Schwerter und Lanzenspitzen gesondert, wobei als wichtige Fundstellen

Digitized by Google

in Pommern besonders Koppenow und Butzke zu nennen sind. Überhaupt haben sich jüngst Eisen- und Brandgrubenfunde gemehrt, oft in Fortführung früherer Gräberfelder wie in Dietkow, Glien, Dammhof, in Dramburg ist ein ausgedehntes Grabfeld abgetragen, in Zozenow hat sich Bernstein darin gefunden, in Pasewalk lag der Friedhof mit Leichenbrand und Brandgruben außerhalb der Stadtanlage in dem vom Tale ansteigenden Sandgelände wie der heutige Friedhof (Mon.-Bl. 1912, S. 34). Technisch untersuchte Deecke die Graphitierung der Tongefäße, Schumann und Coutil stellten fest, daß der Amboß nur in 3 Exemplaren von Dietkow und Plestlin in Pommern, sonst aber in Skandinavien und Deutschland überhaupt nicht vorkommt, erst wieder häufiger in Frankreich und der Schweiz. Und einzelne Basaltlava-Mörser in Vorpommern beweisen den Export von Niedermendig bei Mayen (Walter in Balt. Stud. XIX, S. 278 und Mannus VII, S. 356). Neben der Typenkarte über die Latènefibeln haben nun die Bände 18 und 19 der Mannus-bibliothek von Kostrzewski die ostgermanische Kultur der Spätlatènezeit ausführlich behandelt einschließlich der 28 Funde aus Pommern, und in die Karte ist die mutmaßliche Grenze des burgundischen und wandalischen Gebietes südlich der Netze eingetragen; immer deutlicher heben sich Straßenzüge von Westen über Pasewalk und Eberswalde zu den Oderübergängen bei Stettin und Freienwalde heraus, auch Burgen wie bei Schöningen mit Hausresten und Pfahlbauten wie bei Butzke sind beobachtet. Dieser früher so wenig beachtete Zeitabschnitt hat also in Hinterpommern eine selbständige und hochentwickelte ostgermanische Kultur erblühen lassen.

Die Zeit des römischen Einflusses geht vielfach direkt aus jener hervor, so daß eine scharfe Scheidung wie bei den Fibeln nicht immer leicht ist. Die Zeit erscheint in ganz neuer Beleuchtung, seitdem wir aus Almgrens Fibelwerk 1897 die Selbständigkeit der Germanen gegenüber der römischen Provinzialkultur erkannt haben, auch der Import römischer Bronzegefäße, Gläser und Statuetten (Sigillata-Gefäße sind merkwürdigerweise in Pommern noch nicht gefunden) ist nicht mehr so rätselhaft, sondern hat sich durch Vermehrung der Funde als Beweis von Handelsbeziehungen ebenso wie von Modeströmungen herausgestellt. Ganze Grabfelder wie das durch alle Perioden reichende, leider nicht systematisch untersuchte von Sinzlow-Glien erbrachten Mäandergefäße, Fibeln und römische Münzen, in Dramburg schloß sich Römisches an Vorrömisches direkt an, in Tenzerow fand ich ganze Reihen von Gruben mit Rädchenmäanderscherben dicht bei einem Wendenkirchhof (Walter in Balt. Stud. XVII, S. 333), Skelettgräber und Bestattung in Totenbäumen nehmen zu, die Grenze des ostgermanischen Strichmäanders und des westgermanischen Rädchenmäanders verläuft ungefähr an der Oder, wie sich an der Odermündung am Verkehrswege nach Dänemark und Norwegen ein starker Wechsel der Bevölkerung bemerklich macht nach Almgren, dem wir auch den allgemeinen Entwurf zu einer Karte der Gräberfelder aus der Spät-

Digitized by Google

latènezeit und der Kaiserzeit (Mannus VIII, S. 291) und die Bemerkung verdanken, daß sich gerade in Pommern viele Gräber mit römischen Gefäßen, ja ganzen Trinkservicen finden (Mannus X, S. 4). Erschöpfende Übersichten über alle Einzelheiten bringen die sorgfältig zusammengestellten Bände 8 und 14 der Mannusbibliothek von Blume und Martin Schultze über die germanische Kultur zwischen Oder und Passarge zur Kaiserzeit, in denen natürlich auch das pommersche Material wieder verzeichnet und typologisch geordnet ist. Man findet da S. 142 die Gläser von Kossin, Bügen, Polchlep, Borkenhagen und auch schon das jüngste von Dietkow, römische Bronzegefäße von Schlönwitz, Schwedt, Zirzlaff, Kossin, aber nun kommt noch der berühmt gewordene Fund von Lübsow dazu mit Bronzeschale, Silberbechern, Weinkanne, Kasserollen, Eimer, Gläsern, Trinkhörnern und Prachtfibeln, veröffentlicht von Pernice (Präh. Zeitschr. IV, S. 126); und jüngst fanden sich in Pustamin, Kr. Schlawe, in einem Skelettgrabe Bronzekessel, Kasserolle, Sieb, Spiegel, Fibeln mit Silberbelag und ein Goldring, was ich in den Mon.-Bl. 1918, S. 33 besprochen habe. Ein Skelettgrab in Polzin lieferte 2 Knopfsporen mit eingesetzten Dornen, Bronzeschnalle und Tongefäße (Mon.-Bl. 1917, S. 33). Sonst sind nur Zugänge zur Gruppe der Kämme S. 104 erworben, und zwar von Rossentin und Zizow mit Futteral, während auf einem Gefäß von Schruptow eine kammartige Verzierung angebracht ist und im Nebengefäß mit Mäander selbst ein Kamm lag. Die seltene Fibel von Balm mit Kopfdarstellung habe ich in einer Sitzung in Berlin vorgelegt, wo sie dem 1. Jahrhundert zugewiesen wurde, Mannus III, S. 158. Auch die in Ostdeutschland gefundenen Bronzestatuetten hat Fredrich behandelt im Küstriner Programm 1912; danach gehören die 3 pommerschen Stücke von Liebenow, Wopersnow und Schivelbein der gallisch-römischen Industrie an, wurden von Händlern oder zurückkehrenden Soldaten mitgebracht und vielleicht als Weihegaben in Gewässern und Mooren versenkt. Römische Münzen sind nicht mehr gefunden, ich hatte einige der Sammlung Lau bestimmt, aber beim Tode des Besitzers sind sie abhanden gekommen. Ergötzliche Blüten des Deutschenhasses hat der Amerikaner Wiener gezeitigt, der alle Angaben über deutsche Verhältnisse bei Tacitus als bewußte Fälschungen erklärt, wiewohl doch gerade die Forschung sie durchaus mit dem Fundmaterial übereinstimmend fand.

Die Völkerwanderung beendete den römischen Einfluß und entleerte unsere Länder, so daß verständlich wird, wie nun slawische Stämme langsam sich einschoben ohne Kampf und so auch keine Mischkultur entstehen konnte, wenn auch einzelne Formen germanischer Vorbilder übernommen wurden. In Gültz sind ältere Bronzegräber direkt von slawischen Gruben durchstochen, in Tenzerow und Schöningen liegen slawische Siedelungen dicht neben früheren, in Vorpommern liegen Siedelungen mehrfach am Küstenabbruch, in Koppalin in den Wanderdünen, im Kreise Lauenburg dicht bei germanischen Gräberfeldern. Deecke beobachtete, daß die Slawen meist Stellen an wasserreichen

Digitized by Google

Plätzen besetzten, um den Übergang zu beherrschen durch Burgwälle, und daß die deutschen Siedler meist daselbst ihre Städte anlegten; Gerlach stellte fest, daß die slawischen Dörfer oft tiefer an Wiese und Seen lagen und erst später bei zunehmendem Ackerbau auf die wellige Hochfläche verlegt sind. Soolquellen beförderten die Anlage von Salzstraßen in Vorpommern und auf Kolberg zu, und hierin findet Menzel die Bedeutung der Lage von Belgard begründet, ein Beispiel des Zusammenwirkens von kommerziellen und strategischen Erwägungen, Blume wollte zwar eigentliche Handelsstraßen nicht gelten lassen, aber daß Thingplätze regelmäßig von Händlern besucht wurden und Häuptlingssitze in der Nähe lagen, lenkte den Verkehr doch gewiß nach bestimmten Richtungen. Einen Pfahlbau in Verbindung mit einem System von Burgwällen hat Herr von Dieſt beschrieben: Zur Geschichte und Urzeit des Landes Daber, Stettin 1904, S. 15 und Karte. Burgwälle werden noch jährlich zu den bekannten Reihen ermittelt, so mehrere bei Dramburg, in Güntershagen mit zugehörigem Gräberfeld, andere verschwinden unter dem Pfluge, der bei Stettin nach Wussow zu hat als Sandgrube trotz aller Warnungen abgefahren werden müssen. Auf Rügen ermittelte Haas, Balt. Stud. XIV, S. 33; Pomm. Jahrb. XIX, statt der bisher bekannten 7 nun 23 Burgwälle mit Angabe der wenigen vorslawischen Spuren und erweiterte unsere Kenntnis der Herthaburg, dehnte schließlich seine Untersuchungen auf alle Kultstätten der Insel aus. Hat jüngst Schuchhardt der Annahme bloßer Erdwälle durch Feststellung von Steinpackung und Palliſadenspuren entgegentreten können, so ist das bei uns auch schon in Zerrehne und in der kunstvollen Anlage von Kratzig erwähnt worden; einen kunstvollen Aufbau zeigt auch der Wall von Tornow, den Knack, die Burg Saatzig, 1912, S. 9 abbildet, Scherben finden sich zahlreich, unversehrte Gefäße selten, z. B. in Giegenitz und in der Sammlung Kuhse, die Wellenlinie glaubt Moschkau linkshändig hergestellt (Mannus IX, S. 196), die Bodenstempel führen Näbe (Mannus X, S. 71) und Schuchardt (Zeitschr. f. Ethn. 1921, S. 288) auf die Drehscheibe zurück. Endlich ist an letzter Stelle auch nach dem Vorgang von Götze, Nachr. deutsch. Altertumsfunde 1901, S. 17, eine Einteilung der slawischen Keramik des 9.—11. Jahrhunderts nach Drehscheibenbenutzung, Form und Verzierung geboten. Arabische Münzfunde sind über 80 bekannt, neu der von Rützow und der etwas spätere von Kremmin, Hackſilberfunde sind von Quilitz und Panknin hinzugekommen.

Endlich mögen aus der Wikingerzeit die Buckelfibel von Zwilipp und das Wikingerschiff von Charbrow erwähnt werden, abgebildet in den Kunstdenkmälern von Lauenburg und Bütow, S. 305 ff. Erstere mußte erst wiederhergestellt werden, letzteres stand aus Mangel eines passenden Raumes lange im Königstor, bis beim Neubau des Museums besondere Vorrichtungen zur Hineinschaffung und Aufstellung getroffen werden konnten. Der Kordulaschrein in Kamin gilt nun als irisches Werk des 10. Jahrhunderts, während

Digitized by Google

der Goldring von Peterfitz, bekannt aus Mannus IX, S. 97, unsere Provinz unter den prächtigen Importstücken des 6. Jahrhunderts aus Skandinavien würdig vertritt.

Man kann bei diesem Überblick, der freilich keine Vorgeschichte Pommerns im Auszug vorstellen soll, vielleicht Auswahl und Vollständigkeit des Stoffes bemängeln, wird aber zugeben müssen, daß wohl alle wichtigen Gesichtspunkte berührt sind und etwa noch wissenswerte Einzelheiten unschwer ermittelt werden können. Worauf es ankam, die neusten Zugänge und den gegenwärtigen Stand der Forschung einmal wieder festzulegen, dürfte wohl erkennbar sein und schließlich der Eindruck zurückbleiben: wenn es nach Mannus 11/12, S. 401 keinen Landesteil in Mitteleuropa gibt, dessen Vorgeschichte auch nur annähernd so gründlich durch alle Perioden erforscht und zugleich geschildert ist wie Ostdeutschland zwischen Elbe und Weichsel, so hat auch Pommern im Rahmen der deutschen Forschung bei Stoffsammlung und Verarbeitung weiter zu seinem Teile mitgewirkt.

Digitized by Google

II. Mitteilungen.

Die Bestätigung meiner Eiszeitchronologie durch Spanien.

Von Josef Bayer.

Der in Mitteleuropa in letzter Zeit sozusagen zum Stehen gekommene Kampf um die Quartärchronologie ist nun unerwarteterweise rasch durch die jüngsten in Spanien gewonnenen Aufschlüsse der Hauptsache nach entschieden worden [1]).

Dort haben H. Obermaier und andere Forscher in der Höhle Castillo bei Puente Viesgo (Prov. Santander) zwischen zwei Renschichten, die zweifellos (auch nach Obermaier!) die letzte und vorletzte Eiszeit repräsentieren, ein eindeutig klares Interglazial gefunden mit warmer Fauna (besonders Rhinoceros Merckii) und den Kulturen Altacheuléen, Moustérien und Mittel-Aurignacien [2]).

Die Kultur im unteren Renhorizont ist atypisch, aber es sind ausgesprochene Herde da; auf den oberen Kältehorizont entfallen Oberes Aurignacien, Solutréen und Unteres Magdalénien.

Dieses Profil ist, wie ich a. a. O. dargelegt habe, für die Chronologiefrage von entscheidender Bedeutung. Das Wichtigste ist dabei das Erscheinen des Mittelaurignacien in der Wärmeperiode des letzten Interglazials, was außer in den Höhlen Castillo auch durch die Profile der Höhle Arnero bei Posada und in der Cueva del Conde bei Tuñón (Prov. Asturias) sichergestellt ist.

[1]) Da die Chronologiefrage in letzter Zeit gerade im „Mannus" im Vordergrunde der Erörterungen gestanden hat, stelle ich dem Herausgeber die nachfolgenden Zeilen zur Verfügung, um die Leser auf diese neuen wichtigen Erkenntnisse aufmerksam zu machen. Im übrigen verweise ich auf meine Arbeit „Spaniens Bedeutung für die Diluvialchronologie". Mitt. Anthrop. Gesellsch. Wien 1921. Bd. LI, S. 48—63.

[2]) H. Obermaier, Das Paläolithikum und Epipaläolithikum Spaniens, Anthropos XIV/XV, 1919/1920, S. 143—179.

Digitized by Google

Wer sich nun die verschiedenen Aufstellungen vergegenwärtigt, weiß, daß dieses Moment allein genügt, um die Möglichkeit ihrer Richtigkeit auszuschließen, denn keine Chronologie räumt dem Mittelaurignacien eine letztinterglaziale Stellung ein außer der meinen.

Bei allen ist das Aurignacien letztglazial, der eine setzt es mehr an den Anfang, der andere an das Ende der Würm-Eiszeit. Somit bestätigt Spanien, was ich immer verfochten habe, daß das Aurignacien letztinterglazial ist.

Da es nach Spanien zweifellos aus Frankreich gekommen ist, muß es hier noch etwas früher aufgetreten sein, d. h. inmitten des letzten Interglazials.

Was das Vorkommen des Alt-Acheuléen und Moustérien im älteren Abschnitte des letzten Interglazials Spaniens betrifft, handelt es sich um nichts anderes als um verspätete altpaläolithische Positionen, zu einer Zeit als die älteste Aurignacentwicklung bereits auf französischem Boden begonnen hatte und das Altpaläolithikum im Rückzug nach Süden (über Spanien nach Nordafrika) begriffen war.

Fassen wir die Auswertung des spanischen Profils in bezug auf die Quartärchronologie kurz zusammen, so ergeben sich für meine „Gegner" folgende Widersprüche:

I. Für die Chronologie der französischen Schule:

a) Die (atypische) Industrie des unteren Renhorizontes von Castillo mit ihren Herden besagt, daß schon in der Rißeiszeit sichere menschliche Spuren vorhanden sind (sogar Feuerstellen!).

b) Das Fehlen des Chelléen im letzten Interglazial.

c) Das Erscheinen des Altacheuléen zu Beginn des letzten Interglazials, des Moustérien und Mittelaurignacien in dessen Höhestadium.

II. Für die Chronologie Pencks und seiner Anhänger:

a) Ein warmes Moustérien im letzten Interglazial, welches typologisch mit dem Penckschen, das ja in Wirklichkeit Acheuléen ist (Ilmtal usw.), nichts zu tun hat.

b) Ein warmes letztinterglaziales Mittelaurignacien, mit dem sich ein kaltes letztglaziales Aurignacien in Mitteleuropa nicht verträgt, um so mehr als das Aurignacien von Norden nach Spanien gekommen ist, also in Mitteleuropa noch früher auftreten muß.

Es ist also durch die Profile Spaniens einwandfrei erwiesen, daß auch in West- und Mitteleuropa das Mittelaurignacien zwischen die beiden Eishochstände Riß und Würm fällt. Daraus ergibt sich dann auch die Einreihung der Kulturen genau so, wie ich sie bereits vor 10 Jahren vorgenommen habe.

Auf die wichtigen Folgerungen, welche sich aus dem Unterschiede zwischen dem Idealprofil Mittel-Westeuropas und dem Spaniens in bezug auf Kultur-

Digitized by Google

und Rassenwanderungen im Diluvium ziehen lassen, habe ich in meiner zitierten Arbeit hingewiesen.

Man kann nun gespannt sein, wie sich der ganze noch vor kurzem so siegesfrohe feindliche Heerbann aus dieser Zwickmühle befreien wird, z. B. Wiegers, der noch das obere Moustérien in den „Anfang der letzten Eiszeit" stellt [1]) oder Soergel, der das Früh-Aurignacien erst nach dem „Hauptvorstoß der letzten Eiszeit" ansetzt, während er diesem das Spät-mousterien (La Quina) gleichsetzt [2]). Einen letzten Ausweg gibt es für sie noch: das Aurignacien aus dem Süden nach Mitteleuropa kommen zu lassen; dann könnte es hier später erscheinen.

Ich bezweifle aber, daß ein Kenner des Wesens dieser Kultur eine solche Möglichkeit ins Auge fassen könnte.

Wien, am 29. X. 1921.

---

[1]) Diluvialprähistorie als geologische Wissenschaft, Abh. d. preuß. geol. Landesanstalt, N. F. Heft 84, S. 120.

[2]) Vgl. s. „graphische Darstellung der letzten alpinen Vereisung" in „Lösse, Eiszeiten und paläolithische Kulturen", Jena 1919.

Digitized by Google

III. Bücherbesprechungen.

Veröffentlichungen des Oberhessischen Museums und der Gailschen Sammlungen zu Gießen, Abteilung für Vorgeschichte. Alfred Töpelmann in Gießen. 1. Heft: Hügelgräber im Vorderwald von Muschenheim, erster Grabungsbericht (1918) von Paul Helmke. Mit Nachwort von Karl Schumacher. Mit 3 Textabbildungen und 10 Tafeln. 1919. (28 S.) 2. Heft: Vorgeschichtliches aus dem Lumdatale. 1. Das Hügelgräberfeld am Homberg bei Climbach von Otto Kunkel. Mit Nachwort von Karl Schumacher. Mit 3 Textabbildungen und 14 Tafeln. 1919. (58 S.)[1]).

Außer dem Provinzialmuseum in Halle hat auch ein kleineres Museum den erfreulichen Mut gefunden, trotz aller Not der Zeit eine eigene Veröffentlichung zu begründen, das Oberhessische Museum zu Gießen. Während aber jenes Aufsätze über die verschiedensten Gebiete der vorgeschichtlichen Archäologie in seiner Zeitschrift bringt, beabsichtigt das Gießener Museum in den zwanglosen Heften seiner „Veröffentlichungen" geschlossene Fundgruppen aus seinen reichen Schätzen zu veröffentlichen. Wir müssen diesen Entschluß um so dankbarer begrüßen, als die Gießener Ausgrabungsberichte bisher in den Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins nicht immer leicht zugänglich waren. Bis jetzt sind 2 Hefte erschienen, die beide über je eine Grabhügelgruppe berichten. Helmke, der frühere langjährige Direktor des Friedberger Museums, berichtet im 1. Heft über die von ihm ausgegrabenen Hügelgräber im Vorderwald von Muschenheim und im 2. Heft bespricht Lehramtsassessor Kunkel, der zugleich Assistent am Oberhessischen Museum ist, seine Hügelgrabungen am Homberg bei Climbach im Lumdatal. Die geographischen Bedingungen beider Siedlungen sind verschieden.

Muschenheim liegt 14 km südöstlich von Gießen, im Nordwinkel der fruchtstrotzenden Wetterau, in der Nähe des römischen Kastells Arnsburg und der bekannten, teilweise noch romanischen Burgruine von Münzenberg mit ihren weithin sichtbaren beiden hohen Türmen. Der ganze Vorder- und Hinter-Wald oberhalb Muschenheims ist voller Grabhügel, die schon lange bekannt, teilweise auch schon ausgegraben sind. Doch die erhaltenen Berichte sind wertlos. Helmke hat 1918, als forstwirtschaftliche Veränderungen einen Teil der Hügel gefährdeten, mit Mitteln der Wilhelm Gail-Stiftung die Untersuchung der ganzen Gruppe begonnen und berichtet nun über die Ergebnisse der Grabung in den ersten 11 Hügeln des Vorderwaldes. Der Rest und eine zusammenfassende Fundbearbeitung soll späteren Heften vorbehalten bleiben. Er gibt für jeden Hügel einen knappen Fundbericht mit Fundbeschreibungen, die durch die guten Zeichnungen auf den Tafeln (von P. T. Keßler-Mainz) ergänzt werden. Die Schnurkeramik, die sonst hier in Hessen meist das älteste Kulturgut ist, das Grabhügel bergen, fehlt so gut wie ganz. Die Hügelgräberbronzezeit (B_2) ist durch gute Skelettgräber aus Hügel 1 (Dolch und durchbohrte Ringnadel) und 9 (geschwollene

[1]) Vergleiche dazu bereits Wolff, Germania III (1919), S. 124ff.

Digitized by Google

Kegelkopfnadel mit durchbohrter Anschwellung) vertreten. Die in H_1 übergehende Urnenfelderbronzezeit hat das reiche keramische Inventar ihrer Brandgräber im Hügel 10 und einem noch nicht mit veröffentlichten hinterlassen. Die Masse der Funde gehört der Hallstattzeit an, während Latène-Gräber noch fehlen. Von besonderer Bedeutung ist, worauf Schumacher S. 26 besonders hinweist, daß alle diese Gräber Brandbestattungen sind, und daß erst in H_4 mit dem westlichen Mehrener Typus Skelettgräber (Hügel 3, 4, 5) auftreten, daß wir also erst in dieser Zeit mit einem Bevölkerungszuwachs rechnen dürfen. Zu H_{2} der badischen Gündlinger Stufe, gehört ein keramisch reich ausgestattetes Grab aus Hügel 2, auch noch zu H_3 überleitende Bestattungen aus Hügel 2 und 8. Am zahlreichsten ist H_3 in den Brandgräbern der Hügel 5, 6, 8 u. a., noch nicht veröffentlichten, vertreten. In H_3 ist in der ganzen Wetterau im Gegensatz zu dem Gebiet südlich des Mains, wo der Koberstadter Typus Bestattung übt, Verbrennung bräuchlich. Daß aber die Verbrennung auch mit dem Eindringen der Mehrener Formen hier nicht ganz aufhört, zeigt ein H_4 Brandgrab aus Hügel 4 u. a. oberhessische Gräber.

Wesentlich andere Siedlungsbedingungen hat der Homberg bei Climbach, 13 km nordöstlich von Gießen, dessen Hügelgräber Kunkel im 2. Hefte beschreibt. Er ist eine jener rauhen, kargen, nur mit einer dünnen Lößschicht bedeckten Basalthöhen in den N-W-Ausläufern des Vogelsberges, die zwar die Jäger immer anziehen, dem Ackerbauer aber kaum genügende Lebenskost gewähren. Climbach liegt nahe einer bekannten vorgeschichtlichen Straße, die bei Butzbach von der Weinstraße abzweigt, bei Grüningen in nordöstlicher Richtung den Limes verläßt und über die Amöneburg nach Thüringen führt[1]). Kunkel hat den Ausgrabungsbericht von der Fundbeschreibung getrennt. Dadurch ist vielleicht die bequeme Übersicht gefördert, aber auch Wiederholungen unvermeidlich. Selbst Widersprüchen begegnet man zwischen dem ersten Eindruck und der späteren Feststellung. So liest man im Ausgrabungsbericht, daß der Holzgürtel aus Hügel 4 Grab 3 „ganz den Eindruck eines Laubholzes machte und damit natürlich gleich an die Birke denken ließ" (S. 15), aber S. 29 erfahren wir als Ergebnis der Untersuchung, daß „keinerlei Anhaltspunkte vorhanden, die auf die eine oder andere Holzart schließen lassen könnten." Die Bestimmung dieser Hefte, die ja nicht nur für Fachleute bestimmt sind, bringt es mit sich, daß manches etwas breiter dargestellt ist, als es sonst erforderlich wäre. Aber diese Kleinigkeiten sind bedeutungslos gegenüber dem Wert der Kunkelschen Arbeit, deren eingehende Fundbeschreibung und gute Beobachtung eine wichtige Förderung unserer Kenntnis der hessischen Grabhügel darstellt. Sie sammelt auch in einem besonderen Abschnitt die Parallelerscheinungen zu den Climbacher Funden aus dem Bereiche des Gießener Museums mit eingehender Beschreibung der einzelnen Stücke. Außer über die Climbacher Hügel berichtet Kunkel auch über die Ausgrabung eines Späthallstadt-Grabhügels vom Bobenhäuser Kopf, etwa 15 km weiter dem Vogelsberg zu, mit kennzeichnendem Hals- und Armring (S. 40f).

Von besonderer Bedeutung ist die Tatsache, daß sich im Hügel 4 des Hombergs ein offenbar bandkeramisches Grab mit einer viereckigen Steinsetzung befand (Nr. 1; Schuleistenkeil!), das, nach dem sorgfältigen Ausgrabungsbefund zu urteilen, augenscheinlich bei der Anlage des Grabhügels zerstört werde. Gräber mit Steinsetzung der Bandkeramiker in der Wetterau brauchen uns nicht zu überraschen, da wir hier ja schon die Benutzung von Megalithgräbern durch die Bandkeramiker kennen[2]). Auch diese anderen Anlagen sind mit Hallstattgräbern verbunden, aber während es sich in diesen Fällen um Brandgräber handelt, werden wir hier wohl nach dem völligen Verschwinden der Knochen — verbrannte Knochen würden sich jedenfalls erhalten haben und wären dem findigen Auge des Ausgräbers sicher

[1]) S. zuletzt: Schumacher, Mainzer Zeitschr. VII (1912), S. 71 ff. und Wolff, Zeitschr. des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde. N. F. 40 (1917), S. 94 ff.

[2]) Anthes, Prähist. Zeitschr. V (1913), S. 159 ff.; Wolff, Die südliche Wetterau, S. 84; Frankfurt a. M. und seine Umgegend usw. S.32 ff.

Digitized by Google

nicht entgangen — Bestattung annehmen müssen. — Ein schnurkeramisches Skelettgrab mit einem schlichten, lederfarbenen Schnurbecher fand sich in Hügel 1 (Grab 2). Auch B 2 ist vertreten durch den Einzelfund eines Bronzedolches in Hügel 4 (Tafel 10, Abb. 21, 16), der, gefunden an der alten N.-S. Straße, ein wichtiges neues Beweisstück für die nördliche Herkunft der süddeutschen bronzezeitlichen Hügelgräberbevölkerung ist und gegen den Einstrom dieser Kultur von Osten spricht (Schumacher, im Nachwort S. 56). Diese scheint vielmehr dieselben Straßen gezogen zu sein, wie vorher die Schnurkeramiker. — Die Hauptfunde unserer Hügel gehören H_4 an, so das besonders reiche Grab 3 aus dem schon mehrfach erwähnten großen Hügel 4, mit gedrehtem Halsring mit Knopfhakenverschluß, Knotenfußringen, einem 35 cm langen und 10 cm breiten Holzgürtel mit verziertem Bronzebelag, und Ohrringelchen. Ebenso war der H_4-Bronzebuckel-Gürtel aus Hügel 5 auf einer Holzunterlage befestigt. Holzspuren hat der sorgsame Ausgräber auch sonst beobachtet, so in Hügel 6 Spuren von Holzgefäßen (S. 21), und auch auf den ursprünglichen Holzbau der eingefallenen Grabkammern lassen seine Beobachtungen etwas Licht fallen (bes. Hügel 6). — Wichtig ist die sich aus den Fundvergleichen ergebende Tatsache, daß das gesamte Grabinventar des Hügels 5 (Halsring mit Fußzapfen, Buckelgürtel, kugeliges Schälchen und Ohrringe) fast wörtlich in einem Grab vom Gießener Exerzierplatz[1]) wiederkehrt. In dem Verzeichnis der Seitenstücke sind folgende Späthallstattfunde aus der hessischen Provinz Oberhessen gesammelt: Gedrehte Halsringe mit Hakenverschluß (10), Halsringe mit langen Fußzapfen (7), Knotenringe (16), Bronzeblechgürtel (2), Gürtel aus Bronzebuckeln auf Holz u. a. Unterlagen von mindestens 6 Fundplätzen und Gefäße mit Strichverzierung (16). Zu den neolithischen Funden ist das hessisch-oberhessische Parallelmaterial für Schuhleistenkeile und Schnurkeramik gesammelt. Die Mitteilung, daß im Landesmuseum Darmstadt sich keine schnurkeramischen Funde aus diesem Gebiet befinden, dürfte auf einem Irrtum beruhen, denn dort stehen die schönen schnurkeramischen Funde aus einem Hügel der Gräbergruppe am Limes bei Holzheim, den Kofler gelegentlich der Limesuntersuchungen ausgegraben hat[2]) und die von Schumacher veröffentlicht worden sind[3]). — Die geringen Spät-Latène-Funde aus Hügel 4 finden ihr Gegenstück in reicheren Funden von Mainzlar und in den germanischen Brandgrabhügeln am Wittstrauch in den Lahnbergen südöstlich von Marburg[4]) mit ihrer fast hallstättisch anmutenden Keramik. Schumacher ist (Nachwort S. 57) geneigt, diese Kultur mit den Usipiern in Zusammenhang zu bringen, da auf sie der Befund gut paßt, und sich die Funde von den mattiakischen (Dünsberg), chattischen (Alteburg bei Niedenstein) und suebischen (Nauheim) deutlich abheben. — Alle Hallstattgräber des Hombergs sind, und das ist für die Beurteilung der Bevölkerung wichtig, Skelettgräber, im Gegensatz zu dem knapp eine Stunde entfernten Gräberfeld bei Mainzlar, dessen baldige Veröffentlichung Kunkel in Aussicht stellt. — Auch für die Steinkranz-Setzung und die menhirartigen aufrechten Steine an Grabhügeln bringen die Muschenheimer und Climbacher Hügel Stoff.

Der rührigen Leitung des Gießener Museums kann man zu diesen Anfängen seiner neuen Veröffentlichung nur herzlich gratulieren, und ihr und der selbstlosen Opferwilligkeit des Geh. Kommerzienrats Gail, der nicht nur die Mittel für die Grabungen, sondern

[1]) v. Schlemmer, Ergänzungsheft zu Mitteil. d. oberhess. Geschichts-Ver. X (1902), S. 31 f.

[2]) Limesblatt 1894, Sp. 353 f.

[3]) Altertümer u. heidn. Vorz. V, Taf. 49, Nr. 867 ff. Eins der Gefäße ist auch Zeitschr. f. Ethnol. 1906, S. 36, Abb. 12, abgebildet.

[4]) Wolff, Zeitschr. d. Vereins f. hessische Geschichte u. Landeskunde. N. F. 42 (1919), S. 132 ff.

Digitized by Google

auch für die Nutzbarmachung der wichtigen Funde für die Wissenschaft bereitgestellt hat, dankbar sein. Die schmucken Hefte mit ihren guten Tafeln sind ein erfreuliches Zeichen vom arbeitsfreudigen Leben und Streben der heimatlichen Forschung in trüber Zeit.

Marburg a. d. Lahn. Walther Bremer.

Hans Virchow, Die menschlichen Skeletreste aus dem Kämpfeschen Bruch im Travertin von Ehringsdorf bei Weimar. Jena (G. Fischer) 1920. 141 Seiten mit 42 Abbildungen im Text und 8 Tafeln.

Die menschlichen Skeletreste, welche in den letzten Jahren in einem der Kalksinterbrüche des Ilmtales zutage getreten sind, haben eine eingehende Würdigung erfahren, deren Ergebnisse in einem stattlichen Bande gedruckt vorgelegt werden. Es handelt sich um Reste von zwei Individuen, die gelegentlich von Sprengungen freigelegt wurden: den Unterkiefer eines Erwachsenen, und 25 m davon entfernt Teile eines Kinderskelettes. Von den letzteren haben lediglich der Unterkiefer und die erhaltenen Zähne aus dem Oberkiefer wissenschaftliche, und zwar besondere Bedeutung. Denn die Probleme, welche sich auf die Kenntnis der Zahnkrone stützen, sind bei den anderen Funden diluvialer Kiefer wegen der Abkauung der Zähne in der Regel ausgeschaltet. Das Kind dagegen befand sich im Zahnwechsel und seine Zähne sind sämtlich wenig abgekaut, z. T. noch gar nicht benutzt, „ein ganz köstliches Material, um auf eine Reihe von Fragen, welche sonst den Gegenstand weitschweifiger, aber unfruchtbarer Erörterungen zu bilden pflegen, kurze, sonnenklare Antworten zu geben" (S. 2).

Beide Unterkiefer sind, soweit überhaupt erhalten, infolge der besonderen Art ihrer Auffindung nur in Stücken geborgen. Denn von einer „Ausgrabung" kann bei den Fundstätten im Ilmtale nicht geredet werden; man ist ganz auf den Zufall angewiesen, ob die in dem Gestein liegenden Zeugnisse des Menschen und seiner Tätigkeit bei den Sprengungen und der Herrichtung der Werksteine zutage treten oder nicht. Auf die Zusammensetzung der beiden Kiefer ist sehr viel Sorgfalt verwendet worden. Der Verfasser knüpft an die Schilderung dieser Tätigkeit die Mahnung, mit dem Zusammensetzen in derartigen Fällen nicht zu eilig zu sein. An den einzelnen Bruchstücken können nämlich manche wertvollen Feststellungen gemacht werden, welche nach ihrer Vereinigung unmöglich sind; diese sollten daher stets zuvor schriftlich und bildlich festgelegt werden.

Bei dem Kiefer des Erwachsenen handelt es sich um einen isolierten menschlichen Rest. Ob der ganze Körper des Kindes am Fundorte lag und nur durch die Sprengung auseinandergerissen und teilweise vernichtet worden ist oder nicht, bleibt unklar.

Im Anschluß an diese einleitenden Darlegungen werden die geologischen Verhältnisse des dem Altpaläolithikum angehörenden Fundplatzes geschildert, soweit das für die Beurteiler nötig ist, welche das Ilmtal noch nicht kennen. Im übrigen wird auf Arbeiten der Herren Pfeiffer und Sörgel verwiesen.

Die darauffolgende Darstellung der Kiefer ist sehr gründlich, sowohl in der Behandlung des Knochengerüstes wie auch der Zähne. Aber über die reine Beschreibung der Reste und die Behandlung ihrer Stellung im Rahmen der verschiedenen anthropologischen Gruppen hinausgehend sind diese Hauptkapitel des Buches wertvolle Beiträge zur Anatomie des menschlichen Unterkiefers überhaupt. Unterstützt werden die Ausführungen durch Tafeln und Textbilder von hoher technischer Vollendung, welche dem Verfasser — und in der gegenwärtigen Zeit auch dem Verleger — zur Ehre gereichen.

Aus diesen Hauptkapiteln ergibt sich die Zugehörigkeit der Kiefer zu dem Formenkreis des Homo neanderthalensis. Das Kind war 10 Jahre alt; den Erwachsenen schon für senil zu halten, liegt kein Grund vor. Einige Merkmale an dem letzteren Kiefer scheinen

Digitized by Google

für weibliches Geschlecht zu sprechen. Nicht zu beantworten ist die Frage, ob die Menschen, von denen jene Reste stammen, die Träger der Ehringsdorfer Kultur waren. Es muß mit der Möglichkeit gerechnet werden, daß diese Menschen dem Kannibalismus zum Opfer gefallen sind; aber das können sie sowohl als Angehörige der Ehringsdorfer Bevölkerung wie auch als solche einer fremden Rasse.

Sehr eingehend sind die Schlußbetrachtungen über die Beziehungen der Ehringsdorfer Kiefer zur Neanderthalrasse. Durch sie werden die zahlreichen in den Hauptkapiteln niedergelegten Einzelbeobachtungen und Vergleiche ausgewertet. Verfasser ist der Auffassung nicht abgeneigt, „daß es unter den Frühpaläolithikern mehrere Rassen gegeben habe. Aber bis jetzt sind die Funde einer solchen Annahme nicht günstig gewesen. Diejenigen Untersucher, die sich durch Sorgfalt und Sachkenntnis auszeichnen, wie Schwalbe und Boule, haben übereinstimmend die große Gleichartigkeit der Menschen jener Epoche hervorgehoben" (S. 134). Die kritische Betrachtung der Besonderheiten, durch welche die Ehringsdorfer Kiefer von anderen frühpaläolithischen sich unterscheiden, ergibt, daß diese Merkmale für die Aufstellung einer besonderen anthropologischen Gruppe nicht ausreichen. Damit ist nicht gesagt, „daß sie gänzlich ihren Wert verlieren; nur können sie nicht mehr unbedingt als Merkmale einer ‚Ehringsdorfer Rasse' gelten" (S. 136). Stellt man die Züge in den Vordergrund, die bei beiden Kiefern vorkommen, „so sind es die gleichen, die auch bei anderen Frühpaläolithikern gefunden worden sind. Innerhalb des Rahmens dieser wird man also wohl den Ehringsdorfer Menschen belassen müssen. Ob man von einer besonderen Rasse oder Unterrasse oder von einem besonderen Lokaltypus zu sprechen habe, darüber wird man sich einstweilen nicht mit völliger Bestimmtheit äußern können; für die Annahme einer eigenen Spezies aber scheinen mir keine Gründe vorzuliegen, vielmehr der Ehringsdorfer Kiefer dem Typus einzureihen, den man zur Zeit als den des Neanderthalers bezeichnet" (S. 138).

So trotzt der Verfasser dank unbestechlicher Objektivität allen Verlockungen zu weitschauenden, aber unfruchtbaren Erörterungen, welche die Diagnose bietet. Und in seiner Gründlichkeit und Sachkenntnis liegt die innere Berechtigung dafür, daß das Werk dem Andenken Gustav Schwalbes gewidmet ist.

Heidelberg, Sommer 1921. **Ernst Wahle.**

Alfred Götze, Die vor- und frühgeschichtlichen Denkmäler des Kreises Ostprignitz. Berlin 1907. VI und 30 Seiten; 37 Abbildungen und 2 Tafeln.

Derselbe, Die vor- und frühgeschichtlichen Denkmäler des Kreises Westprignitz. Berlin 1912. XII und 54 Seiten; 79 Abbildungen und 5 Tafeln.

Derselbe, Die vor- und frühgeschichtlichen Denkmäler der Kreise Lebus und Stadt Frankfurt a. O. Berlin 1920. XXIII und 81 Seiten; 168 Abbildungen und 4 Tafeln. Gesamtpreis aller Hefte 6 Mark.

Götze hat die große und wichtige Aufgabe übernommen, die Altertümer der Mark Brandenburg allmählich in genauen Kreisinventaren möglichst vollzählig und übersichtlich geordnet zu veröffentlichen. Eine solche Zusammenstellung ist für die Mark von ganz besonderem Werte, da eine erschöpfende Gesamtdarstellung der märkischen Vorgeschichte leider immer noch fehlt trotz der wichtigen Stellung, die diese Provinz in ihrer Mittellage zwischen den verschiedenartigen Kulturen in Nord und Süd, in Ost und West einnimmt. Dazu kommt, daß in Berlin zwar zwei große Museen bestehen, die märkische Vorzeitforschung betreiben, daß aber keins von ihnen eine die ganze Provinz überspannende planmäßige Sammeltätigkeit aller Funde oder Fundnachrichten ausübt und die Stellung eines Provinzialmuseums versieht, d. h. den Mittelpunkt aller der vielen kleineren und kleinsten für

Digitized by Google

die Vorgeschichte wirkenden Kreise bildet. So kommt es, daß die Lokalmuseen und Privatsammlungen in Brandenburg eine größere Bedeutung haben als in den meisten anderen Provinzen und daß die Zersplitterung der Funde in kleine und kleinste Sammlungen in einem Grade ausgeartet ist, die fast an die Zustände in Thüringen erinnert. Wie nun Götze vereint mit Höfer und Zschiesche das bekannte Sammelwerk der thüringischen Altertümer trotz der Unzahl der dortigen Sammlungen geschaffen hat, so hat er sich allein an die Zusammentragung der märkischen Funde gemacht. Er erstrebt dabei einmal möglichste Vollständigkeit seiner Zusammenstellung und dann genaue Feststellung der einzelnen Fundstellen im Gelände. So hat er nicht nur die überaus mühevolle und zeitraubende Zusammentragung aller, auch der ältesten Fundnachrichten aufs gründlichste ausgeführt, sondern auch das in Frage kommende Gebiet bereist, um die Lokalsammlungen aufzunehmen und die genaue Lage der Fundstellen innerhalb der Feldmark zu ermitteln. Bei der Größe des Unternehmens lag es nahe, es in Abschnitten an die Öffentlichkeit zu bringen. Hierfür boten sich die Kreise als praktische Untergruppen. Die knappe, aber übersichtliche Form, in der Götze den Fundstoff vorlegt, erscheint mir als die geeignetste von allen ähnlichen Inventarwerken. Ich gehe nicht näher auf die Art der Anlage ein, da ja jeder, der an diesen Fragen Anteil nimmt, bei dem ungewöhnlich billigen Preis der erschienenen Hefte selbst die Arbeiten erwerben oder in die Hand bekommen wird. Nur einen Punkt möchte ich hervorheben. Nach dem Vorwort zum Hefte „Westprignitz" gedenkt Götze nach Bearbeitung aller Kreise als Einleitung zu dem Gesamtwerke neben einer kurzgefaßten Darstellung der märkischen Vorgeschichte eine archäologische Karte zu geben, ganz entsprechend dem Altertümerwerke Thüringens. Demgegenüber möchte ich schon jetzt den dringenden Wunsch aussprechen, von dieser bisher freilich üblichen Zusammendrängung der Zeichen für die Funde aller Zeiten auf eine einzige Karte Abstand zu nehmen, da solche Karten völlig unübersichtlich sind. Sollen Fundkarten wirklich brauchbar sein und den Wechsel und die Fortentwicklung der Besiedlung und der Kulturen in der Vorzeit augenfällig machen, so ist eine Anfertigung mehrerer Karten — für jede Hauptepoche eine — unbedingt erforderlich. Man vergleiche nur einmal die vier Zeitsiedelungskarten in Lissauers Denkmälerwerk Westpreußens mit dessen Gesamtfundkarte am Ende des Buches. Trotz ihrer Kleinheit geben sie einen guten Einblick in die Siedelungsgeschichte des Landes, während die große Hauptkarte mit ihrem Gewirr verschiedenfarbiger und vielartiger Zeichen dies auch bei emsigen Bemühen kaum zuläßt. Setzt man also an die Stelle der einen wandkartengroßen Tafel vier oder fünf kleinere, handlichere Zeitstufenkarten, so ist dem Leser durch Vergleich dieser Karten eine gute Handhabe zum Verständnis der Vorgeschichte gegeben, während es leider gewöhnlich das Schicksal der mit so vieler Mühe hergestellten großen Gesamtkarten ist, zusammengefaltet und kaum benutzt in ihrer Mappe zu ruhen. Die alle Funde eines Gebietes darstellenden Karten sind eigentlich nur für die zuständigen Lokalforscher von Belang, zu deren Arbeitsbereich das Land gehört; solche Darstellungen sind ja im Museumsbetrieb auch unbedingt erforderlich. Aber selbst hier ist eine so große zusammenhängende Karte unhandlich; sie wird daher meist in viele kleine Teile zerlegt. Und damit komme ich auf eine meines Ermessens erhebliche Lücke in dem sonst so gut eingerichteten märkischen Altertümerwerke. Es sind den einzelnen Heften keine Karten der behandelten Kreise mitgegeben worden. In diesen kleinen Ausschnitten des Gesamtgebietes können sehr gut auf einer einzigen Karte, die die wichtigsten physikalischen Züge des Geländes und die Grenzen der Feldmarken wiedergibt, alle Funde eingezeichnet werden, in der Art, wie wir es eben für die Hauptkarte abgelehnt haben. Sie bieten die für den Lokalforscher, den Ortsansässigen oder den für diese Gegend aus anderen Gründen näher Interessierten ein genaues Bild vom Stande der Forschung und unseres Wissens von der vorzeitlichen Besiedlung dieses Gebietes. Da der Umfang eines Kreises nicht so bedeutend ist, kann für die Karte ein verhältnismäßig großer Maßstab gewählt werden, was für die genaue Einzeichnung der einzelnen Fundstellen sehr erwünscht ist, ohne daß das Format der Karte unhandlich wird. Daß eine solche

Digitized by Google

Kreiskarte auch für jeden anderen Fachmann und Benutzer der Kreisinventare von Wert ist, besonders da bis zur Veröffentlichung der Gesamtkarten der Mark doch noch lange Zeit verstreichen wird, braucht nicht betont zu werden. Götze hat einen gewissen Ersatz für die Kreiskarte dadurch gegeben, daß er bei jedem Fundort seine Entfernung und Himmelsrichtung vom nächsten größeren Ort hinzufügt. Mit diesen Ausführungen möchte ich natürlich nicht dem Verfasser eine Versäumnis vorwerfen; ich nehme vielmehr an, daß Götze aus Sparsamkeitsgründen auf Beilage von Kreiskarten verzichten mußte. Desto dringender muß aber auf diese bedauerliche Lücke hingewiesen werden, damit die Provinz die verhältnismäßig geringen Mehrkosten aufwendet, um dem für die Wissenschaft und die märkische Kulturgeschichte so wichtigen und in seiner Ausführung so gediegenen Werke seinen vollen Wert zu verleihen.

Das erste, bereits 1907 herausgekommene Heft über die Ostprignitz bedarf heute naturgemäß bereits schon mancher Ergänzungen. Da von Götze ein Nachtrag wohl erst beim Abschluß des Werkes zu erwarten ist, möchte ich dem Benutzer des Heftes die entstandenen Lücken, die mir aufgefallen sind, kurz angeben. Die Forschung hat in der Ostprignitz nach dem Erscheinen von Götzes Kreisverzeichnis einen lebhaften Aufschwung genommen, dessen Hauptträger der Begründer und Leiter des Museums in Heiligengrabe Paul Quente war. Er hat die Ergebnisse seiner Grabungen und Untersuchungen in der Prähistorischen Zeitschrift Bd. III, S. 156; IV, S. 214, 439, 440; V, S. 282; VI, S. 180, im Mannus V, S. 340, 344; VI, S. 97 und in den Prignitzer Volksbüchern Heft 39 veröffentlicht. Durch den Tod Quentes im Felde ist das Aufblühen des jungen Museums in Heiligengrabe leider jäh abgeschnitten worden. Außerdem haben in dem Kreise neuerdings sowohl das Märkische Museum (Zeitschr. f. Ethn. 1912, S. 413; 1914, S. 438; Korrespbl. f. Anthr. 1913, S. 91) als auch das Berliner Museum für Völkerkunde (Spätlatènezeitliches Gräberfeld von Dehlow; noch unveröffentlicht. Vgl. Jahn, Bewaffnung der Germanen. S. 230, 160) umfangreiche Grabungen ausgeführt. Die ziemlich reichen Bestände an Ostprignitzer Fundstücken im Prenzlauer Museum sind Götze entgangen. Sie liegen seit 1909 in Blumes Verzeichnis der Sammlungen des Prenzlauer Museums veröffentlicht vor. Es sind Funde aus allen Epochen von 14 Fundstellen (s. Blumes Zusammenstellung auf S. 72). Endlich vermisse ich die kaiserzeitlichen Funde von Berlitt, die 1901 ins Märkische Museum gelangten (Monatsblätter der Brandenburgia XII (1903—1904), S. 364; XIII (1904—1905), S. 373 bis 376; Kiekebusch, Landeskunde, S. 431f. und Tafel 16). Sie sind bei der von Götze hervorgehobenen Seltenheit von Funden aus der Kaiserzeit von besonderer Wichtigkeit. Die Hausurne von Luggendorf kann nicht in die Latènezeit gesetzt werden, da eine Gleichaltrigkeit mit den angeblich darin gefundenen spät(!)-latènezeitlichen Fibeln augenscheinlich ausgeschlossen ist, worauf neuerdings auch Behn (Präh. Zeitschr. X, S. 78) hingewiesen hat. Die von Götze in der Einleitung zum Kreisverzeichnis mehrfach betonte Annahme, daß die Kultur der Ostprignitz einen etwas hinterwäldlerischen Eindruck mache, ist von Kossinna mit Recht abgelehnt worden (Mannus II, S. 239f.).

Bei dem umfangreicheren Heft über die Westprignitz von 1912 sind noch keine Nachträge wichtigerer Art zu machen; wenigstens sind mir keine aufgefallen. Die Forschung ist in diesem Nordwestzipfel der Mark in den letzten Jahren nicht so fortgeschritten wie in dem östlichen Nachbarkreis. Die im Mannus IV, S. 333f. aufgeführten neuen bronzezeitlichen Depotfunde aus der Westprignitz konnte Götze bereits verwerten und die wichtigsten Stücke auf den ausgezeichneten Tafeln wiedergeben. Die Einleitung zu dem Hefte bringt eine gute Übersicht über die Vorgeschichte des Kreises. Wie wertvoll Götzes Sammeltätigkeit besonders für solche Gräberfelder sind, die zu den verschiedensten Zeiten von den verschiedensten Seiten meist planlos ausgebeutet worden sind und deren Funde in alle Winde verstreut sind, dafür bietet sein knapper, aber alles Wichtige erwähnender Bericht über die beiden Gräberfelder der Latènezeit und Kaiserzeit von Milow ein gutes Beispiel. Erst durch seine

Digitized by Google

Zusammentragung der ganz zersplitterten Literatur [1]) und der auf mindestens sieben Sammlungen verteilten Funde ist ein einigermaßen klares Bild über die Bedeutung dieser Fundstätten zu gewinnen.

Das kürzlich herausgekommene Heft über den Kreis Lebus und die Stadt Frankfurt a. O. übertrifft die beiden Prignitzer Hefte ganz beträchtlich an Umfang. Schon die einleitende Übersicht über die Vorgeschichte des Kreises ist viel breiter angelegt. Götze benützt die Gelegenheit, einen Abriß der Entwicklung der Lausitzer Kultur dieser Gegend zu geben, der von allgemeinerer Bedeutung ist. Wir können hier nur auf ihn hinweisen und hoffen, bei Gelegenheit auf den Inhalt dieser Ausführungen näher einzugehen. Ihr Wert liegt in der Aufteilung der Kulturformen auf die einzelnen Zeitstufen des Systems von Montelius und in der tieferen Durchdringung des sogenannten Göritzer Typus. Die vielen dabei von Götze angeschnittenen Fragen bedürfen sicher noch weiterer Aussprache und Klärung, doch wird man mit gutem Recht diesen Abschnitt zu den wichtigsten neueren Arbeiten über den Lausitzer Typus zählen dürfen. Ein weiterer Nachweis von größerem Belang ist die Feststellung Götzes, daß das Oderbruch, das heute bei Wegfall der Oderdeiche ständig Überschwemmungen ausgesetzt sein würde, in der Vorzeit dicht besiedelt war und daß die Niederungen der Mark, wie jetzt schon an verschiedenen Stellen nachgewiesen werden konnte, früher trockener und für menschliche Besiedelung geeigneter waren als in geschichtlicher Zeit. Dieses Ergebnis steht im schärfsten Gegensatz zu der bisher ziemlich allgemeinen Annahme, daß die Wasserverhältnisse in vorgeschichtlicher Zeit für den Menschen ungünstiger waren. Zu dem Fundverzeichnis selbst möchte ich nur bemerken, daß Götze den Jahrgang 1919 des Lebuser Kreiskalenders, in dem Mirow die Eisenzeit des Kreises Lebus behandelt, nicht mehr verwerten konnte. Mir fiel in diesem als von Götze noch nicht angeführt ein hübsches frühkaiserzeitliches Gefäß von Zechin (S. 11, Abb. 7, 3) auf. Nach der Abbildung der Eisenschere von Jahnsfelde im Kreiskalender 1919, S. 15, Abb. 10 ist dieser Fund mit Sicherheit in die slawische Zeit zu setzen, während Götze ihn auf S. 27 als möglicherweise kaiserzeitlich angibt [2]). Recht beherzigenswert ist Götzes Mahnung auf S. XXI, den Fundort grundsätzlich nach der Feldmark zu benennen, in der der Fund gemacht wurde. Jeder Sachmann weiß ein Klagelied darüber zu singen, wieviele Fehler und Mißverständnisse durch ungenaue oder verschiedenartige Benennung eines und desselben Fundes schon entstanden und wie schwer solche Fehlerknäuel zu entwirren sind. Leider sind auf den deutschen Meßtischblättern die Gemarkungsgrenzen so schwer entzifferbar, daß beinahe ein besonderes Studium und ein sehr scharfes Auge dazu nötig sind, um sie zu erkennen.

Ich schließe mit dem Wunsche, daß es dem Verfasser gelingen möge, in rascher Folge die noch fehlenden 27 Kreise herauszubringen und sein in so großem Stile angelegtes Sammelwerk in der gediegenen Weise, wie es begonnen wurde, zu vollenden.

Breslau, Mai 1921. **M. Jahn.**

---

[1]) Vielleicht hätte noch Brunners kurzer Bericht über ein im Museum für Völkerkunde befindliches Urnengrab von Milow in den Nachrichten über deutsche Altertumsfunde 1899, S. 88 angeführt werden können.

[2]) Auf die Irrtümer, die Götze bei der Schilderung der Kaiserzeitfunde von Markendorf S. 37f. untergelaufen sind, habe ich bereits in meinem Buch über den Reitersporn S. 123, hingewiesen.

Digitized by Google

IV. Nachrichten.

Oskar Montelius †.

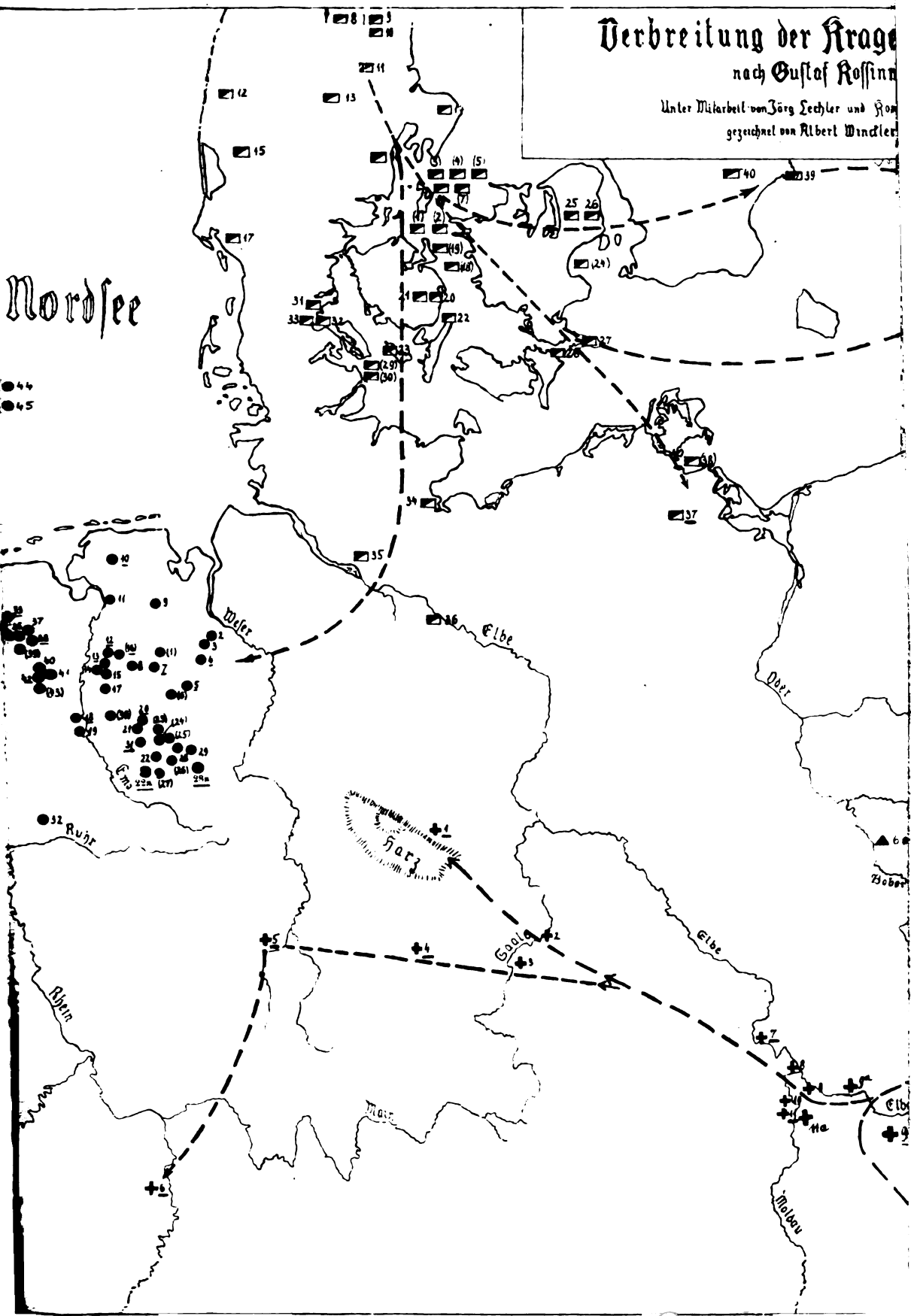
Am 4. November 1921 starb zu Stockholm an Lungenentzündung unser Ehrenmitglied der Reichsantiquar i. R. Professor Dr. Oskar Montelius in seinem 79. Lebensjahre. Das nächste Heft des Mannus wird eine ausführliche Würdigung der wissenschaftlichen Persönlichkeit des Mannes bringen, den die Vorgeschichtsforscher nicht nur Schwedens sondern ganz Europas seit Jahrzehnten als ihren Lehrmeister, seit langem auch als ihren Alterspräsidenten hoch verehrten und dessen Tod der schmerzlichste Verlust ist, den unsere Wissenschaft bis dahin erlitten hat.

Eugen Bracht †.

Mitte November 1921 starb zu Darmstadt im 80. Lebensjahre, gleichsam als hätte er den großen Huldigungen aus dem Wege gehen wollen, die ihm sein 80. Geburtstag gebracht haben würde, unser Ausschußmitglied der unvergleichliche, echt deutsche Landschaftsmaler Eugen Bracht. In ihm ist ein Künstler dahin gegangen, der das gediegene Können der älteren deutschen Schule mit dem verfeinerten Farbenempfinden der jüngeren in sich vereinigte. Wie für Gabriel Max hatte auch für ihn die Hinterlassenschaft der vorgeschichtlichen Zeit einen mächtigen Reiz. Doch sammelte er nicht wie jener wahllos aus allen Ländern und Zeiten, sondern er forschte mehr, als daß er sammelte und tat dies in weiser, echt wissenschaftlicher Beschränkung auf ein engeres Gebiet, die Feuersteintechnik der Steinzeit. Bekannt ist seine Ausgrabung der paläolithischen Höhle Buchenloch bei Gerolstein i. d. Eifel und sein Buch darüber (Trier 1883), ebenso seine Grabungen in der Lüneburger Heide, die er im „Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichtsvereine“ von 1888 veröffentlicht hat. Aus neuerer Zeit nenne ich noch seine beiden Vorträge bei unserer Koblenzer Hauptversammlung: „Die Orientierung von Steingerätabbildungen auf Tafeln“ und „Über rohe Melaphyr-Geräte unbekannten Alters von Trosky in Böhmen“ (Mannus IV, 1912, S. 36ff.), endlich seinen Vortrag bei der „Paläethnologischen Konferenz in Tübingen“: „Die ältesten Spuren der Neolithikums auf Rügen“ (Beiheft zum Korr.-Bl. d. deutschen Gesellsch. f. Anthr. 1911, S. 12—19).

Bracht gehörte seit 1909 auch innerlich zu unserer Gesellschaft und war bis zum Kriege ein treuer Besucher unserer Hauptversammlungen.

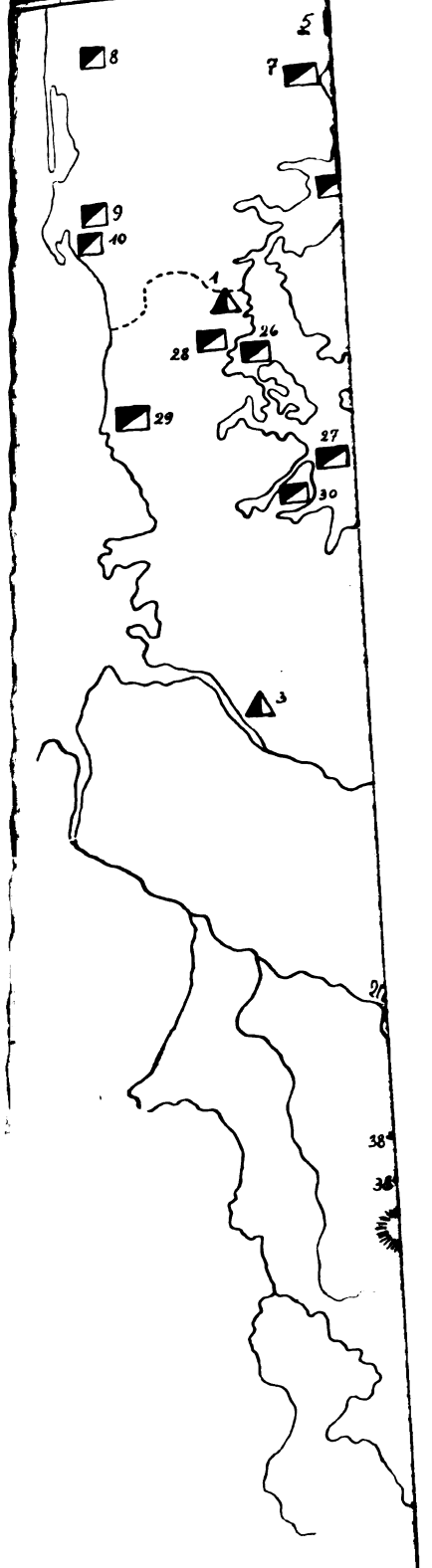
Digitized by Google



...inna, Entwicklung und Verbreitung der steinzeitlichen Trichterbecher, Kragenfläschchen und Kugelflaschen.

Digitized by Google

Digitized by Google



Geg. Gütte u. k. Andree.

Digitized by Google

Digitized by Google

I. Abhandlungen.

Entwicklung und Verbreitung der steinzeitlichen Trichterbecher, Kragenfläschchen u. Kugelflaschen.

Von Gustaf Kossinna.

Mit Textabbildungen und 3 Karten.

III. Kugelflaschen.

Mit 1 Karte (Tafel VIII) [1]).

Die Trichterbecher und Kragenfläschchen verlassen zu ein und derselben Zeit und auf gleichen Wegen Schleswig-Holstein und Jütland, indem sie am Ende der Dolmenzeit ihre Hauptauswanderung von Schleswig-Holstein nach dem Gebiet zwischen unterer Weser und Ems und weiter nach Drenthe ausführen, während ein kurzer dünner Strang der Ausbreitung über die dänischen Inseln nach Rügen und Vorpommern läuft und dort abreißt. Etwas später fällt dann ein stärkerer Zug von Ost-Jütland über die dänischen Inseln nach der Weichselmündung, die Weichsel aufwärts bis Thorn dann durch Posen und Schlesien einesteils nach der oberen Weichsel (bei den Kragenfläschchen auch ins westpolnische Gebiet zwischen Oder und Weichsel), anderenteils nach Nordostböhmen ins oberste Elbgebiet und von hier an die mittlere Saale und den Harz. Die Kragenfläschchen allein gehen dann ganz vereinzelt über West-Thüringen nach Kurhessen und der Rheinpfalz.

Ganz anders verhält sich die dritte der drei Gefäßarten die in den Dolmen des östlichen Dänemarks und des östlichen Schleswig-Holsteins sei es einzeln, sei es vereint erscheinen, die Kugelflaschen. Sie gehen in der Dolmenzeit südwärts über Schleswig nicht hinaus und erscheinen auch in der alten Ganggrabzeit nur selten noch in Holstein und Rügen nebst Vorpommern. Den Zug der Trichterbecher und Kragenfläschchen von Schleswig-Holstein nach Nordwestdeutschland machen sie ebensowenig mit, wie den etwas späteren von Jütland über Seeland nach der Weichselmündung. Nur bei dem kurzen und dünnen Ausbreitungsstrich jener beiden Dolmengefäße über Seeland nach Rügen und Vorpommern sind auch die Kugelflaschen vertreten. Während aber für die beiden erstgenannten Gefäßarten die Ausbreitung nach dieser Richtung in Vorpommern und in der Uckermark abbricht, beginnt hier für die Kugelflaschen eine Zeit neuer Entwicklung und stärkster Ausbreitung sowohl nach Süden, Südwesten, als auch nach Osten, Südosten, die in die mittlere und jüngere Ganggrabperiode fällt. — Hier folgt vorläufig nur das Verzeichnis der Funde. Die Darstellung der Entwicklung mit zahlreichen Abbildungen soll Band 14 des Mannus bringen.

[1]) Durch Unachtsamkeit des Buchbinders ist Tafel VIII, die erst zu den nachstehenden Tabellen gehört, schon dem 3. Heft beigeklebt worden. Beim Einbinden kann das Versehen leicht richtiggestellt werden.

Digitized by Google

3. Kugelflaschen: Tafel VIII.

Lfde. Nr.	Zahl u. Art der Gefäße	Ort	Kirchspiel	Herred	Amt	Sammlung u. Nr.	Literatur
				Dolmenform. ◪			
				Dänemark.			
1	1	?	?	?	?	Kopenhagen A 8580	Hansen, Ä. M., S. 61
1a	1	?	?	?	?	Kopenhagen o. Nr.	Hansen, Ä. M., S. 8, Nr. 1 f
2	1	?	?	?	?	Kopenhagen A 11034	Hansen, Ä. M., S. 8, Nr. 1 g
3	1	?	?	?	?	Kopenhagen 616	Hansen, Ä. M., S. 8, Nr. 5 Worsaae, Nordiske Oldsager Abb. 102 Madsen, Afbildn. St., Taf. 45, Abb. 20
				Jütland.			
4	2	?	?	?	—	Kopenhagen A 12001, 12002	Hansen, Ä. M., S. 8, Nr. 3 a u. 6
5	3	Stenvad (Horsemoor)	Gläsborg	Nord-H.	Randers	Kopenhagen A 8090, 8284, 8285	Hansen, Ä. M., S. 7, Nr. 1a, S. 13, 61 S. Müller, Aarb. 1913, S. 265, Abb. 27
6	2	Vegerslev	Vegerslev	Nord-H.	Randers	—	Nordmann, Aarb. 1917, S. 276
7	1	Aarslev	Aarslev	Hasle	Aarhus	Aarhus 4080a	Friis Johannsen, Aarb. 1917, S. 142 u. 143 Hansen, Ä. M., S. 8, Nr. 1 h u. S. 15

Digitized by Google

8	1	Tovstrup	Hover	Hind	Ringköbing	Kopenhagen 5 487	S. Müller, Kunst, Abb. 72 Kossinna, D. dtsche. Vorgesch. 2, Abb. 5 Hansen, Ä. M., (S. 5) S. 9, Nr. 8
9	1	Sorum	Bröndum	Skads	Ribe	--	Friis Johannsen, Aarb. 1917, S. 131—135, Abb. 1—5 Hansen, Ä. M., S. 15 S. Müller, Kunst, Abb. 69
10	1	Sädding	Guldager	Skads	Ribe	--	Friis Johannsen, Aarb. 1917, S. 135—139, Abb. 6—8 S. Müller, Kunst, Abb. 69 Hansen, Ä. M., S. 15
				Seeland.			
11	1	?	?	?	?	Kopenhagen 3 176	Hansen, Ä. M., S. 8, Nr. 4a
12	1	?	?	?	?	Kopenhagen 2 061	Hansen, Ä. M., S. 8, Nr. 7a
13	1	?	?	?	?	Kopenhagen A 5 090	Hansen, Ä. M., S. 9, Nr. 9
14	1	?	?	?	?	Kopenhagen A 1 882	Hansen, Ä. M., S. 9, Nr. 9
15	1	Hjortegaarden	Draaby	Horr	Frederiksborg	Kopenhagen A 5 388	Madsen, Gravhöie, Bd. I, Taf. IV, 9a Kossinna, D. dtsche. Vorgesch. 2, Abb. 7 Hansen, Ä. M., S. 8, Nr. 1e, S. 14
16	1	Dyrhavegaard	Lyngby	Sokkelund	Kopenhagen	Kopenhagen	Petersen, Aarb. 1881, S. 345
17	1	Christiansholm	Gjentofte	Sokkelund	Kopenhagen	Kopenhagen	Hansen, Ä. M., S. 9, Nr. 9

Digitized by Google

Kugelflaschen, Dolmenform (Fortsetzung).

Lfde. Nr.	Zahl u. Art der Gefäße	Ort	Kirchspiel	Herred oder Kreis	Amt oder Reg.-Bez.	Sammlung u. Nr.	Literatur
18	2	Ølstykke	Ølstykke	Ølstykke	Frederiksborg	Kopenhagen A 9 680	S. Müller, Nord. Fortidsm. Bd. I, S. 157, Abb. 45 Hansen, Ä. M., S. 7, Nr. 1b, S. 13
19	2	Hemhöjgaarden	Vig	Od	Holbäk	Kopenhagen 25 358 u. 25 359	S. Müller, Aarb. 1911, S. 282 ff. Hansen, Ä. M., S. 8, Nr. 4b, S. 9, Nr. 7 b, S. 12 u. 13
20	1	Rakleb	Rakleb	Art	Holbäk	Kopenhagen A 5 256	Petersen, Aarb. 1881, S. 345 u. 346 Hansen, Ä. M., S. 8, Nr. 2, S. 13
21	1	Topshöi	Lynge	Alsted	Sorö	Kopenhagen A 3 490	Petersen, Aarb. 1881, S. 346 Hansen, Ä. M., S. 8, Nr. 1d, S. 13
22	2	Brunemose	Tjustrup	Ø. Flakkebjerg	Sorö	Kopenhagen A 2 070	Petersen, Aarb. 1881, S. 346 Hansen, Ä. M., S. 7, Nr. 1c, S. 13
23	1	Aggersö	Aggersö	W. Flakkebjerg	Sorö	Kopenhagen 107	Petersen, Aarb. 1881, S. 346
24	1	Dyrlev	Beldringe	Baarse	Præstö	KopenhagenMMLXI	Petersen, Aarb. 1881, S. 346
				Möen.			
25	1	Bogö	Bogö	Möenbo	Præstö	Kopenhagen A 4 306 u. 4 310	Petersen, Aarb. 1881, S. 345, Anm.

Digitized by Google

				Schleswig-Holstein.			
26	1	?	?	Nordschleswig	Schleswig	Kopenhagen	S. Müller, Aarb. 1913, S. 262, Abb. 22
27	1	?	?	?	Schleswig-Holstein	Kiel K. S. 691	S. Müller, Kunst, Abb. 70 Mestorf, Vorgesch. Altert., Abb. 132
28	1	Gjenner	Osterlügum	Apenrade	Schleswig	Kiel	Kossinna, D. dtsche. Vorgesch. 2, Abb. 6 Kossinna, D. dtsche. Vorgesch. 2, S. 240
29	1	Tondern	Tondern	Tondern	Schleswig	Kopenhagen 81	Abb. folgt Petersen, Aarb. 1881, S. 346
30	1 (einhenkelig flachbodig)	Norby	Riesebу	Eckernförde	Schleswig	Kiel K. S. 10 851	Kossinna, D. dtsche. Vorgesch. 2, S. 240 Abb. folgt
				Pommern.			
31	1 henkellos	Vorwerk Treuen	—	Grimmen	Stralsund	Privatbesitz (Geolog.-paläont. Institut Greifswald)	Kossinna
32	1	Zarrenthin	Jarmen	Demmin	Stettin	Stettin	Schumann, Stzgr., S. 64 Kossinna, Mannus II, S. 164, Abb. folgt
				Kugelflaschen (Übergangsform).			
nicht auf d. Karte	nur die Hälfte eines Halses aus Stierhorn	Svendborg	Svendborg	Svendborg	Fünen	Kopenhagen	Aarb. 1913, S. 272, Abb. Kossinna, D. Indogerm. I, Abb. 1.
				Schleswig-Holstein.			
1	1 (m. flachem Boden)	Lönt	Starup	Hadersleben	Schleswig	—	Madsen, Afb. St., Taf. 44, Abb. 11 S. Müller, Aarb. 1913, S. 303 S. Müller, Kunst, Abb. 104

Digitized by Google

Kugelflaschen, Übergangsform (Fortsetzung).

Lfde. Nr.	Zahl u. Art der Gefäße	Ort	Kirchspiel	Kreis	Reg.-Bez.	Sammlung u. Nr.	Literatur
1a	1 (m. flachem Boden)	Gönnebek	Bornhöved	Segeberg	Holstein	Kiel K. S. 12 850	Mitt. v. H. Knorr, Kiel Abb. folgt
2	1 (m. flachem Boden)	Heiligenhafen	—	Oldenburg	Holstein	Kiel K. S. 8 237	Kossinna, D. dtsche. Vorgesch. 2, S. 240
3	1 (m. flachem Boden)	Breitenburg	Münsterdorf	Steinburg	Holstein	Kiel K. S. 13 836	Mitt. v. H. Knorr, Kiel Abb. folgt
4	6	Gingst	—	Rügen	Stralsund	Stralsund	Baier, Zschr. f. Ethn. 1896, Verh., S. 351 ff., Abb. 3 bis 5, 8—10 Kossinna, Mannus II, S. 62 u. 70 Seger, Schles. Vorz., N. F. VII, S. 52, Abb. 206

Kugelflaschen jung (West). ●

Mecklenburg-Schwerin.

1	1	Remlin	—	R. A. Gnoien	—	Schwerin	Mecklenb. Jhb. 1845, S. 259 Brunner, Stz. Ker., S. 11 Beltz, Stz. Funde in Mecklenb., S. 79, Abb. Beltz, Stz. Fundstellen in Mecklenb., S. 35. Beltz, Vorgesch. Altert., Taf. 17, Abb. 158 Götze, Zschr. f. Ethn. 1900, S. 156

Digitized by Google

Pommern.						
1	Usedom-Wollin	Stettin	—	Stettin		Pomm. Monatsbl. 1889, S. 97 m. Abb.
2	Labömitz					Brunner, Stz. Ker., S. 11
						Walter, Lemdefestschrift, S. 3—4, Taf. I, 4
						Göße, Zschr. f. Ethn. 1900, S. 156 (auch S. 173)
3	Groß-Rambin	Belgard	—	Stettin 3 128		Stubenrauch, Pomm. Monatsbl. VI (1892), S. 131 m. Abb.
						Stubenrauch, Balt. Studien 46 (1896) Taf. I, 15, 20, 32
						Brunner, Stz. Ker., S. 11
						Walter, Lemdefestschr., Taf. II, Abb. 8—12.
						Göße, Zschr. f. Ethn. 1900, S. 156
						Kossinna, Mannus II, S. 68 (Abb. 25), 69, 88
Westpreußen.						
4	Zeblau	Schlochau	—	Marienwerder	Berlin M. f. D. Ib 23	Kasiski, Beschreibg., S. 45, Taf. IV, 64
						Brunner, Stz. Ker., S. 11
						Göße, Zschr. f. Ethn. 1900, S. 156
						Kossinna, Mannus II, S. 68 (Abb. 26), 69, 89
						Kossinna, D. dtsche. Vorgesch. 2, Abb. 52

Digitized by Google

Kugelflaschen jung, West (Fortsetzung).

Lfde. Nr.	Zahl u. Art der Gefäße	Ort	Kirchspiel	Kreis	Reg.-Bez.	Sammlung u. Nr.	Literatur
				Brandenburg.			
5	2 verzierte u. 2 unverzierte	Wollschow (Grab I u. III)	—	Prenzlau	Potsdam	Stettin	Schumann, Stzgr., S. 58, Taf. 45 Kossinna, Zschr. f. Ethn. 1908, S. 632
6	1 (henkellos, unverziert)	Dedelow (Grab V)	—	Prenzlau	Potsdam	Prenzlau 380	Schumann, Stzgr., S. 13 ff., Taf. XV,7 Kossinna, Zschr. f. Ethn. 1908, S. 632 E. Blume, Prenzlauer Verzeichnis 1909, S. 28, Nr. 380 Mötefindt, Präh. Zschr. II (1910), S. 350
				Pommern.			
7	2 (eine ohne Henkelösen, die andere unverziert)	Lebbehn	—	Randow	Stettin	Stettin	Schumann, Zschr. f. Ethn. 1889, S. 7 (17), Abb. 4—5 Brunner, Stz. Ker., S. 11 Götze, Zschr. f. Ethn. 1900, S. 156 Kossinna, Mannus II, S. 70, 74
8	1 (zerstört)	Barnimslow	—	Randow	Stettin	—	Stubenrauch, Pomm. Monatsbl. 1893, S. 73 Walter, Lemckefestschr., S. 10, Nr. 35

Digitized by Google

(9)	1 (vielmehr Krugflasche mit flachem Boden)	Bodenberg	—	Randow	Stettin	Stettin 1817	Balt. Stud. 33, 396; Zschr. f. Ethn., Verh. 1882, S. 440. Walter, Lemkefestschr., S. 4, Abb. 7
				Brandenburg.			
10	2 (davon 1 unverziert)	Passow	—	Angermünde	Potsdam	Prenzlau 378a	Schumann, Stzgr., S. 43, Taf. XLII Kossinna, Zschr. f. Ethn. 1908, S. 632 Blume, Prenzl. Verz., S. 28, Nr. 378a Mötefindt, Präh. Zschr. II (1910), S. 350
11	6 a) Forst Eichberg: 2 b) Forst, Flachgrab 1:1 c) Forst, Flachgrab 2: weit. Topf d) Forst, Flachgrab 3: Scherben e) Forst, Flachgrab 5:1	Schmiedeberg	—	Angermünde	Potsdam	Smlg. Joachim Otto v. d. Hagen in Schmiedeberg	v. d. Hagen: a) Mannus VII, S. 38 f., Taf. III, 12 a, c b) Mannus VII, S. 50, Taf. IX, 41 a, b c) Mannus VII, S. 51, Taf. X, 42 b d) Mannus VII, S. 52, Taf. X, 43 a e) Mannus VII, S. 52, Taf. X, 45
12	unter 6 Gefäßen mindestens 1 Kugelflasche	Löwenbruch	—	Teltow	Potsdam	verschollen	Denkwürdigkeiten u. Tagesgesch. d. Mk. Brandenburg. Berlin. Bd. III. Jan.—Juni 1797, S. 366
12a	1 weitm. Topf	Gr. Ziethen	—	Teltow	Potsdam	Berlin, Märk. M.	Näheres folgt Mitt. v. W. Matthes, Berlin

Digitized by Google

Kugelflaschen jung, West (Fortsetzung).

Lfde. Nr.	Zahl u. Art der Gefäße	Ort	Kirchspiel	Kreis	Reg.-Bez.	Sammlung u. Nr.	Literatur
13	1 (unverziert)	Hoppenrade	—	Osthavelland	Potsdam	Berlin M. f. V. I f 3 676	Brunner, Stz. Ker., Abb. 14 Götze, Zschr. f. Ethn. 1900, S. 157
14	a) 1 verzierte 1 unverzierte vierhenklige 1 weitm. Topf (mit Leichenbrand)	Ketzin	—	Osthavelland	Potsdam	a) Berlin M. f. V. I f 1 192 u. 1 194	Brunner, Stz. Ker., Abb. 1 bis 3 Götze, Zschr. f. Ethn. 1900, S. 146, 151, Abb. 1—5, S. 157 Kossinna, Mannus II, S. 70
	b) 1 weitm. Topf					b) Berlin M. f. V. I f 6 117	
14a	1 weitm. Schale mit Rautenverzierung	Alt-Töplitz	—	Zauch-Belzig	Potsdam	Potsdam 381	Mitt. v. F. Bestehorn, Potsdam Abb. folgt
15	5 + 1	Schmergow (Wohnplatzfund)	—	Zauch-Belzig	Potsdam	Smlg. Joh. Schmidt, Ketzin, und Max Schneider, Berlin	Kossinna
16	1 (mit Leichenbrand?)	Groß-Kreutz	—	Zauch-Belzig	Potsdam	Berlin M. f. V. I f 6 794	Götze, Zschr. f. Ethn. 1900, S. 151, 153, Abb. 1—3, S. 157 Kossinna, Zschr. f. Ethn. 1902, S. 168

Digitized by Google

17	2	Krielow	—	Zauch-Belzig	Potsdam	Berlin M. f. D. I f. 8 519 u. 8 520	Koſſinna
18	1	Brandenburg a. H.	—	Brandenburg	Potsdam	Berlin M. f. D. I f. 2 112	Doß u. Stimming, Taf. 73, 3 u. 3a; Brunner, Stz. Ker., S. 10, Abb. 13, S. 52, Nr. 3b; Götze, Zſchr. f. Ethn. 1900, S. 156; Koſſinna, D. dtſch. Vorgeſch.[2], Abb. 48; Merkbuch f. Ausgrabungen Berlin, [2], [3], Taf. II, 17
[1])	1	Butzow	—	Weſthavelland	Potsdam	Smlg. R. Stimming, Groß-Wuſterwitz	Koſſinna
19	1 (flachbodig)	Wachow	—	Weſthavelland	Potsdam		Koſſinna
20	2 (Grab I u III	Mützlitz	—	Weſthavelland	Potsdam	Smlg. Pfarrer Joh. Schmidt, Ketzin	J. Schmidt, Zſchr. f. Ethn. 1895, 1 (557), Taf. VIII Brunner, Stz. Ker., S. 8, 9, 10, 21, Abb. 16 u. 17 Götze, Zſchr. f. Ethn. 1900, S. 157
21	2 (nebſt weitm. Topf)	Warſow	—	Weſthavelland	Potsdam	Smlg. G. Hintze (†), Frieſack	Koſſinna Abb. folgen
				Provinz Sachſen.			
[1])	1	Kirchmöſer	—	Jerichow II	Magdeburg	Smlg. R. Stimming, Gr. Wuſterwitz	Koſſinna
22	1 (nebſt weitm. Topf)	Groß-Wuſterwitz, Großſtücke	—	Jerichow II	Magdeburg		R. Stimming in: Eckſtädt, Groß-Wuſterwitz einſt u. jetzt (1910), S. 4 f., Taf. II, 2, 1
23	2 unverzierte	Tangermünde	—	Stendal	Magdeburg	Stendal	Hartwich, Zſchr. f. Ethn. 1884, Verh., S. 342, Abb. 7 Kupka, Zſchr. f. Ethn. 1906, S. 165, Abb. 1
24	1 entartet	Arneburg	—	Stendal	Magdeburg		

[1]) Fehlt auf der Karte.

Digitized by Google

Kugelflaschen jung, West (Fortsetzung).

Lfde. Nr.	Zahl u. Art der Gefäße	Ort	Kirchspiel	Kreis	Reg.-Bez.	Sammlung u. Nr.	Literatur
25	1 sehr entartete (mit Leichenbrand)	Groß-Ellingen	—	Stendal	Magdeburg	Stendal	Kupka, Präh. Zschr. I, 50, Abb. 4 Stendaler Beiträge II, S. 7 (1909), Abb. 4
26	2 (nebst weitm. Topf)	Polkritz	—	Osterburg	Magdeburg	Stendal	Kupka, Präh. Zschr. III, S. 251, Abb. 1
27	3 (nebst weitm. Topf)	Hindenburg	—	Osterburg	Magdeburg	Stendal Nr. 3 050, Wernigerode	Götze, Zschr. f. Ethn. 1900, S. 160 Höfer, Jahresschr. f. s. th. L. I (1902), S. 27 [1] Kupka, Stendal. Beitr. II, S. 319 Höfer, Jahresschr. f. s. th. L. X (1911), S. 22, 24, Taf. II, 1, 2, 3, 6
28	1	Ristedt	—	Salzwedel	Magdeburg	—	Müller, 33. Jahresber. d. Altmärk. V. zu Salzwedel 1906, S. 127 f. Stendal. Beitr. II (1909) S. 318
29	1	?	—	Gardelegen	Magdeburg	Privatbesitz in Gardelegen	Mötefindt, Zschr. f. Ethn. 1915, S. 45, Abb. 4
30	1	Zielitz	—	Wolmirstedt	Magdeburg	Magdeburg	Mötefindt, Zschr. f. Ethn. 1915, S. 44, Abb. 3
31	1	Althaldensleben	—	Neuhaldensleben	Magdeburg	Nürnberg Germ. Museum	Katalog, S. 13, Nr. 392, S. 67, Nr. 5 128 Götze, Zschr. f. Ethn. 1900, S. 157 u. 158

Digitized by Google

32	1	Brumby	—	Neuhaldensleben	Magdeburg	Smlg. d. Allervereins Neuhaldensleben	Kossinna, Zschr. f. Ethn. 1902, S. 168[1] Abb. folgt unten
33	7 verzierte teils ganz erhalten, teils Bruchst., 1 unverzierte, 1 weitm. Topf	Barby	—	Kalbe	Magdeburg	Halle (erworben 1915)	Kossinna
34	1 entartet	Biere	—	Kalbe	Magdeburg	Halle	Götze, Zschr. f. Ethn. 1900, S. 158. Abb. folgt
35	1 kl. weitm. Topf	Bleckendorf	—	Wanzleben	Magdeburg	Magdeburg	Kossinna
36	1 (nebst 1 weitm. Topf)	Beckendorf	—	Oschersleben	Magdeburg	Halle	J. Schmidt, Mitt. Prov. Mus. Halle I (1894), S. 34 ff. Abb. 21—27 Götze, Zschr. f. Ethn. 1900, S. 158
37	2 (davon 1 unverziert, nebst 1 weitm. Topf)	Deesdorf	—	Oschersleben	Magdeburg	Halberstadt	Mötefindt, Präh. Zschr. II (1910), S. 348 u. 352, Abb. 1—6
38	1 Brchst. (nebst 1 weitm. Topf)	Dardesheim	—	Halberstadt	Magdeburg	Berlin M. f. V. I g 3 924	Kossinna
				Braunschweig.			
38a	1„	Groß-Biewende	—	Wolfenbüttel	—	Braunschweig	Voges, Übers. üb. d. Vorgesch. d. Landes Braunschweig 1906, S. 3 ff.
38b	1 Scherben eines weitm. Topfes (?)	Seinstedt	—	Wolfenbüttel	—	?	L. Knoop, Korresp. Bl. d. dtsch. anthr. Ges. 1913, S. 43 f., Abb. 5, Nr. 2

Digitized by Google

Lfde. Nr.	Zahl u. Art der Gefäße	Ort	Kirchspiel	Kreis	Reg.-Bez.	Sammlung u. Nr.	Literatur
				Provinz Sachsen.			
39	2 (davon 1 unverziert; nebst 1 weitm. Topf)	Groß-Quenstedt	—	Halberstadt	Magdeburg	Halberstadt	Mötefindt, Präh. Zschr. II (1910), S. 352 u. 353, Abb. 7—11
40	1 Oberteil	Halberstadt (Bullerberg?)	—	Halberstadt	Magdeburg	Halle 799 I	Götze, Zschr. f. Ethn. 1900, S. 158
41	1	Halberstadt (Bullerberg)	—	Halberstadt	Magdeburg	Halberstadt	Mötefindt, Präh. Zschr. II (1910) S. 354 Mötefindt, Präh. Zschr. II (1910), S. 353 u. 355, Abb. 12
42	1 weitm. Topf	Zilly	—	Halberstadt	Magdeburg	Wernigerode	Höfer, Jahresschr. f. s. th. L. X (1911), S. 29, Taf. III, Abb. 8
43	1 (nebst 1 weitm. Topf)	Quedlinburg Boxhornschanze	—	Aschersleben	Magdeburg	Quedlinburg	Kossinna
44	1	Königsaue	—	Aschersleben	Magdeburg	Berlin, M. f. V. I 5 444	Becker, Zschr. f. Ethn. 1884, Verh., S. 145, Abb. 5 Mitt. Ver. f. Anh. Gesch. u. Alt. IV, S. 591, Abb. 8 Götze, Zschr. f. Ethn. 1900, S. 158
45	1 Begleitgefäß	Hettstedt	—	Mansfelder Gebirgskreis	Merseburg	Halle	Götze, Gefäßformen, Taf. I, Abb. 36

Digitized by Google

46	1 ganze u. Scherben einer zweiten	Ober-Wiederstedt	—	Mansfelder Gebirgskreis	Merseburg	Eisleben Pl. S. 20 u. 128	Größler, Jahresschr. f. s. th. L. I (1902), S. 235 u. 236, Taf. XXV, Nr. III
47	a) 2	Welbsleben	—	Mansfelder Gebirgskreis	Merseburg	?	a) Lehmann, Beiträge z. Untersuchg. d. Altert. bei Welbsleben. 1789, S. 64, Taf. I, 9, II, 10 Götze, Zschr. f. Ethn. 1900, S. 159
	b) 1 weitm. Topf						b) Lehmann, a. a. O., S. 63, Taf. I, 3 Götze, Höfer, Zschiesche, S. 54
48	1	Salzmünde	—	Mansfelder Seekreis	Merseburg	Smlg. v. Zimmermann, Salzmünde	Götze, Höfer, Zschiesche, S. 51
				Sachsen-Weimar.			
49	a) 1 Kugelflasche	Mittelhausen	Enklave Allstedt	Alpolda	—	a) Eisleben	a) Größler, Verzeichn. 1900, S. 5 Größler, Mansf. Bl., 1900, S. 18
	b) 1 weitm. Topf					b) Halle	b) Götze, Gefäßformen, Taf. I, Abb. 34 Götze, Höfer, Zschiesche, S. 125, Taf. II, Abb. 24
50	1	Einsdorf	Enklave Allstedt	Alpolda	—	Eisenach	Åberg, Nord. Kult., S. 175
51	2, davon 1 unverziert u. flachbodig (nebst 2 weitm. Töpfen)	Kalbsrieth Derfflinger Hügel	Enklave Allstedt	Apolda	—	Weimar	Pfeiffer, Korr.-Bll. d. allg. ärztl. Ver. v. Thür. XXX, 1901, S. 324 ff., Abb. Kossinna, Zschr. f. Ethn. 1902, S. 168[1] Alt. u. heidn. Vorz. V, S. 56

Digitized by Google

Kugelflaschen jung, West (Fortsetzung).

Lfde. Nr.	Zahl u. Art der Gefäße	Ort	Kirchspiel	Kreis	Reg.-Bez.	Sammlung u. Nr.	Literatur
51		Kalbsrieth	Enklave Allstedt	Apolda	—	Weimar	Götze, Höfer, Zschiesche, S. 123 f. u. 396 f. A. Möller, Der Derfflinger Hügel bei Kalbsrieth. Jena 1912, S. 30 ff., Taf. II, 1—4
				Provinz Sachsen.			
52	1	Bottendorf	—	Querfurt	Merseburg	—	Kruse, Dtsche. Altert. 1824, I, 2, S. 31, Taf. I, Abb. 5 Götze, Zschr. f. Ethn. 1900, S. 158
53	1 weitm. Topf	Oberschmon	—	Querfurt	Merseburg	Berlin M. f. V.	Götze, Höfer, Zschiesche, S. 77
54	3	Niedereichstedt	—	Querfurt	Merseburg	Mainz, Röm. germ. Zentr. Mus. Halle	Lindenschmit, Alt. u. heidn. Vorz. II, VIII, 1, 7 Zschr. d. Ver. z. Erf. d. Rhein. Gesch. u. Altert. III, 42 (1868) Archiv f. Anthr. 1868, Taf. II, 7 Götze, Zschr. f. Ethn. 1900, S. 158 u. 172 ff. Reinecke, Zschr. f. Ethn. 1900, S. 601 Götze, Höfer, Zschiesche, S. 73

Digitized by Google

55	1	Sittichenbach	—	Querfurt	Merseburg	Dresden	Kossinna, Zschr. f. Ethn. 1908, S. 632 Mötefindt, Präh. Zschr. II, S. 350 Götze, Zschr. f. Ethn. 1900, S. 159 Mötefindt, Zschr. f. Ethn. 1915, S. 41, Abb. 1
56	1 weitm. Topf	Oberheldrungen	—	Eckartsberga	Merseburg	Halle 58, 29	Kossinna
				Sachsen-Koburg-Gotha.			
57	1 (nebst weitm. Topf)	Körner b. Mühlhausen		Gotha	—	Halle	J. Schmidt, Mitt. Prov. Mus. Halle I (1894), S. 36, Abb. 24 Götze, Zschr. f. Ethn. 1900, S. 161 Götze, Höfer, Zschiesche, S. 172, Taf. II, 23
				Sachsen-Weimar.			
58	a) Scherben	Kapellendorf	—	Weimar	—	a) Jena	a) Götze, Zschr. f. Ethn. 1900, S. 161
						b) Weimar	Götze, Höfer, Zschiesche, b) Kossinna [S. 267
59	b) 2 in Scherben 1	Legefeld	—	Weimar	—	Jena	Götze, Zschr. f. Ethn. 1900, S. 161 Gust. Eichhorn, Verzeichnis der ... Abgüsse vor- u. frühgesch. Tongefäße a. d. Germ. Mus. zu Jena.

Digitized by Google

Kugelflaschen (Fortsetzung).

Lfde. Nr.	Zahl u. Art der Gefäße	Ort	Kirchspiel	Kreis	Reg.-Bez.	Sammlung u. Nr.	Literatur
59	1	Legefeld	—	Weimar	—	Jena	Bürgel (1905), Taf. X, Abb. 372 Götze, Höfer, Zschiesche, S. 269
60	1 weitm. Topf	Maua	—	Apolda	—	Jena (nur in den Akten)	Götze, Höfer, Zschiesche, S. 312
60a	1 weitm. Topf	Sonnendorf	Großheringen	Apolda	—	A. Grauert, Taugwitz	Mitt. v. J. Lechler, Halle, u. A. Grauert
				Provinz Sachsen.			
61	3 mit Hals-rauten, ausgepflügt 1913 im Acker aus freier Erde	Zembschen	—	Weißenfels	Merseburg	Smlg. Wilcke, Zeitz	Kossinna
62	1 Schnur-Kugelamphore in Grab I	Poserna	—	Weißenfels	Merseburg	Berlin, M. f. V. I g 2 992 a	Götze, Höfer, Zschiesche, S. 359 Götze, Präh. Zschr. I, S. 188 ff., Abb. 2
63	1	Rödgen	—	Weißenfels	Merseburg	—	Götze, Zschr. f. Ethn., 1900, S. 159 Götze, Höfer, Zschiesche, S. 360
64	1	Prittitz	—	Weißenfels	Merseburg	Berlin M. f. V. I g 2 983	Götze, Höfer, Zschiesche, S. 360
64a	2	Stößen	—	Weißenfels	Merseburg	Halle H. K. 13: 1 053 u. 1 054	Kossinna

Digitized by Google

65	1	Bornitz	—	Zeitz	Merseburg	Altenburg	Amende, Mitt. a. d. Osterlande. 1919, S. 241, Taf. XI, 2
66	1 weitm. Topf u. Scherben von Kugelflaschen	Günthersdorf (Ansiedlung)	—	Merseburg	Merseburg	Leipzig, M. f. V., Smlg. Näbe	Näbe, Die steinzeitl. Besiedelung der Leipziger Gegend. Leipzig 1908, S. 12 f., Taf. II, Abb. 7
			Sachsen-Altenburg.				
67	1 niedriges Begleitgefäß	Krebitzschen	Ksp. Monstab	(Osterland)	—	Altenburg	Amende, Mitt. a. d. Osterlande 1919, S. 242, Taf. XI, 3
68	a) 1 weitm. Topf, 2 niedrige Näpfe b) Scherben von Kugelflaschen c) Scherben von Kugelflaschen	Obermolbitz	—	(Osterland)	—	Altenburg	Amende, Mitt. a. d. Osterlande 1919, S. 242, Taf. XI, 4, 5
69	1	Lohma Leinawald (?)	—	(Osterland)	—	Altenburg	Götze, Zschr. f. Ethn. 1900, S. 161 Reinecke, Zschr. f. Ethn. 1900, S. 601 Amende, Mitt. d. Gesch.- u. Altert. Ges. d. Osterl. XII (1911), S. 128 ff. Mötefindt, Zschr. f. Ethn. 1915, S. 42, Abb. 2 Amende, Mitt. a. d. Osterl. 1919, S. 241, Taf. XI, 1

Digitized by Google

Kugelflaschen (Fortsetzung).

Lfde. Nr.	Zahl u. Art der Gefäße	Ort	Kirchspiel	Kreis	Reg.-Bez.	Sammlung u. Nr.	Literatur
				Sachsen.			
70	1	Cröbern b. Leipzig	—	A. H. Leipzig	—	Dresden	Deichmüller, Korr.-Bl. Ges. Ver. d. Gesch. Ver. 1900 Jacob, Zur Prähistorie Nordwestsachsens, S. 84, Abb. 86
71	fällt fort						
				Anhalt.			
72	Bruchstücke einer Flasche, 1 weitm. Topf	Pohlsberg bei Latdorf	—	Bernburg	—	Bernburg Nr. 211 u. 213, Sign. VIII, 1—3	P. Höfer, Jahresschr. f. s. th. K. IV (1905), S. 65 u. 67, Taf. VIII, Abb. 1—3 Mitt. Ver. Anh. Gesch. u. Alt. X, 4 (1907), S. 764 u. 767 Merkel, Katalog Bernburg, S. 40 f., Abb. (von VIII, 1)
73	1 Scherbe	Gröna (Stockhof)	—	Bernburg	—	Dessau (früher Smlg. Seelmann)	Götze, Zschr. f. Ethn. 1900, S. 160
74	2	Baalberge	—	Bernburg	—	Bernburg B 356 u. 357	Höfer, Jahresschr. f s. th. K. I (1902), S. 23 u. 29, Taf. III, I, Abb. 7—8 Merkel, Katalog Bernburg, S. 38, Abb.
75	1 weitm. Topf	?	—	Bernburg	—	Zerbst (früher Gr. Kühnau 708)	Kossinna Abb. folgt

Digitized by Google

76	1	Groß-Lübz	—	Zerbst	--	—	Wäschke, Mitt. d. V. f. Gesch. u. Alt. Anhalt, Bd. 9, H. 3 (1902) Höfer, Jahresschr. f. V. f. th. L. I, S. 252
77	1 weitm. Topf	Steutz a. Elbe	—	Zerbst	—	Gutsbes. Düben in Steutz	Mitt. von H. Seelmann, Dessau. Abb. folgt
78	1	Elsnigk	—	Dessau	--	Dessau (früher Smlg. Seelmann)	Seelmann, Jahresschr. f. V. f. th. L. III (1904), S. 74, Taf. VII, 25
78a [1])	1 in Scherben	Dessau	--	Dessau	—	Dessau (früher Smlg. Seelmann)	Seelmann, Nachr. dtsch. Alt. 1903, S. 90u. 91, Abb. 5—7
79	2 und 1 flacher Napf	Kochstedt (Zobernberg)	—	Dessau	—	1. Zerbst (früher Gr. Kühnau 389) 2. Smlg. Rehfeld, Dessau	Götze, Zschr. f. Ethn. 1900, S. 160; Seelmann, Nachr. dtsch. Alt. 1903, S. 88, Abb. 1 Stend, Beitr. IV, S. 343, 348
80	1	Reupzig	—	Dessau	—	Dessau (früher Smlg. Seelmann)	Götze, Zschr. f. Ethn. 1900, S. 160 u. 161 Seelmann, Nachr. dtsch. Alt. 1903, S. 89, Abb. 3
81	1 weitm. Topf	Reppichau	—	Dessau	—	Dessau (früher Smlg. Seelmann)	Seelmann, Nachr. dtsch. Alt. 1903, S. 89, Abb. 4
82	2 (nebst 1 weitm. Vierhenkelgefäß u. 2 weitm. Schalen)	Törten	—	Dessau	—	Smlg. Hofmaurermeister Berger, Dessau	Seelmann, Nachr. dtsch. Alt. 1903, S. 91 u. 95, Abb. 8—15
[1])	1	Körnitz	--	Dessau	—	Köthen	Stend. Beitr. IV, S. 343, 348
83	1	Frenz	—	Köthen	—	Bernburg B 187	Merkel, Katalog Bernburg, S. 39, Nr. 209, Abb. Höfer, Jahresschr. f. s. th. L. I (1902), S. 27, Anm.

[1]) Fehlt auf der Karte wegen Raummangels.

Digitized by Google

Kugelflaschen (Fortsetzung).

Lfde. Nr.	Zahl u. Art der Gefäße	Ort	Kirchspiel	Kreis	Reg.-Bez.	Sammlung u. Nr.	Literatur
83	1	Krenz	—	Köthen	—	Bernburg B 187	Götze, Zschr. f. Ethn. 1900, S. 161 Kossinna, Zschr. f. Ethn. 1902, S. 168
[1])	2	Köthen	—	Köthen	—	Köthen	Stend. Beitr. IV, S. 343, 348
				Provinz Sachsen.			
84	4	Schönefeld	—	Wittenberg	Merseburg	Halle	Förtsch, Jahresschr. f. s. th. L. I (1902), S. 75 u. 79, Taf. X, Abb. 1—8
85	3 (nebst 2 weitm. Töpfen)	Zörbig	—	Bitterfeld	Merseburg	Halle H. K. 4 254 u. 4 256, 4 258 u. 4 259	Mitt. Prov. Mus. Halle I (1894), S. 136 Götze, Zschr. f. Ethn. 1900, S. 159 u. 160
86	2 (nebst 1 weitm. Topf)	Söllichau	—	Bitterfeld	Merseburg	Halle H. K. 19: 655	F. O. Gandert, Mannus-bibliothek 22, S. 14ff.
86a	1	Übigau	—	Liebenwerda	Merseburg	Halle H. K. 11 056	
				Sachsen.			
87	2 (u. 1 weitm. Schale)	Gaulis b. Leipzig	—	A. H. Borna	—	Leipzig, M. f. V. Smlg. Bernhardt	Jacob, Z. Prähistorie Nordwestsachsens, S. 84, Abb. 84, 85, 87
88	1	Pegau	—	A. H. Borna	—	Dresden	Götze, Zschr. f. Ethn. 1900, S. 162
89	7 ganze u. 7 in Scherben nebst 3 weitm. Töpfen	Börtewitz	—	A. H. Oschatz	—	Leipzig, M. f. V.	Jacob, Präh. Zschr. V, S. 362 ff., Taf. 14 u. 15

[1]) Nicht auf der Karte.

Digitized by Google

90	5, nebst 3 weitm. Näpfen	Kosselbaude	—	A. H. Dresden	—	—	Göße, Zschr. f. Ethn. 1900, S. 161 Deichmüller, Muttes Sächs. Volksk. 1900, S. 29, Abb. 16 u. 20
				Böhmen.			
91	weitm. Schalen u. a.	Prosmik	—	Bez. Leitmeritz	—	—	
92	Scherben nebst Begleitgefäß	Loboslitz	—	—	—	—	v. Weinzierl, Führer d. d. Teplitzer Museum. Teplitz 1906, S. 24, Nr. 38 (fälschlich als Kossener Stil bezeichnet)
93	Scherben	Rinnatsch bei Rostok	—	—	—	—	v. Weinzierl, Mitt. d. Wien. anthr. Ges. 1894, 24, S. 150
94	a) Scherben	Schorka bei Liboch	—	—	Teplitz	a) Mus. Prag	Pič, Starož. I, 1, Taf. XLIV, 15, 16, 17, 19 a) Pič, Starož. I, 1, Taf. XLI, 6, 12, 16
	b) 3 Flaschen, 3 weitm. Töpfe u. 5 weitm. Schalen				Prag	b) Smlg. Jira, Dejvitz bei Prag	b) Jira, Pravěk 1910, Taf. 2 u. 4
95	1	Bertzkowitz bei Melnik	—	—	Smlg. Lobkowitz	—	Pič, Starož. I, 1 (1899), S. 90, Abb. 17 Buchtein, Dorgesch. Böhm. I (1899), S. 14 u. 22 Göße, Zschr. f. Ethn. 1900, S. 162

Digitized by Google

Kugelflaschen (Fortsetzung).

Lfde. Nr.	Zahl u. Art der Gefäße	Ort	Kirchspiel	Kreis	Reg.-Bez.	Sammlung u. Nr.	Literatur
96	3 Flaschen 3 weitm. Schalen	Elbekosteletz	—	—	—	Prag	Kossinna, Mannus II, S. 70 Pič, Památky archeol. XXIII, S. 329 ff, Taf. XLV
97	Bruchstücke	Klamorna bei Münchengrätz	—	—	—	Prag	Kossinna
98	1 weitm. Topf	Radim bei Bad Podiebrad a. Elbe	—	—	—	Prag	Åberg, Nord. Kult., S. 174

Kugelflaschen jung (Ost). ▲

Pommern.

1	5	Gr. Rambin	—	Belgard	Köslin	Stettin	Siehe junge Westgruppe Fund 3 (S. 47)
2	1	Sucow (Torfmoor)	—	Saatzig	Stettin	Stettin	Walter, Lemckefestschr. S. 3, Taf. I, Abb. 2 Götze, Zschr. f. Ethn. 1900, S. 156 Kossinna, Mannus II, S. 68, 69, 87 (Abb. 24) Kossinna, D. dtsche. Vorgesch.², S. 32, Abb. 54 Stubenrauch, Balt. Stud. 46, Taf. I, 33

Digitized by Google

3	1 Scherben mit Kugelfl.-Ornament	Alt-Reetz	—	Königsberg i. N.	Frankfurt a. O.	Berlin, Märk. Mus.	Brunner, Stz. Ker., Abb. 74 Kossinna, Mannus II, S. 87
4	3 (Grab II: 2 reichst verzierte, Grab III: 1 unverziert)	Schwedt	—	Angermünde	Potsdam	Prenzlau 383	Schumann, Stzgrb., S. 49 u. 53, Taf. XLIII, 4, 5 XLIV, 7 Blume, Prenzl. Verzeichn., S. 28
5	1 (unverziert)	Burgwall	—	Templin	Potsdam	Berlin, Märk. Mus.	Götze, Zschr. f. Ethn. 1900, S. 157 Schumann, Stzgrb., S. 10, Abb. 43 Blume, Prenzl. Verzeichn., S. 11, Abb.
6	2	Flieth	—	Templin	Potsdam	Prenzlau 386	Schumann, Stzgrb., S. 19 u. 27, Taf. XXIII, 1, 2 Mitt. uck. Mus. u. G. V. III, S. 212 Blume, Prenzl. Verzeichn., S. 29
7	1 Bruchstück	Neu-Buchhorst	—	Niederbarnim	Potsdam	Berlin, M. f. V. I f 6 702	Götze, Zschr. f. Ethn. 1900, S. 157
8	1 (reich verziert in Herzmuschelteknik, 17 cm hoch)	Sietzing	—	Oberbarnim	Potsdam	Smlg. G. A. Wirth in Letschin	Kossinna (Götze, a. a. O. ungenau)
9	1	Kalau	—	Kalau	Frankfurt a. O.	Berlin, M. f. V. I 4 575 II 1 001 u. 1 005	Brunner, Stz. Ker., Abb. 24 Götze, Zschr. f. Ethn. 1900, S. 157

Digitized by Google

Kugelflaschen (Fortsetzung).

Lfde. Nr.	Zahl u. Art der Gefäße	Ort	Kirchspiel	Kreis	Reg.-Bez.	Sammlung u. Nr.	Literatur
10	2 nebst 1 weitm. Topf u. 1 weitm. Schale	Kl. Rietz	—	Beeskow	Potsdam	Berlin, Märk. M. II 7 031, 7 032, 7 033, 7 036, II 17 762	Olshausen, Verh. Berlin. Anthr. Ges. 1892, S. 151 Brunner, Stz. Ker., Abb. 7—11 Götze, Zschr. f. Ethn. 1900, S. 157 Kossinna, Mannus I, S. 234, Abb. 7 u. 8 Seger, Schles. Vorz., N. F. VII, S. 58, Abb. 234
11	Bruchstücke von mindestens 2 Kugelflaschen	Trebus	—	Lebus	Frankfurt a. O.	Berlin, Märk. M.	Heßler, Mitt. d. Ver. f. Heimatk. Lebus, III, 1913, S. 31 ff., Taf. III u. Abb. 13
12	1 (unverziert?)	Eichendorfer Mühle bei Neuhardenberg	—	Lebus	Frankfurt a. O.	Müncheberg	Mirow, Mitt. d. Ver. f. Heimatk Lebus III, 1913, S. 57
13	1 (unverziert)	Platkow b. Seelow	—	Lebus	Frankfurt a. O.	Berlin, M. f. V.	Kossinna (vom M. f. V. bisher als steinzeitlich nicht erkannt)
14	abweichende Form	Lipke	—	Landsberg	Frankfurt a. O.	Berlin, M. f. V. I f 8 410	Kossinna, Mannus II, S. 87
[1])	2, nebst 1 weitm. Topf u. 1 Napf	Kalzig	—	Züllichau	Frankfurt a. O.	Berlin, Märk. Mus.	M. Schultze, Mannusbibl. 22, S. 17 ff., Taf. III

[1]) Nicht auf der Karte.

Digitized by Google

Posen.

15	1 Krug mit Doppelhenkeln	Kl. Krebbel	—	Schwerin	Posen	Berlin, M. f. V. I d 1386	Kossinna, Mannus II, S. 67 u. 69 (Abb. 29), 84, 90 Kossinna, D. dtsch. Vorgesch.², Abb. 56 Weigel, Nachr. dtsch. Alt. 1892, S. 66, Abb. 1 Kossinna, Zschr. f. Ethn. 1902, S. 173, Abb. 18
16	1 (Unterteil)	Birnbaum	—	Birnbaum	Posen	Berlin, M. f. V. I d 2077	Kossinna, Mannus II, S. 69 u. 90 Blume, Katalog Ausst. Posen 1909, Nachtr. S. 171. Abb. folgt

West- und Ostpreußen.

17	Scherben (?)	Dolken	—	Kulm	Marienwerder	Danzig	29. Bericht d. Mus. Danzig f. 1908, S. 22 Kossinna, Mannus II, S. 90
18	2 Scherben	Uszczerberg	—	Kulm	Marienwerder	Magdeburg Smlg. Bauer	Kossinna, Mannus II, S. 90
19	1 (flachbodig)	Guttowo	—	Strasburg	Marienwerder	Danzig	29. Bericht d. Mus. Danzig f. 1908, S. 22, Abb. 3 Kossinna, Mannus II, S. 90 La Baume, Vorgesch. d. Westpreußen, Abb. 14
19a	1 (nicht hergehörig)	Osterode	—	Osterode	Allenstein	Gymnas. Osterode	Mitteilung von Schnippel, B.-Lichterfelde
20	1 Bruchstück	Rentschkau	—	Thorn	Marienwerder	Thorn, Städt. Mus.	Kossinna, Mannus X, S. 142 Semrau, Führer durch d.

Digitized by Google

Kugelflaschen (Fortsetzung).

Lfde. Nr.	Zahl u. Art der Gefäße	Ort	Kirchspiel	Kreis	Beg.-Bez.	Sammlung u. Nr.	Literatur
							städt. Mus. 1917, S. 32, Abb.
							La Baume, Vorgesch. v. Westpreußen, Abb. 13.
21	1 (in 4 Schulterösen)	Kulmsee	—	Thorn	Marienwerder	Danzig	Kossinna, Mannus II, S. 68 (Abb. 27), 69, 90, Nr. 64
							12. Bericht d. Mus. Danzig f. 1901, S. 28
							Conwentz, D. westpr. Pr. Mus., Taf. 43, 2
							Kossinna, D. dtsch. Vorgesch.², Abb. 53
							La Baume, Vorgesch. v. Westpreußen, Taf. 2, 1
							Seger, Schles. Vorz., N. F. VII, S. 52, Abb. 204
22	1	Nawra	—	Thorn	Marienwerder	Krakau, Univ. Mus. Nr. 622	Kossinna, Mannus II, S. 69, 74 (Abb. 47), 90, Nr. 63
							Ossowski, Cart. archéol., S. 67, Nr. 216
				Posen.			
23	1 Doppelhenkelkrug	Gr. Koluda	—	Strelno	Bromberg	Posen, Polnisches Museum	Kossinna, Mannus II, S. 69, 91
							Pos. Arch. Mitt. I, S. 61
24	1	Rzeszynek	—	Strelno	Bromberg	Posen, Polnisches Museum	Kossinna, Mannus II, S. 69, 91

Digitized by Google

25	1	Hartfeld (Padniewo)	—	Mogilno	Bromberg	Posen, Polnisches Museum	v. Leblinsky, Pos. arch. Mitt. I, S. 36, Taf. XIII, XIV Posen. Album I, Taf. V Åberg, Nord. Kult., Abb. 319
26	1	Pakosch	—	Mogilno	Bromberg	Posen, Kaiser-Friedrich-Mus. 1910: 625	Kossinna, Mannus II, S. 69, 91
27	1 verziert, mit je 4 Henkelösen an Hals u. Bauch	Nadziejewo	—	Schroda	Posen	Poln. Museum, Rapperswyl bei Zürich	Kossinna, Mannus II, S. 69, 91 Blume, Mannus VII, S. 149 f., Abb. 4 W. Demetrykiewicz in: Sprawozdaniaz ... Akad. Umiej. Krakau. Juni bis Okt. 1916
28	1	Szczonowo b. Pogorzelice	—	Jarotschin	Posen	Posen, Kaiser-Friedrich-Mus.	Kossinna, Mannus II, S. 69, 91
				Schlesien.			
29	1	Militsch	—	Militsch	Breslau	Breslau	Seger, Schles. Vorz., N. F. VII, S. 45 u. Abb. 183 Åberg, Nord. Kult., Abb. 314
30	1 (schlauchförmig!) nebst weitm. Schale	Schlabitz	—	Guhrau	Breslau	Breslau	Seger, Schles. Vorz., N. F. VII, S. 44, Abb. 187 u. 188
31	viele	Noßwitz	—	Glogau	Liegnitz	Breslau	Seger, Schles. Vorz., N. F. VII, S. 38 ff., Abb. 85, 132, 137, 142, 169
32	1 weitm. Topf	Köben	—	Steinau	Breslau	Berlin, M. f. V. I c 1067	Kossinna, Mannus II, S. 69 (Abb. 28), 91 Kossinna, D. dtsch. Vorgesch.², Abb. 55

Digitized by Google

Kugelflaschen (Fortsetzung).

Lfde. Nr.	Zahl u. Art der Gefäße	Ort	Kirchspiel	Kreis	Reg.-Bez.	Sammlung u. Nr.	Literatur
							Brunner, Nachr. dtsch. Alt. 1899, S. 82
							Seger, Schles. Vorz., N. F. VII, S. 57, Abb. 231
33	1 unverziert	Nikolstadt	—	Liegnitz	Liegnitz	Breslau 467: 90	Seger, Schles. Vorz. VI, Taf. 16; N. F. VII, S. 44
							Wahle, Ostdeutschland in neolith. Zeit, S. 206 f.
							Hierüber folgt näheres
34	4	Herrnprotsch	—	Breslau	Breslau	Breslau	Seger, Schles. Vorz., N. F. VII, S. 90, Abb. 1, 3, 4
35	fällt fort						
36	2 Flaschen u. 1 weitm. Topf	Jordansmühl	—	Nimptsch	Breslau	Breslau	Seger, Schles. Vorz., N. F. VII, S. 50, Abb. 202, 227
37	2 weitm. Töpfe u. 1 weitm. Schale	Heidersdorf	—	Nimptsch	Breslau	Breslau	Seger, Schles. Vorz., N. F. VII, S. 62 f., 57, 59, Abb. 230 u. 233, 235 u. 237
				Mähren.			
38	1	Olmütz	—	—	—	Olmütz, Vat. Mus.	Červinka, Moravské Starožitnosti II, S. 193, Abb. 109 (S. 191)
39 [1])	1 weitm. Topf	Jewischowitz	Znaim	—	—	Smlg. Palliardi, Mährisch Budwitz	Palliardi, Wien. Präh. Ztschr. I, S. 267, Abb. 17

[1]) Nicht mehr auf der Karte.

Digitized by Google

Die ältere Steinzeit in Mitteldeutschland.

Von Hans und Richard Lehmann.

Mit 48 Abbildungen.

Zwei Entwicklungsreihen weist die Geschichte diluvialprähistorischer Forschung auf. In der einen ist die Typologie, in der anderen die Geologie vorherrschend. Die erstere und zugleich ältere hat in Frankreich die meisten Anhänger. Das Gliederungsschema Mortillets, die Arbeiten eines Boule, Commont und Obermaier fallen unter diese Reihe. Durch sie wird eine relative Chronologie der altsteinzeitlichen Wertzeugformen gewonnen, der Weg der menschlichen Kulturentwicklung für das Eiszeitalter festgelegt. Die gesamte ältere Steinzeit wird in die letzte Zwischeneiszeit und letzte Eiszeit eingefügt. Gegen dieses Dogma kämpfte schon frühzeitig die mehr geologisch orientierte Richtung an, die vor allem in Deutschland vertreten ist. Es ist das Verdienst A. Pencks, zuerst mit Nachdruck auf das höhere Alter des älteren Paläolithikums hingewiesen, zuerst das Chelléen und Acheuléen in die Mindel-Rißinterglazialzeit eingereiht zu haben. Ihm schloß sich die Mehrzahl der deutschen Forscher im wesentlichen an, unter anderen auch F. Wiegers, dem wir zum erstenmal [1]) eine Gliederung nach deutschen Fundorten verdanken. Wenn auch diese infolge der Spärlichkeit deutscher Fundstücke keineswegs in allen Punkten als vollständig angesehen werden kann, wenn hie und da geologischen Deutungen eine allzugroße Sicherheit verliehen ist, so wird doch der Versuch als solcher dadurch im Wert keineswegs herabgesetzt. Doch wir müssen weitergelangen. Wir müssen von einer Gliederung nach deutschen Fundorten übergehen zu einer selbständigen deutschen Gliederung. Neue Funde und neue Fundstellen auf deutschem Boden sind dazu in erster Linie nötig. Mögen die im folgenden beschriebenen, von uns vor nunmehr 2 Jahren entdeckten Fundstellen mit dazu helfen.

[1]) F. Wiegers, Diluvialprähistorie als geologische Wissenschaft. Abh. d. Pr. Geol. L. A. N. F. Heft 84, 1920.

Digitized by Google

Das relative Alter dieser Fundstellen läßt sich glücklicherweise auf geologischem Wege recht genau und durchaus eindeutig festlegen, ja es ist sogar möglich, auch über das absolute Alter Angaben zu machen. Doch hierzu ist es nötig, zunächst etwas auf die geologischen Verhältnisse einzugehen.

Für die Gliederung des Eiszeitalters wie auch für die Chronologie der älteren Steinzeit ist Mitteldeutschland recht gut geeignet. Ist doch gerade hier das Ineinandergreifen interglazialer, weithin verfolgbarer Flußterrassen und mächtiger Geschiebemergeldecken vorzüglich zu beobachten. Hier im Randgebiete der Vereisung war in der Diluvialzeit die Verschiebung der geologischen Verhältnisse ein Maximum, hier nahm mit dem Übergang des Wassers zu Eis Abtragung und Aufschüttung gänzlich verschiedene Formen an. 3 und nur 3 Eiszeiten lassen sich in Mitteldeutschland feststellen; sie lassen sich eindeutig mit der Mindel-, Riß- und Würmeiszeit der Alpen parallelisieren [1]). Es erübrigt sich, noch mit einer weiteren Eiszeit, der Günzeiszeit Pencks, zu rechnen, da diese selbst in den Alpen noch nicht völlig gesichert ist. Gegenüber anderslautenden Darstellungen sei besonders betont, daß in Mitteldeutschland die Eismassen der 1. Eiszeit am weitesten nach Süden vorgedrungen sind. Die damalige Eisgrenze verläuft am nördlichen Harzrand entlang, überschreitet in nord-südlicher Richtung den Unterharz, um dann in weitem Bogen über Mühlhausen fast bis Eisenach nach Südwesten vorzuspringen. Von hier aus verläuft die Grenze in ungefähr west-östlicher Richtung südlich an Erfurt, Weimar und Jena vorbei. Die Südgrenze der 2. Vereisung kreuzt etwa bei Kösen das Saaletal und lehnt sich dann über Zeuchfeld bei Freyburg, ohne in das heutige Unstruttal einzudringen, direkt an den Ostharz an.

Die Grenze der letzten Vereisung ist noch recht unsicher. Sie dürfte etwa von Magdeburg bis Wittenberg der Elbe gefolgt sein. Doch mit den reinglazialen Ablagerungen allein würde man schwerlich zu einer Gliederung des Diluviums gelangen, da der ständige Wechsel ihrer Lagerungs- und Faziesverhältnisse sowie der Mangel an Fossilien dem entgegenstehen. Vielmehr werden immer die interglazialen Ablagerungen die Hauptrolle hierbei spielen. Leider sind solche jedoch relativ selten, und es ist nicht immer ganz leicht zu entscheiden, ob glaziale oder interglaziale Ablagerungen vorliegen. Außerdem herrscht bezüglich der Grenze zwischen Eiszeit und Zwischeneiszeit keineswegs Einigkeit. Während die einen die Grenze klimatisch festlegen, wird von anderer Seite wiederum mehr Wert auf die Faziesverschiedenheiten gelegt. Größere Allgemeingültigkeit auf der einen, leichtere Anwendbarkeit im Gelände auf der anderen Seite kennzeichnen Vorzüge und Nachteile beider Richtungen. Wir wollen im folgenden unter einer Eiszeit eine Periode verstehen, in der ein vom heutigen wesentlich verschiedener Klimatyp mit starker

[1]) Näheres hierüber bei R. Lehmann, Das Diluvium des unteren Unstruttales von Sömmerda bis zur Mündung. Jahrbuch des Hall. Verbandes zur Erforschung der mitteldeutschen Bodenschätze und ihrer Verwertung. 1922. (Erscheint in Kürze.)

Digitized by Google

Gletscherausdehnung in Europa herrschte. Die hiermit gegebene wenig scharfe Grenze zur Zwischeneiszeit dürfte sich sehr wohl rechtfertigen lassen. Wir wissen ja nicht, wie weit sich im Norden das Eis während der Zwischeneiszeiten wieder zurückzog. Sicher ist nur, daß es sich weit vom deutschen Boden entfernte, so daß die Flüsse Norddeutschlands ungehindert zum Meere fließen und ihre Täler einschneiden konnten; sicher ist, daß Tier- und Pflanzenwelt wieder bis nach Dänemark vordringen konnten. Die klimatische Bewertung einer diluvialen Fauna ist jedoch nur innerhalb nicht zu enger Grenzen möglich, da wir ja mit Eigenschaftsänderungen dieser oder jener Art während der langen seither verstrichenen Zeiten rechnen müssen. Gegenüber sonst üblichen Eiszeitdefinitionen verhindert es die oben gegebene zugleich, daß die Grenze zwischen Eiszeit und Zwischeneiszeit in irgendeiner komplizierten Weise in die stratigraphisch so wichtigen Flußterrassen [1]) hineinfällt. Erlauben doch letztere oft schon allein durch ihre Höhenlage, Beziehungen zwischen örtlich getrennten Ablagerungen festzustellen, die auf irgendwelche andere Weise, etwa durch petrographische oder paläontologische Vergleiche, sich gar nicht oder nur mit großer Mühe finden lassen würden. Wenn daneben ein gewisser Fossilreichtum und gute Aufschlüsse mit sicher interglazialen und sicher glazialen Schichten vorhanden sind, dann erst sind alle Voraussetzungen erfüllt, die für eine selbständige Gliederung des Diluviums eines kleineren Gebietes nötig sind. Alle diese Vorteile sind im mitteldeutschen Randgebiet der Vereisung vorhanden. Und wenn im folgenden das Flußnetz der Saale und ihrer Nebenflüsse, der Ilm, Unstrut, Salzke und Elster in den Vordergrund der Betrachtung gestellt werden soll, so geschieht das, weil gerade diese Gegend berufen sein dürfte, die geologischen Grundlagen für die Geschichte des Urmenschen abzugeben.

Die ältesten noch erhaltenen Terrassenreste der Saale und ihrer Nebenflüsse sind neben wenigen pliozänen Resten präglazialen Alters. Sie liegen rund 40—100 m über den heutigen Talauen und nur im Unterlauf der Saale und Elster steigen sie tiefer herab [2]). Meist lassen sie sich in 3—4 selbständige Terrassen gliedern. Dem zeitlich letzten oder vorletzten dieser Terrassenzüge gehören die bekannten fossilreichen Ilmkiese von Süßenborn an, die rund 55 m über der Ilmaue liegen. Entsprechend dem Einschneiden der Flüsse mit der Zeit liegen die ältesten Terrassen, von hier nicht zu erwähnenden Sonderfällen abgesehen, am höchsten über der Aue. Die jüngeren Terrassen, die nach der 1. Eiszeit entstanden, liegen sämtlich in geringerer Höhe über der Aue als die präglazialen Terrassen und sind unter sich ebenfalls in der Höhenlage nach dem

[1]) Wir bezeichnen im folgenden deshalb eine Flußterrasse auch dann als interglazial, wenn Teile derselben noch in Glazialzeiten übergreifen.

[2]) Es würde zu weit führen, die zahlreiche Einzelliteraturüber diesen Gegenstand im einzelnen anzuführen. Wichtig sind vor allem die Arbeiten von v. Fritsch, Wüst, Naumann, Picard, Siegert, Weißermel, Wolff und Lehmann.

Digitized by Google

Alter gestaffelt. In der Gegend von Halle war das präglaziale Flußnetz wesentlich von dem heutigen verschieden (siehe Fig. 1). Die Saale nahm von Weißenfels aus ihren Lauf nach Nordosten, die heutige Elsteraue anfangs bei Leipzig, am Ende der Präglazialzeit bei Schkeuditz kreuzend. Ebenso lag das Tal der präglazialen Elster weiter östlich, ohne in der Gegend von Leipzig

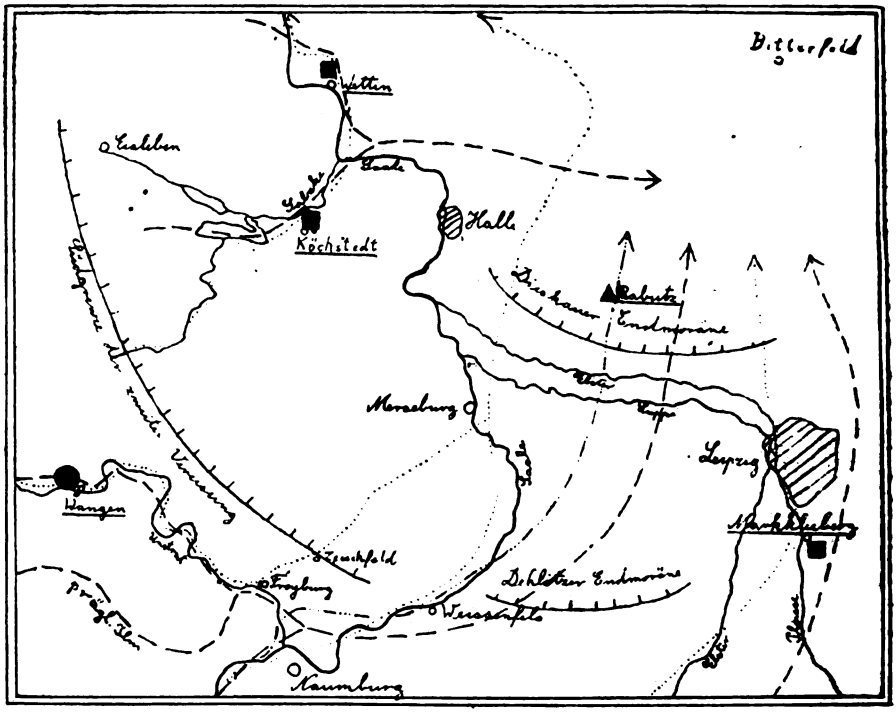


Fig. 1. Die diluvialen Flußtäler bei Halle a. S. Maßstab 1:500000.
Entworfen von Dr. H. u. R. Lehmann.

Präglaziale Täler.
Täler während der 1. Zwischeneiszeit.
Saaletal zu Beginn der 1. Zwischeneiszeit.
Altsteinzeitliche Fundstellen: ● Stufe von Wangen. ■ „ „ Wettin. ▲ „ „ Weimar.

nach Westen abzubiegen. Die Unstrut floß, unterhalb Laucha nach NO ins Zeuchfelder Tal abbiegend, durch das Geiseltal. Noch in der Präglazialzeit wurde dieser Unstrutlauf infolge westlicher Verlagerung des Saalelaufs unterhalb Naumburg von der Saale angezapft, so daß danach Saale und Unstrut vereint das heute verlassene Tal von Markröhlitz durchströmten. Die Ilm kam damals über die Finne hinweg zur Unstrut, in die sie bei Balgstädt mündete. Die Salzke floß von Salzmünde ab ostwärts, aus der Gegend von Wettin noch

Digitized by Google

einen Nebenfluß empfangend, um dann nördlich an Halle vorbei nach der weit im Osten verlaufenden Saale zu fließen. Die Gletscher der 1. Eiszeit veränderten dieses Bild erheblich. Teils wurden Talstücke durch Moränenmassen verschüttet, teils schufen sich die ihres Unterlaufs beraubten Flüsse, vor allem beim Abschmelzen des Eises durch die großen Mengen von Schmelzwasser verstärkt, neue Abflußwege unter den veränderten Verhältnissen. Erst das gänzliche Verschwinden des Eises von Deutschlands Boden schuf wieder beständigere Flußwege und ermöglichte ein Einschneiden der Flüsse. Die Periode der Tiefenerosion wurde jedoch noch in der ersten Hälfte der 1. Zwischeneiszeit durch eine kurze Periode der Seitenerosion und der Aufschüttung abgelöst, die zur Bildung einer Terrasse führte. So entstand im Unstruttal die Wangener Terrasse, die rund 30 m über der Aue und rund 10 m unter der letzten präglazialen Terrasse liegt, von der sie sich durch die Führung nordischen Materials leicht unterscheiden läßt. Die erste Eiszeit hatte die Unstrut wieder in ihr ältestes Bett gedrängt, so daß wir die Wangener Terrasse auch bis ins Geiseltal verfolgen können. Zugleich wurde der Ilm der Weg über die Finne durch mächtige glaziale Ablagerungen zugeschüttet, so daß sie von nun ab schon oberhalb Kösen in die Saale mündet. Der Lauf der Saale selbst dagegen war wenig verändert. Die „höhere Terrasse des 1. Interglazials" zieht sich noch durch das alte Markröhlitzer Tal und kreuzt die heutige Elsteraue nur wenig westlicher als die präglaziale Terrasse. Stärker sind die Veränderungen im Salzketal. Wurde doch gegen Ende der 1. Eiszeit der Durchbruch durch den Rothenburger Sattel vollzogen, so daß jetzt der Weg der Salzke über Wettin und Rothenburg verlief, die damalige Mündung in die Saale aber wohl erst bei Bernburg zu suchen ist. Die Periode der Aufschüttung der höheren Terrasse kann nur kurze Zeit gedauert haben, da die Terrassenreste dieser Zeit recht spärlich sind. Bald setzte die Tiefenerosion der Flüsse von neuem ein, und erst 10—15 m tiefer finden wir eine neue deutlich an den Talwänden hervortretende Terrasse, die untere Terrasse des 1. Interglazials. Während im Unstruttal eine Spaltung dieser Terrasse in zwei Sonderterrassen zu beobachten ist, ist dies in den übrigen Flußtälern nicht der Fall. Dafür aber ist dann die Terrasse um so mächtiger. Beträgt doch die Mächtigkeit der „Saalehauptterrasse" oft über 10 m, und die „Wettiner" oder Salzkehauptterrasse steht hierin wenig nach. Die Flußverlegungen während der 1. Interglazialzeit sind unbedeutend. Das Markröhlitzer Tal wurde von der Saale verlassen, das Saaletal östlich Halle ein wenig westlicher, ungefähr dem Talzug der beiden Reiden entsprechend, verlegt. Auch die zweite Eiszeit schuf wieder starke Veränderungen. Ein mächtiger Sander schüttete das Zeuchfelder Tal zu und zwang damit die Unstrut in ihr heutiges Bett. Das alte Saaletal östlich von Halle wurde durch eine mächtige Endmoräne verschüttet, so daß die Saale nunmehr westlich von Halle vorbeifließen und in das Tal der unteren Salzke übertreten mußte. Der gleiche Endmoränenzug zwang die Elster, bei Leipzig

Digitized by Google

rechtwinklig nach Westen umzubiegen. Kurzum, wir sehen, daß im Anschluß an die vorletzte Eiszeit bereits die wesentlichen Züge unseres heutigen Flußnetzes sich bildeten. Nur dicht unterhalb von Halle sind Reste einer höheren Terrasse des letzten Interglazials oder vielleicht auch des 2. Glazials rund 10 m über der Aue bekannt. Sie sind in dieser Höhe nur zu verstehen aus den Flußverlegungen, die sich damals gerade im Saaletal bei Halle vollzogen. Die eigentliche Terrasse des letzten Interglazials liegt meist nur wenige Meter über der heutigen Aue, oft taucht sie sogar bis zu jener hinab. Die bekannten

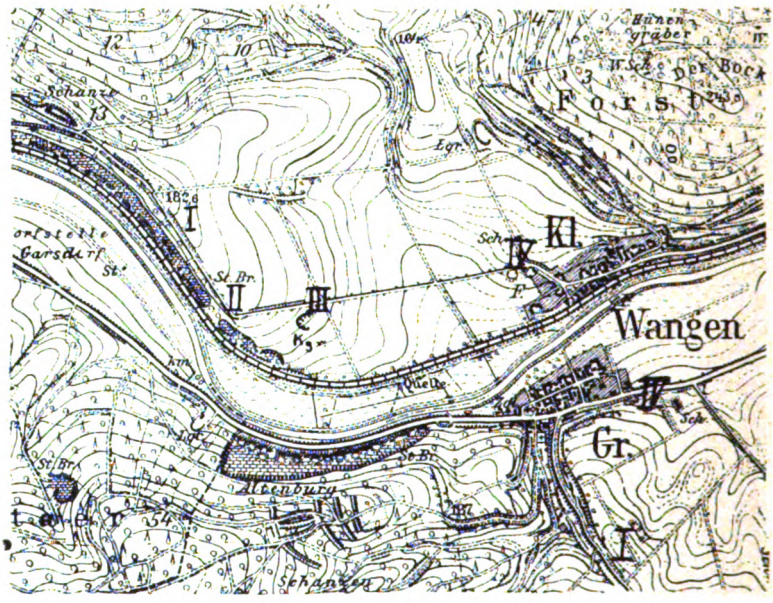


Fig. 2. Ausschnitt aus dem Meßtischblatt 1:25000. Blatt Nebra.
I—IV Flußterrassen der Unstrut.
I, II Präglaziale Terrassen.
III Obere Terrasse d. 1. Zwischeneiszeit (Paläolithfundstelle).
IV Untere Terrasse d. 1. Zwischeneiszeit.

Kalktuffe von Weimar und Taubach wie auch die von Tonna liegen mit ihrer Basis gleichfalls nur wenige Meter über der Aue. Da die letzte Vereisung die Hallische Gegend nicht mehr erreichte, so hat sie auf das behandelte Flußnetz kaum eingewirkt. Während dieser Zeit bildete sich die mächtige Decke reinen fossilfreien Lösses, dem wir als wichtigem Leithorizont in zahlreichen Profilen begegnen. Wenig scharf tritt schließlich noch in den Flußtälern eine postglaziale oder besser altalluviale Flußterrasse in Erscheinung, die gerade noch über das Hochwasserniveau herausragt und deshalb bereits in neolithischer Zeit gern als Siedlungsplatz gewählt wurde. Nachdem so eine kurze Übersicht über die diluviale Entwicklung des Flußnetzes gegeben ist, können wir über-

Digitized by Google

gehen zu der Betrachtung der einzelnen altsteinzeitlichen Fundstellen, die sich unmittelbar in die obige Entwicklung einfügen lassen.

Die Paläolithfundstelle von **Wangen** liegt in landschaftlich reizvoller Umgebung mitten im Durchbruchstal der Unstrut bei Nebra. Bei den Dörfern Groß- und Klein-Wangen öffnet sich das enge Tal auf kurze Strecke infolge des Einmündens zweier Seitentäler und hier an der Verbreiterungsstelle sind die diluvialen Terrassen der Unstrut in großer Vollständigkeit erhalten geblieben. Als dichte Schotterstreuung verfolgt man am Talgehänge in 175 m und 160 m Meereshöhe zwei präglaziale Terrassen und in tieferen Horizonten in 145 m und 125 m Höhe die obere und untere Terrasse der ersten Zwischeneiszeit siehe (Fig. 2—4). Nur die letztinterglaziale Terrasse läßt sich nicht als selbständige Gehängestufe ausscheiden, da sie bei Wangen später wieder zerstört worden ist. Die Fundstelle befindet sich kaum 1 km westlich von Klein-Wangen am Wege nach Wendelstein am linken Ufer der Unstrut. Rund 30 m über

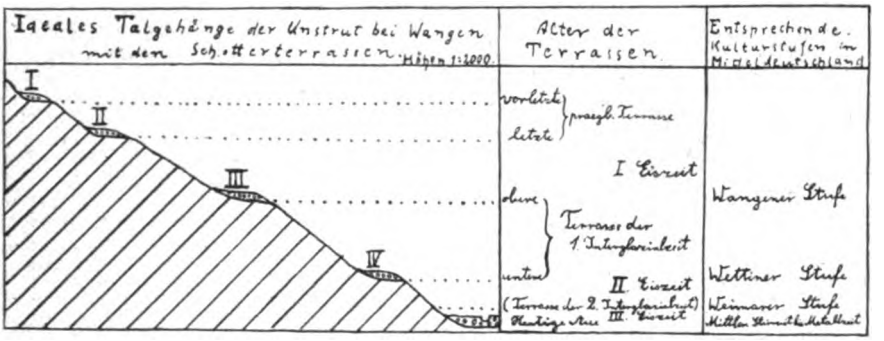


Fig. 3.

der Aue, eingeschlossen von bewaldeten Höhen, liegt diese uralte Wohnstätte des Menschen gerade dort, wo die Unstrut aus dem breiten einst sumpfigen Rieth, einer weiten durch unterirdische Salzauslaugung geschaffenen Senke, in den Bereich des mittleren Buntsandsteins heraustritt — damals wie heute ein wichtiger Geländepunkt, vielleicht eine Furt. Die alte Kaiserpfalz Memleben dicht oberhalb, die nur wenige hundert Meter entfernten verfallenen Frankenwälle zu beiden Seiten der Unstrut, reiche neolithische Siedlungsreste und Grabhügel in den Wäldern der allernächsten Umgebung, alles weist hin auf die günstige Lage gerade dieser Stelle für den Menschen aller Zeiten. Aber nicht allein die günstige Lage zum Rieth, sondern vor allem der Reichtum an Feuersteinen, den das flache, kiesige Unstrutufer darbot, mußte den Altsteinzeitmenschen zum Verweilen einladen. Feuersteinknollen von Kopfgröße sind hier keineswegs selten. Sie mögen vielleicht aus heute nicht mehr erhaltenem Geschiebemergel stammen, der dicht oberhalb an der Uferböschung angestanden haben muß. War doch der Mensch der älteren Steinzeit außer-

Digitized by Google

ordentlich abhängig vom Feuersteinmaterial, vielmehr, als das die Typologie bisher berücksichtigt hat; war er doch im wesentlichen auf das angewiesen, was an der Tagesoberfläche lag und was ihm die Natur selbst immer wieder freilegte. Feuersteinführende Flußkiesel und steile Uferböschungen mußten für ihn ganz besonders günstig sein, denn hier war der Feuerstein am leichtesten in frischem Zustand zu gewinnen.

Die artefaktführenden Kiese liegen in etwa 2 m Mächtigkeit unmittelbar auf roten Letten des unteren Buntsandsteins (siehe Fig. 5 und 6). Nach dem Tal zu ist der Kies teilweise späterer Abtragung zum Opfer gefallen, so daß er hier allmählich auskeilt. Über die Kiese legen sich Gehängebildungen in

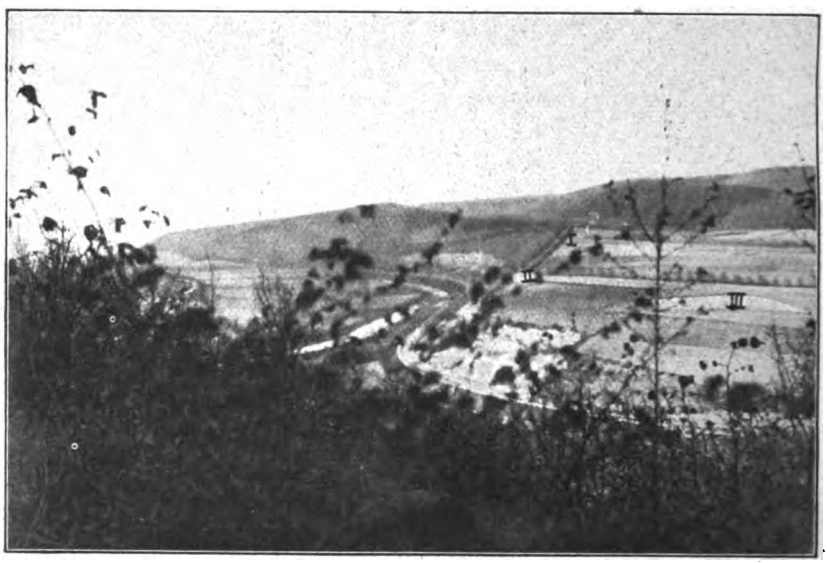


Fig. 4. Blick auf die Fundstelle bei Wangen (III).

Gestalt von unregelmäßig geschichteten Feinsanden mit eingelagerten Sandsteinblöcken, von der Höhe herabgespülter Verwitterungsschutt des Buntsandsteins. In den oberen Lagen treten darin Kiesschmitzen auf. Die Feinsande nehmen an Mächtigkeit nach dem Berge hin stark zu, während sie talwärts allmählich ausklingen. Ihre größte aufgeschlossene Mächtigkeit beträgt etwa 4 m. An dem Nordstoß der Kiesgrube sind die Sande später wieder abgetragen worden, so daß sich hier reiner, fossilfreier Löß z. T. unmittelbar auf den auskeilenden Kies legt. Der Löß schneidet das Profil nach oben ab. Seine Entstehung muß in Analogie zu dem fossilfreien Löß der Umgebung in die Zeit der letzten Vereisung verlegt werden. Die untere Grenze des Löß bildet eine deutliche Erosionsdiskordanz. Dagegen liegen die Feinsande konkordant über dem Unstrutschotter. Ihre Bildung scheint unmittelbar nach der des Kieses ein-

Digitized by Google

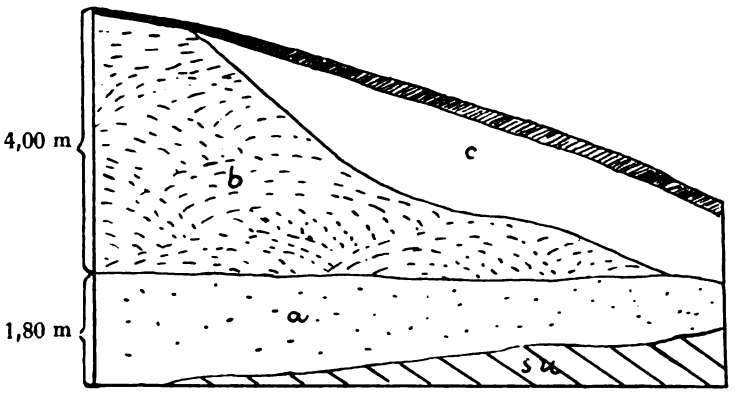


Fig. 5. Profil der Kiesgrube von Kl. Wangen.

Letten des Unt. Buntsandstein. | Unstrutschotter d. Wangener Terrasse. | Unregelmäßig geschichteter Feinsand. | Löß mit Humusdecke.

gesetzt zu haben. In ihrer Gesamtheit entsprechen sie zusammen mit der durch die Diskordanz in ihren Hangenden angedeuteten Lücke der langen Zeitspanne von der Mitte der ersten Zwischeneiszeit bis hin zur letzten Eiszeit. Es wäre müßig und für unsere Zwecke überflüssig, diesen langen Zeitraum im Profil noch im einzelnen genauer gliedern zu wollen. Vor allem ist es schwierig, die

Fig. 6. Kiesgrube von Wangen.

Digitized by Google

Äquivalente der zweiten Vereisung, die ja die Gegend von Wangen selbst nicht mehr erreicht hat, in unserem Profil richtig wieder zu erkennen. Das wesentliche sind für unsere Betrachtungen die Schotter. Sie lassen sich auf Grund ihrer Höhenlage eindeutig in die höhere Terrasse der 1. Zwischeneiszeit einreihen, eine Terrasse, die weiter unterhalb bei Ditzenburg, Wennungen, Kirchscheidungen und Laucha sehr gut entwickelt und in verschiedenen Kiesgruben aufgeschlossen ist. Es handelt sich um typische Unstrutkiese mit Sandstein-, Kalk- und Porphyrgeröllen aus den Thüringer Landen, sowie mit nordischen Geröllen, unter denen der Feuerstein verhältnismäßig häufig ist. Die Kiesgrube von Wangen schließt recht ufernahe Teile der Terrasse auf. Darauf deuten schon die großen, offenbar vom Gehänge herabgerollten Sandsteinblöcke im Kies, die relativ geringe Mächtigkeit der Terrasse sowie die nach dem Hange zu rasch zunehmende Mächtigkeit der Feinsande, die ebenfalls recht große, z. T. über 1 m breite Sandsteinplatten enthalten. Diese Ufernähe des Terrassenschotters ist ein kennzeichnendes Merkmal fast aller in Flußkiesen gelegenen Paläolithfundstellen Mitteldeutschlands und macht es wahrscheinlich, daß der Mensch seine Wohnplätze unmittelbar an den Rand der Flußauen legte, daß er aber die hochwassergefährdeten Auen selbst mied.

Fossilreste konnten von uns in der Wangener Kiesgrube bisher nur im Kies und in den unteren Lagen der Feinsande festgestellt werden. Conchylienreste sind nicht allzu häufig, doch findet sich verschiedentlich Schneckenschalendetritus im Schotter und in den unteren Schichten der Feinsande. Mehrfach konnte Unio, z. T. in zweiklappigen Exemplaren, beobachtet werden, doch war der Erhaltungszustand stets so ungünstig, daß eine Bergung jedesmal mißglückte. An Säugetierresten lieferte die Kiesgrube bisher erst wenige schlecht erhaltene Reste. Metacarpus, Brustwirbel und Molaren von Equus sowie kurze Stoßzahnfragmente wohl von Elephas antiquus. Nach Angaben von Arbeitern soll früher ein fast 2 m langer, nur wenig gekrümmter Stoßzahn gefunden sein, der ebenfalls für das Vorkommen von Elephas antiquus sprechen dürfte. Nicht unwichtig ist das mehrfach beobachtete Vorkommen von Holzkohle, die an einer Stelle als dünne Lage in einer lehmigsandigen Schmitze im Kies auftrat. Ob sie jedoch zu den Spuren des Menschen in Beziehung zu setzen ist, muß vorläufig dahingestellt bleiben. Es konnten bisher aus dem Kies einige 50 einwandfreie menschliche Artefakte geborgen werden. Sie treten verstreut in allen Horizonten des Kieses von der Basis bis zur Oberkante, ja sogar noch in den tiefsten Lagen der Feinsande auf. 15 Artefakte konnten der anstehenden Kieswand aus ungestörter Lagerung von uns persönlich entnommen werden, die übrigen fanden wir am Fuß der Kieswand und in seitwärts hingeschüttetem Kies. Eine horizontmäßige Unterscheidung der Artefakte, wie sie etwa für Markkleeberg versucht worden ist, ergab sich als völlig zwecklos. Die Artefakte gehören vielmehr typologisch sämtlich einer einheitlichen Kultur an, wie das von vornherein für eine solche Fundstelle zu erwarten ist.

Digitized by Google

Unter den Artefakten der Wangener Kiesgrube ist das wichtigste und wertvollste Stück ein typischer roher Faustkeil (Abb. 1). Er ist hergestellt aus einem handlichen Feuersteinknollen, von dem lediglich an der einen Längsseite vier breite, flache Abschläge abgehauen sind, so daß eine scharfe Schneide

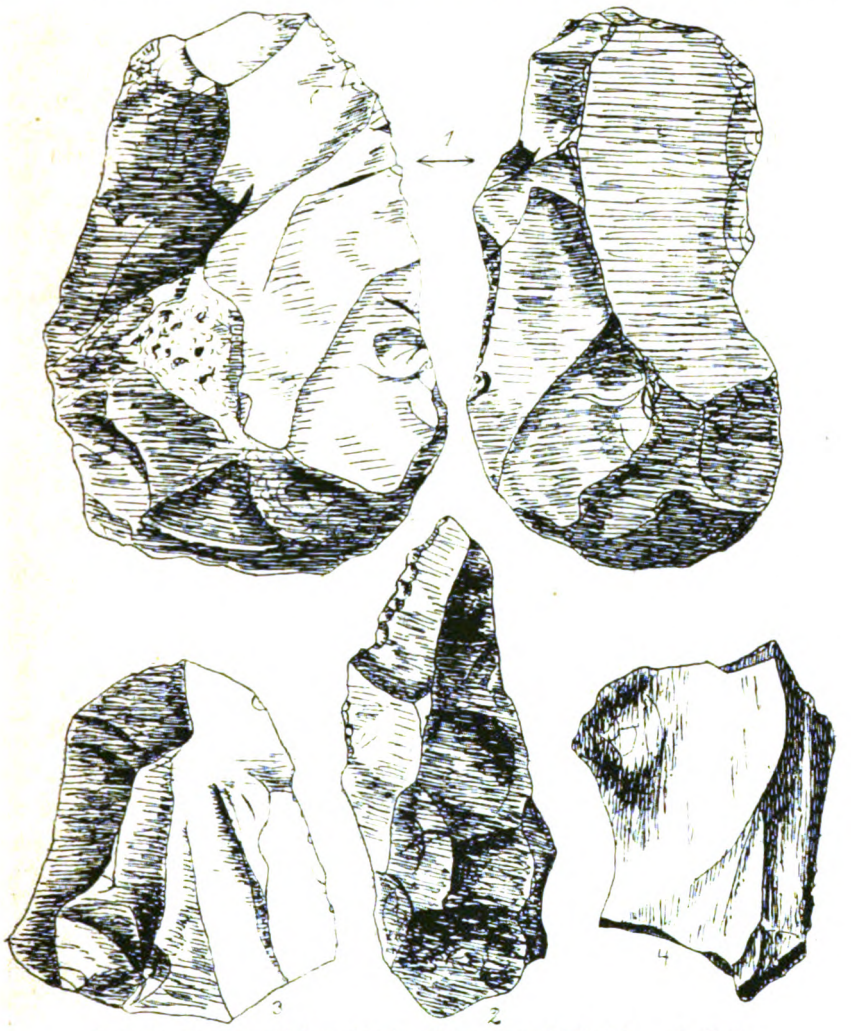


Abb. 1—4. Feuersteingeräte der Wangener Stufe (3/4 nat. Gr.).

geschaffen wurde. Im übrigen trägt der 10 cm lange, gelblich braune Feuersteinknollen noch großenteils die ursprüngliche Kruste. Die dick-klobige Beschaffenheit des Stückes, seine spärliche, grobe Bearbeitung verleihen ihm ein außerordentlich altertümliches, primitives Gepräge. Von ähnlichem Typus ist ein zweites Artefakt (Abb. 2), das man als spitzlänglichen Faustel

Digitized by Google

bezeichnen könnte. Es ist ebenfalls durch Abschlagen weniger grober Späne aus einem Feuersteinknollen gefertigt und paßt gut in die Hand. Die übrigen Artefakte sind in der Hauptsache mehr oder weniger bearbeitete Abschläge, und zwar sind Krustenabsplisse verhältnismäßig zahlreich vertreten. Als Werkzeug verwendete Krustenabschläge sind überhaupt in dem Wangener Formenkreis sehr viel häufiger als das bei allen jüngeren Kulturen der Fall ist. Die anderen Stücke lassen aus der Anordnung der Vorabschläge, d. h. der Ablösungsflächen der vorher abgeschlagenen Späne, erkennen, daß man den Kernstein fast nach jedem neuen Schlag etwas drehte. Man schuf sich also nicht wie in späteren Zeiten erst eine breite, ebene Schlagfläche, auf die man dann alle weiteren Schläge immer in derselben Schlagrichtung ausführte, sondern man schlug, — ich möchte fast sagen, wahllos — bald in dieser, bald in jener Richtung. Man suchte nicht Absplisse von bestimmter Form zu erreichen, sondern man war froh, wenn überhaupt größere scharfkantige Abschläge beliebiger Form absprangen. Auch werden bei der unrationellen Arbeitsweise immer nur wenige Absplisse von einem Kernstein gewonnen sein. Sehr wichtig ist es, daß schmale klingenförmige Abschläge noch fehlen, daß vielmehr größere Breite und Dicke bei allen Stücken sich findet. Sehr wichtig in typologischer Hinsicht ist die Tatsache, daß man meist als Schlagbasis die rohe Kruste des Feuersteins findet, daß also die Technik des „Köpfens" der Silexknollen nicht, es sei denn zufällig angewandt wurde. Unter den Wangener Abschlägen lassen sich im großen ganzen drei Gruppen hervorheben: spitze, längliche und runde Formen. Die Spitzen sind in Wangen relativ zahlreich vertreten und sind zum Teil als Handspitzen zu bezeichnen. Die eine derselben (Abb. 5) zeigt auf der Oberseite eine durch 4 kurze breite Abschläge erzielte Flächenretusche, die zugleich eine scharfe Schneidekante an der einen Längsseite mit sich brachte. Besonders interessant ist eine aus einem dicken prismatischen Abschlag gewonnene Spitze (Abb. 6), deren eine Kante durch relativ sorgfältige Stufenretusche zurückgedengelt ist. Dadurch gewinnt diese Spitze ein von den meist gröberen übrigen Werkzeugen abstechendes zierliches Aussehen. Da zudem die Dengelung nur nach der Oberseite erfolgt ist, so könnte man „rein typologisch" das Stück als eine Moustérienhandspitze bezeichnen, ein Zeichen dafür, wie wenig zuverlässig eine Altersdatierung auf typologischem Wege wenigstens heute noch ist. Wenn auch die typologische Zugehörigkeit zur Wangener Kultur durch die aus einer Krustenfläche dargestellte Schlagbasis bei dieser Handspitze sich zeigt, so ist doch zu betonen, daß dieses Merkmal nicht bei allen Handspitzen vorhanden ist. Die Handspitze wurde aus frisch herabgestürztem Kies direkt am Fuße der Kieswand entnommen, auch weist der „Wasserschliff" und die geringe Bleichung auf Lagerung im Kies hin. Eine weitere Handspitze (Abb. 9) ist 7 cm lang, weniger sorgfältig gedengelt und stark gebleicht. Sie wurde der Kieswand 70 cm über der Basis entnommen. Es wäre grundverfehlt, wenn man aus der stärkeren Patina und der zufällig weniger sorgfältigen

Digitized by Google

Bearbeitung auf ein höheres Alter schließen wollte, wie man es in Frankreich gewohnt ist. So betont Mortillet die Wichtigkeit der Patina für die nachträgliche Einreihung von Werkzeugen in Horizonte. Er schreibt über die

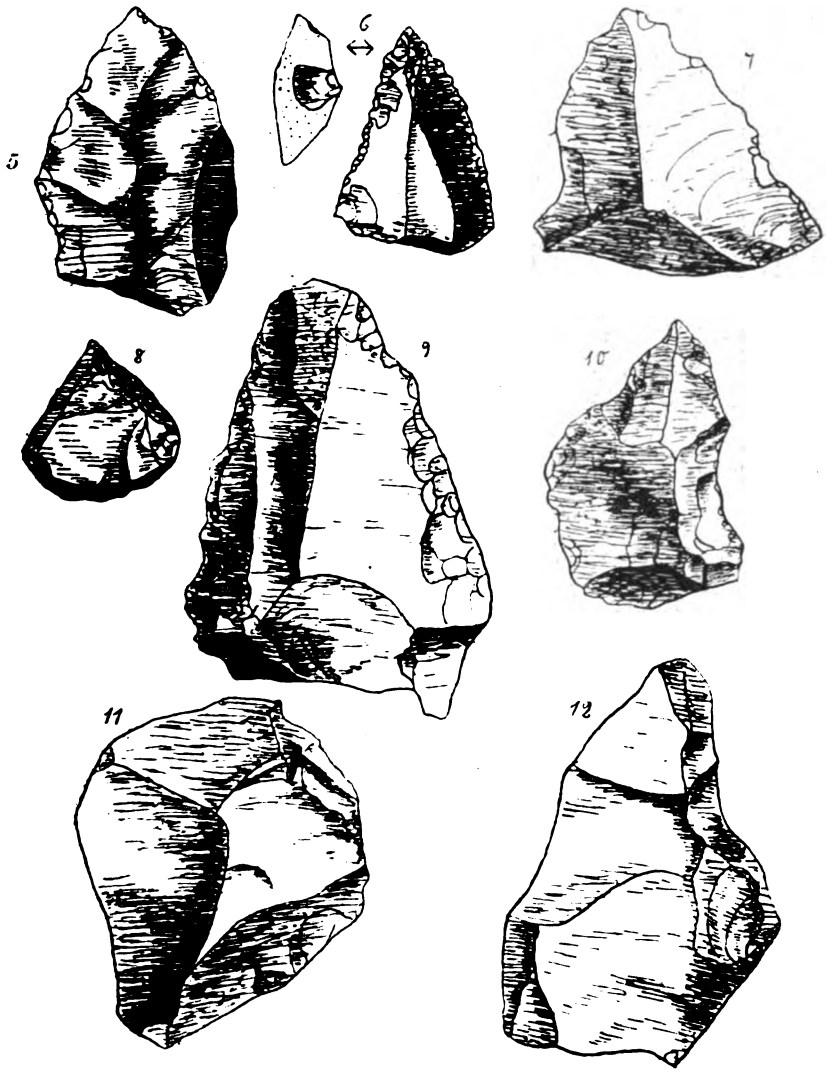


Abb. 5—12. Feuersteingeräte der Wangener Stufe (3/4 nat. Gr.).

Patina[1]): „So war es in St. Acheul selten, sehr selten, daß man die geschlagenen Feuersteine selbst fand. Man kaufte sie bei den Arbeitern. Dank der Patina, die in den einzelnen Horizonten wechselte, konnte

[1]) H. et A. de Mortillet, „Le préhistorique". 3. Auflage. Paris 1900. S. 151.

Digitized by Google

man sich über die Stelle, von der sie stammten, Rechenschaft geben." Wie verfänglich eine derartige Methode werden kann, braucht wohl kaum betont zu werden. Haben doch die Jakobschen Ausführungen[1]) über Markkleeberg dies zur Genüge gezeigt. Jedenfalls ist der Wechsel in der

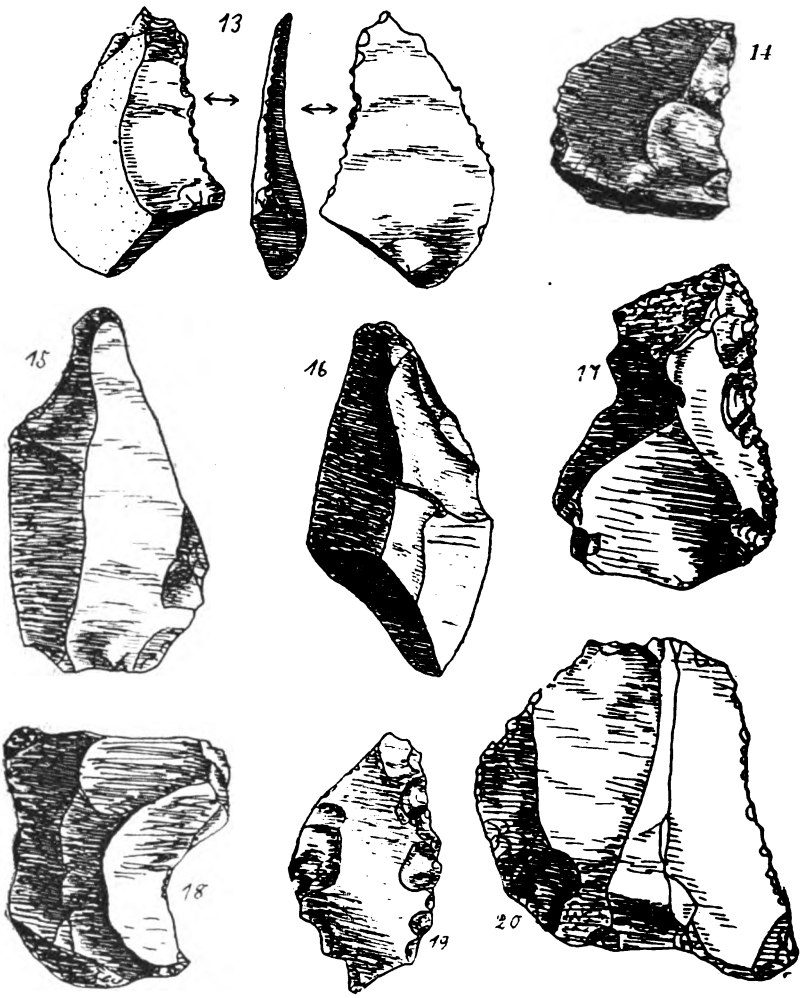


Abb. 13—20. Feuersteingerät der Wangener Stufe (3/4 nat. Gr.).

Patina bei den Feuersteinen, die der Wangener Fundschicht entstammen, ein außerordentlich großer. Neben starker milchiger Patina findet sich rötliche und gelbliche, doch kann solche auch fast ganz fehlen. In erster Linie ist hierfür die verschiedene Eignung des Feuersteins, vor allem der

[1]) K. H. Jacob und C. Gäbert, Die altsteinzeitliche Fundstelle Markkleeberg. Leipzig 1914.

Digitized by Google

wechselnde Kalkgehalt verantwortlich zu machen. Dann aber kann auch das Material der umlagernden Gerölle mitspielen. Auch brauchen ja einzelne Stücke nicht sofort in den Kies geraten zu sein, sondern können vorher im Humus gelegen haben. Jedenfalls zeigt eine Gliederung der direkt der Wand entnommenen 15 Werkzeuge nach ihrer Höhenlage über der Kiesbasis weder bezüglich der Patina noch hinsichtlich der typologischen „Entwicklung" irgendwelche Reihenbildung. Höchstens ist zu erwähnen, daß das eine Artefakt, das etwa 1 m über der Kiesoberkante im sandigen, kurz nach der Kiesbildung entstandenen Gehängeschutt sich fand, — es handelt sich um einen groben, kaum benutzten Abschlag mit starker rötlicher Patina — keinen „Wasserschliff" aufweist. Diese Tatsache zeigt, daß auch die nicht direkt der Kieswand entnommenen, zum allergrößten Teile „Wasserschliff" aufweisenden Stücke doch aus dem Kies stammen müssen. Neben den Spitzen sind längliche, jedoch immerhin noch ziemlich breite Abschläge mit geraden Schneidekanten häufig (Abb. 17—20). Gebrauchsspuren sind häufig vorhanden. Bei einigen Stücken sind die Kanten nach Art der Hohlschaber ausgebuchtet. Ein kleiner prismatischer Abschlag (Abb. 13), an dessen Ende eine kurze Bohrerspitze herausgearbeitet ist, zeigt sägeartig gezahnte Schneiden. Im übrigen scheinen jedoch längliche Abschläge zum Schneiden, also als Messer benutzt worden zu sein. Eine schon scharf umgrenzte Gruppe bilden die dicken Abschläge mit rundlicher Umrandung (Abb. 21—23). Diese Rundschaber, den französischen „kleinen Diskusgeräten" entsprechend, sind aus einem scheibenförmigen Abschlag von rund 1,5 cm Dicke hergestellt, in einem Fall (Abb. 21) aus einem ersten Krustenabschlag. Sie zeigen als Schlagfläche durchweg noch die natürliche Kruste. Die Rundung ist durch grobe flächenhafte mehr oder weniger steile Randabschläge erreicht. Der Durchmesser beträgt etwa 4 cm. Diesen Rundschabern reihen sich kurze, fast quadratische dicke Abschläge an von fast gleicher Dicke und gleichem Durchmesser (Abb. 24—25). An sonstigen Stücken seien noch erwähnt ein bogenförmiger Schaber (Abb. 19) mit starker Dengelung, ein Kernstein aus recht schlechtem Feuersteinmaterial, sowie einige grobe über 6 cm lange Abschläge mit besonders schönem Schlagkegel. Wenn auch damit keineswegs der große Formenreichtum dieser primitiven Kultur erschöpft ist, so dürfte doch damit das Wesentliche dieser Kultur behandelt sein. Wir müssen ja gerade bei primitiven Kulturen besonders zahlreich Werkzeugformen vorfinden, die weniger dem Willen des Menschen als — wenn der Ausdruck erlaubt ist — dem Willen des Materials entsprechen. Nur so wird der große Formenreichtum der Wangener Kultur verständlich. Je primitiver die Technik war, um so mehr war der Zufall für die Formen bestimmend. Wenn wir bedenken, daß die Geräte der primitivsten Kulturstufe mit äußerst wenig Übung, Erfahrung und Kunstkniffen hergestellt wurden, daß sie infolgedessen auch die einfachst möglichen Formen darstellen, dann wird es uns nicht wunderbar erscheinen, daß diese oder jene Form urplötzlich in jüngeren Kulturen wieder

Digitized by Google

auftauchen kann, daß also gewissermaßen kulturelle Konvergenzen gerade bei diesen einfachen Formen erscheinen. Und wer als Kulturmensch des 20. Jahrhunderts zum ersten Male Feuersteinwerkzeuge zu schlagen versucht, der wird

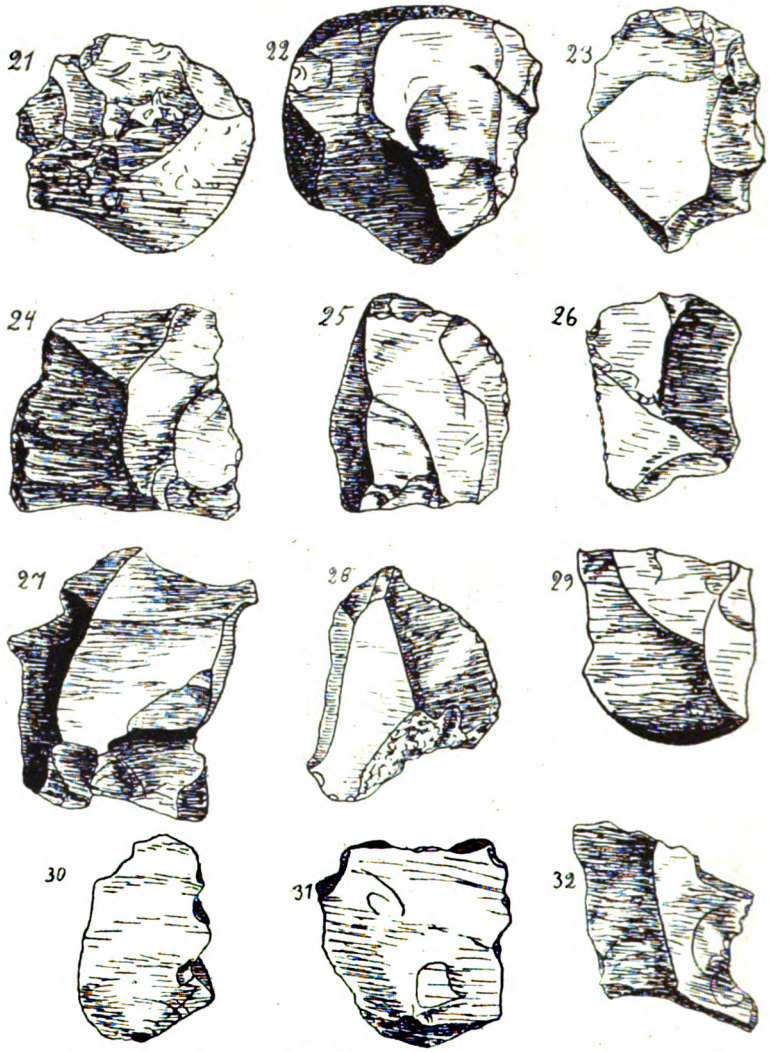


Abb. 21—32. Feuersteingeräte der Wangener Stufe (3/4 nat. Gr.).

vielleicht zu seinem Erstaunen bemerken, daß keine „neolithischen" Klingen abspringen, sondern breite grobe Absplisse, ganz so wie sie uns aus der Kultur von Wangen auch vorliegen. Er wird sie aber auch in Rabutz in viel jüngeren Ablagerungen und noch weit jünger in neolithischen Feuersteinschlagstätten finden. Wir sehen also: Je primitiver die Kultur, um so schlechter die typo-

Digitized by Google

logische Fixierungsmöglichkeit, um so wichtiger infolgedessen die Prüfung der geologischen Verhältnisse.

Fassen wir kurz nochmals das in Wangen vorliegende Werkzeugmaterial zusammen, so können wir als erste Typen bereits Faustkeil, Handspitze, Längsschaber, Rundschaber und Abschläge mit Schneidekanten hervorheben. Gleichwohl scheinen alle Artefakte mehr oder weniger als Universalinstrumente gebraucht worden zu sein. Der Faustkeil spielte keineswegs die überwältigende Rolle, die ihm vielfach zugeschrieben wird, wenn auch das vorliegende Material keine allzuweit reichenden Schlüsse erlaubt. Die Statistik der französischen Funde vernachlässigt viel zu sehr die Tatsache, daß von Kiesgrubenarbeitern, auf die man sich in Frankreich vielfach verläßt, nur die großen augenfälligen Faustkeile gesammelt werden, während die sogenannte „Klein- oder Begleitindustrie" verloren geht. Als Unterscheidungsmerkmale der Wangener Kultur gegenüber jüngeren Kulturen ist vor allem das Fehlen von längeren Klingen, von dünnen Abschlägen, sowie die Häufigkeit von zu Werkzeugen hergerichteten Krustenabsplissen und „nichtgeköpfter" Absplisse. Absolute Gültigkeit besitzt jedoch keines dieser Merkmale. Alle treten vereinzelt hier und da in jüngeren Kulturen gelegentlich wieder auf.

Auf Grund des nicht unbeträchtlichen Formenreichtums und des geologisch eindeutig bestimmbaren Alters halten wir es für berechtigt, die Wangener Kulturstufe als selbständige Stufe der älteren Steinzeit aufzustellen. Hierbei soll jedoch die Wangener Stufe nicht bloß eine Zusammenfassung von Werkzeugtypen sein, sondern zugleich ein geologisch eng begrenzter Zeitraum. Zur Wangener Stufe sind also alle menschlichen Kulturüberreste zu rechnen, die sich geologisch in die 1. Hälfte der 1. Zwischeneiszeit eingliedern lassen, und zugleich archäologisch dem gleichen Kulturkreis wie die Geräte von Wangen angehören. Die Kulturstufe von Wangen ist die älteste Kulturstufe der Menschheit. Für Deutschland ist Wangen die einzige Fundstelle dieser Stufe, wenn nicht der Unterkiefer von Mauer ebenfalls hierher gehört, was durch die dortigen Terrassenverhältnisse bis zu einem gewissen Grade wahrscheinlich gemacht wird. Wieviel von dem Prächelléen und Frühchelléen der Franzosen zur Wangener Stufe gehört, läßt sich schwer entscheiden, da die geologischen Untersuchungen dort großenteils unbefriedigend sind. Stellt man doch in Frankreich diese Kulturen immer noch in die letzte Zwischeneiszeit. Da die erwähnten französischen Kulturkreise zeitlich kaum begrenzt sind und auch sicher — entsprechend den rein typologischen französischen Methoden — zeitlich ungleichartiges Material vereinigen, so ist es von vornherein abzulehnen, die Wangener Stufe mit irgendeiner französischen Stufe gleichzusetzen.

Die nächstjüngeren Funde Mitteldeutschlands gehören bereits der zweiten Hälfte der 1. Zwischeneiszeit an, der Zeit also, in der die Saale- und Salzehauptterrasse und im Unstruttal die Körbisdorfer Terrasse aufgeschüttet

Digitized by Google

wurden. In dieſe Zeit gehören die Funde von Wettin, Köchſtedt, Marktkleeberg und Hundisburg. Während die beiden letztgenannten Fundorte ſchon ſeit langem bekannt ſind, wurden die Fundſtellen von Wettin und Köchſtedt erſt vor zwei Jahren, alſo faſt gleichzeitig wie die von Wangen, von den Verfaſſern entdeckt. Beide Stellen gehören der Salzkehauptterraſſe an und ſind

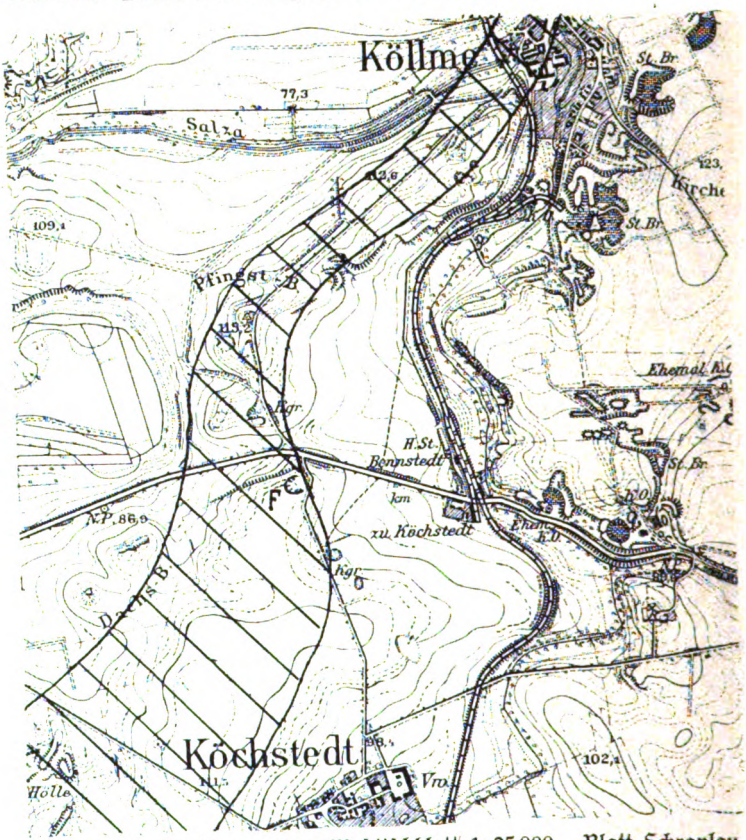


Fig. 7. Ausſchnitt aus dem Meßtiſchblatt 1:25000. Blatt Schraplau.

Salzketal der 1. Zwiſcheneiszeit. F = Fundſtelle.

daher in gewiſſem Sinne gleichaltrig, wenn man auch dieſen Begriff nicht zu eng faſſen darf. Vollzieht ſich doch die Bildung einer Terraſſe niemals ſo, daß der Fluß die Aue gleichzeitig in ihrer geſamten Breite einnimmt und aufſchüttet. Wie man heute noch in jedem Tal beobachten kann, pendelt vielmehr der Fluß in relativ ſchmaler Rinne in der Aue hin und her, hier aufſchüttend, dort ſeitlich erodierend, und verändert ſo langſam aber ſtändig ſein Bett, das er bei Hochwaſſer plötzlich weit verlegen kann. So können viele Jahrhunderte,

Digitized by Google

vielleicht Jahrtausende vergehen, ehe die Aufschüttung einer Terrasse durch neu einsetzende Tiefenerosion beendet wird. Wir fassen die ganze Dauer der Bildung einer Terrasse als Einheit auf. Aus diesem Grund besteht zwar zwischen den Kiesen von Köchstedt und von Wettin sicher ein gewisser Altersunterschied, über dessen absolute Größe läßt sich aber nichts aussagen. Das Verbindende zwischen ihnen bleibt jedenfalls die Terrasse, die außerordentlich gut ausgebildet ist. Sie läßt sich bereits aus der Gegend von Querfurt über Oberröblingen, Köchstedt, Salzmünde, Wettin bis unterhalb Rothenburg verfolgen. Von Salzmünde ab verläuft sie im wesentlichen im heutigen Saaletal, das sie nur zwischen Wettin und Dobis verläßt, um hier am Ostfuß des Schweizerlings und der Lowitzer Berge vorbei zu fließen. Die Schotter sind an zahlreichen Stellen aufgeschlossen und seit langem durch das häufige Vorkommen von Corbicula fluminalis bekannt, die im Salzketal auch schon in der oberen Ter-

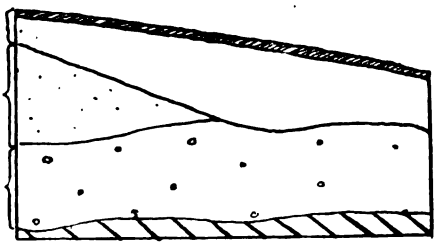


Fig. 8. Profil der Kiesgrube von Köchstedt.

rasse der 1. Zwischeneiszeit von Wüst nachgewiesen wurde. Corbicula fluminalis wird vor allem in der Artefaktfundstelle von Köchstedt wie auch in den benachbarten Kiesgruben sehr oft angetroffen. Außerdem kennt man von hier an Conchylien: Succinea oblonga, S. Schumacheri, Limnaea ovata, Bithynia tentaculata, Pupa muscorum, Helix striata. Von Säugetierresten ließen sich Stoßzahnfragmente von Elephas primigenius bestimmen. Vielleicht gehören auch die von Wüst aus der Gegend von Bahnhof Teutschental angeführten Reste von Elephas trogontherii und Rhinoceros Merckii hierher. Die Kiesgrube, die bisher allein [1]) paläolithische Werkzeuge geliefert hat, liegt südlich der Bennstedt-Langenbogener Chaussee an der Stelle, wo die Straße nach Köchstedt abzweigt (Fig. 1, 7 u. 8). In der Kiesgrube sind über tertiären Feinsanden die interglazialen Salzkekiese in 1—$1^1/_2$ m Mächtigkeit aufgeschlossen.

[1]) Die Artefaktnatur der von Spengler kürzlich in den Teutschentaler Kiesgruben gefundenen und von O. Hauser veröffentlichten Stücke muß wohl gänzlich abgelehnt werden.

Digitized by Google

Darüber folgen ohne scharfe Grenze sehr unregelmäßig geschichtete, sandige glaziale Kiese ohne Fossilreste und dann am West- und Nordstoß der Grube fossilfreier Löß. Die glazialen Sande entsprechen der zweiten Eiszeit, deren

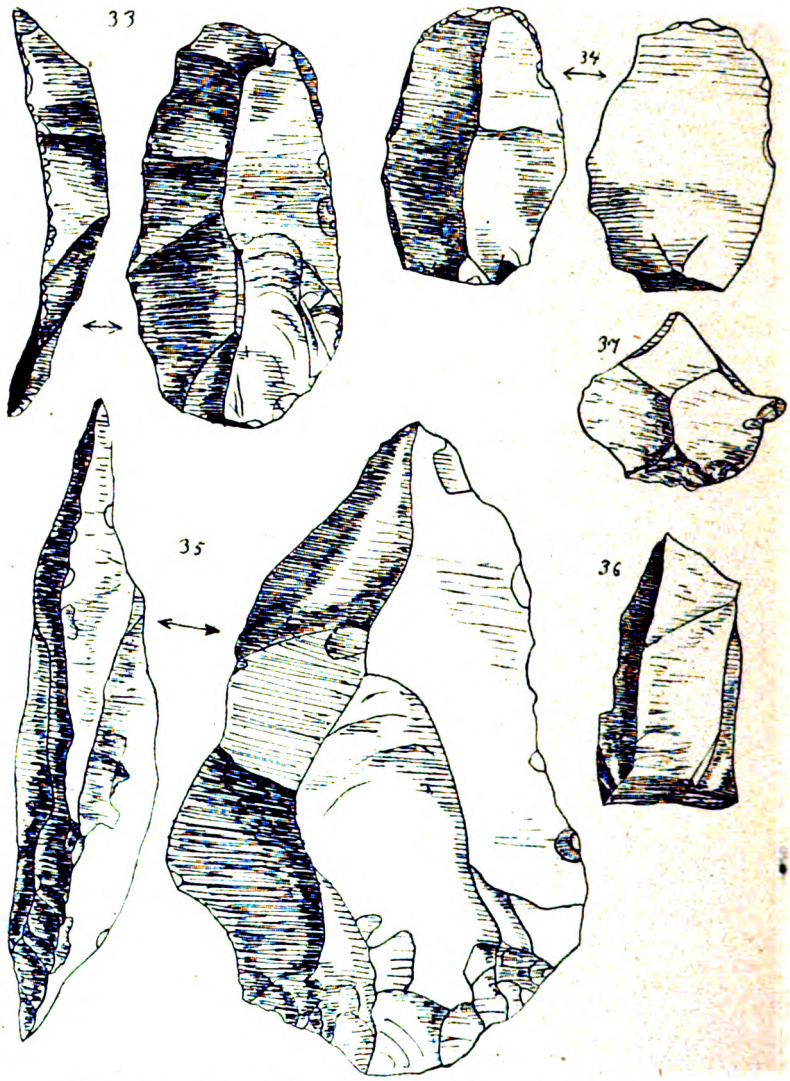


Abb. 33—37. Feuersteingeräte der Wettiner Stufe (3/4 nat. Gr.).
33—34. Fundort: Köchstedt.
35—37. „ Wettin.

sonstige Ablagerungen offenbar in der letzten Zwischeneiszeit wieder abgetragen wurden, so daß sich der Löß der letzten Eiszeit unmittelbar auf die glazialen und z. T. auch auf die interglazialen Kiese auflagern konnte. Aus den

Digitized by Google

interglazialen Kiesen am Westrand der Kiesgrube stammen die zwei auf Seite 20 abgebildeten klingenförmigen Abschläge, die beide nahe beieinander der anstehenden Kieswand entnommen werden konnten. Die größere, 7 cm lange prismatische Klinge (siehe Abb. 33) ist an den Kanten etwas abgerollt. Dadurch daß einige Vorabschläge quer zum Hauptabschlag liegen, weist das Stück einen krummlinig verlaufenden Grat auf. An der Basis ist der Querschnitt sehr flach, in der Mitte dagegen dreieckig. Ein alter Vorabschlag an dem Ende der einen Kante täuscht beinahe einen Eckstichel vor. Die ganze Klinge

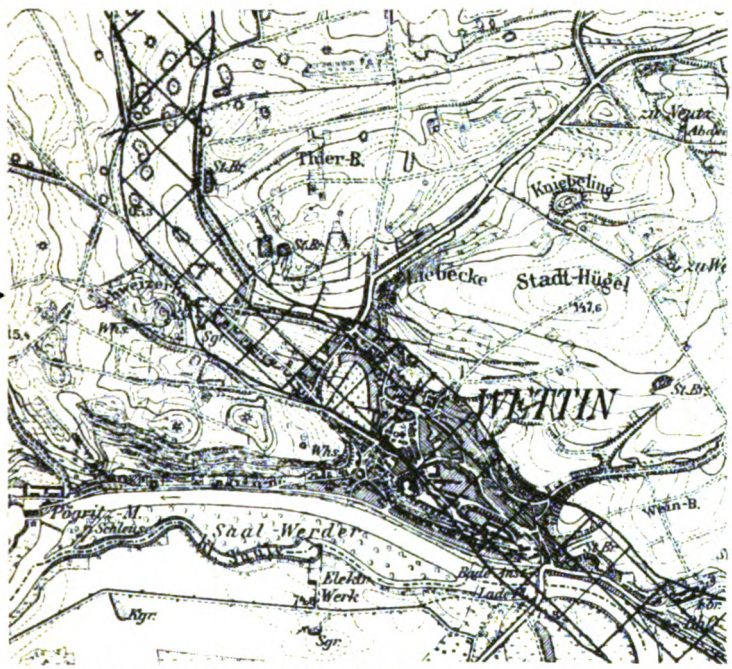


Fig. 9. Ausschnitt aus dem Meßtischblatt 1:25000. Blatt Wettin.
Salzketal der 1. Zwischeneiszeit. F = Fundstelle.

ist in der Schlagrichtung leicht gewölbt. Beide Kanten tragen Benutzungsspuren. Das schwach durchscheinende Stück zeigt eine weißlich graue Patina. Der andere nur 4,7 cm lange Abschlag läßt zwei gleichgerichtete deutliche Vorabschläge erkennen, zwischen denen ein scharfer Mittelgrat verläuft. Das Stück ist ziemlich flach, nur an der Basis etwas dicker. Die Patina ist gelblich braun. Die ungünstigen Aufschlußverhältnisse erschwerten bisher das Auffinden weiteren Materials.

Die zweite Paläolithfundstelle der Salzkehauptterrasse ist die am Fuß des Schweizerlings gelegene städtische Kiesgrube von Wettin (früher: Elstes Kiesgrube) (siehe Fig. 9—11). Die Salzteschotter sind hier 4,50 m

Digitized by Google

mächtig, in ihren unteren Lagen ziemlich kleinkörnig bis sandig und enthalten in ihrer oberen Hälfte eine tonige Bank, die teilweise zerstört ist, teilweise aber bis auf 20—30 cm Mächtigkeit anschwellen kann. Über dem Kies liegen 30—120 cm mächtige Feinsande, die in ihren oberen Lagen fein gebändert sind. Darüber folgt durchschnittlich 30—50 cm mächtiger Gehängeschutt mit Geschiebelehmmaterial, überdeckt von roten eisenschüssigen Sanden. Diese Sande greifen stellenweise in schmalen Rinnen in den Gehängeschutt ein. Eine kaum 30 cm mächtige Decke von Gehängelöß, die an ihrer Oberkante verlehmt und schließlich von Schwarzerde überlagert ist, bildet das Hangende. Ergänzt wird dieses Profil durch die Schichtenfolge, die rund 700 m östlich

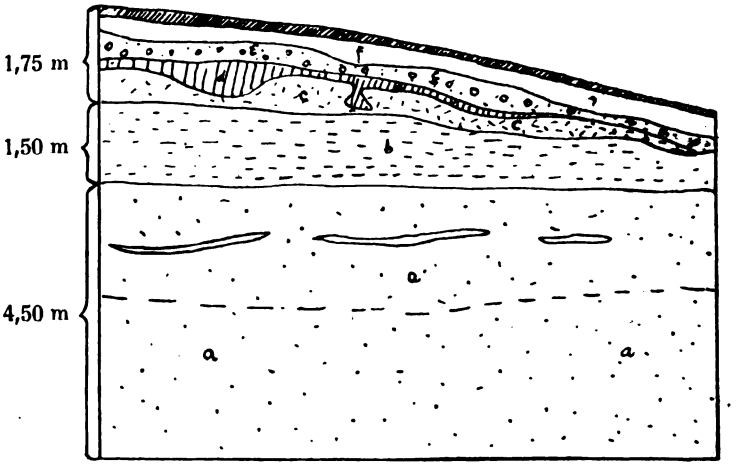


Fig. 10. Profil der Kiesgrube am Schweizerling bei Wettin.

Salzkeschotter mit dünnem Tonband, in der unteren Hälfte sandig. | Feinsand. | Gehängeschutt aus Geschiebemergelmaterial. | Rötlicher Feinsand. | Gehängeschutt mit viel Porphyrgrus. | Gehängelöß mit Humusdecke.

an der anderen Talseite in der Bornschen Gärtnerei angeschlossen ist. Hier liegen auf demselben Salzkeschotter zunächst 1—1 ½ m lehmiger Sand und Kies, darüber ein 10 cm mächtiger Bänderton, 2 m mächtiger Geschiebelehm und dann glazialer Sand und Kies von wechselnder Mächtigkeit. Alle diese über dem Salzkeschotter genannten Schichten sind Ablagerungen der zweiten Eiszeit. Sie werden diskordant überlagert von streifig-sandigem Gehängelöß und schließlich von reinem Löß, die beide nach dem Tal zu an Mächtigkeit rasch zunehmen.

Die Kiesgrube am Schweizerling hat durch ihren Fossilreichtum bereits seit Jahren eine lokale Berühmtheit erlangt. Conchylienreste sind freilich im Kies selbst verhältnismäßig selten. Wüst stellte früher das Vorhandensein

Digitized by Google

eines Schalenbruchstückes von Corbicula fluminalis fest. Wir konnten in der oberen Hälfte der Schotter, insbesondere aber aus der Tonbank folgende Conchylien sammeln: Pupa muscorum, P. columella, P. genesii, Succinea Schumacheri und Helix sp. Säugetierknochen finden sich sehr zahlreich in den gleichen Lagen. Die Conchylien wie auch die Säugetiere weisen bereits auf kühleres Klima hin. Häufig sind vor allem Reste von Elephas primigenius, Rhinoceros tichorhinus und Equus sp. Seltener ist Bison priscus. Aus der Oberkante der Schotter, unmittelbar an der Grenze gegen den Feinsand,

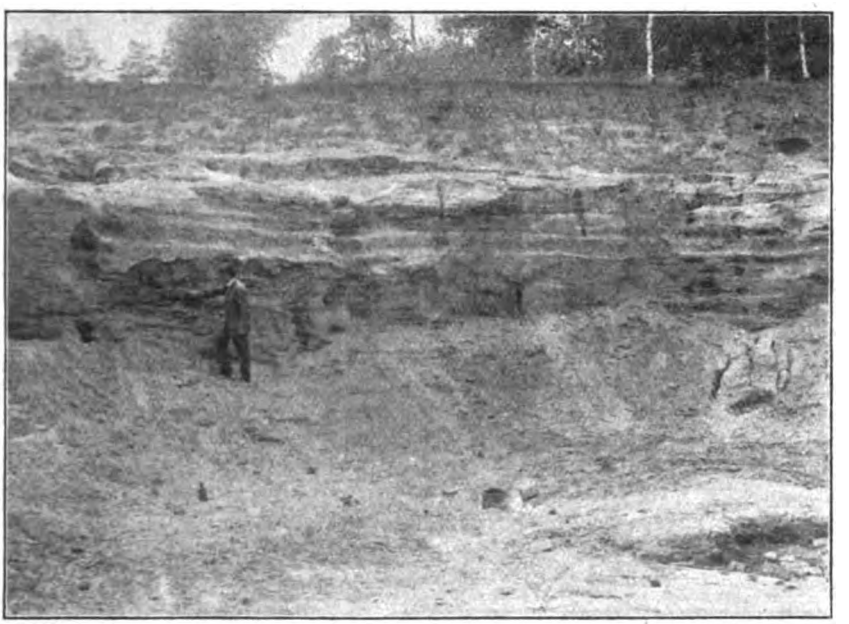


Fig. 11. Kiesgrube am Schweizerling bei Wettin.

konnte von uns der Schädel eines männlichen Ovibos moschatus geborgen werden. Dicht daneben fand sich in gleicher Höhe ein Beckenknochen von Rhinoceros tichorhinus. Die Häufigkeit von Knochenresten der genannten großen Säugetiere gerade an dieser Stelle geht zweifellos auf den Einfluß des Diluvialmenschen zurück. Lag doch nur wenige Meter entfernt das steil ansteigende Ufer mit der isoliert aufragenden Porphyrkuppe des Schweizerlings, während weiter talaufwärts aus breiter Auenfläche allmählich die flachen Uferhänge anstiegen. Vielleicht, daß er hier dem zur Tränke eilenden Wild nachstellte und zugleich vor dem gefürchteten Großwild zwischen den schwerzugänglichen zerklüfteten Porphyrfelsen Schutz suchte.

In der Kiesgrube fanden die Verfasser dicht vor der Kieswand einen außerordentlich gut gearbeiteten, spitzmandelförmigen Faustkeil (Abb. 35)

Digitized by Google

von 11 cm Länge, 7 cm Breite und 3 cm Dicke. Er ist aus einem großen, breitflachen Abschlag hergestellt, dem man durch kleinere, flache Abschläge vom Rand her eine handliche Form verlieh. Dies ist jedoch nur auf der Vorderseite an der Basis geschehen, während man auf der Rückseite lediglich den Schlagbuckel durch einige kurze, kräftige Schläge zu verflachen gesucht hat, ohne daß es völlig geglückt wäre. Im übrigen hatten schon die ersten groben Abschläge dem Stück eine normale Faustkeilform mit scharfen Kanten gegeben, so daß sich eine allseitige Bearbeitung erübrigte. Es scheint auf die Spitze weniger Wert gelegt worden zu sein als auf die sorgfältig zugeschärfte Basiskante. Der Faustkeil zeigt eine graue bis milchigweiße Patina. Der Kieswand selbst entstammt ein kleiner Kernstein (Abb. 36) von dunklem Feuerstein. Die Einbettung in einer feinsandigen Lehmschmitze hat bewirkt, daß sowohl die Kanten noch außerordentlich scharf sind als auch sonst von einer Patina relativ wenig zu merken ist. Das Stück, das von uns persönlich aus der Lehmschmitze entnommen wurde, zeigt zugleich, wie wenig das Fehlen einer Patina als Alterskriterium benutzt werden kann. Auch rein typologisch ist der Kernstein sehr bemerkenswert. Man hat bei ihm zunächst eine ebene Schlagfläche geschaffen und dann von dieser Fläche aus rund herum lange und z. T. recht schmale klingenförmige Abschläge abgetrennt; man hat also bereits das „Köpfen" der Feuersteinknollen als zweckmäßig erkannt. Erst der letzte Schlag ist quer zur Längsachse des Stückes ausgeführt. Diese Art der Feuersteintechnik, die für die ganze Kulturstufe bezeichnend ist, bedeutet einen wesentlichen Fortschritt gegenüber der Wangener Kulturstufe. Kam es hier im wesentlichen nur darauf an, überhaupt scharfkantige oder spitze Feuersteinsplitter zu erhalten, so legte der Mensch der Wettiner Stufe bereits beim Abschlagen Gewicht auf eine gute, von vornherein beabsichtigte Form des Stückes. Es verrät sich bei ihm eine durch langjährige Überlieferung und Übung erlangte Geschicklichkeit im Schlagen der Feuersteingeräte. Schließlich sei noch ein nicht benutzter, kleiner Abschlag, der ebenfalls aus der anstehenden Kieswand herausgezogen werden konnte, erwähnt. Wenn auch die Kiesgruben von Wettin und Köchstedt bisher nur wenig Artefakte geliefert haben, so dürfte doch durch diese die Wettiner Kulturstufe wesentlich charakterisiert sein. Ihre Leitformen sind in dem flachen Faustkeil und den großen Klingen gegeben.

Wenn wir als zweite Kulturstufe die Stufe von Wettin einführen, so geschieht dies aus folgenden Gründen: Erstens ist eine völlig eindeutige geologische Altersbestimmung möglich. Zweitens lagern die Funde in einer weithin verfolgbaren Terrasse, die eine unmittelbare Vergleichung mit den Fundstellen von Wangen und Weimar durch eine rein terrassenmäßige Untersuchung zuläßt. Drittens ist eine reichhaltige Fauna bekannt, die klimatisch auf der einen Seite durch Corbicula fluminalis auf der anderen durch Ovibos moschatus begrenzt wird. Viertens gestattet das Vorkommen von Corbicula fluminalis, die als Leitfossil für das 1. Interglazial gelten muß, eine Ver-

Digitized by Google

gleichung mit französischen und englischen Fundstellen. Fünftens tragen die meisten der gefundenen Artefakte den Charakter wichtiger Leittypen. Sechstens ist gerade der Wettiner Faustkeil am ehesten von allen deutschen Faustkeilen mit französischen Stücken zu parallelisieren. Man könnte noch den Einwand machen, daß Köchstedt und Wettin zwei verschiedenen Kulturstufen angehörten, zumal sie zeitlich etwas verschieden wären. Dem ist entgegenzuhalten, daß es bei den wenigen vorliegenden Stücken bis jetzt unmöglich ist, typologische Unterschiede zwischen beiden Fundorten festzustellen. Auch auf dem Umweg über andere Fundstellen läßt sich das nicht ermöglichen. Die zeitlichen Unterschiede, die man auf Grund der Faunenverschiedenheit annehmen kann, dürfen nicht überschätzt werden. Findet sich doch z. B. in den gleichaltrigen Unstrutschottern von Körbisdorf Renntier und Corbicula fluminalis dicht nebeneinander im Kies.

Vielfach umstritten ist das Alter der Fundstelle von Markkleeberg, und zwar sowohl in geologischer wie in archäologischer Hinsicht. Das erklärt sich einmal aus den nicht so scharf feststellbaren geologischen Verhältnissen, andererseits aus der offenkundigen Unzulänglichkeit des französischen Schemas. Rein geologisch läßt sich folgendes feststellen: Das Relief des unteren Elstertales ist weniger bewegt als das des Saaletals. Die Terrassenverhältnisse sind infolgedessen nicht ganz leicht überschaubar. So liegt die artefaktführende Schotterterrasse nur einige Meter über der Elster-Pleißeaue, was aus der Diluvialgeschichte des Elstertals verständlich wird. Trotzdem entspricht diese Terrasse zweifellos der Saalehauptterrasse resp. der Salzkehauptterrasse, wie das bereits Gäbert nachgewiesen hat. Die Bewertung des klimatischen Charakters des Kieses ist jedoch recht schwankend. E. Werth hat auf Grund der spärlichen Markkleeberger Fauna — Elephas primigenius, Rhinoceros tichorhinus und Equus sp. —, sowie auf Grund von „Geschiebemergeleinlagerungen" im Kies auf hochglaziales Alter geschlossen. Werth sagt wörtlich: „Der Markkleeberger Paläolithiker war ein wirklicher Eiszeitmensch, dem das nordische Inlandeis in dem Flintreichtum seiner Moränen oder fluviglazialen Ablagerungen ein wertvolles, dauernd sich ergänzendes Geschenk brachte, das seinem interglazialen Vorgänger oder Nachfolger von den rein einheimischen Schottern in keiner zur Waffen- und Werkzeugherstellung so geeigneten Gesteinsart geboten werden konnte [1])". Diese extreme Auffassung ist im höchsten Grade unwahrscheinlich. Wie soll der Mensch auf so niedriger Kulturstufe der Kälte getrotzt haben, woher seine Nahrung bezogen haben! Man denkt hierbei so gern an den Eskimo und vergißt dabei doch, daß dieser dank seiner hohen oder wenigstens hoch spezialisierten Kultur, dank der unerschöpflichen Nahrungsquelle des Meeres die Schwierigkeiten überwinden konnte, denen der Mensch

[1]) E. Werth, Das Diluvium der Umgebung von Leipzig mit besonderer Berücksichtigung der Paläolithfundstelle von Markkleeberg. Zeitschr. d. deutsch. geol. Gesellsch. 1915.

Digitized by Google

der älteren Steinzeit im Binnenland machtlos gegenüberstand. Aber sind wir denn überhaupt auf Grund der geologischen Verhältnisse zu so gewagten Annahmen gezwungen? Der von E. Werth behauptete Geschiebemergelcharakter gewisser Einlagerungen ist keineswegs erwiesen, viel eher dürfte man vielleicht von steinigem Flußlehm reden, der in der Nähe von Flußwirbeln häufig unregelmäßige Lagerungsverhältnisse zeigt. Die Säugetierfauna von Markkleeberg ist keineswegs besonders „kalt", kommen doch alle erwähnten Formen auch in Wettin, wie in Hundisburg vor, ja sie sind sogar in der Saale wie auch der Salzkehauptterrasse am häufigsten. Die Seltenheit von Fossilien darf überhaupt nicht klimatisch ausgewertet werden, da die große Kalkarmut aller Elster-Pleißeschotter die Erhaltung der Fossilien meist verhindert hat. Sind doch in den diluvialen Schottern Nordwestsachsens bisher überhaupt noch keine Conchylien gefunden worden. Abgesehen von der Möglichkeit sekundärer Lagerung, die allerdings bei der Häufigkeit der Artefakte ziemlich unwahrscheinlich ist, läßt sich also das Alter der Fundstelle sehr wohl als ausgehende 1. Zwischeneiszeit bestimmen und unmittelbar zu Wettin und Köchstedt in Parallele setzen. Auch die Markkleeberger Artefakte reihen sich zwanglos in den Formenkreis der Wettiner Stufe ein. Die beiden Faustkeile von Markkleeberg sind zwar im einzelnen von dem Wettiner Faustkeil etwas verschieden, doch lassen sich solche Verschiedenheiten unmittelbar auf individuelle Verschiedenheiten des Gesteins wie des Herstellers zurückführen. Gerade im älteren Paläolithikum, wo die Herstellung der Werkzeuge noch nicht in zunftmäßiger Strenge erfolgte, darf man in kleinen Verschiedenheiten nicht immer gleich verschiedene Kulturentwicklungen sehen. Ganz in den Rahmen der Wettiner Stufe fallen jedoch die in Markkleeberg häufigen kräftigen Klingen. Eine Erweiterung des Wettiner Formenkreises wird durch die schönen Markkleeberger Handspitzen gegeben. Es ist durchaus unzulässig, sie als „Halbkeile" von den Faustkeilen abzuleiten, da ja die Handspitzen bereits in der Wangener Stufe reichlich vertreten sind. Niemals vollzog der Faustkeil „seinen Übergang zur Mousticrspitze und zum Mousticrschaber", wie Wiegers meint.

Die am weitesten nach Norden vorgeschobene Fundstelle der Wettiner Stufe ist die Kiesgrube am Schloßpark von Hundisburg. Die Säugetierfauna — Elephas primigenius, Rhinoceros tichorhinus, Equus caballus und Bison priscus — ist mit der von Wettin und Markkleeberg identisch. Wiegers gibt als Profil an: Über tertiären Tonen kiesigen Sand und Geschiebemergel der 1. Vereisung, darüber die artefakt- und fossilführenden Flußkiese, diese überlagert von Kiesen und Geschiebemergeln der 2. und von Löß der 3. Vereisung. Ob es bei dem Geschiebemergel im Liegenden des Kieses sich nicht um fluviatilen Mergel handelt, ist zweifelhaft; es ist jedoch für das Alter des Kieses unwesentlich, ob er von Ablagerungen der 1. Vereisung unterlagert wird oder nicht. Wichtiger ist die Frage, welcher Vereisung der Geschiebemergel im Hangenden angehört. Wenn auch die Grenze der letzten

Digitized by Google

Vereisung in dieser Gegend noch nicht genau bekannt ist, so spricht doch die Überdeckung des Geschiebemergels mit Löß für die Richtigkeit der Wiegerschen Deutung. Terrassenvergleichungen führen hier zu keinem Ergebnis. Damit ist geologisch die Gleichaltrigkeit von Hundisburg mit Wettin und Markkleeberg wahrscheinlich gemacht. Die bisher bekannten Artefakte sind archäologisch weniger gut faßbar. Während der Entdecker der Fundstelle, E. Bracht, diese als Eolithen bezeichnete, stellte R. R. Schmidt ihre Artefaktnatur überhaupt in Frage. Wiegers und Obermaier reihten die Artefakte ins Acheuléen ein, nicht zum wenigsten auf Grund eines von Wiegers abgebildeten „Faustkeils". Wie schon R. R. Schmidt treffend bemerkt hat, verdient das Stück die Bezeichnung „Faustkeil" keineswegs. Ein Faustkeil muß in die Faust passen, ein „kleines Faustkeilchen" ist ein Unding. Viel eher läßt sich das Stück als rundlicher Schaber mit Flächenretusche bezeichnen. Die übrigen breiten klingenförmigen Abschläge reihen sich zwanglos der Wettiner Stufe ein. Es sei aber schon hier betont, daß dieser Abschlagtypus keineswegs in der Wettiner Stufe allein auftritt. Recht interessant ist fernerhin ein Kernstein, den wir kürzlich im Kies finden konnten. Dem Feuersteinknollen ist zunächst durch mehrere radiale Abschläge eine kreisförmige flache Basisfläche gegeben, auf die dann sämtliche weiteren Schläge rund herum ausgeführt sind. Abgesehen von der Breite der Abschläge und natürlich der Patina unterscheidet sich dieser Kernstein überhaupt nicht von den neolithischen Kernsteinen, wie sie sich in Mitteldeutschland bekanntlich außerordentlich zahlreich auffinden lassen. Hieraus wird ersichtlich, wie doch technische Einzelheiten lange Jahrtausende hindurch beständig bleiben oder doch in viel späteren Zeiten von neuem auftauchen können.

Aus alledem geht hervor, daß die Hundisburger Artefakte sich keineswegs so von dem Markkleeberger Material unterscheiden, daß die Aufstellung einer besonderen Kulturstufe zu rechtfertigen wäre. Weder die archäologischen noch die geologischen Tatsachen reichen aus, um die Trennung in eine ältere Hundisburger und in eine jüngere Markkleeberger Stufe, wie es Wiegers tut, zu ermöglichen. Es genügt nicht, diese Stufen mit dem unteren und oberen Acheuléen gleichzustellen, wozu vor allem das Material von Hundisburg nicht ausreicht. Aus der von uns gegebenen Darstellung dürfte hinreichend hervorgehen, daß sich die Funde von Hundisburg, Markkleeberg, Wettin und Köchstedt geologisch und archäologisch zu einer einheitlichen Kulturstufe zusammenfassen lassen. Nach welchem Fundort diese Kulturstufe benannt wird, ist bis zu einem gewissen Grade belanglos, da jede der vier Fundstellen für sich gesichert dasteht. Um aber Verwechslungen mit der von Wiegers gegebenen Fassung zu vermeiden und um die Grenzen der Kulturstufe rein auf Grund der deutschen Funde festzulegen, ohne irgendwelche Bindung an das keineswegs in jeder Hinsicht gesicherte französische Schema, haben wir diese Kulturstufe als Wettiner Stufe bezeichnet. Weitere Gründe hierfür sind bereits oben auseinander-

Digitized by Google

gesetzt. Ganz kürzlich hat Wiegers[1]) als Parallele zum französischen Chelléen und als Vorstufe für seine „Hundisburger Stufe" noch die „Halberstädter Stufe" aufgestellt, die er auf das einzige im Museum zu Halberstadt befindliche, aber am Großen Fallstein gefundene Artefakt gründet. Über die Fundumstände, besonders über die Fundschicht, dieses Artefakts gibt es überhaupt keine Angaben. Die Untersuchungen von H. Schroeder, auf die sich Wiegers bei seiner neuen Auffassung stützt, lassen die Entscheidung über das Alter des Kalktuffs am Fallstein und damit bis zu einem gewissen Grade das des Artefakts — ob 1. oder 2. Interglazial — offen. Archäologisch läßt sich über den Abschlag kaum etwas aussagen. Es geht unmöglich an, auf so unsicherer Basis eine selbständige Kulturstufe aufbauen zu wollen. Mit Wangen, Wettin, Köchstedt, Markkleeberg und Hundisburg sind die sicheren Fundstellen der 1. Zwischeneiszeit in Mitteldeutschland erschöpft[2]). Die Zugehörigkeit des Faustkeils aus der Lindentaler Hyänenhöhle zur Wettiner Stufe läßt sich so lange nicht entscheiden, als nicht weitere auch geologisch bestimmbare Funde aus der dortigen Gegend bekannt geworden sind.

Die zweite Eiszeit hat den Menschen aus Nord- und Mitteldeutschland vertrieben. Damit kommt für das behandelte Gebiet in den bisher stetigen Kulturverlauf eine Unterbrechung von gewiß nicht unbeträchtlicher Dauer. Über die hierdurch hervorgerufenen Wanderungen und Wandlungen der diluvialen Menschenrassen läßt sich heute noch nichts Genaues sagen. Sicher ist nur soviel, daß die Kulturstufe der 2. Zwischeneiszeit, die Weimarer Stufe, nicht unmittelbar aus der Wettiner Stufe abgeleitet werden kann. Erst lange, nachdem das Eis sich aus Deutschland zurückgezogen hatte, finden wir wieder Reste des Menschen in unserer Gegend. Weitaus am wichtigsten sind die Fundstellen von Weimar, Ehringsdorf und Taubach. Der die Funde bergende Kalktuff liegt unmittelbar auf einer Ilmterrasse, der „unteren" Ilmterrasse Wüsts, deren Oberkante nur 5 m über die Aue sich erhebt. Sie muß also wesentlich jünger sein als die „mittlere" Ilmterrasse, die rund 10 m über der Ilmaue liegt. Die mittlere Terrasse ist während bzw. am Ende der 1. Zwischeneiszeit entstanden, und zwar gleichzeitig mit der Saalehauptterrasse, in die sie sich rein terrassenmäßig überführen läßt. Corbicula fluminalis, die Leitform des 1. Interglazials, kommt sogar erst in der rund 20 m hoch liegenden „oberen Ilmterrasse" vor. Infolgedessen kann die untere Ilmterrasse und damit zugleich der Kalktuff nur letztes Interglazial sein, da postglaziales Alter schon aus paläontologischen Gründen gänzlich ausgeschlossen ist. Das gleiche Ergebnis erhalten wir, wenn wir über den Kalktuff von Burgtonna

[1]) Siehe F. Wahnschaffe, Geologie und Oberflächengestaltung des norddeutschen Flachlandes. 4. Aufl., neubearbeitet von F. Schucht. Stuttgart 1921. S. 373.

[2]) Ob der von Herrn W. Götze, Köthen, kürzlich gefundene schöne flache Faustkeil aus der gleichen Zeit stammt, kann erst nach Abschluß der geologischen Fundortsuntersuchung mit Sicherheit angegeben werden.

Digitized by Google

eine Zeitbestimmung versuchen. Die Kalktuffe von Burg- und Gräfentonna führen eine Fauna [1]), die sich in vielen Punkten mit der des Weimarer Kalktuffs [2]) deckt. Vor allem ist auch Elephas antiquus und Rhinozeros Merckii hier vertreten. Auch diese Kalktuffe, die man aus paläontologischen Gründen also als gleichaltrig mit den Weimarer Tuffen bezeichnen kann, liegen mit ihrer Basis so tief, daß zu ihrer Bildungszeit die damalige Unstrutaue, die einige Kilometer nördlich hiervon vorbei zieht, höchstens 5 m über der heutigen Aue gelegen haben kann. Die am Ende der 1. Zwischeneiszeit gebildete Unstrutterrasse mit Corbicula fluminalis liegt nun aber an dieser Stelle bestimmt höher als 10 m über der Aue. Also kann auch hier der Kalktuff nur während oder nach der Bildung der letztinterglazialen Unstrutterrasse entstanden sein. Der sicher erstinterglaziale [3]) Kalktuff von Bilzingsleben [4]) unterscheidet sich zudem in seiner Fauna von dem Kalktuff von Tonna wie auch dem von Weimar [4]). Damit ist auf mehrfache Weise das letztinterglaziale Alter der Weimarer Tuffe bestimmt. Die stark subjektivisch schwankende Bewertung der Weimarer Kultur und die mehr oder weniger unsichere Vergleichung mit dem ebenfalls nicht in allen Punkten gesicherten französischen Gliederungsschema des Paläolithikums kann die rein geologisch erfolgte Altersbestimmung nicht im geringsten erschüttern. Die innerhalb des gleichen Flußnetzes vorgenommene Terrassengliederung bestimmt die gegenseitige Altersstellung der Wettiner und Weimarer Stufe genau so sicher, wie wenn eine direkte Überlagerung beider Kulturen vorhanden wäre. Wenn bezüglich der klimatischen Bewertung der einzelnen Horizonte des Kalktuffkomplexes noch Meinungsunterschiede auf geologischer Seite, vor allem in der Deutung des „Pariser", vorhanden sind, so ist das demgegenüber von geringer Bedeutung. Wir halten es für möglich, daß die Unterbrechung der Kalktuffbildung, die der Pariser anzeigt, die Folge einer kurzen Klimadepression sein kann. Von einem ersten Anzeichen der letzten Eiszeit im Sinne Soergels kann jedoch kaum die Rede sein. Heß von Wichdorf [5]) betont mit Recht, daß sich der Pariser auch ohne starke Klimaschwankungen erklären lasse, und daß der Kalktuff von Weimar keineswegs so erhebliche Zeiten für seine Bildung beanspruche. Ist doch auch für uns nicht die lokal so veränderliche Neubildung der Gesteine, sondern vielmehr die für lange Flußstrecken gleichbleibende Eintiefung der beste Zeitmaßstab.

[1]) Schäfer, Über die pleistozäne Säugetierfauna und die Spuren des paläolithischen Menschen von Burgtonna. Zeitschr. d. deutsch. geol. Gesellsch. 1909.

[2]) Unter dem Kalktuff von Weimar sollen auch die Taubacher und Ehringsdorfer Vorkommen mit verstanden werden.

[3]) R. Lehmann, a. a. O.

[4]) R. Wohlstadt, Die Molluskenfauna der diluvialen Travertine von Bilzingsleben usw. Arch. f. Molluskenkunde 1920.

[5]) Heß v. Wichdorf, Zur weiteren Kenntnis der Quellmoore in Norddeutschland. Jahrb. d. preuß. geol. Landesanstalt 1912, Teil II, S. 338ff.

Digitized by Google

Während die geologische Beurteilung der Weimarer Tuffe bisher im allgemeinen als ziemlich einheitlich angesehen werden kann, ist dies bei der archäologischen Bewertung der Kulturreste keineswegs der Fall. Auch heute noch stehen sich zwei ziemlich gleichstarke Gruppen von Archäologen in heftiger Fehde gegenüber. Dabei sind es weniger archäologische Gründe, welche die verschiedenen Auffassungen hervorgerufen haben, sondern vielmehr gerade die geologischen Verhältnisse, die diesen Streit entzündeten. Wären die Weimarer Kulturüberreste ohne Begleitfauna gefunden, so wäre kaum ein Streit entstanden. Es ist in hohem Grade reizvoll, zu sehen, wie die Antiquusfauna die „rein typologische" Beurteilung gefärbt hat. „Antiquusfauna nur im Chelléen und Acheuléen", so steht im französischen Schema. Das war der Leitgedanke der einen Partei — und die Weimarer Kultur wurde ein Chelléen oder Acheuléen. Der Leitgedanke der anderen Partei war: Chelléen und Acheuléen in der 1. Zwischeneiszeit — also bleibt für das letztinterglaziale Weimar nur Moustérien übrig. Joseph Bayer versuchte es mit einer dritten Lösung, die gewissermaßen eine Vereinigung beider Standpunkte darstellt. Er setzt die Kultur ins Chelléen und gleichzeitig in die 1. Zwischeneiszeit.

Alle diese Wege kranken an der Beeinflussung der archäologischen Diagnose durch geologische Leitvorstellungen. Eine Vermeidung dieses Fehlers ist nur dadurch möglich, daß wir die Kultur von Weimar als eine selbständige Kulturstufe betrachten ohne jegliche Bindung an das französische System. Wir verstehen also unter der Stufe von Weimar keineswegs wie Wiegers „Unteres Moustérien", wie wir überhaupt eine Gleichsetzung unserer Stufen mit irgendeiner französischen Stufe ablehnen. Wenn die französischen Gelehrten, die die Stufe des Moustérien selbst genau begrenzt haben, sich einer Eingliederung der Weimarer Kultur in das Moustérien widersetzen, so sollen wir Deutschen uns doch ruhig damit zufrieden geben. Müssen jene es doch am besten wissen, was sie unter „Moustérien" verstanden wissen wollen. Das französische Schema ist zunächst für Frankreich und nur in Frankreich aufgestellt. Wir Deutsche haben keine Veranlassung, ihm zu internationaler Gültigkeit zu verhelfen, es auch in Deutschland — und sei es in dem von Wiegers[1]) gegebenen deutschen Gewande — als bindend zu betrachten.

Die in Weimar, Ehringsdorf und Taubach bisher gefundenen Kulturreste sind so zahlreich und mannigfaltig, daß eine eingehende Betrachtung derselben weitaus den Rahmen dieser Arbeit überschreiten würde. Eine neue monographische Bearbeitung derselben wäre außerordentlich wünschenswert. Das, was die Weimarer Kultur in hohem Maße kennzeichnet, ist die Abhängigkeit der Geräte vom Material. Konnte doch der damalige Mensch hier, dicht

[1]) Eine stratigraphische Umdeutung, wie sie Wiegers versucht, macht die französische Gliederung nicht richtiger, da der prinzipielle Fehler, die Vernachlässigung stratigraphischer Grenzen bei der Aufstellung der Kulturstufen, sich nicht ausmerzen läßt.

Digitized by Google

am Rande des nordischen Vereisungsgebiets, nur noch wenig Feuersteinmaterial antreffen, so daß er sogar mit kleineren und nicht mehr ganz bergfeuchten Stücken, sowie mit Aushilfsmaterial, wie Quarz, Quarzit und Porphyrit, vorlieb nehmen mußte. Die Folge war, daß die Artefakte vielfach klein und unansehnlich ausfielen, daß viele Stücke mißlangen und daß größere Klingen kaum herstellbar waren. Diese lokalen Einflüsse müssen sorgfältig ausgeschieden werden, wenn ein allgemeingültiges Kulturbild gezeichnet werden soll. So kann also bezüglich der Klingentechnik der Weimarer Stufe keineswegs das sich in Weimar bietende Material allein bewertet werden, sondern es müssen hierzu andere Fundstellen mit herangezogen werden, Fundstellen, die sich eines günstigeren Silexmaterials erfreuen. Das Fehlen von Faustkeilen darf keineswegs auf Kosten des Materials gesetzt werden, denn gerade für die Herstellung eines Faustkeils ist anderes Material als Feuerstein, etwa Porphyrit, in hohem Grade geeignet. Nur wenige Werkzeugformen sind ebenso leicht auch aus anderem Material als Feuerstein zu erzielen. Porphyrit stand dem Menschen von Weimar aber genügend zur Verfügung. Für die Herstellung von Handspitzen, der besten Typen der Weimarer Kultur, hat jedoch das ungünstige Material keinen Einfluß ausgeübt. Die Handspitzen sind aus dünnen Abschlägen hergestellt und zeigen eine sorgfältige Bearbeitung der Ränder, vor allem aber auch der Spitze. Oft ist auch nur ein Rand gedengelt, vor allem, wenn der zweite Rand keine scharfe Schneide mehr abgeben konnte. Die Dengelung ist meist einseitig und fein, nicht selten auch flächenhaft. Neben Handspitzen, deren Kanten symmetrisch verlaufen, fehlt es auch nicht an solchen, deren eine Kante wenig, die andere stark gekrümmt ist. Von den Handspitzen der Wangener und Wettiner Stufe unterscheiden sich die Weimarer Handspitzen vor allem dadurch, daß sie aus wesentlich dünneren Abschlägen hergestellt sind und eine sorgfältigere Dengelung zeigen. Wie weit die einseitige Bearbeitung als etwas Wesentliches angesehen werden kann, mag dahingestellt bleiben. Sicher ist jedenfalls, daß einseitige Bearbeitung bereits in der Wangener und Wettiner Kultur sich findet. Als Typen sind fernerhin die Längsschaber anzusehen, die, oft aus einem klingenartigen Abschlag hergestellt, nur längs einer Kante benutzt worden sind. Die Dengelung ist analog wie bei den Handspitzen. Durchaus noch im Rahmen älterer Technik stehen einige dicke Rundschaber mit starker Flächenretusche, die gern als Formen des Acheuléen hingestellt werden. Die auffälligsten Artefakte der Weimarer Stufe dürften jedoch die schönen Doppelspitzen von Ehringsdorf sein, deren Herstellung zweifellos eine aus älteren Stufen unbekannte Kulturleistung darstellt. Überhaupt ist das Fehlen von Doppelspitzen in den Kulturen der 1. Zwischeneiszeit ein typologisch sehr wichtiges Moment, das sich vielleicht auch für die Datierung der Köstener Kultur brauchbar erweisen könnte. Ob Faustkeile in den Kulturen der zweiten Zwischeneiszeit gänzlich fehlen, läßt sich jedenfalls bis jetzt noch nicht sagen. Auf die menschlichen Skelettreste,

Digitized by Google

die erst neuerdings durch Dirchow eine eingehende Bearbeitung erfahren haben, soll hier nicht weiter eingegangen werden.

Nächst den Fundstellen des Ilmtals kommt der von Rabutz große Bedeutung zu. Gegen die bereits von Siegert und Weißermel eingehend dargestellten und begründeten Lagerungsverhältnisse sind neuerdings von seiten J. Bayers Bedenken erhoben worden [1]), die dem mit dem Rabutzer Gelände Unvertrauten ein abschließendes Urteil etwas erschweren könnten. Deshalb sei auch hier nochmals kurz darauf eingegangen. Nach der von Siegert in der Tongrube der Rabutzer Ziegelei niedergebrachten Bohrung liegen hier über präglazialen Saalekiesen Ablagerungen der 1. und 2. Eiszeit getrennt durch Saaleschotter der oberen Terrasse der 1. Zwischeneiszeit (nicht Hauptterrasse, wie Gagel angibt). Darüber folgen der Rabutzer Beckenton mit der Artefaktfundzone und zahlreichen Fossilresten, darunter Elephas antiquus und Rhinoceros Merckii, und schließlich lehmige Kiese, Feinsande und Humusbildungen. In den Ablagerungen der 2. Eiszeit tritt ein weithin verfolgbarer Tonhorizont, der Bruckdorfer Beckenton, auf. Siegert stützte seine Auffassung von dem letztinterglazialen Alter des Rabutzer Beckentons auf das Vorhandensein der interglazialen Saaleterrasse und des Bruckdorfer Beckentons. Beide Beweismittel zweifelt Bayer an. Er faßt alle eiszeitlichen Ablagerungen im Liegenden des Rabutzer Beckentons als zur 1. Eiszeit gehörend auf und stellt den Ton selbst ins 1. Interglazial, bei allem geleitet von der Überzeugung, daß Elephas antiquus nicht im letzten Interglazial vorkommen kann. Es muß zugestanden werden, daß die von Bayer gehegten Zweifel an der Stichhaltigkeit der beiden Siegertschen Beweise an sich möglich sind. Für den Saaleschotter hat das Siegert bereits selber zugegeben. Trotzdem halten wir die Siegertsche Deutung des Profils im wesentlichen für richtig. Bei langjähriger Erfahrung ist es in der Tat möglich, Saaleschotter in der Bohrung als solchen zu erkennen. Gibt man aber das zu, dann ist die Zugehörigkeit zur oberen erstinterglazialen Saaleterrasse von vornherein sicher, zumal diese nur 10 km südlich am Elstertalgehänge ausstreicht. Daß an der interglazialen Natur der Saaleterrasse nicht gerüttelt werden kann, das zeigen die Fossilreste dieser Terrasse und nicht zum wenigsten die gleichaltrigen artefaktführenden Kiese von Wangen nur zu deutlich. Fossilreste sind bei einer Bohrung in interglazialem Saalekies von vornherein nicht zu erwarten. Das ist ja gerade der Vorzug der Terrassengliederung, daß auf jeden Aufschluß, sobald durch seine Höhenlage und seinen petrographischen Habitus seine Zugehörigkeit zu einer bestimmten Terrasse bewiesen ist, auch die aus allen übrigen Aufschlüssen der Terrasse gewonnenen, allgemeinen Ergebnisse übertragen werden dürfen.

[1]) J. Bayer, Der Beckenton von Rabutz. — 1. Interglazial. Mannus Bd. 13, S. 67 ff. 1921.

Digitized by Google

Der Einwand Bayers, daß der von Siegert als Bruckdorfer Beckenton gedeutete Tonhorizont sich nicht als solcher beweisen ließe, ist ja berechtigt. Immerhin ist jedoch für Siegerts Behauptung eine beträchtliche Wahrscheinlichkeit vorhanden. Da der Bruckdorfer Beckenton von Siegert und Weißermel auf weite Erstreckung hin im Reidetal und im Elstertal als ununterbrochen zusammenhängendes Band verfolgt werden konnte, und in nahezu gleicher Höhe in den nur 1 km auseinanderliegenden Bohrungen von Schwoitsch und Rabutz ein gleichartiger Tonhorizont auftritt, der in der Bohrung von Schwoitsch sicher der 2. Eiszeit zugehört, so ist die Siegertsche Deutung zweifellos sehr naheliegend. Wir wollen zugeben, daß der Parallelismus im Aufbau der diluvialen Ablagerungen von Siegert und Weißermel verschiedentlich etwas zu weit getrieben ist, daß lokale Variationen oft zu wenig berücksichtigt sind, so daß dabei mehrfach Fehler untergelaufen sind. Solch ein Fehler liegt z. B. in der Deutung des in Beuditz unter 4 m glazialem Sand angetroffenen Tonbänkchens, für das Siegert eine unmittelbare Verbindung mit dem Rabutzer Beckenton annahm. Nach den Geländeverhältnissen von Rabutz zu rechnen, setzt sich zwar der Rabutzer Beckenton einige hundert Meter nach Süden fort, eine Erstreckung des Rabutzer Tones bis nach Beuditz ist jedoch weder nachweisbar, noch überhaupt wahrscheinlich. Da es sich in Beuditz nur um ein 10 cm mächtiges Tonband inmitten mächtiger glazialer Feinsande handelt, ganz gleichartige Feinsande jedoch den Rabutzer Ton in seinem Ostteil unmittelbar unterlagern, so ist eine Altersvergleichung beider Tone nur in dem Sinne zu entscheiden, daß der Beuditzer Ton älter ist, und daß die Feinsande über ihm nur ins Liegende, keinesfalls ins Hangende des interglazialen Rabutzer Tones gehören. Die Auffassung Keilhacks, daß die letzte Vereisung den Rabutzer Ton nicht überschritten habe, ist durch die diesjährigen neuen Aufschlüsse nur gestützt worden. Wenn aber Bayer auf Grund der Siegertschen Deutung des Beuditzer Profils, die er diesmal für „absolut sicher und eindeutig" hält, an primäre glaziale Ablagerungen über dem Rabutzer Ton glaubt, so darf er sich nicht auf Keilhack stützen, wenn er diese in die vorletzte Eiszeit verlegen will. Gründet doch Keilhack seine Ansicht, daß die Grenze der letzten Eiszeit nördlich von Rabutz liegt, auch mit auf das Fehlen von glazialen Ablagerungen über dem Rabutzer Ton. Wären solche nachzuweisen, dann würde Keilhack sie nicht der vorletzten, sondern der letzten Eiszeit zurechnen. Hier liegt von seiten Bayers offenbar ein Zirkelschluß vor.

Selbst wenn man den in der Rabutzer Bohrung angetroffenen interglazialen Saaleschotter und den Bruckdorfer Beckenton als beweiskräftig ablehnt, lassen sich andere wichtige Argumente dafür anführen, daß die Glazialablagerungen im Liegenden des Rabutzer Beckentons der 2. Eiszeit angehören. Zwischen Halle und Leipzig zieht sich ein breiter Endmoränenzug am Nordufer der Elster-Luppeaue hin, der den ganzen Landschaftscharakter der dortigen Gegend bestimmt und der „Dieskauer Stillstandslage" Siegert-Weißermels

Digitized by Google

entspricht. Diesem Endmoränenstadium verdanken die Sande, Kiese und Geschiebemergel der 2. Eiszeit zwischen Halle und Leipzig ihre großen Mächtigkeiten. Langgestreckte Oser lassen sich weithin in nördlicher Richtung bis zu den Porphyrkuppen bei Landsberg verfolgen, breite Sandflächen legen sich im Süden davor. Es ist unmöglich, die über dem Bruckdorfer Beckenton in der Bohrung von Schwoitsch mit 20 m durchsunkenen und die im Liegenden des Rabutzer Beckentons bis über 10 m mächtigen Geschiebemergel und Glazialsande von dem Dieskauer Endmoränenzug trennen zu wollen. Die Zugehörigkeit dieser Rückzugsstaffel zur zweiten Eiszeit ist durch zahlreiche Aufschlüsse erwiesen. Zudem sind Ablagerungen der 1. Eiszeit in der Umgebung von Halle außerordentlich selten, und dann immer nur in geringer Mächtigkeit und tiefem Niveau vorhanden. Erst jetzt wurden Saale und Elster in ihrem Unterlauf in ihr heutiges Tal gedrängt. Erst im Anschluß an den Rückzug des Eises konnte sich also der Rabutzer Ton als Absatz eines lang sich hinziehenden Rinnensees bilden. Damit ist die Gleichaltrigkeit des Rabutzer Tons mit den Weimarer Kalktuffbildungen erwiesen. Beide gehören ins letzte Interglazial. Von einer Beschreibung der Rabutzer Artefakte kann hier abgesehen werden, da eine solche von seiten H. Hahnes zu erwarten steht.

Ebenfalls die in der Baumannshöhle bei Rübeland gefundenen Artefakte stammen aller Wahrscheinlichkeit nach aus der letzten Interglazialzeit. Da unter den wenigen Stücken sich auch 2 Handspitzen befinden, die denen von Weimar gut vergleichbar sind, so darf die Zurechnung zur Stufe von Weimar als gesichert gelten.

Bezüglich der Fundstelle von Westeregeln läßt sich infolge des dürftigen Bestandes an nichtssagenden Abschlägen rein archäologisch nichts aussagen. Die Lagerung in Gipsschlotten erschwert die geologische Beurteilung. Immerhin dürfte vor allem auf Grund der paläontologischen Verhältnisse das Alter der Fundschichten als ausgehendes letztes Interglazial anzugeben sein. Das gleiche gilt für die Fundstelle von Thiede, wo die gefundenen Artefakte immerhin wesentlich wertvoller sind. Ein Längsschaber fällt noch in den Rahmen der Weimarer Kulturstufe. Ein breiter Klingenkratzer zeigt Anklänge zu der während der letzten Eiszeit sich entwickelnden Klingentechnik. Ob er jedoch nicht doch noch der Weimarer Stufe angehören könnte, wäre immerhin zu erwägen. Spielt doch gerade hinsichtlich der Klingen das Gesteinsmaterial, das dem Menschen von Thiede in viel besserem Zustande als dem von Weimar zur Verfügung stand, eine beträchtliche Rolle. Wir müssen also die Zurechnung der Fundstellen von Thiede und Westeregeln vorläufig noch offen lassen.

Es ist vielleicht hier der Platz, auf eine Fundstelle von Holzkohlenresten bei Krölpa einzugehen, die vielleicht auf die Tätigkeit des Diluvialmenschen zurückzuführen sind, und denen neuerdings von J. Stoller[1]) und

[1]) J. Stoller, Fossilführende Diluvialschichten bei Krölpa in Thüringen. Jahrb. d. preuß. geol. Landesanstalt. Berlin 1919.

Digitized by Google

F. Wiegers[1]) viel Wert beigelegt wird. Soll doch die Kulturschicht dem 1. Interglazial angehören und in einem von der Präglazialzeit bis zur Jetztzeit reichenden Profil lagern. So bedeutsam auch ein solches Profil wäre, so können wir uns doch keineswegs der von Stoller gegebenen Deutung anschließen. Stoller gliedert die dortigen Ablagerungen folgendermaßen:

Schichten des Profils	Zeitabschnitte
Löß	Glazial 3
Lücke	Interglazial II
Schotterlehm + Schotter	Glazial 2
Saulschlammschichten: Sand (Kulturschicht), Torf, Ton	Interglazial I
Sandlehm	Glazial 1
Schuttlehm (Mammutlehm von Krölpa)	Präglazial

Für die Beurteilung des Profils ist wichtig, daß die Aufschlüsse am Ausgang eines Tales liegen und somit mehr oder weniger Talaufschüttungsprodukte aufschließen. Entsprechend der Kleinheit des Baches spielt neben Sanden und Tonlagen lehmiger Gehängeschutt eine große Rolle. Die starke Wechsellagerung wird vor allem durch die im Untergrund liegenden, vielfach ausgelaugten und verstürzten Zechsteingipse bedingt. Im Anbetracht dessen, was wir oben über diluviale Erosionsarbeit ausgeführt haben, muß es von vornherein bedenklich erscheinen, Ablagerungen fast der ganzen Diluvialzeit in ein und derselben Höhenlage beinahe im heutigen Auenspiegel anzutreffen. Aber auch die Schichten selbst machen einen relativ jungen Eindruck. Zudem haben die Arbeiten Passarges[2]) gerade für Ostthüringen gezeigt, wie verbreitet mächtige Schuttbildungen ganz jungen Alters in den Tälern sind. Stoller hat versucht, Ablagerungen aller drei Eiszeiten in den Aufschlüssen zu finden, indem er einfach die fossil- und steinfreien Lehmlagen und den Sandlehm als jüngeren und älteren Löß resp. deren Äquivalente auffaßt. In dem Schotterlehm will er sogar eine Lokalmoräne der 2. Eiszeit erblicken. Die Stollersche Deutung scheint uns in hohem Grade unwahrscheinlich. Einen sicheren Beweis für das glaziale Alter irgendeiner Ablagerung lassen die Aufschlußverhältnisse überhaupt nicht zu. Daß ein Teil der Schichten diluvial ist, geht aus dem Vorhandensein des Mammuts hervor. Die Kulturschicht läßt sich aber damit bestenfalls ins letzte Interglazial verlegen, zumal die Flora der Saulschlammschichten sich nach Stollers Angaben nicht von der heutigen unterscheidet. Wenn Wiegers also bei Angabe der Verbreitung des unteren Acheuléen = „Hundisburger" Stufe auch die „Saulschlammsandkulturschicht"

[1]) F. Wiegers, a. a. O. S. 206.

[2]) S. Passarge, Morphologie des Meßtischblattes Stadt Remda. Hamburg 1914.

Digitized by Google

von Krölpa mit angibt, so können wir dem auch vom geologischen Standpunkt aus nicht beistimmen.

Genau wie zwischen der Wettiner und der Weimarer Kulturstufe klafft infolge des erneuten Vordringens des Eises in Mitteldeutschland eine Lücke zwischen der Weimarer Stufe und den für unser Gebiet nächstjüngeren Kulturen, die sich im Anschluß an den Rückzug des Eises einfinden. Das in Süddeutschland, Frankreich usw. reich entwickelte „jüngere Paläolithikum" fehlt hier völlig, abgesehen vielleicht von der Übergangszeit zur jüngeren Steinzeit. Das Fehlen jeglicher Siedlungsreste aus der 3. Eiszeit in Mitteldeutschland zeigt, daß eine breite unbewohnte Zone vor dem Eisrand angenommen werden muß. Das Fehlen menschlicher Reste auf das Fehlen von Höhlen, von Feuersteinmaterial oder dgl. zurückzuführen, geht in diesem Falle nicht an. Es ist innerhalb grober Grenzen möglich, die Breite dieser menschenleeren Zone zu ermitteln. Die dem damaligen Eisrand am nächsten liegenden Reste letzteiszeitlicher Kulturen finden sich in der Umgebung von Andernach. Selbst wenn wir sie zeitlich der maximalen Ausdehnung der letzten Eiszeit gleichsetzen, so waren sie doch immer noch 350 km vom Eisrand entfernt. Demnach kann man mit einer mindestens 300—400 km breiten menschenleeren Zone rechnen. Nun verfügte aber der Mensch der letzten Eiszeit zweifellos dank seiner schon recht hohen Kultur über weitaus größere Schutzmittel gegen die eiszeitliche Kälte als seine Vorfahren. Vor allem sei an den Schutz durch Höhlen, Feuer und vielleicht auch durch Felle erinnert, die dem Menschen der älteren Kulturstufen nicht, oder nicht in dem Maße, zu Gebote standen. Daraus folgt, daß eine Besiedlung Mitteldeutschlands während der zweiten Eiszeit nicht angenommen werden kann. Aber auch rein geologisch läßt sich diese Tatsache auswerten. Noch herrscht ein großer Streit über die Frage, wie weit das Eis in den Zwischeneiszeiten zurückwich. Eine menschenleere Zone auch für die Zeit der Wettiner Stufe angenommen, ergibt unzweifelhaft, daß der Eisrand auch am Ende der vorletzten Zwischeneiszeit noch nördlich der heutigen Ostsee gesucht werden muß. Wieviel nördlicher erst, als Elephas antiquus und Rhinoceros Merckii in Norddeutschland weilten!

Bisher galt vielfach Frankreich als die Wiege der Menschheit. Die altsteinzeitlichen Funde Thüringens beweisen jedoch, daß auch Deutschland bereits zu den Zeiten besiedelt war, bis zu denen sich menschliche Kultur überhaupt nachweisen läßt. Wenn es den Verfassern gelungen ist, innerhalb weniger Wochen auf relativ engem Raum drei neue Paläolithfundstellen zu entdecken, so kann man darin das beste Zeichen dafür erblicken, daß auch Mitteldeutschland keineswegs so arm an altsteinzeitlichen Funden ist, wie vielfach angenommen wurde. Wenn auch vorläufig diese Funde noch spärlich sind, so darf das doch nicht allein auf eine geringere Besiedlung zurückgeführt werden. Maßgebend ist vor allem die geringere Häufigkeit des Feuersteins, der die Grundlage des Werkzeugmaterials für den Urzeitmenschen bildete.

Digitized by Google

Ungünstig wirkt fernerhin die Bedeckung gerade altdiluvialer Schichten durch jüngere Glazialbildungen in fast ganz Norddeutschland. In der Wangener Kulturstufe haben wir den Menschen bis zu den Zeiten zurückverfolgt, seit denen in Mitteldeutschland überhaupt Feuerstein in brauchbarer Weise zur Verfügung stand; sind doch die präglazialen Ablagerungen frei von Feuerstein. Mit Hilfe von Feuersteinmaterial läßt sich also in Mitteldeutschland die menschliche Kultur nicht bis in frühere Zeiten nachweisen. Ob dies in andern Ländern möglich sein wird, ist fraglich. Man hat vor allem in Frankreich wie auch in Belgien in den tertiären Eolithen Spuren menschlicher Tätigkeit erkennen wollen. Es ist ja vollauf berechtigt, die z. T. schon hochentwickelten Werkzeugformen der Wangener Kulturstufe nicht als die ältesten menschlichen Werkzeuge überhaupt zu betrachten. Es werden sicher einfache rohe Steinsplitter, die so verwendet wurden, wie sie gerade waren, den Anfang gemacht haben. Es fragt sich jedoch, ob der Mensch lange auf dieser Stufe verharrte; es fragt sich ferner, ob sich an solchen Stücken die Werkzeugnatur überhaupt erkennen läßt. Können doch Schlagzwiebel und Dengelung auch auf natürlichem Wege entstehen. Wenn hier daher auch die Grenze zwischen künstlich und natürlich durchaus nicht scharf ist, so läßt sich doch für Werkzeuge erst dann menschliche Bearbeitung wahrscheinlich machen, wenn sie Schlagmarken, Dengelung und gewollte Form gleichzeitig aufweisen sowie an derselben Stelle in größerer Anzahl auftreten. Eine abstrakte Definition läßt sich hier nicht geben. Handlichkeit eines Stückes ist ein sehr verfängliches Argument. Weitere Stützen für die Artefaktnatur von Feuersteinen können in dem Zusammenvorkommen mit Fossilresten, insbesondere mit Resten größerer Säugetiere gesehen werden. Primäre Lagerung ist dann ziemlich gesichert, wenn Fossilreste in größerer Anzahl, wenn zusammenhängende Skeletteile von Säugetieren oder wenn vollständige Exemplare dünnwandiger Conchylien (z. B. Limnaea, Succinea usw.) oder auch doppelklappige Muscheln gleichzeitig mit den Artefakten vorkommen. Alle diese Bedingungen sind bei den Fundstellen von Wangen, Wettin, Köchstedt, Hundisburg usw. erfüllt. Bei diesen in Flußschottern lagernden Artefakten spricht gegen eine sekundäre Lagerung außerdem die Anhäufung an diesen betreffenden Stellen, und zwar nur an diesen Stellen. Während von uns in den letzten 2 $^1/_2$ Jahren mehrere hundert Kiesgruben Ostthüringens, gleichgültig ob glazialen oder interglazialen Charakters systematisch auf Artefakte untersucht worden sind, haben doch nur die wenigen erwähnten Stellen solche geliefert. „Abrollung" beweist für einen Transport im Fluß gar nichts. Entsteht doch die „Abrollung" weniger durch das Rollen der Artefakte im Flußbett als vor allem durch die schleifende Wirkung des vom Fluß vorbeigetriebenen Quarzsandes.

Eolithen, die für die Existenz des Menschen beweisend sein könnten, gibt es bisher noch nicht. Damit ist auch die Frage des Tertiärmenschen, soweit sie sich auf angebliche Artefakte gründet, erledigt. Unstatthaft ist es jedoch, den

Digitized by Google

Homo Heidelbergensis als Vertreter der Eolithenstufe hinzustellen. Die Tatsache, daß in Mauer bisher keinerlei geformte Werkzeuge gefunden worden sind, beweist noch nicht, daß er solche noch nicht benutzt hat. Man wird vielleicht noch das hohe Alter der Mauerer Sande heranziehen wollen, indem man sich auf das Vorkommen von Rhinoceros etruscus stützt, das aus dem ersten norddeutschen Interglazial bisher noch nicht bekannt ist. Demgegenüber spricht für ein nachmindeleiszeitliches Alter der Mauerer Sande einmal das Fehlen von Elephas meridionalis in der sehr vollständigen Mauerer Fauna und andererseits die Tatsache, daß nach Kormos [1]) am Plattensee Rhinoceros etruscus in Schichten auftritt, die sich zeitlich nur wenig unterscheiden von den überlagernden Schichten mit Corbicula fluminalis und Theodoxus (Neritina) Prevostianus C. Pfr. (letztere möglicherweise identisch mit Neritina serratiliniformis Geyeri). Corbicula fluminalis und Neritina serrati liniformis Geyeri sind aber nach R. Lehmann [2]) als Leitfossilien für das 1. Interglazial anzusehen. Infolgedessen halten wir es für durchaus möglich, daß der Homo Heidelbergensis der Wangener Stufe angehört. Da die Wettiner Stufe sich kulturell sehr gut von der Wangener Stufe herleiten läßt, so läßt sich ein Gleichbleiben der Rassenverhältnisse vielleicht rechtfertigen. Den Träger der Weimarer Kultur kennen wir glücklicherweise durch die Ehringsdorfer und Taubacher Menschenfunde.

Gegenüber den gewaltigen Zeiträumen, die gerade die älteste Kulturentwicklung des Menschen einnimmt, erscheint unsere Gliederung in die Wangener, Wettiner und Weimarer Stufe im Vergleich zu der französischen Gliederung mit ihren zahlreichen Unterstufen als recht einfach, vielleicht zu einfach. Es muß jedoch dahingestellt bleiben, ob nicht gerade eine allzu genaue Untergliederung gewisse Gefahren in sich birgt. Sie beruhen nicht zum wenigsten in den Fehlern jeder allzu engherzigen typologischen Methode. Wie weit kleine Änderungen in den Werkzeugformen auf allgemeine Entwicklung, wie weit sie auf individuelle Variationen zurückgehen, läßt sich gewöhnlich kaum entscheiden, wenn nicht gleichzeitig geologische Gründe für eine wesentliche Altersverschiedenheit mitsprechen. Faziesverschiedenheiten, z. B. Wechsel von Sand-, Kies- und Tonlagen dürfen dabei nur mit Vorsicht ausgewertet werden. Es ist vorteilhafter, eine wenig unterteilte, dafür aber in jeder Hinsicht gesicherte Gliederung zu verwenden, als eine allzu detailierte Gliederung, über deren Allgemeingültigkeit man stets im Unklaren bleibt.

Um einen ungefähren Überblick zu gewinnen über die Zeitdauer, mit der bei den einzelnen Stufen zu rechnen ist, kann man das Ausmaß der Erosionsarbeit der Flüsse heranziehen. Bei Festlandsablagerungen ist sie vorteilhafter zu verwenden als die Aufschüttung. Gerade von Nichtgeologen wird freilich

[1]) Th. Kormos, Neuere Beiträge zur Geologie und Fauna der unteren Pleistozänschichten in der Umgebung des Balatonsees. Budapest 1910.

[2]) a. a. O.

Digitized by Google

oft auf tiefe Lagerung eines Fundes unter der Erdoberfläche großer Wert gelegt und doch gestattet diese kaum einen Schluß auf das absolute Alter des Fundes. Selbst die 24 m mächtigen Deckschichten, die den Unterkiefer von Mauer überlagerten, sind in relativ kurzen Aufschüttungsphasen, die nur einen ganz geringen Bruchteil der seither verstrichenen Zeit einnehmen, zur Ablagerung gelangt. Allerdings, auch die Erosionstätigkeit der Flüsse hat nicht dauernd in der gleichen Weise gewirkt. In der Flußgeschichte wechseln Perioden der Aufschüttung mit solchen der Tiefenerosion. Vor allem die Eiszeiten haben dabei zu Unstetigkeiten geführt. Solange jedoch hierbei eine gewisse, gleichmäßige Periodizität herrscht, wird doch die Tiefenerosion ungefähr proportional der Zeit fortschreiten. Um wenigstens grobe Zahlenwerte für eine Zeitschätzung zu erhalten, wird man alle die Unstetigkeiten vernachlässigen müssen, die durch sonstige lokale oder regionale Faktoren (tektonische Bewegungen, Klimaschwankungen, Flußlaufveränderungen u. a. m.) bedingt werden.

Für die Unstrut beträgt die Taleintiefung während der 1. Zwischeneiszeit im Mittel 32 m, die der 2. Zwischeneiszeit 6 m und die der seitdem verstrichenen Zeit 2 m. Setzen wir diese drei Beträge zueinander in Beziehung, so ergibt sich das Verhältnis 1:3:16 [1]). Innerhalb nicht zu enger Fehlergrenzen läßt sich dieses Verhältnis auch als ein Zeitverhältnis auffassen, so daß wir damit Anhaltspunkte zu einer Altersdatierung der altsteinzeitlichen Kulturstufen gewinnen. Allerdings kann unter Berücksichtigung der Talverlegungen der Unstrut das Zeitverhältnis besser als 1:3: höchstens 16 angenommen werden. Penck hatte in ähnlicher Weise im alpinen Gebiet für dieselben Zeiten das Verhältnis 1:3: mindestens 12 gefunden. Die Übereinstimmung ist zweifellos beachtenswert. Die seit dem Höhepunkt der letzten Eiszeit verstrichene Zeit wird heute auf rund 25000 Jahre geschätzt. Rechnen wir davon die ersten 10000 Jahre als zweite Hälfte der letzten Eiszeit, so ergibt sich als Dauer der ganzen 3. Eiszeit 20000 Jahre. Für die viel bedeutendere vorletzte Eiszeit wollen wir den doppelten Betrag einsetzen. Unter Verwendung obiger Proportionen erhalten wir dann abgerundet folgende Werte:

	Alter
3. Eiszeit	25000 Jahre
Stufe von Weimar	50000 „
2. Eiszeit	100000 „
Stufe von Wettin	150000 „
Stufe von Wangen	250000 „
1. Eiszeit	350000 „

Wenn natürlich diese Zahlen nur innerhalb sehr weiter Fehlergrenzen Gültigkeit beanspruchen dürfen, so geben sie doch immerhin einen gewissen

[1]) Vgl. hierüber R. Lehmann, a. a. O.

Digitized by Google

Anhalt zu Zeitvorstellungen, die doch ein jeder mehr oder weniger bewußt mit dem Begriff des Urmenschen verbindet. Zugleich zeigen die Zahlen, wie lange unsere Vorfahren gerade auf jenen ersten Kulturstufen verharrten, wie kurz demgegenüber die seither verstrichene Zeit ist. Lange Jahrtausende hindurch, von der Wangener bis zur Weimarer Stufe schreitet die Kulturentwicklung langsam, fast unmerklich fort, um dann mit dem Eintritt der letzten Eiszeit ganz plötzlich emporzuschnellen. Das Ende der Weimarer Kulturstufe bedeutet einen so scharfen Schnitt in der Kulturgeschichte der Menschheit, daß es uns vorteilhaft erscheint, nicht nur das ältere oder nach Wiegers mittlere Paläolithikum sondern das Paläolithikum überhaupt hier endigen zu lassen und die Kulturen der letzten Eiszeit und Postglazialzeit zur mittleren Steinzeit zusammenzufassen. Fehlt doch dem heute als Mesolithikum zusammengefaßten Kulturkreis jede scharfe Grenze zum „jüngeren Paläolithikum". Andererseits stößt man nur zu oft auf die Ansicht, daß die hochstehende „altsteinzeitliche" Kunst zur Kultur des Urmenschen oder ältesten Menschen gehöre. Gerade die oben gegebenen Zahlen dürften die Unrichtigkeit solcher Vorstellungen erweisen. Je mehr sich in Nord- und Mitteldeutschland die leider noch wenig veröffentlichten mesolithischen Fundstellen häufen, um so mehr zeigt es sich, daß die ganze Feuersteintechnik dieser Zeit noch durchaus in den Rahmen des sog. „jüngeren Paläolithikums" fällt. Für eine neue, rein deutsche Gliederung der mittleren Steinzeit im weiteren Sinne dürften vor allem Süddeutschland und Deutschösterreich in Frage kommen. Für die ältere Steinzeit werden Wangen, Wettin, Weimar sichere Grundpfeiler bleiben.

Digitized by Google

II. Mitteilungen.

Oskar Montelius[1].

Von Gustaf Kossinna.

Mit 3 Textabbildungen.

Als ich am 7. November in meiner Vorlesung über die Bronzezeit auf das Eingreifen von Montelius in den Streit um das Bestehen eines allgemein europäischen Bronzealters im Jahre 1878[2]) zu sprechen kam und nebenbei hervorhob, daß wir diesen hochverehrten Führer unserer Wissenschaft fast als Einzigen aus dem Kreise jener Streiter noch unter den Lebenden zu wissen die Freude haben, war es für mich von geradezu erschütternd dramatischer Wirkung, als mir aus dem Kreise der Zuhörer ein Zeitungsblatt entgegengehalten wurde, auf dem ich den Namen „Oskar Montelius" las, begleitet von einem Todeskreuz.

So hat denn unsere Gesellschaft zum zweiten Male den Tod eines ihrer Ehrenmitglieder zu beklagen, eines Ehrenmitgliedes, das gerade ein Jahrzehnt lang zu den Unsrigen gehört hat.

Noch wenige Wochen vor seinem am 4. November erfolgten Tode waren die Zeitungen Norddeutschlands und Dänemarks voll von Berichten über die fesselnden Reisevorträge, die Montelius den ganzen September über in Mitteleuropa gehalten hatte, in Lübeck beginnend, über Berlin, Haag, Wien, Helmstedt und wiederum Berlin, in Kopenhagen endigend. Überall hatte dieser breitschultrige, hünenhafte Germane, der trotz seiner 78 Jahre noch völlig ungebeugt war, ja die Schwungkraft und das Arbeitsfeuer des Jünglings zeigte, durch die ihm eigene geistige Lebhaftigkeit und humorvolle Liebenswürdigkeit seine Zuhörer gebannt und war Gegenstand aufrichtigster Bewunderung und begeistertster Verehrung gewesen.

[1]) Gedenkrede gehalten in der Sitzung der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte zu Berlin am 8. Dezember 1921.

[2]) Korr.-Bl. d. Gesamtvereins d. deutschen Gesch.- u. Altert.-Vereine. 27 (1879), S. 18f., 20f.; 28 (1880), S. 28ff.

Digitized by Google

Aber mit den langen anstrengenden Fahrten zur Nacht und den vielen Reden zur Abendstunde hatte er selbst seiner Riesennatur wohl zu viel zugemutet. Nach der Rückkehr in die Heimat, die am 3. Oktober erfolgte, überfiel ihn eine große Müdigkeit, die wohl nicht nur eine Folge der überstandenen Strapazen, sondern vielleicht auch das erste Anzeichen einer im Innern steckenden starken Erkältung war. Auf der Rückreise von Wien nach Berlin war er nämlich in der Tschechoslowakei bei der Eisenbahnfahrt neben dem ganzen Gepäck auch seines Überziehers beraubt worden. Und im Pochen auf seine unverwüstliche Gesundheit — Montelius war in seinem Leben nie krank gewesen — verschmähte er es, unterwegs einen Ersatzüberzieher zu erwerben. Selbst für die zugige Meeresfahrt über den Sund konnten Kopenhagener Freunde ihm nur mit Gewalt ein Plaid aufdrängen. Seiner großen Ermüdung ungeachtet nahm er, ohne sich im geringsten zu schonen, die gewohnte Arbeit in vollem Umfange wieder auf: nicht nur an seinen beiden im Druck befindlichen Werken, sondern auch als Präsident der Altertums-Akademie, als Redner im Historischen Museum und gelegentlich auch noch als Erklärer der Museumssammlungen. Ja, selbst nachdem er am 15. Oktober an fieberhaftem Lungenkatarrh erkrankt war, hat er noch zwei Tage darauf eine Vorlesung im Museum gehalten und im Anschluß daran unserem Berliner Geographen Penck die köstlichen Schätze dieses Museums vorgewiesen. Gleich darauf zwang ihn die Lungenentzündung mit einem Fieber von 40° auf sein letztes Krankenlager, wo er noch drei Wochen gegen den Tod angekämpft hat.

„Man kann sich schwer vorstellen, daß er gestorben ist", schrieb mir Nils Åberg. „Nie ist er krank gewesen und jetzt auf einmal verschwindet er geradeso wie ein alter Wiking, der sich von einem Felsen ins Meer stürzt: so stirbt Montelius."

Die allerletzte ihm vergönnte Tätigkeit war die Museumsführung für Penck gewesen, also eine solche in kleinstem Kreise, wie er sie besonders liebte, wo er dann zwei oder drei teilnahmsvolle, wissensdurstige Zuhörer in reizvolle Einzelheiten einweihte, was er mit unvergleichlichem Geschick und oft mit anregendstem Humor auszuführen verstand, zumal wenn er es mit Damen zu tun hatte. Sein ganzes Leben lang hat er tausende von Malen und stets mit derselben inneren Wärme die Sammlungen des Stockholmer Museums erklärt; dies war ihm nicht nur Freude und Lebensbedürfnis, sondern gehörte auch zu seinen amtlichen Aufgaben von seiner Upsaler Studentenzeit an, die 1861 begann. Denn schon 1863 wurde er von dem damaligen schwedischen Reichsantiquar Bror Emil Hildebrand verpflichtet, „bis auf weiteres bei der Erklärung der Sammlungen zu den öffentlichen Besuchszeiten behilflich zu sein[1])".

[1]) Vgl. Statens Historiska Museet. Kort beskrifning till vägledning för de besökande. Stockholm 1872; 10. Aufl. 1912. — Das Museum vaterländischer Altertümer in Stockholm. Beschreibung der wichtigsten Gegenstände. 3. Aufl. 1912. — Französisch: 2. Aufl. 1912. — Englisch: 1. Aufl. 1912.

Digitized by Google

1868 machte er sein philosophisches Kandidatenexamen und wurde außerordentlicher Amanuensis bei der Geschichts- und Altertums-Akademie, 1871 zweiter, 1880 erster Amanuensis. Und in dieser wahrhaft bescheidenen Stellung blieb noch er 27 Jahre lang, bis er 1907 als Nachfolger des erkrankten Hans Hildebrand Reichsantiquar und Sekretär jener Akademie wurde. 1869 promovierte er in Upsala mit der Dissertation „Aus dem Eisenalter[1])",

Oskar Montelius 1905.
(Mannus IV, Tafel II)

einem reich illustrierten Foliobande, worin er über das Eisenalter im allgemeinen handelte und dazu ein Verzeichnis sämtlicher skandinavischen Funde des sog. älteren Eisenalters gab, die Münzen, Brakteaten und Fibeln enthalten. 1877 wurde er zum Mitgliede der Altertumsakademie erwählt und als Antrittsrede, die er im folgenden Jahre hielt, benutzte er den ungedruckt ge-

[1]) Från Jernåldern I. II. Stockholm 1869.

Digitized by Google

bliebenen ersten Entwurf seines erst 1885 erschienenen bedeutendsten Werkes „Über Zeitbestimmung innerhalb des Bronzealters [1])".

1888 als 45jähriger erhielt er den Professortitel. Am 31. März 1913, im 70. Lebensjahre, trat er zurück von dem Amte als Reichsantiquar, das er sechs Jahre lang verwaltet hatte. Wenn wir noch erwähnen, daß Montelius am 9. September 1843 als Sohn eines Hofrechtsrats zu Stockholm in demselben Hause der St. Paulsgasse geboren wurde, in dem er sein Leben beschloß, und daß er einem alten uppländischen Pfarrergeschlechte entstammte, während seine Mutter, Klara Norin, aus Norrland gebürtig war, endlich daß er 1871 Agda Reuterskiöld ehelichte, die ihm durch ihr Zeichentalent auf seinen zahllosen Studienreisen, insonderheit in Italien, eine geschätzte Mitarbeiterin war und ein Jahr vor ihrem Gatten hinschied, so haben wir die wichtigsten Einzelheiten seines äußeren Lebensganges berührt.

Wir haben nun ein Bild der wissenschaftlichen Bedeutung des Meisters zu entwerfen, wie es sich hauptsächlich in seinen Druckwerken wiederspiegelt. Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, einseitig in eine bloße Lobrede zu verfallen, sondern wir müssen nach unserem besten Wissen, d. h. vom heutigen Standpunkte deutscher Wissenschaft aus, in gerechter Weise Licht und Schatten in dem Bilde gleichmäßig hervortreten lassen. Wir können dies um so lieber tun, als der Ausspruch: „wo viel Licht ist, ist auch viel Schatten" in diesem Falle nur in sehr beschränktem Maße recht behält.

Übersehen wir das ganze Literaturwerk von Montelius, so hat er bis 1913, als er in den Ruhestand trat, an 350 Schriften verfaßt, darunter zahlreiche selbständige Bücher; und seitdem sind noch viele neue Schriften hinzugekommen. Er begann seine Veröffentlichungen 1869 als 26jähriger mit der erwähnten Dissertation über das „Eisenalter" und gleichzeitig mit einem wichtigen Vortrage auf dem internationalen Prähistorikerkongreß zu Kopenhagen [2]), worin er als Erster versuchte, die Formen der Bronzegegenstände der nordischen Bronzezeit aufzuteilen auf die beiden großen Perioden dieses Zeitalters, die erst einige Jahre vorher der Däne Worsaae nur ganz im allgemeinen unterschieden hatte als ältere Bronzezeit mit Körperbestattung und Bronzegeräten von feinem, edlen Stil und als jüngere Bronzezeit mit Brandbestattung und Bronzegeräten von minderer Schönheit [3]).

Mit diesem Vortrage aus dem ersten Jahre seines Schrifttums zeigte sich Montelius sogleich auf dem Gebiete, das er sein ganzes Leben lang in bevorzugter Weise gepflegt und mit einer Eindringlichkeit und einem Erfolge

---

[1]) Om Tidsbestämning inom bronsåldern. Stockholm 1885.

[2]) L'âge du bronze en Suède (Compte rendu, Congrès intern. d'anthr. et d'archéol. préhist. IV, Kopenhagen 1869. Kopenhagen 1875, S. 253f.).

[3]) Worsaae, Om en ny deling af steen- og broncealderen (Danske Videnskl. Selsk. Forhandlinger. 1859), S. 25. — Derselbe, Slesvigs eller Sønderjyllands oldtidsminder. Kopenhagen 1865, S. 40.

Digitized by Google

erforscht hat, daß kein Land Europas daraus nicht größten Nutzen gezogen hätte: nämlich die Bronzezeit. Und zwar war es besonders die schwere Frage der Chronologie, die ihn anzog. Denn er hatte schon früh scharfsinnig erkannt, daß die Chronologie der Angelpunkt aller Fragen der Vorgeschichte ist. Ohne die Grundlage einer festen Chronologie schweben diese Fragen vollkommen in der Luft und entziehen sich einer Beantwortung, die Anspruch auf wissenschaftliche Bewertung und auf Dauer erheben kann. Darum nahm er sich zum Ziel, feste, klare Ordnung zu bringen in die ungeheure Masse ungeordneten Rohstoffes, den die Vorgeschichtsforschung bearbeiten soll. Und mit unentwegter Zielbewußtheit ist er sein Leben lang auf dieses Ziel losgesteuert.

Zunächst galt es, eine relative Chronologie innerhalb der Bronzezeit zu schaffen, also feste Kulturperioden eines Landes in die richtige Reihenfolge zu bringen. Um dies zu erreichen, dazu bediente er sich einer neuen wissenschaftlichen Methode, auf die gleichzeitig mit ihm, doch völlig unabhängig von ihm, auch sein nächster Amtsgenosse und Freund Hans Hildebrand gekommen war [1]). Dies ist die sog. typologische Methode, deren neuer Gedanke darin bestand, die damals neue Darwinsche Entwicklungslehre auf die Erzeugnisse menschlicher Handarbeit anzuwenden. Zwar hatten zwei englische Forscher, der Archäologe John Evans [2]) und der Oberst Lane Fox, spätere General Pitt Rivers [3]), schon vorher Vorstöße in dieser Richtung unternommen; ihre Versuche waren aber in der archäologischen Welt unbekannt geblieben [4]) und auch längst nicht mit der erfolgreichen Eindringlichkeit oder wenigstens mit der folgerechten Nachhaltigkeit geführt worden, wie dies namentlich bei dem vor allem naturwissenschaftlich vorgebildeten Montelius der Fall war. Wahrscheinlich ist sowohl Montelius wie Hildebrand von ihrem gemeinsamen Freunde, dem Anthropologen Gustaf Retzius, beeinflußt worden, der damals ein begeisterter Verkünder der neuen Lehre Darwins war.

Im Jahre 1872 konnte Montelius in seinem wohl bekanntesten, jedenfalls am meisten zitierten Werke, dem Bilderatlas „Schwedische Altertümer" oder Antiquités suédoises [5]), die Aufteilung der Bronzegegenstände, wie Beile, Schwerter, Rasiermesser, Sicherheitsnadeln, Hängegefäße usw. auf die erwähnten beiden Unterabteilungen der Bronzezeit bereits bis ins einzelne

[1]) H. Hildebrand, Studier i jämförande Fornforskning. I. Bidrag till Spännets Historia (Antikvarisk Tidskrift för Sverige. IV. 1872/1873).

[2]) John Evans: The coins of the ancient Britons. London 1864.

[3]) Lane Fox: Primitive warfare (The Journal of the R. United Service Institution 1867—69).

[4]) Erst 1876 auf dem internationalen Prähistoriker-Kongreß zu Budapest machte John Evans das Werk von Pitt Rivers im Kreise der Vorgeschichtsforscher bekannt (Congrès VIII, Budapest 1876, Bd. I, S. 308).

[5]) Sveriges forntid. Atlas. Svenska fornsaker, ordnade och förklarade. I. Stenåldern och bronsåldern; Stockholm 1872 (261 Abb.).

Digitized by Google

durchführen. Und ſeit 1871 hat er auf mehreren internationalen Prähiſtorikerkongreſſen, zu Bologna 1871 [1]), Stockholm 1874 [2]), Budapeſt 1876 [3]) und in zahlreichen größeren und kleineren Schriften [4]) die Typen aller wichtigeren nordiſchen Bronzegegenſtände und ſelbſt ihrer Ziermuſter [5]) in entwicklungsgeſchichtlichen Zuſammenhang gebracht.

Die hierdurch erzielten Reihen zeitlicher Aufeinanderfolge ſtehen aber zueinander zunächſt in keinem Zuſammenhange. Um ſie für die Zeitbeſtimmung wahrhaft fruchtbar zu machen, dazu bedurfte es noch der Hinzunahme eines zweiten Mittels. Montelius vereinigte mit jenen Typenreihen reiche Zuſammenſtellungen großer „geſchloſſener" oder, wie er ſagt, „ſicherer" Funde, d. h. ſolcher Funde, deren einzelne Teile ſämtlich zu einem und demſelben Zeitpunkt in der Erde niedergelegt worden ſind, ſei es als Beigaben eines einzigen Grabes, ſei es als Schatz, Weihegabe oder Depot. Dieſe großen Funde ordnete er ſo, daß ſie parallel liefen mit den Typenreihen, und ſo erhielt er durch Zuſammenſtellung aller derjenigen Typen, die in den Funden miteinander vergeſellſchaftet waren, den Geſamtinhalt der einzelnen Kulturperioden. Wenn die Typenreihen gewiſſermaßen ſenkrechte Längsſchnitte durch die ganze Bronzezeit darſtellen, ſo kann man die Kulturperioden als horizontale Querſchnitte durch beſtimmte Punkte des Zeitalters anſehen.

Man kann dieſe Verhältniſſe durch folgendes ſchematiſche Bild erläutern:

Beil-Typen	Schwert-Typen	Fibel-Typen	Hängegefäß-Typen	
A	(Dolche)	—	—	I
B	A	—	—	
C, D	B	—	—	II
E, F	C	A	—	
G	D	B	—	III
H	E	C, D	A	

Eine neue Periode tritt dann ein, wenn für alle Gegenſtände oder für die Mehrzahl derſelben ſtatt der bisherigen merklich veränderte Typen auf-

---

[1]) Sur les époques de l'âge du bronze en Suède (Congrès V, Bologne 1871. Bologna 1873, S. 292).

[2]) a) Sur l'âge du bronze en Suède. b) Sur les poignées des épées et des poignards en bronze (Congrès VII, Stockholm 1874. Stockholm 1876, I, S. 488ff.; II, S. 882ff.).

[3]) Sur les celts en bronze (Congrès VIII, Budapeſt 1876, T. I. Bud. 1877, S. 304ff.).

[4]) Bronsåldern i norra och mellerſta Sverige (Antiqvariſt Tidſtrift f. Sverige III, S. 219, 275, 314, 331, 344). Stockholm 1871—73. — Bohuslänſka Fornſaker. Heft 2 (Stockholm 1877), Bihang S. 28ff. — Minnen från bronsåldern ſlut i Norden (K. Vitt. Akad. Månadsblad 9, 1880, S. 97ff.). — Spännen från bronsåldern och ur dem närmaſt utvecklade former (Antiqv. Tidſtrift f. Sverige 6, Nr. 3, S. 1ff. Stockholm 1880—82) [behandelt nur die Fibeln Italiens].

[5]) Om den nordiſka bronsålderns ornamentik och des betydelſe for frågan om periodens indelning (Månadsblad 10, 1881, S. 17ff.).

Digitized by Google

treten. Die so sich ergebenden Perioden versieht man dann mit Zahlen, wobei Nr. I natürlich die älteste Periode ist.

Nun wäre es aber möglich, daß zwar die typologische Anordnung der Reihe untadelig wäre, daß man sich aber in der ganzen Richtung der Entwicklung geirrt haben könnte und daß, was man für den Anfang einer Reihe ansieht, vielmehr ihr Schluß wäre, und ebenso umgekehrt. Gegen solche Irrtümer ist man einigermaßen geschützt durch die Beobachtung, daß am Anfang jeder Reihe der Gegenstand eine einfache, durchaus zweckentsprechende, daher meist edlere Gestalt besitzt, als späterhin, wo er oft durch zu reichen Zierat überladen oder zu unförmiger Größe angeschwollen erscheint. Einen ganz sicheren Wegweiser bilden hier die sog. Rudimente oder Überlebsel, d. h. Formteile, die ursprünglich für den Aufbau notwendige Glieder waren, später aber ihren Zweck einbüßen und nur noch nach dem Gesetz der Trägheit als bloßer Zierat weiterleben. Diese Überlebsel verändern dann in raschem Spiel ihre Form, bis sie nach längerem Scheinleben absterben und verschwinden. Ein solches Rudiment ist z. B. die untere, nach den Schneiden hin gelegene Hälfte der beiden Ränder eines zum Absatzbeil gewordenen Randbeiles. Oft kann man hier auch die Beobachtung machen, daß bisher geschmiedete Teile eines Gegenstandes plötzlich durch Guß hergestellt werden und infolgedessen ihre Gestalt ändern. So werden bei der germanischen Bronzezeitfibel die durch Schmieden des Drahtes hergestellten Bügelscheiben später als volle Scheiben gegossen und zeigen dann die frühere Aufrollung des Drahtes als Rudiment in Gestalt gleichmittiger erhabener Kreise. Desgleichen wird die aus Draht geschmiedetete knieförmig gebogene Nadelrast dieser Fibel am Ende der Bronzezeit plötzlich zu einem durch Guß hergestellten Ringe oder einer Öse, schließlich zu einem bloßen Zapfen, der als solcher vom mittleren Bügelteil zur rechten Bügelscheibe überspringt. Die Typen, bei denen hier Gießerarbeit auftritt, sind natürlich jünger als diejenigen, bei denen Schmiedearbeit angewendet worden ist; gerade so wie jene Typen, bei denen sich Rudimente zeigen, jünger sind, als jene, die statt der Rudimente noch Bauglieder zeigen.

In glänzender und in der Hauptsache abschließender Weise löste Montelius durch die geschilderte Methode die Aufgabe der Periodenteilung der Bronzezeit für Skandinavien in seinem hervorragendsten, und, wie ich seit Jahrzehnten oft hervorgehoben habe, wahrhaft epochenmachenden Werke von 1885 „über die Zeitbestimmung innerhalb der Bronzezeit mit besonderem Hinblick auf Skandinavien[1])". Obwohl diesem Werke an einschneidender Bedeutung in der ganzen Geschichte unserer Wissenschaft sich nichts Ebenbürtiges an die Seite gestellt hat, ist es, entgegen vielen anderen archäologischen

[1]) Om tidsbestämning inom bronsåldern med särskildt afseende på Skandinavien. Stockholm 1885. (Kgl. Vitterhets, Historie och Antiquitets Akademiens Handlingar. D. 30). — Vgl. dazu: Montelius, Den förhistoriska fornforskarens metod och material (Antikvarisk tidskrift f. Sverige VIII, 3, S. 1ff., 1884).

Digitized by Google

Schriften des Nordens, seiner Zeit höchst bedauerlicherweise nicht ins Deutsche übersetzt worden. Und heute kann diese Unterlassung leider nicht mehr gut gemacht werden, da die Zeit dieses Werkes vorübergegangen ist. Denn manche Teile sind durch eingehendere Untersuchungen und Darstellungen des Verfassers, wie anderer Forscher überholt worden; vor allem aber ist der archäologische Stoff in allen Ländern, namentlich aber in Deutschland, derart gewachsen, daß zu seiner vollen Ausnutzung ein ganz neues Buch geschrieben werden müßte.

Dies Werk war von allergrößter Tragweite nicht nur für die bessere Erkenntnis der Bronzezeit ganz Europas, sondern für die Forschungsweise unserer Wissenschaft überhaupt. Denn nicht das war darin das Wichtigste, daß Montelius für Skandinavien sechs Perioden der Bronzezeit aufzustellen vermochte, sondern das Geniale und Epochemachende war eben die Art und Weise, wie er dies Ergebnis erreichte. Denn die hier zum ersten Male angewandte Methode hat Allgemeingültigkeit und ist anwendbar auf alle Länder und auf alle Zeiten, wo das Material in genügender Fülle vorhanden ist.

Montelius hatte aber, ohne daß es ihm wohl gleich voll zum Bewußtsein gekommen ist, durch die Einführung dieser Methode in die vorgeschichtliche Archäologie noch viel Größeres erreicht, nämlich diese letztere erst zu einer völlig selbständigen Wissenschaft zu machen. Denn nun vermochte der Vorgeschichtsforscher den Fundstoff selbst zum Reden und zur Beantwortung aller jener wichtigen Fragen zu bringen, die früher unbeantwortet geblieben waren oder wissenschaftlich nur höchst ungenügende Antworten erhalten hatten. Besonders gilt dies für das ebenso wichtige als schwierige Gebiet der vor- und frühgeschichtlichen Stammeskunde.

Es war nun möglich durch scharfen Vergleich der Typen gleicher oder sich nahestehender Perioden in verschiedenen Ländern, z. B. Norddeutschland und Italien, zu erkennen, in welchem Lande manche nahverwandte und ursprünglich ganz gleiche Typen zuerst auftreten, so daß sie in das andere Land anfangs nur als Einfuhrstücke gekommen sind. Die Periodenteilungen der einzelnen Länder konnten nun überhaupt parallelisiert werden. Und auf diesem Wege erst war es mir möglich, meine siedlungsarchäologische Methode aufzubauen und damit eine einwandfreie neue Art Stammesgeschichte vor- und frühgeschichtlicher Zeit zu schaffen, die nichts zu tun hatte mit dem unwissenschaftlichen Betrieb, der bisher die vorgeschichtliche Stammeskunde in üblen Ruf gebracht hatte [1]).

Die beweisende Kraft der typologischen Methode war so einleuchtend, daß später auch die griechisch-römische Archäologie (Furtwängler [2])) und

[1]) Kossinna, Die Herkunft der Germanen. Zur Methode der Siedlungsarchäologie. Mannusbibl. 6. Würzburg 1911; Leipzig 1920.

[2]) Z. B. in seinen Forschungen über die Zeit des Triumphdenkmals bei Adamklissi.

Digitized by Google

neuerdings auch die allgemeine Kunstgeschichte (Heinrich Wölfflin) sie nachahmte.

Aber vermittels der, wenn auch zuweilen nur in wenigen Punkten, engen Kultur- und Handelsbeziehungen zwischen den Ländern Europas wurde es Montelius auch möglich, aus der relativen Zeitbestimmung nach Perioden eine absolute Zeitbestimmung nach Jahrhunderten zu machen. Dazu diente ihm im Jahre 1885 freilich nur erst die Verwandtschaft der Spiralornamentik der nordischen Bronzen älterer Bronzezeit mit den gemalten Spiralen der mykenischen Tongefäße, und so setzte er, da man damals die mykenische Zeit in die 2. Hälfte des 2. Jahrtausends vor Chr. verlegte, die Periode II nordischer Bronzezeit in das letzte Viertel dieses Jahrtausends. Und von diesem festen Punkte aus war es leicht, die Dauer der übrigen Perioden sowohl für Italien wie für den Norden im Ungefähren zu bestimmen.

Aber Montelius pilgerte weiter Jahr für Jahr nach dem Süden, um neue, festere Punkte für die absolute Zeitbestimmung zu gewinnen. Die Frucht dieser Reisen war die gewaltige Stoffsammlung über die ober- und mittelitalische Bronzezeit, die er in dem von O. Sörling mit meisterhaften Zeichnungen ausgestatteten Prachtwerke der Civilisation primitive en Italie niederlegte, das von 1895—1910 in 5 Bänden erschien [1]). Und diese Frucht blieb nicht vereinsamt. Es gesellte sich zu ihr der kleine, aber äußerst wichtige Liverpooler Vortrag über „die vorklassische Chronologie in Griechenland und Italien" (1897) [2]) und das größere deutsche Werk über „die Chronologie der ältesten Bronzezeit in Norddeutschland und Skandinavien" (1900) [3]).

Das letztgenannte umfangreiche Werk sah Montelius für sein bedeutendstes an, sicher mit Unrecht. Denn dieser Ruhm gebührt zweifellos dem vorher genannten weit kleineren Buche der „Tidsbestämning" von 1885, dem Jahre, mit welchem der künftige Geschichtsschreiber der europäischen Vorgeschichtsforschung eine neue Epoche dieser Wissenschaft, die erste wahrhaft wissenschaftliche, beginnen lassen muß. Jenes Werk von 1900 aber, das die Anfänge der Bronzezeit, die Periode I, nicht nur des Nordens, sondern auch des ganzen übrigen Europas, ja auch Vorderasiens und Ägyptens, behandelt, ist freilich eine mit größtem Fleiß vollzogene Sammlung und Sichtung des ungeheuern, über einen so gewaltigen Erdraum ausgebreiteten Stoffes und als solche sicher eine bedeutende Leistung, im Grunde aber doch, ebenso wie die italische „Civilisation", mehr ein Zeugnis der ungemeinen Arbeitskraft des

[1]) La civilisation primitive en Italie depuis l'introduction des métaux. P. I. Texte, Planches. Stockholm 1895; P. II. Planches 1, 2, 1907, Texte 1, 1910.

[2]) Pre-Classical chronology in Greece and Italy (Journal R. Anthr. Institute Bd. 26, 1897, S. 261ff. mit 16 Tafeln).

[3]) Die Chronologie der ältesten Bronzezeit in Norddeutschland und Skandinavien. Braunschweig 1900. (Aus: Arch f. Anthr. 25, 1898, S. 443ff.; 26, 1900, S. 1ff.)

Digitized by Google

Verfassers, als einer jedermann gefangen nehmenden Genialität, wie sie aus der „Tidsbestämning" hervorleuchtet, durch die er die Prähistoriker ganz Europas zu seinen Schülern gemacht hat.

Freilich gerade als Stoffsammlung wird das Werk über die „älteste Bronzezeit" noch lange ein frisches Leben behalten, während die „Tidsbestämning" als rein untersuchendes Werk rascher dem Veralten verfallen mußte.

Doch einen großen Fortschritt in der absoluten Chronologie hatte das letzte Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts gebracht, nämlich die Anknüpfung der italischen Bronzezeit an die griechische und der griechischen Bronzezeit wiederum an die mit festen Jahreszahlen umschriebene ägyptische. In Ägypten fanden sich nämlich aus der Zeit um 1400 vor Chr. mykenische Bügelkannen, eine Gefäßart, die in Griechenland wiederum bisweilen mit italischen Bronzen der italischen Bronzeperiode III gesellt ist, unter denen die ältesten Fibeln, die sog. Peschierafibeln, die Hauptrolle spielen. Diese Fibeln müssen also im 15. Jahrhundert in Italien üblich gewesen sein und die nach Montelius von ihnen abzuleitenden nordischen Fibeln der nordischen Periode II müssen also ein wenig jünger sein, d. h. dem 14. Jahrhundert angehören. (Nebenbei bemerkt habe ich seitdem längst erwiesen, daß die Verhältnisse hier tatsächlich umgekehrt liegen, daß also die italische Fibel vielmehr unter dem Einfluß der als Einfuhrstücke in Italien nachgewiesenen nordischen Fibeln entstanden ist, die nordische Fibel also nicht jünger, sondern älter als die italische sein und nicht ins 14., sondern ins 16. Jahrh. vor Chr. gehören muß [1]).

Ein zweiter fester Punkt der italischen Chronologie fällt ganz spät, nämlich um 480 vor Chr., und wird durch den sog. Perserschutt der Akropolis von Athen dargestellt, d. h. jene Auffüllungen für die Terrassen, die nach der Verbrennung der Akropolisheiligtümer durch die Perser im Jahre 480 ausgeführt wurden. In diesem „Perserschutt" finden sich nämlich von attischen Vasen die jüngsten schwarzbemalten, die des dritten oder sog. spätarchaischen Stils, und die ältesten rotbemalten des strengen und des beginnenden schönen Stils. Und ebenso kommen solche Vasen auch in italischen Funden vor und sind dort zeitbestimmend. So war es also möglich, die bisher nur relativ bestimmten Perioden der italischen Vorgeschichte zwischen 1500 und 500 vor Chr. bestimmten Jahrhunderten zuzuweisen.

Hier will ich gleich einflechten, daß sich im Nachlaß des Meisters ein größtenteils bereits fertig gedrucktes Werk befindet: La Grèce préclassique. Die Vorarbeiten dazu [2]) gehen bis auf das Jahr 1878 zurück. Besonders sind hier seine gemeinverständlichen Darstellungen der mykenischen Kultur

[1]) Kossinna, Mannus IV (1912), S. 175ff. — Dagegen Montelius, Die vorklassische Chronologie Italiens, S. 239. — Dagegen wiederum Kossinna, Die deutsche Vorgeschichte eine hervorragend nationale Wissenschaft. 2. Aufl. Würzburg 1914, S. 108ff.

[2]) Ett fynd från Athens Akropolis (Månadsblad 18, 1889, S. 49 ff.). — Die Bronzezeit im Orient und in Griechenland (Arch. f. Anthrop. 21, 1892).

Digitized by Google

und später der kretischen Kunst zu nennen, die er in der von ihm seit 1880 bis zu seinem Tode herausgegebenen „Nordisk Tidskrift för Vetenskap, Konst och Industri" erscheinen ließ [1]). Auch der ägyptischen Bronzezeit hat er besondere Schriften gewidmet [2]).

In derselben Richtung wie die „Civilisation" liegt sein deutschgeschriebenes zweibändiges Werk von 1912 „Die vorklassische Chronologie Italiens" [3]), eine gegenüber dem Monumentalwerk der Civilisation durchaus selbständige, durch reiche Stoff- wie Abbildungsvermehrung unter entsprechender Kürzung des bereits früher veröffentlichten Stoffes gekennzeichnete Materialsammlung mit angehängten sehr umfangreichen typologischen Reihen von Bronzen aus Italien, Griechenland, Mitteleuropa und dem Norden. Der typologische Anhang ist größtenteils seiner Schrift von 1903 „Die typologische Methode [4])" entnommen worden. Dieses letztgenannte Buch bildet den 1. Teil eines Werkes mit dem Titel: „Die älteren Kulturperioden", dessen 2. Teil „Die Vorgeschichte der Euphrat- und Tigrisländer" behandeln wird und z. T. bereits fertig gedruckt sein soll. Hoffentlich ist das Übrige wenigstens fertig niedergeschrieben hinterlassen worden.

Ein Hauptzweck des neuen Werkes von 1912 war, seine italische Chronologie zu rechtfertigen gegen die Angriffe von seiten klassischer Archäologen, die jene Chronologie wegen der viel zu frühen Ansetzung des Eintritts und Verlaufs der ältesten Eisenzeit Italiens zuerst ganz verworfen hatten, später wenigstens stark geändert wissen wollten [5]). Doch gelang es Montelius auch jetzt nicht, jenen Widerspruch in seinem berechtigten Kerne zum Schweigen zu bringen.

Neben dem Norden und Italien hat Montelius noch gemeinsam für Frankreich, Belgien, Süddeutschland und Schweiz [6]) und für Groß-

---

[1]) Schliemanns uptäckter i Mykenae och deras betydelse för den förhistoriska fornforskningen (Nord. Tidskr. 1878, S. 148 ff.). — Ett grekiskt konungapalats från Trojanska krigets tid. Schliemanns upptäckter i Tiryns (ebd. 1888, S. 46 ff.). — Konung Minos' palats. Arthur Evans' upptäckter vid Knossos på Kreta, 1. 2. (Nord. Tidskr. 1905, S. 25 ff., 117 ff.). — Målningskonsten i Grekland ett årtusende före Perikles' tid. 1. 2. (ebd. 1920, S. 337 ff., 409 ff.). — Kretensisk skulptur före Mosestid (ebd. 1921, S. 1 ff.).

[2]) Bronsåldern i Egypten (Ymer 8, 1888, S. 3 ff.). — L'âge du bronze en Egypte (L'Anthropologie I, 1890, S. 27 ff.). — Vgl.: Sfinxen i forna tiders konst (Nord. T. 1915).

[3]) Die vorklassische Chronologie Italiens. Text, Tafeln. Stockholm 1912.

[4]) Die älteren Kulturperioden im Orient und in Europa. 1. Die Methode. Stockholm 1903. — Ein Vorläufer hierzu war die Abhandlung: Typologien eller utvecklingsläran, tillämpad på den mänskliga arbetet (Svenska Fornminnes-Föreningens Tidskrift 1899. 10, S. 237 ff.).

[5]) G. Karo, Cenni sulla cronologia preclassica nell'Italia centrale (Bullettino di Paletnologia italiana, XXIV. Rom 1898, S. 144 ff.); vgl. Bull. 1904, S. 25: Regulini-Galassi-Periode = 8.—7. Jahrh. vor Chr.

[6]) La chronologie préhistorique en France et en d'autres pays celtiques (Congrès XII, Paris 1900. Paris 1902, S. 39 ff. und L'Anthropologie. Bd. 12. Paris 1901, S. 609 ff.).

Digitized by Google

britannien nebst Irland [1]) je eine Periodenteilung der Bronzezeit bearbeitet. Die französische Arbeit von 1900 ist äußerst knapp und bleibt hinter dem Stande der deutschen Wissenschaft auf jenem Ländergebiete, das keineswegs ein einheitliches, „keltisches", ist, wie Montelius meinte, in mehr als einem Punkte merklich zurück, wogegen die etwas eingehendere Schrift über England von 1908 nach allen Seiten dankbar zu begrüßen ist.

Nennen wir schließlich noch seine Arbeit über die frühesten Verwendung des Kupfers als Zeichen der beginnenden Metallzeit [2]), so haben wir das eigentliche Forschungsgebiet von Montelius, die Bronzezeit, erledigt.

Demgegenüber treten sowohl Steinzeit, als Eisenzeit in seinen Arbeiten stark zurück, namentlich die Steinzeit. Hier hat er sich über die Grenzen seines Heimatlandes nur einmal hinausgewagt. Der Grund hierfür waren wohl die ungemein schwierigen Kulturverhältnisse des steinzeitlichen Mitteleuropas mit ihrer verwirrenden Fülle und Mannigfaltigkeit sich drängender und wechselnder Zivilisationsgebiete, über die erst in meiner „Deutschen Vorgeschichte [3])" eine erstmalige allgemeinere Übersicht geboten worden ist. Für Schweden untersuchte Montelius bereits 1874 sowohl die Verbreitung der großen Steingräber im Süden des Landes [4]), als auch die sog. arktische Steinzeitkultur, die er damals wie bis an sein Lebensende fälschlich den Lappen zuschrieb [5]). — Ein großes Werk schien das unter dem Titel „Der Orient und Europa" geplante werden zu sollen. Erschienen ist davon aber nur Heft I [6]), ins Deutsche übersetzt 1899 [7]), das die Megalithgräber fast der ganzen Alten Welt, wiederum in sehr reichlicher, ausgezeichneter Stoffsammlung, vorführt. Leider unter dem ausgesprochenen Schlagworte Lux ex oriente, zu deutsch: „im Bann des Trugspiegels des Morgenlandes". Die Megalithgräber sollen von Vorderasien längs den Mittelmeerküsten bis nach West- und Nordeuropa gewandert sein. Der lebhafte Widerspruch, den diese Anschauung, von deutscher Seite, besonders auch durch mich, erfuhr [8]), hat es

[1]) The Chronology of the British Bronze Age (Archaeologia 61, 1908, S. 97ff.).

[2]) Findet man in Schweden Überreste von einem Kupferalter? (Arch. f. Anthrop. 23, 1895, S. 425 ff., übersetzt aus Svenska Fornm. Tidskrift 8, 1893, S. 203 ff.).

[3]) Besonders in der 2. Aufl. (1914) und verbessert in der 3. Aufl. (1921).

[4]) Sur les tombeaux et la topographie de la Suède pendant l'âge de la pierre (Congrès VII, Stockholm 1874, Bd. I. Stockholm 1876, S. 152ff.).

[5]) Minnen från Lapparnes Stenälder i Sverige 1, 2. K. Vitterhets Akademiens Månadsblad 3. 1874, S. 97ff., 147ff. Sur les souvenirs de l'âge de la pierre des Lapons en Suède (Congrès VII, Stockholm 1874, Bd. I (Stockholm 1876), S. 188ff.).

[6]) Orienten och Europa. Ett bidrag till kännedomen om den orientaliska kulturens inverkan på Europa till midten af den sista årtusendet före Kristi födelse. 1. 2. 3 (Antiqv. Tidskrift f. Sverige 13, 1894—1905).

[7]) Der Orient und Europa. Einfluß der orientalischen Kultur auf Europa bis zur Mitte des letzten Jahrtausends vor Chr. H. 1. Stockholm 1899. — Vgl. auch: Dolmens en France et en Suède (Congrès préh. de France II, Vannes 1906. Paris 1907, S. 337ff.).

[8]) Kossinna, Die deutsche Vorgeschichte usw. S. 13ff.

Digitized by Google

wohl bewirkt, daß Montelius diesem ersten Hefte über die Geschichte des Orienteinflusses auf Europa — wie er ihn auffaßte — kein weiteres folgen ließ.

Obwohl sonst meist verschiedene Wege wandelnd, in der Kniebeuge vor dem Morgenlande wetteiferten schwedische und dänische Vorgeschichtsforschung. Wenn aber Sophus Müller im Einklang mit seiner verfehlten vorgeschichtlichen Chronologie die nordischen Ganggräber der Steinzeit als Nachkommen der spätmykenischen, also spätestbronzezeitlichen, Kuppelgräber, auffaßte und ihr Alter damit um mehr als ein Jahrtausend zu spät ansetzte, so ist ihm hier, wie so oft in chronologischen Fragen, Montelius scharf entgegengetreten [1]).

Für die Periodenteilung der nordischen Steinzeit wirkte er dagegen wieder grundlegend durch seine deutsche Abhandlung von 1891 [2]), worin er die Feuersteinbeile auf ihre typologische Entwicklung vom Kernbeil der Muschelhaufenzeit über das spitznackige, dünnnackige, dicknackige bis zum breitschneidigen Beil vom Schlusse der Steinzeit untersuchte und bleibenden Erfolg damit gewann.

Verfehlt war es dagegen wiederum, wenn er in gewissen großen grob zugeschlagenen langovalen Feuersteingeräten, die im südwestlichen Schweden und Norwegen, sowie in Dänemark und auf Rügen nicht selten erscheinen und in einen frühen Zeitabschnitt bald nach dem Abschmelzen der Eiszeitgletscher gehören, Seitenstücke zu den weit älteren lorbeerblattförmigen Geräten der eiszeitlichen Solutréperiode West- und Mitteleuropas erblicken wollte [3]).

Weit mehr Ergebnisse erzielte er auf dem Gebiete der Eisenzeit. Gleich dem ersten Auftreten des Eisens und der Eisenbearbeitung, die ja das Ende der Bronzezeit bedeuten, hat er stärkste Aufmerksamkeit zugewendet, und er hat diese Frage von seinem ersten Werke, der Dissertation von 1869, an bis zu seinem Lebensende eindringendst verfolgt. Während er in früheren Jahren Vorderasien, insbesondere Kleinasien, als Heimat der Eisentechnik betrachtete, hat er sich in einem Hallischen Vortrage vom Oktober 1918, der bisher noch nicht gedruckt worden [4]) ist, zu der Ansicht des deutschen Orient-

[1]) De mykeniska kupolgrafvarna och de nordiska gånggrifterna (Fornvännen 1909. Stockholm, S. 161ff.).

[2]) Zur Chronologie der jüngeren Steinzeit in Skandinavien (Korr.-Bl. d. deutsch. Gesellsch. f. Anthr. 22, 1981, S. 99ff.).

[3]) Montelius, De mandelförmiga flinktvertygens ålder (Antikvarisk Tidskrift 20, H. 6, 1918, S. 1ff.). — Dagegen: Jos. Bayer, Das vermeintliche Solutréen in Skandinavien (Mannus 13, 1921, S. 1ff.); vgl. auch Kossinna, Die Indogermanen. I. Leipzig 1921, S. 13f.

[4]) Denselben Vortrag scheint Montelius später auf dem 2. nordischen Archäologen-Kongreß zu Kopenhagen gehalten zu haben, worüber ein kürzerer Bericht veröffentlicht worden ist in den dänischen Aarböger for nordisk oldkyndighed 1920, S. 1—9 (När och hvar upptäcktes järnet?), ein Band, der bisher noch nicht nach Deutschland gelangt ist.

Digitized by Google

forschers Waldemar Belck bekehrt, wonach diese Heimat in Kreta zu suchen ist [1]).

Sonst hat er auch für die Eisenzeit nur auf eigentlich nordischem Gebiete Nennenswertes geleistet, so in der Behandlung der schwedischen Latène-Periode (1907) [2]). Von bleibendem hohen Werte ist hier jedoch seine Darstellung der Perioden der skandinavischen Eisenzeit, die auch für die dem Norden sehr ähnlichen Kulturverhältnisse der Germanen Deutschlands noch heute wissenschaftlich recht wertvoll ist und darum baldmöglichst übersetzt werden sollte [3]).

Obwohl er seit langem überzeugt war, und mit Otto Tischler und Ingvald Undset zu erweisen suchte, daß das Eisen in Mittel- und Nordeuropa viele Jahrhunderte eher bekannt war und verwendet wurde, als man früher annahm, konnte er sich nur schwer entschließen, seine Periode VI nordischer Bronzezeit nach meinem Vorgange von 1902 [4]), wie es notwendig ist, vielmehr als 1. Periode der nordischen Eisenzeit hinzustellen. Er zwang sich zwar 1907 [5]) zu diesem Zugeständnis, kehrte aber bereits 1915 [6]) zu dem veralteten Schema seiner jüngeren Jahre zurück, was wir vielleicht nicht nur als unerfreuliche Alterserscheinung aufzufassen haben.

Montelius war ja jahrzehntelang gewohnt, Verbesserungen an seinen in einem großen Zusammenhang stehenden Forschungen nur durch seine eigene Arbeit zu erzielen, ohne jede Mithilfe seiner Sachgenossen. So wurde ihm später ein wenn auch als notwendig erkanntes Verleugnen älterer eigener Ergebnisse durch ein Nachgeben an jüngere Forscher, wofern dies nicht seine eigenen, von ihm beeinflußten Schüler waren, ungemein schwer. Er pflegte darum auch, soweit es sich um Ausdeutung des vorgeschichtlichen Stoffes handelte, im allgemeinen nur seine eigenen Schriften zu zitieren, auf eine Widerlegung gegnerischer Anschauungen aber, die er meist nicht einmal erwähnte, sich durchaus nicht einzulassen. Wissenschaftliche Polemik widerstrebte seiner Natur oder er wollte sie wenigstens nicht. Dadurch erreichte er es zwar, unter seinen

---

[1]) Waldemar Belck, Die Erfinder der Eisentechnik (Zeitschr. f. Ethn. 1907, S. 334ff.; 1908, S. 45ff.).

[2]) La période de La Tène en Suède (C. R. Congrès préhistor. de France III, Autun 1907. Paris 1908, S. 804ff.).

[3]) Den nordiska jernålderns kronologi. 1. 2. 3. (Svenska fornminnes-föreningens Tidskrift 9, S. 155ff., 1895—96; 10, S. 55ff., 1897). — Vgl. auch die Abhandlung: Das Alter der Runenschrift im Norden (Arch. f. Anthr. 18, 1889, S. 151ff., übersetzt aus Svenska Fornm. Tidskrift 6, 1885—87, S. 236ff.).

[4]) Kossinna, Die indogermanische Frage (Zeitschr. f. Ethn. 1902, S. 216).

[5]) Les débuts de l'âge du fer (Annales, 20. Congrès archéol. et hist. de Belgique. Gand 1907, T. I, S. 233ff.) S. 242.

[6]) In: Kronologiska öfversikter till Europas förhistoria af Högborn, Sernander, Almgren, Wide, Montelius. Upsala 1915, ebenso in seinen Minnen från vår forntid (1917) und in Vår forntid (1919). S. 23.

Digitized by Google

Fachgenossen in ganz Europa keinen einzigen persönlichen Feind oder nur Gegner zu besitzen. Allein als in seinen letzten Jahrzehnten, namentlich in Deutschland, jüngere Forscher emporgekommen waren, die bei andersgerichteter Vorbildung, als es die rein naturwissenschaftliche von Montelius und seiner Schule war, auf Grund umfassender, eindringender und vorurteilsloser Studien zu ganz anderen, vielfach entgegengesetzten Ergebnissen gelangten, als vordem Montelius, da wurde seine Ablehnung jeglicher Erörterung wissenschaftlicher Streitfragen, sei es in Druck, Schrift oder mündlicher Rede, unzweifelhaft zu einer Schädigung unserer Wissenschaft überhaupt.

Nicht unerwähnt bleiben dürfen seine sehr geschickt abgefaßten und angenehm lesbaren volkstümlichen Darstellungen der schwedischen Vorgeschichte, von denen die ältere, die den Titel führt „Das heidnische Zeitalter in Schweden [1]), drei Auflagen erlebte, von denen die erste auch ins Französische (1874), die zweite auch ins Deutsche (1885) [2]) und Englische (1888) übersetzt worden ist. Von einer anderen umfassenderen Darstellung desselben Stoffes, die als erster Band eines großangelegten Sammelwerkes über die „Geschichte Schwedens" erschien (zuerst 1875) [3]) wurde die 2. Auflage unter dem Titel „Kulturgeschichte Schwedens" [4]) ins Deutsche übertragen und hat unter dem neuen Titel „Unsere Vorzeit" im Jahre 1919 die 3. schwedische Auflage erlebt [5]), die Montelius als seine Jubeldoktorschrift bezeichnete, — hatte er doch gerade vor einem halben Jahrhundert promoviert.

Von Sondergebieten, die Montelius mit Vorliebe behandelte, seien nur genannt die Entwicklung und Verbreitung der heiligen Sinnbilder, das Haus und der Handel der Vorzeit.

Was er über das Dasein des vierspeichigen Rades [6]) und anderer christlicher Sinnbilder wie des griechischen und des lateinischen Kreuzes bereits in vorgeschichtlicher Zeit und über deren Geschichte in christlicher Zeit [7]) festgestellt hat, wird unvergessen bleiben.

---

[1]) Om lifvet i Sverige under hednatiden. Stockholm 1873; 2. Aufl. 1878; 3. Aufl. 1905.

[2]) Die Kultur Schwedens in vorgeschichtlicher Zeit. Übersetzt von Carl Appel, Berlin 1885.

[3]) Sveriges hednatid samt medeltid, förra skedet, från år 1060 till år 1350. H. 1—6, Stockholm 1875—1877 (= Sveriges historia från äldsta tid till våra dagar I, 1—6). 2. Aufl. u. d. T.: Forntiden. Stockholm 1903.

[4]) Kulturgeschichte Schwedens von den ältesten Zeiten bis zum 11. Jahrh. nach Chr. Leipzig 1906.

[5]) Vår forntid. Stockholm 1919.

[6]) Das Rad als religiöses Sinnbild in vorchristlicher und christlicher Zeit (Prometheus 16, 1904/05, S. 241ff., 259ff., 277ff.; übersetzt aus Nordisk Tidskrift för vetenskap, kunst och industri. Stockholm 1901, S. 1ff.).

[7]) Das Sonnenrad und das christliche Kreuz (Mannus I, 1909, S. 53ff., 169ff.; übersetzt aus Nord. Tidskrift 1904, S. 1ff., 149ff.). — Das lateinische Kreuz (Mannus VII, 1915, S. 281ff.; übersetzt aus Nord. Tidskrift 1907, S. 1ff.). — Kristusmonogrammen, deras uppkomst och ursprungliga betydelse (Nord. Tidskrift 1913, S. 1ff.). — Lammet och

Digitized by Google

Weniger Beifall fand ſeine typologiſche Darſtellung der Entwicklung des älteſten ländlichen Hauſes [1]), die ſich auf zu große Ländergebiete erſtreckte, als daß ſie zu geſicherten geſchichtlichen Ergebniſſen führen konnte, da ja doch die Typologie nur innerhalb eines völkiſch einheitlichen Gebietes mit Erfolg anwendbar iſt.

Auf den vorgeſchichtlichen Handel, über den er außer zahlreichen Einzelbeiträgen auch eine ſchöne Zuſammenfaſſung [2]) veröffentlicht hat, wurde er naturgemäß geführt durch die Fragen nach einheimiſchen Eigenen und eingeführtem Fremden innerhalb der verſchiedenen Kulturgebiete, wobei die Verbindungen des Nordens und Mittel- und Weſteuropas mit Italien im Vordergrunde ſeiner Teilnahme ſtanden [3]). Eben dahin wieſen ihn die Fragen der relativen wie der abſoluten Chronologie, da die Einfuhrſtücke in ſonſt einheimiſchen Funden der beſte Wegweiſer ſind für die Gleichſetzung von Perioden in weit voneinander getrennten Ländern.

In der Auffaſſung von Handelsbeziehungen und Kulturwanderungen befand ſich Montelius freilich im Rückſtande. Die allgemeinen Vorurteile unſerer ſeit Jahrhunderten herrſchenden geſchichtlichen Weltanſchauung, die in den höheren Schulen ebenſo Geltung haben wie im Leben der Gebildeten, haben auch Montelius ſein Leben lang feſtgehalten im Banne des „Trug-

Korsfanan (Nord. Tidſkrift 1914, S. 570ff.). — Riksäpplet (Nord. Tidſkrift 1918, S. 1ff.). — Hjulformiga ſpännen (Fornvännen 4, 1909, S. 109ff.). — Solgudens yxa och Tors hammare (Svenſka Fornm. Tidſkrift 1899, 10, S. 277ff.). — Solguden och hans dyrkan (Nord. Tidſkrift 1911, S. 1ff., 91ff.)

[1]) Zur älteſten Geſchichte des Wohnhauſes in Europa, ſpeziell im Norden (Arch. f. Anthr. 23, 1895, S. 451ff.).

[2]) Der Handel in der Vorzeit mit beſonderer Hinſicht auf Skandinavien und die Zeit vor Chr. Geb. (Präh. Zeitſchr. 2, 1910, S. 249ff.; überſetzt aus Nord. Tidſkrift 1908, S. 295ff., 383ff.).

[3]) Två nordiſka bronsåldersſaker funna i Schweitz (K. Vitt. Akad. Månadsblad 8, 1879, S. 141ff.). — Verbindungen zwiſchen Skandinavien und dem weſtlichen Europa vor Chr. Geb. (Arch. f. Anthr. 19, 1891, S. 1ff.; überſetzt aus Svenſka Fornm. Fören. Tidſkrift 7, 1889—90, S. 124ff.). — Sveriges förbindelſe med andra länder i förhiſtoriſk tid (Hiſtoriſka ſtudier, Feſtſkrift tillegnad C. G. Malmſtröm. Stockholm 1897, S. 1ff.). — Ett i Sverige funnet fornitaliſkt bronskärl. Bidrag till vår kunſkap om handelsförbindelſerna mellan Skandinavien och länderna ſöder härom före vår tideräkenings början (Svenſka Fornm. Fören. Tidſkrift 11, 1900—02, S. 1ff.); vgl. den Auszug: Ein in Schweden gefundenes Bronzegefäß altitaliſcher Arbeit (Strena Helbigiana. Lipſiae MCM, S. 200ff.). — On the earliest communications between Italy and Scandinavia (Journ. of the R. anthr. Institute of Great-Britain and Ireland 30, 1900, S. 89ff.). — Le relazioni fra l'Italia e la Scandinavia prima di Augusto (Atti Congresso intern. di scienze storiche, Roma 1903, Vol. 5, S. 231ff.). — Les relations entre la France et l'Italie a l'âge du bronze (C. R. Association française pour l'avancement des sciences, 36. session, Reims 1907, Paris 1908, S. 830ff.). — Der vorauguſteiſche Verkehr zwiſchen der Oſtſee und dem Mittelmeer (Deutſche Revue 34, 1909, Bd. 1, S. 223ff.). — In gewiſſem Sinne, inſofern der Rohſtoff für Goldarbeiten vom Auslande bezogen werden mußte, kann hier noch die Abhandlung angeſchloſſen werden: Goldarbeten från bronsåldern, funna i Sverige (Fornvännen 1916, S. 1ff.).

Digitized by Google

bildes des Südens wie des Ostens". Das trifft für alle Perioden der Vorzeit bei ihm zu, besonders aber für die Bronzezeit. Von alteingewurzelten Vorstellungen konnten ihn auch die schlagendsten Gegenbeweise meist nicht abbringen. Ich erwähne da nur meine Auseinandersetzungen mit ihm über den Ursprung der germanischen Bronzezeitfibel (s. oben S. 318) oder über manche von den getriebenen Bronzearbeiten, die ich entgegen seinem Lehrsatz vom italischen Ursprunge alles Getriebenen als nur nordisch nachweisen konnte [1]). So war es auch mit gewissen nordischen Steinzeitornamenten, die er unwahrscheinlicher-, um nicht zu sagen unmöglicherweise bis aus Ägypten herleiten wollte [2]). So war es mit dem Gange der Ausbreitung des Spiralornaments usw.

Nachdem er eine Zeitlang nach dieser Richtung mehr Zurückhaltung üben zu wollen schien, ist er gerade in den Reisevorträgen seiner allerletzten Jahre des öfteren wieder in sehr verstärktem Maße für die Herkunft aller europäischen Zivilisation aus dem Morgenlande eingetreten. Ägypten freilich mußte als Quelle für die europäische Bronzekultur ausgeschaltet werden, seitdem die neuere Erforschung der ägyptischen Chronologie des mittleren und des alten Reiches die phantastisch hohen Jahrtausendzahlen für die dortigen Kulturen so herabgeminderte hatte, daß der von Montelius noch im Jahre 1900 angenommene Kulturstrom [3]) nach Europa so ziemlich versiegte.

Aber Mesopotamien und Iran mit ihrer noch mehr oder weniger in der Luft schwebenden absoluten Chronologie ältester Zeit boten Montelius nach wie vor hinreichenden Spielraum für Annahmen unwahrscheinlich früher Kulturhöhe und weitgehender Einflüsse nach Europa hin. Seine recht mangelhaft begründete Ansicht über das Alter der frühesten Kulturen des elamischen Susa in Südpersien, das er im Jahre 1906 auf 20000 Jahre abschätzen zu können glaubte [4]), hat wohl kaum einen Gläubigen gefunden. Höchstwahrscheinlich darf man dieser Siedlungsstätte nur ein Alter von 5000 bis höchstens 6000 Jahren einräumen. Weiteres hierüber werden wir hoffentlich bald aus seinem nachgelassenen Werke über die „Euphrat- und Tigrisländer" erfahren, dem wir nur mit größter Spannung entgegensehen können. Letzthin soll Montelius Indien als Urheimat aller Kultur erschienen sein, obwohl wir von der alten Geschichte und vollends von der Vorgeschichte dieses Landes so verzweifelt wenig wissen. Indien soll nach Montelius insonderheit die

[1]) Kossinna, Mannus VIII, 1907, S. 104ff.

[2]) Vgl. den S. 321, Anm. 2 genannten Aufsatz, sowie „Die Chronologie der ältesten Bronzezeit" usw. S. 90f. u. 155.

[3]) Die Chronologie der ältesten Bronzezeit in Norddeutschland und Skandinavien, S. 141f.

[4]) Sur la chronologie absolue de l'époque néolithique (Congrès intern. d'anthr. et d'archéol. préhist., 13. session, Monaco 1916. Bd. 2, S. 32ff.).

Digitized by Google

Erfindung der Tongefäßbereitung zuzuschreiben sein: auf Grund welcher Tatsachen, ist mir freilich völlig unerfindlich.

Der schwächste Punkt in dem ganzen Forschen des schwedischen Meisters war wohl sein Verhältnis zu den Fragen der jeweiligen völkischen Zugehörigkeit der wechselnden vorgeschichtlichen Kulturen der einzelnen Länder Europas. Diesem Gebiete hat er überhaupt erst in den letzten Jahren, zweifellos unter meinem Einfluß, näher zu treten versucht. Als ursprünglicher Naturforscher stand er diesen Fragen ziemlich hilflos gegenüber; aber dieselbe Hilflosigkeit sehen wir ja bei fast allen skandinavischen und dänischen Vorgeschichtsforschern, besonders auch bei dem nicht von der Naturforschung ausgegangenen Sophus Müller. Die völlig in sich abgeschlossene Archäologie, ohne Zunahme der alten Völkergeschichte und besonders auch der Sprachwissenschaft, vermag eben doch nicht den Weg zur vorgeschichtlichen Völkergeschichte zu öffnen.

Wir sahen schon, wie Montelius andauernd dem Irrtum huldigte, die arktische Zivilisation mittel- und nordschwedischer Steinzeit den Lappen zuzuschreiben [1]), obwohl diese erst im letzten Jahrtausend vor Chr. ins Ostseegebiet und in die Nachbarschaft der Germanen gerückt sind [2]). Es wurde auch schon angedeutet, wie verfehlt die Auffassung war, ganz Westeuropa, d. h. ganz Frankreich und Großbritannien, für die Bronzezeit als Länder mit keltischer Bevölkerung anzusehen [3]), während doch die Kelten damals noch nicht weit über die Grenzen Westdeutschlands westwärts hinausgedrungen waren [4]).

Richtig dagegen sah er, wenn er unter den beiden noch immer sich bekämpfenden Anschauungen über die Einwanderung der Etrusker nach Mittelitalien, ob zu Lande über die Alpen oder zu Wasser von Kleinasien her, auf Grund der archäologischen Verhältnisse Mittelitaliens um 1100 vor Chr. herum sich mit Entschiedenheit für die letzte Ansicht einsetzte, worin ihm auch Furtwängler beistimmte [5]).

Ganz in die Irre ging Montelius aber mit der Annahme, das nordösterreichisch-ungarische Bronzezeitgebiet sei als ein südgermanisches anzusehen, was er 1882 [6]), 1884 [7]) und noch 1885 in seiner „Tidsbestämning" tat [8]).

---

[1]) Vgl. S. 320, Anm. 5.

[2]) Kossinna, Die Indogermanen. Ein Abriß. I. Leipzig 1921, S. 8f.

[3]) Vgl. die S. 319, Anm. 6 genannte Abhandlung.

[4]) Kossinna, Zur älteren Bronzezeit (Mannus 1911, III, S. 319f.; 1912, IV, S. 173, 287) und besonders „Die Herkunft der Germanen" S. 22f.

[5]) The Tyrrhenians in Greece and Italy (Journal of the R. anthropol. Institute 26, 1897, S. 254ff.).

[6]) Ymer 1882. Stockholm. S. 142f.

[7]) Über die Einwanderung unserer Vorfahren in den Norden. (Arch. f. Anthr. XVII, S. 158).

[8]) Om tidsbestämning.... S. 110f.

Digitized by Google

Gar nicht zu reden davon, daß er wegen teilweiser Verwandtschaft der Bronzekultur im Gebiete nördlich des Kaukasus mit derjenigen Ungarns sogar jenes Kaukasusgebiet für germanisch erklären wollte [1]). Er sah eben Europas Völkergeschichte so an, als wären die vorgeschichtlichen Verhältnisse, insonderheit die der Bronzezeit, eine annähernd unveränderte Vorstufe der frühgeschichtlichen gewesen. Erst in seinen letzten Jahren hatte er unter meinem Einfluß die Grenzen der Germanen seit Ende der Steinzeit richtiger abzumessen gelernt [2]).

Einen erfreulichen Fortschritt der Ausdeutung des archäologischen Stoffes Skandinaviens bedeutete seine Erkenntnis, daß vom Beginn der jüngeren Steinzeit an kein wesentlicher Bevölkerungswechsel mehr dort wahrzunehmen, denn zu einer solchen Annahme sei nicht nur eine Änderung der Begräbnissitte, sondern auch eine jähe Unterbrechung in der typischen Entwicklung der Formen und Ornamente der Geräte nachzuweisen nötig [3]). Doch erkannte er noch nicht den völkischen Gegensatz der Megalithbevölkerung zu der gleichzeitigen Bevölkerung der Einzelerdgräber, noch auch die Abstammung der Megalithbevölkerung von der Bevölkerung der Muschelhaufen.

Daß Montelius als wohl einziger Vorgeschichtsforscher sich von dem Vorurteile, an eine Einwanderung der Indogermanen aus Asien zu glauben, nicht loszumachen vermochte, mußte ich ihm noch 1902 [4]) vorhalten. Dies gelang ihm erst in seinen allerletzten Lebensjahren [5]), und nun machte er sich an Stelle jener völlig hinfälligen alten Lehre folgende Auffassung zurecht: eine allgemeine Ausbreitung eines großen Indogermanenvolkes über ganz Europa sei bereits am Ende der Eiszeit, also vor etwa 20000 Jahren, erfolgt; die einzelnen Glieder jenes Urvolks hätten sich also bereits seit jener fernsten Urzeit in ihren geschichtlichen Sitzen befunden und dort allmählich zu Germanen, Kelten, Italikern, Griechen usw. entwickelt. Diese Auffassung zeigt, daß Montelius weder die geschichtlichen Nachrichten über die Einwanderung der Indogermanen nach Südeuropa und Vorderasien, noch die Ergebnisse der Sprachwissenschaft, noch die anthropologischen und, was am auffallendsten ist, nicht einmal die archäologischen Tatsachen, die hier geradezu in erdrückend massiger Weise für eine ganz andere Auffassung der Indogermanenfrage sprechen, zu bewerten imstande war.

---

[1]) Ymer 1882, S. 245.

[2]) Germanernes hem (Nordisk Tidskrift f. vet., konst och ind. 1917, S. 401ff.); vgl. auch Montelius, Die Vorfahren der Germanen (Mannus X, S. 64ff., 1918), sowie Kossinna, Mannus 11/12, S. 398, Anm.

[3]) Om våra förfäders invandring till Norden (Nordisk Tidskrift 1884, S. 21ff.), übersetzt: über die Einwanderung unserer Vorfahren in den Norden (Arch. f. Anthr. XVII, 1888, S. 151ff.).

[4]) Kossinna, Die indogermanische Frage (Zeitschr. f. Ethn. 1902, S. 161).

[5]) Vgl. Anm. 2.

Digitized by Google

Entgegentreten mußte ich weiter der von ihm und seinen Schülern ausgesprochenen Ansicht von einer gewaltsamen Verdrängung der Germanen aus Ostdeutschland durch erobernd eindringende Slawen, und daß dieses Einrücken der Slawen bereits im 4. Jahrhundert nach Chr. erfolgt und archäologisch nachweisbar sei [1]).

Zurückgewiesen muß auch werden, was Montelius über den angeblich sehr starken Einschlag slawischen Blutes im heutigen Norddeutschland geäußert hat. Wenn er seinen Zuhörern in Süddeutschland einerseits, in Dänemark anderseits etwas Angenehmes damit sagen wollte, daß um jener angeblichen Slawisierung der Norddeutschen willen die Süddeutschen, die doch auf altem keltischen Boden wohnen und keinen geringen keltischen Einschlag in ihrer Blutmischung aufweisen, den Skandinaviern sehr viel ähnlicher sähen und auch innerlich weit näher ständen, als die Norddeutschen, so weiß jeder Kenner deutscher Rassen- und Stammesverhältnisse, daß tatsächlich das Gegenteil zutreffend ist.

Vollkommen irrig war, wie er unter Nichtachtung der geschichtlich bezeugten Stammes- und Sprachenverschiebungen der Völkerwanderung die Entstehung der scharfen Sprach- und Volksgrenze zwischen Südgermanen und Nordgermanen in Schleswig sich dachte. Diesen Riß schrieb er dem Umstande zu, daß sich zwischen Süd- und Nordgermanen in ganz Holstein Slawen eingeschoben hätten, die später eingedeutscht worden wären. Die kerndeutschen Holsteiner haben wohl glücklicherweise von dieser Beurteilung ihrer Abstammung nichts erfahren. Tatsächlich liegen hier die Dinge doch so, daß jener Riß erst durch die Auswanderung der Jüten, Angeln und Sachsen nach England entstanden ist, indem das stark entleerte Jütland und Schleswig-Holstein im Norden von den letzten Endes aus Südschweden stammenden Dänen, im Süden aber von den über die Elbe nordwärts vordringenden Niedersachsen (Nordalbingen) besetzt wurde. So saßen nun zwei stammlich und sprachlich sich schon ferner stehende Volksglieder der Germanen als Nachbarn nebeneinander [2]).

Seine Ansicht, daß die schwedische Bevölkerung Finnlands bereits seit der Steinzeit dort ansässig sei [3]), fand mit Recht den Widerspruch finnischer Forscher (Appelgren), insofern gegen Ende der Steinzeit [4]) an der Südwestküste Finnlands zwar bereits eine vorfinnisch-indogermanische Mischbevölkerung

[1]) Korr.-Bl. d. deutsch. Gesellsch. f. Anthr. 1878, 9, S. 138; ferner: Die Einwanderung der Slawen in Norddeutschland (ebenda 1899, 30, S. 127f.; 1900, 34, S. 113f.). — Germaner och Slawer (Ymer 16, 1896, S. 290ff.). — Dagegen: Kossinna, Zur Archäologie der Ostgermanen (Zeitschr. f. Ethn. 1905, 406) und „Das Weichselland ein uralter Heimatboden der Germanen" (Danzig 1919) S. 24f.

[2]) Dies habe ich schon 1896 in meiner Abhandlung: „Die ethnologische Stellung der Ostgermanen" (Indogerm. Forschungen VII, S. 291f.), dann auch Mannus IV, 1912, S. 430 auseinandergesetzt; vgl. auch K. Müllenhoff, Beowulf (Berlin 1889) S. 109.

[3]) När kommo Svenskarna till Finland (Finsk Tidskrift 44, 1898, S. 1ff.).

[4]) Kossinna, Die Indogermanen I, S. 54ff.

Digitized by Google

sich festsetzte, die bald zu einer germanischen verschmolz, indes am Schluß der Bronzezeit wieder verschwand. Erst während der Wikingerzeit und besonders seit dem 12. Jahrhundert nach Chr. mit dem Kreuzzug Erichs des Heiligen faßte jene schwedische Bevölkerung an den Küsten Finnlands Fuß, deren Nachkommen noch heute dort wohnen.

Auch die Auffassung von Montelius, als wären in der römischen Kaiserzeit nicht nur Polen, was richtig ist, sondern auch das Baltenland rein germanische Reiche gewesen [1]), entbehrt aller Wahrscheinlichkeit; vielmehr handelt es sich im Baltenland nur um eine ganz dünne germanische Oberschicht, sei es von Kriegern oder kriegerischen Handelsleuten, die sehr rasch in der erdrückenden Mehrheit der stammfremden einheimischen Bevölkerung aufging.

Doch genug der Beleuchtung dieser Unzulänglichkeiten und dunkleren Punkte, die keinen so großen Raum einnehmen, um nicht in dem glänzenden Gesamtbilde des großen Forschers mehr oder weniger zu verschwinden.

* * *

Kennzeichnend für seine wissenschaftliche Persönlichkeit wie für sein Charakterbild war sein hervorragender Ordnungssinn. Kein Reichtum abgrundtiefer Weisheit floß aus seinem Munde, sondern er trachtete danach, nüchterne Klarheit, gesunden Menschenverstand zur Geltung zu bringen. Das zeigte sich auch in seinem Stil: klare kurze Sätze, die auch dem Laien stets ohne weiteres verständlich sind, folgen sich in leichtem, angenehmem Fluß. Manchmal drängt sich dem Leser ein heimliches Lächeln auf, wenn Montelius mit einem Anflug von Humor scheinbare Binsenwahrheiten mit besonderer Betonung ausspricht. So, wenn er in der Vorrede seines letzten Buches von 1919 über die Notwendigkeit der absoluten Chronologie auch für die Geschichte der ältesten Kultur trocken bemerkt: „Ohne Chronologie kann nämlich keine Geschichte geschrieben werden". Viele solche Selbstverständlichkeiten können nicht oft genug wiederholt werden, da in der Wissenschaft das Vorurteil und das schiefe Denken leider nur zu oft das einfache, grade, natürliche Denken des gesunden Menschenverstandes überwuchern.

Montelius schrieb aber nicht nur angenehm, auch die Unterhaltung mit diesem Vorbilde eines liebenswürdigen Gelehrten war leicht und anziehend. Stets hatte er außerdem einen ganzen Sack voll Schnurren und Witze in Bereitschaft, die man immer gern vernahm, auch wenn man sie nicht zum ersten Male von ihm hörte. Mit wissenschaftlichen Gesprächen durfte man ihn in der Geselligkeit jedoch nicht behelligen.

Dieselbe Liebenswürdigkeit, untermischt oft mit Humor, kennzeichnete seine Reisevorträge und machte ihn überall in Europa, wo er auch solche

[1]) Sur le premier âge du fer dans les provinces baltiques de la Russie et en Pologne (Congrès intern. d'anthr. et d'arch. préhist., VIII, Budapest 1876, Bd. 1, S. 488ff.).

Digitized by Google

hielt, beliebt und angesehen. Und er war einen großen Teil seines Lebens auf Reisen im Auslande, hauptsächlich freilich um Studien zu treiben oder um bei Prähistorikerkongressen streng wissenschaftliche Vorträge zu halten, in seinem höheren Alter aber mehr noch, um der Einladung zu gemeinverständlichen Vorträgen zu entsprechen. Solchen Aufforderungen nachzukommen, trieb ihn nicht nur der Ehrgeiz, über die Grenzen des Vaterlandes hinaus in der Welt Beifall und Ruhm zu ernten und damit den schwedischen Namen überhaupt zur Geltung zu bringen, sondern er wollte vor allem auch unserer Wissenschaft neue Anhänger verschaffen.

Seine wissenschaftliche Arbeit hat im wissenschaftlichen Leben aller Kulturvölker unverwischbare Spuren hinterlassen und so wurde er allmählich

Silberplakette Oskar Montelius zum 31. März 1913 zugeeignet von seinen Freunden. Modelliert von Erik Lindberg. (Mannus V, S. 193.)

eine Persönlichkeit von so allgemein europäischer Berühmtheit, wie kein noch so genialer, scharfsinniger und fleißiger anderer Vertreter der Vorgeschichtsforschung, so lange diese Wissenschaft überhaupt besteht.

Als er vor acht Jahren, am 31. März 1913, nach gerade 50jähriger Tätigkeit im Dienste des Stockholmer Historischen Museums von seinem Amte als Reichsantiquar zurücktrat, um seinen Lebensabend ganz der Forschung und wissenschaftlichen Schriftstellerei zu widmen, wurde ihm auf Anregung der Stockholmer Zeitung „Svenska Dagbladet" ein ebesonders gelungene, großartige Huldigung veranstaltet, indem die hervorragendsten Vorgeschichtsforscher Europas, nämlich Deutschlands, Österreichs, Dänemarks, Norwegens, Finnlands, Rußlands, Italiens, Frankreichs, Schottlands, 14 an der Zahl, in

Digitized by Google

ausführlichen Zuschriften an das Blatt die reiche und große Wirksamkeit des Gefeierten und ihren Wert für ganz Europa darstellten.

Ich selbst führte darin aus, wie in Montelius sich alle die Eigenschaften in wunderbarer Vollkommenheit vereinigten, die ihn als vorbestimmt dafür erscheinen ließen, eine europäische Berühmtheit zu werden [1]). „Die Vorbedingungen hierfür sind ja z. T. mehr äußerlicher Art. Schwer ins Gewicht fällt hier gesellschaftliche Gewandtheit, persönliche Liebenswürdigkeit, ja auch äußerlich eindrucksvolle Erscheinung, dann besonders Rednertalent, nicht nur in der Muttersprache, sondern vor allem auch Gewandtheit in der Beherrschung der europäischen Kultursprachen und dies nicht nur für Literaturwerke sondern namentlich für Reden und Vorträge, wie sie bei steten Reisen ins Ausland, bei Besuchen ausländischer, insbesondere internationaler Kongresse zu so tiefgehender Wirkung gelangen, schließlich nicht zuletzt eine günstige Vermögenslage." Alles das traf für Montelius zu und wurde außerdem getragen von einer geistig bedeutsamen Persönlichkeit mit wissenschaftlichen Leistungen, die von hoher Genialität zeugen und wie alles Geniale in besonders gerichteter starker Veranlagung einerseits, in rastlosem, planvollen Fleiß anderseits ihre Grundlage haben.

Daher ging von ihm eine Befruchtung der Geister aller Länder aus und dementsprechend häuften sich auf ihn die Ehrungen aus seinem Vaterlande und aus aller Welt in immer rascherer Folge und in immer steigendem Maße. Er wurde nicht nur Ehrenmitglied fast aller größeren vorgeschichtlichen und anthropologischen Gesellschaften Europas und Amerikas, sondern auch Mitglied der hervorragendsten Akademien der Wissenschaften, neben der Schwedischen (1895) namentlich der Berliner, der Londoner Royal Society, des Pariser Institut de France usw. 1917 nahm ihn auch die vornehmste Gelehrtenvereinigung Schwedens, die „Schwedische Akademie", die sog. „Akademie der Achtzehn", in ihren Schoß auf und 1919 wurde er Präsident seiner „geliebten" Altertumsakademie. Seit langen Jahren war er einer der Ritter der Friedensklasse des Ordens Pour le mérite, den er bei Festen mit besonderem Stolze trug. Den philosophischen Ehrendoktor verlieh ihm 1906 Greifswald, ebenso Kristiania, den juristischen Glasgow. Zwei als selbständige Werke veröffentlichte Festschriften tragen seinen Namen. Die erste, zum 60. Geburtstage 1903 erschienen, war ausschließlich von seinen Schülern und Freunden aus Schweden verfaßt worden [2]). An der zweiten, die dem 70. Geburtstage 1913 galt und unter meiner ersten Anregung geschaffen wurde, haben seine Freunde aus ganz Europa mitgewirkt und so entstand ein auch äußerlich umfangreicher Quartband von gediegenstem Inhalt [3]).

[1]) Mannus V, S. 105f.

[2]) Studier tillägnade Oscar Montelius af lärjungar. Stockholm 1903.

[3]) Opuscula archaeologica Oscari Montelio septuagenario dicata D. IX. M. Sept. A. MCMXIII. Holmiae, in aedibus I. Haeggstroemii. MCMXIII.

Digitized by Google

Eine eigenartige Ehrung soll Montelius, wie ich höre, noch in seinen letzten Wochen bei einem zu Berlin gehaltenen Vortrage widerfahren sein. Es ist bei der Gelegenheit — und zwar als ein erster Versuch in diesem Verfahren — ein sog. „sprechender Film" von ihm aufgenommen worden, so daß also nicht nur seine körperliche Erscheinung und seine Bewegungen während des Vortrags, sondern auch seine Stimme der Nachwelt dauerhaft überliefert worden ist.

In politischer Beziehung huldigte Montelius liberalen Gedankengängen; das demokratische Prinzip erschien ihm als das „einzig richtige". Dennoch war er überaus deutschfreundlich gesinnt und zeigte dies nicht bloß während des Krieges, sondern namentlich auch nach dem Umsturz von 1918: „Die deutsche Kultur steht zu hoch, als daß sie sich von den Schädigungen durch den Weltkrieg nicht bald erholen sollte", so dachte er und so sprach er. Als einer der in vielen Herren Ländern in mancherlei Sprachen zu reden hatte, wußte er als Gast jedem Volke etwas Angenehmes zu sagen, zumal dort, wo so etwas inbrünstig verlangt wurde. Aber in voller Aufrichtigkeit hat er außer den nordischen Stammverwandten doch stets nur uns Deutschen in unserem, wie in seinem Lande versichert: bei uns fühle er sich wie in seiner Heimat.

Er war ein geborener Optimist und erkannte in den ständigen Veränderungen der menschlichen Lebensverhältnisse und Gesellschaftseinrichtungen im großen ganzen wirkliche Verbesserungen. Nicht so, daß er an ein ununterbrochenes Steigen der menschlichen Kultur glaubte, auch nicht an ein Auf und Ab nach Art der Wellenbewegung. Vielmehr stellte er sich dieses langsame Steigen unter dem Bilde einer zylindrischen Drahtspirale, etwa einer Sprungfeder, vor, die nicht auf ihrer ebenen Fläche steht, sondern in einer Neigung von 45° gehalten wird. Folgt man dann ihren Windungen von unten beginnend, so kommt man zwar bald auf, bald ab, doch beständig vorwärts in die Höhe, insofern schließlich der niedrigste Punkt der obersten Windung höher liegt als der höchste Punkt der untersten Windung.

Einem Standpunkte, wie ihn Oswald Spengler in seinem Buche „Der Untergang des Abendlandes" einnimmt, hielt Montelius noch wenige Wochen vor seinem Tode, während der „Nordischen Woche" in Lübeck, bei einer Unterhaltung folgenden Einwand entgegen: „Wer bei der Untersuchung über den Lebensorganismus der Kultur zwölftausend Jahre Vorgeschichte vergaß, der kann sich wohl auch in dem Ende um ein paar tausend Jahre verrechnen."

Übrigens schätzte sich Montelius bei aller Begeisterung für die Vorzeit, ihre Leistungen und ihre Erforschung glücklich, nicht in ihr gelebt zu haben, gerade weil er sie kannte. Nach seiner Meinung müßte der Vorgeschichtsforscher am liebsten erst in der Zukunft geboren zu sein wünschen.

Digitized by Google

Montelius ist allen, die ihn und seine Schriften kannten, zu früh dahingegangen, nicht etwa bloß, weil er an seine beiden nachgelassenen Werke, über Griechenland und über die Euphrat- und Tigrisländer, nicht mehr die letzte Hand hat legen können. Auch wer persönlich ihm nicht näher gestanden hat, muß das Auslöschen einer so ausgeprägten und wertvollen Persönlichkeit als schweren Verlust für die Menschheit empfinden, denn solche besonderen Persönlichkeiten kehren in ihrer Art nicht wieder, sind unersetzlich. Zur Bitterkeit aber wird das schmerzliche Gefühl dieses Verlustes für den, der, wie ich,

Oskar Montelius am Schluß seiner letzter Vortragsreise Ende September 1921 zu Kopenhagen. Zeichnung von Carl Jensen.

mehr als ein Vierteljahrhundert in Freundschaft dem Meister verbunden in seine Werke sich tief eingelebt, ihm wenn auch nicht durch Übernahme der Gesamtheit seiner Anschauungen, so doch in vielfacher Befolgung seiner Arbeitsweise nachgeeifert hat und wie kein anderer in Deutschland für die Geltung seiner typologisch-chronologischen Methode in Wort und Schrift beständig eingetreten ist. Da empfindet man den Tod eines so lange hochverehrten Vorbildes wie ein Versinken eines großen Teils des eigenen Lebens.

Und dennoch müssen wir ihn und uns selbst glücklich preisen, daß er ein so langes, arbeitsvolles Leben durchleben und der Welt so viel neues Wissen

Digitized by Google

zuführen durfte, — wie er selbst in der Vorrede zu seinem letzten Buche von 1919 sich glücklich gepriesen hat, die Herausgabe einer dritten völlig neubearbeiteten Auflage von „Schwedens Vorzeit [1])" noch vollendet haben zu können. Der Wunsch, den ich 1913 am Schlusse jener Würdigung im „Svenska Dagbladet" aussprach, sein Lebensabend möge noch manche reife Frucht unserer Wissenschaft für die Welt zeitigen, ist in Erfüllung gegangen. Denn neben zahlreichen bedeutenden Abhandlungen durfte er uns noch bescheren „Die vorklassische Chronologie Italiens" (1913), weiter den Solioprachtband der „Denkmäler unserer Vorzeit" (1917) [2]), eine aufs Sechsfache vermehrte Ausgabe seines Jugendwerkes der „Svenska Fornsaker", endlich die eben erwähnte große 3. Ausgabe seines anderen Jugendwerkes „Die Vorzeit Schwedens" (1919). Man kann sagen, daß Montelius im großen ganzen auch wissenschaftlich sich ausgelebt und sein Lebenswerk vollendet hat.

Was Bismarck sich wünschte, aber vom Geschick nicht gewährt erhielt, „wie ein braves Pferd in den Sielen zu sterben" [3]), — Montelius ist dies Glück zuteil geworden. Und wie einst Jacob Grimm alle Türen zu dem von ihm errichteten Schatzhause germanischer Altertumswissenschaft hatte weit öffnen können und den dort eingeführten Nachfahren nur die Aufgabe schärferer Prüfung der einzelnen Teile dieser größtenteils von ihm selbst gesammelten Schätze übrig ließ, so ward auch Montelius das hohe Glück vergönnt, Mitschöpfer einer sich neu emporringenden Wissenschaft zu werden. Er konnte da als der Ersten Einer in die unermeßliche Fülle des fast noch unberührten Stoffes hineingreifen, um ihn veredelt durch eindringende und sichtende Forschung mit übervollen Händen den lernenden Jüngern wieder darzureichen.

„Mit Montelius ist das heroische Zeitalter schwedischer Altertumsforschung ins Grab gestiegen": schrieb der hervorragendste Schüler des verblichenen Meisters, Oskar Almgren. Und das trifft zu, jedoch nur in dem Sinne, wie ich es eben an dem Beispiele Jacob Grimms erläuterte. Nur sehr bedingt kann ich solchen Stimmen beipflichten, die da klagen, die schwedische Altertumsforschung habe nun ihre Führerstellung eingebüßt. Das ist nur in dem Sinne der Fall, daß die schwedische Forschung als weitsichtige Lehrmeisterin Europas bewirkt hat, daß nicht nur in der Heimat, sondern auch in den Nachbarländern, vor allem im stammverwandten Deutschland, selbständige Forscherschulen von ebenbürtiger Bedeutung sich herausgebildet haben.

So tief wir auch bedauern, daß die eigentlichen Nachfolger von Montelius, Almgren und Salin, durch körperliche Leiden daran behindert werden,

---

[1]) Vår forntid. Stockholm 1919.

[2]) Minnen från vår forntid. I. Stockholm 1917.

[3]) Rede im preußischen Abgeordnetenhause vom 4. Februar 1881.

Digitized by Google

ihrer Wissenschaft jetzt noch so schöne Gaben darzubringen, wie sie es in jüngeren Jahren vermochten, so trösten wir uns wenigstens damit, daß Schweden glücklicherweise über einen nicht geringen Nachwuchs jüngerer Forscher gebietet, die z. T. schon gezeigt haben, daß die europäische Vorgeschichtsforschung, insonderheit ihr deutscher Anteil, von schwedischer Seite auch in Zukunft schönster Förderungen gewärtig sein kann. Ich brauche hier nur den Namen Nils Åberg auszusprechen.

Gerade Åberg war es, der mir schrieb: „Wir haben unseren Häuptling zu Grabe geführt". Dem setze ich — und dies so recht im Geiste des alle Zeit hoffnungsreichen, zukunftsfrohen Montelius — den alten lebenskräftigen Spruch hinzu: Der König ist tot, es lebe der König!

* * *

Nachschrift. Unmittelbar vor dem Druck dieses Bogens kann ich noch eine neue Mitteilung über das Werk La Grèce préclassique machen (oben S. 318), das den Schlußstein von Montelius' chronologischen Arbeiten bilden sollte. Einen Teil der noch nicht gedeckten Druckkosten hat ein Gönner der schwedischen Akademie der Wissenschaften übernommen. Diese Akademie hat bei der schwedischen Regierung den Antrag gestellt, 25000 Kronen als Rest der Druckkosten zu bewilligen. Bei Montelius' Tode war das Werk soweit vorgeschritten, daß von der Stein- und Bronzezeit 23 Druckbogen nebst 132 Tafeln entweder in Reindruck oder in Korrektur fertig vorlagen und auch das Manuskript des Restes, wenn auch noch nicht druckfertig, ausgearbeitet worden war. Die Darstellung der Eisenzeit dagegen scheint nur in Bruchstücken vorzuliegen.

Bei Gelegenheit dieses Nachtrags benutze ich den freien Raum dieser Seite, um ganz kurz die Ansicht mitzuteilen, zu der Montelius am Ende seines Lebens über die schwierige Frage der Stammeszuteilung der bronzezeitlichen Bevölkerung Griechenlands gekommen war (Nordisk Tidskrift 1920, S. 424 ff.). Er glaubte Gründe zu haben, die Hauptmasse dieser Bevölkerung zu mykenischer Zeit als Hellenen („Achäer" Homers) anzusprechen, die aber über eine verhältnismäßig nur niedrige Kultur verfügt hätten. Daneben hätte es noch eine fremde Bevölkerung gegeben („Pelasger" oder „Tyrrhener"), welche die mykenische Kultur nach Griechenland gebracht und hier weitergeführt hätte. Bald nach 1200 v. Chr. drangen die ursprünglich thessalischen Dorer, die von den Einwirkungen der mykenischen Kultur und der leiblichen Vermischung mit Pelasgern gänzlich unberührt geblieben waren, aus der mittelgriechischen Landschaft Doris über den korinthischen Meerbusen nach dem Peloponnes vor, wodurch der national hellenische Bestandteil in Griechenland stärkstes Übergewicht erhielt. Die Pelasger gingen nun unter oder mußten aus dem Lande weichen, ebenso die pelasgisch-hellenische Mischbevölkerung. Nur in Attika, das die Dorer nicht berührt hatten, blieb der größte Teil der Mischbevölkerung wohnen. So ging die mykenische Kultur in ganz Griechenland unter, nur in Attika übte auch nach dem Verfall dieser Kultur jene Mischbevölkerung in künstlerischer Hinsicht großen Einfluß auf die dortige hellenische Hauptbevölkerung aus. Und so konnte sich auf diesem Boden nach vielen Jahrhunderten die griechische Kunst als eine Art Renaissance entwickeln, so wie die italienische Renaissance eine Schöpfung jener Germanen (Langobarden) war, die viele Jahrhunderte früher (nach Montelius' Ansicht) einen Kulturabbruch in Italien herbeigeführt hatten, wie einst die Dorer einen solchen in Griechenland.

Digitized by Google

III. Bücherbesprechungen.

Professor Dr. **Hermann Klaatsch,** Der Werdegang der Menschheit und die Entstehung der Kultur. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von Dr. med. Adolf Heilborn. XL und 392 S. Lexikon-Format mit 376 Abbildungen, Bunttafeln und Karten. Deutsches Verlagshaus Bong u. Comp. Berlin W 57.

Das Lebenswerk Klaatschs liegt in einem schön illustrierten Buche vor uns. Es faßt die wissenschaftlichen Ergebnisse dieses genialen Mannes in klarer, auch für den Laien leicht faßlicher Sprache zusammen. Die jüngsten Funde hat Dr. med. Adolf Heilborn, der Herausgeber des Buches, nachgetragen. Von ihm stammt auch der einleitende Teil „Zur Einführung", welcher vor allem der Persönlichkeit Klaatschs gewidmet ist.

In drei Kapiteln (Die Stammesgeschichte der Vormenschheit und die natürlichen Vorbedingungen der Kultur, Die Ausprägung der Menschenmerkmale und die Uranfänge der Kultur, Die vorgeschichtliche Menschheit und ihre Kultur) entwickelt Klaatsch seine in vielen Punkten von der Lehre Darwins, Häckels usw. abweichenden Ansichten über die Abstammung des Menschen. Sie gipfeln in dem Satze, daß der Mensch nicht auf dem Wege über das Menschenaffenstadium geworden ist, sondern daß bereits eine sehr frühe Trennung erfolgt ist, wobei sich der eine Teil durch Erhaltung der ursprünglichen Merkmale den Weg zum „Gehirntier" bahnte, während der andere durch einseitige Ausbildung gewisser Organe sich diesen Weg für immer verrammelte.

Die Untersuchungen Klaatschs haben ferner enge verwandtschaftliche Zusammenhänge zweier Hauptgruppen der Menschheit mit zwei Menschenaffen ergeben, und zwar der Neandertalrasse mit dem Gorilla und der Aurignacrasse mit dem Orang, auf welche wichtige Tatsache der Zoologe H. Melchers schon 1906 hingewiesen hatte.

Von dem reichen Inhalte des Kapitels über „die Ausprägung der Menschenmerkmale und die Uranfänge der Kultur" sei im besonderen auf die Verwertung der eingehenden Studien Klaatschs in Australien verwiesen. Die Fülle der hier angeschnittenen Probleme verbietet ein näheres Eingehen. Es ist ein Kapitel, das den Ethnologen ebenso interessiert, wie den Anthropologen und Prähistoriker.

Der letzte Abschnitt behandelt die vorgeschichtliche Menschheit und ihre Kultur, wobei besonders die wichtigsten fossilen Menschenfunde eingehend besprochen und kritisch beleuchtet werden.

Schade ist, daß, wohl durch Heilborn, dem Werke die Hausersche Diluvialchronologie zugrunde gelegt ist, deren Haltlosigkeit allein schon aus dem Bilde Tafel I hervorgeht, wo nach dem faustkeilarmen Moustérien das durch hervorragend schöne Säustlinge ausgezeichnete „Micoqien" erscheint. Ganz unrichtig ist es weiters, wenn hier der Homo Heidelbergensis dem Acheuléen I zeitlich gleichgesetzt wird, der nach der Fauna dem Prächelléen angehört, weiters wenn die Ehringsdorfer Skelettreste um etwa 90000 Jahre jünger hin-

Digitized by Google

gestellt werden als der Homo Mousteriensis Hauseri, wo doch zweifellos die Ehringsdorfer älter sind als jener.

Diese unmögliche Aufstellung verleitet Heilborn auch zu unrichtigen Folgerungen.

Doch das berührt Klaatsch nicht. Sein Werk hat bleibenden Wert, auch wenn sich viele seiner geistreichen Ideen nur als solche herausstellen sollten.

Was das Buch mit Recht in weiten Kreisen beliebt machen wird, ist die vielseitige Beleuchtung, die das so anziehende Thema erfährt. Eine ausführliche Inhaltsangabe und ein Namen- und Sachverzeichnis erleichtern seine Benützung.

Wien. **J. Bayer.**

Moritz Hoernes, Das Gräberfeld von Hallstatt, seine Zusammensetzung und Entwicklung. Leipzig (Curt Kabitzsch) 1921. 45 S. mit 80 Abb. auf 4 Bilderseiten. Preis brosch. 36 Mk.

Adolf Mahr, Die prähistorischen Sammlungen des Museums zu Hallstatt. Leipzig (Curt Kabitzsch) 1921. 63 S., 8 Taf. 24 Mk.

Die Hallstattzeit war ein bevorzugtes Arbeitsgebiet von M. Hoernes. Mit ihr beschäftigt sich auch eine in seinem Nachlaß vorgefundene Abhandlung, die in den Mitteilungen des Österreichischen Staatsdenkmalamtes zum Abdruck gelangte, nun aber auch als selbständige Schrift in deutschem Verlag erschienen und somit breiteren Kreisen zugänglich gemacht ist. In der Überzeugung, daß die Hallstattforschung nur dann Aussicht habe, neue Fortschritte zu machen, wenn die erste und reichste Quelle, aus der unsere Kenntnis der ersten Eisenzeit stammt, möglichst rein und vollständig erschlossen wird, ist Hoernes an die Aufgabe herangetreten, das Gräberfeld von Hallstatt kritisch durchzuarbeiten und damit eine von der Wissenschaft wiederholt erhobene Forderung zu erfüllen. Daß v. Sackens erstmalige Veröffentlichung schon ihrer Unvollständigkeit wegen die heutigen Ansprüche nicht mehr befriedigen kann, ist längst bekannt.

Hoernes hatte schon vor längerer Zeit die Funde selbst und dazu die von ihm wohl etwas überschätzten Fundberichte des Bergmeisters Ramsauer durchgearbeitet und sodann methodisch die Entstehung und Zusammensetzung der Fundmasse zu ermitteln gesucht. Es gelang ihm für 340 Gräber genauere Feststellungen zu machen. Gering mag diese Zahl erscheinen, wenn man bedenkt, daß 1036 Gräber ausgehoben wurden, aber man muß sich vergegenwärtigen, daß die Mehrzahl mit nichtssagenden Stücken ausgestattet oder ganz beigabenlos war. Die 340 näher bestimmten Gräber machen den Inhalt des vorliegenden Buches aus. Geplant war allerdings eine vollständige und zusammenfassende Veröffentlichung aller Gräber; bedauerlicherweise hat die Ungunst der Zeit sie vereitelt. Hoernes' Arbeit bildet also nicht den Ersatz des v. Sackenschen Buches, wohl aber eine Ergänzung dazu. Aus den Typen der Gräberfunde hat Hoernes zwei Stufen abgeleitet: eine ältere, deren Hauptleitform die eisernen Hallstattschwerter bilden, und eine jüngere, die die Späthallstattzeit und den Beginn der Latènezeit umschließt. Befremdlich erscheint, daß sich Hoernes hierbei zum Vergleich nur der großen italischen Fundplätze Bologna, Este usw. bedient und die süddeutschen Fundstätten samt ihren wichtigen meist aus der Keramik gewonnenen Ergebnissen mit Stillschweigen übergeht. Bei ihrer Hereinziehung hätten sich großenteils die Auseinandersetzungen mit P. Reinecke's im Jahr 1900 erschienenen Darlegungen erübrigt.

Eine Ergänzung zu den Veröffentlichungen über Hallstatt bietet A. Mahrs katalogartige Beschreibung des Museums zu Hallstatt. Der Text ist unter voller Auswertung der Fundberichte abgefaßt und durch die eingestreuten Bemerkungen allgemeiner Art belebt. Den Hauptreichtum der Sammlung bilden 28 Gräber vom großen Gräberfeld sowie sonstige Stücke vom gleichen Fundort, die meistens aus Raubgräbereien Privater stammen und daher wohl zur Veranschaulichung der Fundmasse, nicht aber zu wissenschaftlicher Auswertung dienen können.

Digitized by Google

Gegenüber der Hallstattzeit treten die übrigen vorgeschichtlichen Abschnitte stark zurück. Die Fundreihe setzt mit einigen jüngersteinzeitlichen Stücken ein, die eine gelegentliche Anwesenheit des Menschen bekunden. Erst von der Bronzezeit an kann mit einer dauernden, durch die Salzgewinnung veranlaßten Besiedlung des Hallstattwinkels gerechnet werden.

Dem Verfasser kam es in erster Linie darauf an, der Wissenschaft neues Material vorzulegen. Diese Aufgabe hat er zweckmäßig zu erfüllen verstanden. Möge das Heft, das ursprünglich als erstes einer größeren „Materialien zur Urgeschichte Österreichs" betitelten Reihe gedacht war, infolge des Krieges aber wenig Beachtung fand, künftig die verdiente Verbreitung finden.

München. **Friedrich Wagner.**

Robert Knorr, Töpfer und Fabriken verzierter Terra-Sigillata des ersten Jahrhunderts. Stuttgart (W. Kohlhammer) 1919. 140 S. mit 100 Tafeln, 52 Textbildern und chronologischer Tabelle.

Knorrs bisherige Schriften über verzierte Terra-Sigillata, die hauptsächlich Funde schwäbischer Herkunft behandeln, sind längst zu unentbehrlichen Hilfsmitteln der römisch-germanischen Forschung geworden. Mit dem vorliegenden Buch macht Knorr nun den Versuch, die Ergebnisse seiner Studien zusammenfassend für das erste Jahrhundert zu verwerten, so wie er es mit großem Erfolg früher schon für das zweite Jahrhundert unternommen hat. Auch dieser neuen Arbeit war gleiches Gelingen beschieden. Das Ziel, die gesamte einschlägige Sigillata Deutschlands, Österreichs, Hollands und der Schweiz zeitlich zu ordnen, ist ohne Zweifel erreicht worden. Indem Knorr außer dem allgemeinen Stil der Dekoration und den Gefäßformen namentlich die scheinbar unbedeutenden Einzelheiten der Verzierung, die Eierstäbe, Blüten, Rosetten, Sternchen usw. einer vergleichenden Betrachtung unterzog, hat er Art und Stil der einzelnen Töpfer genauestens ermittelt. Der Erfolg dieser Methode wird durch eine Tabelle unmittelbar anschaulich gemacht: 153 Töpfer sind hier ihrer Zeit nach so genau als möglich bestimmt. Der Wert solcher Feststellungen für die Lösung geschichtlicher Fragen ist bekannt. Auf den Tafeln ist der Formenschatz der einzelnen Töpfer in gewohnter Zuverlässigkeit übersichtlich zur Anschauung gebracht. Den vollen Wert des Buches wird besonders der ausschöpfen, der Gelegenheit hat, damit im Museum oder bei Ausgrabungen zu arbeiten.

München. **Friedrich Wagner.**

Martin Jahn, Der Reitersporn, seine Entstehung und früheste Entwicklung. Mit 90 Abbildungen im Text und einer Tafel. Mannus-Bibliothek Nr. 21. Leipzig 1921.

Die vorliegende Arbeit bildet gewissermaßen einen Anhang zu dem größeren Werke des Verfassers über die Bewaffnung der Germanen in der älteren Eisenzeit. Sie zeigt dieselben soliden Eigenschaften: die sorgfältige Zusammenstellung des Fundstoffes, die sichere typologische Anordnung der Formen sowie die verständige Deutung des Entwicklungsverlaufes und des kulturellen Zusammenhanges. So bezeichnet die Arbeit einen sehr großen Fortschritt gegenüber den älteren Behandlungen des Themas durch Tischler, Olshausen und Forrer, und sie wird gewiß stets die eigentliche Grundlage für unsere Kenntnis der älteren germanischen Sporen bleiben.

Gegen die entwicklungsgeschichtliche Auffassung des Verfassers, die er auch in der Tafel sehr übersichtlich veranschaulicht hat, haben wir keine Einwände zu erheben. Der erste Ursprung der Sporen bleibt freilich noch in Dunkel gehüllt. Die ältesten bildlichen und literarischen Zeugnisse, die wir haben, sind griechisch und stammen aus dem 5. Jahrhundert; aber so alte Fundstücke sind noch nicht angetroffen worden. Die ältesten uns erhaltenen

Digitized by Google

Sporen dürften die beiden in Latène selbst aufgefundenen sein, die wahrscheinlich in die Mittellatèneperiode zurückgehen. Erst in der Spätlatèneperiode werden Sporen allgemein, sowohl auf keltischem wie auf germanischem Gebiete; die Germanen haben sie offenbar von den Kelten entlehnt. Es waren einfache Bügelsporen, gewöhnlich aus Eisen, mit großen Endknöpfen für die Befestigung der Riemen.

In der Kaiserzeit spaltet sich die Entwicklung in drei Hauptreihen, die geographisch ziemlich scharf geschieden sind. Bei den Ostgermanen erhält sich die Form der Knopfsporen, obwohl die Knöpfe jetzt ganz klein werden. Zuletzt wurden diese sogar durch Knebel oder durch Haken ersetzt. Bei den Westgermanen dagegen, besonders im Elbgebiete, entwickelt sich die sonderbare Form, welche Jahn nach herkömmlichem Gebrauch als Stuhlsporen bezeichnet. Bei dieser Form sitzt der Stachel in der Mitte einer flachen Platte, die durch Nieten auf einer Unterlage, wahrscheinlich einer größeren um den Fuß gebundenen Kappe befestigt war. Auf provinzialrömischem Gebiete wiederum erscheinen Bügelsporen, die nicht durch Knöpfe, sondern durch Ösen und später durch Nieten an dem Riemenwerke angebracht wurden. Die provinzialrömischen Nietsporen werden im 3. Jahrhundert auch von den Germanen nachgebildet. Gleichzeitig hat man in Ostpreußen auch bei den ostgermanischen Bügelsporen die Knöpfe durch Nieten ersetzt.

Bei einer so erschöpfenden und für lange Zeit grundlegenden Darstellung wie der vorliegenden muß natürlich die Terminologie mit großer Umsicht gewählt werden; denn systematische Arbeiten von dieser Art pflegen ja die wissenschaftlichen Bezeichnungen auf längere Zeit zu bestimmen. Es wäre darum sehr erwünscht gewesen, hätte der Verfasser sich dazu entschließen können, die zwar seit lange ziemlich fest eingebürgerte, aber doch schwerverständliche und tatsächlich auch mißverstandene Bezeichnung Stuhlsporen aufzugeben. Jahn versteht unter „Stuhl" offenbar die ganze mit Nieten versehene Platte, die den Stachel trägt (vgl. seine Beschreibung gewisser schwedischer Sporen auf S. 33), und dies dürfte wohl auch die allgemeine Auffassung unter den Sachgenossen sein. Nun ist es aber ganz unverständlich, wie man eine solche, gewöhnlich mehr oder weniger X-förmige Platte als „Stuhl" bezeichnen kann; denn die ganz kurzen Nieten, deren Zahl zumal bei den älteren Stücken nur zwei, erst bei den jüngeren vier beträgt, kann man doch nur schwerlich mit Stuhlbeinen vergleichen. Verfasser gibt uns keine Aufklärung über die Entstehung der vorliegenden Bezeichnung; er berichtet nur kurz, daß sie im Jahr 1841 durch Lisch geprägt worden ist. Wenn man nun Lischs Worte an der betreffenden Stelle nachliest [1]), so findet man erstens, daß Lisch hier noch nicht das Wort „Stuhlsporen" anwendet, wohl aber einen gewissen Teil der bezüglichen Sporen als „Stuhl" bezeichnet, und zweitens, daß dieser Teil keineswegs die ganze Platte ist, sondern nur die in der Mitte derselben zuweilen befindliche zylindrische Erhöhung, auf welcher der eiserne Stachel befestigt ist. Lisch bemerkt ausdrücklich, daß es auch vorkommt, daß der Stachel ohne Stuhl direkt auf der Platte steht. Unter diesen Umständen dürfte es gewiß irreführend und ungeeignet sein die ganze Sporengattung die durch eine mit Nieten versehene Platte gekennzeichnet ist als „Stuhlsporen" zu bezeichnen. Die geeignetste Benennung für diese Gattung wäre unseres Erachtens „Plattensporen". Die von Jahn mit diesen Namen bezeichnete sehr seltene Abart braucht ja nur durch den Zusatz „ohne Nieten" ausgesondert zu werden. Nicht ganz glücklich erscheint es uns auch, wenn der Verfasser den Ausdruck „Nietsporen" nur von Bügelsporen mit Nieten braucht, obwohl Nieten eben für die größte Zahl seiner „Stuhlsporen" bezeichnend sind. Bügelsporen mit „Nieten" oder „Nietbügelsporen" wäre darum eine sachlich richtigere Bezeichnung gewesen.

Zum Schluß erlauben wir uns, aus dem schwedischen Fundmaterial das der Verfasser bisher nur durch die Literatur kennen gelernt hat, ein paar Nachträge von gewissem

[1]) 6. Jahresbericht des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde 1841, S. 145f.

Digitized by Google

Interesse mitzuteilen. Aus einem nicht systematisch untersuchten Waffengrabe von Bjärs, Kirchspiel Hejnum, Gotland, stammt ein stattliches, eisernes Sporenpaar, von dem der eine von Montelius in seiner Kulturgeschichte Schwedens Abb. 328 abgebildet wurde. Diese Sporen gehören der von Jahn, S. 85 beschriebenen Formenreihe an, die durch die Sporen von Reichersdorf, Dimose und Dobrichov-Trebicka vertreten ist; das gotländische Paar steht dem böhmischen am nächsten, ist aber noch kräftiger entwickelt. In einem 1920 von Herrn E. Sörling im Kirchspiel Hogrän, Gotland, untersuchten Grabe fand sich nebst Waffen von Spätlatèneformen (u. a. wie Almgren, Ältere Eisenzeit Gotlands I, Abb. 90, 92, 96, 99) der erste Latènesporn Schwedens. Dieser ist aus Eisen, hat vierkantigen Stachel und auf fallenderweise hakenförmig umgebogene Bügelenden, eine Befestigungsart, die Jahn erst aus dem 3. Jahrh. nach Chr. kennt.

Uppsala. **Oscar Almgren** und **Birger Nerman.**

Nils Åberg, Ostpreußen in der Völkerwanderungszeit. Uppsala-Leipzig 1919. 175 Seiten, 203 Abbildungen, 8 Karten.

Der schwedische Forscher, der sich durch seine zahlreichen Arbeiten über die Steinzeit einen Namen gemacht hat, hat sich seit 1918 einem ganz anderen Arbeitsgebiet, der Völkerwanderungs- und Merowingerzeit, zugewendet. Wie Åberg früher von der Behandlung einer Einzelgruppe, der Steinhämmer, ausgehend allmählich seine Studien über das Gesamtgebiet der mittel- und nordeuropäischen Steinzeit ausdehnte, so vertiefte er sich auch hier erst in einen Einzelstoff, in das germanische Sternmuster [1]), nahm dann zu der so wichtigen und umstrittenen Frage der Chronologie der Merowingerzeit Stellung [2]) und brachte nun die umfangreiche Abhandlung über Ostpreußen heraus. Sie zeigt die Vorzüge Åbergscher Arbeiten, die bei der Behandlung der Einzelformen stets den Blick auf die Gesamtentwicklung zu lenken wissen, von der Beherrschung des ganzen, das Thema berührenden Fragenkomplexes, der in übersichtlicher und klarer Weise vor dem Leser ausgebreitet wird, gutes Zeugnis ablegen und von strenger Sachlichkeit und scharfer Beobachtungsgabe geleitet sind. Wie der Verfasser im Vorwort angibt, konnte er nicht den ganzen, in seiner Menge fast unübersehbaren Fundstoff bearbeiten. Er griff deshalb mit gutem Blick die wichtigen Formen, die Leitfossilien der Entwicklung, heraus, stellte sie möglichst vollzählig zusammen und zog aus ihnen seine Schlüsse. Müssen bei dieser Art der Behandlung auch manche Fragen offen bleiben oder kann ihre Lösung nur angebahnt werden, so hat doch der Verfasser sein Ziel, „die Hauptzüge in der Entwicklung der ostpreußischen Kulturgruppen zu beleuchten," vollauf erreicht. Die üppige Ausstattung mit zahlreichen Abbildungen, acht Verbreitungskarten von Fundarten und vier Fundtabellen ermöglicht es dem Leser, die Folgerungen des Verfassers in bequemster Weise nachzuprüfen. Die Karten benutzen als Unterlage ein ostpreußisches Kreiskartenschema. Åberg weist jedem Vorkommen einer Fundart ein Zeichen zu, auch wenn an einem Fundort mehrere Stücke vorkommen. Er kann deshalb die Zeichen nicht alle an die richtige Stelle setzen — auf Karte V z. B. finden sich im Kreise Allenstein 84 Zeichen, die in Wirklichkeit Fundstücke von nur zwei Fundplätzen bezeichnen — erreicht aber durch diese geographische Ungenauigkeit des Nebeneinandereintragens von Stücken gleichen Fundorts ein überaus anschauliches, gleichsam in die Augen springendes Bild der Verbreitung eines

[1]) N. Åberg, Den germanska stjärnornamentiken under 3. och 4. talet e. Kr. Antikvarisk tidskrift XXI (1918).

[2]) N. Åberg, Ett bidrag till merovingertidens kronologi. Zeitschr. Kig, Bd. II—III (1919—1920), S. 97ff. (Almgrenfestschrift). [Jetzt deutsch: Mannusbibliothek 22 (Kossinna-Festschrift), S. 108ff.]

Digitized by Google

Gegenstandes. Dieses von Åberg auch früher angewendete Verfahren ist für Arbeiten von dem Gepräge der vorliegenden sehr geeignet, kann aber naturgemäß nicht in allen Fällen nachgeahmt werden.

In einer Einleitung schildert Åberg den Stand der Forschung und gibt gleichzeitig einen Überblick über die ostpreußische Entwicklung in den Jahrhunderten vor der Völkerwanderungsepoche. Der Hauptteil gliedert sich entsprechend den Kulturgebieten in drei Abschnitte, die der samländischen, der masurischen und der litauischen Kultur (innerhalb Ostpreußens) gewidmet sind.

Die samländische Kultur entwickelt sich aus der kaiserzeitlichen Kultur dieses Gebietes, die germanisch und zwar gotisch ist. Gegen Ende des 2. Jahrh. nach Chr. waren von hier die Goten zu ihrer Wanderung nach Südrußland aufgebrochen; aber Teile von ihnen, die „Hreidgoten" der nordischen Sagen, blieben daheim und führten die entsprechend der geringeren Volkszahl schwächere Kultur, der nun auch die den Goten sonst eigentümliche Körperbestattung fehlt, in ausgesprochen germanischem Gepräge fort. Vom 4. Jahrhundert an geraten die samländischen Goten in eine vereinsamte Stellung, da die übrigen Germanen in Ostdeutschland gleichfalls auswandern. Die Verbindungen zwischen dem germanischen Hauptgebiet und diesem östlichen Außenposten brechen ab, die samländische Kultur entwickelt sich selbständig in lokaler Färbung weiter oder erstarrt in zähem Festhalten an altgewohnten Formen, wie Åberg an den Fibeln mit Ringgarnitur so schön nachweisen kann. Die Hauptformen dieser Kulturgruppe sind Fibeln mit umgeschlagenem Fuß und Ringgarnitur, einige Reihen von Armbrustfibeln, Sternfußfibeln und bandförmige, dünne Bronzeblechriemenzungen. Auf den beiden letzten Fundarten treten außerdem kennzeichnende eingestempelte Muster auf, die Åberg unter dem Namen „ostpreußische Sternornamentik" zusammenfaßt. Sie ist der skandinavischen Sternornamentik zwar sehr nahe verwandt, doch läßt der Verfasser ihre Herleitung in wohl zu großer Vorsicht noch unentschieden. Während alle diese Formen außerhalb Ostpreußens infolge der Isoliertheit der Samlandgoten recht selten sind, finden wir sie in der Provinz selbst auch außerhalb Samlands in dem dem gotischen Gebiet anzugliedernden Natangen, in einem Streifen ostwärts bis Angerburg-Goldap und im Ostteil von Masuren. Außerdem gelangen samländische Formen auch in den litauischen Kulturkreis (s. dort). Es waren also weite Gebiete Ostpreußens auch außerhalb des samländischen Mittelpunktes von Goten besiedelt oder von ihnen kulturell beeinflußt. Den Höhepunkt erreicht die Kultur im 5. Jahrhundert. In der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts hört die Entwicklung der samländischen Lokalformen auf. Samland verliert seine kulturelle Selbständigkeit und gerät in ein Abhängigkeitsverhältnis von der neu entstandenen Germanenkultur in Masuren.

In Masuren bestand zur Kaiserzeit gleichfalls eine germanische Besiedlung, deren Kultur als ein Ableger der samländischen betrachtet werden kann. Über das Schicksal dieser Kultur macht Åberg keine Angaben. Sie scheint mit der Zeit abzusterben, wohl auch infolge Abwanderung der Bevölkerung. Erst in der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts dringt ein neues Volk hier ein, dessen rein germanische Kultur Åberg als die masurische Kultur bezeichnet. Sie bringt nach Ostpreußen neue eigene Charakterformen wie die vielen Gruppen von Fibeln mit Kopfplatte. Das Ursprungsgebiet dieser Formen muß auch die früheren Wohnsitze der Masurgermanen einschließen. Deshalb geht Åberg den Vorformen der Kopfplattenfibeln nach. Ein Teil von ihnen mit dem kennzeichnenden südrussischen Tierkopf am Fußende weist ins südrussische Gotengebiet. Auf den ersten Blick scheint es naheliegend, in den neuen Einwanderern Goten zu sehen, die aus Südrußland in ihre alte Heimat zurückkehrten. Nun finden sich aber vermischt mit diesen Typen andere Fibeln, die in Südrußland nicht vorkommen, sondern ihre Gegenstücke nur im mitteleuropäischen Germanengebiet haben. Sie tragen am Fußende einen anderen Tierkopftypus vom mitteleuropäischen Stil. Die Verbindungen mit beiden Kulturzentren sind gleichstark, gleichen

Digitized by Google

Alters und können nach den Fundverhältnissen nicht etwa zwei verschiedenen Völkerbestandteilen angehören, die vereint in Ostpreußen einzogen. Aus Südrußland einwandernde Goten können wiederum keinen so starken mitteleuropäischen Einschlag in ihrer Kultur mitgebracht haben. Åberg nimmt daher an, daß die Masurgermanen schon längere Zeit auf Wanderschaft waren und dabei in Berührung mit verschiedenen Kulturen gekommen sind. Möglicherweise saßen sie vorher in den Donauländern, wo sich südrussisch-gotische und mitteleuropäische Kulturströmungen trafen. Åberg schlägt mit allem Vorbehalt die Lösung vor, daß die Masurgermanen Heruler waren, die nach Prokopius in das Land der Gauten zurückkehrten. Dagegen ist der Fund von Hammersdorf (vgl. Peiser, Mannus X, S. 92ff.), den Åberg auffallend früh (in die Zeit um 400) datiert, in seinem gotischen Charakter sicher rückwandernden Goten zuzuschreiben. Er liegt aber außerhalb der drei ostpreußischen Kulturgebiete und nimmt in jeder Beziehung eine Sonderstellung ein. Die Masurgermanen treten bald in enge Beziehungen zu den Goten Samlands, während ihr Verkehr mit dem litauischen Kulturgebiet gering ist. Ihr Einfluß auf die Samlandgermanen wird sogar so beherrschend, daß deren Eigenformen absterben und masurgermanischen Typen Platz machen. Åberg hat den Eindruck, daß die Samländer in eine Art Vasallenverhältnis hinabsinken. Trotzdem empfängt auch die masurische Kultur von der samländischen viele Anregungen. So werden in Masuren samländische Typen wie die Fibeln mit Ringgarnitur, die mit Schlußkreuz und die mit schmalem Tierkopffuß, endlich Schnallen mit Kreuzdorn fortgebildet. Beide germanische Kulturen gehen allmählich ganz ineinander auf, entarten aber auch und verlieren im Laufe des 7. Jahrhunderts immer mehr ihren germanischen Charakter. Die regen Beziehungen, die seit Einwanderung der Masurgermanen mit dem übrigen Germanien unterhalten wurden, schlafen ein, die ungermanischen, aistischen Elemente der Bevölkerung, die sich bisher der Kultur der germanischen Herrenschicht angegliedert hatten, gewinnen immer mehr die Oberhand. Die Charakterform dieser Entgermanisierungsepoche ist die Armbrustsprossenfibel, die nur in Ostpreußen und in der westpreußischen Kolonie der masurischen Kultur auf dem Silberberg Kr. Elbing vorkommen. Allem Anscheine nach ist diese, sechs Jahrhunderte lang unter germanischer Herrschaft gewesene Bevölkerung dieselbe, die in geschichtlicher Zeit als Preußen wieder in den Kreis weltgeschichtlicher Begebenheiten tritt. Hierin schließt sich Åberg der Ansicht Kossinnas (1905) an.

Im äußersten Nordosten Ostpreußens liegt ein dritter Kulturkreis, der von ostpreußischen Forschern den Litauern zugeschrieben wird, während Åberg seine völkische Bestimmung noch offen läßt und sie nur mit Vorbehalt als litauische Kultur bezeichnet. Sie ist vom 3. Jahrh. nach Chr. an bis zur Wikingerzeit nachzuweisen. Hier herrscht reine Körperbestattung. Während des 3.—5. Jahrhunderts steht diese Kultur unter starkem samländisch-gotischem Einfluß. Es scheint zu dieser Zeit eine zahlenmäßig schwache germanische Oberschicht aus dem Samland eingewandert zu sein und die einheimische Bevölkerung kulturell und politisch beherrscht zu haben. Die meisten samländischen Leitformen wie Fibeln mit Ringgarnitur, Sternfußfibeln und Armbrustfibeln finden sich hier, die Kultur hat fast germanischen Anstrich. Mit dem Einbeziehen Samlands in das masurgermanische Einflußgebiet zu Beginn des 6. Jahrhunderts brechen die Verbindungen zwischen Samland und Nordostpreußen ab. Die litauische Kultur entwickelt sich jetzt selbständig weiter, ihre germanischen Bestandteile verkümmern allmählich, ähnlich wie im übrigen Ostpreußen. Zu den rein litauischen Formen gehören Armringe mit verdickten Enden, die spätesten Entwicklungen der Armbrustfibeln, der Armbrustsprossenfibeln und der Fibeln mit schmalem Tierkopffuß. Diese Formen bezeugen, daß im Laufe des 7. Jahrhunderts die litauische Kultur ihrer Verbindungen nach dem Westen ganz verlustig gegangen ist und sich jetzt völlig nach Osten orientiert.

Dies ist in den Hauptzügen das Bild, das Åberg über Ostpreußens Kulturverhältnisse vom 4.—7. Jahrhundert entwirft. Es war ein Wagnis für einen auswärtigen Forscher,

Digitized by Google

dem das ostpreußische Material nur in verhältnismäßig begrenzter Studienzeit zur Verfügung stand, eine Gesamtdarstellung der verwickelten ostpreußischen Kulturen in der Völkerwanderungszeit zu unternehmen. Wenn auch manche Züge seines Bildes noch der Aufhellung bedürfen, wenn auch seine chronologischen Ansetzungen vielleicht von mehreren Seiten werden angefochten werden, das Werk als Ganzes ist prächtig gelungen und bringt die ostpreußische Forschung ein gutes Stück vorwärts. Besonders angenehm fällt die vorsichtige Art Abergs auf, das, was noch nicht gesichert ist, auch als fraglich hervorzuheben und auch auf die Punkte hinzuweisen, die gegen eine wohl begründete Annahme sprechen könnten. Selbst den der ostpreußischen Forschung Fernerstehenden weiß er so völlig in die schwierigen Fragen hineinzuführen. Ein schönes Beispiel für die gewissenhafte, alle dafür- und dawiderſprechenden Gründe sachlich abwägende Forschungsweise ist sein Nachweis des germanischen Charakters der Samlandkultur. Wir beglückwünschen den Verfasser zu dem schönen Erfolg auf seinem neuen Arbeitsgebiet und sehen mit großer Anteilnahme der angekündigten Bearbeitung Litauens und des weiteren Ostens entgegen.

Breslau, Februar 1921. **M. Jahn.**

Hans Joachim Moser, Geschichte der deutschen Musik von den Anfängen bis zum Beginn des dreißigjährigen Krieges. Stuttgart und Berlin, Cotta Nachf., 1920. XVI und 517 Seiten.

„Bei jedem, der der Entwicklung einer Kunst nachgehen will, wird sich wohl zuerst die Frage nach ihren Anfängen einstellen", so beginnt der Verf. seine Ausführungen. Er hat recht; er versucht auch, einiges über den Ursprung der Musik im allgemeinen, und bei den Indogermanen wie Germanen im besonderen beizubringen, kommt aber über allgemeine Hypothesen und geistreiche Redensarten nicht hinaus. Grund dessen ist seine (wie fast aller) Ansicht, daß wir über Musik so entfernter Zeiten, wie der vorgeschichtlichen, nichts Positives wissen könnten. Aber trotzdem weiß er mit positiver Sicherheit zu berichten, daß (S. 10) „unsere Rasse die seelische Fähigkeit, in einer Art von souveränem Raumgefühl die Tondimensionen sprungweise zu durchmessen, sowie nach der Höhe und Tiefe zu erweitern" besitze, spricht aber doch (S. 16) vom „kindlichen Musizieren der deutschen Heidenzeit" und ähnlichem. Aus solchen Anschauungen heraus hat er denn auch sein erstes Kapitel, das von den Anfängen bis 800 vor Chr., von den Zeugnissen des vorgeschichtlichen Werdeganges und der heidnischgermanischen Musikübung und ihren Trägern handelt, mit der echt feuilletonistischen Überschrift „Tonkunst der Wälder" versehen, gleichsam als ob die alten Germanen ein bloßes Naturvolk von Jägern und Holzbauern gewesen seien, die sangen und musizierten, etwa wie die Vögel ihr Lied in den Wald hineinschmettern. Holzbauern und Naturburschen gibts auch heute noch im deutschen Volk genug, aber neben ihnen haben zu allen Zeiten noch andere Leute gestanden, die beizeiten auch die Musik aus dem Naturzustande herausgeführt haben. Im Mittelalter waren das die Mönche, in heidnischer Zeit die Priester und die Heldensänger, von denen wir ja auch nicht ganz wenig wissen, weit mehr als das vorliegende Werk ahnen läßt. Und daß die alte Germanenmusik bereits zum Gebrauch von Musikzeichen vorgedrungen war, die der Musikgott Wotan erfunden hatte, ist uns auch bekannt. Da ist also mit allgemeinen Erörterungen über die Urphänomene der Harmonie und Melodie, und seien sie — wie hier — auch noch so sehr mit gelehrten Zutaten verbrämt, gar nichts getan. Vielmehr kann man heutzutage schon verlangen, daß uns Jemand, der uns über musikalisches Germanentum unterrichten will, nicht feingedrechselte Spekulationen über Systolen und Diastolen, Phonika, Regnante und Unterregnante, Anapäste und Daktylen vorlegt und allerlei Dinge, die gewesen sein könnten, sondern Tatsachen, die gewesen sind, nachweisbar oder der Grenze äußerster Wahrscheinlichkeit nahe gebracht. Das aber ist die schwache Seite dieses starken Bandes. Statt die vor-

Digitized by Google

handenen schriftstellerischen Zeugnisse des Altertumes und die archäologischen einschlägigen Befunde säuberlich zusammenzutragen, durchzuarbeiten, kritisch zu beleuchten, zu erweitern, mit einem Worte selbst in Mühe und Schweiß zu forschen, jahrzehntelang, ein Leben lang, hat der Verf. nicht einmal die wenigen bisher geleisteten Forschungen über altgermanische Musik kennen zu lernen sich bemüht. So z. B. ersehe ich aus einigen Zitaten meines Namens, daß er meine ziemlich umfänglichen und vielfach nachgedruckten, also leicht zugänglichen Aufsätze über altgermanische Musik in dem „Reallexikon der germanischen Altertumskunde", in Pauls „Grundriß der germanischen Philologie", in der „Allgemeinen Musikzeitung" usw., sowie meine drei Bände Neumenstudien gar nicht im Original gelesen, sondern sich auf Auszüge von anderen verlassen hat. Auch sonst ist von ernsthafter, tiefschürfender eigener Forschung wenig zu spüren. Es wird eine Unmenge von Analekten fleißig zusammengetragen und mit unverkennbarem schriftstellerischen Geschick zu einem teils recht gut lesbaren, teils sehr gelehrt aussehenden, weil mit musikalischen Fachausdrücken gespickten Ganzen verarbeitet. Ein Ungeheuer ist die Seite 17f. mit einigen Dutzenden Fremdwörtern. Wollte ich alle Schiefheiten und Unrichtigkeiten hier richtigstellen, so müßte ich fast ein Buch schreiben. Das tut deshalb nicht not, weil binnen Jahresfrist meine Urgeschichte der deutschen Tonkunst zu erwarten ist. Nur einige Punkte also zur Probe. Erheiternd wirkt z. B. die Schlußfolgerung S. 35: „weil in den Zeiten des römischen Kaisertums die germanischen Hornisten nicht mehr die alten Signale blasen konnten, darum — schmilzt die übertriebene Wichtigkeit, die man[1]) neuerdings den Luren beigelegt hat, einigermaßen zusammen". S. 52: „Bei Tische in der Methhalle wanderte die Harfe von Hand zu Hand, so schildert es die Germania des Tacitus, und jeder Recke singt, was er weiß." Diese Stelle hat höchst bedauerlicherweise die Teubnersche Ausgabe der Germania ausgelassen. S. 74: Das Tedeum ist schon seit einem halben Jahrhundert dem Ambrosius allseitig abgesprochen worden. S. 82 hat sich der bekannte Erzbischof der Karolingerzeit Remigius eine Umtaufe in Remedius gefallen lassen müssen. S. 87: Dagegen, daß wir gerade dem Kaiser Karl „die Erhaltung der wichtigsten antiken Schriftsteller durch planmäßige Abschriften verdanken", würden wohl die Benediktiner mit Recht Verwahrung einlegen. S. 93: Die Urheberschaft des Veni creator durch Karl d. Gr. ist eine interessante Neuheit, die es wohl verdiente, ein wenig bewiesen zu werden. S. 96: Daß die Romanusnotation „die Töne nach Höhe und Dauer möglichst genau zu fixieren" unternimmt, ist ein recht phantasievolles „Hausmärlein". S. 127 ist der bekannte älteste Musiktraktat in deutscher Sprache wiedergegeben mit einer solchen Unmenge von Fehlern (allein 40 Akzentfehler, ständig buch statt buoh, nicht statt niht, inade statt unde, sieten statt seiten usw.) daß diese Wiedergabe, als ein Beweis für völlige Unkenntnis des Althochdeutschen, besser weggeblieben wäre. Denn dadurch wird man gegen des Verf. Beruf, gerade über germanische Musik zu schreiben, recht begriffsstutzig. Dem entspricht die beigefügte Übersetzung. Genug der Einzelproben! Noch schwerer wiegt des Verf. Verfahren, über die Nichtkenntnis wichtiger Dinge durch weitschichtige Untersuchungen am untergeschobenen Objekt hinwegzutäuschen. So z. B. gesteht er selbst ein, — und das ist keine Schande — daß er die mittelalterliche Hauptschrift für Musik, die sog. Neumen, nicht zu lesen vermag. In solcher Schrift sind uns z. B. die Notkerschen Sequenzen erhalten. Kein Mensch sonst hat sie bisher entziffert, ihr musikalisches Gefüge ist also annoch unzugänglich. Um aber nun doch etwas und möglichst viel über solche Gesänge zu schreiben, nimmt der Verf. eine Niederschrift Notkerscher Sequenzen aus dem 16. Jahrhundert, die kaum eine entfernte Ähnlichkeit mit dem Originale hat, analysiert und kritisiert sie, als ob er Originale vor sich hätte, und will nun damit den Anschein erwecken, als habe er uns das Wesen der Notkerschen Sequenz gründlichst dargelegt. Diese Methode ist leider in der Musikwissenschaft weit verbreitet, aber deshalb um nichts weniger gefährlich, weil sie diese Wissenschaft in Verruf bringt. Wenn einer von den Neumen nichts weiß, so soll er das als

[1]) Damit bin ich gemeint. O. S.

Digitized by Google

ehrlicher Mann eingestehen oder wenigstens nicht so tun, als seien die Neumen eigentlich für den Musikgeschichtsschreiber überflüssige Dinge. Das Schlimme dabei ist freilich für diejenigen, die Bücher über die mittelalterliche Musik schreiben wollen, daß alle lebendige Musik des Mittelalters eben in diesen Neumen festgebannt ist. Da heißt es warten. Warten, bis die Entzifferung der Neumen gelungen oder — wie ich verraten will — veröffentlicht ist. Das aber ist es ja eben, was junge Leute nicht können. Das spricht der Verf. auch selber in seiner Vorrede aus: „Man sollte sich an eine derartige Aufgabe erst als Sechziger machen, nicht als Dreißigjähriger, der ich heute bin. Aber die Jugend hat vielleicht doch wenigstens den einen Vorzug, daß sie überhaupt den Wagemut zu solchem Unternehmen aufbringt." Ich meine freilich, daß in der Wissenschaft der zufahrende Wagemut oft weit mehr geschadet hat, als genützt, und daß man lieber das nonum prematur in annum bis aufs zwanzigste oder meinetwegen aufs sechzigste Jahr ausdehnen soll, als durch nicht ausgereifte Veröffentlichungen ein so wichtiges Gebiet, wie das der Geschichte der deutschen Musik in Mißkredit zu bringen. Man nützt dadurch weder der Wissenschaft noch dem deutschen Volke. Diese harten Worte will ich aber herzlich gern durch die Anerkennung mildern, daß dort, wo der Verf. mit eignen Augen zu sehen imstande ist, also besonders bei den späteren Zeiten des Mittelalters, manches Gute und Brauchbare zutage tritt und beweist, daß er eine bemerkenswerte Kraft für die Musikforschung werden kann, wenn er sich von Vielschreiberei fernhält.

Berlin. **Oskar Fleischer.**

IV. Nachrichten.

Geh. Regierungsrat Univ.-Prof. Dr. Gustaf Kossinna wurde im Dezember 1921 von der „Finnisch-ugrischen Gesellschaft" in Helsingfors zum korrespondierenden Mitgliede ernannt.

Im Jahre 1921 ist unser Mitglied Sanitätsrat Dr. Dormagen in Köln a. Rh. gestorben.

Bücher-Angebot.

Der Schlesische Altertumsverein ist bereit, folgende Tafelwerke an die Mitglieder der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte zu bedeutend ermäßigtem Preise abzugeben:

M. Zimmer, Die bemalten Tongefäße Schlesiens aus vorgeschichtlicher Zeit. Breslau 1889. Folioband mit 32 Seiten, 7 Buntdrucktafeln und einer Fundkarte. Vorzugspreis 14 Mk.

Grempler, Der Fund von Sackrau. Breslau 1888. Folioband mit 16 Seiten und 6 Tafeln, davon eine in Buntdruck.

Grempler, Der zweite und dritte Fund von Sackrau. Breslau 1888. Folioband mit 16 Seiten und 7 Tafeln. Beide Teile zusammen Vorzugspreis 14 Mk.

Zu den Preisen kommen die jeweiligen Auslagen an Porto und Verpackung. Bestellungen sind zu richten an den Schlesischen Altertumsverein in Breslau, Graupenstr. 14.

Digitized by Google

7. Tagung für deutsche Vorgeschichte.

Ordentliche Hauptversammlung der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte zu Berlin vom 17. bis zum 20. April 1922.

Vorläufiger Tagungsplan.

Montag, den 17. April:

Abends 8 Uhr: Begrüßung der Teilnehmer im „Spatenbräu", Friedrichstraße 172 (eigenes Zimmer).

Dienstag, den 18. April:

Vormittags 9½—10 Uhr: Vorstands- und Ausschußsitzung.
10—2 Uhr: Wissenschaftliche Vorträge.

Nachmittags 6—7½ Uhr: Festvortrag des Herrn Dr. Martin Jahn (Breslau): Die Kunst in der Vorzeit Schlesiens (mit Lichtbildern).

Abends 8 Uhr: Gemütliches Beisammensein.

Mittwoch, den 19. April:

Vormittags 9½—10 Uhr: Geschäftssitzung. (Zutritt nur für Mitglieder der Gesellschaft.)
10—12 Uhr: Wissenschaftliche Vorträge.

Nachmittags 12½—2 Uhr: Nach Wahl: Besichtigung der vorgeschichtlichen Abteilung des Märkischen Museums oder der tocharischen Funde (Turfansammlung) des Museums für Völkerkunde.

Nachmittags 5—7 Uhr: Wissenschaftliche Vorträge.

Donnerstag, den 20. April:

Wissenschaftlicher Ausflug (Geologie und Vorgeschichte).

Sitzungen und Vorträge erfolgen im Universitätsgebäude, Kaiser-Franz-Joseph-Platz (Unter den Linden), wo sich auch die Geschäftsstelle für Anmeldungen und Kartenausgabe befindet.

Bisher sind folgende Vorträge angemeldet worden:

1. Dr. Ludw. Ferd. Clauß (Dresden): Die Grenzen deutscher Artung.
2. Dr. Constantin Diculescu (Berlin): Wandalen und Goten in Ungarn und Rumänien.
3. Museumsassistent Dr. Erich Fischbier (Halle): Zur Typologie der germanischen Fibeln.
4. Prof. Dr. Hans Hahne (Halle): Vorzeitmuseum und Gegenwart.
5. Prof. Dr. Hans Hahne (Halle): Paläolithisches, besonders über Trugformen. Aus Anlaß neuester angeblicher und tatsächlicher Funde.
6. Bergrat Dr. Heß v. Wichdorff (Berlin): Entstehung, Aufbau und Alter des Kalktuffs der paläolithischen Fundstätten von Ehringsdorf und Taubach bei Weimar.
7. Direktorialassistent Dr. Martin Jahn (Breslau): Zur Chronologie der sog. Lausitzer Kultur auf Grund neuerer Grabungen in Schlesien.
8. Dr. Jörg Lechler (Charlottenburg): Zum Begräbnis im Haus.
9. Museumsassistent Mag. Niklasson (Halle): Siedelungen der jüngeren Steinzeit in Mitteldeutschland.
10. Pfarrer Martin Schultze (Fahrenwalde): Das Hügelgrab zu Neuenfeld (Kreis Prenzlau).
11. Direktorialassistent Dr. Walther Schulz (Halle): Die Bestattungsbräuche der beginnenden Eisenzeit.
12. Direktorialassistent Dr. Walther Schulz (Halle): Die Hermunduren.
13. Geh. Studienrat Prof. Dr. Walter (Stettin): Die Ausgrabungen in Arkona (Rügen).
14. Obergeneralarzt a. D. Dr. Georg Wilke (Rochlitz): Über das Fortleben vorgeschichtlicher Mythenmotive in der kirchlichen und Volkskunst.

Höchstdauer jedes Vortrages eine Stunde.

Teilnehmerkarten 12 Mark, Nebenkarten für Familienangehörige 8 Mark, Studentenkarten 6 Mark. — Eintritt zum Festvortrag für Teilnehmer frei, sonst 5 Mark.

Anfragen wegen Wohnung für Teilnehmer zu richten an Herrn Lyzeallehrer O. Gütte, Berlin NW 21, Bochumer Straße 9.

Der Ortsausschuß:
Prof. Dr. Paape, Bergrat Dr. Heß v. Wichdorff, Sekretär E. Snethlage, Lyceallehrer O. Gütte.

Der Vorstand:
Kossinna.

Digitized by Google

INDEXED

Doppel-Band 11/12. Heft 1 u. 2.

MANNUS

Zeitschrift für Vorgeschichte

begründet und für die Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte

herausgegeben von

Prof. Dr. Gustaf Kossinna

11/12. Band (1919/20)

Leipzig
Verlag von Curt Kabitzsch
1920.

Digitized by Google

Verlag von Curt Kabitzsch in Leipzig, Dörrienstraße 16.

„Mannus", Zeitschrift für Vorgeschichte

herausgegeben von Prof. Dr. Gustaf Kossinna.

Jährlich 2—4 Hefte in zwangloser Folge, die zusammen einen stattlichen Band mit vielen Tafeln und reichlichen Textabbildungen bilden. Einzelne Hefte sind nicht käuflich.

Bezugspreis bis Band 10 M. 24.—; für vorliegendes Doppel-Heft M. 40.—. Der Bezug desselben verpflichtet zur Abnahme der Fortsetzung bis zum Schluß des Bandes.

Inhaltsverzeichnis des vorliegenden Heftes:

I. Abhandlungen:

Kienau, Michael Martin: Oldenburger Grabungen mit einer Studie über Brandgrubengräber. Mit Tafel I—IV und 14 Abb. im Text.

Bolten, Robert: Die steinzeitlichen Gräber des Kreises Pyritz. Mit Tafel V—VII und 4 Abb. im Text.

Wilke, Georg: Über den Beginn der Bronzezeit in Mitteleuropa. Mit 31 Abb. im Text.

II. Mitteilungen:

Wilke, Georg: Baum und Schiff. Mit 20 Abb. im Text.

Stimming, R.: Das Harz in der vorgeschichtlichen Zeit und seine Verwendungsweise. Mit 21 Abb. im Text.

Kossinna, Gustaf: Noch eine Krötenurne. Mit 1 Abb. im Text.

Schulz, Walther: Zur Geschichte des deutschen Hauses. Mit 9 Abb. im Text.

Bein, Heinrich, Sumerer und Indogermanen.

Moschkau, Rudolf: Eine steinzeitliche Scherbeninschrift der Spiral-Mäanderkeramik. Mit 1 Abb. im Text.

III. Bücherbesprechungen.

IV. Nachrichten.

Gesellschaft für Deutsche Vorgeschichte.

Der Mitgliedsbeitrag der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte beträgt ab 1920 25 M., für Mitglieder der Berliner Zweiggesellschaft 3 M. mehr; die Einzahlung desselben hat an den Verlag von **Curt Kabitzsch, Leipzig,** Dörrienstraße 16, zu erfolgen.

Neuanmeldungen sowie **Abmeldungen** sind entweder an den Vorsitzenden, Herrn Geh. Regierungsrat **Professor Dr. G. Kossinna, Berlin-Lichterfelde, Karlstrasse 10** oder an den Schatzmeister der Gesellschaft, Herrn **Ernst Snethlage, Berlin NW 5,** Quitzowstraße 123 zu richten.

Anschrift-Änderungen und **Zahlungen** dagegen an den Verlag von **Curt Kabitzsch, Leipzig,** Dörrienstraße 16.

Manuskripte, Vorlagen usw. sind nur an den Herausgeber, Herrn Geh. Regierungsrat **Professor Dr. G. Kossinna,** Berlin-Lichterfelde, Karlstraße 10 einzuliefern (Einschreiben!). Manuskripte sollen möglichst einseitig beschrieben sein, Zeichnungen reproduktionsfähig ausgeführt unter Vermeidung von Bleistiftstrichen oder mit Bleistift ausgeführten Schattierungen. Am besten geeignet sind **Federzeichnungen,** die jedoch tief schwarz gehalten sein müssen. Graue Striche erschweren die Wiedergabe.

Der Bezugspreis des **Mannus** im Buchhandel betrug bis einschließlich Band 10 **M. 24.—,** für den Doppel-Band 11/12 etwa **M. 70.—.** Ferner sei auf die beiden **Ergänzungsbände** aufmerksam gemacht.

Die Bände I—X und **Ergänzungsband** I und II können neu eintretende Mitglieder und Abonnenten, soweit noch vorhanden, nachbeziehen. Man wende sich an den Verlag.

Digitized by Google

Verlag von Curt Kabitzsch in Leipzig, Dörrienstraße 16.

Mannusbibliothek

herausgegeben von Prof. Dr. Gustaf Kossinna.

No. 1. **Wilke**, Dr. **Georg**, **Spiral-Mäander-Keramik und Gefäßmalerei.** (Hellenen und Thraker). III, 84 Seiten mit 100 Abbildungen im Text und 1 Tafel. 1910. Einzelpreis M. 4.50. — Vorzugspreis*) M. 3.60.

No. 2. **Kimakowicz-Winnicki, M. von, Spinn- und Webewerkzeuge.** Entwicklung und Anwendung in vorgeschichtlicher Zeit Europas. III, 70 Seiten mit 107 Textabbildungen. 1911. Einzelpreis M. 4.50. — Vorzugspreis M. 3.60.

No. 3. **Schulz**, Prof. **Bruno**, **Das Grabmal des Theoderich zu Ravenna** und seine Stellung in der Architekturgeschichte. 34 Seiten mit 34 Abbildungen im Text und 1 Titelbild. 1911. Einzelpreis M. 2.20. — Vorzugspreis M. 1.75.

No. 4. **Bartelt**, Rektor **Wilhelm**, und **Waase**, Mittelschullehrer **Karl**, **Die Burgwälle des Ruppiner Kreises.** Ein Beitrag zur Heimatkunde. III, 65 Seiten mit 1 Karte und 20 Tafeln, enthaltend 27 Lagepläne, sowie 227 Abbildungen im Text. 1911. Einzelpreis M. 5.50. — Vorzugspreis M. 4.40.

No. 5. **Kropp, Philipp, Latènezeitliche Funde an der keltisch-germanischen Völkergrenze zwischen Saale und Weißer Elster.** IV, 132 Seiten mit 167 Abbildungen und 2 Kärtchen im Text. 1911. Einzelpreis M. 8.50. — Vorzugspreis M. 6.80.

No. 6. **Kossinna**, Prof. Dr. **Gustaf**; **Die Herkunft der Germanen.** Zur Methode der Siedlungsarchäologie. 30 Seiten mit 1 Karte. 1911. Einzelpreis M. 1.50. — Vorzugspreis M. 1.20. Z. Zeit vergriffen.

No. 7. **Wilke**, Dr. **Georg**, **Südwesteuropäische Megalithkultur** und ihre Beziehungen zum Orient. IV, 181 Seiten mit 141 Abbildungen im Text. 1912. Einzelpreis M. 7.50. — Vorzugspreis M. 6.—.

No. 8. **Blume**, Dr. **Erich**, **Die germanischen Stämme** und die Kulturen zwischen Oder und Passarge zur römischen Kaiserzeit. I. Teil: VI, 213 Seiten mit 256 Abbildungen im Text und auf 6 Tafeln nebst 1 Karte. 1912. Einzelpreis M. 8. — Vorzugspreis M. 6.40.

No. 9. **Kossinna**, Prof. Dr. **Gustaf**, **Die deutsche Vorgeschichte** eine hervorragend nationale Wissenschaft. 2. stark vermehrte Auflage. VII, 255 Seiten mit 456 Abbildungen im Text und auf 50 Tafeln. 1914. Einzelpreis M. 6. — Vorzugspreis M. 4.80. Z. Zeit vergriffen. 3. Aufl. unter der Presse.

No. 10. **Wilke**, Dr. **Georg**, **Kulturbeziehungen zwischen Indien, Orient und Europa.** IV, 276 Seiten mit 216 Abbildungen im Text. 1913. Einzelpreis M. 12. — Vorzugspreis M. 9.60.

*) Der Vorzugspreis tritt ein, wenn auf die Sammlung abonniert wird oder von den bereits vorliegenden Bänden mindestens 4 auf einmal bestellt werden. Gebunden kostet jeder Band M. 4.— bis M. 10.— mehr.

Hierzu 80 % **Verleger-Teuerungsaufschlag.**

Digitized by Google

Verlag von Curt Kabitzsch in Leipzig, Dörrienstraße 16.

Mannusbibliothek

herausgegeben von Prof. Dr. Gustaf Kossinna.

No. 11. Schulz-Minden, Dr. Walther, **Das germanische Haus** in der vorgeschichtlichen Zeit. VIII, 128 Seiten mit 48 Abbildungen im Text. 1913. Einzelpreis M. 4. — Vorzugspreis M. 3.20.

No. 12. Kossinna, Prof. Dr. Gustaf, **Der germanische Goldreichtum in der Bronzezeit.** I. Der Goldfund von Messingwerk bei Eberswalde und die goldenen Kultgefäße der Germanen. IX, 56 Seiten mit 17 Tafeln und 24 Abbildungen im Text. 1913. Einzelpreis M. 5. — Vorzugspreis M. 4.—.

No. 13. Lienau, M. M., **Über Megalithgräber und sonstige Grabformen der Lüneburger Gegend.** III, 42 Seiten mit 1 Karte, 30 Tafeln und 5 Abbildungen im Text. 1914. Einzelpreis M. 5. — Vorzugspreis M. 4.—.

No. 14. Blume, Dr. Erich, **Die germanischen Stämme** und die Kulturen zwischen Oder und Passarge zur römischen Kaiserzeit. II. Teil: Material. Aus dem Nachlaß herausgegeben von M. Schultze. XIII, 212 Seiten. 1915. Einzelpreis M. 8. — Vorzugspreis M. 6.40.

*No. 15. Wahle, Dr. Ernst, **Ostdeutschland in jungneolithischer Zeit,** ein prähistorisch-geographischer Versuch. IX, 216 Seiten mit 2 Karten und 4 Tafeln. 1918. Einzelpreis M. 9. — Vorzugspreis M. 7.20.

No. 16. Jahn, Dr. Martin, **Die Bewaffnung der Germanen in der älteren Eisenzeit** etwa von 700 v. Chr. bis 200 n. Chr. X, 276 Seiten mit 1 Tafel, 2 Karten und 227 Abbildungen im Text. 1916. Einzelpreis M. 7.— Vorzugspreis M. 5.60.

*No. 17. Åberg, Dr. Nils, **Die Typologie der nordischen Streitäxte.** IV, 60 Seiten mit 75 Abbildungen im Text. 1918. Einzelpreis M. 3. — Vorzugspreis M. 2.40.

*No. 18. Kostrzewski, Dr. Józef, **Die ostgermanische Kultur der Spätlatènezeit.** I. Teil: XII, 254 Seiten mit 244 Textabbildungen und 1 Karte. 1919. M. 20. — Vorzugspreis M. 16.—.

*No. 19. Kostrzewski, Dr. Józef, **Die ostgermanische Kultur der Spätlatènezeit.** II. Teil: Material. Mit 118 Beilagen, Verzeichnis der Fundorte und Sachregister. VI, 123 Seiten. 1919. M. 11.—, Vorzugspreis M. 8.80.

*No. 20. Rademacher, **Die vorgeschichtliche Besiedelung der Eifelterrasse zwischen Rheinebene, Ahr und Sulz** sowie insbesondere die Besiedelung des Ostrandes zur fränkischen Zeit. 35 Seiten mit 4 Abbildungen im Text nebst 11 Tafeln, darunter 4 Karten. 1920. M. 9.—, Vorzugspreis M. 7.20.

Die Sammlung wird fortgesetzt.

Hierzu 80 % Verleger-Teuerungsaufschlag mit Ausnahme der mit * bezeichneten Nummern, auf die nur 20 % aufgeschlagen werden.

Universitätsdruckerei H. Stürtz A. G., Würzburg

Digitized by Google

X
Mr 10 '21

Schlußheft des Doppelbandes 11/12.

Doppel-Band 11/12. Heft 3 u. 4.

MANNUS

Zeitschrift für Vorgeschichte

begründet und für die Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte

herausgegeben von

Prof. Dr. Gustaf Kossinna

11/12. Band (1919/20)

Leipzig
Verlag von Curt Kabitzsch
1920.

Digitized by Google

Verlag von Curt Kabitzsch in Leipzig, Dörrienstraße 16.

„Mannus", Zeitschrift für Vorgeschichte

herausgegeben von Prof. Dr. Gustaf Kossinna.

Jährlich 2—4 Hefte in zwangloser Folge, die zusammen einen stattlichen Band mit vielen Tafeln und reichlichen Textabbildungen bilden. Einzelne Hefte sind nicht käuflich.

Bezugspreis bis Band 10 M. 24.—; für vorliegenden Doppel-Band M. 75.—. Der Bezug des 1. Heftes verpflichtet zur Abnahme der Fortsetzung bis zum Schluß des Bandes.

Inhaltsverzeichnis des vorliegenden Heftes:

I. Abhandlungen:

Kossinna, Gustaf: Höhepunkte nordindogermanischer Kultur.
Fleischer, Oskar: Vorgeschichtliche Musiktheorie in Europa. Mit Tafel VIII.
Stephan: Vorgeschichtliche Steinkalender.
Niklasson, Nils: Neuere Ausgrabungen in Rößen. Mit 32 Abbildungen.
Niklasson, Nils: Ein slawischer Friedhof des 12. Jahrhunderts bei Treben, Kr. Weißenfeld. Mit 6 Textabbildungen und 1 Plan. (Tafel IX.)
Schulz, Walther: Das Haus in Glaube und Brauch der Vorzeit.
Bericht über die sechste Tagung der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte. Berlin 8. bis 11. April 1920.
Beltehorn, Fr.: Ausflug der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte nach Potsdam am 25. April 1920. Mit 1 Textabbildung.
Rademacher, C.: Der Piltdown-Fund und seine Bedeutung in der Entwicklungsgeschichte der Menschheit. Mit 3 Textabbildungen.
Molchkau, Rudolf: Eine zweite bandkeramische Scherbeninschrift von Seltsch in Böhmen. Mit 1 Textabbildung.
Näbe, F. Max: Der Leipziger Thebairing. Mit 1 Textabbildung.
Wagner, Friedrich: Neuere Literatur zur Vorgeschichte Württembergs.
Kossinna, Gustaf: Das siegreiche Vordringen meiner wissenschaftlichen Anschauungen als Ergebnis meiner wissenschaftlichen Methode.
Kossinna, Gustaf: Nachträge. Mit 2 Textabbildungen.
Kossinna, Gustaf: Wandalen in der Wetterau. Mit 3 Textabbildungen.

II. Aus Museen und Vereinen.

III. Bücherbesprechungen.

IV. Nachrichten (mit 1 Textabb.)

Gesellschaft für Deutsche Vorgeschichte.

Der Mitgliedsbeitrag der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte beträgt ab 1920 25 M., für Mitglieder der Berliner Zweiggesellschaft 3 M. mehr; die Einzahlung desselben hat an den Verlag von **Curt Kabitzsch, Leipzig,** Dörrienstraße 16 zu erfolgen.

Neuanmeldungen sowie **Abmeldungen** sind entweder an den Vorsitzenden, Herrn Geh. Regierungsrat **Professor Dr. G. Kossinna, Berlin-Lichterfelde, Karlstrasse 10** oder an den Schatzmeister der Gesellschaft, Herrn **Ernst Snethlage, Berlin NW 5,** Quitzowstraße 123 zu richten.

Anschrift-Änderungen und Zahlungen dagegen an den Verlag von **Curt Kabitzsch, Leipzig,** Dörrienstraße 16. Postscheckkonto Leipzig No. 54228.

Manuskripte, Vorlagen usw. sind nur an den Herausgeber, Herrn Geh. Regierungsrat **Professor Dr. G. Kossinna,** Berlin-Lichterfelde, Karlstraße 10 einzuliefern (Einschreiben!). Manuskripte sollen möglichst einseitig beschrieben sein, Zeichnungen reproduktionsfähig ausgeführt unter Vermeidung von Bleistiftstrichen oder mit Bleistift ausgeführten Schattierungen. Am besten geeignet sind **Federzeichnungen,** die jedoch tief schwarz gehalten sein müssen. Graue Striche erschweren die Wiedergabe.

Der Bezugspreis des **Mannus** im Buchhandel betrug bis einschließlich Band 10 **M. 24.—,** für den Doppel-Band 11/12 **M. 75.—.** Ferner sei auf die beiden **Ergänzungsbände** aufmerksam gemacht.

Die Bände I—X und **Ergänzungsband** I und II können neu eintretende Mitglieder und Abonnenten, soweit noch vorhanden, nachbeziehen. Man wende sich an den Verlag.

Digitized by Google

No 2 '21

Band 13. Heft 1 u. 2.

MANNUS

Bd 13 1-4
1921

Zeitschrift für Vorgeschichte

begründet und für die Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte

herausgegeben von

Prof. Dr. Gustaf Kossinna

13. Band (1921)

Leipzig
Verlag von Curt Kabitzsch
1921.

Digitized by Google

Verlag von Curt Kabitzsch in Leipzig, Dörrienstraße 16.

„Mannus", Zeitschrift für Vorgeschichte

herausgegeben von Prof. Dr. Gustaf Kossinna.

Jährlich 2—4 Hefte in zwangloser Folge, die zusammen einen stattlichen Band mit vielen Tafeln und reichlichen Textabbildungen bilden. Einzelne Hefte sind nicht käuflich.

Bezugspreis für vorliegenden Band M. 60.—. Der Bezug des 1. Heftes verpflichtet zur Abnahme der Fortsetzung bis zum Schluß des Bandes.

Inhaltsverzeichnis des vorliegenden Heftes:

I. Abhandlungen:

Bayer, Josef: Das vermeintliche Solutréen in Skandinavien. Mit 5 Textabbildungen.
Kossinna, Gustaf: Entwicklung und Verbreitung der steinzeitlichen Trichterbecher, Kragenfläschchen und Kugelflaschen. I. Trichterbecher. Mit 39 Textabbildungen und 1 Karte. (Tafel I.)
Beß von Wichdorf: Krantas und Jurabecken in Ostpreußen. Mit 1 Abbildung im Text.
Frödin, Otto, u. Fürst, Carl M.: Hat man im Norden in der Steinzeit skalpiert? Mit 7 Abbildungen auf Tafel II u. III.

II. Mitteilungen:

Bayer, Josef: Der Beckenton von Rabutz — I. Interglazial.
Bayer, Josef: Der Mammutjägerhalt der Aurignaczeit bei Lang-Mannersdorf a. d. Perschling (Ried.-Oest.) Mit Tafel IV und V.
Koltrzewski, Jos.: Gefäße mit Ränddchenverzierung aus Polen. Mit 10 Abbildungen im Text und Tafel VI.
Berlein: Die Kalenderdaten der Juppitergigantenidulen.
Åberg, Nils: Das Haus zu Tösta. Mit 5 Textabbildungen.
Schumacher, Paul: Ein Burgwall bei Polzin Kr. Belgard, Pommern. Mit 1 Textabbildung.

III. Aus Museen und Vereinen.

IV. Bücherbesprechungen.

V. Nachrichten.

Gesellschaft für Deutsche Vorgeschichte.

Förderung der Urgeschichte unseres Volkes ist jetzt nationale Pflicht, dies kann nicht besser geschehen als durch Beitritt zur genannten Gesellschaft.

Der Mitgliedsbeitrag der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte beträgt ab 1920 25 M., für Mitglieder der Berliner Zweiggesellschaft 3 M. mehr; die Einzahlung desselben hat an den Verlag von Curt Kabitzsch, Leipzig, Dörrienstraße 16 (Postscheckkonto Leipzig 54228), zu erfolgen.

Neuanmeldungen sowie **Abmeldungen** sind entweder an den Vorsitzenden, Herrn Geh. Regierungsrat Professor Dr. G. Kossinna, Berlin-Lichterfelde, Karlstrasse 10 oder an den Schatzmeister der Gesellschaft, Herrn Ernst Snethlage, Berlin NW 5, Quitzowstraße 123 zu richten.

Anschrift-Änderungen und Zahlungen dagegen an den Verlag von Curt Kabitzsch, Leipzig, Dörrienstraße 16. Postscheckkonto Leipzig No. 54228.

Manuskripte, Vorlagen usw. sind nur an den Herausgeber, Herrn Geh. Regierungsrat Professor Dr. G. Kossinna, Berlin-Lichterfelde, Karlstraße 10 einzuliefern (Einschreiben!). Manuskripte sollen möglichst einseitig beschrieben sein, Zeichnungen reproduktionsfähig ausgeführt unter Vermeidung von Bleistiftstrichen oder mit Bleistift ausgeführten Schattierungen. Am besten geeignet sind Federzeichnungen, die jedoch tief schwarz gehalten sein müssen. Graue Striche erschweren die Wiedergabe.

Der Bezugspreis des Mannus im Buchhandel beträgt bis einschließlich Band 10 M. 36.—, für den Doppel-Band 11/12 M. 75.—. Ferner sei auf die beiden Ergänzungsbände aufmerksam gemacht. Für die ersten 6 Bände ist der reguläre Bezugspreis aufgehoben.

Die Bände I—X und Ergänzungsband I und II können neu eintretende Mitglieder und Abonnenten, soweit noch vorhanden, nachbeziehen. Man wende sich an den Verlag.

Digitized by Google

N
Mar 2 '22

Band 13. Heft 3.

MANNUS

Zeitschrift für Vorgeschichte

begründet und für die Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte

herausgegeben von

Prof. Dr. Gustaf Kossinna

13. Band (1921)

Leipzig
Verlag von Curt Kabitzsch
1921.

Digitized by Google

Verlag von Curt Kabitzsch in Leipzig, Dörrienstraße 16.

„Mannus", Zeitschrift für Vorgeschichte

herausgegeben von Prof. Dr. Gustaf Kossinna.

Jährlich 2—4 Hefte in zwangloser Folge, die zusammen einen stattlichen Band mit vielen Tafeln und reichlichen Textabbildungen bilden. Einzelne Hefte sind nicht käuflich.

Bezugspreis für vorliegenden Band M. 60.—. Der Bezug des 1. Heftes verpflichtet zur Abnahme der Fortsetzung bis zum Schluß des Bandes.

Inhaltsverzeichnis des vorliegenden Heftes:

I. Abhandlungen:

Kossinna, Gustaf: Entwicklung und Verbreitung der steinzeitlichen Trichterbecher, Kragenflaschchen und Kugelflaschen. II. Kragenflaschchen. Mit 18 Textabbildungen und 1 Karte. (Tafel VII.)

Beck, H. jun.: Ein paläolithischer Knochenschaber im ortsgeschichtlichen Museum zu Diez a. L. mit 4 Textabbildungen.

Lehmann, Ernst: Zwei Funde aus der Bronzezeit Thüringens. Mit 3 Textabbildungen.

Bezzenberger, Adalbert: Eine Fälschung. Mit 3 Textabbildungen.

Koenen, Konstantin: Römisches in Paderborn. Mit 2 Textabbildungen.

Magdalinski: Die Windelbahn von Stolp in Pommern. Mit 6 Textabbildungen.

Beltz, Robert: Literatur zur mecklenburgischen Vorgeschichte 1900—1920.

Walter, Emil: Neue Literatur zur Vorgeschichte Pommerns.

Bager, Josef: Die Bestätigung meiner Eiszeitchronologie durch Spanien.

II. Bücherbesprechungen.

III. Nachrichten.

Gesellschaft für Deutsche Vorgeschichte.

Förderung der Urgeschichte unseres Volkes ist jetzt nationale Pflicht, dies kann nicht besser geschehen als durch Beitritt zur genannten Gesellschaft.

Der Mitgliedsbeitrag der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte beträgt für 1922 30 M., für Mitglieder der Berliner Zweiggesellschaft 5 M. mehr; die Einzahlung desselben hat an den Verlag von **Curt Kabitzsch, Leipzig,** Dörrienstraße 16 (Postscheckkonto Leipzig 54228), zu erfolgen.

Neuanmeldungen sowie **Abmeldungen** sind entweder an den Vorsitzenden, Herrn Geh. Regierungsrat **Professor Dr. G. Kossinna, Berlin-Lichterfelde, Karlstrasse 10** oder an den Schatzmeister der Gesellschaft, Herrn **Ernst Snethlage, Berlin NW 5,** Quitzowstraße 123 zu richten.

Anschrift-Änderungen und **Zahlungen** dagegen an den Verlag von **Curt Kabitzsch, Leipzig,** Dörrienstraße 16. Postscheckkonto Leipzig No. 54228.

Manuskripte, Vorlagen usw. sind nur an den Herausgeber, Herrn Geh. Regierungsrat **Professor Dr. G. Kossinna,** Berlin-Lichterfelde, Karlstraße 10 einzuliefern (Einschreiben!). Manuskripte sollen möglichst einseitig beschrieben sein, Zeichnungen reproduktionsfähig ausgeführt unter Vermeidung von Bleistiftstrichen oder mit Bleistift ausgeführten Schattierungen. Am besten geeignet sind **Federzeichnungen,** die jedoch tief schwarz gehalten sein müssen. Graue Striche erschweren die Wiedergabe.

Der Bezugspreis des **Mannus** im Buchhandel beträgt bis einschließlich Band 10 **M. 60.—,** für den Doppel-Band 11/12 **M. 120.—.** Ferner sei auf die beiden **Ergänzungsbände** aufmerksam gemacht. Für die ersten 6 Bände ist der reguläre **Bezugspreis** aufgehoben.

Die Bände I—XII und **Ergänzungsband** I und II können neu eintretende Mitglieder und Abonnenten, soweit noch vorhanden, nachbeziehen. Man wende sich an den Verlag.

Digitized by Google

Dieses Heft bildet den Schluß des 13. Bandes.

Band 13. Heft 4.

MANNUS

Zeitschrift für Vorgeschichte

begründet und für die Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte

Wir machen unsere Mitglieder ganz besonders auf die Ankündigung der diesjährigen **Hauptversammlung zu Berlin** (letzte Textseite in diesem Heft) aufmerksam.

Der Vorstand.

Digitized by Google

Verlag von Curt Kabitzsch in Leipzig, Dörrienstraße 16.

„Mannus", Zeitschrift für Vorgeschichte

herausgegeben von Prof. Dr. Gustaf Kossinna.

Jährlich 2—4 Hefte in zwangloser Folge, die zusammen einen stattlichen Band mit vielen Tafeln und reichlichen Textabbildungen bilden. Einzelne Hefte sind nicht käuflich.

Bezugspreis für vorliegenden Band M. 60.—. Der Bezug des 1. Heftes verpflichtet zur Abnahme der Fortsetzung bis zum Schluß des Bandes.

Inhaltsverzeichnis des vorliegenden Heftes:

I. Abhandlungen:

Kossinna, Gustaf: Entwicklung und Verbreitung der steinzeitlichen Trichterbecher, Kragenfläschchen und Kugelflaschen. II. Kragenfläschchen. Mit 18 Textabbildungen und 1 Karte. (Tafel VII.)

Beck, H. jun.: Ein paläolithischer Knochenschaber im ortsgeschichtlichen Museum zu Diez a. L. mit 4 Textabbildungen.

Lehmann, Ernst: Zwei Funde aus der Bronzezeit Thüringens. Mit 3 Textabbildungen.

Bezzenberger, Adalbert: Eine Fälschung. Mit 3 Textabbildungen.

Koenen, Konstantin: Römisches in Paderborn. Mit 2 Textabbildungen.

Magdalinski: Die Windelbahn von Stolp in Pommern. Mit 6 Textabbildungen.

Beltz, Robert: Literatur zur mecklenburgischen Vorgeschichte 1900—1920.

Walter, Emil: Neue Literatur zur Vorgeschichte Pommerns.

Bayer, Josef: Die Bestätigung meiner Eiszeitchronologie durch Spanien.

II. Bücherbesprechungen.

III. Nachrichten.

Gesellschaft für Deutsche Vorgeschichte.

Förderung der Urgeschichte unseres Volkes ist jetzt nationale Pflicht, dies kann nicht besser geschehen als durch Beitritt zur genannten Gesellschaft.

Der Mitgliedsbeitrag der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte beträgt für 1922 30 M., für Mitglieder der Berliner Zweiggesellschaft 5 M. mehr; die Einzahlung desselben hat an den Verlag von **Curt Kabitzsch, Leipzig,** Dörrienstraße 16 (Postscheckkonto Leipzig 54228), zu erfolgen.

Neuanmeldun

rungsrat **Professor**
meister der Gesellsch

Anschrift-Än

Leipzig, Dörrien

Manuskripte

felde, Karlstraße 10
schrieben sein, Zeich
oder mit Bleistift au
die jedoch tief schwa

Der Bezugspr

Ergänzungsbände
preis aufgeh

Die Bände I—

sich an den Verlag.

Digitized by Google

Dieses Heft bildet den Schluß des 13. Bandes.

Band 13. Heft 4.

MANNUS

Zeitschrift für Vorgeschichte

begründet und für die Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte

herausgegeben von

Prof. Dr. Gustaf Kossinna

13. Band (1921)

Leipzig

Verlag von Curt Kabitzsch

1922.

Digitized by Google

Verlag von Curt Kabitzsch in Leipzig, Dörrienstraße 16.

„Mannus", Zeitschrift für Vorgeschichte

herausgegeben von Prof. Dr. Gustaf Kossinna.

Jährlich 2—4 Hefte in zwangloser Folge, die zusammen einen stattlichen Band mit vielen Tafeln und reichlichen Textabbildungen bilden. Einzelne Hefte sind nicht käuflich.

Bezugspreis für vorliegenden Band M. 60.—. Der Bezug des 1. Heftes verpflichtet zur Abnahme der Fortsetzung bis zum Schluß des Bandes.

Inhaltsverzeichnis des vorliegenden Heftes:

I. Abhandlungen:

Kossinna, Gustaf: Entwicklung und Verbreitung der steinzeitlichen Trichterbecher, Kragenflächchen und Kugelflaschen. III. Kugelflaschen. Mit 1 Karte. (Tafel VIII.)
Lehmann, Hans Richard: Die ältere Steinzeit in Mitteldeutschland. Mit 48 Textabbildungen.
Kossinna, Gustaf: Oskar Montelius. Mit 3 Textabbildungen.

II. Bücherbesprechungen.

III. Nachrichten.

Gesellschaft für Deutsche Vorgeschichte.

Förderung der Urgeschichte unseres Volkes ist jetzt nationale Pflicht, dies kann nicht besser geschehen als durch Beitritt zur genannten Gesellschaft.

Der Mitgliedsbeitrag der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte beträgt für 1922 30 M., für Mitglieder der Berliner Zweiggesellschaft 5 M. mehr; die Einzahlung desselben hat an den Verlag von Curt Kabitzsch, Leipzig, Dörrienstraße 16 (Postscheckkonto Leipzig 54228), zu erfolgen.

Neuanmeldungen sowie **Abmeldungen** sind entweder an den Vorsitzenden, Herrn Geh. Regierungsrat Professor Dr. G. Kossinna, Berlin-Lichterfelde, Karlstrasse 10 oder an den Schatzmeister der Gesellschaft, Herrn Ernst Snethlage, Berlin NW 6, Quitzowstraße 123 zu richten.

Anschrift-Änderungen und Zahlungen dagegen an den Verlag von Curt Kabitzsch, Leipzig, Dörrienstraße 16. Postscheckkonto Leipzig No. 54228.

Manuskripte, Vorlagen usw. sind nur an den Herausgeber, Herrn Geh. Regierungsrat Professor Dr. G. Kossinna, Berlin-Lichterfelde, Karlstraße 10 einzuliefern (Einschreiben!). Manuskripte sollen möglichst einseitig beschrieben sein, Zeichnungen reproduktionsfähig ausgeführt unter Vermeidung von Bleistiftstrichen oder mit Bleistift ausgeführten Schattierungen. Am besten geeignet sind Federzeichnungen, die jedoch tief schwarz gehalten sein müssen. Graue Striche erschweren die Wiedergabe.

Der Bezugspreis des Mannus im Buchhandel beträgt ab Band 7 bis einschließlich Band 13 M. 80.—, Band 14 (1922) wird M. 80.— kosten. Ferner sei auf die beiden Ergänzungsbände, Preis zusammen M. 24.—, aufmerksam gemacht. Für die ersten 6 Bände ist der reguläre Bezugspreis aufgehoben. Der Preis ist wesentlich höher, da sie durch kostspielige Nachdrucke ergänzt werden müssen. Der jeweilige Preis wird Interessenten vom Verlag gern mitgeteilt.

Die Bände I—XII und Ergänzungsband I und II können neu eintretende Mitglieder und Abonnenten, soweit noch vorhanden, nachbeziehen. Man wende sich an den Verlag.

Mit einer Beilage von J. F. Lehmann's Verlag, München, betr. Jung, Germanische Götter und Helden.

Digitized by Google

Band 1:

„Der deutsche Landkrieg"

1. Teil:

Vom Kriegsbeginn bis zum Frühjahr 1915.

XVI, 535 Seiten mit 16 Textskizzen und 4 Kartenbeilagen, holzfreies Papier.

In Ganzleinen . . . . . M. 120.—
In Halbleder . . . . . M. 170.—

*

Band 8:

„Die Organisationen der Kriegführung"

1. Teil:

Die für den Kampf unmittelbar arbeitenden Organisationen.

XII, 517 Seiten mit Textskizze und 2 Kartenbeilagen, holzfreies Papier.

In Ganzleinen . . . . . M. 120.—
In Halbleder . . . . . M. 170.—

Lichtdruck
Kunstblätter, ein- u. mehrfarbig ✧ Wissenschaftliche Präparate ✧ Postkarten in jeder Art und Ausführung

Steindruck
Künstlerplakate ✧ Kalender, Reklamekarten ✧ Wissenschaftliche Lithographie ✧ Photolithographie

Buchdruck
Künstlerische Werbedrucksachen vom einfachen Geschäftspapier bis zum monumentalen Prachtwerk

Photographie
Reproduktions-Aufnahmen in eigenen Ateliers für Kunst, Wissenschaft und Industrie

Chemigraphie und Chromotypie
Autotypien, Strichätzungen, Kornätzungen, Holzschnitte, Galvanos ✧ Drei- und Mehrfarben-Ätzungen

Digitized by Google

Verlag von Curt Kabitzsch in Leipzig, Dörrienstraße 16.

Neu:

Das Gräberfeld von Hallstatt,
seine Zusammensetzung und Entwicklung

Von Univ.-Prof. Dr. **Moritz Hoernes** †.

4°, II u. 45 Seiten mit 4 Seiten Abbildungen. 1921. M. 36.—.

Die prähistorischen Sammlungen des Museums zu Hallstatt.

Von

Dr. Adolf Mahr.

gr. 8°, 63 S. mit 8 Tafeln. 1921. M. 24.—.

2 Arbeiten, die für den Prähistoriker von größter Wichtigkeit und unentbehrlich sind. Hoernes gibt zum 1. Mal eine gründliche Beschreibung der Hallstätter Gräberfunde, Mahr eine Ergänzung dazu.

Urgeschichte und Besiedelung der Umgegend von Cassel.

Ein Beitrag zur Heimatkunde

unter Mitwirkung von

Gustaf Kossinna

bearbeitet von **Carl Hessler.**

VI und 68 S. mit 20 Abbildungen im Text. 1920. M. 8.—.

Eine kurze Einführung in die vor- und frühgeschichtliche Forschung überhaupt; zeigt uns was unsere Vorfahren geleistet haben und bietet nebenher eine Urgeschichte des hessischen Gebietes. Für Lehrer und jeden, der sich für hessische Heimatkunde und für deutsche Vorgeschichte im allgemeinen interessiert, eine unentbehrliche Grundlage zur Einführung in diese Wissenschaft.

Archäologische Erläuterungen zur Germania des Tacitus.

Von **Georg Wilke.**

84 Seiten mit 74 Abbildungen im Text. 1921. M. 15.–, geb. M. 22.—.

Die Urkunden zur Nachprüfung von Tacitus' Angaben verdanken wir in erster Linie der deutschen Vorgeschichte; in Wort und Bild wird uns hier vor Augen geführt, was uns durch Ausgrabungen und auf antiken Kunstdenkmälern darüber überliefert wurde, so daß wir uns ein Bild von der Kulturhöhe unserer Vorfahren zu Tacitus Zeiten machen können. Auch der Prähistoriker von Fach findet in dem Buch manches Neue, vor allem interessiert es aber den Schulmann, der dadurch in die Lage versetzt wird, den altsprachlichen Unterricht anregender zu gestalten.

Nach dem übervalutigen Ausland kommt auf obige Preise noch ein Valuta-Aufschlag hinzu.

Digitized by Google

Verlag von Curt Kabitzsch in Leipzig, Dörrienstraße 16.

Mannusbibliothek

herausgegeben von Prof. Dr. Gustaf Kossinna.

No. 1. Wilke, Dr. Georg, **Spiral-Mäander-Keramik und Gefäßmalerei.** (Hellenen und Thraker). III, 84 Seiten mit 100 Abbildungen im Text und 1 Tafel. 1910. Einzelpreis M. 18.—, Vorzugspreis**) M. 14.40.

No. 2. Kimakowicz-Winnicki, M. von, **Spinn- und Webewerkzeuge.** Entwicklung und Anwendung in vorgeschichtlicher Zeit Europas. III, 70 Seiten mit 107 Textabbildungen. 1911. Einzelpreis M. 18.—, Vorzugspreis M. 14.40.

No. 3. Schulz, Prof. Bruno, **Das Grabmal des Theoderich zu Ravenna** und seine Stellung in der Architekturgeschichte. 34 Seiten mit 34 Abbildungen im Text und 1 Titelbild. 1911. Einzelpreis M. 8.—, Vorzugspreis M. 6.40.

No. 4. Bartelt, Rektor Wilhelm, und Waale, Mittelschullehrer Karl, **Die Burgwälle des Ruppiner Kreises.** Ein Beitrag zur Heimatkunde. III, 65 Seiten mit 1 Karte und 20 Tafeln, enthaltend 27 Lagepläne, sowie 227 Abbildungen im Text. 1911. Einzelpreis M. 21.—, Vorzugspreis M. 16.80.

No. 5. Kropp, Philipp, **Latènezeitliche Funde an der keltisch-germanischen Völkergrenze zwischen Saale und Weißer Elster.** IV, 132 Seiten mit 167 Abbildungen und 2 Kärtchen im Text. 1911. Einzelpreis M. 32.—, Vorzugspreis M. 25.60.

No. 6. Kossinna, Prof. Dr. Gustaf, **Die Herkunft der Germanen.** Zur Methode der Siedlungsarchäologie. 2. Aufl. Neudruck der Ausgabe von 1911 vermehrt durch Nachträge und 9 Karten. II u. 30 Seiten mit 9 Karten. 1920. Einzelpreis M. 12.—, Vorzugspreis M. 9.60. (Einband M. 8.—).

No. 7. Wilke, Dr. Georg, **Südwesteuropäische Megalithkultur** und ihre Beziehungen zum Orient. IV, 181 Seiten mit 141 Abbildungen im Text. 1912. Einzelpreis M. 35.—, Vorzugspreis M. 28.—.

No. 8. Blume, Dr. Erich, **Die germanischen Stämme** und die Kulturen zwischen Oder und Passarge zur römischen Kaiserzeit. I. Teil: VI, 213 Seiten mit 256 Abbildungen im Text und auf 6 Tafeln nebst 1 Karte. 1912. Einzelpreis M. 35.—, Vorzugspreis M. 28.—.

No. 9. Kossinna, Prof. Dr. Gustaf, **Die deutsche Vorgeschichte** eine hervorragend nationale Wissenschaft. 3. verbesserte Auflage. VII, 255 Seiten mit 456 Abbildungen im Text und auf 50 Tafeln. 1921. Einzelpreis M. 60.—, Vorzugspreis M. 48.—. (Einband M. 16.—).

No. 10. Wilke, Dr. Georg, **Kulturbeziehungen zwischen Indien, Orient und Europa.** IV, 276 Seiten mit 216 Abbildungen im Text. 1913. Einzelpreis M. 45.—, Vorzugspreis M. 36.—.

**) Der Vorzugspreis tritt ein, wenn auf die Sammlung abonniert wird oder von den bereits vorliegenden Bänden mindestens 4 auf einmal bezogen werden. Gebunden kostet jeder Band M. 8.— bis M. 16.— mehr.

W. S. g. u.

Nach dem übervalutigen Ausland kommt auf obige Preise noch ein Valuta-Aufschlag hinzu.

Digitized by Google

Verlag von Curt Kabitzsch in Leipzig, Dörrienstraße 16.

Mannusbibliothek

herausgegeben von Prof. Dr. Gustaf Kossinna.

No. 11. Schulz-Minden, Dr. Walther, **Das germanische Haus** in der vorgeschichtlichen Zeit. VIII, 128 Seiten mit 48 Abbildungen im Text. 1913. Einzelpreis M. 20.—, Vorzugspreis M. 16.—.

No. 12. Kossinna, Prof. Dr. Gustaf, **Der germanische Goldreichtum in der Bronzezeit.** I. Der Goldfund von Messingwerk bei Eberswalde und die goldenen Kultgefäße der Germanen. IX, 56 Seiten mit 17 Tafeln und 24 Abbildungen im Text. 1913. Einzelpreis M. 20.—, Vorzugspreis M. 16.—.

No. 13. Lienau, M. M., **Über Megalithgräber und sonstige Grabformen der Lüneburger Gegend.** III, 42 Seiten mit 1 Karte, 30 Tafeln und 5 Abbildungen im Text. 1914. Einzelpreis M. 20.—, Vorzugspreis M. 16.—.

No. 14. Blume, Dr. Erich, **Die germanischen Stämme** und die Kulturen zwischen Oder und Passarge zur römischen Kaiserzeit. II. Teil: Material. Aus dem Nachlaß herausgegeben von M. Schultze. XIII, 212 Seiten. 1915. Einzelpreis M. 30.—, Vorzugspreis M. 24.—.

No. 15. Wahle, Dr. Ernst, **Ostdeutschland in jungneolithischer Zeit,** ein prähistorisch-geographischer Versuch. IX, 216 Seiten mit 2 Karten und 4 Tafeln. 1918. Einzelpreis M. 35.—, Vorzugspreis M. 28.—.

No. 16. Jahn, Dr. Martin, **Die Bewaffnung der Germanen in der älteren Eisenzeit** etwa von 700 v. Chr. bis 200 n. Chr. X, 276 Seiten mit 1 Tafel, 2 Karten und 227 Abbildungen im Text. 1916. Einzelpreis M. 30.—, Vorzugspreis M. 24.—.

No. 17. Åberg, Dr. Nils, **Die Typologie der nordischen Streitäxte.** IV, 60 Seiten mit 75 Abbildungen im Text. 1918. Einzelpreis M. 12.—, Vorzugspreis M. 9.60.

No. 18. Kostrzewski, Dr. Józef, **Die ostgermanische Kultur der Spätlatènezeit.** I. Teil: XII, 254 Seiten mit 244 Textabbildungen und 1 Karte. 1919. M. 35.—, Vorzugspreis M. 28.—.

No. 19. Kostrzewski, Dr. Józef, **Die ostgermanische Kultur der Spätlatènezeit.** II. Teil: Material. Mit 118 Beilagen, Verzeichnis der Fundorte und Sachregister. VI, 123 Seiten. 1919. M. 25.—, Vorzugspreis M. 20.—.

No. 20. Rademacher, Karl, **Die vorgeschichtliche Besiedelung der Seideterrasse zwischen Rheinebene, Acher und Sülz** sowie insbesondere die Besiedelung des Ostrandes zur fränkischen Zeit. 35 Seiten mit 4 Abbildungen im Text nebst 11 Tafeln, darunter 4 Karten. 1920. M. 14.—, Vorzugspreis M. 11.20.

No. 21: Jahn, Dr. Martin, **Der Reitersporn, seine Entstehung und früheste Entwicklung.** VI u. 128 S. mit 90 Abbildungen im Text und 1 Tafel. 1921. M. 35.—. Vorzugspreis M. 28.—.

Nach dem übervalutigen Ausland kommt auf obige Preise noch ein Valuta-Aufschlag hinzu.

Digitized by Google

MANNUS

Zeitschrift für Vorgeschichte

begründet und für die Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte

herausgegeben von

Prof. Dr. Gustaf Kossinna

13. Band (1921)

Leipzig
Verlag von Curt Kabitzsch
1922.

Digitized by Google

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.

Druck der Universitätsdruckerei H. Stürtz A. G., Würzburg.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Abhandlungen	1, 143, 239
Mitteilungen	67, 227
Bücherbesprechungen	126, 230, 336
Aus Museen und Vereinen	120
Nachrichten	135, 237, 345
Nachrufe (Ludwig Pfeiffer, Felix Peiser, Oskar Montelius, Eugen Bracht)	138, 238

Åberg, Nils: Das Haus zu Tösta. Mit 5 Textabb. 104
Bayer, J.: Das vermeintliche Solutréen in Skandinavien. Mit 5 Textabb. . . . 1
Bayer, Josef: Der Beckenton von Rabutz — I. Interglazial 67
Bayer, J.: Der Mammutjägerhalt der Aurignaczeit bei Lang-Mannersdorf a. d. Perschling (Nied.-Öst.). Mit Taf. IV und V. 76
Bayer, Josef: Die Bestätigung meiner Eiszeitchronologie durch Spanien 227
Beltz, Robert: Literatur zur mecklenburgischen Vorgeschichte 1900—1920 206
Bezzenberger, Adalbert: Eine Fälschung. Mit 3 Textabb. 176
Frödin, Otto und Fürst, Carl M.: Hat man im Norden in der Steinzeit skalpiert? Mit 7 Abb. auf Tafel II und III 52
Heck, H. jun.: Ein paläolithischer Knochenschaber im ortsgeschichtlichen Museum zu Diez a. L. Mit 4 Textabb. 166
Hertlein, Friedrich: Die Kalenderdaten der Juppitergigantensäulen 88
Heß von Wichdorff, H.: Krantas und Jurabecken in Ostpreußen. Mit 1 Textabb. 41
Kemke, Heinrich: Felix Peiser 138
Koenen, Konstantin: Römisches in Paderborn. Mit 1 Abb. u. 1 Karte 185
Kossinna, Gustaf: Entwicklung und Verbreitung der steinzeitlichen Trichterbecher, Kragenfläschchen und Kugelflaschen. I. Trichterbecher. Mit 39 Textabb. und Tafel I 13
Kossinna, Gustaf: Entwicklung und Verbreitung der steinzeitlichen Trichterbecher, Kragenfläschchen und Kugelflaschen. II. Kragenfläschchen. Mit 18 Textabb. und Tafel VII 143
Kossinna, Gustaf: Entwicklung und Verbreitung der steinzeitlichen Trichterbecher, Kragenfläschchen und Kugelflaschen. III. Kugelflaschen. Mit 1 Karte (Tafel VIII) 239
Kossinna, Gustaf: Oskar Montelius. Mit 3 Textabb. 309
Kossinna, Gustaf: Nachrufe (Ludwig Pfeiffer, Oskar Montelius, Eugen Bracht) 138, 238

Digitized by Google

Seite

Kostrzewski, Jos.: Gefäße mit Rädchenverzierung aus Polen. Mit 10 Textabb. und Tafel VI 82
Lehmann, Ernst: Zwei Funde aus der Bronzezeit Thüringens. Mit 3 Textabb. 172
Lehmann, Hans und Richard: Die ältere Steinzeit in Mitteldeutschland. Mit 48 Abb. 269
Magdalinski: Die Windelbahn von Stolp in Pommern. Mit 6 Textabb. 197
Schumacher, Paul: Ein Burgwall bei Polzin, Kr. Belgard, Pommern. Mit 1 Textabb. 115
Walter, E.: Neuere Literatur zur Vorgeschichte Pommerns 215

Bücherbesprechungen.

Seite

Åberg, Nils: Ostpreußen in der Völkerwanderungszeit (M. Jahn) 340
Amende, E.: 5 Einzelabhandlungen in Mitt. d. Gesch. u. Altertumsforsch. Gesellsch. des Osterlandes 128
Amende, E:. Vorgeschichte des Altenburger Landes (Georg Wilke) 128
Götze, Alfred: Die vor- und frühgeschichtlichen Denkmäler des Kreises Ostprignitz . . 236
Götze, Alfred: Die vor- und frühgeschichtlichen Denkmäler des Kreises Westprignitz 236
Götze, Alfred: Die vor- und frühgeschichtlichen Denkmäler der Kreise Lebus und Stadt Frankfurt a. O. (M. Jahn) 234
Heß von Wichdorff, H.: Geologie der Kurischen Nehrung (Rudolf Hundt) . . . 126
Hoernes, Moritz: Das Gräberfeld von Hallstatt, seine Zusammensetzung und Entwicklung. Leipzig 1921 (Friedrich Wagner) 337
Jahn, Martin: Der Reitersporn (Oscar Almgren und Birger Nerman) 338
Klaatsch, Hermann: Der Werdegang der Menschheit und die Entstehung der Kultur. Berlin (J. Bayer) 336
Knorr, Robert: Töpfer und Fabriken verzierter Terra-Sigillata des ersten Jahrhunderts. Stuttgart 1919 (Friedrich Wagner) 338
La Baume, Wolfgang: Vorgeschichte von Westpreußen (M. Jahn) 127
Lindner, Theodor: Weltgeschichte in zehn Bänden (Theodor Abeling) 131
Mahr, Adolf: Die prähistorischen Sammlungen des Museums zu Hallstatt. Leipzig 1921 (Friedrich Wagner) 337
Moser, Hans Joachim: Geschichte der deutschen Musik (Oskar Fleischer) 343
Rydh, Hanna: Dosformiga spännen från vikingatiden (Nils Niklasson) 130
Veröffentlichungen des Oberhessischen Museums und der Gailschen Sammlungen zu Gießen, Abteilung für Vorgeschichte (Walter Bremer) 230
Virchow, Hans: Die menschlichen Skelettreste aus dem Kämpfeschen Bruch im Travertin von Ehringsdorf bei Weimar (Ernst Wahle) 233

Digitized by Google

Verlag von Curt Kabitzsch in Leipzig, Dörrienstraße 16.

Mannusbibliothek

herausgegeben von Prof. Dr. Gustaf Kossinna.

No. 1. Wilke, Dr. Georg, **Spiral-Mäander-Keramik und Gefäßmalerei.** (Hellenen und Thraker). III, 84 Seiten mit 100 Abbildungen im Text und 1 Tafel. 1910. Einzelpreis M. 18.—, Vorzugspreis**) M. 14.40.

No. 2. Kimakowicz-Winnicki, M. von, **Spinn- und Webewerkzeuge.** Entwicklung und Anwendung in vorgeschichtlicher Zeit Europas. III, 70 Seiten mit 107 Textabbildungen. 1911. Einzelpreis M. 18.—, Vorzugspreis M. 14.40.

No. 3. Schulz, Prof. Bruno, **Das Grabmal des Theoderich zu Ravenna** und seine Stellung in der Architekturgeschichte. 34 Seiten mit 34 Abbildungen im Text und 1 Titelbild. 1911. Einzelpreis M. 8.—, Vorzugspreis M. 6.40.

No. 4. Bartelt, Rektor Wilhelm, und Waale, Mittelschullehrer Karl, **Die Burgwälle des Ruppiner Kreises.** Ein Beitrag zur Heimatkunde. III, 65 Seiten mit 1 Karte und 20 Tafeln, enthaltend 27 Lagepläne, sowie 227 Abbildungen im Text. 1911. Einzelpreis M. 21.—, Vorzugspreis M. 16.80.

No. 5. Kropp, Philipp, **Latènezeitliche Funde an der keltisch-germanischen Völkergrenze zwischen Saale und Weißer Elster.** IV, 132 Seiten mit 167 Abbildungen und 2 Kärtchen im Text. 1911. Einzelpreis M. 32.—, Vorzugspreis M. 25.60.

No. 6. Kossinna, Prof. Dr. Gustaf, **Die Herkunft der Germanen.** Zur Methode der Siedlungsarchäologie. 2. Aufl. Neudruck der Ausgabe von 1911 vermehrt durch Nachträge und 9 Karten. II u. 30 Seiten mit 9 Karten. 1920. Einzelpreis M. 12.—, Vorzugspreis M. 9.60. (Einband M. 8.—).

No. 7. Wilke, Dr. Georg, **Südwesteuropäische Megalithkultur** und ihre Beziehungen zum Orient. IV, 181 Seiten mit 141 Abbildungen im Text. 1912. Einzelpreis M. 35.—, Vorzugspreis M. 28.—.

No. 8. Blume, Dr. Erich, **Die germanischen Stämme** und die Kulturen zwischen Oder und Passarge zur römischen Kaiserzeit. I. Teil: VI, 213 Seiten mit 256 Abbildungen im Text und auf 6 Tafeln nebst 1 Karte. 1912. Einzelpreis M. 35.—, Vorzugspreis M. 28.—.

No. 9. Kossinna, Prof. Dr. Gustaf, **Die deutsche Vorgeschichte** eine hervorragend nationale Wissenschaft. 3. verbesserte Auflage. VII, 255 Seiten mit 456 Abbildungen im Text und auf 50 Tafeln. 1921. Einzelpreis M. 60.—, Vorzugspreis M. 48.—. (Einband M. 12.—).

No. 10. Wilke, Dr. Georg, **Kulturbeziehungen zwischen Indien, Orient und Europa.** IV, 276 Seiten mit 216 Abbildungen im Text. 1913. Einzelpreis M. 45.—, Vorzugspreis M. 36.—.

**) Der Vorzugspreis tritt ein, wenn auf die Sammlung abonniert wird oder von den bereits vorliegenden Bänden mindestens 4 auf einmal bestellt werden. Gebunden kostet jeder Band M. 8.— bis M. 12.— mehr.

W. S. g. u.

Nach dem übervalutigen Ausland kommt auf obige Preise noch ein Valuta-Aufschlag hinzu.

Digitized by Google

Verlag von Curt Kabitzsch in Leipzig, Dörrienstraße 16.

Mannusbibliothek

herausgegeben von Prof. Dr. Gustaf Kossinna.

No. 11. Schulz-Minden, Dr. Walther, **Das germanische Haus** in der vorgeschichtlichen Zeit. VIII, 128 Seiten mit 48 Abbildungen im Text. 1913. Einzelpreis M. 20.—, Vorzugspreis M. 16.—.

No. 12. Kossinna, Prof. Dr. Gustaf, **Der germanische Goldreichtum in der Bronzezeit.** I. Der Goldfund von Messingwerk bei Eberswalde und die goldenen Kultgefäße der Germanen. IX, 56 Seiten mit 17 Tafeln und 24 Abbildungen im Text. 1913. Einzelpreis M. 20.—, Vorzugspreis M. 16.—.

No. 13. Kienau, M. M., **Über Megalithgräber und sonstige Grabformen der Lüneburger Gegend.** III, 42 Seiten mit 1 Karte, 30 Tafeln und 5 Abbildungen im Text. 1914. Einzelpreis M. 20.—, Vorzugspreis M. 16.—.

No. 14. Blume, Dr. Erich, **Die germanischen Stämme** und die Kulturen zwischen Oder und Passarge zur römischen Kaiserzeit. II. Teil: Material. Aus dem Nachlaß herausgegeben von M. Schultze. XIII, 212 Seiten. 1915. Einzelpreis M. 30.—, Vorzugspreis M. 24.—.

No. 15. Wahle, Dr. Ernst, **Ostdeutschland in jungneolithischer Zeit,** ein prähistorisch-geographischer Versuch. IX, 216 Seiten mit 2 Karten und 4 Tafeln. 1918. Einzelpreis M. 35.—, Vorzugspreis M. 28.—.

No. 16. Jahn, Dr. Martin, **Die Bewaffnung der Germanen in der älteren Eisenzeit** etwa von 700 v. Chr. bis 200 n. Chr. X, 276 Seiten mit 1 Tafel, 2 Karten und 227 Abbildungen im Text. 1916. Einzelpreis M. 30.—, Vorzugspreis M. 24.—.

No. 17. Åberg, Dr. Nils, **Die Typologie der nordischen Streitäxte.** IV, 60 Seiten mit 75 Abbildungen im Text. 1918. Einzelpreis M. 12.—, Vorzugspreis M. 9.60.

No. 18. Kostrzewski, Dr. Józef, **Die ostgermanische Kultur der Spätlatènezeit.** I. Teil: XII, 254 Seiten mit 244 Textabbildungen und 1 Karte. 1919. M. 35.—, Vorzugspreis M. 28.—.

No. 19. Kostrzewski, Dr. Józef, **Die ostgermanische Kultur der Spätlatènezeit.** II. Teil: Material. Mit 118 Beilagen, Verzeichnis der Fundorte und Sachregister. VI, 123 Seiten. 1919. M. 25.—, Vorzugspreis M. 20.—.

No. 20. Rademacher, Karl, **Die vorgeschichtliche Besiedelung der Heideterrasse zwischen Rheinebene, Acher und Sülz** sowie insbesondere die Besiedelung des Ostrandes zur fränkischen Zeit. 35 Seiten mit 4 Abbildungen im Text nebst 11 Tafeln, darunter 4 Karten. 1920. M. 14.—, Vorzugspreis M. 11.20.

No. 21: Jahn, Dr. Martin, **Der Reitersporn, seine Entstehung und früheste Entwicklung.** VI u. 128 S. mit 90 Abbildungen im Text und 1 Tafel. 1921. M. 35.—. Vorzugspreis M. 28.—.

Nach dem übervalutigen Ausland kommt auf obige Preise noch ein Valuta-Aufschlag hinzu.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT

This book is under no circumstances to be taken from the Building

form 410

Digitized by Google

Digitized by Google